Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:

Marie von Ebner-Eschenbach, G. Planck, F. von Saar.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 81. Bandes.

April — Mai — Juni.

1897.

Inhalt des 81. Bandes.

Mit den Portraits von:
Marie von Ebner-Eschenbach, G. Planck, F. von Saar; radirt von Johann Lindner in München.




Einundachtzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1897.
Breslau.
S. Schottlaender.



Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXI. Band. — April 1897. — Heft 241.

(Mit einem Portrait in Radirung: Marie von Ebner-Eschenbach.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

April 1897.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Marie von Ebner-Eschenbach.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Marie Ebner-Eschenbach.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau



Einsam.

Von

Juhani Aho*).

I.

Das Abendessen war beendet, man saß im Salon, und die Uhr ging auf Zwölf. Man war den ganzen Abend einsilbig gewesen, und was gesagt wurde, war ohne Inhalt. Die Unterhaltung war mehr und mehr versiegt und drohte ganz in's Stocken zu gerathen. Wenn das Rollen einer auf der Straße vorüberfahrenden Droschke, das auf Minuten die Stille unterbrochen hatte, in der Ferne erklang, hörte man Nichts mehr als den wehmüthig singenden Ton der Lampenflamme.

Ich sah, wie Anna heimlich ein Gähnen hinter der Hand verbarg. Der Bruder, der mit langausgestreckten Beinen im Schaukelstuhl lag, gähnte ganz unverhohlen, — wir waren nämlich alte Freunde. Ich konnte nicht länger sitzen bleiben, obwohl ich meine Blicke gern noch eine Weile von meinem Platz unter dem Halbschatten eines Lampenschirmes dorthin gerichtet hätte, wo sie, von dem Licht der Lampe beschienen, über ihre Arbeit gebeugt saß. Jetzt legte sie das Nähzeug auf den Tisch und schien im Begriff, sich erheben zu wollen. Ich war ihr zuvorgekommen, nahm meinen Hut, der auf dem Clavier lag, und verbeugte mich vor der Mutter.

„Gehen Sie schon?" fragte diese, streckte aber doch ihre Hand aus.

„Es wird Zeit," sagte ich, und ich besaß nicht Stolz genug, um den niedergeschlagenen Ton meiner Stimme zu dämpfen, obwohl ich fühlte, daß ich es hätte thun müssen.

„Nun, dann leben Sie wohl und glückliche Reise!" Und dann

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Finnischen von **Mathilde Mann** — Altona.

wünschte sie mir noch Glück und Wohlergehen und hieß mich, viele neue Gedanken mit heimbringen.

„Viele neue Gedanken — ja!“ und ich bemühte mich, meiner Stimme einen halb bittern, halb verächtlichen Ton zu geben.

„Lebe wohl, alter Bursche, und schreibe über alles Mögliche, wie wir verabredet haben,“ sagte der Bruder, die Trägheit abschüttelnd, die mich den ganzen Abend gepeinigt hatte.

Anna saß zwischen ihnen. Ich war an ihr vorbei, von der Mutter zum Bruder gegangen. Ich wollte, daß der Druck ihrer Hand der letzte vor meiner Abreise sein sollte.

„Adieu — —“

„Adieu, glückliche Reise.“

Wie trocken, wie feierlich und wie kalt sie das sagte! Wie gleichgiltig und gefühllos ihr Händedruck war!

Als die Andern mich auf den Vorsaal hinausbegleiteten, blieb sie im Salon zurück und schloß das Clavier, an dem sie in der Dämmerstunde, als ich kam, saß und phantasirte. Ich hatte die Musik auf der Treppe gehört und hatte eine Weile hinter der Thür mit verhaltenem Athem und pochendem Herzen gelauscht. Ich sah sie jetzt die Lampe vom Tisch nehmen, und ich hoffte schon, daß sie vielleicht kommen, mir vielleicht die Treppe hinableuchten würde. Aber sie räumte nur die Noten auf, wandte sich dann ab, ging durch das Zimmer nach ihrer Schlafstubenthür und schloß sie, wie es mir schien, erbarmungslos. Das Letzte, was ich von ihr sah, war ihr feines Profil, ihre zarte Wange und eine ringelnde Locke über ihrem Ohr.

Nein, dachte ich, während ich die Treppe hinabging, wenn Du nicht willst, so will ich auch nicht. Und ich stieß die Hausthür auf, soweit die Feder nachgab. Mag sie knallen! Und sie knallte so, daß die Fensterscheiben klirrten und die lange, dunkle Diele erzürnt widerhallte.

Gott sei Dank, daß die Sache endlich klar wurde! Noch bis zum letzten Augenblick hatte ich mich mit Hoffnungen abgequält, — jetzt quält mich Nichts mehr. Ich glich dem Wüstenwanderer, vor dessen Blicken die Fata Morgana plötzlich verschwindet, und der Nichts als das endlose Sandmeer um sich her erblickt und weiß, daß er seinen Durst nicht löschen kann. Und die Resignation der Hoffnungslosigkeit erfüllt meine Sinne.

Sei zufrieden so, wie es ist, sage ich zu mir selber. Weshalb wallt Deine Brust, weshalb stöhnt Dein Herz?

Ein schläfriger Droschkenkutscher humpelt mit seiner Droschke um die Straßenecke im Schein einer flackernden Gaslaterne.

Die belaubten Bäume der Boulevards ragen gleich einem dunklen Gewölbe über meinem Kopf empor. Ueber den Friedhof an der alten Kirche schleicht ein Bursche mit seiner Liebsten.

Eine einsame Frauengestalt mit einem Tuch über dem Kopf mäßigt ihre Schritte und gleitet zögernd an mir vorüber. Sie hat so demüthige,

flehende Augen. Du hättest sie mit Dir nehmen können, sie wäre Dir so dankbar gewesen, sie erwartete Dich vielleicht, sie stand ja beinahe dort unter der Laterne still: Morgen würde sie Dich dann an den Dampfer begleitet haben, würde Dich aus der Volksmenge angesehen und Dir heimlich einen Gruß mit dem Taschentuch zugewinkt haben. Weshalb ließest Du sie gehen?

Anna kann ja nicht kommen. Sie würde gern kommen, aber sie kann nicht. Nimm Dir das nicht so zu Herzen, Geliebte, Du kannst ja nicht! Weine nicht, meine Kleine, stirb nicht vor Schmerz! Versuche, froh zu sein! In ein paar Jahren komme ich wieder und bringe so viele, viele neue Gedanken mit heim.

Plötzlich hallt der ganze Marktplatz von einem lauten Wagengerassel wider, und von Trekanten herab kommt eine Droschke mit flotten Studenten, die soeben in der Stadt angekommen sind.

Sie sind jung, sie jauchzen und rufen Hurrah! Sie können noch genießen, und ihnen liegt die Welt offen.

Aber bin ich denn ganz von Sinnen? Bitter und mißgünstig bin ich gegen diese jungen Leute, die sie wahrscheinlich gar nicht kennen und die sich Nichts aus ihr machen, wie auch sie sich Nichts aus ihnen macht! Und nur aus dem einen Grunde, weil sie hier zurückbleiben! Aber Einer von ihnen, derjenige, der mir zunächst saß, hatte seine weiße Mütze so keck und sorglos auf das eine Ohr gesetzt. Er hatte so kräftige Schultern und so schwarzes, lockiges Haar. Ich gehe mit einem Cylinderhut wie ein alter Herr, und ich bin dick und schwerfällig und unbeholfen.

Ich zwinge mich zu einem überlegenen Hohnlächeln bei diesem Vergleich, beschleunige meine Schritte und gehe über die Esplanade nach Kämps Hotel, über dessen Thür eine elektrische Lampe ihr bläuliches Licht verbreitet.

Welch' angenehmes Gefühl, in seine Wohnung, sein Hotel, seine Nummer hinaufzusteigen. In der Thürspalte steckt die Rechnung, die, „um Irrthümer zu vermeiden", jeden Tag hingelegt wird, so freundlich ihre Hand aus. Welch' heimischer Duft in diesem Zimmer! Von welch' einer vorzüglichen Ordnung zeugen nicht diese unangebrannten Lichte, beide gleich lang, die zu beiden Seiten des Spiegels stehen, und dann der Aschbecher, auf dessen Boden ich mechanisch lese: „Nordisches Aussteuermagazin in Helsingfors. — Großes Lager von Wirthschaftsgeräthen für Privatfamilien und Gasthäuser."

Weshalb sagt man: „unpersönlich wie ein Hotelzimmer?" Vielleicht weil es nicht den eigenen Stempel der Person trägt, weil es keine Erinnerungen an Ereignisse in unserem Leben erweckt. Aber ich habe ja mein halbes Leben im Hotel zugebracht. Diese stummen Stühle, Sophas und Tische, die einander alle gleichen, sind für mich gleichsam alte Erbstücke. Und da steht ja mein Koffer weit geöffnet vor dem Alkoven. Als ich ihn vor einer Woche bei meiner Abreise vom Lande packte, waren wir noch

gute Freunde. Sie brachte mir meine frischgebügelte Wäsche, ganz roth von wirthschaftlicher Anstrengung. Ihr war der Athem ausgegangen, als sie die hohe Bodentreppe hinaufgesprungen war, und um Luft zu schöpfen, setzte sie sich auf einen Stuhl und ließ die Hände in den Schoß sinken.

Sie wollte sehen, wie man einen Koffer packe, wenn man in's Ausland reisen wolle. „Ach was, Sie kennen ja nicht einmal die ersten Anfänge, Sie alter Knabe! Fort mit Ihnen!" Und sie schob mich bei Seite, wendete den Koffer um und fing an, Alles von Neuem einzupacken. Sie lag auf den Knieen am Boden, das Haar in entzückender Unordnung. Ich mußte ihr die Sachen zureichen. Die weiße Wäsche glitt durch ihre Hände und wurde im Koffer so hübsch und glatt auf einander gestapelt und der kleinste Zwischenraum mit Kragen und Taschentüchern ausgefüllt.

Ich stand da, unbeholfen und bezaubert. Das würde sie nicht thun, wenn sie mich nicht liebte. Morgen sollte ich reisen, jetzt war der rechte Moment gekommen. Und ich sprach aus, was mir den ganzen Sommer auf der Zunge geschwebt hatte — daß ich sie liebe.

Ihr Antlitz kann ich nicht sehen. Aber ich sehe ihren Nacken erröthen, sie legt noch ein Paar Taschentücher hinein, wirft dann den ganzen Stapel auf den Fußboden, und ich höre schnelle Schritte die Treppe hinabeilen und über die Diele in ihr Zimmer huschen, dessen Thür in's Schloß fällt.

Ohne daß mich Jemand bemerkt, — die Mutter ist in der Küche beschäftigt — gelange ich in's Freie, schweife über Berge und Hügel, und als ich zurückkehre, an den Eisenbahnschienen entlang, kaum des mir entgegenbrausenden Zuges achtend, und wieder zu Hause anlange, ist ihre Thür noch verschlossen. Aber in meinem Zimmer, oben auf meiner Wäsche liegt ein Zettel von ihrer Hand. Sie hat mich wie einen Freund betrachtet, wie einen älteren Bruder, fast wie einen Onkel. Von etwas Anderem kann gar nicht die Rede sein. Hat weder der Mutter noch dem Bruder das Geringste gesagt. Und bittet, daß auch ich es nicht thun möge, denn sie „will nicht".

Sie kam nicht zum Abendbrod. Ich sah sie nicht vor dem nächsten Morgen, kurz ehe der Zug abging. Das leichte Sommergewand war verschwunden, sie trug ein ernstes Promenadenkleid. Aus einem ausgelassenen, muthwilligen Mädchen, das ich noch gestern auf Grund unserer alten Bekanntschaft in den Arm genommen und herumgeschwenkt, hatte sie sich in eine würdevolle Dame verwandelt.

Finden sich da nicht Erinnerungen und theure, liebe Gegenstände in diesem Zimmer? Der Koffer trägt noch die Spuren ihrer Hände. Weshalb sagt man, daß es einem Hotelzimmer an Persönlichkeit gebricht und daß man nicht betrübt ist, wenn man es verlassen soll?

Und wohl hätte er Etwas zu berichten, dieser Alkoven, in dem ich die schlaflosen Nächte dieser meiner Marterwoche verbracht habe, und wo ich —

ein ausgewachsener Mann — weinend das Kopfkissen an mich gepreßt habe, in dessen einer Ecke sich der Namenstempel des Hotels befand.

Und wie kann ich es denn über mich gewinnen, Dich zu verlassen, Dich, die meines Herzens größte Freude war! Aber es mußte ja sein! Fort, Fort! Alles unter Schloß und Riegel! Meine ganze Vergangenheit unter's Schloß und den Schlüssel in die Tasche! Und auf den Knieen liegend, drückte ich schonungslos das Schloß des Koffers fest, als wollte ich etwas Todtes hineinpressen.

Die elektrische Klingel, die dort am Ende des Korridors ertönte, war wohl von mir in Bewegung gesetzt worden?

Ach ja, der Kellner! „Wollen Sie, bitte, dafür Sorge tragen, daß meine Sachen nach dem Dampfer hinabbefördert werden?"

So leb' denn wohl, mein Zimmer! und halblaut frage ich mich, ob es mir nicht schwer wird, meine Heimat zu verlassen? Wirf am Thor eine letzte Kußhand zurück nach den Hallen deiner Väter, aus deren Fenstern dir die erlöschende Abendgluth einen Abschiedsgruß entgegenstrahlt.

Ich gehe in die Restauration hinab. Ich kann mich ja nicht wie ein Ausreißer aus dem Staube machen. Dies ist ja ein selten feierlicher Augenblick! Und zu dessen Ehre muß man wohl einen Abschiedstrunk trinken.

Als ich die Treppe hinuntergehe, auf deren teppichbelegten Stufen nur ein leiser Widerhall meiner Schritte hörbar ist, erblicke ich mit Genugthuung im Spiegel das Bild eines Mannes, der die Augenbrauen satirisch in die Höhe gezogen hat und dessen Mundwinkel Verachtung ausdrücken. Ich schwelge förmlich in diesem meinem Hohn, in dem Trotz meines eigenen Gemüths, den ich plötzlich, nach langer Zeit, wieder in mir aufsteigen fühle. Und ich will diese Empfindung aufrecht erhalten.

Aber ich fühle, daß der Boden gleichsam gesprungen ist und daß der Hohn und der Trotz mit großer Schnelligkeit sinken.

Im Vorsaal der Restauration fühle ich eine harte Matte von Lindenbast unter meinen Füßen. Mein Ueberrock fällt mir von den Schultern in die Hände des Kellners — — — Dort vor dem Spiegel stand sie im Frühling und ordnete ihr Haar und ihren Hut. — — Der große Speisesaal ist erleuchtet wie zu einer Hochzeit. Aus dem Nebenzimmer ertönen Stimmen, man sieht Damenhüte, Offiziersepaulettes und eine weiße Hemdsbrust. — — Dort hatten wir einmal mit der ganzen Familie zu Abend gegessen, ehe sie auf's Land reisten. Der Saal ist jetzt fast leer. Vor der Thür, mitten im Zimmer, steht ein runder Sophatisch. Um denselben herum bewegt sich ein kleiner, kahlköpfiger Herr, der an einer Kruste knappert und eine Gabel in der rechten Hand hält. Ein paar andere Herren im Frack, Senatskanzlisten, die anscheinend von einer Sitzung kommen, sitzen weiterhin im Saal, Jeder auf einer Seite eines kleinen runden Tisches, sich mit den Stirnen fast berührend, in lebhafter Unterhaltung begriffen.

Ich gehe durch den ganzen Raum bis an die äußerste Ecke des Zimmers. Ein Kellner hat sich von seinem Observationsposten an der entgegengesetzten Wand in Bewegung gesetzt.

Ich weiß nicht, was ich bestellen soll, etwa einen Grog!

Aber als ich das Gewünschte bekomme und anfange meinen Trank zu mischen, begreife ich nicht, warum in aller Welt ich hier bin, einsam, mitten in der Nacht mir einen Grog brauend. Wie mit einem Schlage erschlafft meine Spannkraft, und ich falle zusammen wie ein Bündel. Ich bin nicht mehr im Stande, den Kopf aufrecht zu halten, und der Hohn und der Trotz stürzen von ihrer künstlich aufgebauten Höhe herab.

Denn das Ganze ist ja entsetzlich hoffnungslos und traurig. Sie war meine letzte Hoffnung gewesen. Sie hatte mich wieder aufgerichtet, mich, der ich schon hoffnungslos, geistig leblos dalag. Ich wollte ein neues Leben beginnen, wollte arbeiten, wirken, mich anstrengen. Ich hatte mich schon darauf vorbereitet. Und nun war Alles wieder wie vorher. Ich saß hier in dieser Restauration wie an einem öden Strand, von dem ich auf immer Abschied genommen zu haben glaubte. Ich fühlte mich noch älter und kraftloser als vorher. Nichts in mir war zerrissen, ich fühlte weder Schmerzen noch Beklemmungen. Aber meine ganze Kraft war erlahmt. Ich war wie ein alter, abgearbeiteter Ackergaul.

Während der letzten Nächte hatte ich ausgetobt, ausgeklagt. Jetzt fühle ich, daß ich nicht mehr klagen, nicht einmal mehr trauern konnte. Ich wäre froh gewesen, wenn ich die Erinnerungen hätte von mir stoßen können. Aber sie hatten sich nun einmal daran gewöhnt, um diese Zeit des Nachts zu kommen. Sie kamen in demselben Fahrwasser daher, das sie immer zu durchfurchen pflegten. Ebenso hell — wenn auch vielleicht ein wenig bleicher und farbloser als bisher.

II.

Ich habe sie gekannt, als sie noch ganz klein war. Das erste Mal sehe ich sie, als mich der Bruder in die Familie einführt und mich als seinen besten Freund vorstellt. Die Mutter ist eine stille, freundliche Wittwe, von mildem, sanftem Aussehen und mit ergrauendem Haar. Sie scheint nur für ihre Kinder zu leben.

Man bringt Kaffee, und den Brotkorb trägt ein kleines, helläugiges Mädchen, das mir offen in die Augen sieht und sich nicht im Geringsten bemüht, seine Lachlust zu bezwingen. Ihre Verneigung besteht aus einem kurzen, ruckweisen Knix, gleichsam aus Zwang gemacht und aus Gnade geschenkt, der aber seine bestimmte Zeit hat, ebenso wie die kurzen Kleider. Zwei schwarze Flechten reichen ihr bis in die Taille hinab. Du wirst sicher viele Herzen brechen, wenn Du nur erst erwachsen bist, denke ich im Vorübergehen.

Wir werden gute Bekannte. Ich besuche die Familie oft, und die Kleine geht um dieselbe Zeit zur Schule, wie ich auf die Universität gehe. Entweder hole ich sie ein, oder ich mäßige meine Schritte, wenn ich sie um die Straßenecke biegen sehe. Oft, wenn ich sie nicht bemerkt habe, bekomme ich einen Schneeball in den Rücken. Und wenn ich mich dann nach ihr umwende, ballt sie schon lachend einen zweiten in ihren rothgefrorenen Händen zusammen. Sie ist so morgenfrisch, den Hut auf dem einen Ohr, während die Muffe an einer Schnur an der Seite hängt wie eine Jagdtasche. Zuweilen geschieht es, daß ich ihr um acht Uhr begegne, wenn ich von einem Trinkgelage heimkehre, das die ganze Nacht gewährt hat. Sie ahnt nicht, woher ich komme, springt an mir vorüber und pufft mich im Vorbeigehen. Wenn ich dann nach Hause komme und mich entkleide, Alles, was mir von der durchwachten Nacht anhängt, abwasche und mich auf mein unberührtes Bett lege, steht sie in Gedanken einen Augenblick vor mir, gleich einem kleinen, reinen Vogel, den man kennt und den man oft vor sich über den Weg huschen sieht.

Sie ist offenbar stolz auf ihren erwachsenen Cavalier, der sie oft gar bis an die Schulthüre begleitet. Wenn sie mir begegnet, läßt sie es sich nicht nehmen, mir eine Verbeugung zu machen, und ich lüfte den Hut wie vor einer erwachsenen Dame. Und oft springt sie aus dem Mädchenschwarm auf der anderen Seite der Straße auf mich zu und giebt mir ihre Bücher zu tragen, um sich vor ihren Freundinnen mit ihrer Bekanntschaft zu brüsten. Wenn es ihr einfällt, kann sie wohl sagen: „Kommen Sie doch, bitte, bald einmal zu uns!" Natürlich steht mein Name in ihrem Stammbuch und daneben ein Gedicht, und ich glaube, daß ich zu jener Zeit ihr „Ideal" war.

Ich verlobe mich, und als ich mit meiner Braut die erste Visite mache, ist sie nicht zu bewegen, in den Salon zu kommen. Die Mutter will sie hereinholen, aber sie antwortet nur: „Nein, ich komme nicht!" und ritzt Bilder auf die bethauten Fensterscheiben. Ich sehe das Alles durch die Thürspalte und höre die Mutter schelten: „Anna, besudele das Fenster doch nicht so!"

Meine Braut sitzt am Sophatisch und besieht Photographien. Ich empfinde eine augenblickliche Schwäche in meinen Gefühlen. Ihre Züge erscheinen mir, von vorn gesehen, so grob und alltäglich.

Am nächsten Tage erzählt mir der Bruder lachend, daß meine Braut, die Lehrerin an der höheren Töchterschule ist, in Annas Augen „häßlich" und „hochmüthig" sei, und daß Niemand in ihrer Klasse sie „ausstehen" könne. „Wie kann man auch nur einen solchen Geschmack haben!"

Auf mehrere Jahre verschwindet sie aus meinen Augen und Gedanken. Ich mache mein Examen, ziehe auf's Land und komme nur selten nach Helsingfors. Ich habe aus dieser Zeit kein anderes Bild von ihr als das eines heranwachsenden, gewöhnlichen Schulmädchens in den oberen Klassen der finnischen höheren Mädchenschule. Sie ist schüchterner als früher, und

wenn der Bruder sie einmal mit irgend einer „Flamme“ neckt, so geht sie beleidigt fort und zeigt sich nicht mehr.

Vor einem Jahr sehe ich sie zum ersten Mal in ihrer jetzigen Gestalt. Ich habe genug von den Verhältnissen und dem Leben auf dem Lande und in den kleinen Städten, wo ich seither Lehrer gewesen bin. Meine Verlobung ist längst aufgehoben, neue Verbindungen sind wieder abgebrochen. Es bietet sich mir eine Gelegenheit, in's Ausland zu reisen, und ich komme im Frühling nach Helsingfors, um Französisch zu lernen. Ich komme dorthin mit der inneren Leere, die in der Einsamkeit des Landes, in den entlegenen Winkeln der kleinen Städte, wo die Lebenskraft gleichsam eintrocknet, entsteht, und unter welcher der Geist schwindet und leidet. Alle Bande waren zerrissen, meine Eltern waren gestorben, und ich hatte keine Angehörigen, die mir nahe standen. Ich hatte gegen Niemand Verpflichtungen und ich konnte sorgenfrei leben, konnte noch einmal nach einem langen Zwischenraum das Leben in der großen Welt genießen, ehe ich mich ganz dem Alter übergab. Ich kam mit ungefähr denselben Gefühlen wie das erste Mal als junger Student.

Ich gehe geradeswegs nach dem alten, bekannten Hause und schelle. Ein erwachsenes junges Mädchen öffnet die Thür. Ich habe noch das deutliche Gefühl, daß ihre Züge, ihre Augen, ihr langes Haar, ihr rundlicher Busen, ihr schlanker Wuchs, — daß dies Alles sich in diesem Augenblick mit einem einzigen Schlage in meine Sinne einbrennt, wie in die Platte des Photographen.

Ich verliebe mich auf der Stelle in sie. Mit den zähen Gefühlen eines gereiften, erfahrenen Mannes klammere ich mich an ihr fest. Sie scheint mir Alles das zu besitzen, was ich bisher vergebens gesucht habe. Nicht ein einziger kleiner Zug, nicht eine Bewegung, auch nicht ein Tonfall in ihrer Stimme, der mich stört oder verletzt. Wenn ich früher liebte, habe ich oft eine Erschlaffung in meinen Gefühlen empfunden, eine Art von Intervallen. Ich konnte Fehler an diesen Anderen finden, konnte sie kühl beurtheilen, und immer hatte ich eine Ahnung, daß meine Liebe verschwinden würde, — wie sie es auch that. Und ich war mir stets klar darüber, weshalb ich diese Andere liebte. Jetzt kann ich die Gründe nicht finden, ich kann meine Neigung nicht definiren. Sie ist nur so, wie sie ist. Sie hat sich beim ersten Athemzug in mein Blut geschlichen, hat sich durch jede Ader, jeden Nerv gedrängt wie ein junger Wein, der verjüngt und Kraft giebt.

„Ah! Guten Tag!“ ruft sie und streckt erfreut ihre Hand aus.

Die Aeußerung, daß sie ja schon eine erwachsene Dame ist, und daß ich sie kaum wiedergekannt hätte, schwebt mir auf der Zunge. Aber ein gewisses Etwas hindert mich daran. Ein dunkles Bedürfniß, mich selbst zu überreden, daß der Altersunterschied doch nicht so groß ist. Höchstens fünfzehn Jahre, — was ich in aller Geschwindigkeit ausrechne, während ich hinter ihr in den Salon trete.

Sie läuft hinaus, um die Mutter zu rufen, wendet sich in der Thür um und sieht mich an. Diese Bewegungen und Wendungen geschehen gleichsam in mir, und mein Blut geräth bei einer jeden in Wallung.

Ich habe dieselben Empfindungen wie vor Jahren, als ich mich zum ersten Male verliebte. Meine Liebe ist ebenso gefühlvoll, und mein Benehmen ebenso kindlich. Ich suche sie wie durch Zufall überall zu treffen, wo ich nur kann, ersinne alle möglichen Vorwände, um die Familie zu besuchen, und des Abends, ehe ich schlafen gehe, wandele ich oft vor ihrem Fenster auf und nieder. Ich vernachlässige alle meine Beschäftigungen, kümmere mich nicht um meine Vorbereitungen zur Reise oder um die Erlernung der Sprache, um derentwillen ich eigentlich hierher gekommen bin. Die Stunden bei meiner Lehrerin sind ungefähr ebenso wie früher in der Schule. Ich bemühe mich, mit so wenig wie möglich durchzukommen.

Der Frühling kommt, die See geht auf, und ich müßte mit einem der ersten Dampfer nach Lübeck fahren. Ich schiebe die Reise bis auf Weiteres auf. Im Süden ist es jetzt zu warm, Paris ist während der ersten Ausstellungswochen zu überfüllt und so weiter.

Hin und wieder machen wir Spaziergänge zu Zweien, schauen vom Observatoriumsberg auf das Meer hinab, das blaut und glänzt, und auf den Hafen, in den die Boote hineingleiten, wo die Segel flattern, und der von den weißschimmernden Häusern am Strandmarkt eingefaßt ist. Wir sitzen des Vormittags vor der Kapelle, wo sich die Menschen in farbigen Sommerkleidern um den Springbrunn drängen. Kleine Mädchen verkaufen frischgepflückte Blumen, und jedes Mal, wenn wir dort sind, erlaubt sie, daß ich ihr einen blauen Veilchenstrauß überreiche. Sie steckt ihn an ihre Brust, athmet den süßen Duft ein und vergißt die Blumen im selben Augenblick. Aber ich bin glücklich und kann meine Augen nicht von den Veilchen wenden, die dort im Knopfloch an ihrem Busen ruhen.

Wüßte ich nur, ob sie mich liebt oder ob sie schon einen Anderen hat. Und plötzlich überkommt mich eine Angst, auf so lange Zeit fortzureisen, irgendwohin dort hinter den Horizont jenseits der Berge und der fernen Meere!

„Manchmal habe ich gar keine Lust, Finnland zu verlassen,“ sagte ich eines Tages.

Sie aber bemerkte Nichts in meiner Stimme oder in meinen Blicken Sie grüßt einen vorübergehenden langen, hübschen Studenten dort am Springbrunnen, befeuchtet ihre Lippen mit dem Glase und sagt ganz sorglos, indem sie die ganze Zeit den Studenten nicht aus den Augen läßt:

„Aber warum denn nur? Es muß doch schön sein, hinaus zu reisen und die weite Welt zu sehen — —“

Es ist auch wohl zu viel verlangt, daß sie sich jetzt schon in mich verliebt haben sollte, tröstete ich mich. Aber der Gedanken, daß sie hier bleibt und vielleicht verlobt ist, wenn ich zurückkomme, quält mich mehr und mehr.

Ich bin eifersüchtig auf Alle, denn ich sehe, daß man bereits anfängt, aufmerksam auf sie zu werden. Oft wenden sich die Spaziergänger um und sehen ihr nach. Die Helsingforser Herrenwelt hat in ihr eine aufgehende Schönheit entdeckt. Sie selber hat das auch bemerkt. Zuweilen treibt die allzu deutliche Bewunderung der Vorübergehenden eine zarte Röthe auf ihre Wangen. Ich beobachte sie von der Seite, folge jeder Bewegung, jedem Farbenwechsel in ihrem Antlitz. Ohne jegliche Veranlassung fängt sie plötzlich an, fröhlich und lebhaft zu plaudern, was gemacht erscheint und mir nicht recht gefallen will. Oder sie ist zerstreut und behandelt mich kurz, als wolle sie mich reizen.

Eine Woche lang trage ich mich mit dem festen Entschluß, ihr meine Gefühle zu offenbaren. Aber ich schiebe es von Tag zu Tag auf, und an einem der ersten Sonntage im Juni stehen sie im Begriff, auf's Land zu reisen.

Die Eisenbahnstation wimmelt von Schülern, sie ist mit ihrem Bruder vorangeeilt. Ich puffe mich mit der Mutter durch die Menge, ihnen nach, allerlei Handgepäck tragend, das mit in's Coupé soll. Es klingelt zum dritten Male, und ich habe noch immer keinen endgiltigen Abschied nehmen können, bei dem ich durch meinen Blick und meinen Händedruck ihr meine Gefühle zu erkennen zu geben hoffe. Der Mutter sage ich in aller Eile Lebewohl, und gerührt wünscht sie mir glückliche Reise. Aber Anna steht bereits am Coupéfenster, umgeben von einem Schwarm zurückbleibender Freundinnen, die ich nicht bei Seite schieben kann. Erst als der Zug sich in Bewegung setzt, und ich trübselig seiner immer schneller werdenden Fahrt nachschaue, bemerkt sie mich, nickt mir munter und glücklich zu und zieht sich in's Coupé zurück.

Welch ein Sonntag in der heißen Stadt, die fast ausgestorben ist! Wie ich mich auf der Esplanade langweile, wo es von Burschen, Gardisten und Dienstmädchen wimmelt! Und wie mich das ewige Schmettern der russischen Hörner vor der Kapelle ermüdet! Dort ist das Gedränge so groß, daß man kaum hindurch kommen kann.

Ich streife am südlichen Hafen umher und komme nach Skatudden. Lange sitze ich dort, betrachte das Meer und die Segelboote auf dessen Oberfläche, was mich, ich weiß nicht, weshalb, noch trauriger stimmt. Und als ein Dampfboot voller Lustreisenden mit seinen wehenden Flaggen in's Meer hinaussteuert, ist es mir unmöglich, länger dort zu sitzen — ich kehre in die Stadt zurück.

Ich komme auf den Einfall, mich nach ihrer Wohnung zu begeben. Unter dem Vorwande, daß ich einen Auftrag auszurichten habe, lasse ich mir die Schlüssel von dem Wirth geben. Die Fenster in den Zimmern sind alle mit Kreide geweißt, die Gemälde, die Spiegel und die Kronleuchter sind in weiße Schleier gehüllt. Am Riegel auf dem Vorsaal hängt ein vergessener Hut. Das Clavier ist verschlossen. Ich berühre es, und es giebt

einen Ton von sich wie ein Schlafender, den man in seiner Ruhe stört. Klopfenden Herzens betrete ich ihr Zimmer. Das Bett ist leer, im Ofen liegt Papier und eine leere Pappschachtel. Auf dem Toilettentisch entdecke ich einen alten, zerrissenen Handschuh. Ich stecke ihn zu mir. Ich sage mir selbst, daß dies thöricht und lächerlich ist. Die ganze Welt würde mich auslachen, wenn sie wüßte, daß ich jetzt hier bin. Aber das ist mir einerlei! Ich weiß nur, daß ich sie liebe — wahnsinnig, hoffnungslos.

Ich liege lange auf dem Sopha im Salon. Zuweilen fährt ein Wagen unten auf der Straße, und das ganze Haus erzittert. Dann ist Alles still, ich höre nur das Summen der Fliegen.

Sie liebt mich nicht. Ich bin ihr völlig gleichgiltig. Sie dachte nicht einmal daran, mir Lebewohl zu sagen. Aber obwohl ich dessen so sicher bin, hoffe ich doch noch. Und ich versuche mich noch immer damit zu trösten, daß ich ihr Nichts gesagt habe, und daß sie infolge dessen meine Gefühle nicht kennt. Wenn sie sie kennte? Ob ich ihr schreiben soll? Und während ich dort liege, fange ich an, mir einen Brief an sie auszudenken. Ich will ihr meine Gefühle darlegen, ich will sie mit meinen Worten erweichen, will sie in die Tiefe meines Herzens schauen lassen, und sie wird vielleicht weich werden, wird mir vielleicht eine schwache Hoffnung geben.

Nach drei Tagen habe ich den Brief fertig, aber ich kann mich nicht entschließen, ihn abzusenden, ich wage es nicht, Alles auf's Spiel zu setzen. Und so schreibe ich denn statt dessen an ihren Bruder und theile ihm mit, daß ich mich entschlossen habe, erst im Herbst in's Ausland zu reisen. Wie ich erwartet habe, ladet er mich zu sich auf's Land ein.

Mich in die bequeme Sophaecke eines Coupés zweiter Klasse zurücklehnend, betrachte ich durch das offene Fenster die grünenden Fluren, die frischbelaubten Birken, die pflügenden Landleute auf dem Felde und die Eisenbahnstationen, die gleichsam zum sommerlichen Fest aufgeputzt sind. Einige sind frischangestrichen und ausgebessert, und im Vorüberfahren schlägt mir ein Geruch von frischer Oelfarbe und Asphalt entgegen. Wenn der Zug hält, erschallt aus dem Walde das Gezwitscher der Buchfinken, und in der Ferne ruft der Kuckuck.

Alle Trostlosigkeit und Verzweiflung ist dahin. Ich bin ganz sicher, daß sie mich lieben wird. Ich fühle in mir selber eine Kraft, der sie nicht wird widerstehen können. „Mit der Kraft meines Geistes" wiederhole ich mir in Gedanken. Und dann kann ich mich gleichzeitig wieder einigermaßen ruhig in den Gedanken finden, daß sie mich nicht liebt. Die hierdurch entstandene Sicherheit vermehrt meine Zuversicht und stärkt meine Hoffnung. Vor allen Dingen muß ich kühl sein und gegen meine allzugroße Reizbarkeit ankämpfen. Ich habe mir einen neuen Sommeranzug machen lassen, in dem meine kurze, untersetzte Gestalt ein wenig proportionirter erscheint.

Aber trotz alledem zittere ich nervös, als ich mich am Nachmittage der ersehnten Station nähere. Als der Zug pfeifend seine Ankunft meldet, zucke ich zusammen. Ich habe telegraphirt, und sie sind alle Drei auf dem Bahnhof, um mich abzuholen.

Ich bin ein wenig unbeholfen mit meiner Reisetasche in der Hand. Der Bruder erkundigt sich nach Neuigkeiten aus Paris, und ich kann nur verlegen lachen.

Anna ist noch schöner als sonst in ihrer leichten Sommerkleidung. Sie ist barhäuptig, hat aber einen Sonnenschirm, um sich gegen die Sonne zu schützen. Sie und der Bruder gehen voraus, ich komme mit der Mutter hinterdrein. Ich hoffe, daß sie am Kreuzwege auf uns warten werden, aber sie öffnet nur das Heck, das zu dem Wege über die Eisenbahnschienen führt, läßt es offen stehen und sieht sich nicht einmal nach uns um.

„Wir wohnen hier ganz einsam, beinahe wie in einer Wüste," sagt die Mutter. „Es ist uns sehr angenehm, daß Sie kommen. Wir haben uns Alle sehr gefreut, als wir Ihr Telegramm erhielten."

Daß sie sich Alle gefreut hatten, versetzte mich in gute Laune. Bei dem nächsten Heck wendet Anna sich um und ruft der Mutter eine Frage über die Schlüssel zum Theekasten zu:

„Sie liegen auf dem Tisch im Anrichtezimmer!" muß ich im Namen der Mutter zurückrufen.

Und dies tröstet mich vollkommen. Daß sie vorausging, war also keine Aeußerung ihrer Stimmung, wie ich befürchtet hatte. Sie geht nur voraus, um den Theetisch zu ordnen.

Wir sitzen lange beim Abendbrod. Sie geht geschäftig als Wirthin umher und setzt sich erst, als sie ihren Thee trinken will, auf den Platz mir gerade gegenüber. Die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und die Wangen in den Händen, hört sie mich an, obwohl ich jedes Mal, wenn sie sich bewegt, glaube, daß sie gehen will. Ich spreche, bin guter Laune und schildere treffend, wie ich selber meine, Helsingfors im Sommer, mein Leben auf dem Lande und die lächerlichen Zustände in den kleinen Städten. Es gelingt mir, sie in dieselbe Stimmung zu versetzen, sie faßt jede feine Nüance auf, und es will mir scheinen, als betrachte sie mich mit einem eigenthümlich neugierigen Glanz in ihrem Blick.

„Ja, er kann erzählen," sagt sie. „Es wird amüsant, seine Berichte zu hören, wenn er aus dem Ausland zurückkommt."

Wie ich Dich grenzenlos liebe! Wenn ich von dort heimkehre, so bereite ich Dir ein kleines, schönes Nest. Wie zufrieden und glücklich Du sein wirst! Und Du kannst es nicht unterlassen, mich wieder zu lieben! Von keinem Anderen, und nirgends kannst Du es besser bekommen. Ich bezaubere Dich mit der Wärme der Umgebungen, mit der ganzen Zärtlichkeit meiner eigenen Natur, Alles soll so behaglich für Dich werden, Du sollst Dich so wohl bei mir fühlen!

Und ich wollte sie nicht berühren, wollte sie nur auf die Stirn küssen. Das Gefühl, mit dem ich sie liebe, ist der reinste Idealismus — so scheint es mir.

Und während ich in der hellen Sommernacht oben in der Bodenkammer, die mir angewiesen ist, wache, überzeuge ich mich mehr und mehr davon, daß dies feine Gefühl, diese fast geistige Liebe, mir ein Recht verleiht, sie zu besitzen. Ich, der ich an Nichts glaube, bin in dieser Beziehung abergläubisch. Und ich nehme mir vor, ihrer würdig zu werden, indem ich ihr von diesem Tage an treu bin, im Auslande, in Paris, überall. Nach diesem Entschluß fühle ich mich wie ein unschuldiger Jüngling, und es kommt mir vor, als könne ich mit gutem Gewissen versichern, daß ich es bin. Ein reines Leben zu führen, ist mir fortan eine sittliche Pflicht, obwohl ich früher stets die Achseln zu zucken pflegte, wenn man über dergleichen sprach.

Im Laufe des Sommers wiege ich mich in den Traum ein, daß sie wirklich schon die Meine ist, daß sie mich liebt, und daß wir nur nicht mit einander darüber sprechen, wiewohl wir es Beide wissen. Ich begreife nicht, daß dies einzig und allein die Folge unserer Umgebung ist. Der Bruder ist ein wenig träge und liegt am liebsten in der Hängematte und liest Romane. Die Mutter hat immer irgend etwas in der Wirthschaft zu thun. Und auf diese Weise werde ich Annas einziger Verkehr, mit dem sie in Ermangelung von etwas Besserem fürlieb nehmen muß.

Den ganzen Sommer bleibe ich bei ihnen. Ich denke nicht mehr an meine Reise, ich denke an Nichts mehr, als an die Gegenwart, in der ich jetzt lebe und in der ich Alles habe, was ich wünsche.

Welche glücklichen Tage! Welch' ein in die Wirklichkeit übertragener Traum! Jeden Abend durchlebe ich in der Einsamkeit meines Zimmers noch einmal Alles das, was sich am Tage zugetragen hat. Es ist in den Hauptzügen jeden Tag dasselbe, nur mit geringer Abwechselung.

Am Morgen eile ich von meiner Bodenkammer hinab. Gewöhnlich schlafen alle die Andern noch; wenn ich die Treppe hinunter und über den Vorsaal gehe, komme ich an ihrer Thür vorüber und lausche. Von da drinnen dringt kein Laut an mein Ohr. Ich öffne die Hausthür, und der helle Sonnenschein strömt mir entgegen. Die Veranda ist noch ganz feucht dort, wo sie im Schatten liegt, und auf dem Rasenplatz glitzert der Thau. Ich setze mich in eine Ecke mit dem Rücken nach der Sonne zu, die noch nicht brennt, sondern nur wärmt. Ich habe ein Buch, aber ich lese nicht darin. Da ist das Fenster ihres Zimmers. Nur eine Gardine ist davor gezogen. Ich erblicke einen Stuhl und auf der Rücklehne ihre Kleidertaille. Ich will nicht dahin sehen, aber ich sehe es doch. Die Gardine verhüllt ihr Bett. Aber es ist mir, als könne ich sie schlafen sehen, die eine Hand unter dem Kopf, und die andere schlaff über den Rand des Bettes herabhängend, so daß die Finger fast den Bettvorleger berühren.

Ich gehe an den Strand hinab. Der ganze weite Fiord ist noch spiegelblank. Die Bretter der Brücke schwanken unter meinen Tritten. Ein Fischschwarm huscht dicht an den Rand des steil abfallenden Ufers, kehrt aber bald neugierig wieder zurück. Das Segelboot, das ich in Ordnung gebracht habe, hat sich seit gestern nicht gerührt. Im Boot liegen Angelruthen und Zugnetze bereit. Auf der andern Seite der Landzunge ist die Eisenbahnstation. Das weiße Boot des Bahnhofinspectors glänzt im Sonnenschein am Strande. Ein Güterzug steht dort und wartet. Er hat wohl eine Stunde dort gestanden. Die Rauchsäule aus dem Schornstein der Locomotive steigt ruhig und langsam in die Höhe. Es giebt nichts Eiliges hier in der Einsamkeit. Endlich ertönt dahinten ein schriller Pfiff, der von den Ufern widerhallt, und der Zug setzt sich keuchend in Bewegung. Als ich wieder nach dem Hause zurückkehre, höre ich noch lange das in der Ferne verklingende Gerassel der Räder.

Sie ist noch nicht aufgestanden. Ich sitze wenigstens noch eine Stunde an meinem früheren Platz in der Ecke der Veranda. Ich thue so, als läse ich, aber ich weiß nicht, was ich lese: Möge sie nur ruhig schlafen, ich habe keine Eile, sie ist dennoch die Meine, den ganzen langen Tag, heute wie gestern.

Endlich vernehme ich leise Schritte aus ihrem Zimmer. Im Fenster wird etwas Weißes sichtbar, das sich hastig zurückzieht. Ein entblößter Arm streckt sich nach der Kleidertaille aus, die über der Stuhllehne hängt, und die Gardine fällt wieder herab.

Ich durchlebe eine schwere, lange, zagende halbe Stunde, die mir wie eine Ewigkeit deucht. Vielleicht glaubt sie, daß ich mich hierher gesetzt habe, um zu sehen — ich beruhige mich erst, als ich sie leise eine Melodie summen und dann mit heller Stimme singen höre. Ich stehe auf und gehe auf der Veranda auf und nieder. Ihre Thür öffnet sich, und sie kommt heraus, munter wie ein Vogel. Die Wangen sind geröthet wie bei einem kleinen Kinde, das gerade aus der Wiege genommen ist.

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen!"

Sie stellt die Kaffeekanne auf den Tisch in der Veranda; wir lassen uns nicht Zeit, auf die Andern zu warten, sondern trinken unsern Kaffee zu Zweien. Sie ist meine kleine, junge Frau, wir haben unsern eigenen kleinen Haushalt, wir leben hier, weit ab, geschieden von allen Anderen, zufrieden und glücklich. Wie gern möchte ich darüber sprechen, wie gern eine kleine Anspielung von dem machen, was meine Gedanken erfüllt: aber ich fürchte, daß der geringste Laut, das entfernteste Geräusch das scheue Reh von meiner Seite jagen wird. In Gegenwart Anderer spreche ich ganz ruhig über Liebe und Gefühle. Sobald wir unter vier Augen sind, berühren wir nur alltägliche Dinge.

Wir berathen über das Programm des Tages.

Zuerst muß das Netz, das wir gestern Abend gestellt haben, revidirt werden. Ich schiebe das Boot hinaus, und sie hilft mit den Rudern nach. Sie will rudern, und ich setze mich an's Steuer. Wir gleiten in dem stillen Morgen durch das Rohr dahin, und das Plätschern der Ruder ist deutlich vernehmbar. Das Wasser glitzert auf den Ruderblättern und tröpfelt auf die klare Wasserfläche nieder, sobald sie mit dem Rudern inne hält und Etwas sagt. Wir sprechen über die Fischerei und wo wir morgen unsere Netze auswerfen wollen. Wir haben bald den Fischgrund und die Laichplätze ausgekundschaftet. Wir werfen die Netze gegenseitig auf unser Glück aus. Sie ist ganz entzückt und jubelt vor Freude, als sie sieht, daß die Netzleine stramm ist, — ein Zeichen, daß ich einen großen Fisch herausziehe. Und sie giebt sich den Schein, als sei sie ganz ärgerlich, als der Fisch gerade in dem Augenblick, da ich ihn in das Boot ziehen will, sich loszappelt und in die Tiefe hinabtaucht. Sie schilt mich und sagt, ich sei so ein, — so ein — — aber ich bin glücklich darüber. Sie kommt mir dadurch gleichsam näher, wird vertrauter mit mir. — Und wie geschäftig sie ist, wenn das Netz ausgebreitet wird und sie sich das Recht vorbehält, den Fang herauszunehmen und die in Unordnung gerathenen Maschen des Netzes zu entwirren! Ich darf ihr nicht helfen, sie will es Alles selber thun, und sie ist so eifrig dabei, mit den bis an die Ellenbogen zurückgestreiften Aermeln, den aufgeschürzten Röcken. Sie ist so geschäftig, daß sie sich nicht einmal Zeit läßt, das Haar aus der Stirn zu streichen, sondern es mit den Armen hinter das Ohr schiebt. Ich stehe ein wenig entfernt von ihr, rauche meine Cigarette und sage beinahe jedes Mal: „Nein, wir sind doch ohne Zweifel die tüchtigsten Fischer auf der Welt," — was eine stehende Redensart geworden ist.

Des Nachmittags segeln wir häufig. Im Anfang fuhr der Bruder mit, aber er machte sich nicht lange Etwas daraus. Trotzdem fragt Anna gewöhnlich der Form halber:

„Willst Du heute nicht ein wenig mit uns segeln?"

„Ich habe keine Zeit!"

„Du hast keine Zeit?"

„Du hast keine Zeit? Darf ich mir die Frage erlauben, welche wichtige Arbeit Dich heut am Mitfahren hindert?"

„Ich lese, wie Du siehst."

„Zeige mir, was für ein Buch es ist. — Oblomoff!"

„Du verstehst es nicht, aber es ist die feinste Psychologie, die ich jemals gelesen habe."

„Das weiß ich, — und Du selber bist gerade so ein Oblomoff."

„Vielleicht hast Du mehr Recht, als Du glaubst."

„Aber wir segeln! Nur gut, daß nicht Alle solche Faulenzer sind wie Du."

Auf dergleichen nichtssagende, gewöhnliche Aeußerungen von Sympathie

lege ich stets ein besonderes Gewicht und suche sie zu meinem Vortheil auszulegen.

Ich sitze am Steuer, und sie giebt Acht auf die Schote. Sie sitzt ganz dicht neben mir auf derselben Bank und lauscht meinen Befehlen, die ich mit sicherer, gebieterischer Stimme ertheile. Sie hat sich ein blaues, loses Costüm genäht, und auf dem Kopf hat sie einen kleinen Matrosenhut, dessen seidene Bänder im Winde flattern. Von dem großen, weißen Segel, auf das der blendende Sonnenschein fällt, hebt sich ihr schwarzes Haar und ihr feines Profil ab, das zu betrachten ich nicht ermüde.

Es weht stark. Sie befestigt die Schote nicht am Knopf, sondern behält das Tau in der Hand, bereit, es loszulassen, sobald ein Windstoß kommt. Sie umschließt es kräftig mit den Händen und stützt sich mit den Absätzen gegen den Boden des Bootes. Sie lehnt sich hintenüber, um dem schwankenden Boot Gleichgewicht zu verleihen. Ihre Taille ist nicht in ein Corset eingezwängt, ihre Hände sind sehnig und der Spann ihrer Füße ist hoch. Ich beuge mich vornüber, halte die Steuerpinne in der einen Hand und die Leine des Raasegels in der andern und spähe an ihrem Nacken vorbei und unter dem Segel hindurch nach dem Curs. Eine Welle nach der andern schäumt heran, das Boot hebt und senkt sich, und Anna, wie sie dort auf ihre Weise sitzt, das Segel und der ganze vordere Theil des Bootes, — das Alles wird zu einem Ganzen, zu einem lebenden Wesen, das ich leite und über die blaue Fläche führe nach einer Felseninsel oder einem weißschimmernden Seezeichen dort hinten am Horizont. Zuweilen bricht sich eine hohe Welle an dem Bug des Bootes und spritzt bis in den hinteren Theil des Fahrzeuges. Sie bekommt einen Sprühregen in's Gesicht und über die Schultern. Sie schreit auf und lacht auf einmal, verändert aber ihre Stellung nicht und läßt sich keine Zeit, die Tropfen von ihren Wangen zu trocknen.

Gegen Sonnenuntergang flaut der Wind ab, und mit einer schwachen seitlichen Brise gleiten wir langsam heimwärts. Die Klüverschote ist festgebunden, und leicht, geschmeidig, fast als sei er geschmiert, zertheilt der Bug des Bootes das Wasser, ohne Wellen aufzuwirbeln. Sie hat sich weiter nach vorn gesetzt, an den Fuß des Mastes, den Rücken mir zugewendet, und blickt vor sich hin, über die Oberfläche des Fjords, zuweilen die Hand in's Wasser steckend. Sie summt eine Melodie vor sich hin, und scheint in ihre eigenen Gedanken versunken zu sein, ganz als sei sie allein. — Wenn ich wüßte, was sie denkt, wenn ich nur ahnen könnte, wie sie über mich denkt! Ist sie nicht ein einziges Mal während dieser unserer gemeinsamen Fahrten auf den Gedanken gekommen, daß sie mich vielleicht liebt, und daß ich sie liebe? Aber ich habe es nicht ein einziges Mal in ihren Zügen gelesen, ich kann nicht eine einzige Bewegung, nicht einen einzigen Uebergang in der Stimme zu meinem Vortheil auslegen.

Ich werde niedergeschlagen und traurig und kann nicht umhin, An-

spielungen auf meine Abreise zu machen. — „Wo mag ich im nächsten Sommer um diese Zeit sein? — Wie mag es hier bei Ihnen aussehen, wenn ich wieder heimkehre?“ — Dazu sagte sie nur: „Es ist ja auch wahr, Sie wollen fortreisen! Wie lange gedenken Sie eigentlich fortzubleiben?“ — „Mindestens zwei Jahre.“ — „Zwei Jahre, ach!“ Und das ist Alles. Und es spricht sich in ihrer Stimme keine größere Verwunderung aus, als wenn es sich darum handelte, auf ein paar Tage in das nächste Kirchdorf zu fahren. Diese Abendstunden, in denen das Segel nicht mehr schwellt und das Boot sich kaum vom Fleck rührt, sind oft sehr peinlich für mich. Unser Unterhaltungsstoff ist erschöpft, sie scheint sich zu langweilen, sie sehnt sich an's Land zu kommen, obwohl sie es nicht sagt. Das ist gleichsam meine Schuld, ich halte sie in der Gefangenschaft, und das quält mich. Aber ich bemühe mich, unbekümmert auszusehen, als bemerke ich es nicht, als ob wir nicht die geringste Eile hätten. Und wenn das Segel schlaff herabhängt, greife ich zu den Rudern und rudere an den Strand, während sie das Steuer hält.

Wenn wir nicht auf dem Wasser sind, sitzen wir gewöhnlich mit den Andern auf der Veranda. Wie alle verliebten Männer, die nicht mehr in der ersten Jugend stehen, bemühe ich mich aufmerksam zu sein und ihr kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Es wird ihr ganz zur Gewohnheit, daß ich ihr stets das Ueberzeug anhelfe und es später mitsammt dem Regenschirm und den Galoschen in meine Obhut nehme. Ich gleiche einem Waffenträger, dem sein Herr befehlen kann, was er will, ohne ihm auch nur dafür zu danken. Eines Tages sitzen wir nach Tische da draußen. Die Damen nähen. Der Bruder hat sich einen Schaukelstuhl in den Salon geholt, und ich bewundere Annas geschickte Bewegungen bei der Arbeit. Sie sucht ihre Scheere. — „Ich wollte sie Ihnen gern holen, wenn ich nur wüßte, wo sie ist.“ — „Sie liegt auf dem Tische in meinem Zimmer.“ Ich stehe auf, um sie zu holen. Da aber sagt die Mutter: „Du bist zu anspruchsvoll, Anna. Du läßt Dir zu sehr aufwarten, Du, die Du so viel jünger bist!“ — Und der Bruder fügt hinzu: „In Deiner Stelle würde ich nicht so aufmerksam sein, — hol' Dir Deine Scheere selber, Anna!“ „Das thue ich auch,“ sagt sie und eilt ein wenig beleidigt an mir vorüber, ohne sich um meine Einwendungen zu kümmern.

Der Vorfall wirkte peinlich auf mich, da ich schon im Voraus unter dem zwischen uns bestehenden Altersunterschied leide.

Obwohl ich mit der Absicht hierher gekommen bin, ihr meine Liebe zu gestehen, vergeht der ganze Sommer mit der Erwägung, was wohl am besten ist. Am Schlusse derselben bin ich genau so zweifelhaft wie am Anfang.

Eines Sonntags im August, kurz vor unserer Rückkehr in die Stadt, habe ich freilich noch einen etwas glücklicheren Tag, der mir einen schwachen Hoffnungsschimmer giebt.

In einem benachbarten Kirchspiel ist ein Fest veranstaltet, und dorthin fahren wir, Anna und ich. Die Andern machen sich Nichts daraus. Wir steigen an unserm Ufer auf einen kleinen Dampfer, und die Mutter und der Bruder bleiben zurück. Wir stehen auf dem Deck, ich habe ihren Regenmantel über dem Arm und bilde mir ein, daß wir sie verlassen, um gleich Neuvermählten fortzureisen. Ich mache meine eigenen Hoffnungen in Gedanken zur Wirklichkeit. Sie, die dort an meiner Seite steht und mit ihrem rothen Sonnenschirm winkt, ist meine junge Frau. Die Hochzeit hat soeben stattgefunden, und wir reisen zum ersten Mal zusammen aus der Heimat fort.

Der Tag ist hell und schön, es weht ein warmer, südlicher Wind. Der Dampfer ist mit unbekannten Leuten angefüllt, und wir sitzen die die ganze Zeit beieinander. Gegen unsere Gewohnheit fehlt es uns heute nicht an Unterhaltungsstoff, denn wir kritisiren das Publicum und lachen über die mitreisenden Musikanten, die falsch spielen. Man sieht uns von der Seite an, man weiß, daß wir aus der Hauptstadt sind, aber die Herrn und Damen scheinen unbefangen und gleichgiltig zu sein. Wir haben ein Gesicht, als ständen wir den Andern gleichsam gegenüber, und dies erhöht unsere Sicherheit. Sorglos mit einander plaudernd, vielleicht absichtlich, als ob die Andern gar nicht existirten, steigen wir bei der Pfarrhofsbrücke an's Land; dort wimmelt es von Studenten in weißen Mützen und Damen in Nationaltrachten. Ich reiche Anna meine Hand, sie springt vom Dampfer herunter, und der flüsternde Zuschauerhaufen öffnet sich uns. Ihre Kleidung ist ja auch ungewöhnlich geschmackvoll und fein im Vergleiche zu denen der Andern, ihr Benehmen ist würdevoll, und ihr Gang leicht. Ich schwelge in der Aufmerksamkeit, die sie zu erregen scheint. Auf dem Strandwege begegnet uns ein Mann in einer Friesjacke, scheinbar ein Volksschullehrer. Als er Anna erblickt, scheint ihm plötzlich eine Offenbarung aus einer andern Welt aufgegangen zu sein. In seiner Ueberraschung strauchelt er, bleibt stehen, weicht zur Seite aus und ist nahe daran, in den Graben zu fallen.

Von unserer Promenade nach dem Festplatz habe ich folgendes Bild in meiner Erinnerung: Wir gehen neben einander her. Es weht uns frisch entgegen, sie beugt sich ein wenig vornüber, beschützt ihr Antlitz mit dem Sonnenschirm und hält ihren Hut mit der andern Hand fest. An der Brust trägt sie eine Blume, die ich soeben am Rande des Weges gepflückt habe, ihre Röcke flattern, und der Wind preßt sie fest gegen ihre Kniee. Mein Herz bebt, ich möchte sie ganz und gar besitzen, aber gleichzeitig empfinde ich einen Schmerz, denn ich weiß ja nicht, ob sie mich liebt. In einer Woche muß ich sie verlassen, und wer weiß, wie nahe er ist, er, der sie mir vielleicht entreißen wird!

Auf dem Festplatz fangen wir wieder an, unsere Umgebung zu kritisiren. Wir können uns kaum bezwingen, daß wir nicht laut über einen

Redner lachen, über eben denselben Volksschullehrer, dem wir vorhin begegneten, und der mit angenommenem Seminaristenpathos über die ersten Grundlagen des Vaterlandes und des Volkes spricht, welches Letztere er schließlich ermahnt, sich während des Festes anständig zu benehmen und sich nach Beendigung desselben schleunigst nach Hause zu verfügen, ein Jeglicher in seine Heimstatt.

Ein junger Student steht in unserer Nähe, hört unsere Kritik und betrachtet erst uns und dann den Redner bedeutungsvoll, womit er andeuten will, daß er nicht ist wie diese Andern, daß er derselben Ansicht ist wie wir und das Lächerliche in dem Ganzen sehr wohl aufzufassen vermag. Einen ungemischten Genuß gewährt uns der Gesang, der von der stutznäsigen, kurzhaarigen, weißgekleideten mit einer großen, gelben Blume am Hut versehenen Volksschullehrerin des Kirchspiels geleitet wird. Anna giebt ihr den Namen „die Prinzessin", und später zeigt sie sie mir während des Tanzes. Der Anblick ist wirklich unübertrefflich. Sie senkt den Kopf lieblich auf die Seite, hüpft wie eine Mücke und glänzt vor Seligkeit und Hitze. Früher würde ich nie das Herz gehabt haben, über so Etwas zu lachen, jetzt aber bemühe ich mich, unaufhörlich neue, lächerliche Seiten bei Allem zu entdecken.

Wir trennen uns keinen Augenblick von einander. Wir streifen zusammen über den Festplatz, kaufen uns gegenseitig Loose, genau so, wie wir unsere Netze auf unser gegenseitiges Glück auszuwerfen pflegen. Wir haben ein deutliches Gefühl, daß wir die Helden des Tages sind und daß sich Alle die Köpfe zerbrechen, wer wir nur sein mögen. Es scheint mir, — und das ist mir ein angenehmer Gedanke, — als ob man uns für ein Brautpaar hält.

Wir sitzen auf einer Wippe. Anna hat eine Düte mit Bonbons, die ich ihr gekauft habe. Ein kleines Mädchen steht vor uns und hält sich an dem Kleide ihrer Mutter. Beide schauen uns ganz ungenirt an, jeder Bewegung der Hand nach dem Munde folgend.

„Komm einmal her, Kleine, ich will Dir Bonbons schenken!"

Die Mutter schiebt das Töchterchen vor und befiehlt ihr, uns die Hand zu geben.

„Wie heißt Du?"

„Sag' jetzt schnell, wie Du heißt, dann bekommst Du Bonbons."

„Kajsa."

„Du mußt aber den Finger aus dem Mund nehmen, Kajsa!"

Und dann bekommt sie eine ganze Hand voll Confect.

„Kannst Du nun auch wohl hübsch „Danke" sagen? Du bist aber doch wirklich —"

Und die Mutter wendet sich selber an Anna, um zu danken.

„Haben Sie schönen Dank, Fräulein, — oder sind Sie vielleicht die Frau des Herrn da?"

Ich fühle, wie ich erröthe, und werde ganz verlegen, Anna aber lacht herzlich, als sei dies eine ungemein dumme und ganz unmögliche Combination. Ich fange auch an zu lachen, aber es kommt nicht so recht natürlich heraus.

Erst spät am Abend treten wir unsere Rückfahrt an. Der Salon ist voll von trinkenden Herren, und die Luft dort ist erstickend und qualmig. Es ist bereits ein wenig kühl. Anna hüllt sich in ihren warmen, wollenen Shawl, und wir suchen uns einen Platz auf dem Deck in der Nähe der Maschinenluke, aus der eine angenehme Wärme aufsteigt. Da sehen wir die röthlichen Schatten des Maschinisten und des Heizers jedes Mal, wenn die Ofenthür geöffnet wird. Die Fahrt dauert mehrere Stunden. Anna ist müde und fängt an schläfrig zu werden. Jetzt sitzen wir da, ohne ein Wort zu sagen, dicht neben einander, des Gedränges wegen. Ich fühle, daß ihr Kopf in meinen Armen ruht. Ich kann ihre Züge nicht so recht unterscheiden. Nur wenn der Schornstein von Zeit zu Zeit einen Strom von Funken auf die andere Seite des Dampfers hinübersendet, sehe ich in ihrem Licht, daß sie die Augen geschlossen hat. Hin und wieder öffnet sie sie, und sie sind so groß und dunkel.

Der Horizont fängt an, sich zu lichten, und die Funken verschwinden. Der silberbleiche Schein des Mondes vom westlichen Himmel spiegelt sich in dem stillen Meer. Das Fahrwasser wird enger, und die hohen, steilen Ufer erheben sich zu beiden Seiten fast unnatürlich groß in dieser eigenthümlich gemischten Beleuchtung des Mondes und des in der Ferne dämmernden Tages. Ich wage nicht, mich zu rühren, aus Furcht, sie zu stören. Ich bin jetzt sicher, daß sie mich liebt. Und ich verstehe nicht, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß sie, wenn sie mich wirklich liebte, unmöglich so ruhig an meiner Seite schlummern könnte.

Erst als der Dampfer pfeift, ehe er an unserem heimischen Strand anlegt, erwacht sie, rückt von mir fort und zieht das Tuch fester um ihre Schultern; sie zittert in der Morgenkühle. Sie ist schlechter Laune, springt, ohne meine Hilfe anzunehmen, auf die Landungsbrücke hinab und geht in's Haus hinein, ohne auf mich zu warten.

Die Mutter empfängt uns mit warmem Kaffee. Ich hoffe, daß wir noch eine Weile zusammenbleiben und über das Fest reden werden, ich erwarte, daß sie berichten soll, wie fröhlich wir gewesen, wie uns Niemand kannte, und wie wir sie Alle kritisirten. Aber sie scheint es vergessen zu haben.

„Nun, habt Ihr einen angenehmen Tag verlebt?“ fragt die Mutter.

„Ach ja!“ antwortet sie.

Und gähnend, ohne mir auch nur einen einzigen Blick zu gönnen, geht sie auf ihr Zimmer, verschlafen „Gute Nacht“ murmelnd.

Es währt lange, bis ich in meinem Bett auf der Bodenkammer, die gerade über ihrem Zimmer liegt, Schlaf finde. Die Sonne ist bereits aufgegangen und scheint durch das geöffnete Fenster. Von der See her

ertönt Ruderschlag, und auf der Wiese wird eine Sense gewetzt. Unten im Hofe vernehme ich Schritte, und die Küchenthür knarrt. Auf der Sonnenseite des Daches fangen die Sperlinge an zu zwitschern.

Es wird Nichts daraus. Sie liebt mich nicht. Ich bin ihr Nichts. Ihre Freundlichkeit gestern war ganz zufällig. Ich bin kindisch, daß ich soviel Gewicht auf dergleichen lege. Und ich beschließe, schon am folgenden Tage abzureisen.

Als ich aber am folgenden Tage meinen Koffer packen will, ist sie wieder freundlich. Sie kommt in mein Zimmer hinauf und hilft mir. Die Hoffnung erwacht von Neuem. Ich sage ihr, daß ich sie liebe. Sie läuft davon, fort aus meinen Augen.

Sie liebt mich nicht. Sie hat mich wie einen guten Freund, einen älteren Bruder, fast wie einen Onkel betrachtet.

Wie meine Gegenwart ihr peinlich gewesen sein muß! Denn ich war unvernünftig genug, nicht zu reisen. Ich bleibe und fahre dann mit demselben Zug wie sie und setze mich immer in dasselbe Coupé wie sie. Ich versuche sogar, mich ihr gerade gegenüber zu setzen. Und ich kann es nicht lassen, sie unablässig anzusehen. Sie weiß nicht, wohin sie den Blick wenden soll. Sie versucht zu lesen, zum Fenster hinauszusehen. Schließlich steigt sie auf den Stationen aus und steht auf dem Bahnsteig, bis die Mutter sie wieder hereinruft.

Wie widerwärtig ich ihr gewesen sein muß! Vielleicht ekelt sie sich geradezu vor mir altem Thoren?

— Wieviel ist die Uhr?

* * *

„Es wird geschlossen!" ertönt die Stimme des Kellners dicht bei meinem Ohr. Ich erwache aus meinen Erinnerungen. Ich habe meinen Grog ausgetrunken, ohne es zu wissen. Ich habe die eine Gasflamme nach der andern auslöschen sehen. Ich entsinne mich dunkel, daß die Gäste aus dem Nebenzimmer durch den Saal gegangen sind. Der kleine kahlköpfige Herr saß noch vor Kurzem in einiger Entfernung von mir mit seiner halben Flasche Wein. Der Eine der Senatskanzlisten zog seine Weste herunter, als er ging, und glättete seinen Kragen.

Der Kellner steht mit der Serviette überm Arm hinter mir und fängt an, die Gläser wegzuräumen. Ich bin jetzt ganz allein in dem großen Saal. Eine einsame Gasflamme brennt über meinem Kopf und spiegelt sich in dem Spiegel an der entgegengesetzten Wand, wo schon Alles dunkel ist die Tischtücher sind fortgenommen, und von dem Sextisch ist nur noch ein kahles unangestrichenes Brett zurückgeblieben.

Ich stehe auf und gehe in den Vorsaal hinaus, wo ebenfalls nur noch eine einzige Gasflamme brennt, die darauf wartet, daß ich gehen soll. Man hilft mir den Ueberrock an. Ich nehme meinen Hut und fahre mir

vor dem Spiegel mit der Bürste über's Haar. Selbst hier in der halben Beleuchtung sehe ich, daß es sich bedenklich lichtet. Bald werde ich kahlköpfig sein. Meine Züge sind bleich und leblos und schlaff, und meine Stirn ist tief gefurcht.

Ja, was sollte sie sich wohl aus mir machen? Ich fühle, daß ich am glücklichsten sein würde, wenn sie mit Mitleid und mit Bedauern an mich dächte.

Die ganze, große Restauration liegt da wie ein öder Berg. Aus seinen zahlreichen Höhlen wird auch nicht ein Laut hörbar. An der Corridorwand ist eine schwarze Hand gemalt, und darunter steht mit fetten Buchstaben: Speisesaal.

So reise ich denn also, so reise ich denn also in's Ausland, nach Paris: Freilich hatte ich mir dies ein wenig anders vorgestellt, aber in Wirklichkeit ist das Leben wohl immer so, denke ich, indem ich die Straße hinabgehe. An einer Ecke sehe ich die erleuchtete Uhr des Nicolaikirchthurms, die auf zwei zeigt.

Ich beschließe, diese Nacht gar nicht mehr zu Bett zu gehen. Ob ich in der Stadt umherstreifen oder auf den Observationsberg steigen soll? Als ich aber mechanisch den Weg über den Marktplatz einschlage, ist es mir zu unbequem, die Richtung zu verändern, so wandere ich denn an dem Obelisk vorüber, an den Strand hinab, vorbei an dem kaiserlichen Palast, wo ein schwarzer, unförmlicher Schiffsrumpf liegt und lange Straßen sich vom Himmel abheben. An der anderen Seite des Hafens spiegelt sich eine Reihe Gaslaternen in dem stillen Wasser. Zwischen der Brücke und der Seite des Fahrzeugs steigt der Rauch auf. Ich stolpere an der Schiffswache vorbei und begebe mich in die Kajüte hinab, wo ich mir im Hintersalon eine Koje reservirt habe.

— Ach, Gott, wie schwer doch das Leben ist!

III.

Am folgenden Morgen befinde ich mich auf dem Asphalttrottoir hinter der Kapelle, die südliche Esplanadenstraße hinabwandernd. Ich habe mich beim Kapitän erkundigt, wann der Dampfer abgeht, und er hat mir, nachdem er zuvor einige Befehle ertheilt, über die Achsel zugerufen: „Ungefähr um neun Uhr."

Jetzt ist es halb acht. Ich gehe am Runebergdenkmal vorüber und biege in die Boulevardstraße ein, — es ist derselbe Weg, den ich gestern Abend zurücklegte. In der Druckerei des Hauptstadtblattes sind die Maschinen in voller Thätigkeit, und die Papierlappen fliegen umher. Eine Reihe Schulmädchen geht an mir vorüber und biegt um die Ecke, wo der Weg nach der finnischen höheren Töchterschule führt.

Ich frage mich selber, was in aller Welt ich eigentlich hier thue. Und ich muß bekennen, daß ich noch einmal unter ihrem Fenster vorüber-

gehen will. Ich sage mir selber, daß ich verrückt bin. Aber zu gleicher Zeit sagt eine andere Stimme:

„Sei ruhig, mehr als ruhig, wenn Du auch verrückt bist."

Die Läden sind schon geöffnet. Vor mir her fährt ein Lastwagen. Jedes Mal, wenn die großen, schweren Räder von einem Pflasterstein auf den andern rollen, geht es mir wie ein schmerzhafter Ruck durch die Nerven. Ich habe schlecht geschlafen, ich bin sehr müde und schleppe die Füße nur mühsam weiter. Die heiße Sonne scheint mir so brennend in mein Antlitz.

Ich biege in die Friedrichstraße ein, und dort erblicke ich ihr Fenster. Das weiße Rouleau ist noch herabgelassen, und die Blumen, die dahinter stehen, zeichnen sich deutlich darauf ab. Sie schläft noch, also kommen sie nicht an den Dampfer.

Wenn sie die Absicht gehabt hätten, zu kommen, so würden sie gestern wohl davon gesagt haben. Und jetzt wird es mir plötzlich klar, weshalb die Stimmung gestern Abend so gedrückt war. Die Mutter war ernsthafter als gewöhnlich, und der Bruder war so zerstreut. Anna hatte es natürlich nicht lassen können, darüber zu sprechen, daß sie einen Antrag gehabt habe.

Gerade als ich mich ihrem Fenster gegenüber auf der anderen Seite der Straße befinde, wird die Balconthür geöffnet. Ich erschrecke und fahre zusammen, als werde ich auf böser That ertappt. Und ich eile weiter, ohne mich umzusehen. Soviel habe ich jedoch bemerkt, daß es eine Frauengestalt war, die heraustrat. Erst an der nächsten Straßenecke wage ich es, den Kopf umzuwenden. Ich sehe, daß es das Mädchen ist, welches Decken klopft.

Zum ersten Mal kommt mir meine Stellung lächerlich vor. Ich bin unbeschreiblich komisch. Ich alter Kerl, daß ich mich geberde wie ein Schuljunge! Und ich wiederhole mehrmals, indem ich eine Bewegung mit der Hand mache: „Nein, das ist ja eine reine Thorheit, das ist ja eine reine Thorheit!"

Und über den Kasernenplatz, wo eine Compagnie Gardisten exercirt und ein junger Lieutenant sich brüstet, — ein „einfältiger Narr" scheint er mir — eile ich raschen Schrittes nach dem Dampfer hinab.

Während ich vom Verdeck aus die Vorbereitungen zur Reise, den Hafen und die dort herrschende Bewegung betrachte, überkommt mich plötzlich ein Gefühl, als habe ich das Ganze abgestreift und überwunden. Die Landschaft ist gleichsam reingewaschen nach dem Regen, und mein Inneres hat sich aufgeklärt.

Das Schiff wartet schon ungeduldig auf den Augenblick der Abreise. Es verschlingt wie ein Thier die letzten Bissen seiner Ladung. Die Hafenfuhrleute schleppen, mechanisch Hoiho rufend, verspätete Waarencollis auf das Deck, von wo der knarrende Luftkrahn sie in die dunkle Tiefe des Lastraumes versenkt. Der schwarze Kohlenrauch wälzt sich gleich einer

dicken Wolke aus dem breiten Schornstein, sich von Zeit zu Zeit vor die Sonne schiebend und einen eigenthümlichen, gelben Schatten über den Quai und die Menschen auf demselben werfend.

Der Hafen liegt fast spiegelglatt da, aber in der Ferne, über den Blekholmssund hinweg, sieht man im Sonnenschein kleine Wellen auf dem unbegrenzten Meere glitzern. Zuweilen trägt ein Windhauch die feuchte Salzluft zu uns herüber. Es ist warm. Der Sonnenschein strömt vom Himmel herab, und das Auge wird geblendet von den weißen Wänden der Häuser und dem hochemporragenden Nikolaikirchthurm, der die umherliegenden Gebäude gleichsam krönt.

Auf dem Marktplatz wimmelt es von Käufern und Verkäufern. Hinter ihnen, von hier aus gesehen scheinbar über ihren Köpfen, rasselt ein rother Omnibus, dessen Glocke von Zeit zu Zeit klingelt. Im Hintergrunde wird das dichte Grün der Kapelleesplanade und das kolossale Grönquist'sche Haus sichtbar, auf dessen Dach eine Flagge lustig weht. An dem Marktplatz entlang läuft, seine ganze Harmonie störend, eine Reihe neuer, weißer Pfähle, an deren Spitze ein dicker Draht befestigt ist, der von dem Societätsgebäude nach der Verkaufshalle läuft.

Ich will dies lichte Bild als Erinnerung an mein Vaterland mitnehmen. Ich zwinge es, sich in mein Gemüth einzuätzen, indem ich die am meisten in die Augen fallenden Züge unzählige Male betrachte. Ich will keine anderen Erinnerungen festhalten, als diese eine. Alles Uebrige muß dahinter verschwinden, soll von diesen lebhaften Farben überdeckt werden.

Der Dampfer stößt langsam vom Quai ab. Schwerfällig wendet der Koloß mit Zuhilfenahme von Seil und Segel seinen Curs dem Meere zu. Die Blicke des Zurückbleibenden und der Abreisenden begegnen sich, finden und suchen einander, verirren und vereinigen sich wieder. Je mehr das Schiff sich entfernt, desto mehr verschwinden die Umrisse, sie gleiten an einander vorüber und finden keinen Vereinigungspunkt mehr. Die Taschentücher fangen an zu wehen, sie flammen auf wie Feuer, die zu einem letzten Lebewohl entzündet werden.

Die feinen Züge, das reine Profil und die ringelnde Locke am Ohr stehen plötzlich vor mir. Ich will sie in dieser Schaar am Strande suchen, obwohl ich nur zu gut weiß, daß ich sie dort nicht finden werde. Aber ich ziehe die Landschaft vor das lockende Bild, ich will nichts Anderes sehen als den Hafen, das Haus und den klaren Himmel.

Ich sehe das Alles, und ich sehe die Segelboote und die Yachten, die spielende Furchen in den Wasserspiegel zeichnen. Wüthend pfeifen die kleinen Dampfer im Hafen und umschwärmen den Vordersteven unseres Schiffes wie die Fliegen das Maul des unbehilflichen Ochsen.

Und der Ochse bläht seine Nasenlöcher, beschleunigt seine Fahrt und steuert durch den Langörnsund. Die einzelnen Fenster in den Häusern

am Strande verschwinden und schmelzen zu drei langen übereinanderliegenden Streifen zusammen. Der Lärm der Stadt ist nicht mehr vernehmbar, und das schwermüthige, kräftige Geräusch der Maschine dringt zum ersten Mal an mein Ohr. In voller Fahrt gleiten wir an Svenborgs Wällen vorüber, von denen uns hohle, schwarze Kanonenluken anstarren.

Wir sind draußen auf dem weiten Meere. Ich gehe in dem sanften Wind auf dem Deck auf und nieder. Helsingfors verschwindet mehr und mehr. Die Heimat versinkt in's Meer. Finnlands Strand ist ein schmaler Streif, und dann nur noch eine rothbraune Wolke. Jetzt sehe ich Nichts mehr als den blauen Himmel und das noch blauere Meer. Hie und da, weit hinten auf den Wellen erglänzt ein weißes Scheerensegel, und ich beachte jedes einzelne und suche zu ergründen, ob es auf Helsingfors zusegelt. Vor dem Vordersteven spiegelt sich die Sonne im Meer. Die Wellen zerstückeln, zersplittern den Schein, und dann entsteht dort eine breite Straße aus blendendem Licht.

Ich suche fortwährend etwas Neues in meiner Umgebung, was meinen Blick fesseln kann. Ich halte die Bilder fest, die mein Auge trifft, und ich ziehe sie wie einen Flor vor die Vergangenheit. Jede neue Aussicht ist gleichsam ein feiner Schleier. Und in dem Schmerz selber ist auch während dieses ersten Tages mein bisheriges Leben mit seinen Erinnerungen verschwunden, wie ferne, formlose Schatten, kaum sichtbar durch den Nebel und den Sonnenglanz. Ich kenne sie nicht wieder, es sind nicht meine eigenen Erinnerungen, sie gehören mir nicht. Es sind irgendwelche alte, unklare Bilder.

Ich selber gehe wie in einer Betäubung umher, als träume ich, als wäre ich mir dessen bewußt, ohne aber erwachen zu wollen. Das Meer senkt eine müde, angenehme Ruhe auf mich herab und wiegt mich in schlaffe Gleichgültigkeit ein. Auch nicht ein neuer Gedanke entsteht in mir, und jedes Gefühl schläft in demselben Augenblicke ein, in dem es erwacht. Ich entbehre Nichts, hoffe Nichts.

Ich treffe mich bald in dieser, bald in jener Situation an. Auf dem Deck in einem bequemen Ruhestuhl ausgestreckt, eine einschläfernde, sinnenumnebelnde Cigarre rauchend. Das Auge sättigt sich an dem weiten Meer, dem wolkenlosen Himmel und den kleinen plätschernden Wogen, die gegen den Bug des Schiffes schlagen, und von denen sich einige, wenn auch nur aus Versehen, in Schaum kleiden, gleichsam schlafbefangen und ohne die Kraft zu besitzen, das lange, schwere Schiff in die Höhe zu heben. Eine Menge Fahrzeuge sind am Horizont sichtbar. Diejenigen, welche sich im Schatten befinden, heben sich wie große schwarze Schmetterlinge gegen eine weiße Gardine ab. Auf der anderen Seite blitzen die Segel im vollen Licht, man kann ihre Rundung und hin und wieder auch die Raaen erkennen. Von dort gleitet der Blick zu unserem eigenen Fahrzeug zurück, klettert an den Strickleitern zu den Masten hinauf, betrachtet die

Taue und Segel, bis der Schornstein einen wolligen Rauch entsendet, der gleich einem schwarzen Schweif hinter dem Dampfer herzieht und sich leicht auf den Wasserspiegel legt.

Ich treffe mich auf dem Deck auf- und niederwandernd an, oder in das Kielwasser hinabstarrend, das immer unverändert ist mit denselben Blasen, demselben Schaum und denselben Wellen.

Zuweilen hebt sich ein Streifen Landes aus dem Meere empor, mehr und mehr anwachsend, bis wir in unserer nächsten Nähe ein hohes Festland erblicken. Da sind Kirchen, Städte und Berge, deren Gipfel grünende Wälder bedecken. Auch dort giebt es Menschen, die leben und streben. Ich denke, wie es dort wohl sein mag. — Ein Fischer legt mit seinem Segelboot an der Seite unseres Fahrzeuges an. Wenn ich jetzt in sein Boot spränge, an's Land ruderte und dort bliebe, mitten im Meere auf einer Oase in der Wüste, ohne die geringste Spur zu hinterlassen? Wenn ich mir dort für den Rest meines Lebens eine neue Umgebung schüfe? Es scheint mir, als müßte sich das leicht ausführen lassen. Ich will es dort versuchen, wohin ich reise. Je weiter fort, desto besser.

Aber wir lassen das Land weit hinter uns, es verschwindet und wird vergessen. Ich erblicke wiederum Nichts als das Schiff und die Segel am Horizont, die stets dieselben zu sein scheinen.

Die Sonne neigt sich zum Untergang. Gleich einer rothen Kugel versinkt sie hinter dem Wasserrand. Sie berührt das Meer und taucht in die Fluthen hinab, wie Jemand, der Anstalten zum Schwimmen macht und erst die Zehenspitze in's Wasser steckt, dann bis an die Taille hineingeht und schließlich kopfüber in die Tiefe hinabtaucht und verschwindet.

Es dunkelt. Der Gesichtskreis wird begrenzter, und der Horizont rückt uns näher. Die Bläue des Himmels und des Meeres wird grün, und die Nebel steigen auf. Aber durch die Dämmerung schimmern ferne Lichter. Sie zeigen uns den Weg, sie entstrahlen den Leuchtthürmen, die theils ununterbrochen scheinen, theils in regelmäßigen Zwischenräumen kommen und gehen. Und dazwischen hindurch sucht sich das Fahrzeug seinen Weg, den Curs von einem Leuchtthurm nach dem andern richtend. Unter dem Deck dröhnt die Maschine, sie scheint sich ihrer Stellung, ihrer Bedeutung wohl bewußt zu sein. Als alle zur Ruhe gegangen sind und nur ich allein noch auf dem Deck wache, ist es mir, als ob das ganze Schiff Leben annähme, als ob das Murmeln des Wassers am Kiel seine eigene, geheimnißvolle Sprache sei, deren Bedeutung es allein so recht versteht, während ich den Sinn nur ahnen kann.

Aber allmählich gewöhnen sich meine Sinne an die Umgebung, der Einfluß des Meeres verliert seine Kraft, und der versperrte Strom früherer Gedanken und früherer Gefühle erschließt sich auf's Neue.

Als ich am Morgen des dritten Tages auf das Deck hinaufkomme, halb geblendet vom Sonnenlicht, sehe ich den Kapitän einen Dampfer

beobachten, der rechts von uns qualmt und uns zu überholen droht. Dem Steuermann das Fernrohr reichend, sagt er: „Es ist die ‚Capella‘.“

Es ist die „Capella“, die im Hafen hinter uns zurückblieb und die Heimat einige Stunden später verlassen sollte. Man meint, daß sie Travemünde kurz vor uns erreichen wird.

Mich über die Brüstung lehnend und mit den Augen das schöne Fahrzeug betrachtend, überkommt mich plötzlich eine Traumphantasie:

Sie befindet sich auf der Reise, sie, Anna, dort auf der „Capella“: Sie ist am Abend abgereist, nachdem ich am Morgen die Heimat verlassen habe. Sie liebt mich dennoch, wie auch ich sie liebe. Als sie mich niedergeschlagen und unglücklich fortgehen sah, wachte sie die ganze Nacht, und der Gedanke an mich wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie gedachte unserer Sommerfahrten, und sie hatte Mitleid mit mir und fühlte, daß sie mich liebte. Am Morgen eilte sie an den Hafen hinab, aber der Dampfer war bereits abgefahren. Sie fand keine Ruhe, ehe sie auf dem Deck der Capella stand, — auch sie war auf der Reise in's Ausland begriffen. Sie gab Mutter und Bruder auf und folgte mir. Jetzt fährt sie dort, eine Strecke von mir entfernt und kommt vor mir an, und die Erste, die mir auf dem Quai in Lübeck entgegentritt, das ist *sie*. Wir setzen unsere Reise gemeinsam fort, sie ist meine Frau, und wir trennen uns nie mehr. All' das Andere ist nur ein böser Traum gewesen.

Und als ich erst einmal den Anfang gemacht habe, kann Nichts meine Phantasie mehr im Zaum halten. Ich hole sie zu mir auf das Schiff, auf dies Deck, hierher, an meine Seite! Am Tage sitzen wir hier auf dem Hinterdeck im Schatten des Segels. Ich sehe sie so unheimlich deutlich vor mir — die kleinsten Züge, die feinsten Veränderungen in ihrem Ausdruck, ihren Augen — daß mir plötzlich ganz bange vor mir selber wird und ich das Bild mit Gewalt verjagen, mich abwenden und sie mit einer bestimmten, abweisenden Geberde abschütteln muß. Aber sie ist gleich wieder da. Am Abend, als die Leuchtfeuer angezündet werden und die Laternen auf den Schiffen, die in der Finsterniß umherirren, wie rothe oder grüne Sterne schimmern, ziehen wir uns in einen der vielen Schlupfwinkel des Schiffes zurück, an den Fuß des Mastes oder an die äußerste Spitze des Vorderdeckes, wir sprechen leise mit einander, sind in denselben warmen Shawl gehüllt, ich halte ihre Hand unter meinem Arm, sie drückt ihn zuweilen sanft, und ich antworte auf dieselbe Weise.

Ich lebe mich in dem Grade in meine Phantasiewelt ein, daß das Flimmern der Sterne mich melancholisch macht und der Anblick der dem Schornstein entsprühenden Funken mich bewegt, melancholische Volkslieder vor mich hinzusummen.

Ich weiß sehr wohl, daß dies Alles ganz wahnsinnig ist, aber ich habe den Muth nicht, diese Stimmung zu verscheuchen. Ich habe nicht den Muth, mich selber auszulachen.

Voller Mitleid denke ich, daß mir ja nichts Anderes übrig geblieben ist. Ich bin ungefähr in derselben Lage wie Jemand, der trinkt, um seinen Kummer zu betäuben, und der doch jedes Mal, wenn er trinkt, das Bewußtsein hat, daß er es thut, weil er nicht wieder zur Wirklichkeit erwachen will. Er schreit, lärmt und tobt, bemüht, seinen Kummer zu vergessen, aber sobald er das Glas zum Munde führt, erinnert er sich, wenn auch nur dunkel, des Grundes, weshalb er trinkt. Wenn er des Morgens erwacht, quält ihn die Orgie des vergangenen Tages, aber auch die Veranlassung dazu. Denn der Kummer ist nicht verschwunden, er ist im Gegentheil noch schwerer und hoffnungsloser als bisher.

Auch ich erwache am Morgen gleichsam in einem geistigen Katzenjammer.

Während der letzten Nacht meiner Reise träume ich von ihr — gleichsam als Fortsetzung der Phantasien des Tages. Ich durchlebe nochmals die schönsten Stunden dort auf dem Lande, in denen ich mit ihr fischte und mit ihr segelte. Mein Schlaf ist leicht und unruhig und wird oft unterbrochen, aber ich bohre den Kopf in die Kissen, und es gelingt mir stets, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen. Aber schließlich wird der Lärm da draußen und das Geräusch auf dem Schiffe zu arg. Ich höre die Signalpfeife ertönen, sie läßt mich nicht schlafen, ihr aufscheuchender, angsteinflößender schriller Laut tönt mir in den Ohren, erst aus der Ferne, jetzt gerade über meinem Kopf.

Ich sehe, daß wir mitten in einem undurchdringlichen Nebel vor Anker liegen. Wir befinden uns in einem schmalen Fluß, sagt man, aber trotzdem ist es unmöglich, die Ufer zu sehen. Einige Klafter von uns entfernt scheinen die Umrisse eines anderen großen Fahrzeuges durch die Nebel Ich entziffere den Namen „Capella", aber das macht nicht mehr denselben Eindruck auf mich, wie gestern. Ich zittere vor innerer und äußerer Kälte. Meine Sinne sind leer, von allen Phantasien des gestrigen Tages und allen Träumen der Nacht ist Nichts zurückgeblieben, als die rauhe Morgenwirklichkeit. Der ganze poetische Duft, auch der falsche Duft von gestern ist verschwunden. Klagend tönt die Signalpfeife, und in der Ferne im Nebel antworten die andern Schiffe, unheimlich, gefahrahnend, gleich Vögeln, die einander vor einem Raubthier warnen, das ihnen irgendwo auflauert. Das vermehrt meine Verzweiflung und nimmt mir Alles, was mir noch an Muth und Widerstandskraft geblieben.

Ich weiß, daß hinter der Nebelwand dahinten, nur wenige Klafter von uns entfernt, die Fremde sich ausdehnt, weit, groß, unbekannt, gefühllos. Ich befinde mich bereits in ihrem Schlund. Ich muß ein neues Leben beginnen, muß mich in neue Verhältnisse umpflanzen, obwohl die Wurzeln noch in der alten Erde haften: Ich wollte, daß das Schiff gleich wieder in die Heimat zurückkehrte!

Diese Schwäche peinigt mich; ich wollte, ich könnte sie überwinden. Aber während der Eisenbahnfahrt wird sie nur immer größer. Dieselbe trostlose Wirklichkeit überall. Ich gleiche einem Span, der vom Winde hin und hergetrieben wird. Unendlich klein und unbedeutend. Daheim war ich doch Etwas: wenigstens doch ein Rad in der Maschinerie. Hier komme ich mir vor wie ein Ueberzähliger, der jeder Zeit, ohne vermißt zu werden, am Wegesrande zurückbleiben kann.

Allmählich erschlaffe ich und versinke in eine völlige Gleichgiltigkeit, willenlos folgt mein Körper den stoßenden Bewegungen des Zuges. Die Landschaft, Städte und Dörfer fliegen an mir vorüber, erregen aber nicht die geringste Neugier in mir. Sie sind gar nicht da für mich. Ich denke weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Ich lasse mich wie ein Untersuchungsgefangener von einem Gerichtsort zum anderen führen. Und ich erwache während der ganzen Reise nur ein paar Mal zu anderen Gefühlen. Das erste Mal in Köln, wo ich mit den anderen Reisenden den Dom besichtige.

Aus dem Eisenbahnlärm, dem ohrenzerreißenden Pfeifen der Locomotive, aus dem Staub des Waggons und dem Sonnenschein, der die müden Augen blendet, sehe ich mich plötzlich in die dämmrige Wölbung versetzt, wo das Licht gedämpft und matt ist, wo die Menschen fromm und vorsichtig auf den Zehen umherschleichen, und wo von irgend einem unsichtbaren Orte her, ich weiß nicht, ob vom Dache oder von den Wänden, eine stille, schwermüthige Musik herabtönt. Zwischen den Pfeilern hindurch erblickt man tiefe Perspectiven, und an deren Ende stehen Altäre mit kleinen, brennenden Lichtern, die einen milden, warmen Schein verbreiten. In einer Seitencapelle liegt eine schwarzgekleidete, verschleierte, bleiche Frau auf den Knien und schluchzt. Ich gehe auf den Zehenspitzen an ihr vorüber, und sowohl ich als auch die anderen Touristen fühlen, daß wir hier etwas Feines, Heiliges stören. Ich, der ich bisher stets behauptet habe, daß die religiösen Gefühle Nichts sind als ein ekstatischer Zustand bei schwachen Naturen, ich schmelze wie Wachs. Ich habe Lust, mich auf die Knie zu werfen und zu beten, und ich wünsche, daß ich glauben, daß ich mich daran halten könnte. Mag der Zug abfahren, mag die Welt ihren Gang gehen, sich weiter abmühen! Ich bleibe hier in dieser stillen Wölbung. Und wie gut verstehe ich jetzt nicht diese Eremiten und Mönche und Nonnen, die, lebensmüde und in ihren Hoffnungen getäuscht, sich in ein Kloster einschlossen und Vergessen in der Einsamkeit der Wüste suchten. Das ist etwas Anderes, als Vergessen in der Arbeit suchen und sich in dem Strudel der Welt betäuben.

Aber die Menschen kommen und gehen, und jedesmal, wenn die Thür geöffnet wird, bringt das Geräusch der Außenwelt, das Gerassel der Wagen, das Wiehen der Pferde von der nahegelegenen Eisenbahnstation bis zu mir herein. Vor mir geht ein Mann, in dem ich einen meiner Mitpassagiere

erkenne; er sieht nach seiner Uhr, und ich eile mit ihm hinaus, besorgt, zu spät zu kommen.

Gleich einem wilden Thier, das aus seinem Käfig ausgebrochen ist, braust der Zug aus Köln heraus. Als der Abend dämmert, nähern wir uns dem Ziel unserer Reise, und ich erwache abermals aus dem Zustand der Betäubung, an den ich mich allmählich gewöhnt habe.

Der Zug hat sich verspätet und will die versäumte Zeit wieder einholen. Er braust mit einer so unheimlichen Fahrt dahin, daß unser Wagen förmlich in die Höhe hüpft. Ich will aufstehen, taumle aber auf meinen Platz zurück. Ein Zug, der uns auf dem anderen Geleise entgegenbraust, reißt mich, so scheint es mir wenigstens, in zwei Theile. Ich stehe im Begriff, zu zerbröckeln, in kleine Stücke zu zerfallen. Ist das nur körperliche Müdigkeit, Mangel an Schlaf und Ruhe? Ich suche es dahin zu erklären und überwinde mich selber. Weshalb kann ich nicht sein wie die Andern, die ihre Sachen ruhig zusammenpacken und nichts Besonderes zu empfinden scheinen? Bin ich aus loserem Stoff gemacht oder ist die Arbeit selbst geringer? Was habe ich für Noth? Warum in aller Welt bin ich nur so unruhig? — Aber ich bemühe mich vergebens, meine Sinne zu beruhigen. Ja, nun ist es wieder da. Abermals überkommt sie mich, diese grenzenlose, herzzerreißende Sehnsucht nach Liebe, dieser Mangel an Zärtlichkeit, der ein schmerzhaftes Empfinden in jedem Nerv erregt. Und ich habe keine Hoffnung, daß es jemals kommen wird — ich bin ganz allein. Und deshalb habe ich jetzt ein Gefühl, als stürzte ich meinem Untergang entgegen. Die Fahrt wird immer wilder, ganze Strecken entlang pfeift die Locomotive, sich nur einen kurzen Augenblick unterbrechend. Aus einem Tunnel heraus und in einen anderen hinein. Brücken, Curven, kleine Stationen, an denen wir nicht Halt machen. Es scheint, als sei es nicht mehr möglich, den Zug zum Stehen zu bringen, als läge vor uns ein Magnetberg, der das eiserne Fahrzeug an sich söge, das keinem Steuer mehr gehorcht. Je näher man kommt, desto gieriger zieht er uns an. Schließlich erfaßt diese heimliche Kraft das Fahrzeug ganz und gar, alle Nägel fallen heraus, der Rumpf löst sich aus seinen Fugen, und das Schiff zerschellt an der felsigen Seite des schwarzen Wunders.

Plötzlich befinden wir uns unter einer Glaswölbung, die Fahrt läßt nach, und ruhig gleitet der Zug in den Bahnsteig ein. Ich finde mich als Glied in der langen Kette der Menschen wieder, deren eines Ende sich noch auf dem Bahnsteig befindet, während Paris das andere schon in seinem Rachen verschlungen hat.

(Schluß folgt.)





Das schöne Schriftthum und der Staat.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Noch wird in deutschen Schriftstellerkreisen vielfach die Schiller'sche Klage laut, daß der deutschen Kunst (mit welcher Bezeichnung im vorliegenden Falle ausschließlich die Dichtkunst gemeint ist) kein Augustisches Alter blühen und keines Medicäers Güte lächeln will, ja, man weist mit einer unverkennbaren Erbitterung darauf hin, daß dem schönen Schriftthum in unserem Staate nicht einmal eine amtliche Pflegestätte bereitet sei, daß es von den Behörden gänzlich übersehen und nur noch von einem Publicum gepflegt werde, das der Dichtkunst wohl leidlich guten Willen, aber meist herzlich wenig Verständniß entgegenbringe. Die bildenden Künste, so sagen die Unzufriedenen, befinden sich in einer weit glücklicheren Lage; sie werden in unserem Vaterlande viel liebevoller behandelt, als die Dichtkunst, die mehr das Aschenbrödel unter den Künsten ist und unbeachtet in der Ecke stehen muß, während der Staat sich der bildenden Künste auf's Wärmste annimmt und ihnen wirksame Förderung zu Theil werden läßt.

Ist diese Klage berechtigt? und wie könnte ihr, wenn sie berechtigt ist, abgeholfen werden?

Das vom Cultus-Ministerium abhängige Staatsinstitut, das ausschließlich der Pflege der Künste und Wissenschaften zu dienen hat, ist die königliche Akademie der Wissenschaften und Künste. Sie besteht gewissermaßen aus zwei Akademien: In der Akademie der Wissenschaften giebt es eine physikalisch-mathematische und eine philosophisch-historische Klasse, in der Akademie der Künste eine Section für die bildenden Künste und eine für

die Musik. Eine Section für die Dichtkunst und das schöne Schriftthum ist völlig vergessen oder absichtlich nicht eingerichtet worden. Für den Gelehrten, für den Maler, Bildhauer oder Musiker ist also ein staatliches Forum vorhanden, dessen Aufmerksamkeit er durch sein Schaffen erregen kann; die beiden Akademien sind in der Lage, durch berufene zuständige Mitglieder ein Urtheil über irgend ein Kunst- oder wissenschaftliches Werk zu fällen, das Interesse des Staates für ein solches Werk anzurufen, sie ernennen Ehrenmitglieder und übernehmen durch solche Ernennung dem Publicum gegenüber eine gewisse Bürgschaft für die Würdigkeit des Geehrten, sie sind ein Areopag, der seinen Mitgliedern in den Augen der Welt Glanz verleiht und auch die Kurzsichtigen auf die Bedeutung der in die Akademie berufenen Gelehrten und Künstler eindringlich hinweist. Die Akademie der Künste vertheilt Prämien und Stipendien an jüngere Künster, denen durch solche Zuweisungen eine Aufbesserung ihrer materiellen Lage und die Mittel zu Studienreisen und zur ferneren Ausbildung gewährt werden. Sie verfügt zu diesem Zwecke über den großen akademischen Staatspreis, über die Michael-Beer'schen Stiftungen, über die von Rohr'sche, Meyerbeer'sche und Adolf Ginsberg-Stiftung. Es giebt eine Akademische Hochschule für die bildenden Künste und eine solche für die Musik; es giebt akademische Meister-Ateliers, akademische Meisterschulen für musikalische Composition, ein akademisches Institut für Kirchenmusik. In periodischen Ausstellungen, denen die Unterstützung durch staatliche Geldmittel, die Förderung durch staatliche Behörden zu Theil wird, kann der bildende Künstler seine Werke dem breitesten Publicum zur Schau stellen, welche Möglichkeit ihm den Absatz der Werke und die Erlangung eines berühmten Namens erleichtert. Der Staat selbst verwendet nicht unbeträchtliche Mittel zum periodischen Ankaufe von ausgestellten Gemälden und Bildwerken, deren Schöpfer gelegentlich noch durch Medaillen und Professoren-Titel geehrt werden; auch ruft er zu Zeiten durch Concurrenz-Ausschreiben die Künstler zum Mitbewerb um die Erlangung irgend welcher öffentlichen künstlerischen Aufträge auf, deren glückliche Erledigung dem Sieger wiederum hohe Ehren und materiellen Gewinn einzubringen pflegt. Von allen solchen Förderungen wird dem schönen Schriftthum Nichts zu Theil. Da es staatlich in dieser Hinsicht gar nicht berücksichtigt wird, bildet sich leicht eine gewisse Nichtachtung desselben, sogar in den Kreisen der Gelehrtenwelt, aus; so wie ein Mensch, der gar keine Beziehungen zur auserlesenen Gesellschaft hat, leicht für nicht „salonfähig" gehalten wird, so gilt bei manchem Vertreter der Wissenschaft das schöne Schriftthum für nicht „akademiefähig"; der einseitig geschulte Kopf hält es wohl gar für etwas Ueberflüssiges, nicht ernsthaft zu Nehmendes. Es ist eine traurige Thatsache, daß in keinem Culturlande die zeitgenössische Dichtung von den Vertretern der Wissenschaft und von den Litteraturlehrern der Jugend so gering geschätzt und grundsätzlich übersehen wird, wie im heutigen Deutschland. Für einen jungen Dichter, der etwa

ein Nibelungenlied oder einen Faust dichtete, besteht keine staatliche Instanz, die sich pflicht- und berufsmäßig seiner Dichtung anzunehmen hat, die ihn durch Prämien ehrt oder anderweitig sein Bekanntwerden erleichtert. Die Akademie der Künste hat für ihn keinen Platz, und die Akademie der Wissenschaften würde, wenn er ihr sein Werk vorlegte, von Rechts wegen ausrufen: „Das ist weder Physik noch Mathematik, weder Philosophie noch Geschichte — was soll uns das?"

Wenn auch das Cultus-Ministerium diesen Uebelstand erkennen mag, wenn es gelegentlich auch einem Dichter oder Schriftsteller seine Förderung zuwendet und hier oder da vielleicht ein Stipendium zur bequemeren Vollendung irgend eines dichterischen Werkes gewährt und wenn auch unmittelbar vom Throne auf manche Blüthe der vaterländischen Dichtung ein belebender Sonnenstrahl verständnißinnigen Antheils fällt, so sind das doch nur Gunsterweisungen, die zwar den idealen Sinn ihrer Spender in helles Licht setzen, aber nicht die Bürgschaft der Dauer für alle Zeiten in sich tragen, da ja das schöne Schriftthum nach wie vor akademieunfähig bleibt, ausgeschlossen aus dem vom Staate errichteten Tempel zur Pflege des Wahren, Guten und Schönen, und ein neuer Cultus-Minister, der etwa anders dächte und anders handelte, durch kein bestehendes Staatsinstitut an die Existenz der Dichtkunst amtlich erinnert werden würde.

Die Gefahr, die aus solcher Sachlage erwächst, ist eine zwiefache. Einerseits verkümmert die Dichtkunst bei dem Mangel staatlicher Pflegeorgane; sie wird schon heut fast nur noch von Frauen geschätzt; sie sucht deshalb ein dürftiges Unterkommen in vielfach recht faden und substanzlosen Familienblättern, und um dem breiten Publicum dieser Blätter annehmbar und verständlich zu bleiben, muß sie immer geringere Ansprüche an sich selber stellen. Daher das Ueberhandnehmen (die wenigen verdienstvollen weiblichen Federn bestätigen als Ausnahme nur die Regel) einer seichten und gedankenarmen Frauenlitteratur, einer von Damen für den weiblichen Durchschnittsgeschmack erwerbsmäßig betriebenen Romanfabrikation. Das Verlegergewerbe, das längst zur Großindustrie wurde und als solche den Büchermarkt mehr und mehr monopolisirt, leistet in geschäftskluger Ausbeutung dieser leidigen Verhältnisse der Verrohung des Geschmackes immer bedenklicheren Vorschub; es weiß genau, welche Waare marktgängig ist, und es zwingt diejenigen Dichter und Schriftsteller, die materiell nicht völlig unabhängig sind, fast ausnahmslos, mit dem Strome zu schwimmen und zu den Ansprüchen des Lesepöbels hinabzusteigen. Auf diese Weise wird es der vaterländischen Dichtkunst täglich schwerer gemacht, noch wahrhaft volksthümliche d. h. echt poetische Werke zu veröffentlichen; im Gegentheil, sie verliert fast gänzlich die unentbehrliche Fühlung mit dem Volke, sie kitzelt und befriedigt nur noch die oberen Zehntausend, die mit wenigen Ausnahmen den Begriff von der „heiligen Magie" und culturellen Bedeutung der Dichtkunst längst verloren haben und nur noch nach flüchtiger Unter-

3*

haltung oder prickelndem Nervenreize lüstern sind. Das Volk, das große, in seinem Kern noch nicht angefressene Volk, das nach wahrhaft Schönem und Edlem dürstet wie der Hirsch nach frischem Wasser, und das nur durch Stillung des Durstes vor dem Verschmachten seiner besseren Triebe und vor materialistischer Verseuchung bewahrt werden kann, es kennt und weiß Nichts von einer vaterländischen Dichtung, es liest nur noch schmutzige, rohe Hintertreppen-Romane oder die giftigen Hetzereien und lügenhaften Verheißungen umsturzlüsterner Verführer.

Eine derartige Vernachlässigung der der Dichtung schuldigen Achtung führt naturnothwendig zum Niedergange unserer ästhetischen Cultur und zur heillosesten Verrohung unserer öffentlichen Sitten. Oder ist es kein Zeichen der Verrohung, wenn gebildete, in hohen Aemtern und Würden stehende Männer sich laut rühmen, daß sie sich grundsätzlich um die Schöpfungen unseres modernen schönen Schriftthums nicht kümmern? wenn sie diese Hemmung ihres inneren Wachsthums mit dem Zeitaufwande entschuldigen zu können meinen, den ihnen die Beschäftigung mit der Politik, mit dem Vereinsunwesen und mit dem Lesen der politischen Tagesblätter zumuthet? Die Werthschätzung der göttlichen, durch keinen anderen idealen Factor zu ersetzenden Dichtkunst ist so heillos in die Brüche gegangen, daß man sich des Unbekanntseins mit allen neueren echt vaterländischen Dichtungen nicht mehr schämt, während man lebhaften Antheil an den Werken der Musik und bildenden Künste wenigstens zu heucheln bemüht ist. Der moderne Salonmensch würde sich eine Blöße zu geben fürchten, sollte er eingestehen, daß ihm Adolf Menzels „Moderne Cyklopen" oder Johannes Schillings „Nationaldenkmal auf dem Niederwalde" oder Richard Wagners „Götterdämmerung" böhmische Dörfer seien, er entblödet sich aber nicht, mit Stolz zu bekennen, daß er Gustav Freytags „Ahnen" oder Victor Scheffels „Ekkehard" noch nie gelesen habe — „er lese überhaupt keine Romane, diese seien doch eigentlich nur für die Damen; er lese nur politische oder wissenschaftliche Werke". Und dabei wirft er sich in die Brust und blickt herausfordernd in die Runde, als wollte er sagen: „Bewundert mich! Hier habt Ihr einen würdigen Vertreter der allein wahren Bildung unseres Jahrhunderts!"

Nach dieser Richtung hin können wir wirklich kaum noch tiefer sinken. Selbst die Franzosen, denen wir doch — ohne Selbstüberhebung sei es gesagt! — in so vielen Stücken überlegen sind, beschämen uns in der Werthschätzung der Dichtkunst auf eine für unsere Eigenliebe geradezu vernichtende Weise. Wo wäre der Staatsmann, der Truppenführer, der Gelehrte in Paris, der es wagen dürfte, sich mit der Unkenntniß der Werke eines Daudet zu brüsten? Und wenn der Franzose bis über den Kopf in der Arbeit seines Berufes steckt, so viel vaterländischen Stolz besitzt er doch, daß er sich täglich ein freies Stündlein erobert, in dem er sich mit den Erzeugnissen seines schönen Schriftthums nicht nur bekannt macht, sondern auch

befreundet. Man muß es gesehen haben, wie sich die vornehme, die gebildete Welt in den Läden der Buchhändler drängt, wenn die Ausgabe eines neuen Werkes aus der Feder eines beliebteren Pariser Dichters angekündigt ist. Die drei Francs fünfzig Centimes hat ein Jeder übrig, um das Buch, das noch feucht von der Presse ist, zu kaufen; man würde seiner Stellung Etwas vergeben, wollte man es nur zu leihen suchen; man würde sich lächerlich machen, wollte man es überhaupt nicht lesen. Und wir? Nun, wir sind eben viel gebildeter, viel wissenschaftlicher, als die „seichten" Franzosen; wir sind das Volk der Dichter und Denker, deshalb verachten wir die Werke der Dichtkunst und steinigen den, der sich erdreistet, einen Gedanken zu produciren, der gegen das Schema des gewohnheitsmäßigen, durch Katheder oder Kanzel gebilligten Denkens verstößt.

Es wäre thöricht, behaupten zu wollen, daß man allein durch liebevolle Pflege der Dichtkunst socialistisch-anarchistische Ungewitter beschwören könne; diese Wetter werden austoben, und der Himmel wird nicht eher wieder klar und heiter werden, bis sich die angehäuften Elektricitäten ausgeglichen haben. Wer aber weise ist, sucht durch Blitzableiter diese Ausgleichung in unschädlicher Weise zu fördern; unsere geplante Socialreform ist solch ein Blitzableiter, er kann aber nur wirken, wenn die gebildeten Stände nicht durch Unterlassungssünden immer wieder neue ungleiche Elektricität ansammeln und die Spannung bewußt oder unbewußt unterhalten. Eine solche Unterlassungssünde ist unter vielen anderen auch die hier beklagte Theilnahmlosigkeit gegen die vaterländische Dichtkunst und die dadurch bewirkte Verrohung des Geschmacks, die Verseichtung der ästhetischen Cultur. Wer die Kraft eingebüßt hat, sich durch Lesung eines wahrhaft schönen Schriftwerkes innerlich zu erquicken, zu erbauen und zu veredeln, dem wird auch ein Theil der sittlichen Kraft abhanden gekommen sein, durch sein Thun und Lassen der niederen, leicht beeinflußbaren und nur durch gewissenlose Hetzer verführten Menge ein Beispiel zu geben. Böse Beispiele aber verderben gute Sitten. Der tiefer Stehende blickt nach oben, und bereitwillig ahmt er nach, was ihm in bevorzugten Kreisen vorgemacht wird. Weht auf der Höhe die Stickluft materialistischer Versumpfung, so wird sie auch im Thale die Lungen vergiften und das rothe Blut zersetzen.

Die Aschenbrödelrolle, die man dem Königskinde Poesie zumuthet, hat eine steigende Verbitterung in den Kreisen der Schriftsteller und Dichter zur Folge, und diese Verbitterung ist hinwiederum eine nicht minder schwere Gefahr für den Staat. Die Männer von der Feder empfinden den Mangel einer sie fördernden staatlichen Organisation mit jedem Tage tiefer und schmerzlicher. Man könnte erschrecken über den hohen Grad von Pessimismus, der sich vielfach in litterarischen Kreisen der Entwickelung unseres Staatswesens und unserer gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber äußert. Hier hilft kein Vertuschen und kein Beschönigen; die freimüthigste Aussprache erscheint vielmehr als ein strenges Gebot der echten Vaterlandsliebe. Die

große Mehrheit unserer jüngeren Dichter und Schriftsteller fühlt sich durch die staatliche Vernachlässigung auf's Empfindlichste verletzt; wachsende Unzufriedenheit herrscht unter ihnen; man sieht mit grimmer Mißgunst auf die Vergünstigungen und Auszeichnungen, die den anderen Künsten und Wissenschaften zu Theil werden; man betrachtet sich als Paria, als an die Wand gedrückt, knirscht demzufolge mit den Zähnen und prophezeit einer Gesellschaft, die so wenig Achtung vor der Litteratur habe, den schmählichsten Untergang. Neidisch schaut man nach Frankreich, dessen Akademie die Dichter ehrt und ihnen Sitze unter den vierzig Unsterblichen anweist. Diese verbitterte Stimmung treibt die Unzufriedenen nur allzuleicht in das Lager der Gesellschaftsfeinde, und es steht zu befürchten, daß sehr viele Dichter und Schriftsteller der jungen Generation, wenn sie auch ihre Hinneigung zu staatsfeindlichen Parteien nicht immer laut verkünden, doch wenigstens im Stillen der zunehmenden Unterwühlung unserer Gesellschaft einen gesegneten Fortgang wünschen. Das ist eine scheinbar so unerklärliche Thatsache, daß sie nur durch die eben so unerklärliche stiefmütterliche Behandlung des schönen Schriftthums durch den Staat verständlich werden kann.

Diese Uebelstände werfen ihre Schatten auch auf den Verkehr in unseren Gesellschaftssälen. Hätten wir z. B. einen lebenden Odyssee-Sänger — so argumentiren die unzufriedenen Schöngeister — der etwa in seiner Jugend Lieutenant oder Referendar gewesen wäre, dann aber den Staatsdienst quittirt und sich ein halbes Jahrhundert lang ausschließlich dem Dienst der Musen mit glänzendstem Erfolge gewidmet hätte, er würde, in eine officielle Gesellschaft geladen, trotz seiner weißen Haare und des sie dicht umbuschenden Lorbeers, hinter den allerjüngsten Räthen und Hauptleuten sitzen müssen, da der Staat ein schönes Schriftthum nicht anerkennt und auch dem greisen Odysseesänger, in dem man noch immer nur den Referendar oder Lieutenant a. D. sehen würde, keinen anderen entsprechenden Platz anzuweisen vermöchte. Wie hoch erhaben sich auch ein echter Dichter über die kleinlichen Rangstreitigkeiten der Gesellschaft dünken mag, wie frei auch seine Seele von kindischem Ehrgeiz und eitler Titelsucht sein wird, immerhin wird es auf den Einen oder Andern leicht eine demüthigende oder verbitternde Wirkung üben, wenn ihm so augenfällig bewiesen wird, wie wenig Notiz der Staat von ihm und seines Gleichen nimmt. Das Vaterland — so wird der seiner Meinung nach Zurückgesetzte sagen —, das für den verwundeten Soldaten Pensionen und Ehrenzeichen bereit hält, hat für mich Nichts übrig, obgleich auch ich tapfer mit dem Federdegen kämpfe und der tiefen Wunden nicht achte, die mir täglich im Kampfe der Geister geschlagen wurden.

Wie nun der Gefahr einer noch ferneren Verseichtung unserer vaterländischen Dichtung und einer Fahnenflucht der theilweise verbitterten jüngeren Dichter in das Lager gesellschaftsfeindlicher Parteien zu begegnen wäre — die Antwort auf diese Frage wird von den unzufriedenen Dichtern

schnell genug gegeben. Die Akademie der Künste, so verlangen sie, ist durch eine Section für das schöne Schriftthum zu vervollständigen. Diese Section hätte jährlich einem oder mehreren Werken der lyrischen, epischen und dramatischen Production der letzten zehn bis zwanzig Jahre — (nicht eines neuen Werkes, über welches ein Urtheil möglicherweise noch gar nicht feststeht) — einen Ehrenpreis zuzuerkennen. Dieser Preis brauchte nicht immer in Geld zu bestehen; es würde gelegentlich nach dem Vorgange der Pariser Akademie genügen, wenn dem Verfasser des betreffenden Werkes die Berechtigung zugesprochen würde, hinfort auf dem Titel seines Werkes den Vermerk hinzuzufügen: „Preisgekrönt durch die Akademie der Künste". Ferner müßte die Section in den Stand gesetzt werden, Geldprämien und Stipendien zu Studienreisen jüngeren hervorragenden Dichtern und Schriftstellern zu bewilligen. Endlich würde auf den Vorschlag der Section der Staat die bedeutenderen Vertreter der zeitgenössischen Dichtung vielleicht durch Medaillen oder entsprechende Titel, analog dem Brauche, der Malern und Bildhauern gegenüber geübt wird, auszuzeichnen haben, sodaß ein in die Rangscala des Beamtenthums nicht eingegliederter Dichter, der frei seiner Muse lebt, dennoch eintretenden Falles einen entsprechenden würdigen Platz in der Gesellschaft fände.

Die Erfüllung dieser Forderungen würde vielleicht dennoch hier oder da die spöttelnde Kritik unverbesserlicher Staats- und Gesellschaftsfeinde hervorrufen, die Mehrzahl der heranreifenden Vertreter des schönen Schriftthums aber würde in solcher Berücksichtigung doch wohl freudig das fördernde Wohlwollen des Staates sehen, und mancher Feuerkopf, der heut öffentlich oder heimlich mit den Männern des Umsturzes liebäugelt, würde, schon durch das Band der Erkenntlichkeit, vielleicht wieder fester und inniger mit unserem Staate und seinen Einrichtungen verbunden werden. Wenn man sich nicht geflissentlich vor dem ungeheuren Einflusse verschließt, den heute die Tagespresse ausübt, an der ja, „über oder unter dem Striche", der größere Theil unserer Dichter und Schriftsteller mitarbeitet, so dürfte es dem Staate schon als ein Gebot der Klugheit erscheinen, sich die echten Jünger der Dichtkunst zu verpflichten und in ihnen ein Gegengewicht zu gewinnen gegen manchen umsturzlüsternen, sittlich nicht gefesteten und daher nur im Trüben fischenden Mitarbeiter staatsfeindlicher Journale.

Im Vorstehenden haben wir dem Gedankengange Ausdruck gegeben, der jetzt weite Kreise der Schriftstellerwelt beherrscht und der thatsächlich eine Gefahr für die gedeihliche Fortentwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse bildet. Wir wollen uns aber auch nicht den Einwänden verschließen, die von anderer Seite gegen die hier entwickelten Forderungen erhoben werden. Man hält nämlich die alte Klage über das mangelnde litterarische Interesse und über den Ueberfluß an werthloser Marktwaare für nur bedingungsweise berechtigt, da gerade in der Gegenwart das litterarische Interesse sich augenscheinlich hebe. In Frankreich seien die

Verhältnisse auch nicht so günstig, wie es die Unzufriedenen darzustellen beliebten; ein Dutzend Größen werde dort allerdings reich und bekannt, die Andern aber bleiben völlig unbeachtet, und es sei dort noch schwerer, als bei uns, sich überhaupt zu einigem Ansehen zu bringen. Zudem seien die von der unzufriedenen jüngeren Schriftstellerwelt gestellten Forderungen zur Abhilfe höchst bedenklicher Natur. Zwischen bildender Kunst und Dichtkunst bestehe doch der Unterschied, daß gewisse Kunstwerke überhaupt nur geschaffen werden können mit der Aussicht auf Ankauf für Museen und dergl., vor Allem aber darin, daß ein Kunstwerk der Plastik oder der Malerei sich nicht durch Vervielfältigung einen Markt schaffen könne, wie das Buch, das die Möglichkeit der Verbreitung in Tausenden von Exemplaren besitze. Bei der Wissenschaft aber kämen die unmittelbaren Nützlichkeitsmomente und die pädagogische Zweckmäßigkeit für den Unterricht niederer und höherer Art in Betracht. Titel, Stipendien, Medaillen würden die Uebelstände, die sie schon auf anderen Gebieten geschaffen, nur auch auf das schöne Schriftthum übertragen und, ohne nachhaltige Hilfe zu bieten, nur Spott und Aerger auf Seiten der Nichtberücksichtigten hervorrufen. In Künstlerkreisen sei eine Bewegung im Gange, das Medaillenwesen abzuschaffen, und auch auf die Professorentitel lege man kaum noch Werth, weil sie eben nur Künstlern verliehen werden, die ohnehin schon großes sociales Ansehen genießen und auf die fragwürdige Auszeichnung durch solchen Titel recht gern verzichten würden. Der schönen Litteratur könne nur geholfen werden, wenn, wie es ja den Anschein habe, wieder ein litterarisches Zeitalter komme. Sie sei zurückgedrängt worden in einer Culturepoche, die vorzugsweise eine naturwissenschaftliche war, in der sich die Theilnahme der Gebildeten den neuen Entdeckungen und Erfindungen auf diesem Gebiete zuwandte; jetzt, da wir mehr in eine Periode der gesellschaftlichen Fragen eingetreten seien, werde die schöne Litteratur, die diese Fragen künstlerisch zur Darstellung bringen könne, sich auch wieder weitere Kreise erobern.

Wer wollte verkennen, daß diese Einwendungen nicht ganz unbegründet und recht wohl geeignet sind, die lauten Stimmen der Unzufriedenen etwas zu dämpfen? Gleichwohl scheint es uns, wenn wir die Ansichten beider Seiten ohne Voreingenommenheit gegen einander abwägen, doch ein nobile officium des Staates zu sein, dem schönen Schriftthum wenigstens eine amtliche Pflegestätte in der Königlichen Akademie der Künste und Wissenschaften zu bereiten. Mag man von jeder Prämiirung dichterischer Werke, von jeder materiellen Unterstützung ihrer Urheber Abstand nehmen, um so die Gefahr zu meiden, daß der Dichter durch das Band der Dankbarkeit verpflichtet und so in seiner freien Bewegung gehemmt werde: eine ehrenvolle Anerkennung des schönen Schriftthums auch durch staatliche Organe und Einrichtungen wird aber immer eine Forderung bleiben, der man schon im Hinblick auf die ästhetische Erziehung des breiteren Publicums wird Gehör schenken müssen. So lange die Poesie nicht akademiefähig ist, so lange

wird die dumpfe Menge auch nicht die heilige Zauberkraft ahnen, mit der die Dichtkunst die ästhetische und sittliche Fortbildung des Volkes zu fördern vermag.

Uebertriebene Erwartungen von der Wirkung dieses unseres Vorschlages hegen wir nicht; unsere Stimme wird wohl vorerst noch die Stimme eines Predigers in der Wüste bleiben. Der Eine, der diese Zeilen liest, gähnt dabei; der Andere schüttelt zweifelnd den Kopf und denkt: „So brennend ist die Frage nicht!“ ein Dritter murmelt vielleicht: „Der Mann könnte Recht haben!“ aber er begnügt sich mit dieser halben Zustimmung und läßt es im Uebrigen gehen, wie es will. Trotzdem hielten wir es für eine patriotische Pflicht, in dieser Frage unsere Stimme zu erheben. Vielleicht fügt es ein günstiger Zufall, daß unsere Zeilen einem einsichtsvollen und einflußreichen Mann zu Gesicht kommen, der dem hier angedeuteten Wunsche weitere Folge zu geben bereit und in der Lage ist. Findet sich aber vorerst auch noch nicht ein solcher Mann und sollten wir wirklich unabwendbaren gesellschaftlichen Katastrophen entgegengehen, so wird man sich vielleicht nach dem Sturme unserer Mahnung erinnern, und unsere Kinder werden das nachholen, was wir versäumt haben, indem sie auch durch staatliche Pflege der ästhetischen Cultur unser deutsches Volk auf den Weg der sittlichen Freiheit und des gesellschaftlichen Wohlbefindens weisen werden. —





Die Seide im Licht der Culturgeschichte.

Von

F. Kunze.

— Suhl. —

„Seide auf dem Leibe löscht das Feuer in der Küche aus."
(Sprichwort.)

Eine arabische Fabel erzählt uns, daß, als die Seidenraupe im Begriff war, ihre Fäden zu ziehen, die Spinne herbeikam und zu ihr sagte: „Du machst ein Gewebe, und ich mache auch eins." „Ja," antwortete die Seidenraupe, „aber mein Gewebe wird das Gewand der Könige, und das Deinige ist für die Mücken!" Das war ein prophetisches Wort, denn zu alten Zeiten, wie noch heute, war die Seide die Tracht der Vornehmheit, des Reichthums und des Luxus. Es ist auch wohl kaum ein Rohmaterial und irgend eine Manufactur durch dasselbe hervorgerufen, das eine so hohe Bedeutung aufzuweisen hätte, wie gerade die Seide; nur sie hat sich im Laufe der Zeiten das unverlierbare Privilegium erobert, der strahlende Mittelpunkt der Luxusbestrebungen unzähliger Völker zu werden. Heutzutage gehören die farbenprächtigen Seidenstoffe zu den bevorzugten Dingen, welche über die knappe Nothwendigkeit des Lebens hinausgehen und nach Hume „den Sinnen schmeicheln". Ja, obgleich all' die seidenen Sächelchen „nicht gerade nöthig sind zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, oder zur Erringung der menschlichen Glückseligkeit", so stehen sie doch unter den Tausenden von Handelsartikeln mit obenan und sorgen für den Lebensunterhalt eines nicht unbeträchtlichen Procentsatzes der Menschheit. Bereits in älteren Dichtungen wird die Seide als die „königliche" gepriesen, und das mit Recht, denn mit ihrer Zartheit und Ausdauer vereinigt sie noch die seltenen Vorzüge der Weichheit, die eine nachgiebige Schmiegung um jede Form des Körpers gestattet, und eines metallischen Glanzes, an dem sich das Auge weidet, ohne

nur im Geringsten geblendet zu werden. Dazu kommt ihre eigenthümliche, auf das Gefühl fast elektrisch wirkende Glätte und endlich der weitere Umstand, daß sie das einzige unserer Gewebe ist, welches einen gewissen Klang hat, denn die Seide „rauscht", macht das Spiel der Glieder hörbar, ja sie erscheint gleichsam selbst lebensvoll. Aus dieser ihrer Eigenthümlichkeit erklärt es sich denn auch zur Genüge, warum die großen Farbenkünstler der Italiener und Holländer, z. B. Terbourg, Mieris, Veronese, Tizian u. s. w. so gern seidene Gewänder auf die Leinwand gebracht haben. Es war das feinfadige Gewebe, der vornehme Faltenwurf und vor Allem der milde und doch prächtige Schiller, der sie begeisterte. —

Von einem so bevorzugten Stoffe kann aber auch nicht behauptet werden, daß er „nicht weit her" sei. Deutet doch sofort schon der Name auf seinen fremden Ursprung hin, denn obgleich das Wort „Seide" (althochd. sîda, mittelhochd. sîde, spanisch seda, ital. seta, lat. seta = starkes Haar, starker Faden) zunächst wohl Nichts weiter als Faden oder Gewand überhaupt bezeichnet, so weisen um so bestimmter die Ausdrücke „Atlas" und „Taffet" auf den Orient. Jener soll arabischer Herkunft sein und das „Glatte, Glänzende" bedeuten, während dieser offenbar nur der auf das Gewebe übertragene Name der persischen Weberstadt Taffet ist. Trotzdem darf aber die ursprüngliche Heimat der Seide weder in Arabien noch in Persien gesucht werden, vielmehr stand einst die Wiege des gottbegnadeten Insects, welchem wir das kostbare Gespinnst verdanken, im großen „Reich der Mitte", in China. Hier soll das köstliche Product schon um 4000 v. Chr. bekannt und im Gebrauch gewesen sein, doch weniger als Luxusgegenstand, sondern vielmehr als Mittel zur Befriedigung des Bedürfnisses nach besserer Kleidung, weshalb eben die „königliche" Seide bis in die Neuzeit hinein bei den bezopften Bewohnern Hinterasiens ungefähr den Werth und Zweck hatte, wie in Germanien und Griechenland vor Alters der Flachs. —

Eine eigentliche chinesische Seidencultur datirt etwa aus dem Jahre 2602 v. Chr. und ist dem günstigen Umstande zu verdanken, daß in den ausgedehnten Wäldern der weißen Maulbeere für die Raupe des eigentlichen Seidenschmetterlings, unter Einfluß des günstigsten Klimas, die erforderlichen Existenzbedingungen vorhanden waren. Als die eigentliche Erfinderin des chinesischen Seidenbaues wird Si-ling-schi, die Gemahlin des Kaisers Hoang-ti (um 2640 v. Chr.), genannt, weshalb sie eben den Namen „Mutter der Seide" führte. Ebenso wie diese gekrönte Dame waren auch ihre Nachfolgerinnen beflissen, das Volk zum Betrieb des Seidenbaues anzuspornen, sowie Seidenhäuser und Haspelanstalten bauen zu lassen, überhaupt die Seidenweberei nach jeder Richtung hin zu unterstützen. Ja, die Herrscher selbst blieben in ihrem Eifer nicht zurück, sondern führten in der Folgezeit das begonnene Werk so erfolgreich weiter, daß der neue Industriezweig bald eine großartige Bedeutung für das mauerumgürtete Land gewann. Um's Jahr 550 bis 479 v. Chr. wurde

dort, „im fernen Osten“, jede Familie, sobald sie sich im Mindestbesitz von fünf Acker Land befand, von oben herab angehalten, dieses agrarische Besitzthum theilweise mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen, „damit alle Einwohner, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, sich in Seide kleiden könnten“.

In den Annalen Chinas, dieses ausgedehnten „Seidenkönigreichs“, wird von einer fürsorglichen Landesmutter, deren Name leider verschwiegen wird, folgende Thatsache erzählt: „Die junge Kaiserin hielt es für ihre Pflicht, mit aller ihrer Kraft sich dem Seidenbau zu widmen, um dadurch dem Reiche ein Bespiel zu geben und die Bevölkerung zum Seidenbau anzuregen. Sie begab sich in Begleitung ihrer Damen in die Maulbeerplantage, stieg dort auf einen der Bäume, schnitt die Blätter eigenhändig herab in einen Korb hinein, den eine Dame hielt, so lange, bis eine Ehrendame sich auf ein Knie niederließ und rief: Es ist genug! Eine andere Dame trug dann diesen Korb voll Blätter in den Theil des Palastes, der zur Seidenzucht eingerichtet war und Kieu-Kouan genannt ward. Nahe dabei war das dem Staate gehörige große Gebäude Tsanchi oder Haus der Seidenraupen.“ Ein solches Beispiel wirkte zur Nachahmung, wenn auch nur innerhalb der Landesgrenzen, denn infolge der bekannten Abschließung der schlauen Chinesen gegen angrenzende Völker blieb der einheimische Seidenbau den letzteren lange Zeit hindurch gänzlich unbekannt. Erst um's Jahr 140 v. Chr. hatte eine eingeborene Prinzessin, die sich mit dem Fürsten des benachbarten Staates Kothan verheirathete, ungetreuer Weise das vaterländische „Geschäftsgeheimniß“ gleichsam „verschleppt“, indem sie behufs fernerer Betreibung ihrer anerzogenen Lieblingsbeschäftigung, des Seidenbaues, verschiedene Samenkörner des Maulbeerbaumes und mehrere Eier des Seidenwurmes (Bombyx mori) in den Kelchen des Blumenkranzes, der ihr langes Haar durchschlang, über die Grenze schmuggelte. Auf diesen Theil der Kleidung des erfinderischen Mädchens hatte nämlich die auch auf Prinzessinnen sich erstreckende Controle der gewissenhaften Grenzwächter keine Ausdehnung genommen. Bald blühte nun auch in Kothan der wohlstandfördernde Seidenbau, jedoch auch verborgen, bis er nach etlichen Jahrhunderten durch ähnliche Schmuggelei einer Prinzessin dieses Landes nach Tibet gelangte, um dann von hier aus seine „Reise um die Welt“ anzutreten, wenn auch nicht gerade „in 80 Tagen“, sondern innerhalb etlicher Jahrhunderte. Bald erlangten nämlich die benachbarten Inder die Kunst des Seidengewebes, denn laut einiger Stellen der Sanskritlitteratur erscheinen huldigende Stämme vor den Thronen der Sieger, um „wurmerzeugte“ Gewänder als Geschenke darzubringen. In der ältesten indischen Geschichte kommen seidene Costümstücke als ausländische und zwar als chinesische Waaren vor, doch führten die Bewohner des Fünfstromlandes bald auch Seidenstoffe von ihrer Zucht und Fabrikation aus. Zunächst scheinen die Perser von ihnen mit diesem schillernden Luxus

beglückt worden zu sein. Bald kamen die gewinnbringenden Zeuge durch indische Kaufleute und persische Krämer auf die großen Märkte Babyloniens und Mesopotamiens, auch in die Hände der Phönizier, welche damals die Haupthandelsleute der alten Welt waren und sie dann über die Häfen des Mittelländischen Meeres nach Vorderasien und Osteuropa verbreiteten. Das muß sich schon um's Jahr 600 v. Chr. ereignet haben, denn der um jene Zeit lebende biblische Prophet Hesekiel predigt voller Eifer im 16. Capitel (V. 10 u. 13) gegen die seidenen Luxusgewänder seiner Zeitgenossen, während die Bibelstellen 2. Mose 25, 4 und 26, 31, sowie Klagelieder 4, 5 nach neueren Uebersetzungen eher von Flachs oder Baumwolle als von Seide reden. Bei den alten Israeliten muß aber die letztere ebenso wie anderwärts etwas Seltenes und Kostbares gewesen sein. —

Die Griechen bekamen ihre seidenen Waaren von den Persern. Ihre bekannten Schriftsteller Herodot (450 v. Chr.) und Xenophon (440 bis 354 v. Chr.) thun zuerst der „medischen Gewänder“ Erwähnung, während später Aristoteles (geb. 385 v. Chr.) ausführlicher von dem weltbezwingenden Product erzählt, jedoch von der ihm unbekannten Entstehung desselben aus Unkenntniß nur sachverschleiernde Angaben bringt. So meint er z. B., daß das feine Gespinnst von asiatischen Weibern abgewickelt und dann in der Heimat gewoben würde, von welcher Thätigkeit eine Griechin, Namens Pamphilia, eine Tochter des Landes von der Insel Cos, die Erfinderin gewesen sein soll. Diese Notiz spann später Plinius noch weiter aus, bemerkend, die Griechen hätten die aus Asien kommenden seidenen Zeuge zuerst aufgelöst und dann wieder gewoben, und daraus wäre jener feine Stoff entstanden, welcher unter dem Namen der „coischen Gewänder“ bei den römischen Dichtern viel genannt wäre. Strabo nennt das unbekannte Seidenland, unter dem wohl China zu verstehen ist, „Sericum“, und seit jener Zeit bildeten sich in Griechenland verschiedene Namen für die seidenen Stoffe, welche als serische, assyrische, medische und coische hier und da in den Schriften auftreten. Die Bekanntschaft des fabelhaften „Seidenwurms“ sollten die klassischen Hellenen erst in späterer Zeit machen.

Am Kaiserhofe zu Constantinopel bürgerte sich bald die vornehme Mode ein, seidene Stoffe zu tragen, so daß das Verlangen nach ihnen weit eifriger als zuvor sich geltend machte. Da aber der Imperator Justinian seinen Vorgängern gleich mit den Persern einen „ewigen Krieg“ führte, so mußten seine Handelsleute aus naheliegenden Gründen die seidenen Stoffe aus Indien holen. Da brachten um's Jahr 530 zwei einheimische Mönche, welche dieses Land ebenso wie die medisch-persischen Gebiete als Heidenbekehrer durchzogen hatten, die ersten Kokons (Gespinnste) des Bombyx mori mit nach Byzanz, womit aber nicht viel gedient war. Durch reiche Geschenke bewog Justinian diese energischen Gottesmänner zur Reise nach China behufs Ausführung von Eiern des nützlichen Schmetterlings, was ihnen be-

kanntlich durch die List gelang, daß sie dieselben in ihren hohlen Stöcken verbargen und somit zugleich der auf Grenzschmuggelei mit dieser wichtigen Waare entfallenden Todesstrafe entgingen. Bald entstanden zu Constantinopel, Athen, Korinth und Theben die ersten Seidenmanufacturen, und bis in's zwölfte Jahrhundert blieb Griechenland fast im alleinigen Besitz der Seidenzucht in Europa, während für den morgenländischen Handel mit „Serica“ China immer noch der Hauptmarkt blieb.

Den verschwenderischen und reichen Römern, die kurz vor Christi Geburt mit der Seide bekannt wurden, kam dieser Luxusartikel gerade recht. Die serischen, meist durchsichtigen Gazegewebe wurden von den putzsüchtigen Römerinnen besserer Stände theils glatt getragen, theils in Falten vielfach um den Körper geschlungen, ja auch wohl zu Unterkleidern benutzt. Welch' mächtigen Reiz diese seidenen Gewänder auf Altitaliens vornehme Damenwelt ausgeübt haben muß, ist deutlich aus den zelotischen Reden nüchterner Schriftsteller damaliger Zeit zu erkennen. Seneca, Plutarch, Cicero, Martial, Horaz, Ovid und andere Männer von Geist und Verstand geißeln die abscheuliche Tracht wegen ihrer hohen Preise und entsittlichenden Wirkung, abgesehen noch von weiteren Toillettenkünsten, die mit in Betracht kamen. Aber auch die charakterlosen Männer begannen sich der seidenen Kleidung zu bedienen, weil dieselbe angeblich im Sommer ihrer Leichtigkeit wegen sehr angenehm zu tragen sei. Der berühmte Julius Cäsar bedeckte bei einem öffentlichen Spiele sogar die Schaubühne mit seidenen Stoffen, während wiederum Caligula seinen Thron mit seidenen Decken belegte, in seidenen Gewändern triumphirte und für seinen Hof eine bedeutende Anzahl derselben kommen ließ. Ja, sogar an Wagen wurden die serischen Stoffe verschwendet. Ueberhaupt nahm der verderbliche Luxus des „wurmerzeugten“ Products so auffällig zu, daß der Kaiser Tiberius die Anlegung der „coischen“ Costüme als schimpflich verbot, trotzdem letztere damals noch aus Geweben bestanden, die gewissermaßen nur „halbseiden“ waren, also nur seidenen Aufzug oder Einschlag aufwiesen. Erst Heliogabalus trug anno 218 n. Chr. ganz seidene Gewänder (holosericas).

Im Jahre 274 wurden die seidenen Kleider vom Kaiser Aurelian durchgehends verboten; er selbst trug kein „holoserisches“ Gewand, und seiner Gemahlin Severina, die nur ein seidenes purpurfarbiges Kleid haben wollte, verweigerte er diese Bitte, da er es für tolle Verschwendung hielt, (nach damaligen Verhältnissen) Seide gegen Gold aufzuwägen. Ließ doch dieser gestrenge Imperator, der selbst kein seidenes Gewand unter seinen Kleidern duldete, in seiner Geldnoth einst die ihm überkommenen seidenen Mäntel, Ueberwürfe u. a. Costümstücke auf dem Markte zu Rom öffentlich versteigern: ein Beweis von der ansehnlichen Capitalkraft dieser Stoffe in damaliger Zeit. Bald darnach scheint aber dieser enorme Seidenwerth bedeutend gesunken zu sein, denn unter Ammianus Marcellinus (um 370 n. Chr.) wurden die duftigen Gewebe in Folge ihrer Allgemeinheit

selbst von den untersten Volksklassen zur Tracht ausersehen. Trotzdem bestand ein großer Theil jener Geschenke, welche im Jahre 408 den eroberungssüchtigen Alarich zur Aufhebung der Belagerung Roms veranlaßten, in seidenen Gewändern (4000 Stück!). Es schlug damit das bittere Wort Juvenals, das er einst angesichts der römischen Seidentrachten ausrief, jetzt zu Gunsten seiner Landsleute in's Gegentheil um, nämlich: „Mächtiger als durch Waffen unterwarf der Luxus das Volk und rächte den besiegten Erdkreis!“ Um's Jahr 500 wurden seidene Gewebe von oben herab in Rom als Consulartracht vorgeschrieben.

Durch die geschehene Einführung der Seidenzucht im Abendlande war das „rauschende“ Product auch bedeutend billiger geworden, so daß sein Gebrauch selbst in die gewöhnlicheren Volksklassen herabstieg. Schon die ehrwürdigen Kirchenväter hatten sich zur Zeit der römischen Sittenverderbniß gegen die Einbürgerung der Seide in der christlichen Bevölkerung mit geißelnden Reden gewandt. So meint z. B. Hieronymus: „Ein anständiges Mädchen verachte seidene Gewebe, serische Gewänder und Gold, das in Fäden sich ziehen läßt“ — während Chrysostomus eifert: „Welche Strafe sind die nicht werth, die auf alle Weise darnach trachten, mit serischen und goldgewirkten Gewändern sich zu bekleiden!“ Clemens von Alexandrien drückt seinen heftigen Unwillen besonders über das leichte, florartige Seidengewebe aus, welches sich dicht an den Körper schmiege und dessen Bau so ganz und gar zum beschämenden Ausdrucke bringe. Poetischer klingt schon des sanften Ambrosius Strafpredigt, nämlich: „Serische Kleider und golddurchwirkte Gewänder, womit des Reichen Leib bekleidet wird, bringen den Lebenden Schaden und keinen Nutzen den Todten.“ Mit den Zeiten wurden aber auch diese Sittenprediger noch bekehrt, ja, als sogar Epiphanius entdeckt hatte, „daß auch die heilige Jungfrau Watte und Seide gesponnen habe“, da war es gleichsam für die Geistlichkeit zum Gebot geworden, die vorher wegen ihrer entsittlichenden Wirkung verpönten Seidengewänder zu ihrer eigenen Amtstracht auszuersehen. Dieser seltsame Umstand zog wiederum die günstige Folge nach sich, die großartigste, bisher kaum wieder so aufgelebte Musterweberei und Stickerei in Seide, Gold und Silber hervorzurufen, die denn auch bald Enormes an Pracht und Kostbarkeit leistete. Sie ward anfangs in Byzanz und Griechenland betrieben, darauf in vollendeterem Maße in Italien, während auch Deutschland und England später Großes darin leisteten. So stellte man in berühmten Fabriken der letzteren Länder ganze Scenen aus dem Leben Christi rc. auf den bischöflichen Prachtgewändern dar, während die Byzantiner unter der Hauptform des griechischen Kreuzes sich mehr im Arabeskenstil bewegten, endlich aber die Italiener in ihren mauronormannischen Webereien auf Sicilien Beides vereinigten und noch durch eingewebte Inschriften, wie z. B. auf der Kaiser-Dalmatika in Rom, an Kostbarkeit und Kunstfertigkeit erhöhten.

In Sicilien war schon seit Ende des 8. Jahrhunderts, wo in Spanien bereits vortreffliche Seidenwebereien bestanden, der Sitz arabischer Gewerbthätigkeit auf diesem Gebiete, obgleich dort die Fertigung der Seidenstoffe erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts größeren Aufschwung genommen zu haben scheint. In dankbarer Erinnerung an die Entstehung dieser gewinnbringenden Manufactur trugen deshalb im Jahre 1185 die Frauen der sicilianischen Hauptstadt Palermo am Weihnachtsfeste durchweg goldgelbseidene Kleider und kurze seidene Mäntelchen, wie ein arabischer Schriftsteller mittheilt. Der große Lagerplatz für die byzantinischen und arabischen Seidenstoffe ward aber bald das durch seine günstige Lage für den Seehandel ausgezeichnete Venedig, und von hier aus gelangten sie seit dem 11. Jahrhundert als begehrte „Krämerwaare" nach Deutschland, wo sie bisher nur als Geschenke von Constantinopel oder aus dem Morgenlande an den kaiserlichen Hof gekommen oder im kirchlichen Gebrauch gewesen. Gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts war Venedig nicht blos Stapelplatz, sondern auch Fabrikort für Seidenstoffe geworden, und von hier aus hatte sich diese Weberei nach Florenz, Bologna, Lucca, Siene, Padua und Verona verbreitet. Später entstanden auch in Zürich, das für den venetianischen Seidenhandel nach dem Rhein Lagerort geworden war, die ersten Seidenwebereien. Die Einführung des Seidenbaues in Frankreich ist hinsichtlich der Zeit nicht genau zu bestimmen, doch bestanden 1345 sowohl zu Montpellier als auch in Marseille bereits Seidenwebereien. Roland von Beaucaire und Nismes kaufte einst als „prachtvolles Geschenk" für Johanna von Burgund 12 Pfund Seide aus Montpellier.

Deutschlands Standespersonen hatten schon zur Zeit der Kreuzzüge die Seide als einen kostbaren Handelsartikel kennen gelernt, während die eigentliche Seidenzucht und Seidenweberei durch französische Reformirte, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, sich in unserem Vaterlande einbürgerte. Außer „sîde" ist in mittelalterlichen Dichtungen noch „phellel", das aus dem mönchslateinischen palliolum entstand und ursprünglich den Stoff für die weltlichen und kirchlichen Prachtgewänder bezeichnete, ein allgemeiner Name für Seidengewebe. So verschieden die Arten des Phellels waren nach Schwere, Webart und Ornamenten, so auch die Farben. Schon in althochdeutscher Zeit wird brauner, rother, blauer, grüner und später schwarzer erwähnt; später nennen die Dichter noch purpurfarbenen, violetten und tausendfarbigen. Allerlei Ornamente, sowie Durchwirkung mit Goldfäden vermehrten die Pracht dieses seidenen Stoffes, der nicht allein zu den Kleidern, sondern auch zu Ueberzügen der Betten und Sitze, desgleichen zu Roß- und Zeltdecken in Anwendung kam.

Im 14. und 15. Jahrhundert trug fast nur der Adel Deutschlands Kleider aus Sammt und Seide. Der Bürgerstand vermochte ihm das nicht gleich zu thun. Wo je hie und da Vertreter des letzteren dergleichen

Garderobestücke besaßen, waren sie meistens vererbt und fast gar nicht zum Anlegen bestimmt, als „todtes Capital" aufgespeichert. Nach der Leipziger „Kramerordnung" vom 4. März 1484 boten die dortigen Kaufleute unter anderen Sachen auch feil: „seydentuch, zendal, taffent etc." sowie gewirkte Seidenstoffe, seidene Schnuren u. s. w. Auf dem Reichstage zu Lindau, 1497, wurde bestimmt, daß den nichtadeligen Bürgern untersagt sei, Gold, Perlen, Sammt, Scharlach, Seide und Futter von Zobel- oder Hermelinpelz zu tragen; nur zum Wams durfte Sammt und Seide verwendet werden, doch ohne Verbrämung mit Gold- und Silberstoffen. Im nächsten Jahre schrieb wiederum der Reichstag zu Freiburg i. Br. den reisigen Knechten und Bauern vor, an ihrem Kostüm Stoffe aus Sammet oder Seide, sowie jeglichen goldenen oder silbernen Ausputz streng zu meiden. Auch eine undatirte Kleiderordnung der Stadt Dresden, aus jener Zeit stammend, untersagte den dasigen Bürgern und deren Angehörigen das Tragen von Goldstoff, Sammet, Damast, Seide, Futter von Pelzthieren u. s. w. Ferner heißt es darin: „Item sie sollen auch nicht seidene slawher (Schleier) noch andere dünne slawher, damit sie zweierley Farbe und durchsichtig machen, tragen."

Im 16. Jahrhundert waren die seidenen Gewandstoffe noch so theuer, daß der prachtliebende englische König Heinrich VIII. nur wollene Beinkleider trug, bis er aus Spanien durch einen Zufall ein paar gestrickte seidene Strümpfe erhielt, die er aber nur an Festtagen anzog. König Eduard V. hielt es für ein sehr wichtiges Geschenk, als er von einem Londoner Kaufmann, Namens Thomas Grasham, ein Paar seidene Strümpfe bekam. Erst die Königin Elisabeth (um 1600) trug für gewöhnlich seidene Strümpfe, die sie 1561 aus Mailand erhalten hatte. Fand man doch unter dem von ihr hinterlassenen Garderobenbestande allein 300 Kleider vor! 30 Jahre nach ihrem Tode stolzirten schon die deutschen Amtmannsfrauen in seidenen Strümpfen einher.

Die Geliebte des für Frankreichs Seidenbau damals eifrig bestrebten Königs Heinrich II., nämlich die reizende Diana von Poitiers, kleidete sich in schwarze Seide, und er selbst trug, ihr zu gefallen, das erste seidene Wams. Als er jedoch im Jahre 1559 auf der Hochzeit seiner Schwester mit dem Herzog von Savoyen mit seidenen Strümpfen einherging, da erntete er die allseitige Bewunderung und Prachtverehrung seitens des staunenden Volkes; ein Beweis von dem hohen Werthe dieser Garderobestücke in jenen Tagen. Ja noch unter Heinrich III. weigerte sich eine vornehme Edeldame mit Entschiedenheit, seidene Strümpfe anzuziehen, die ihr von einer am Hofe lebenden Muhme verehrt waren, weil sie dieselben für zu luxuriös und üppig hielt. Die Seide selbst gehörte mithin auch noch zu den theuersten Stoffen, was durch ihre Seltenheit bedingt war. Kein Wunder darum, wenn König Heinrich IV. zur Hebung des französischen Seidenbaues die anspornende Verordnung hinterließ, daß alle die Staats-

bürger, welche 12 Jahre hindurch unausgesetzt Seide gezüchtet hatten, das Adelsdiplom erhalten sollten. Aus jener Zeit stammt auch wohl folgendes bis auf den heutigen Tag in manchen Districten Frankreichs noch forterhaltene Gebet: „Allmächtiger Gott, wir flehen im Gebet zu Dir um Deine Gnade, Du mögest jeglichem Samen des Seidenwurmes, dessen gesponnene Werke Du für die menschliche Dürftigkeit und zum Schmucke Deiner Kirche für wichtig erachtet hast, durch Deinen gütigen Schutz begünstigen und segnen." —

Daß die seidenen Strümpfe nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern als übertriebene Prachtstücke galten, beweist zunächst der Umstand, daß der König Jakob I. von Schottland (im 15. Jahrh.) von einem Grafen ein Paar derselben borgen mußte, um sich vor englischen Gesandten standesgemäß zeigen zu können. Dabei sprach er: „Ihr werdet gewiß nicht wollen, daß Euer König wie ein Lump vor den Fremden tritt." In Deutschland fand man aber noch im 16. Jahrhundert seidene Strümpfe an einem Manne so luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg († 1571) seinem Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher an einem Wochentage in Seidenstrümpfen zu ihm kam, verweisend entgegenrief: „Ei, ei, Bertholde! Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonn- und Festtags." Kaiser Karl V. nahm sogar 1547 bei einer Musterung, als es regnete, seinen kleinen mit Sammt überzogenen Hut ab, damit er nicht durch die Nässe verdorben würde. Durch ihn lernten deutsche Fürsten und Adelige mit dem Eindringen spanischer Sitten auch seidene Garderobenstücke kennen, während bisher Kleider von Leydener und Aachener Tuchen die gewöhnliche Tracht ausmachten. „Die Doctores am Hofe von Braunschweig gingen in Sammet und Seide, wie sollten sich Ritter noch in leydenschen und aachenschen Tuchen zeigen können!" — schreibt ein Zeitgenosse jener Tage. Der „glänzende" Vorzug des seidenen Kleides anderen gegenüber trat ja auch sehr auffällig zu Tage. Garzonus, der um's Jahr 1659 sein Werk „Piazza universale" herausgab, ruft auf S. 1055/6 desselben begeistert aus: „Seynd nicht die Adelichen Weibspersonen viel schöner vnd lieblicher anzusehn in jhren seydenen Kleidern, darauff so viel Gold vnd köstliche Edelgestein gesetzet? Seynd jhre Angesichter nicht noch klärer bey der weissen Seyden? Ist nicht ihr Aussehen ansehnlicher und gravitätischer, wenn sie in schwartzer Seide daher treten? Ist nicht die schöne liebliche Haut noch lieblicher bey der leibfarben Seyden? Sehen nicht diese gleichsam himmlischen Nymphen freudiger aus bey der blauen Seyden? Muß man sich nicht höchlich verwundern, wenn sie in vermischter und widerscheinender Seyde daher treten? In Summa, muß man nicht bekennen, daß ein seidenes Kleid, es sey an Mann oder Weib, gegen einem wüllenen gläntze oder leuchte, wie der Tag gegen die Nacht?" Der gute Mann hat wohl unbestreitbar Recht, auch für die heutigen Verhältnisse, denn bis zur Stunde steht die erobernde Seide tonangebend

im Mittelpunkte des Kostümlebens. Sie hat Kriege heraufbeschworen und Völker an den Abgrund geführt. Seit dem 30jährigen Kriege hat gerade die Seide die Industrie fast aller Länder in Anspruch genommen und selbst regierende Persönlichkeiten, z. B. Friedrich d. Gr. und Katharina von Rußland, zu ihren Vasallen gemacht. —

So ist die „königliche" Seide und der mit ihr getriebene Luxus schon so alt, daß der Glaube an eine Neuheit unseres Modehändlers auf ihrem Gebiete vor ihrer Geschichte nicht Stich halten kann. Das Gute ist eben „unverwüstlich".





Friede.

Von einem Optimisten.

— Europa, Winter 1896. —

Motto: ... Ich spreche nicht von Abrüstung, denn diese könnte sich nur schüchtern und langsam bewerkstelligen lassen, ja ich rede nicht einmal von der Frage des obligatorischen Schiedsgerichtes. Aber man kann und man sollte bald zu dem Resultate gelangen, daß sich alle Staaten solidarisch verpflichten, gegen Jenen vorzugehen, der zuerst angreift.

... Wenn der Dreibund statt dreier Staaten alle Staaten in sich aufnähme, wäre der Friede auf Jahrhunderte gesichert.

San Remo, 7. Januar 1893.

A. Nobel.

Die Zeiten der Dschingis-Chans, Tamerlans und Napoleons sind vorüber. Die Begründung der Weltherrschaft eines Staates ist heute ausgeschlossen. Eine solche war nur möglich, so lange zwischen dem Culturgrade der einzelnen Völker und zwischen ihrer Wehrkraft ein wesentliches Mißverhältniß bestand. Dieses Mißverhältniß kam in zweierlei Consequenzen zur Geltung. Entweder der culturell entwickelte Staat wollte seine Herrschaft über die weniger entwickelten Völker ausdehnen; oder die weniger entwickelten Völker wollten durch ihr Massengewicht die höhere Cultur aus ihrer dominirenden Stellung verdrängen. Dies war der Kampf zwischen der aufstrebenden Cultur einerseits, der zurückgebliebenen Cultur oder Uncultur andererseits, nahm daher auch häufig den beiderseits herrschenden religiösen Glauben zum Feldzeichen.

Unter diesem Feldzeichen bekämpften sich die Völker auf Leben und Tod, das Resultat war jedoch immer der allmähliche Sieg des höheren Entwickelungsgrades, selbst dort, wo er materiell unterlag. Der weniger cultivirte Sieger konnte sich dem Einflusse der höheren Cultur des Besiegten für die Dauer nicht entziehen und wurde selbst zu deren Träger.

Diesem Schauspiele begegnen wir zu allen Zeiten, und wenn sich heute der Culturgrad eines Staates blos auf den höheren Grad der Wehrkraft oder die größere Menge angesammelten Reichthums zu beschränken scheint,

so ist in Wirklichkeit dennoch der höhere Grad geistiger Entwicklung im Allgemeinen maßgebend. Die Behauptung, daß die großen Siege Preußens dem besseren Schullehrer zuzuschreiben sind, ist gewiß nicht völlig unbegründet.

Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß der äußere Conflict Preußens durch den Gegensatz zum Ausbruch kam, der zwischen seiner inneren Entwicklung und jener Frankreichs bestand. Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, genügt ein Blick in die Geschichte Preußens von der Zeit des großen Kurfürsten angefangen, wie Carlyle sie uns so trefflich vor's Auge führt, einerseits — und anderseits ein Blick auf die Geschichte des Staates, mit welchem es in Conflict gerathen war.

Während in Preußen der fest auf einen Punkt gerichtete Wille des Herrschers alle inneren Kräfte auf die Erstarkung des Staates, somit auf die Sicherstellung der Zukunft concentrirt hat, wurden die Kräfte Frankreichs durch Bewegungen zersplittert, die meist in der Vergangenheit wurzelten und weder den augenblicklichen Bedürfnissen der civilisirten Welt, noch deren zukünftiger Entwicklung Rechnung trugen.

Der Sieg Preußens war der Sieg des Staatenthumes, dem alle Factoren innerer Entwickelung dienstbar gemacht wurden, vom Dynastismus hinunter bis zur Volksschule, war aber gleichzeitig der Sieg des Humanismus, welcher den Staat zwar zum einzigen Object der gesammten inneren Kraftentfaltung stempelt, ihn aber auch verpflichtet, die erlangte individuelle Einheit zu Gunsten der Summe dieser Einheiten, der Staatengesellschaft, in die Wagschale des Weltgeschickes zu werfen.

In Frankreich hingegen war das zweite Kaiserreich ein Anachronismus. Napoleon III. nahm den bei Waterloo gerissenen Faden der Politik Napoleons I. wieder auf, deren Grundprincip darin gipfelte, den Staat nur als Mittel zur Begründung der Weltherrschaft zu betrachten.

Wenn wir von Gegensätzen in der inneren Entwicklung der Staaten sprechen, so meinen wir damit nicht die Verschiedenheit der Regierungsform. Es kann zwischen einer absoluten Monarchie und einer Republik Uebereinstimmung bezüglich der anzustrebenden Ziele herrschen. Maßgebend sind zwei Momente: die Emancipirung des Staates von der directen Einflußnahme außerstaatlicher Kräfte, und die Erhaltung des Gleichgewichtes aller inneren Kräfte durch die Alles überragende Staatsmacht.

Eine Staatsmacht, die nicht aufzukommen weiß gegen die Phantome einstiger staatsfeindlicher Mächte oder gegen den Traum einer zukünftigen internationalen, den Staat ignorirenden Verbrüderung der Menschheit, muß mit jenem Staate unbedingt in Conflict gerathen, dessen einziges Bestreben in der Erhaltung des Staates liegt, gepaart mit dem Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit, welche dieser Macht der Staatengesellschaft gegenüber obliegt, sobald sie nach Innen und Außen keiner materiellen oder spirituellen Macht unterthan sein will.

Wer immer in diesem Conflicte der jeweilige materielle Sieger bleiben mag, die **Principien** jenes Staates, der bei Wahrung seiner Individualität für die höhere Entwicklung der gesammten Menschheit kämpft, müssen über Kurz oder Lang die Oberhand gewinnen.

Und somit hätte sich der blutige Kampf, der Millionen von Menschen Jahrtausende über Gut und Blut gekostet hat, für den allgemeinen Fortschritt der Menschheit als überflüssig erwiesen.

Der Gedanke liegt nahe, das Mittel zur Hintanhaltung fernerer ähnlicher Kämpfe zu suchen.

Sind wir einmal von der Wahrheit durchdrungen, daß die inneren Gegensätze der Grundprincipien, welchen die einzelnen Staaten huldigen, es sind, die den Krieg provociren, so sei das Auge der Friedensfreunde darauf gerichtet, diese inneren Gegensätze zu beseitigen.

Völlig selbstständige, auf gleicher Höhe der Civilisation stehende, zur Selbstvertheidigung nahezu gleich gut gewappnete Individuen werden ihre Kräfte nicht leicht gegen einander erproben wollen.

Es liegt somit im Interesse des Weltfriedens, daß die gesammte civilisirte Menschheit sich in Staaten gruppire, die mächtig genug sind, ihre Selbstständigkeit zu wahren. Der Status quo, das uti possidetis civilisirter Völker von heute wäre somit zwar anzuerkennen, jedoch hätte dieser Standpunkt blos zum Ausgangspunkte zu dienen, denn sonst wäre kein Fortschritt denkbar, und dem Rückschritte, dem Verfalle wären Thüren und Thore geöffnet. Zur Selbstständigkeit eines Staates gehört auch die Möglichkeit seiner Entwicklung aus eigener Kraft, da ja sein Verfall durch diese schlechterdings nicht ausgeschlossen werden kann. **Sowohl Entwicklung als Verfall des einzelnen Staates soll aber nicht auf Kosten der übrigen civilisirten Menschheit stattfinden können.**

Blos die Stellung, welche die Staatsmacht nach innen zu erlangen und zu entfalten vermag, sei der Gradmesser ihres Gewichtes in der Staatengesellschaft.

Wer zu Hause Ordnung hält, ist auch ein Factor der allgemeinen Ordnung. Wer hingegen die eigene Kraft durch innere Kämpfe zersplittert, kann auch nach außen gemeingefährlich werden.

So lange dies blos bei einem Staate zutrifft, ist die Abwehr für die anderen leicht. Man isolire ihn, und er wird verhungern oder im eigenen Fette ersticken.

Was verhütet werden soll, das ist eine Verschleppung des Krankheitsstoffes eines Staates in die anderen Staaten. Die Interessen-Solidarität der Staaten müßte moralischen Krankheiten gegenüber ebenso allgemeine Anerkennung finden, wie dies bei physischen Krankheiten bereits der Fall ist. Hier ist es, wo die internationalen Kräfte zur Geltung kommen dürfen und sollen.

Internationale Kräfte nennen wir jene nationalen, das heißt unter dem Schutze des Staates entwickelten Kräfte des Individuums, die über die Grenzen des Staates hinaus reichen und dem Staate dadurch dienen, daß sie ihm auch seine internationalen Pflichten vor's Auge halten. Dies sind Wissenschaft, Kunst und Arbeit, durch welche der Erde materielle Schätze abgerungen werden, die ein Gemeingut der gesammten Menschheit bilden.

Jeder Krieg ist für die Erhaltung dieses kostbaren Gutes verderblich, und der Verlust, welchen dessen Gefährdung nach sich zieht, wird nur dann aufgewogen, wenn der Krieg eben dessen Erhaltung zum Zwecke hat. In diesem Falle ist der Krieg nicht nur kein zu vermeidendes Uebel, er ist sogar ein Postulat des Gemeinwohles und soll möglichst energisch geführt werden können.

Das Entbrennen eines unnützen, gemeinschädlichen Krieges kann nur durch den Willen hintangehalten werden, keinen solchen Krieg zu gestatten.

Wünschen kann auch der Schwächste, wollen nur, wer stark ist. Somit ist die Erhaltung des Weltfriedens bedingt von der größtmöglichen Machtentwicklung derjenigen, die ihn erhalten wollen.

Den Weltfrieden erhalten wird nur jener wollen, der durch den Krieg mehr zu verlieren hat als zu gewinnen und sich dessen bewußt ist.

Die Erweckung dieses Bewußtseins bei den Machthabern der Erde ist nur durch zwei Mittel möglich:

1. durch den Nachweis der Vortheile des Friedens;
2. durch den Nachweis der Gefahren des Krieges.

Für ersteren sorgt die theoretische und praktische Entwicklung einer gesunden National-Oekonomie; für letzteren die Entwicklung der Zerstörungskraft.

In beiden Beziehungen hat das letzte Viertel dieses Jahrhunderts Großes geleistet, und das Resultat dieser Leistung ist die heute so allgemeine Verbreitung der Friedensliebe.

Was einst wiederholt versucht ward, durch Begründung der Weltherrschaft eines Staates zu erreichen, soll heute durch die Verbindung mehrerer Staaten angestrebt werden. Mehrerer Staaten und nicht aller Staaten, denn nicht alle Staaten als solche haben durch Krieg mehr zu verlieren als zu gewinnen.

Durch Krieg mehr zu verlieren als zu gewinnen haben nur jene Staaten, deren materielle Selbstständigkeit allgemeine Anerkennung findet; also Staaten, die reich genug sind, um keiner materiellen Unterstützung durch andere Staaten zu bedürfen, und kriegstüchtig genug, um diesen Reichthum zu vertheidigen. Solche Staaten haben das größte Interesse, mit einander nicht in Kampf zu gerathen, daher eventuelle materielle Gegensätze auf friedlichem Wege zu lösen. Schiedsgerichte, ob ad hoc

nominirt oder für alle Fälle principiell zwischen sich als höchste Instanz anerkannt, sind ein Postulat beiderseitigen Interesses, kommen jedoch besonders in letzterer Form einem Schutz- und Trutzbündnisse gleich. Zu einem solchen kann aber kein Staat durch eine dritte Macht gezwungen werden, weder durch die platonische Oberhoheit des Papstthums, wie dies im Mittelalter versucht ward, noch durch die ebenso platonische Autorität internationaler Friedens-Ligas, denen man heute das Wort spricht. Zur friedlichen Lösung obschwebender Differenzen können zwei Mächte blos durch die Ueberzeugung veranlaßt werden, daß ihr Kampf einem Dritten zu Gute käme.

Je mehr Boden diese Ueberzeugung gewinnt, umso deutlicher tritt das Friedens-Interesse in den Vordergrund, und schließlich kommt das einzig wahre Princip, jenes der Solidarität solcher Staaten zur Geltung, deren vornehmste Aufgabe in der Erhaltung der heutigen Weltordnung gipfelt.

Die erste Aeußerung dieses Principes war der Drang nach Großstaatenthum, in der einen oder der anderen Form, dessen erstaunliche Erfolge irrthümlich dem Nationalitäten-Principe zugeschrieben wurden.

Nachdem dem Drange zur Bildung von Großstaaten neuester Zeit in großem Maße entsprochen ward, wird dieser nunmehr durch den berechtigten Wunsch ergänzt, die erlangte Machtstellung für fernere Zeiten zu sichern. Diesem Wunsche entsprechend sehen wir Großmächte sich mit einander verbinden, und die Abschließung von Defensiv-Allianzen zwischen den maßgebendsten Großmächten ist das charakteristische Merkmal unserer Zeit.

Die anerkannte und manifestirte Solidarität mehrerer selbstständiger Staaten bedeutet aber die Begründung einer Weltmacht, gegen welche sich alle Kräfte auflehnen müssen und werden, deren Bethätigung hierdurch ausgeschlossen erscheint.

Die Geschichte liefert den Nachweis, daß auch die gesündeste Richtung nicht lange oder doch nicht ewig eingehalten werden kann. Hierfür giebt es zwei Gründe, einen positiven und einen negativen.

Der positive Grund ist der Drang des unterdrückten oder auch nur anscheinend zur Passivität verurtheilten Theiles der Gesellschaft nach ungebundener Freiheit und Macht. Der negative Grund ist das erschlaffende Sicherheitsgefühl, das sich derjenigen bemächtigt, deren Opferwilligkeit und Thatkraft allein im Stande war, die schützenden Schranken zu erhalten.

Wo immer ein Stück fruchtbaren Bodens gegen die Gefahr der sporadischen Ueberfluthung durch Errichtung von Dämmen erfolgreich geschützt ward, muß sich mit der Zeit Gleichgiltigkeit für die Erhaltung besagter Dämme bekunden. Man vergißt der Gefahr, weil es gelungen ist, sie zu beseitigen, und murrt gegen die Opfer, welche die Beseitigung erheischt.

Ueber die errichteten Dämme murren, sich ihrer Erhaltung entgegenstemmen werden alle Kräfte, die meinen, ihrer nicht zu bedürfen, besonders

aber jene, die sich in ihrer Bethätigung durch diese Dämme beengt fühlen. Diese Kräfte werden Alles aufbieten, um sich des unleidlichen Druckes zu entledigen, der auf ihrer Brust lastet. Gegen die verhaßte Gegenwart werden sie die Vergangenheit und Zukunft evociren; sie werden die Schatten verlorener, das Gaukelbild zukünftiger Mächte in das Spiel zu bringen trachten; sie werden Erinnerungen nationaler Größe erwecken und die Allmacht außerstaatlicher internationaler Verbrüderung als anzustrebendes, erreichbares Ziel hinstellen. Gegen die unüberwindliche materielle Macht werden sie ideale Mächte in's Feld führen, die Alles versprechen, weil sie nicht angehalten werden können, auch nur eine ihrer Versprechungen zu erfüllen.

„Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist Keins,
Das ist das Hexen-Einmal-Eins."

(Faust—Hexenküche.)

Schon der Bestand des Dreibundes hat diese Gegnerschaft provocirt, wie müßte dies erst der Fall sein, wenn Rußland und Frankreich oder auch nur eine dieser Mächte sich dem Dreibunde anschließt.

Der Dreibund als Kern des Solidaritäts-Principes aller maßgebenden Staaten ist ein Resultat, eine handgreifliche, mächtige Manifestirung des allgemein bestehenden Friedensbedürfnisses.

Um ein wirklicher Factor der Erhaltung dieses Zustandes zu sein, müssen die Friedensfreunde ihre Thätigkeit auf die Zukunft richten und dürfen sich nicht an der Gegenwart vergehen. Nicht „die Waffen nieder" sei somit ihr Schlagwort, sondern „hoch die Waffen, deren Bestand den Frieden erhalten kann und will."

Eigentlich handelt es sich heute nur um die Hintanthaltung eines Krieges.

Ohne uns die Rolle des Laubfrosches anzumaßen, glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß zwischen Großmächten für geraume Zeit überhaupt nur mehr ein Krieg möglich ist.

Dieser eine Krieg würde so ungeheuerlich wirken, es müßten durch diesen alle Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung derart erschüttert werden, daß keine Krone, kein Staat, ja keine gesellschaftliche Ordnung sicher ist, ihn überdauern zu können. Alles Bestehende würde in seine Atome aufgelöst werden, es bliebe von der heutigen Civilisation wohl nur ein Trümmerhaufen übrig.

Diesen einen Krieg unmöglich zu machen, ist der Wunsch der Schwachen, ist erfreulicher Weise auch der Wille der Starken. Die Aufgabe der Friedensfreunde besteht somit lediglich darin, im engen Kreise des bürgerlichen Lebens dahin zu wirken, daß allen wohlverstandenen Pflichten zur Kräftigung des Staates im vollsten Maße entsprochen werde.

Wie schon gesagt, sind die Zeiten der Dschingis-Chans, Tamerlans und Napoleons vorüber. Daß sie es sind, danken wir aber der Vertheidigungskraft einer Anzahl von Staaten, die nicht durch das Genie eines Feldherrn oder das Gewicht der Massen über Bord geworfen werden können. Die Vertheidigungskraft dieser Staaten beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht, durch welche ihr Machtverhältniß auf die natürliche Grundlage der ihnen in Wirklichkeit innewohnenden eigenen Kraft gestellt wird.

Das leichtfertige Anfachen und häufige Entbrennen von Kriegen war nur möglich, so lange der Krieg ein Handwerk war, und zwar ein einträgliches Handwerk für Männer verschiedenster Sorte. Generäle, die Titel und Ländereien anstrebten und erhielten; Lieferanten, die sich mit der Zeit Beides zu kaufen in der Lage waren; der Landsknecht, jener internationale Räuber von Beruf, der seinem Handwerk ungestraft obliegen konnte, sobald er sich in die Farben dieses oder jenes Fürsten gehüllt hatte; und schließlich Staatsmänner, die sich große Verdienste erwarben durch die Wiederherstellung des Friedens, den es ihrer hohen Politik seiner Zeit gelungen war, zu stören.

Dies waren die Zeiten des Werbersystems, das keine Landesgrenzen kannte, Zeiten, in welchen die Fürsten allein sich als Verkörperung der Menschheit und ihrer Interessen gerirten.

Wer sich mehr und bessere Truppen, den besseren Feldherrn kaufen konnte um Baargeld oder auf Credit, d. h. durch bessere Aussicht auf Beute, war bis auf Weiteres Herr der Situation. Es war dies die Zeit des Faustrechtes, gehandhabt von Raubrittern, Grafen und Fürsten, die sich gegenseitig bekriegten, um dann, wenn sie Sieger waren, ihre großgewachsene Kraft an den Nachbarfürsten zu erproben. Von Staaten und Menschheit war damals keine Rede.

Was hätten zu jener Zeit Romane wie „Die Waffen nieder" von Baronin Suttner, was hätten die abschreckenden Kriegsbilder eines Wereschtschagin zur Besänftigung der Kriegsfurien vermocht?!

Im Gegentheil! Die grausigsten Beschreibungen und bildlichen Darstellungen aller Gräuel des gestatteten Mordes, wie Bänkelsänger sie dazumal von Messe zu Messe trugen, haben nur dazu beigetragen, die Raub- und Mordlust Jener anzufachen, die vorzogen, ihr Leben im kurzen Kampfe auf's Spiel zu setzen, als sich dem täglichen, regelmäßigen, friedlichen Broderwerb zu weihen.

Die Welt war dazumal eben anders, und zwar aus dem einfachen Grunde anders, weil sie für die Menschheit, mit Ausnahme einiger Auserwählter, ganz unglaublich klein war. Auf einem höchst beschränkten Raume mußte man sich breitzumachen wissen, und darum gebrauchte man beider Ellenbogen nach Kräften. Krieg und Politik beschränkte sich zumeist auf den nächsten Nachbar und auf's Heute. Ueber diese hinaus war die Welt mit Brettern verschlossen.

Heute hingegen haben die geistigen Röntgen-Strahlen diese Bretterwand für Alle durchsichtig gemacht, die nicht den Vogel Strauß spielen wollen und den Kopf im Sand begraben, um nicht durch die erhöhte Kraft des Lichtes geblendet zu werden. Vor Allem sind es die geistigen und materiellen Lenker des Weltgeschickes, die dem unabweislichen Einflusse des erweiterten Gesichtskreises Rechnung tragen.

Wenn Lord Dufferin als Botschafter Englands in Paris in einer öffentlichen Rede sagen konnte: „Auf den Grenzen jedes Staates sollten zwei Galgen errichtet werden, auf welche im Falle eines Krieges die beiderseitigen Minister des Aeußeren und diplomatischen Vertreter aufzuknüpfen wären,“ so ist dies der Ausdruck der Meinung der meisten Machthaber der Erde.

Wenn zwei Staaten mit einander in Conflict gerathen, hat jedenfalls einer derselben, wenn nicht beide, Unrecht. Dieses Unrecht bei sich zu Hause aufzudecken, statt es durch Gewalt dem anderen Staate aufzudrängen, ist die vornehmste Aufgabe des Staatsmannes, des Diplomaten. Kommen sie dieser Pflicht nicht nach, so verdienen sie, laut obigen Ausspruches eines hervorragenden Staatsmannes und Diplomaten, den Galgen.

Nach ausgefochtenem Kriege wird die neue Ordnung der Dinge durch ein beiderseitiges Friedens-Instrument, mit oder ohne Betheiligung fremder Mächte, wie es gewöhnlich heißt, auf ewige Zeiten festgestellt.

Dieses Friedensinstrument wäre ebenso gut vor dem Kriege zu vereinbaren gewesen, wenn die beiderseitigen Staatsmänner nicht blos das gegnerische, sondern auch das eigene Unrecht im Auge gehabt hätten.

Allerdings wäre Keinem derselben durch die heutige Generation der Lorbeer des großen Mannes gespendet worden, die Nachwelt hingegen würde ihn zum Heros, zum Halbgott stempeln und als solchen verehren.

Wozu bedarf es da eines Schiedsgerichtes? Doch nur um dem, seines Unrechtes bewußten Staate eine goldene Brücke zu bauen, auf welcher er, unbeschadet der eigenen Würde, erleichterten Herzens den Rückzug antreten könnte.

Welche Verblendung, welche Sucht nach Schein-Erfolgen!

Als ob das freiwillige Eingestehen eines Irrthumes nicht tausendmal würdiger wäre, als die Unterwerfung dem Urtheilsspruche Anderer!

Weit besser als die Umkehr wäre das Nichtbetreten der falschen Bahn.

Hoch dem Staatsmanne, der dies seinem Vaterlande erspart; an den Galgen Jener, der es bewußt verschuldet.

Unleugbar nimmt gegenwärtig diese Auffassung allenthalben überhand, dort wenigstens, wo das Bewußtsein wirklicher Macht auch jenes der hiermit eng verknüpften Verantwortlichkeit wachruft.

Schon die Elemente, aus welchen die bestehenden großen Heere sich zusammenfügen, und die Art und Weise der heute zwischen civilisirten Völkern geführten Kriege ist deren häufigem Auftreten hinderlich.

Nicht mehr Söldlinge stehen dem Söldlinge gegenüber, sondern gedrillte, gewaffnete Bürger, die zwar an Gehorsam, Begeisterung und Patriotismus ihren Vorgängern gewiß nicht nachstehen, aber der großen Triebfeder des Hasses derselben unbedingt entbehren.

Dieser Haß entsprang aus den Furien der Verzweiflung und der Gewinnsucht.

Heute ist das „kein Pardon“ aus dem Wörterbuche der Kriegsführung gestrichen, ebenso wie Plünderung und Raub.

Der Mann tödtet den Mann aus Pflichtgefühl, nicht aus Wollust. Der Krieg hat allgemein den Charakter der Abwehr gewonnen und jenen des Raubzuges abgestreift.

Zur Vertheidigung des im Kriegsherrn verkörperten Vaterlandes und häuslichen Herdes ist der bewaffnete Bürger gewiß besser geeignet als der gedungene Söldling, aber für einen unberechtigten Angriff auf friedliche Bürger anderer Staaten ist er weniger zu gebrauchen. Nur das Bewußtsein der Unfehlbarkeit seines Kriegsherrn, der das Schwert nicht ziehen wird, ohne hierzu zur Selbsterhaltung gezwungen zu sein, macht aus dem Bürger den Helden.

Diese Unfehlbarkeit zu wahren, ist des Machthabers heiligste Pflicht. Wo ist heute der Machthaber zu finden, der diese Pflicht vergessen könnte!

Erinnern wir uns des geflügelten Wortes Bismarcks über die Knochen des pommerschen Soldaten. Gewiß kein Träger einer wirklichen Macht wird heute die Haut auch nur eines seiner Unterthanen leichten Sinnes zu Markte tragen, ohne hierzu durch eine augenblickliche oder eine von seinem erhöhten Standpunkte aus im Voraus erkennbare zukünftige Gefahr gezwungen zu werden.

Diese zwingende Nothwendigkeit aber wird zwischen selbstständigen Staaten annähernd gleicher Kraftentwickelung täglich seltener und kann völlig verschwinden, wenn diese materielle Kraft nicht durch moralische Gegensätze erschüttert wird, die sich in deren Organismus von selbst entwickeln oder künstlich provocirt werden.

Weit gefährlicher als die äußeren Interessen-Gegensätze, die gewöhnlich auf Irrthum beruhen, sind für den Frieden auch heute noch die Gegensätze in der inneren Entwicklung der Völker.

Wohl sagt Tocqueville schon 1835, in seinem unvergleichlichen Werke „La démocratie en Amérique“: Tous les liens de race, de classe, de patrie se détendent, le grand lien de l'humanité se resserre,“ in der Praxis aber machen sich alle die genannten Bande noch fühlbar, theils mit Recht, theils mit Unrecht.

Das Herabstimmen, das Verleugnen der Bande, die das Individuum z. B. an das Vaterland fesseln, wäre mit dem Aufgeben des Staatenthums gleichbedeutend, und man darf nie vergessen, daß die internationalen Interessen des Individuums blos durch den Staat erfolgreich

vertreten werden können, daß somit dem Staate umso mehr Garantien der Erhaltung gegeben werden müssen, je mehr Pflichten ihm die Wahrung und Förderung dieser Interessen auferlegt.

Der Staat steht dem Staate gegenüber, wie Individuum dem Individuum, und die Erhaltung seiner Individualität ist und bleibt die vornehmste Aufgabe, die heiligste Pflicht des Staatsbürgers, welcher er die eigene Individualität, sei sie persönlich oder collectiv, unterordnen muß.

Aber das sich Identificiren des Individuums mit der Individualität des Staates führt leicht zur gemeingefährlichen Uebertreibung, zum Chauvinismus, zu welchem, durch dessen Ueberhandnahme bei den Staatsbürgern, auch der Staat hingerissen werden kann.

Und dies ist der Ausgangspunkt jener Gegensätze, die sich zwischen verschiedenen Staaten durch die einseitige Entwicklung der inneren Kräfte heranbilden müssen.

Patriotismus ist das Band der Liebe, das die Angehörigen desselben Staates an einander knüpft und zur Individualisirung der Völker führt. Chauvinismus hingegen ist der Ausdruck des Hasses, durch welchen sich ein Volk das andere, ein Staat den anderen entfremdet, was zwischen diesen schließlich zum offenen Kampfe, zum Kriege mit den Waffen führen muß.

Der Chauvinismus ist die crasseste Verleugnung der Solidarität der Menschheit, und während er einerseits die Verständigung zwischen Staat und Staat hintertreibt, vergreift er sich andererseits auch an der Individualität des Staates. Der Chauvinismus verhindert den Staat, seinen internationalen Pflichten gerecht zu werden, während er selbst Internationalismus treibt, indem er unter dem Vorwande von Blutsverwandtschaft und historischen, oft prähistorischen Erinnerungen gegen den eigenen Staat Verbindung mit Angehörigen fremder Staaten nachsucht.

Staats-Chauvinismus, d. h. der Chauvinismus der Bürger eines Staates der gesammten übrigen Menschheit gegenüber, hat noch eine gewisse logische Begründung, weil er das Vaterland mit einem, wenn auch trügerischen Heiligenschein umgiebt, aber der Chauvinismus einer Nationalität anderen Nationalitäten desselben Staates gegenüber ist nicht nur ein Verbrechen, er ist auch unlogisch.

Den Staat als Machteinheit höher zu halten als die gesammte übrige Menschheit, kann noch als Patriotismus gelten, wenn auch als kurzsichtiger, aber der Nationalitäten-Chauvinismus ist ein Attentat gegen den eigenen Staat, er ist einfach Selbstmord.

Daß eine Nationalität, sowie eine Klasse, in den meisten civilisirten Staaten, trotz der überall anerkannten Gleichheit vor dem Gesetze, auch heute noch die Oberhand besitzt, ist unvermeidlich. Es ist dies mit den Traditionen, vielleicht mit der Entwicklungsgeschichte des Staates eng verknüpft und dürfte die natürliche Folge der Dienste und Opfer sein, die von der

herrschenden Race oder Klasse für die Bildung und Erhaltung des Staates geleistet und gebracht worden sind.

Und diese Oberhoheit ist nicht nur historisch begründet, sie kann auch ein Postulat des richtig verstandenen Opportunismus, sie kann auch Pflicht sein dem Staate gegenüber, dessen Erhaltung die vornehmste Aufgabe aller Staatsbürger ist. So lange eine Race oder Klasse das begründete Bewußtsein hat, allein im Stande zu sein, den durch sie errichteten Staat zu erhalten; so lange unter und außer ihr sich keine Kraft entwickelt hat, deren Leitung das Staatswohl gefahrlos überlassen werden könnte, darf die herrschende Race oder Klasse die Zügel nicht aus der Hand fallen lassen.

Daß die übrigen Staatsbürger heute an allen Früchten Betheiligung suchen, auch wenn sie den Baum weder gepflanzt noch gehegt haben, ist verständlich; ebenso verständlich aber ist es, daß das Mittel zur Verwirklichung dieses Wunsches blos darin besteht, ihrerseits den Nachweis zu liefern, daß sie gleiche Liebe, gleicher Opfermuth und gleiches Verständniß an's Vaterland kettet, wie jene, mit denen sie gleiche Rechte beanspruchen.

Daß also eine Nationalität, weil sie zu Hause nicht absoluter Herr ist, für sich hieraus das Recht vindicirt, gegen den Staat, dem sie angehört, die Bundesgenossenschaft außerhalb des Staates lebender Blutsverwandter nachzusuchen, ist ebenso Hochverrath, als wollte eine Klasse in internationale Verbindungen treten, weil sie sich zu Hause als der ihr gebührenden Herrschaft beraubt erachtet.

Was würde der heutige Fortschrittler zu einer internationalen Liga der Ritterschaft sagen? Was sagt er zu der Möglichkeit einer internationalen Liga des Capitals, der Arbeit, der Presse oder einer Confession?

Die von Tocqueville constatirte Lockerung der Bande von Race und Klasse ist ein Zeichen des Fortschrittes unserer Zeit; um aber dem großen Bande der Menschheit zu dienen und nicht zum Factor des Rückschrittes zu werden, muß diese Lockerung sich zu Gunsten des Staates vollziehen.

Der Weltfriede sowohl als der Bürgerfriede ist von der Erhaltung des Staatenthums bedingt.

Die einzige internationale Liga, deren Bestand und Entwickelung dem Bestande und der Entwickelung der Gesellschaft völlig entsprechen kann, ist jene der Staaten. Jede das Staatenthum ignorirende internationale Verbindung von unter dem Schutze des Staates lebenden Individuen aber ist ein Attentat gegen die Menschheit.

Die Bedürfnisse unserer Zeit manifestiren sich in zwei Bewegungen. Beide sind auf die Emancipation des Individuums vom übermäßigen Drucke einer localen Bethätigung der centralen Staatsgewalt gerichtet, sind

aber in der Wahl des Mittels wesentlich von einander verschieden. Die erste Bewegung, kurz als Internationale zu bezeichnen, ist bestrebt, die Grenzen des Staates, durch welche das Individuum in der Verfolgung seiner internationalen Interessen gehemmt wird, zu durchbrechen; die andere beschränkt sich darauf, das Eingreifen der centralen Staatsmacht in locale Interessen der Staatsbürger zu verhindern.

In ihrer weitesten Consequenz müßte die erstere Bewegung zur Entstaatlichung der Menschheit führen und ist Utopie. Um praktisch zu sein, muß sie sich begrenzen und bei der Verschmelzung kleiner Staaten in den Großstaat stehen bleiben.

Die internationalen Interessen des Individuums kommen im Großstaate in doppelter Weise zur Geltung: 1. fallen durch diese die Schranken der vielen kleinstaatlichen Abgrenzungen, die der Entwickelung ihrer internationalen Interessen hinderlich sind; 2. kommen durch die große Machtentfaltung, deren der Großstaat fähig ist, diese Interessen nach außen kräftiger zur Geltung.

Um jedoch der Anforderung des Individuums, in der Verfolgung seiner Interessen möglichst ungehindert zu sein, voll zu entsprechen, muß der Großstaat auch der anderen modernen Bewegung, dem Drange nach Autonomie Rechnung tragen.

Wenn es einerseits im Wesen des Großstaatenthums liegt, alle inneren Kräfte in seiner Hand zu concentriren, um nach außen als große individuelle Einheit seinem Worte das nöthige Gewicht zu verschaffen, so liegt es andererseits gleichfalls in seinem Wesen, diese Kräfte sich innerhalb seiner Grenzen nach Möglichkeit entwickeln zu lassen.

Die individuelle Freiheit, welche der Großstaat seinen Staatsangehörigen dadurch sichern kann, daß er sie nach außen zu vertheidigen im Stande ist, darf er im Innern nicht hindern wollen.

Je größer der Staat ist, um so fähiger ist er, die individuelle Entwickelung seiner Bürger gegen das Eingreifen fremder Mächte zu schützen; aber auch desto unfähiger, diese Entwickelung vom Centralsitze seiner Allgewalt bis in die entferntesten Winkel seines Gebietes activ zu fördern.

Das „Alle für Einen" muß im Großstaate zur vollen activen Geltung kommen, das „Einer für Alle" hingegen muß auf die passive Rolle des Sich-Entwickeln-Lassens beschränkt werden.

Nur durch die genaue Scheidung des allgemeinen Staatsinteresses von den vielen rein localen Interessen der Staatsangehörigen vermag der Großstaat den Anforderungen zu entsprechen, für welche er geschaffen wurde.

Wie die Decentralisation der Staatsinteressen, so müßte auch die Centralisation der Local-Interessen zum Untergange des Großstaatenthums führen.

Die Gefahren, welche der Local-Egoismus, der sogenannte Particular-Patriotismus für den Bestand und die Machtstellung des Gesammtstaates im Gefolge hat, finden in der Centralisation der Wehrkraft und der Vertretung nach außen die nöthige Remedur.

Die Gefahr, die allgemeine Entwickelung aller inneren Kräfte eines Staates durch die unberufene, unheilvolle, weil nothwendig einseitige Einmischung der Centralgewalt gehemmt zu sehen, kann nur durch die Localisirung der Localinteressen, d. h. durch die größtmögliche Autonomie beseitigt werden.

Die Interessen von Individuum und Staat sind hier in vollster Uebereinstimmung. Die Freiheit des Individuums und die Macht des Staates werden beide durch Kräfte gefährdet, die darnach trachten, Staat im Staate zu werden.

Die Hintanhaltung des Clique-Wesens ist es, die Beide anzustreben haben; in dieser Bestrebung soll Individuum und Staat seitens der Friedensfreunde Unterstützung finden.

Hier öffnet sich ein weites Feld für eine ersprießliche Thätigkeit derselben. Nicht auf die Vermittelung bei eventuellen äußeren Conflicten der Großmächte sei ihr Auge gerichtet; worauf sie sich mit voller Kraft zu werfen haben, das sei die Verhütung von Anlässen dieser Conflicte, deren Urgrund doch immer in der unharmonischen Entwickelung ihrer inneren Kräfte zu finden ist.

Jener Staat, dessen äußere Machtstellung nicht durch Reibungen seiner inneren Kräfte geschädigt wird, bedarf keines Krieges, um sich im internationalen Concerte Geltung zu verschaffen, während es andererseits keinem Staatsbürger beikommen wird, an eine äußere, ob staatliche, ob antistaatliche Macht zu appelliren, so lange der eigene Staat ihm nach bestem Wissen und Gewissen gerecht wird.

Allen Aeußerungen des individuellen Egoismus sollen die Friedensfreunde, jeder bei sich zu Hause, mit Wort und Schrift entgegentreten, und der Gesammtegoismus des Staates gegen den Staat wird nicht die acute Form des Krieges annehmen können.

Nicht „die Waffen nieder“ sollten die Friedensfreunde zum Schlagworte erheben, sondern: „nieder mit den Scheingründen, den Scheininteressen, welche die selbstständigen Großmächte miteinander in Hader bringen könnten“, dies sei ihr Wahlspruch.

Die Scheingründe und Schein-Interessen, durch welche Staaten miteinander in Kriege verwickelt werden könnten, sind aber Producte einseitiger innerer Entwickelung.

Um einige Beispiele anzuführen, erwähnen wir die heute allenthalben bemerkbaren Bewegungen des Agrarierthums, des Schutzzolles, des Bimetallismus, die den schroffsten Gegensatz zum wirklichen Bedürfnisse, zur Internationalisirung aller materiellen Interessen bilden

In einem Staate hat sich der Ackerbau, im anderen die Industrie unverhältnißmäßig entwickelt, im dritten Staate die Silberproduction.

Die Ueberproduction auf einem dieser Gebiete führt zum Drange nach künstlicher Beschützung derselben.

Das Correctiv liegt jedoch im Gegentheile der gewünschten schutzzöllnerischen Maßnahmen; in der Möglichkeit des unbeschränkten, dem wirklichen Werthe entsprechenden Austausches aller dieser Producte.

Selbst der vorübergehende Nachtheil einer Werthverminderung des betreffenden Export-Artikels wird durch die gleichzeitige Werthverminderung aller Import-Artikel aufgehoben. Wo der Staatsbürger durch die Ueberfluthung mit fremden Concurrenz-Producten in Wirklichkeit geschädigt wird, geschieht dies blos, weil die Vertretung fiscalischer Interessen mit der wechselnden Productions-Bewegung nicht Schritt hält.

Die Besteuerung hat das Gleichgewicht herzustellen, das im Säckel des Staatsbürgers gestört wird, sobald seine Einnahmequellen sich durch fremde Concurrenz vermindern. Der Fiscus darf heute nicht fordern, was er gestern mit Recht gefordert hat, wenn der Steuerzahler aus derselben Quelle heute unmöglich so viel einnehmen kann, als er gestern eingenommen hat; andererseits ist aber der Fiscus vollberechtigt, heute dort mehr zu beanspruchen, wo dem Steuerzahler der Genuß nicht von ihm erzeugter Güter um geringeren Preis erreichbar geworden ist.

Die Stabilität gewisser Steuersätze ist ein Haupthinderniß der gerechten Steuer-Vertheilung.

Allerdings werden hiermit an die Gestion fiscalischer Interessen ungeheuere Auforderungen gestellt, aber diese Anforderungen sind nur billig, denn der Staat ist dazu da, um rechtzeitige Vorkehrungen zu treffen, deren Nothwendigkeit und Tragweite der einzelne Steuerzahler nicht in der Lage ist zu erkennen, zu ermessen.

Zum Grundprincipe jeder gesunden Steuervertheilung sollte der Zehnt erhoben werden. Ein x-beliebiger Theil des wirklichen Profites, welcher dem Haushalte eines jeden Steuerzahlers aus der Bilanz aller seiner Einnahmen und Ausgaben erwächst, bildet den vollberechtigten Anspruch des Staates auf seinen Säckel.

Heute sind seine Einnahmen, morgen seine Ausgaben mehr zu belasten, je nachdem die einen zugenommen oder die anderen abgenommen haben. Unleidlich erscheint nur jene Steuerlast, die nicht auf einem thatsächlichen Vortheile beruht, der dem Steuerzahler aus seiner Staatsangehörigkeit erwächst.

Blos durch die streng wissenschaftliche Handhabung der Steuervertheilung, welche Rücksicht auf den fortwährenden Wechsel des Verhältnisses zwischen Production und Consumtion nimmt, kann durch Anwendung bald der directen, bald der indirecten Steuer das Interesse des Steuerzahlers gewahrt werden.

Dort nehmen, wo am leichtesten gegeben, und nicht dort, wo am leichtesten genommen wird, dies sei der Wahlspruch der fiscalischen Organe aller Staaten, und ihre ökonomische Solidarität wird ebenso erwiesen sein, wie ihre politische es heute schon ist.

Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, welch' unermeßliche Dienste die internationalen Friedens-Ligas der Menschheit erweisen könnten, wenn sie ihre volle Kraft auf dieses Gebiet werfen wollten.

Ein jedes ihrer Mitglieder sollte durch Eid oder Handschlag verpflichtet werden, bei sich zu Hause, auf legalem Wege mit Wort und Schrift dahin zu trachten,

I. daß in der inneren Entwickelung ihres engeren Vaterlandes Alles vermieden werde, was den einheitlichen Charakter der Großstaaten und ihre Machtstellung nach außen vermindern könnte; daß somit die Particular-Interessen der Bestandtheile großer Staaten den Interessen ihrer Großmachtstellung untergeordnet werden, um deren möglichst schlagfertige Wehrkraft zu erhalten und zu fördern;

II. daß die Großstaaten im Interesse der eigenen Machtstellung angehalten werden, der Entwickelung aller inneren Kräfte durch übergroße Centralisation in der Behandlung localer Fragen nicht hindernd in den Weg zu treten. Mit einem Worte: daß der Egoismus der Bestandtheile eines Großstaates nicht durch Particular-Chauvinismus, der Egoismus der Staatsmacht nicht durch centralen Chauvinismus großgezogen werde, daß somit die einzelnen Bestandtheile einer Großmacht sich nicht gegen die harmonische Entwickelung dieser Großmacht, die einzelne Großmacht sich nicht gegen die harmonische Entwickelung der Solidarität aller Großmächte auflehnen könne.

Wie aber hätte der Kleinstaat sich dieser großstaatlichen Solidarität gegenüber zu stellen?

Zwei Fehler haben sich in die bisherige Thätigkeit der Friedensfreunde hineingeschlichen, die sie eher als subversive, staatsfeindliche Clique erscheinen lassen, denn als Elemente der Erhaltung.

Den ersten dieser Fehler waren wir im bisher Gesagten beflissen aufzudecken, er besteht in der Verbindung des großen Zweckes der Friedenssicherung mit dem Verlangen nach Abrüstung. Der zweite Fehler liegt darin, als berechtigte Einheit der menschlichen Gesellschaft das Volk hinzustellen und nicht den Staat.

„Les nations peuvent protester contre les actes contraires à la morale ou au droit, accomplis par l'une d'entre elles, et refuser éventuellement de continuer avec elle des relations régulières."

„Les nations ont le droit d'accréditer auprès d'un Etat qui cause préjudice à autrui par le gaspillage de ses ressources ou qui

organise ou permet le massacre d'une partie de ses habitants, un conseil de gérance, dont les pouvoirs et les immunités seront déterminés par un traité international."

(Code voté par le Congrès de Budapest.)

Was unter „Nation" zu verstehen ist, wird mit folgendem ausgedrückt: „La population d'une colonie formée d'individus appartenant à une nation policée a le droit de réclamer son autonomie et de se constituer en nation indépendante."

Somit hätte „Nation" zwei Bedeutungen, die mit einander im Widerspruche stehen.

Nation heißt einerseits eine Gruppe von polizeilich organisirten Individuen, also Staat; und andererseits eine Gruppe von Individuen, die erst das Recht beansprucht, einen Staat zu bilden.

Es wird für die Nation das Recht vindicirt, bei bestehenden Staaten einen Conseil de gérance zu beglaubigen.

Für welche Nation? Für jene, die sich bereits in einen Staat abgegrenzt hat, oder auch für jene, die erst daran geht, einen Staat zu gründen?

Es kann hier gewiß nur der bereits bestehende Staat gemeint sein; warum diesen mit dem Namen „Nation" bezeichnen?

Und selbst als Staat hat eine als solcher anerkannte Gruppe von Individuen in Folge ihrer Selbstständigkeit noch nicht sofort das Recht erworben, auf das Gebahren eines anderen Staates Einfluß zu nehmen. Dieses Recht entspringt für einen Staat erst durch den gelieferten Nachweis der Staatengesellschaft gegenüber bereits geleisteter Pflichten oder mindestens des guten Willens, gepaart mit der Befähigung, sich diesen Pflichten zu unterziehen.

Von Nation, Volk, d. h. einer Gruppe zusammengewürfelter Individuen, selbst wenn sie ihre Zusammengehörigkeit aus freiem Willen manifestirt haben, kann völkerrechtlich wohl kaum mehr die Rede sein, als z. B. von einer noch so mächtigen Privatfamilie.

Wie eine Dynastie, so ist auch eine Nation an den Staat gebunden; hat sie diesen verspielt, so ist sie völkerrechtlich gleich Null.

Als Einheit in der menschlichen Gesellschaft kann das Volk in diesem Sinne gewiß nicht gelten; diese Einheit ist und bleibt der Staat, so lange man dem Staatenthum, der Staatengesellschaft nicht die Existenzberechtigung absprechen will.

Die in Wirklichkeit bestehenden, völkerrechtlich anerkannten Staaten würden wir in drei Kategorien eintheilen:

I. Großstaaten, die mächtig genug sind, um die eigene Selbstständigkeit zu wahren und jene anderer Staaten zu garantiren.

II. Staaten, deren geographische Lage oder deren z. B. aus Colonialbesitz stammender Reichthum einer fremden Garantie zur Erhaltung der eigenen Selbstständigkeit nicht bedürfen, wenn sie auch nicht in der Lage sind, für jene anderer Staaten einzutreten.

III. Staaten, die sich selbstständig nur erhalten können, wenn sie von außen geschützt werden.

Ueber die Aufgaben der Staaten I. Kategorie nach innen und außen haben wir uns im bisher Gesagten geäußert. Staaten der II. Kategorie können im wohlverstandenen Interesse der Gesammtheit füglich sich selbst überlassen werden, so lange sie nicht durch Unterstützung gemeingefährlicher Doctrinen oder mit den Anforderungen des Humanismus unvereinbaren Mißbrauch in der Wahrung ihrer Colonial-Interessen mit dem Gesammt-Interesse in Widerspruch gerathen und so drohen, das von Anderen mit Mühe und Opfern geschaffene Werk der Solidarität des Staatenthums zu gefährden.

So wäre z. B. die Gewährung eines unbeschränkten Asylrechtes für Individuen, die von irgend einem Staate gemeingefährlicher Umtriebe wegen verfolgt sind, oder die Aufrechthaltung von Sklaverei und Sklavenhandel begründete Motive eines internationalen oder besser gesagt: interstaatlichen Einschreitens gegen dieselben.

Die Staaten der III. Kategorie aber sind es, mit denen wir uns hier näher zu beschäftigen haben.

Ein Staat, der materiell aus eigner Kraft nicht nur Nichts für das Gesammtinteresse der in selbstständigen Staaten gruppirten Menschheit zu leisten im Stande ist, aber nicht einmal vermag, die eigene Individualität zu wahren, ist in der richtigen Bedeutung des Wortes eigentlich gar nicht ein Staat. Es ist dies eine Gruppe von Menschen, die durch Umstände meist zufälliger Natur aus der großstaatlichen Gruppirung der Menschheit herausgefallen sind oder durch das Mißverstehen der vornehmsten Interessen und Pflichten ihre staatliche Organisation nicht gehörig zu begründen, nicht nachhaltig zu vertheidigen vermochten.

Stellen wir uns z. B. eine Sekte vor oder eine philosophische Schule oder eine Kunstgenossenschaft, die ohne Anlehnung an irgend einen geographisch begrenzten, materiell, d. h. durch Gesetz und Heer vertheidigten Staat, es sich zur Aufgabe gestellt hat, für die Beglückung der Menschheit selbstständig zu wirken. Gewiß bleibt ihnen das unbenommen, so lange die in Staaten gruppirte Menschheit es zuläßt, und diese kann es nicht nur getrost zulassen, sie kann und wird die hohen Zwecke solcher Genossenschaften sogar mit Freuden und Begeisterung fördern, so lange sie das Bewußtsein hat, materiell durch diese Genossenschaften nicht dazu gezwungen werden zu können.

Aber mit dem Augenblick, als eine solche, wir möchten sagen, auf rein ethischen Kräften beruhende Genossenschaft sich der menschlichen Ge-

sellschaft mittelst materieller Gewalt aufdrängen will, hat sie aufgehört, die Rolle des schutzbedürftigen Förderers menschlichen Wohles zu sein; sie tritt als Streiter auf, der mit der Waffe in der Hand anderen Streitern gegenüber nur so viel gilt, als sie sich durch Gewalt erkämpfen kann.

Diesem gegenüber hat die Gesellschaft sich zu vertheidigen und wird es thun durch den Staat, sobald die Solidarität des Staatenthums mit jener der Menschheit als identisch anerkannt ist.

Im besten Falle ist der Staat III. Kategorie berechtigt, darauf Anspruch zu machen, als eine dieser ethischen Menschengruppen zu gelten, trotzdem er zufällig auch ein begrenztes Stück Grund und Boden sein Eigen nennt.

Diese Staaten, oder besser: diese Corporationen, höchstens Gemeinden, verdanken ihre Selbstständigkeit lediglich dem guten Willen der anderen Mächte und sollen gegen deren Solidarität, von welcher ihre Existenz bedingt ist, in keiner Weise störend eingreifen können.

Hier ist den Friedensfreunden Gelegenheit geboten, auch den Traum der Abrüstung, wenn auch in beschränktem Maße, zur Realität werden zu lassen.

Staaten, deren Selbstständigkeit nur durch die Wehrkraft anderer Staaten erhalten werden kann, bedürfen keiner eigenen Wehrkraft; diese wäre somit auf ein für die Erhaltung der inneren Ordnung nothwendiges Minimum zu zu beschränken. Es werde ihnen freigestellt, ihren heutigen Bestand unter die Garantie der Staatengesellschaft zu stellen und sich unter der Bedingniß der Abrüstung neutralisiren zu lassen; oder auf der Erhaltung und Entwickelung der eigenen Wehrkraft zu bestehen und auf die Garantirung ihres Besitzstandes seitens der anderen Mächte zu verzichten.

Ist das Bedürfniß nach Abrüstung wirklich so groß, wie die Friedensfreunde behaupten, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kleinstaaten III. Kategorie mit Freuden auf ihre Neutralisirung eingehen werden, die ihnen gestattet, ohne eigenes Zuthun, ohne für die nutzlose eigene Wehrkraft Opfer zu bringen, für die materielle und moralische Entwickelung der Menschheit im eigenen Bereiche ungestört zu wirken.

Wollen sie aus dieser behaglichen, gesicherten Einzel-Existenz heraustreten und sich am fortschrittlichen Gange der Staatengesellschaft selbstständig betheiligen, so stehen ihnen zwei Wege offen: Entweder sie schließen sich einer der bestehenden Großmächte an, oder sie trachten, mit anderen Kleinstaaten eng verknüpft, einen neuen Großstaat zu bilden. In beiden Fällen wären sie genöthigt, einen Theil der ihnen eigenen Freiheit für die gewonnene Betheiligung an der Macht zum Opfer zu bringen. Sie müßten dem Particular-Patriotismus, den Traditionen der eventuellen Racen-Identität ihrer Bevölkerung entsagen

und aufgehen im Gesammtpatriotismus eines bestehenden oder erst zu gründenden Gesammtstaates.

Sollten sie jedoch vorziehen, die eigene Individualität zu erhalten, unter der einzigen Bedingung, diese nicht im Gegensatze mit den solidären Interessen der Staatengesellschaft geltend zu machen, sollte insbesondere die Menge der garantirten Neutralitätsstaaten zu große Proportionen annehmen, und den Großstaaten auf unabsehbare Zeiten zu große Opfer auferlegen, für welche ihr streng friedliches Gebahren erkauft werden müßte, dann käme eine neue Frage auf die Tagesordnung, die Frage der Betheiligung der Kleinstaaten an den für sie gebrachten Opfern.

Der Proceß der Großstaaten-Bildung würde in diesem Falle seinen natürlichen Verlauf nehmen. Die Kleinstaaten würden sich genöthigt sehen, mit Gut und Blut für die Erhaltung der Gesammtheit einzutreten, und würden selbstverständlich verlangen, nunmehr auch an der Macht betheiligt zu werden, zu deren Erhaltung sie beitragen müssen.

Läuft mit dieser Bewegung auch die Befriedigung des anderen Bedürfnisses der Menschheit parallel, nämlich die berechtigte Entwickelung der Autonomie, so steht nicht zu befürchten, daß die freiwillige Einschmelzung kleiner Staaten in das Gebiet des einen oder des anderen seiner großen Nachbarn zwischen diesen Eifersucht erregen müßte.

Sobald das friedliche Aufgehen eines Kleinstaates in einem Großstaat für letzteren nicht mehr bedeutet, als die Vermehrung seiner Pflichten nach innen und außen; sobald der auf diese Weise vergrößerte Staat den ihm neu zugekommenen Besitz nicht in der Lage ist als Colonie zu behandeln, die von der Centralmacht nach Herzenslust ausgebeutet werden kann; sobald ein Großstaat durch den ihm gewordenen Gebietszuwachs auch die Macht mit einer Bevölkerung wird theilen müssen, die ihm bisher fremd und gleichgiltig war; sobald dieser Zuwachs nichts Anderes ist als die Ausdehnung des Verwaltungsgebietes mit der Aufgabe, ihn nach außen zu vertheidigen; wird der eine Großstaat dem andern diesen Zuwachs gewiß nicht mißgönnen und eher darauf bedacht sein, diese neue Last von den eigenen Schultern abzuwehren.

Es wird somit das Gegentheil dessen zu beobachten sein, was bisher Annexionen hervorgebracht haben; es wird nicht für einen Gebietszuwachs gekämpft werden, und eine der größten Ursachen internationaler Kriege hat aufgehört, die Welt zu beunruhigen.

Einen Krieg wird es allerdings immer noch geben, den Krieg der höheren Cultur gegen die weniger hohe; den Krieg jener Kräfte, die das Gemeingut der Menschheit, den Erdball, besser zu verwerthen wissen als andere; den Krieg der Colonisirung, des Welthandels, der Industrie. Aber dieser Krieg, wenn er auch Opfer heischen, wenn er auch schwächliche Pflanzen, vielleicht duftende Blüthen grausam zertreten wird, ist mindestens

kein Krieg des entwickelten Menschen gegen den gleich entwickelten Menschen. Es ist dies ein Krieg ähnlich dem Kampfe, welchen der Mensch ununterbrochen gegen die Thierwelt gekämpft hat, der dazu führen wird, den Zähmbaren zu zähmen, für die Gesammtheit nützlich zu machen, den Unbezähmbaren aber zu verdrängen, zu vertilgen. Es ist dies der Krieg der geistig Starken gegen jene, die blos körperlich stark sind; der im geordneten Staate verbundenen geläuterten Menschheit gegen jene, die die Nothwendigkeit der Vermittelung des Staatenthums nicht anerkannt haben oder nicht zu respectiren gewillt sind; der Krieg der gesellschaftlichen Ordnung gegen Räuber, Diebe oder Schwächlinge; der Krieg des Gesammtwohles gegen den behäbigen, kurzsichtigen Egoismus desjenigen Theiles der Menschheit, der da meint, sich ohne Rücksichtnahme auf Andere ewiglich selbst zu genügen.

Die Gefahren der Vergewaltigung der gesammten civilisirten Welt durch einen civilisirten Staat sind geschwunden.

Nicht mit dieser hat heute der Politiker von Fach und der Weltbeglückungs-Dilettant zu rechnen.

Der gewappnete Friede ist eben Friede, und zwar der einzige Friede, der Aussicht auf Dauer hat.

Die möglichst große Heeresmacht eines Staates wird, so lange sie auf die Bewaffnung der eigenen Bürger beschränkt ist, durch die gleichzeitige, auf derselben Basis entwickelte, möglichst große Heeresmacht anderer Staaten wettgemacht und ist keine Bedrohung des Friedens.

„Ein Messer in des Kindes Hand,
O welch' ein großer Unverstand" —

ist zutreffend, aber von einem seiner Sinne mächtigen, seiner Kraft bewußten, entwickelten Mann ist nicht vorauszusetzen, er werde sofort auf seinen Nachbar schießen, sobald er ein Gewehr in Händen hat.

Wer sein Auge krampfhaft auf einen Punkt richtet, verfällt leicht in Hallucinationen; Hallucinationen sind die Gefahren, deren Grund die Friedensfreunde im Bestehen großer Heere zu erkennen glauben.

Durch die heute bereits vielfach anerkannte Solidarität des Staatenthums gegenüber den staatsfeindlichen Bestrebungen aller subversiven Elemente innerhalb und außerhalb des Staates werden die sonstigen idealen oder egoistischen materiellen Interessen, durch welche die Staaten mit einander in Conflict gerathen könnten, in den Hintergrund gedrängt.

Nicht diesen Conflict hätten die Friedensfreunde immer wieder als drohende Gefahr hinzustellen; sie hätten den Teufel, der nur in ihrer Einbildung besteht, nicht herauf zu beschwören, nicht an die Wand zu malen.

Was sie zu thun haben, ist: die Wege des Teufels zu durchkreuzen.

Diese Wege zu erkennen, ist heute leichter denn je; sie sind einfach gegen Alles gerichtet, was die Erhaltung, den Fortschritt der heutigen Civilisation zu schützen vermag, gegen alle Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung.

Dort, wo der offene Kampf gegen die bestehende Macht, wo der Sturm gegen die wohlvertheidigte Festung nicht möglich ist, beginnt die Minirarbeit.

Es wird der Menschheit glauben gemacht, die Gefahr der Ueberfluthung sei geschwunden, die errichteten Dämme seien überflüssig; die Opfer für ihre Erhaltung ein unmotivirtes Verlangen, das den ökonomischen Fortschritt der einzelnen Völker, der gesammten Menschheit unmöglich macht.

Es wird behauptet, die vorgeschrittene Menschheit bedürfe heute der Vormundschaft, der Vermittelung nicht mehr, sie könne sich in Liebe verbinden, ohne des Staates zu bedürfen.

Gegen das einzige Recht, jenes des augenblicklichen Bestandes durch erfolgreiche Kämpfe der Vergangenheit begründeter Mächte, werden Rechte in's Feld geführt, die längst durch begangenen Selbstmord verwirkt sind; es wird die Jahrhunderte über mühsam und consequent erkämpfte Individualität der zur Macht entwickelten Nationen durch das Dogma der Gleichberechtigung der gesammten Menschheit von heute als überwunden hingestellt, das heißt, es wird dem entwickelten Theile der Menschheit das Recht bestritten, sich als Führer der Massen zu geriren.

Die Freiheit wird bekämpft durch die Gleichheit, die Wahrheit durch die Lüge.

Unter dem trügerischen Feldzeichen der Solidarität der Menschheit wird jeder Einzelne aufgestachelt, diese Solidarität durch Verfolgung egoistischer Zwecke zu vernichten.

Sei es der einzelne Mensch, sei es eine Race, Klasse oder Confession, ja sei es ein selbstständiger, aber kleiner, ohnmächtiger Staat, sie werden aufgestachelt, sich der bestehenden Weltordnung entgegen zu stellen und Nichts unversucht zu lassen, was diese zerstören könnte.

Dem einen Staate wird die Existenzberechtigung abgesprochen, weil dessen Bürger verschiedenen einst feindlichen Racen angehören (Nationalitäts-Princip); der andere Staat soll nicht bestehen dürfen, weil er Anhänger verschiedener Confessionen birgt.

Dem einen Staate wird zugeflüstert, er könne nicht auf die Freundschaft des anderen Staates bauen, weil seine vergangene und zukünftige Geschichte mit jener des anderen Staates im Widerspruche steht.

Und erst die Solidarität mehrerer oder gar aller selbstständigen Großstaaten, was wird nicht gegen diese in's Feld geführt! Diese bedeutet soviel, wie die Begründung einer tyrannischen Weltherrschaft der bis an die Zähne bewaffneten Minoritäten über die armen, enterbten Massen.

Internationaler Militarismus, internationale Gendarmirung, internationale Eindämmung der Entwicklung jeder Einzelexistenz, dies ist die Parole der Machthaber der Erde. Nicht früh genug könne gegen diese Vergewaltigung Stellung genommen werden.

Dies der vielseitige, bald geflüsterte, bald auf allen Dächern laut verkündete Mahnruf jener, die in der Klärung und Sicherung der internationalen Verhältnisse mit Recht die Gefährdung ihres egoistischen, weltfeindlichen Handwerkes erkennen.

Auf denn, Ihr Freunde des Friedens, wenn Ihr nicht blos den Zweck verfolgt, durch das Spielen einer dankbaren Rolle den Applaus des gedankenlosen Publicums von heute zu erlangen; wenn ihr ernst darauf ausgeht, den Frieden zu sichern; so unterzieht Euch der schmucklosen, mühsamen, stetigen Aufgabe der Errichtung von Contreminen; beleuchtet mit dem Lichte der Wahrheit das innerste Wesen jener hochtönigen Argumente, mit denen Lüge die Menschheit zu berücken strebt.

Lehrt Eure Zeitgenossen jene Wälle hochschätzen, die, von den Vorfahren mühsam errichtet, sie vor Ueberfluthung schützen; lehrt sie Jenen Glauben schenken, die erhalten wollen, und sich abwenden von den Verkündern jener Menschenrechte, die nichts Anderes sind als eine Verleugnung des Fortschrittes, eine Aufopferung der Vorrechte seiner Anhänger zu Gunsten der unbegründeten Reclamationen der sogenannten Enterbten, die Alles verspielt haben, die Nichts geleistet haben, die aber dennoch gleichen Genuß am Werke ihrer siegreichen Gegner beanspruchen.

Haltet die Fahne der Verbrüderung, der Nächstenliebe, des Friedens hoch; aber vergeßt nicht, daß Verbrüderung, Nächstenliebe, Friede, Mittel sind, nicht Zweck.

Zweck ist die Sicherstellung des von den Vorfahren gewonnenen Bodens und die Betheiligung an dessen Genusse durch alle jene, die bereit sind, ihn heute zu pflegen und zu erhalten, gegebenen Falles auch mit den Waffen in der Hand.





Marie von Ebner-Eschenbach.

Von

Karl Bienenstein.

— St. Leonhard a. Forst. —

Es wäre sicherlich ein ganz interessantes Thema: die Stellung der deutschen Dichter zum Adel. In keiner anderen Richtung, die religiöse Frage etwa ausgenommen, läßt sich der jeweilige Zeitgeist so scharf erkennen, als in dieser. Von Goethes schöngeistigen Adelsgesellschaften, wie wir sie z. B. aus dem Wilhelm Meister oder den Wahlverwandtschaften kennen, bis herab zu unseren „Jüngsten", welche oftmals mit Recht, häufig mit Unrecht ihre giftigsten Pfeile gegen das „Junkerthum" abschießen, hat sich jede litterarische Richtung mit dem Adel auf ihre Weise beschäftigt. Wie groß aber auch die Zahl der Dichter ist, welche ihre Stoffe den Kreisen der Aristokratie entnahmen, so ist doch die jener, welche wahrhaft getreue und glaubwürdige Adelstypen und Charaktergestalten geschaffen haben, eine auffallend kleine. Zu den hervorragendsten Dichtern letzterer Art zählt nun unstreitig Marie von Ebner-Eschenbach. Sie wurde am 13. September 1830 als eine Tochter des Grafen Dubsky zu Zdislavic in Mähren geboren. Nach dem frühen Tode der Mutter leiteten die Großmutter, sowie die Stiefmutter ihre Erziehung mit außerordentlicher Sorgfalt, und als auch letztere wieder starb, war es die zweite Stiefmutter, welche die kleine Comtesse mit den Schätzen unserer Litteratur vertraut machte und damit gewiß schon den poetischen Keim in die jugendliche Seele legte, welcher später zu so herrlicher Blüthe emporwuchs. Im Jahre 1848 vermählte sich die Dichterin mit dem jetzigen Feldmarschallieutenant Baron von Ebner-Eschenbach und führt ein sehr glückliches Familienleben.

Aus diesen kurzen biographischen Daten mag man ersehen, daß die Dichterin in Sachen des Adels competent ist und daß sie zur Schilderung des österreichischen Adels geradezu berufen erscheint. Und sie hat auch,

obgleich die Anzahl ihrer Dichtungen eine verhältnißmäßig geringe ist, eine bedeutende Reihe von Typen und Originalen geschaffen, die in ihrer Totalität ein ausgezeichnetes Bild des österreichischen Adels geben. Sie kennt diesen in allen seinen Erscheinungen. Jetzt führt sie uns auf seine Schlösser und zeigt uns das Leben auf denselben, hier im Verkehr mit den Standesgenossen, dort das leichtsinnige Genußleben, dann wieder ein Leben strenger Arbeit und Pflichterfüllung. Und wie den Adel, kennt sie auch seine Dienerschaft vom Verwalter abwärts bis zum gewöhnlichen Knecht, und sie kennt auch den Bauern, wie er als Unterthan der Herrschaft lebte, und weiß uns Erschütterndes von ihm zu erzählen. Aber selbst dort, wo die Dichterin ihre Stoffe aus Sphären holt, die ferner liegen, wird man den Eindruck nicht los, daß adelige Anschauungen und Verhältnisse darin das Tonangebende sind, daß sie hinter dem Ganzen stehen, wie der Grundton hinter rauschender Melodie. Er kommt fast gar nicht zum Bewußtsein, weil er immer da ist. Es ist über allen Schöpfungen der Dichterin eine echt aristokratische Luft, feinste Noblesse, vornehme Ruhe; aus Allem weht es wie das eigenthümliche Parfüm in alten, reichen Herrenschlössern, welches gleichsam zusammengesetzt erscheint aus ehrenvollen Familientraditionen, stolzem Selbstbewußtsein, aus Wohlhabenheit und Unnahbarkeit gegenüber allen demokratischen oder gar communistischen Ansichten. Das macht, weil sich die Dichterin immer gleich bleibt, weil sie es versteht, alle ihre Werke mit ihrem eigensten Empfinden zu erfüllen. Und ihr Empfinden, ihre Betrachtungsweise ist ganz aristokratisch. Für sie ist der Adel wirklich das, was er gemäß seiner historischen Entwickelung sein soll: eine Auslese der Besten und Edelsten des Volkes, die sich zu diesem in kein anderes Verhältniß stellen kann, als in das eines leuchtenden Beispiels.

Dieser Geist edelster Vornehmheit ist, wie schon gesagt, der Hintergrund aller Werke Marie von Ebner-Eschenbachs, ihr Lebensnerv, und die Motive der Erzählungen sind manchmal ganz aus diesem Geiste heraus gewählt. Gleich im ersten ihrer Bücher findet sich eine Erzählung „Der Edelmann“, deren Motiv nicht besser bezeichnet werden kann, als: das Wesen des echten Adels. Der Held der Erzählung ist ein Adeliger, der eine Bürgerliche geheirathet und sich deshalb mit seiner Familie entzweit hat, weil sie darin eine Verletzung des Standes erblickt. Wie hoch er aber trotzdem über ihnen steht, die eigentlich Nichts sind als Krämer, und wie sehr er sich dessen bewußt ist, geht aus den Worten hervor, die er an seinen Sohn richtet und die nichts Anderes sind, als der Dichterin eigene Ansichten. Sie sind einzig schön: „Was immer zu werden Du Dich entschließest, das sei ganz. Sei als Graf von Tannberg kein Fabrikant, nenne Dich nicht Graf Tannberg, wenn Du Fabrikant bist. Das Eine schließt das Andere aus. Der ehrenwertheste Kaufmann verfolgt materielle, der Edelmann im Sinne des Wortes verfolgt ideale Zwecke. In dem Augenblicke, wo der letztere vergaß, daß in ihnen und in ihnen allein seine Macht wurzelt, hat er

sich als Edelmann aufgegeben. Ein Geschäft, in dem er gewann, ist ein Geschäft, in dem er verlor. Seines Amtes ist es, Nutzen zu gewähren, nicht Nutzen zu nehmen. Die getreue Befolgung der hohen und subtilen Ehrbegriffe, die seinem Stand die Existenzberechtigung geben, legt Pflichten auf, denen heutzutage keine Rechte mehr entsprechen, und derjenige, der ihnen nachlebt, ist nicht allein ein Diener, er ist ein Opfer der Tradition. Wenn Du jemals Tannberg als Herr betrittst, so müssen die Räder stille stehen in den Fabriken . . . Erwiderst Du mir: Gut, ich will weder ein adeliger Kaufmann noch ein im Vorurtheil eingesponnener Landjunker werden, aber ich will heißen, wie meine Vorfahren hießen, und einen Lebensberuf ergreifen, der sich mit meinem Stande verträgt, weil er gleichfalls ideale Zwecke verfolgt, den künstlerischen z. B. oder den wissenschaftlichen, den geistlichen oder den kriegerischen — dann antworte ich: In den beiden ersten Fällen wird der Adel Dir hinderlich sein, denn ein ungünstiges und fast unbesiegbares Vorurtheil begrüßt seine Mitglieder auf diesen geistigen Gebieten, welche den meisten von ihnen bisher fremd geblieben sind, gegen deren Vertreter sie sich abwehrend verhalten. — In den beiden anderen Fällen wird der Adel Dir unnütz sein, wenn man ihn als gleichgiltig ansieht — verderblich jedoch, dem Besten in Deiner Seele verderblich, wenn er Dich zum Gegenstand einer Bevorzugung macht, welche Du ihm, nicht Dir selbst verdankst." Mag man sich zu diesen Anschauungen stellen, wie man will und hat auch die Zeit so Manches daran corrigirt — man könnte ja die Dichterin selbst als Beispiel contra anführen — so kann man ihnen gewiß hohe Idealität nicht absprechen. Eine nicht minder anziehende Gestalt ist Baron Schwarzburg in der Erzählung „Comtesse Paula". Das tolle Genußleben des Vaters hat die Familie in's Unglück gestürzt, und der Sohn sieht sich genöthigt, die Beamtenlaufbahn anzutreten. Schon das ist ein Grund, warum er unter seinen reichen Standesgenossen eine untergeordnete Rolle spielt; aber noch mehr hat er sich ihnen durch seinen Idealismus entfremdet. Besonders eine That ist es, die man nicht begreifen kann. Die Einen sehen in ihr etwas Außerordentliches und bewundern, die Anderen nennen sie krankhafte Schwärmerei und belächeln sie. Schwarzburg hat nämlich einen Proceß gegen sich selbst geführt. Seine Clientin war die Wittwe eines alten Dieners, welche ihr Vermögen in blinder Vertrauensseligkeit seinem Vater hingegeben hatte, nachdem ihr derselbe die beste Hypothek versprochen hatte. Das Geld wäre verloren gewesen, hätte nicht der Sohn sein Erbe hingegeben. Und darum mußte er einen Proceß führen, daß diese That nicht als eine des Edelmuthes, sondern als eine des Rechtes geschah. Er verwahrt sich auch dagegen, daß man sie als etwas Besonderes auffaßt, nachdem er sie selbst nur als das einfach Rechte betrachtet. „Sie" (die Wittwe) meint er, „hat Alles gesehen, aber dem Wort ihres Herrn mehr getraut, als dem Augenschein. Und dafür soll sie bestraft werden? Und der Sohn des Herrn sollte es zugeben? — Ich habe nicht in lächerlichem,

Opfermuthe gehandelt; ich habe meine Rechtschaffenheit gegen mein Geld vertheidigt, etwas Unschätzbares gegen etwas Schätzbares." — Auch hier finden wir also wieder das Bewußtsein, heilige Pflicht erfüllen zu müssen, als ein Charakteristikum des wahren Adels. Und wie die Dichterin den Adel von seiner höchsten und schönsten Seite nimmt, so auch das Leben. „Sie nimmt das Leben ernst, als eine sittliche Aufgabe, als eine Pflicht, und sie denkt hoch und edel von denen, welche diese Pflicht als etwas Heiliges empfinden," sagt Dr. H. Mielke gelegentlich der kurzen Betrachtung der Dichterin in seinem prächtigen Buche: Der deutsche Roman im 19. Jahrhundert. Den Beweis für diese Behauptung findet man in fast allen Büchern. Sie wählt mit Vorliebe Personen, welche aus diesem sittlichen Gefühle heraus handeln, und läßt uns tiefe Blicke in deren Seele thun. Da ist z. B. Graf Vohburg in der Novelle: „Margarethe". Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß durch seine Hochzeitsequipage ein Knabe überfahren wurde, der die einzige Freude seiner Mutter ist. Es wäre dem Grafen ein Leichtes, seine vollkommene Unschuld zu beweisen und sich damit aller Unannehmlichkeiten zu entledigen. Aber sein Pflichtgefühl läßt dies nicht zu. Nicht nur, daß er dem Knaben bis zu dessen Tode die sorgsamste Pflege angedeihen läßt, er sucht auch der Mutter auf alle mögliche Weise zu helfen und leidet die furchtbarsten Gewissenskämpfe, als er sieht, daß er nicht das geben kann, was ihr das Kind ersetzen würde, seine Liebe. In diesem Seelenleiden, das noch durch die unterdrückte Liebe zu dem dämonischen Weibe verstärkt wird, liegt die Sühne. — Doch nicht nur in den Kreisen des Adels findet die Dichterin solch edle Naturen, sondern auch in denen des Bürgerthums und denen der dienenden Klasse. Z. B. „Lotti, die Uhrmacherin". Trotz der feinen realistischen Züge, mit denen sie Lotti bedacht hat, ist diese doch das Idealbild des selbstlosen Weibes. Sie hat ihre Liebe an einen jungen Poeten hingegeben, dessen Werk sie begeistert hat. Er gelangt zu Ruhm und Ansehen und wird in vornehme Kreise gezogen, in denen er Lotti vergißt. Aber auch seine Muse leidet, er sinkt zum Sensationsromancier herab. Lotti, die den treuen Gottfried geheirathet hat, sieht mit wachsendem Kummer den Niedergang Halwigs. Und als er endlich vor der Alternative steht, entweder für eine große Summe, die seine adeligen Schwiegereltern vor dem Ruin retten könnte, innerhalb 10 Jahren 30 Bände Schund zu schreiben und damit litterarisch zu Grunde zu gehen, oder es nicht zu thun und in ernster Arbeit wieder zu echter Dichtung emporzusteigen, da verkauft Lotti ihre kostbare Uhrensammlung, um ihn zu retten. Man hat diesen Uhrenverkauf als unrealistisch gebrandmarkt, umso mehr, als Lotti halb und halb davon überzeugt war, daß Halwig damit doch nicht gerettet werden würde. Dieser Vorwurf ist aber nicht stichhaltig. Lotti hat wohl unvernünftig gehandelt, aber ganz und gar ihrem Charakter entsprechend. Die Liebe fragt eben gar nicht, ob ihr Gegenstand eines Opfers werth ist, sie bringt es scrupellos, ohne zu überlegen; es ist ein

Muß, das sich durch kein Raisonnement aus dem Empfinden hinausdrängen läßt. — Wahrhaft erschütternd wirkt „Das Gemeindekind“, ein Buch, in dem uns erzählt wird, wie ein armes Weib aus Liebe zu seinem Manne dessen Schuld — er hat einen Raubmord begangen — auf sich nimmt und opferfreudig für den Geliebten büßt.

So einfach die Stoffe der meisten Erzählungen Marie von Ebner-Eschenbachs sind, so finden sie doch einen tiefen Nachhall in der Seele des Lesers. Und fragt man sich um den Grund, so findet man, daß es bei aller Zartheit die Wahrheit der Seelenschilderung ist. Darin ist sie groß. Aber ihre Seelenschilderung weicht von der moderner Schriftsteller weit ab. Während diese eine Seele bis auf's Kleinste zergliedern, jedes Gefühl und jedes Gefühlchen an's Licht hervorziehen, jede kleinste Nervenschwingung photographiren wie der Physiker die Tonwelle, während sie ihr Seelengemälde aus einer Anzahl lyrischer Momente zusammensetzen, geht Marie von Ebner-Eschenbach episch vor. Sie setzt die Seele aus einer Anzahl von Handlungen zusammen. Sie zeigt uns nicht nur, wie eine Person in wichtigen Lebenslagen handelt, sondern mehr noch die kleinen Alltäglichkeiten. Nur ein Beispiel. Sie schildert eine Dame, die um jeden Preis originell sein will und sich zu diesem Ende auch eine Schnupftabakdose eingesteckt hat. Da heißt es nun: „Sie zog ein goldenes Döschen aus der Tasche, nicht größer als ein Guldenstück. „Es ist immer Etwas darin, nur gerade heute nicht. Sehen Sie, ich habe mir einen Todtenkopf auf den Deckel graviren lassen. Ich habe auch Todtenkopf-Briefpapier. Ich denke immer an den Tod; ich glaube, daß ich durch Selbstmord enden werde.“ Wer könnte mit wenigeren Worten schöner darstellen, daß die ganze Originalität dieser Frau nur mühsam erkünstelt ist, als es die Dichterin thut mit der Bemerkung: „Ich habe auch Todtenkopf-Briefpapier!“ Solche Züge ungemein feiner Beobachtung ließen sich überaus viele anführen.

Das führt uns jedoch schon hinüber auf die starke satirische Begabung der Dichterin. Es ist klar, daß sie im Adelsstande auch die vielen Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten entdecken mußte, die so manchem seiner Glieder anhaften. Und daß sie dieselben schonungslos aufdeckte, stellt nicht nur ihrer Wahrheitsliebe das beste Zeugniß aus, sondern macht sie zu dem, was sie ist, zur treuesten Schilderin der österreichischen Aristokratie. Ihr satirisches Meisterstück steht in dem Buche „Zwei Comtessen“ und heißt „Comtesse Muschi“. Es läßt sich nicht leicht ein liebenswürdigeres und oberflächlicheres Geschöpf denken, als diese Sportscomtesse. Außer der Jagd und den Pferden liebt sie Nichts, und ihr ganzes Leben ist eine einzige Albernheit. Und wieder ist es etwas ganz Nebensächliches, in dem die Dichterin den Charakter der Comtesse am deutlichsten zeigt: die Schilderung einer Abendunterhaltung, die sie, nachdem vier gute Bekannte, Offiziere, angelangt sind, arrangirt. Ich kann mir nicht versagen, diese köstliche Schilderung anzuführen: „Ich habe gleich eine Circusproduction

arrangirt, mir eine Viererpeitsche kommen lassen und zuerst den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dressirten Vollbluthengst Araby. Es war zum Todtlachen, wie er über die Sessel gesprungen ist und traversirt und gewechselt und zuletzt dann das Sacktuch mit den Zähnen vom Boden aufgehoben hat. Dann hat die Kegel (die Gouvernante) an's Clavier gemußt, und die vier Herren haben die Herolds-Quadrille zum Besten gegeben. Köstlich waren sie! So liebe Buben! Der kleine Hochhaus, der herzige Kerl, hat wirklich ein Gesicht wie ein Pferd. Zuletzt ist Fred seinem Bruder auf den Buckel gesprungen und hat sich präsentirt als Mlle. Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Rob-Roy. Ach, wenn Du das gesehen hättest! . . . die koketten Augen, die er gemacht hat, und le petit air pincé, und das ruckweise Grüßen mit dem schiefen Kopferl — man kann sich nichts Spaßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama." Und nach einer ähnlichen Albernheit geht es weiter: „Wir waren ganz echauffirt vor lauter Lachen, und ich habe zur Abkühlung ein jeu d'esprit von meiner Erfindung proponirt. Die ganze Gesellschaft hat sich um den Tisch setzen müssen, es ist eine Schale voll gestoßenem Zucker gebracht worden, und Einer nach dem Anderen hat seine Nase hineingesteckt. Wie das fertig war, habe ich commandirt: Eins, zwei, drei! und jetzt hat Jeder sich Riesenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von seinem Nasenspitzel abzulecken . . . Wer's zuerst getroffen hat, der hat gewonnen . . ."

Von der Satire zum Humor, zum echten, goldenen Humor ist ein weiter Schritt, und es sind nicht allzu Viele, die ihn gemacht haben. Marie von Ebner-Eschenbach gehört zu den Wenigen. Wenn auch ein schelmisches Lächeln zwischen den Zeilen vieler ihrer Erzählungen herausklingt, so geht ein lautes, herzliches Lachen doch nur durch eine Erzählung, und das ist die Geschichte von den beiden „Freiherren von Gemperlein". Es sind zwei Brüder, die sich innig lieben und doch in beständiger Fehde leben. Der Eine huldigt demokratischen Ansichten, der Andere ist Vollblut-Aristokrat, und täglich platzen die divergirenden Anschauungen aufeinander. Das Gelungenste sind aber ihre Liebesgeschichten. Der Aristokrat verliebt sich in eine altadelige Dame, die er im Gotha gefunden hat, muß aber nach drei Jahren erfahren, daß er einen Druckfehler geliebt hat; denn besagte Dame ist — Oberlieutenant. Der Demokrat verliebt sich in eine Bürgerliche, mit der er ein paar gleichgiltige Worte getauscht hat, wartet aber mit seiner Erklärung, bis sich das Mädchen verheirathet hat. Dann umwerben Beide eine schöne Nachbarin. Einer wie der Andere spielt in aufopfernder Bruderliebe den Freiwerber für den Anderen, und Jeder holt sich einen Korb, denn die Dame ist schon verheirathet. Man muß Paul Heyse vollständig Recht geben, wenn er diese Novelle zu den besten Stücken unserer humoristischen Litteratur rechnet.

Bevor ich zu anderen in umfassenderer Weise ausgebeuteten Stoff-

gebieten der Dichterin übergehe, möchte ich zweier Dichtungen gedenken, die zu ihren besten gehören. Es sind „Nach dem Tode" und „Krambambuli". „Nach dem Tode" ist das subtilste Seelengemälde der Dichterin. Das Problem, das sie sich darin gestellt hat, ist eines der tiefsten und schwierigsten, die es giebt, eines, an dem Jeder, der nicht ein gottbegnadeter Dichter ist, scheitern muß, nämlich das: daß Jemand erst nach seinem Tode geliebt wird. Ein junger Graf heirathet auf Wunsch seiner Eltern deren Ziehtochter. Während sie ihn aber abgöttisch liebt, hat er kein Verständniß für ihr zartes, anschmiegendes Wesen. Darum trifft ihn auch ihr Tod nicht schwer. Nachher zwingt ihn eine sehr schöne, doch herzlose Comtesse in ihren Bann. Vor seiner Verlobung besucht er jedoch seine Eltern. Er findet sie gebrochen von dem Verlust der geliebten Schwiegertochter, er findet sein Kind, das ihm aber ganz fremd ist. Und wie er so inmitten der Heimat überall den Spuren der Verstorbenen begegnet, da beginnt er Vergleiche zwischen ihr und seiner Braut in spe anzustellen, die aber immer zum Nachtheil der Letzteren ausfallen. Schöner und schöner, von reinstem Lichte umstrahlt, steigt das Bild der Verklärten in ihm auf, bis er endlich, von namenlosem Sehnsuchtsschmerz gequält, vor dem Bett in ihrem Zimmer niederkniet und bitterlich weint. Er entsagt seiner Liebe und widmet sich seinem Kinde und seinen alten Eltern. — Nur mit wenigen trockenen Worten konnte ich den Inhalt der Erzählung angeben; ganz unmöglich ist es, den tiefen Stimmungszauber wiederzugeben, der über dem Ganzen liegt und der zum Schluß mächtig ergreift. „Krambambuli" ist eine Hundegeschichte. Es ist nichts Anderes, als der Kampf zwischen Liebe und Pflicht, unter dem eine Thierseele leidet und erliegt. Jedenfalls ist es ein höchst seltsames Motiv und, es spricht von gewaltiger, poetischer Kraft, daß es die Dichterin bewältigt hat.

Diese Erzählung grenzt aber bereits an ein anderes Gebiet, welches die Dichterin gerne poetisch durchstreift, nämlich an die Dorf- und Dienergeschichte. Sie führt uns in derselben gerne in die ihr wohlbekannten slavischen Länder und zugleich in die Zeit vor dem Jahre 1838. Mit Vorliebe schildert sie auch hier Leute, welche aus irgend einem idealen Gefühle heraus handeln. Und da ideale Gefühle gerade in bäuerlicher Umgebung am wenigsten geschätzt werden, ist das Loos dieser Menschen meist ein tragisches. So leidet „die Unverstandene auf dem Dorfe" alle Qualen desjenigen, der sich mit einem hohen Streben in eine Umgebung versetzt sieht, die das reine Widerspiel seiner Ideale ist; die „Resel" geht an dem Uebermaß ihrer hingebungsvollen Liebe zu Grunde! Und wie ergeht es erst dem galizischen Bauern „Jacob Szela"! Er ist der Führer der kaisertreuen Bauern, die gegen die revolutionären polnischen Adeligen zu Felde ziehen. Nur seinem Einfluß ist es zu danken, daß manches Unheil verhütet wurde, und doch muß er in die Verbannung ziehen. Man schiebt ihm nämlich die Gräuel in die Schuhe, welche von den Bauern

verübt wurden, die er aber nicht hindern konnte. „Jacob Szela" ist weniger eine Novelle, als ein getreues historisches Bild aus den galizischen Unruhen des Jahres 1846. Stoffverwandt ist die Erzählung „Der Kreisphysikus." Doctor Nathaniel Rosenzweig ist ein jüdischer Arzt. Mit Treffsicherheit hat die Dichterin Rosenzweig als einen nur auf Erwerb bedachten, allerdings auch arbeitsamen Mann dargestellt. Er liebt nur seine Großmutter, sonst ist er kalt und herzlos. Aus Neugierde wohnt er einmal einer Versammlung bei, in der ein polnischer Emissionär, Dembowsky, seine Menschheitbeglückungs-Ideen vor den Bauern entwickelt. Dembowsky selbst, eine Art Tolstoi, hat sein Leben nach seiner eigenen Lehre eingerichtet. Er hat alle seine Güter verschenkt und lebt nun als armer Apostel der Liebe. Wie nun Rosenzweig durch diesen Schwärmer von seinem Egoismus bekehrt und ein warmherziger Freund aller Menschen wird, das ist eine Aufgabe, in der Marie von Ebner-Eschenbach alle ihre psychologische Kunst entwickeln konnte und entwickelt hat. Nebenher geht aber noch die ausgezeichnete Schilderung des polnischen Adels und der geheimen revolutionären Gesellschaften, die ein so schmähliches Ende fanden.

Dann die Dienergeschichten. In ihrer Mitte steht immer eine Charaktergestalt. Die Dichterin hat vorzugsweise die Dienerschaft im Auge, wie sie in slavischen Ländern zu finden ist. Sie ist der Herrschaft mit hundetreuem Gehorsam ergeben, nimmt Gutes und Schlechtes mit gleicher Devotion entgegen und ist zu jeder Zeit bereit, für das Wohl der Herrschaft das eigene in die Schanze zu schlagen. Eine solche Natur ist „Bozena", eine slavische Magd, welche an Frau, Kind, Enkel und Urenkel mit gleicher Liebe hängt, den Kampf gegen das Schicksal derselben aufnimmt und ihn dank ihrer unwandelbaren Treue und Selbstaufopferung zum Guten wendet. Künstlerischer als dieses umfangreichste Werk der Dichterin, ist die kleine Skizze: „Er läßt die Hand küssen." Ein seiner Herrin blind ergebener Diener wird eines kleinen Versehens halber von derselben auf's Härteste bestraft. Sie läßt ihn durchpeitschen, und der Arme stirbt unter den Streichen. Die Begnadigung kommt zu spät. Phlegmatisch meldet der Diener die letzten Worte des Unglücklichen: „Er läßt die Hand küssen." Dieser lakonische Schluß wirkt ergreifend.

Das wären die bedeutendsten Werke, mit denen sich die Dichterin das uneingeschränkte Lob der Kritik und die Gunst eines weiteren Publicums gewonnen hat. Den auserlesensten Genuß bereitet sie aber dem Kenner durch ein Buch, das den unscheinbaren Titel: „Parabeln, Märchen und Gedichte" trägt. Seit Herder und Rückert sind keine so schönen und tiefsinnigen Parabeln geschaffen worden, ja, sie reihen sich würdig an die Meister- und Musterstücke der Bibel an, wenn sie auch ganz von modernem Geiste erfüllt sind. Sie stehen vor uns wie Gebilde aus blendendem Marmor in prachtvoller Formenschönheit. Sie sind nicht todt, sondern sprechen zu uns wie der Marmor eines Buonarotti. Eine unendlich reiche

Gedanken- und Gemüthswelt thut sich vor uns auf, es ist, als spräche das Leben und die Kunst zu uns. Doch statt aller weiteren Lobsprüche sei es mir vergönnt, nur ein Beispiel anzuführen:

Der Kleinen Lob.

Einige Künstler und Kunstfreunde standen vor dem Moses des Michelangelo. Die Einen liehen ihrer Begeisterung Worte; die Anderen schwiegen, von Ehrfurcht übermannt. Es war auch ein Drechsler aus der Vorstadt da, der blinzelte zu dem mächtigen Bildwerk empor, musterte es eine Weile und sprach dann mit Gönnermiene: „Recht nett!“

Verwandt mit den Parabeln sind auch die „Aphorismen“. Auch hier wären Beispiele wohl das Beste, doch will ich mich mit Rücksicht auf den Raum derselben enthalten. Sie sind interessant, verhalten sich aber doch zu den Parabeln nur wie die Lehre zum Beispiel.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Art der Dichtung Marie von Ebner-Eschenbachs. Man hat sie auf beiden Seiten, der realistischen und der idealistischen, beansprucht und damit bewiesen, daß sie über beiden steht. In einer Parabel erzählt sie von einem Maler, der nach dem Kopf seines stummen Pferdelenkers einen gemalt hat, welchen man für den eines berühmten Redners hielt, und nach dem Modell der Tänzerin Mira schuf er das Bild der keuschen Zenobia. Die einen Kritiker loben dies, die anderen tadeln es. Der Maler aber sagt einfach: „Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur, wie sie, (die nur malen, was Jeder, auch der Gemeinste sieht), wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: den edlen Zug im Gesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen.“ Damit hat sie ihre litterarische Art auf's Beste ausgedrückt. Sie nimmt die Natur, wie sie dieselbe findet. Sie giebt Nichts dazu, sie nimmt Nichts weg; sie weiß uns jeden Menschen so zu schildern, wie er wirklich ist, bis auf seine Sprache und sein Benehmen herab. Sie ist wahr vom Anfang bis zum Ende. Aber neben dem, was Alle sehen, hat sie noch die köstliche Gabe, auch das zu entdecken, was den Anderen verborgen bleibt, was den Menschen über die Alltäglichkeit hinaushebt, das Ideale, das Heilige und Schöne in ihm. Und daß sie das sieht, verdankt sie nur ihrem Glauben an die Menschheit, ihrer festen Ueberzeugung, daß selbst im Verworfensten noch ein göttlicher Funke glimmt. Das ist es auch, was uns so überaus sympathisch aus allen ihren Dichtungen anspricht, was uns erhebt und begeistert, entzückt und mit lieber Wärme umwebt: daß sie aus den Wirren und Schmerzen des Alltags den Weg zum Frieden, zur Harmonie zeigt an ihrem eigenen Beispiel, das da heißt: „Wer glaubt, der wird erlöst.“



Bilder aus Dante
in deutschen Stanzen.

Von

Paul Pochhammer.

— Zürich. —

Drei ihr Lebensschicksal selbst darstellende Sünder des VIII. und IX. Höllen-Kreises: Odysseus, Bertrand de Born und Ugolino.

I. Odysseus.

(Inferno XXVI, V. 13—142; 14 Stanzen aus 43 Terzinen.)

Zurück die Stufen wir nun aufwärts zogen.
Erst half Virgil mir auf des Dammes Rand,
Dann ging's hinan zum nächsten Brückenbogen
So steil, daß oft ich brauchte auch die Hand.
Seitdem hab' viel ich still in mir erwogen —
So ernst hat nachgewirkt, was dort ich fand, —
Ob nicht auch mir durch Mißbrauch Schaden brächte,
Was durch den Stern mir gaben höh're Mächte.

Denn wie vom Berg, den er zum Ruhsitz wählte,
Der Landmann, wenn die Sonne abwärts schleicht,
Die gar zu lang mit ihrem Strahl ihn quälte,
Sobald die Fliege dann der Mücke weicht,
Dort, wo er pflügte oder Trauben zählte,
Glühwürmchen sieht, soweit das Auge reicht,
So sah ich hier bis in die fernsten Weiten
Im Grund der achten Bucht nur Flammen schreiten.

Wie Elisa, das Haupt gewandt nach oben,
Mit Staunen den Elias sah verklärt,
Und wie, als in die Wolken er erhoben,
Ein Funke schien sein feuriges Gefährt,
So vor mir her im Thal die Funken stoben,
Von denen jeden hier ein Sünder nährt! —
Ich stand weit vorgebeugt. Um nicht zu fallen,
Mußt' einen Felsenzacken ich umkrallen.

Mein Führer sah, wie ich dem Schau'n mich weihte,
    Und sprach: „Es brennt ein Geist in jedem Licht,
Die Flamme weicht nicht mehr von seiner Seite!"
    Und ich: „Ich dacht' es selbst mir anders nicht,
Doch sage mir: Wen hüllt wohl ein die breite,
    Die in zwei Hörner ihre Spitze bricht,
Als säh' Eteocles man hier verbrennen
Und sich im Tode noch vom Bruder trennen?"

„Ulysses siehst und Diomed Du leiden,"
    Er drauf, „wie Zorn sie aneinander schloß,
Vereint auch hier die Strafe diese Beiden.
    Jetzt schmerzt sie ihre List mit Trojas Roß,
Die Den bestimmte, von der Stadt zu scheiden,
    Aus dem der Römer edler Same sproß,
Auch die, die Deidamia Thränen brachte,
Und die aus Helden Tempelräuber machte!" —

„Wenn jene Lohe nicht sie zwingt, zu schweigen,
    So bitt' ich," rief ich, „ein für tausend Mal,
Laß mich das durst'ge Ohr zu ihnen neigen,
    Wenn unter uns sie stehn im Jammerthal!" —
Und er: „Ich will mich gern gefällig zeigen,
    Nur triffst zum Reden Du nicht rechte Wahl,
Laß mir das Wort, ich kenne Dein Begehren,
Und Griechen sind's, die ich nur weiß zu ehren."

Als nah genug sie drauf gekommen schienen,
    Und schicklich fand der Meister Zeit und Ort:
„Ihr zwei Vereinte!" sprach er da zu ihnen,
    „Wenn ich's um Euch verdiente durch mein Wort,
Mag viel, mag wenig sonst mein Lied verdienen,
    So geht von uns nicht ohne Antwort fort!
Bewegt Euch nicht! Doch Einer von Euch sage,
Wo endlich er beschloß die Erdentage!"

Das größre Horn von dieser alten Leuchte
    Begann nun flackernd hin und her zu wehn,
Als wenn der Wind es hier und dorthin scheuchte.
    Ein murmelnd Knistern hörte ich entstehn,
Dann mir die Spitze eine Zunge däuchte,
    Und feurig sprechen glaubt' ich sie zu sehn,
Bis endlich Töne auch sich ihr entrangen,
Worauf zum Ohr mir diese Worte drangen:

„Als ich von Circe einst mich losgerissen,
    Die mich gehalten länger als ein Jahr,
Dort, wo wir jetzt Cajeta ruhen wissen,
    So groß mein Schmerz um Sohn und Vater war,

Und meidend selbst der Liebe Ruhekissen,
Erwählt' ich mir von Neuem die Gefahr:
Von gut und bösen Menschen wollt' ich Kunde
Mir selbst gewinnen auf dem Erdenrunde.

Mit einem Schiff und wenigen Getreuen
Betrat ich wiederum das hohe Meer,
Wir wollten kühn mit ihm den Kampf erneuen.
Durch viele Inseln warf's uns hin und her,
Rechts sah'n wir Felsen, links die Wüste dräuen,
Bis dann wir sah'n, schon alt und sorgenschwer:
Das Säulen-Paar, von Hercules gegründet,
Das laut: Bis hierher und nicht weiter! kündet.

‚O, Brüder, seht! Zum fernsten West wir drangen
Durch tausendfache Noth!' so rief ich da,
‚Nicht laßt uns vor der Abendwache bangen,
Wo uns das letzte, höchste Ziel so nah:
Der Sonne folgend, Kunde zu erlangen
Von jener Welt, die noch kein Auge sah!
Nicht ziemt's dem Menschen gleich dem Vieh zu leben,
Nach Tugend soll er und nach Kenntniß streben!'

Und zündend traf die Rede meine Alten!
Ich hätte jetzt nicht mehr am sichern Strand,
Selbst wenn ich's wollte, sie zurückgehalten.
Schon unser Steuer hin nach Morgen stand
Und um die Ruder sich die Fäuste ballten.
Nun ging's hinaus, dann stets zur linken Hand,
Und kraftvoll schlugen wir die grauen Wogen,
So daß dem Sturme gleich wir vorwärts flogen.

Des Südens Sterne jetzt ich schauen konnte,
Sie brannten uns zu Häupten jede Nacht,
Und unser Pol verschwand im Horizonte.
Schon fünf Mal war verlöscht und neu entfacht
Das Licht, das uns die nächt'gen Fahrten sonnte,
Seit wir von Spanien uns aufgemacht:
Da sah ich einen Berg zum Himmel ragen,
Wie nie ich solchen sah in ird'schen Tagen.

Wir jauchzten, doch — zu früh! Ein Sturmeswehen
Erhob vom Lande sich mit einem Mal,
Wir mußten wirbelnd uns im Kreise drehen,
Drei Mal durchschneidend Wellen-Berg und -Thal,
Dann sah ich häuptlings unser Schifflein stehen,
Der Schnabel sank — wie's höh're Macht befahl —
Bis über meinem Haupt und der Genossen
Für immer sich die Meeresfluthen schlossen!"

II. Bertrand de Born.

(Inferno XXVII, V. 112—142; 4 Stanzen aus 10 Terzinen.)

Ich blieb, gefesselt immer noch vom Schauen,
Da sah ich Etwas, das ich so allein
Nicht wagte meinem Liede zu vertrauen,
Wär' nicht in Wahrheit mein Gewissen rein
Und fähig, jenen Schild um mich zu bauen,
Der uns erlaubt, im Kampfe stark zu sein:
Ich sah wahrhaftig einen Rumpf dort gehen,
Ganz ohne Kopf, und glaub' ihn noch zu sehen!

In seiner Hand ihm schwebte als Laterne
Das abgeschlagne Haupt; er trug's am Haar:
„O weh' mir!“ sprach's. Ich sah die Augensterne,
Es sah uns an, sobald es nahe war. —
So leuchtete er selbst sich in die Ferne,
Aus Zweien Eins und doch ein grausig Paar!
Wie's möglich war, daß dies sich zugetragen,
Kann der nur, der es angeordnet, sagen.

Ich sah bis dicht zur Brücke vor ihn dringen,
Dann hob den Arm er mit dem Haupt empor,
Um näher so mir dieses Wort zu bringen:
„Der lebend Du durchschrittst der Hölle Thor,
Trafst größere Pein Du wohl in ihren Ringen,
Als die der Himmel hier für mich erkor?
Geh! Künde, daß Du sahst Bertram vom Borne,
Der trotzen hieß den Sohn des Vaters Zorne!

Ich säte Feindschaft, und der Kön'ge Frieden
Ward nur durch meinen bösen Rath verletzt.
Wie Absalom und David sie sich mieden,
Ahitophel hat schlimmer nicht gehetzt!
Und weil zwei eng Verbund'ne ich geschieden,
Muß tragen schmerzdurchzuckt mein Haupt ich jetzt
Getrennt vom Quell, der hier im Rumpf geblieben:
Vergeltung ist's für das, was ich getrieben!“ —

Ugolino.

(Inferno XXXII, V. 124—139, XXXIII, V. 1—50; 12 Stanzen aus 38 Terzinen.)

Wir waren endlich weiter jetzt gegangen,
Da sahen vor uns wir ein grausig Paar,
Das gleichfalls schien in einem Loch gefangen. —
Von ihnen der uns Nächste größer war,
Der Andre drum von ihm so überhangen,
Als wenn ihm Mütze sei des Großen Haar.
Doch da, wo endet' seine eigne Mähne,
Schlug gierig ein der Obre seine Zähne.

Nagt hier am Melanip Tydeus von Theben?
„O Du, der Du am Feind so viehisch nagst!“
So rief ich, „willst Du Kunde wohl mir geben,
In wessen Leib Du Deine Hauer jagst,
Und welche Ursach' er Dir gab im Leben
Zu solcher Wuth? Wenn Du mit Recht ihn klagst
Und Teufel nicht mir selbst die Zunge brechen,
Will droben in der Welt ich für Dich sprechen!“

— —

Den Mund sich wischend mit des Andern Haaren,
Erhob der Sünder sich vom grausen Mahl —
Der Untre hatte schweren Biß erfahren —
Und sagte: „Soll erneuen ich die Qual,
Die ich so heiß noch fühle wie vor Jahren?
Doch bleibt mir freilich dann wohl keine Wahl,
Wenn diesem Erz-Verräther, den ich nage,
Zum Strafgericht noch wird das, was ich sage!

Ich kenn' Dich nicht, wenn ich auch wohl erkannte,
Daß Dich das heilige Florenz gebar,
Noch weiß ich, was hierher den Fuß Dir bannte.
Vernimm, daß ich Graf Ugolino war,
Und Roger dies, den Erzbischof man nannte.
Nun hör', warum ich beiß' ihm Haut und Haar:
Du weißt bisher doch nur, daß mein Vertrauen
Zu ihm mir eintrug tödtlich Kerkergrauen. —

Doch wie ich starb, will jetzt ich Dir entdecken,
Auch über ihn das, was Du noch nicht weißt:
Ich lag in einer jener dunklen Ecken
Des Hungerthurms, wie er nach mir noch heißt,
In den man Schuld'ge pflegt noch heut zu stecken.
Oft hatte schon der Mond mich dort umkreist;
Da plötzlich brach ein Traum des Schicksals Siegel,
Und wies die grause Zukunft mir im Spiegel:

Von Pisa ward gehetzt ein Wolf mit Jungen
Zum Berg, der dort am Weg nach Lucca liegt:
Der hier befahl die Hatz! — Die Kraft der Lungen
Erprobt Gualandi, und voran er fliegt,
Sismond, Lanfranchi kommen nachgesprungen,
Die magre, gut geschulte Meute siegt . . .
Ich sah's: der Vater wie die Söhne sanken,
Und scharf Gebiß zerriß der Wölfe Flanken. —

Der Traum mich weckte, eh' die Nacht vergangen.
Im Schlaf die Söhne weinten, und erwacht,
Hört' ich sie, träumend noch, nach Brod verlangen. —
Bedenkst Du, was ich selbst hierbei gedacht,

Wird bald die Thräne Dir am Auge hangen,
Wer da nicht weint, den Nichts wohl weinen macht!
Die Stunde rann! — Wir harrten bang der Speise,
Ein Jeder traumgeschreckt in gleicher Weise!

Da — hört' ich unten sie den Thurm verschließen,
Und sprachlos starrte ich in's Angesicht
Den Meinen, ohne Thränen zu vergießen.
Doch sie, sie hielten nun sie länger nicht;
Mein kleiner Anselm läßt die seinen fließen:
‚Was, Vater, siehst Du mich so an?' er spricht!
Ich weinte nicht, und auch nicht Antwort sagte
Den Tag, die Nacht, und bis es wieder tagte. —

Sobald den ersten Strahl das Licht uns schickte,
Zu hellen traur'gen Kerkers öde Wand,
Ich schnell in alle vier Gesichter blickte,
Und als das eigne Leid ich viermal fand:
Biß ich in meine Hände. — Mich erstickte
Der Schmerz! — und sieh! Die eigne Hand
Hielt jedes Kind mir hin: ‚Iß, Vater, meine!
Mein Fleisch ist elend, doch es ist das Deine!'

Da mußt' ich — ihretwegen — still mich halten.
Wir schwiegen diesen — auch den nächsten Tag!
O harte Erde! Konnt'st Du nicht Dich spalten!?
Der dritte Tag verrann . . . und dann erlag
Zuerst mein Gaddo dieses Wurms Gewalten:
‚Warum denn hilfst Du nicht, mein Vater, sag?'
Noch hör' ich's, und noch drei Mal mußt ich sehen,
Ein Kind — durch Hungertod — zu Grunde gehen!

Am sechsten Tag war ich's nur, der noch lebte,
Blind, stolpernd über sie . . doch früh und spat
Zwei Tage noch vom Mund ihr Name schwebte,
Was nicht der Schmerz vermocht, dann — — Hunger that!"
Kaum war sein Wort verhallt — zurück er strebte
Zu dem, der büßte für den Henkerrath:
Als wenn ein Hund am Knochen satt sich machte,
So unter seinem Biß der Schädel krachte. —

O Pisa! Schandfleck Du im schönen Lande
Melod'schen Laut's! Dein Strom bestrafe Dich!
Capraia und Gorgona, eilt zum Strande!
Des Arno stolze Mündung schließe sich,
Bis Du ersäufst! Schlugst Du den Mann in Bande,
Mit welchem Rechte trafst so fürchterlich
Die Knäblein Du? — Von diesen zwei ich nannte,
Doch auch Brigat und Hugo einst ich kannte!



Mann und Weib.

Von

Fr. Rubinstein.

— Berlin. —

Der Kampf der Geschlechter hat nicht geruht, so lange es Menschen auf Erden giebt. Wir erleben das Gleiche bei gewissen elektrischen Vorgängen, wobei Substanzen, die eben wie von heißer Sehnsucht gepackt, sich zu vereinigen strebten, nach kurzer Zeit mit der gleichen Kraft der Abstoßung von einander eilen. Auch die todte Natur haßt und liebt. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn unter den Menschen die beiden Geschlechter, trotz aller Sehnsucht, aller gegenseitigen Anziehung, die nach dem Hohen Liede stark ist wie der Tod, gelegentlich in feindselige Beziehungen gerathen und von Generation zu Generation Streitpunkte mit einander auszufechten haben. Die Litteratur aller Zeiten und Völker spiegelt das wieder. „Das Weib, das Du mir zugesellt hast, verführte mich, und ich aß," sagte der erste Mensch im Paradiese zu dem Herrn des Gartens. Die List des Weibes hat hier den ersten Sieg erfochten über das Gewissen des Mannes. Goethes Iphigenie meint, des Weibes Schicksal sei beklagenswerth. Hans Sachs beleuchtet den Kampf der Geschlechter in seinem Possenspiel: „Das heiß Eisen"; Turandot, Katharina, die ungezähmte Widerspenstige, sind Beispiele für stolze, herrische Frauen, die sich dem männlichen Geschlechte nicht unterwerfen wollen.

Der Kampf der Geschlechter wiederholt sich in jeder Ehe, in jedem Haushalt, mit wechselndem Erfolge. Das Weib, mit einer stärkeren Subjectivität, mit zäherem Egoismus ausgestattet, mit seiner geringen socialen Veranlagung, wenigstens soweit diese aus dem Bewußtsein entspringt, ist in diesem Kampf häufig genug im Vortheil. Immer die

primitivere Natur strebt nach unbegrenzter Herrschaft. Sie muß an der Außenwelt ihre Schranke finden, die nach Expansion trachtenden Kräfte müssen durch gleich starke äußere Gegenkräfte in Schach gehalten werden. Der Mann verfügt eher über die hemmenden Kräfte der Selbstbeschränkung.

Der Kampf der Geschlechter ist in den Händen der Natur das Mittel, beide Seiten aneinander höher zu schrauben. Der männliche Geist hat in höherem Grade das Streben nach Differenz, er will über die Menge hinausragen, sich auszeichnen, er ist aristokratisch. Der Frau wohnt wiederum mehr ein Streben nach Gleichheit inne. Was die eine hat, muß die andere auch haben. „Auch" und „gleich" sind die Stichworte der Frauen. Sie sind Demokraten. Diese beiden Kräfte, Streben nach Differenz und Streben nach Gleichheit, sind die Grundkräfte der menschlichen Gesellschaft wie überhaupt der Natur. Der Kampf der Geschlechter wird in der Gegenwart, ihren Eigenheiten entsprechend, auf verschiedenen Gebieten geführt. Zunächst auf dem wirthschaftlichen. Da zahlreiche Frauen nicht in die Lage kommen, sich zu verheirathen, die bisherigen Gebiete weiblicher Thätigkeit aber überfüllt sind und in Folge dessen nur schlecht bezahlte Arbeit gewähren, entsteht naturgemäß der Drang, weitere Felder mit geringerem Wettbewerb den Frauen zu eröffnen. Diese Bewegung macht keine Prätensionen, erhebt keine socialen Ansprüche, will die Grundverfassung der Gesellschaft nicht antasten. Sie hat die meisten Erfolge zu verzeichnen und ist beständig noch weiter siegreich.

Eine mit der ersterwähnten nur wenig innerlich verwandte Bewegung geht auf die Freiheit der akademischen Fächer für die Frauen. Sie will uns weibliche Prediger, Juristen, Philologen, Naturforscher, Aerzte bescheren. Hier spornt bereits der weibliche Ehrgeiz weit mehr als in der ersten Kategorie. Der wirthschaftliche Factor tritt zurück. Das gebildete, selbst gelehrte Proletariat ist zahlreich genug, um vor dem weiteren Zustrom zu diesen Fächern zu warnen. Allein die „moderne Frau" ist überzeugt, daß sie Alles das kann, was der Mann kann, er soll Nichts voraus haben. Darum sollen Mädchengymnasien gegründet, Frauencurse in allen akademischen Fächern eingerichtet, Frauen selbstverständlich auch als Professoren auf die Lehrstühle befördert werden.

Der dritte Zweig der Frauenbewegung richtet sich auf die „Emancipation in der Ehe". Damit ist nothwendig auch eine völlige Umwandlung der gesetzlichen Bestimmungen über das Erbrecht der Frau, über das Bestimmungsrecht bezüglich ihres eingebrachten Vermögens, über Vormundschaft. Erziehungsrecht, Stimmrecht verbunden.

Die Argumente für und wider sind jedem gebildeten Menschen bis zum Ueberdruß bekannt. Die Führerinnen der Frauenbewegung und ihre Gegner haben nun aber allmählich einsehen gelernt, daß bloße Behauptungen ihre Sache nicht fördern. Ist es wahr, daß die Intelligenz der Frau, daß ihre körperliche Kraft, die Schärfe ihrer Sinne, ihre geistige Spannkraft,

ihre Widerstandsfähigkeit gegen äußere Beeinflussung geringer sind als die entsprechenden Eigenschaften des Mannes, so hat die Natur ihr Urtheil gesprochen, und die Frauenfrage ist zu Ungunsten der Frau entschieden.

Die Frauenfrage ist also im Grunde nur mit Hilfe der Naturwissenschaft zu lösen. Da ist es denn erfreulich, daß neben dem vielen unsinnigen Zeuge, das in dieser Frage geredet und geschrieben wird, auch einmal ein Untersucher erstanden ist, der in zwölfjähriger unverdrossener Arbeit ein geradezu erstaunliches, wissenschaftliches, gründlich gesichtetes Material aufgehäuft hat, das geeignet ist, unendliches Geschwätz, unnütze, leere Streitereien abzuschneiden. Dieser Forscher ist Dr. Havelock Ellis, der uns das Ergebniß seiner Arbeiten in einem mäßigen Bande von 400 Seiten vorlegt*).

Man spricht von deutscher Gründlichkeit, aber die „thoroughness" dieses Buches hält ihr reichlich die Wage. Jeder Leser wird die einführenden Worte des Uebersetzers gutheißen: „. . . ich führe einen . . . englischen Schriftsteller ein, der glänzende Leistungen hinter sich und eine bedeutende litterarische Laufbahn vor sich hat und dessen höchst umfassende Bildung, klares Urtheil, warmes Gefühl und künstlerische Gestaltungskraft ihn in seltenem Maße befähigen, die Natur des Weibes zu verstehen und darzustellen."

In einer höchst anziehenden Einleitung führt Ellis aus, wie die kriegerischen Zeiten des Alterthums und Mittelalters nothwendig die Stellung und Schätzung der Frau beeinträchtigen mußten, wie dagegen seit dem 18. Jahrhundert, mit dem Aufblühen der Industrie, der Entwickelung der Maschinenarbeit, der wirthschaftlichen Umwälzung die sociale Tendenz dahin geht, die künstlich geschaffenen Unterschiede in der Stellung der Geschlechter aufzuheben. Beide Geschlechter werden in ganz ähnlicher Weise unterrichtet, mit gleichen Spielen und Körperübungen beschäftigt, die gröberen Symptome des Uebergewichtes eines Geschlechts über das andere gerathen allmählich in Vergessenheit. Dieser Proceß des Uebergangs schreitet immer noch fort. Während Ellis durchaus der Ansicht ist, daß die künstlich geschaffenen Differenzen zwischen Mann und Weib im Laufe der Entwickelung verschwinden werden, ist er doch als Arzt einsichtig genug, zu erkennen, daß so lange die Natur den Frauen die Aufgabe der Fortpflanzung der Species zuertheilt, sie dem Manne niemals in den höchsten psychischen Processen gleich sein werden. Alsdann wendet er sich den von ihm sogenannten secundären sexuellen Charakteren zu, d. h. jenen natürlichen Eigenschaften und Anlagen, die immer einen unvermeidlichen Einfluß auf die Vertheilung der Arbeit unter die beiden Geschlechter ausüben werden. Diese secundären Geschlechtereigenthümlichkeiten sind solche, welche die beiden

*) Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der secundären Geschlechtsunterschiede von Dr. Havelock Ellis. Autorisirte deutsche Ausgabe von Doctor H. Kurella. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag, 1894.

Geschlechter, indem sie sich stärker differenziren, anziehender für einander machen. Man kann sie sich sehr wohl durch die geschlechtliche Zuchtwahl im Sinne Darwins entwickelt denken. Eine weitere Gruppe sexueller Unterschiede wird als tertiäre bezeichnet.

Zwei Typen dienen zum Vergleich für die sexuellen Charaktere beim Manne und beim Weibe; den einen bildet das Kind, den anderen der Affe, Wilde und Mensch im Greisenalter. In diesem Capitel finden sich sehr tiefe biologische Einsichten, die aber, als vom eigentlichen Thema abweichend, nicht weiter berücksichtigt werden können. Halten wir uns an obige zwei Typen, so haben wir auf der einen Seite die Merkmale der Unreife (kindlicher Typ), auf der anderen die der Ueberreife. Jede Charakteristik eines erwachsenen männlichen oder weiblichen Individuums geht nach der einen oder der anderen Richtung. Hier fallen schon interessante Streiflichter auf die Unsicherheit der so lange und weithin angenommenen Behauptung, daß das Weib auf keiner Altersstufe größer oder schwerer ist als der Mann, ebenso auf die Angabe von dem größeren Stirnlappen des Gehirns bei Männern. Aber wir wissen jetzt, daß das Stirnhirn des Affen relativ größer ist, als das des Menschen, und keine besonderen Beziehungen zu den höheren geistigen Functionen hat! Die Voreingenommenheit der Forscher für ein bestimmtes Resultat macht die Gewinnung sicherer Ergebnisse außerordentlich schwierig.

Dagegen erweckt die Methode des Verfassers das größte Vertrauen. Mit ruhiger, kritischer Sicherheit werden nicht blos von Anderen Zahlen- und Vergleichsreihen angenommen, sondern stets wird geprüft, wie sie gewonnen sind, ob das Beobachtungsmaterial groß genug und sonst geeignet war, die gemachten Schlüsse zu gestatten. Die Beobachtungen der einzelnen Forscher auf gleichen Gebieten werden gegenübergestellt und wo — wie häufig — sich Widersprüche ergeben, wird die Frage als nicht spruchreif zurückgestellt. Auf diese Weise bleiben freilich die meisten Fragen in der Schwebe, aber was wir von Antworten erhalten, ist wissenschaftlich gesichert, und man kann damit weiter operiren, ohne fürchten zu müssen, morgen oder übermorgen schon widerlegt zu werden. Das litterarische Material, das Ellis in seinem Buch verwerthet hat, ist von erstaunlichem Umfang. Man kann wohl sagen, daß er keine wichtige Abhandlung, die sich mit seinem Gegenstand beschäftigt, unberücksichtigt gelassen hat.

Was hat Ellis nun untersucht?

Einmal die Größe und Proportion des Körpers bei Mann und Weib. Die Größe bei der Geburt, das Verhalten des Körperwachsthums, die Unterschiede der Statur bei Erwachsenen, das Körpergewicht und weiter viele Einzelheiten des Rumpfes und der Gliedmaßen. Als Ergebniß zeigt sich vollkommen deutlich, daß die Unterschiede zwischen Mann und Weib sich nicht nur auf allgemeine Proportionen und Wachsthumsgesetze erstrecken, sondern auf jeden Theil des Körpers einzeln genommen, daß ein Mann

Mann ist bis auf seinen Daumen, und ein Weib Weib bis in ihre kleine Zehe. Mit voller Deutlichkeit ergeben sich drei allgemeine Schlüsse: 1. Das Weib ist früher reif als der Mann. 2. Beim Weib tritt die Entwickelungshemmung früher ein. 3. Die Proportionen des Weibes haben in Folge dieser beiden Thatsachen die Tendenz, sich denen der Kinder und der Männer von kleiner Statur zu nähern. Der körperliche Typus des Weibes ist jugendlich. — Kein Wunder, daß sie alle so lange wie möglich jung sein oder doch scheinen wollen.

In zwei Capiteln werden weiter die wichtigen Unterschiede des Beckenringes (Beckenknochens), des Kopfes und Gebisses abgehandelt. Sie haben größtentheils nur für den Fach-Anthropologen Interesse. Bemerkenswerth ist die gesicherte Thatsache, daß bei primitiven, niedrigstehenden Völkern der Schädelinhalt bei Mann und Weib nahezu gleich groß ist, durch die Cultur und in ihrem weiteren Verlaufe steigert sich der Unterschied beider Geschlechter beständig.

Viele landläufige Irrthümer werden hier zerstört. Der Stirntheil des Schädels ist bei Frauen vielfach größer gefunden worden als bei Männern, dafür war wiederum der männliche Schädel breiter, über die Seitenwandbeine gemessen. Eine hohe Stirn ist durchaus nicht immer die Geleitschaft einer hohen Begabung. Aus der Untersuchung des Schädels ergiebt sich jedenfalls kein triftiger Grund, dem einen Geschlecht eine höhere Stellung von Natur wegen einzuräumen als dem anderen. Der männliche Schädel nähert sich dem senilen (greisenhaften), der weibliche dem kindlichen Typus.

Sehr drastisch sind die Bemerkungen unseres Autors in der berühmten Gehirnfrage, die ich wörtlich anführen will: „Die Anschauungen über die Geschlechtsmerkmale des Gehirns haben ihre Geschichte, die nicht sehr ruhmvolle Blätter in den Annalen der Wissenschaft füllt, denn sie wimmeln von Vorurtheilen, grundlosen Hypothesen und übereilten Verallgemeinerungen. Mancher wissenschaftliche Ruf ist an diesem weichen glatten Organ gescheitert."

Bei den europäischen Rassen ist zweifellos das absolute Gewicht des Männergehirns beträchtlich größer als das des Weibergehirns. (Mendel giebt im Artikel „Gehirn" in Eulenburgs Realencyclopädie das durchschnittliche Mehrgewicht auf 100 g an; nach den Quellen, die Ellis citirt, schwankt es zwischen 128 g und 154 g.) Bestimmt man aber das Gehirngewicht im Verhältniß zum Körpergewicht, was logischer ist, so ergiebt sich, daß das Weib im Vergleich zum Körpergewicht ein größeres oder ein ungefähr eben so großes Gehirn hat wie der Mann. Nach v. Bischoff, einem berühmten Gehirnanatomen, verhält sich das Körpergewicht des Weibes zu dem des Mannes wie 83 : 100, das Hirngewicht dagegen wie 90 : 100. Das weibliche Gehirn ist danach sogar relativ größer. Auch der französische Anatom Topinard leugnet jeden erheblichen Unterschied der Geschlechter in dieser Beziehung. Da aber beim Weibe die Tendenz zur Anbildung

von Fett eine größere ist, so kann man nur 70% der entsprechenden Gewebe des Mannes rechnen. Dann hat das Weib mit einem absoluten Hirngewicht von 90% des männlichen factisch einen erheblichen Ueberschuß an Hirnmasse!

Freilich hatten Turgenjew und Cuvier schwere Gehirne, aber noch um 200 g schwerer war das von Bischoff untersuchte Hirn eines ganz gewöhnlichen Individuums. Ein Arbeiter und ein Ziegelstreicher wiesen fast dasselbe Hirngewicht auf wie der berühmte russische Schriftsteller und ein noch größeres als Cuvier. Die sechs schwersten Frauengehirne stammen zur Hälfte von Geisteskranken oder Abnormen. Ein großes Gehirn ist anscheinend ein gefährlicher Besitz. Es muß im rechten Verhältniß zur Muskelmasse stehen. Wahrscheinlich haben große Denker meistens große Gehirne, aber unter ausgezeichneten Männern der That scheinen kleine Gehirne ebenso häufig zu sein wie große. Das Endurtheil des Autors läuft darauf hinaus: Vom gegenwärtigen Standpunkte der Hirnanatomie und Hirnphysiologie aus hat man keinen Grund anzunehmen, daß ein Geschlecht irgend welche Superiorität über das andere besäße.

In der gleichen, vorsichtig tastend voranschreitenden Weise, wie ein Jäger, der auf Moorgrund vordringt, hat nun Ellis weiter untersucht: Die Sinne mit besonderer Berücksichtigung der Schmerzempfindlichkeit beider Geschlechter, die Bewegungsfunctionen d. h. die Muskelkraft und die größere oder geringere Leichtigkeit, mit der sich Impulse in Muskelaction umsetzen, die intellectuelle Veranlagung bei Männern und Frauen, den Stoffwechsel mit allen Einzelheiten (Blut, Athmung, Ausscheidung, Giftwirkung, Vertheilung von Haar und Hautfärbung), die inneren Organe; den periodischen Verlauf der weiblichen Lebensfunctionen, die hypnotischen Erscheinungen und verwandten unbewußten Phänomene (Träume, Hallucinationen, Wirkung von narkotischen Mitteln, Neurasthenie und Hysterie, religiös-hypnotische Erscheinungen), die Affecte des Weibes, die künstlerische Begabung, dann krankhafte (psychopathische) Erscheinungen des Geisteslebens (Selbstmord, Wahnsinn, Criminalität), die Variabilität (Fähigkeit, sein Wesen unter äußeren Einwirkungen zu verändern) des Mannes. Endlich werden in einem Schlußcapitel die gewonnenen Resultate übersichtlich zusammengestellt. Es würde die Leser ermüden, wollte ich alle Capitel eingehend analysiren. Ueberall stützt sich die Untersuchung auf sorgfältige, gewissenhafte Experimente, eigene oder solche erprobter Forscher, große Zahlen, vorsichtigste Schlußfolgerung. An diesem Werke kann der Laie lernen, was Wissenschaftlichkeit, was Oberflächlichkeit ist.

Das Endergebniß ist ein überraschendes. Ellis erklärt am Ende seiner großen Untersuchungsreihe, fundamentale und wesentliche Merkmale von Mann und Weib, wie sie vor allem Einfluß äußerer Umstände bestehen, nicht mit Sicherheit bestimmen zu können. Es ist demnach nicht erlaubt, starre Dogmen über die besondere Sphäre des einen oder anderen Geschlechts

aufzustellen. Die kleine Gruppe von Frauen, welche eine absolute Inferiorität des männlichen Geschlechts beweisen will, die zahlreichere Klasse von Männern, welche die Frauen in enge undurchbrechbare Schranken bannen wollen, müssen beide vor dem Richterstuhl dieser Erkenntniß abgewiesen werden. Die Thatsachen sind viel zu complicirt, um sofort zu Schlüssen zu führen, die auf praktische Anwendung drängen, viele Thatsachen sind unter wechselnden Lebensbedingungen wandelbar. Nur die Natur kann entscheiden, ob sociale Veränderungen legitim sind. Ihr Spruch kann Tod oder Sterilität sein, aber kein anderes Tribunal kann dies ersetzen.

Wenn Ellis somit den größten Theil der angeblichen secundären Geschlechtsunterschiede abweist, so verdienen seine Feststellungen wirklicher Differenzen um so mehr Credit. Dahin gehört in allererster Reihe die nachgewiesene größere Variabilität des Mannes. Ich sagte schon gleich im Anfange, der Mann wünscht sich auszuzeichnen, das Weib will nur anderen gleich sein. Das ist der Sinn der größeren Variabilität.

Vorbild des Mannes ist in dieser Hinsicht Julius Cäsar, der lieber in einer kleinen Stadt der Erste sein will als in Rom der Zweite*).

Ein anderes, schon früher erwähntes, allgemeines Ergebniß von gleicher Tragweite ist die Frühreife des Weibes. Seine Entwickelung ist rascher und früher abgeschlossen. Ein Resultat dieses Gesetzes ist, daß Frauen im Allgemeinen Merkmale kleiner Männer und theilweise auch die von Kindern besitzen. Schon allein aus diesem Grunde ist der ganze Organismus des Durchschnittsweibes physisch und psychisch fundamental von dem des Durchschnittsmannes verschieden. Wenn das Kind den ursprünglichen Typus, gleichsam den „Standard" darstellt, so liegt die Abweichung immer auf Seiten des Mannes. Ellis hält den kindlichen Körper für höher entwickelt als den des Erwachsenen und begründet dies ganz eigenartig. Der Mensch wächst im weiteren Verlaufe der Degradation und Greisenhaftigkeit entgegen. Geniale Männer behalten am meisten vom kindlichen Typus. Von Goethe sagte Riemer, er wäre sein Leben lang ein großes Kind gewesen. Ellis' Meinung ist also doch wohl etwas mehr als ein geistreiches Paradoxon.

Das Weib steht dem Typus, dem die menschliche Entwickelung zustrebt, am nächsten. Dies gilt von den körperlichen Merkmalen: der moderne, gebildete Städter mit seinem großen Kopf, zartem Gesicht und zarten Knochen steht dem weiblichen Typus viel näher als der Wilde. Der Gelehrte, dessen Typus sich der moderne Mann sehr nähert, nimmt physisch wie geistig eine Stellung zwischen der des Weibes und der des

*) Goethes Ausspruch: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte," besagt genau dasselbe. Sitte, das ist das Allgemeingiltige, Freiheit das dem Individuum Eigenthümliche.

Durchschnittsmannes ein. Im ganzen Verlauf der Culturentwickelung sehen wir, wie der Mann dem Weibe näher kommt. Wilde und barbarische Völker sind gewöhnlich kriegerisch, d. h. männlich in ihrem Charakter, während die moderne Civilisation ihrem Wesen nach industriell, d. h. weiblich ist. Die Gewerbe haben die Tendenz, den Mann dem Weibe gleich zu machen. Dieser Uebergang von der kriegerischen Staatsform zur mercantilen ist bereits von Stuart Mill und Herbert Spencer hervorgehoben, in England und den Vereinigten Staaten auch schon erheblich weiter vorgeschritten als z. B. in Deutschland, das zur Zeit anscheinend am Scheidewege zwischen beiden Entwickelungsrichtungen steht. Noch überwiegt die militärische Richtung, aber sie ist bereits in ihren Grundfesten erschüttert, und an ihrem Fundament nagt jeder Tag. Ellis meint, daß der Ausspruch: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan," eine biologische Wahrheit enthalte.

Ein Werk wie dies ist eine Welt. Ich bin mit meiner Wanderung durch diese Welt zu Ende. Auf jeder Seite interessante Probleme, tief erfaßt und geschickt formulirt, glänzende Einblicke in die Werkstatt der Natur, ein reifer Geist, gesättigt mit allem erforderlichen Wissen, eine gründliche Gerechtigkeit für das, was mit Worten schwer definirt werden kann. Während bisher die Frauenfrage eine wahre Pein für alle Verständigen war, hat Ellis die Erörterung auf ein Niveau erhoben, das uns die größte Anregung, hohen geistigen Genuß und bleibenden Gewinn an Erkenntniß verspricht.





Wer war's?

Schauspiel in drei Acten

von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen.

Geheimrath Professor Eduard von Imhoff.
Helene, seine Frau.
Baron Alexander von Romberg.
Gräfin Düren.
Dr. Ernst Justus, Kreisphysicus.
Lucy, seine Tochter.
Dr. Hessing, Redacteur.
Rainwald, Major a. D.
Lamprecht, Bürgermeister.
Hübner, Stadtrath.
Griebenow, Buchhändler.
Sperling, Wirth der Weinstube zum „goldenen Anker“.
Fritz, Kellner.
Franz, Diener bei Imhoff.

Zeit: Die Gegenwart.
Ort: Eine kleine Universitätsstadt.

Erster Act.

Die Weinstube zum goldenen Anker.

Ein nicht zu hoher Raum, breit und behäbig. Wände und Decken ein wenig eingeräuchert. Mitte (allgemeiner Auftritt) Glasthüre nach der Straße hinaus. Draußen vor der Thüre eine große rothe unangesteckte Gaslaterne. Rechts (Alles vom Zuschauer) führen einige Stufen zu einer Glasthüre, auf der „Comptoir“ steht. An beiden Thüren, so wie auch am Fenster blaue Gazevorsetzer. Links vorne ein tiefes Fenster ohne Gardinen, offenstehend, oben ein Lambrequin, rechts von der Mittelthüre ein altmodisches Buffet mit Gläsern und Flaschen, oben als Decoration eine Bowle und ein paar Eiskübel. In der Nähe eine Kellerthüre (ein Brett). Links von der Mittelthüre ein altmodischer, grüner Kachelofen, die linke Ecke wird eingenommen von einem abgenutzten Rundledersopha, davor ein runder, ungedeckter Tisch und einige Stühle. Ueber dem Tisch eine unangesteckte Gaslampe. Im Vordergrunde links, in der Nähe des Fensters, ein langer, ungedeckter Tisch mit Feuerzeug, Aschbecher, einem Ständer mit „Reservirt“, die Stühle in peinlichster Ordnung. An dem über dem Tisch befindlichen Gasarm ein Klingelzug für die Bedienung. Rechts im Vordergrunde ein kleiner viereckiger Tisch, auf dem ein Schachbrett mit aufgestellten Figuren. Zwei umgelegte Stühle. Eine große altmodische Stehuhr. An den Wänden ein paar alte unelegant eingerahmte Kupferstiche, Vereinsbilder, ein Wirthsdiplom, Reclamen von Weinhandlungen, ein Abreißkalender mit einer „3“, eine Schiefertafel, auf der mit Kreide deutlich geschrieben steht: „Heute Fricassée von Huhn“, ein Ständer mit einigen Zeitungen. Die Möbel, wie man sie in Weinstuben vormärzlicher Zeit findet, womöglich hellpolirt, schwerfällig, mit Lederüberzügen. Die Dielen blankgescheuert und mit Sand bestreut.

Der Eindruck behaglich, keinesfalls modern oder gar elegant. Es ist Frühjahrsnachmittag.

Fritz schläft in einer Ecke, das Gesicht in einer Serviette vergraben. Dr. Justus, Mitte der Fünfziger, sein Wesen knurrig und polternd, aber dennoch liebevoll und gütig, tritt mit seiner Tochter Lucy ein.)

Justus (sich umsehend, grob). Natürlich wieder kein Mensch da!

Lucy. Der Kellner schläft ja dort in der Ecke.

Justus. Aha! (Ruft.) Fritz! Fritz! Das schläft wie'n Murmelthier. (Oeffnet die Comptoirthüre und lacht höhnisch.) Hahaha! Hier schläft der Kerl, und da drin steckt der Herr Wirth alle Viere von sich! Verflixte Bummelwirthschaft! Das ist ja keine Kneipe, das ist ja ein Schlafwagen!

Lucy. Es scheint Dir, liebster Papa, in dieser „Bummelwirthschaft" doch recht gut zu gefallen. Wie lange kommst Du eigentlich in den „goldenen Anker"?

Justus (grob). 32 Jahre!

Lucy. Zeit genug, um sich mit den Gewohnheiten des Hauses vertraut zu machen.

Justus. Naseweis!

Fritz (noch im Schlafe sprechend.) Beefsteak mit Bratkartoffeln 4 Mark 75, einen Schoppen Trabener 11 Mark 20 . . .

Justus (lachend). Ja, die Preise passen Dir wohl, alter Gauner! Zum Glück kann der Kerl seine Kunden nur im Schlafe betrügen. (Ihn rüttelnd.) Entschuldigen Sie, sehr verehrter Herr, wenn ich störe . . .

Fritz (erwachend und aufspringend). Verzeihung, Herr Kreisphysicus, aber ich war eben ein bischen eingeduselt . . .

Justus. Das brauchen Sie uns nicht erst mitzutheilen, das haben wir schon so bemerkt. Am hellen lichten Tage zu schlafen! Sagen Sie mal, wovon sind Sie denn mit Ihren 8 oder 24 Jahren schon so müde?

Fritz. Seitdem der Herr Baron Romberg auch Abends zu uns kommt, wird's immer später. Gestern war's drei Uhr!

Justus. Gott soll Einen bewahren! Drei Uhr! Da hatte ich schon meine fünf Stunden 'runtergehauen! Mit wem kneipt eigentlich der Herr Baron hier?

Fritz. Wie's gerade so kommt. Vorgestern mit einem Champagnerreisenden, den er hier zufällig traf. Ach, Herr Doctor, der hat saftige Anekdoten erzählt . . .

Justus. Unterstehen Sie sich!

Fritz. . . . und gestern Abend hat er paar von den Kunstreitern mitgebracht, die jetzt im Circus auftreten. Fräulein Amanda war auch dabei!

Justus. Und mit der kneipt der Herr Baron Alexander von Romberg, Freiherr auf Tannhausen, Majoratsherr von Leuckhoff, Oberstallmeister und weiß der Teufel sonst noch was? (Zu Lucy leiser.) Und da wundert sich der Mensch, wenn ihn die Leute in dem Krähwinkel hier durch die Zähne ziehen!

Fritz. Und einen Durst hat die Gesellschaft! Elf Flaschen Sect, dreizehn Knickebeins und neun Schlummerpünsche! Und dann wurden sie Alle riesig fidel, und zum Schluß hat Fräulein Amanda . . .

Justus (einen Blick auf Lucy.) Halten Sie gefälligst Ihren Schnabel! Ich habe Sie gar nicht gefragt, was Ihre Amanda zum Schluß zu thun für gut befunden hat! Also rufen Sie 'mal Herrn Sperling.

Fritz. Sofort! (In's Comptoir.)

Lucy. Papa, in den Circus könntest Du auch 'mal mit mir gehen!

Justus. Blödsinn! Für die Hopserei Geld ausgeben!

Lucy. Das ist auch gar nicht nöthig. Doctor Hessing hat uns seine zwei Redactionsplätze für die ganze Zeit zur Verfügung gestellt.

Fritz (in der offenen Comptoirthüre, leise). Herr Sperling schläft.

Justus (ihn höhnisch copirend). Herr Sperling schläft, (laut) ich will meine Jahresrechnung bezahlen und neuen Krätzer bestellen!

Fritz (hineinrufend.) Herr Sperling, der Herr Kreisphysicus wollen zahlen!

Sperlings (Stimme). Zahlen? Komme schon!

Fritz (zurück).

Lucy (tritt an's Fenster und sieht auf die Straße hinab).

Justus (Fritz bei Seite nehmend). Sagen Sie mal, Fritz, was hat denn eigentlich dieses Fräulein Amanda zum Schluß aufgeführt?

Fritz (leise). Getanzt hat sie auf dem Stammtisch da (versucht es nachzumachen) so hoch! Nur viel schöner!

Justus. Kann ich mir denken! Schade, wäre gern dabei gewesen!

Fritz. Und dem Herrn Baron liefen vor Lachen immer die Thränen in seinen langen Bart.

Sperling (seidene Mütze, weiße Weste, Bartcotelette). Entschuldigen viele Male, Herr Physicus, aber ich war . . .

Justus (hält ihm den Mund zu). . . . um Himmelswillen, sonst erzählen Sie mir die ganze Geschichte noch 'mal (Indem er mit ihm zur Comptoirthüre geht). Der Zeltinger, Herr Sperling, war wieder nicht zu trinken.

Sperling (devot lächelnd). Das behaupten der Herr Doctor nun schon seit 32 Jahren!

Justus. Lucy, warte hier 'nen Augenblick.

Sperling. Fritz, geben Sie Fräulein Justus Etwas zu lesen. (Beide Comptoir ab.)

Lucy (will sich an den langen Tisch setzen).

Fritz. Um Gotteswillen, Fräulein!

Lucy (erschrocken). Was giebt's denn?

Fritz. Der ist ein für alle Male reservirt. Lebenslänglich! Wenn die Herren kommen und die Stühle stehen nicht ganz genau in der Reihe und das Feuerzeug statt rechts vom Aschbecher links . . . na, das Donnerwetter! Wollen Sie vielleicht (auf rechten Tisch) hier Platz nehmen?

Lucy. Aber der ist ja auch belegt?

Fritz. Der ist für Excellenz Imhoff und den Herrn Baron Romberg reservirt. Die Herren kommen erst später, und dann nehmen die's auch nicht so genau.

Lucy (setzt sich).

Fritz (giebt ihr eine Zeitung). Neuesten „Fliegenden" gefällig?

Lucy. Danke. (Sie beginnt zu lesen.) Ja, Fritz, die sind ja vom 4. April, und wir haben heute den 3. Mai?

Fritz. Die neuesten „Fliegenden". Zuerst ist das Museum darauf abonnirt, in der zweiten Woche die „Harmonie", dann die Buchhandlung von Griebenow, wir bekommen sie immer erst vier Wochen später!

Lucy (lacht). Ach so! . . . Kommt Herr Doctor Hessing auch regelmäßig zum Nachmittagsschoppen?

Fritz. Heute jedenfalls! (Heimlich.) Heute haben sie nämlich so 'ne Sitzung, da soll irgend 'was Wichtiges berathen werden.

Lucy. Wer kommt denn noch?

Fritz. Um drei viertel fünf der Herr Major Rainwald, sieben Minuten vor fünf der Herr Bürgermeister mit dem Stadtrath Hübner, dann der Buchhändler Griebenow.

Lucy. Und wer ist Ihnen, ehrlich gesagt, der Liebste von Allen?

Fritz. Der Herr Baron Romberg; der zahlt doch wenigstens Trinkgelder!

(Durch die Mitte tritt)

Dr. Hessing (sympathische Erscheinung, Anfang der 30).

Lucy (erschrocken aufstehend). Papa ist nebenan im Comptoir . . .

Fritz (eilfertig). Der Herr Papa ist wirklich nebenan, Sie können's uns glauben!

Hessing. Fritz, Sie sind zwar noch jung, aber schon ein kolossaler Esel! Vor Allem bringen Sie mir 'mal den 96er Rachenputzer Ausbruch.

Fritz (Kellerthüre ab).

Hessing (lachend). Also um Sie zu sehen, Fräulein Justus, muß man in die Weinstube zum „goldenen Anker" gehen!

Lucy. Der Vorwurf trifft nur Sie selbst, Sie haben sich volle acht Tage nicht bei uns blicken lassen. (Sie setzt sich.)

Hessing (nimmt gleichfalls am Schachtisch Platz). Daran war . . .

Lucy (einfallend). . . . die Arbeit Schuld! Wie oft haben Sie nun das schon den Leuten vorgelogen?

Hessing. Sehr oft! Aber dieses Mal ist's ausnahmsweise die Wahrheit!

Fritz (bringt den Wein und spült während des Folgenden am Buffet die Gläser, ohne sich um die Beiden zu kümmern).

Lucy. Und finden Sie immer noch nicht mehr Befriedigung in Ihrer Thätigkeit?

Hessing (sich einschenkend). Im Gegentheil, sie wird mir immer lästiger! (Trinkt.) Donnerwetter, schmeckt das Zeug scheußlich! Pardon, darf ich Ihnen anbieten?

Lucy (lächelnd). Außerordentlich liebenswürdig, aber ich danke!

Hessing. Sie, mein liebes Fräulein, haben glücklicherweise keine Ahnung von den Pflichten des Chefredacteurs eines Weltblattes in einer Stadt von 45311 Einwohnern. So viel waren's wenigstens bis gestern Abend. Eine Zeitung, die nicht Kritik üben darf, ist ein Unding.

Lucy. Wer hindert sie daran?

Hessing. Die 45311 Personen. Sind nämlich Alle unsere Abonnenten. Dieses ewige Rücksichtnehmen auf alle die Gevatterschaften, diese ewige Begeisterung . . . selbst für die dümmsten Sachen . . . man bekommt's wahrhaftig satt!

Lucy. Ihnen steckt Ihre Neigung, Romane zu schreiben, zu sehr im Kopf.

Hessing (aufstehend und umhergehend). Ja, weiß es der Himmel, da haben Sie Recht, Fräulein Justus. Ich fühle es, darin könnte ich Etwas leisten, das würde mich befriedigen! Wenn ich nur einen Stoff fände, der mir interessant genug schiene, ihn zu packen. (Er trinkt.) Wenn das Zeug warm wird, schmeckt's immer grauseliger!

Lucy. Das kann doch nicht schwer sein, ein Thema zu finden. Schauen Sie sich doch in der Welt um. Da passirt so viel!

Hessing. Ja, in der Welt! Aber nicht in der Welt, in der ich hier lebe! Die ist so jämmerlich eng, so klein! Die hiesige Gesellschaft! Gewiß meist sehr brave, pflichttreue, anständige, in ihrem Beruf sehr tüchtige Leute, aber so geradlinig, so unangenehm correct . . . so . . . so . . . penetrant wacker! Außer Excellenz Imhoff, seiner Frau und Baron Romberg wüßte ich hier keinen Menschen, der interessant genug wäre, ihn auf Herz und Nieren zu prüfen. (Sich leicht verbeugend.) Die dumme Redensart von den „Anwesenden" ersparen Sie mir natürlich. (Wird lebhafter.) Wenn ich mich so ganz hineinversenke in die Arbeit mit ihren Zweifeln und Fortschritten, und wenn endlich der Tag kommt, an dem mein Buch erscheint und ich es in den Schaufenstern der Buchhandlungen sehe . . . (nach dem Titel suchend) na also . . . „Temtemtem," Roman in zwei, meinetwegen in drei Bänden von Wilhelm Hessing . . .

Lucy. Kommt Zeit, kommt Rath. Ich verspreche Ihnen, ich werde die Augen offen halten und Ihnen Alles, was ich sehe, getreulich berichten. Vielleicht wird's doch ein Roman.

Hessing. Und wissen Sie auch, wem ich das Buch widme? „Fräulein Lucy Justus in herzlicher Zuneigung der Verfasser." (Er ergreift ihre Hand.) Und wenn's Ihnen gefiele, das würde mich so glücklich und stolz machen . . .

Lucy (aufstehend, leise). Der Papa!

Hessing. . . . Und Ihren Papa macht's natürlich auch glücklich und stolz . . . (Justus bemerkend und im Ton abfallend.) Ach so!

Justus (aus dem Comptoir). Was . . . was macht mich denn gar so glücklich und stolz, Herr Doctor Hessing?

Hessing (gewandt fortfahrend). . . . daß unsere geliebte Stadt so blüht und gedeiht und Friede und Eintracht herrscht. . .

Justus. Was wissen Sie denn von „Friede und Eintracht"? In der „Harmonie" reißen sie sich die Köpfe herunter, in der „Concordia" sprechen unter drei Mitgliedern mindestens zwei nicht mit einander . . . wissen Sie, wer die beliebteste und gesuchteste Persönlichkeit im ganzen Ort ist: der Schiedsrichter!

(Durch die Mitte tritt Major Rainwald ein.)

Lucy (leise zu Hessing, während Justus Rainwald begrüßt). Das wäre vielleicht gleich ein Stoff, das vielgerühmte gemüthliche Leben einer kleinen Stadt zu schildern.

Hessing. Nicht übel!

Justus (zu Lucy). Mach', daß Du fortkommst!

Lucy. Vergiß nicht, Doctor Hessing heut Abend zum Skat einzuladen. Onkel Mercker hat ja Gott sei Dank abgesagt.

Hessing (begleitet Lucy, ihr die Hand küssend). Auf baldiges Wiedersehen!

Rainwald (sich vor Lucy verbeugend). Mein Fräulein . . .

(Lucy Mitte ab. Rainwald in Civil, angenehme Erscheinung, Mitte der 40er, man sieht ihm den früheren Militär an. Fritz bringt ihm, wie später jedem Eintretenden, den üblichen Schoppen, man muß sehen, daß er mit den verschiedenen für Jeden charakteristischen Gewohnheiten durchaus vertraut ist. Sie setzen sich; sie nehmen die Plätze nicht nebeneinander ein, sondern Rainwald Längsseite Stuhl 2, Hessing Stuhl 5, Justus rechter Eckplatz.)

Justus. Na, Major, wie stehts mit der Gesundheit?

Rainwald (sich auf das Bein klopfend). Muß 'mal wegen des Pedals da nach Teplitz! Aber sehen Sie mal den Arm und die Hand! Die können Gott sei Dank noch fest zugreifen. Im Pistolenschießen nehme ich's heute noch mit dem Jüngsten auf! (Zu Hessing). 'Was Neues in der Politik, Herr Doctor? (Da Hessing verneint.) Oder im Städtchen?

Hessing. Das wollte ich gerne hier erfahren. Man hat mir eine sehr feierliche Einladung zu einer Sitzung geschickt. . .

Rainwald. Ja, eine höchst fatale, mehr als das, eine sehr ernsthafte Geschichte!

Hessing. Klingt ja recht aussichtsvoll!

(Währenddessen treten in lebhaftem Gespräch ein Lamprecht, Bürgermeister, und Hübner, Stadtrath.)

Lamprecht . . Dieser Ansicht bin ich auch . . . nur nichts Halbes . . . energisch muß die Sache angepackt werden, denn dieser Zustand ist unhaltbar . . .

Hübner. Das sagt meine Frau auch.

Lamprecht. Guten Tag, meine Herren! (Er schüttelt Hessing die Hand.) Mein lieber Herr Doctor, ich danke Ihnen für ihr pünktliches Erscheinen. Ich wünschte nur, ich hätte Sie zu einer weniger traurigen Angelegenheit hierherbitten können.

Hessing (leise zu Justus). Sind wir denn hier zu einer Hinrichtung eingeladen?

Justus (nickt).

Hessing. Der Delinquent?

Justus. Bitt're so 'was!

Lamprecht. Sind wir vollzählig?

Justus. Griebenow fehlt noch.

Hübner (am Fenster). Kommt eben um die Ecke.

Griebenow (tritt ein; allgemeine, ganz kurze, den Darstellern überlassene Unterhaltung).

Sperling (aus dem Comptoir begrüßt die Gäste).

Fritz (hat Jedem seinen Schoppen hingestellt.)

Lamprecht. Herr Sperling, Sie sorgen wohl dafür, daß wir jetzt nicht gestört werden!

Sperling. Zu Befehl, Herr Bürgermeister! (Er giebt Fritz Ordre, dann in's Comptoir.)

Fritz (in den Keller).

(Alle haben jetzt Platz genommen.)

	Rainwald	Hübner	Griebenow	Hessing	
	2	3	4	5	
Lamprecht 1					Justus 6

Griebenow (bietet eine Priese an, die circulirt).

Lamprecht (bleibt sitzen). Meine Herren, ich habe Sie heute Alle hierhergebeten nicht zu dem gewohnten Plauderstündchen, sondern um Ihnen eine sehr ernste, unsere ganze Stadt bewegende Angelegenheit vorzutragen. Ich möchte auch mit Ihnen berathen, welche Schritte dagegen zu thun sind. Und dann noch Eins, meine Herren, ich spreche hier nicht als Bürgermeister zu Ihnen, nicht etwa als das sogenannte „Oberhaupt der Stadt", sondern einfach als Mann zu Männern, zu Ehrenmännern.

Justus (brummt). Bischen lange Einleitung!

Hübner. Pst!

Lamprecht. Glauben Sie also ja nicht, daß ich irgend welchen Druck auf Sie ausüben möchte . . .

Justus. Ja, lieber Lamprecht, zum Drücken gehören immer Zwei. Einer, der drückt, und der Andere, der . . . na ja, eben der Esel!

Hübner (spitz). Der Herr Kreisphysicus scheint ja wieder bei trefflicher Laune zu sein.

Justus (grob). Bin ich immer! Also gefälligst weiter im Text. Habe um sieben meinen Skat.

Lamprecht. Ihnen Allen ist ja bekannt, daß in unserer Stadt seit Monaten ein Unfug getrieben wird, der in der letzten Zeit immer größere Dimensionen angenommen hat. Ich meine die anonymen Briefe!

Hessing (leise zu Justus). Also da soll's hinaus?

Lamprecht. Daß der Anonymus aus unseren Kreisen stammt, ist leider ganz zweifellos . . .

Rainwald. Auch meine Ansicht!

Lamprecht. Dafür spricht die intime Vertrautheit mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen, und auch die elegante Form, in die alle diese Anklagen und Verleumdungen gekleidet sind!

Justus. Na, Witz ist auch dabei, verteufelt viel Witz! (Zu Hessing.) Den Menschen müssen Sie ausfindig machen und dann für Ihr Blatt engagiren. Und wozu denn, lieber Lamprecht, gleich so starke Worte wie „Verleumdungen"! Soviel mir bekannt ist, sind die Briefe alle ein bischen leidenschaftlich, das gebe ich zu, von „Verleumdungen" weiß ich Nichts. Ueberlegt's Euch nur, liebe Leute, wird schon Einer sein, den Ihr auch ordentlich gepiekt habt und der nun keine andere Gelegenheit hat, sich zu revanchiren.

Hübner (scharf). Aber, Herr Physicus, unterbrechen Sie doch nicht immer den Herrn Bürgermeister!

Justus. Erstens meinen Sie wohl den Herrn Lamprecht, denn wir sind hier nicht in einer Magistratssitzung . . . Gott sei Dank! sondern in der Kneipe, und zweitens Herr Stadtrath, rede ich, wenn mir's paßt! Das thue ich seit fünfundfünfzig Jahren, und an dieser mir lieben Gewohnheit werden Sie wahrhaftig auch Nichts ändern!

Rainwald (begütigend). Aber, meine Herren!

Lamprecht (ein wenig lebhafter). Der Herr Physicus scheint doch keine Ahnung von dem Umfang der Sache zu haben. Nicht ein Haus ist verschont geblieben von den vergifteten Pfeilen, die . . .

Justus. Puh puh! Werden Sie nur nicht poetisch, lieber Lamprecht! Und dann: nicht ein Haus? Ich habe zum Beispiel noch nie solchen Wisch bekommen, und Geheimrath Imhoff auch nicht. Mit dem sprach ich 'mal kürzlich über die Sache. Na, und der dächte ich, führt doch hier das allererste Haus!

Hübner (scharf). Das hat vielleicht seine besonderen Gründe, daß der Herr Geheimrath bisher verschont geblieben ist!

Justus. Nana, orakeln Sie nur nicht! Und überdies, wo soll das Alles hinaus? In solchen Geschichten muß sich Jeder seiner eigenen Haut wehren!

Lamprecht (aufstehend und stehenbleibend). Das beabsichtigen wir auch zu thun, und deswegen habe ich Sie, meine Herren, also den Gesammtvorstand der „Harmonie", hierhergebeten. Dem Vorstand des Vereins ist dieses anonyme Schreiben zugegangen. Es enthält schwere Anklagen gegen die Ehre unseres Vereins.

Griebenow. Man verlangt strenge Untersuchung oder droht mit Austritt!

Justus. Nananana!

Hübner. Meine Frau betritt die „Harmonie" nicht wieder!

Justus. Wird sich schon beruhigen!

Hübner (wüthend). Meine Frau beruhigt sich nie! Sie sitzt zu Hause und weint sich die Augen roth!

Justus. Soll sie sich Bleiwasserumschläge machen!

Rainwald. Meine Herren, wir müssen nach diesen Vorkommnissen Stellung nehmen in der Sache!

Justus. Ach was, Kleinstädtereien!

Rainwald (energisch). Nein, Herr Physicus, das sind nicht Kleinstädtereien. Mit Ihrem beliebten Schlagwort kommen Sie dieses Mal nicht durch! Ob 'ne Stadt groß ist oder klein, ob sie zwei Millionen oder fünfzig Tausend Einwohner hat . . . das ist in solchem Falle ganz egal! Der Ehrenstandpunkt fängt nicht erst bei Stadtbahnen und Nachtcafés an . . .

Hübner. Bravo!

Griebenow. Bravo!

Rainwald. Das ist so die Manier der Großstädter, gleich geringschätzig von Krähwinkeleien zu sprechen . . .

Hübner. Bravo!

Griebenow. Bravo . . . bravo!

Rainwald. . . . wir werden also eine Erklärung in der Zeitung erlassen. In der werden wir Alle, der Gesammtvorstand, unserer Entrüstung über den Scandal Ausdruck geben und strengste Untersuchung versprechen!

Lamprecht (sich wieder setzend). Und dabei (zu Hessing). Herr Doctor, rechnen wir auf Ihre gütige Unterstützung im Tageblatt!

Hessing. Gegen eine bezahlte Annonce wäre natürlich Nichts einzuwenden, während . . .

Rainwald. Nein, Verehrter, wir bitten um mehr. Wir möchten aus Ihrer Feder einen Artikel haben, der gegen anonyme Briefe im Allgemeinen und gegen unsern Fall im Besonderen vorgeht. Das würde klärend und befreiend wirken.

Hessing. Ich kann Ihnen da leider nicht entgegenkommen, meine Herren, unsere Zeitung hat vorläufig keine Veranlassung, sich mit der Sache zu beschäftigen!

Justus (copirend). Bravo! bravo!

Lamprecht. Und jetzt, meine Herren, komme ich zu dem heikelsten Punkt der traurigen Angelegenheit. Wer ist der Schreiber dieser anonymen Briefe?

Justus. Ja, „die Nürnberger thäten keinen hängen . . ."

Lamprecht (energisch). Wir glauben, ihn aber schon zu haben, Herr Kreisphysicus! Der Verdacht hat sich gegen eine ganz bestimmte Persönlichkeit gewendet, die wir Alle kennen: gegen den Herrn Baron Romberg! (Allgemeine Zustimmung.)

Justus (auffahrend). Sind Sie bei Sinnen, Lamprecht?

Lamprecht. Dieser Verdacht wird bereits von der ganzen Stadt getheilt. Der Name des Barons als Urheber dieser Briefe fliegt bereits von Mund zu Mund!

Griebenow. Ich bitte um's Wort: sehr merkwürdig ist es jedenfalls, daß diese Briefe begannen kurze Zeit nach der Rückkehr des Barons von seinen großen Reisen. Warum war denn Ruhe, so lange er bei den Botokuden und Kamtschadalen war?

Hübner. Wäre er nur lieber dort geblieben! Das sagt meine Frau auch!

Justus. Paperlapapp da mit Ihren Botokuden!

Lamprecht. Und — so weit sind wir schon bei den Recherchen — nachgewiesenermaßen gelangten die Briefe nur an solche Familien und Persönlichkeiten, mit denen der Herr Baron sich durch sein brüskes Benehmen verfeindet hat.

Rainwald. Ich bitte auch um's Wort. Der Erste, der einen anonymen Brief bekommen hat, war ich, und ich zögere durchaus nicht, um Licht in die Sache zu bringen, diesen Brief hier vorzulesen. Er lautet: „Mein Herr! Mit aufrichtiger Besorgniß sehe ich, daß Sie Stellung gegen den Baron von Romberg nehmen. Der Schreiber dieses weiß genau, daß nur persönliche und ganz unbegründete Empfindlichkeiten die Ursache sind. Er appellirt an Ihr männliches Ehrgefühl, um durch Ihren Einfluß die Kleinstadthetzereien zu beendigen . . ."

Justus. Der hat ja so Recht!

Rainwald. . . . „die dem Baron Romberg den Aufenthalt in der Stadt zu verleiden begonnen haben". Herr Kreisphysicus, ich frage Sie nun, in wessen Interesse ist dieser Brief geschrieben? Doch nur im Interesse des Herrn Barons! Wer hat nun den zweiten, den dritten, den zehnten Brief bekommen? Immer nur solche Personen, mit denen der Herr Baron in offener Feindschaft lebt . . .

Hübner. Zum Beispiel Herr Eberti . . .

Justus. Ach so, der? Dem 'mal der Herr Baron 'nen dummen Jungen aufgebrummt hat?

Hübner (giftig). Bitte, Herr Eberti ist mein Neffe!

Justus. Das ist Ihr Pech, Herr Stadtrath!

Rainwald. Aber selbst in den Briefen, in denen Rombergs Name gar nicht genannt wird, weisen die Fäden, genau verfolgt, doch immer wieder auf ihn hin.

Lamprecht (erregt). Sie gestatten mir wohl, Herr Physicus, daß ich Ihnen den Brief an die „Harmonie" vorlese . . . wenigstens die markantesten Stellen . . . „bisher war dieser Verein nur ein Tummelplatz von Intriguen und Mottenburgereien" . . . (Allgemeine große Entrüstung.)

Justus (vor Vergnügen auf den Tisch klopfend). Mottenburgereien ist ausgezeichnet!

Lamprecht. . . . „aber demnächst wird Ihnen Gelegenheit geboten sein, frischen Luftzug einzulassen." Und was bedeuten diese Worte? Die Ankündigung, daß . . .

Griebenow. Ja, meine Herren, wir sind nun in eine höchst peinliche Lage versetzt worden. Romberg hat sich in der „Harmonie" als Mitglied vorschlagen lassen . . .

Hübner. . . . und zwar durch seinen besten Freund, den Herrn Geheimrath Imhoff!

Lamprecht. Daß der Herr Baron nicht den geselligen und künstlerischen Zwecken unseres Vereins dienen will, sondern nur aus Uebermuth Eintritt begehrt, werden Sie wohl Alle zugeben!

Hübner. Einen Menschen, auf dem ein so schwerer Verdacht ruht, nehmen wir nicht in unseren Verein auf!

Rainwald. Excellenz Imhoff wird davon unterrichtet werden!

Justus (auf den Tisch schlagend). Das wird nicht geschehen, solange ich mit Vorstand der „Harmonie" bin, und ich bin schließlich ihr Begründer! Blech! Alles Blech! In unserem Verein entscheidet, wie überall, die Ballotage. Die schwarze und die weiße Kugel. Wollen die Mitglieder Romberg nicht, so werden sie schon wissen, was sie zu thun haben. Vorsehung brauchen wir nicht zu spielen! Volkesstimme — Gottesstimme! (Er greift wüthend den Klingelzug, Fritz bringt ihm einen neuen Schoppen.)

Lamprecht (gleichfalls auf den Tisch schlagend). Und ich sage Ihnen, Herr Physicus, der Mann wird nicht vorgeschlagen werden, und diese Erklärung wird noch heute, vom Ge-

sammtvorstand unterschrieben, an den Herrn Geheimrath abgeschickt! Sie lautet: „Ew. Excellenz müssen wir auf Ihr gefälliges Schreiben vom 20. vorigen Monats zu unserem lebhaften Bedauern mittheilen, daß wir nicht in der Lage sind, den von Ew. Hochwohlgeboren vorgeschlagenen Herrn Baron von Romberg in den Verein ‚Harmonie' als Mitglied aufzunehmen. Mit vorzüglichster Hochachtung Ew. Excellenz ergebenste." Hier ist meine Unterschrift.

Rainwald (rufend). Tinte und Feder! Das unterschreibe ich auch!

Griebenow. Ich gleichfalls! (Fritz bringt Schreibzeug.)

Hübner. Ich natürlich auch!

Justus (losbrechend). Und ich unterschreibe nicht! Ja, zum Donnerwetter, wollt Ihr Euch denn Alle unsterblich lächerlich machen! Kann mir Einer von Ihnen etwas wirklich Belastendes gegen den Baron anführen, daß er diese Briefe geschrieben hat? Na, gefälligst heraus mit der Sprache? (Kurze Pause.) Nichts, gar Nichts!

Hübner. Das werden wir schon nachweisen!

Justus. Erst weist es nach, und dann wollen wir weiter reden!

Lamprecht. Das werden schon die Schriftexperten entscheiden!

Justus. Ach, Du lieber Gott, diese Esel! Auf ein albernes Weibergeklatsch hin einen anständigen Menschen beleidigen? Das überlassen Sie gefälligst den Schandmäulern in den verfluchten Kaffeeschlachten!

Hübner. Die Begriffe über „anständige Menschen" sind eben verschieden. Ein Mann, der bei seiner Rückkehr den Damen der Gesellschaft keinen Antrittsbesuch macht, ist kein anständiger Mensch. Das sagt meine Frau auch!

Justus (wüthend). Das sagt Ihre Frau, und Sie sagen es auch!

Griebenow. Ich bitte auch um's Wort. Am zweiten Osterfeiertage kommt Herr Baron Romberg in meinen Laden und fragt, (empört) während die Frau Consistorialrath Fromann und die Frau Oberlehrer Gottschalk Erbauungsschriften aussuchen, ob ich nicht Nana vorräthig hätte! Und das an einem Feiertage! Ist das vielleicht anständig?

Justus (vor Wuth mit beiden Händen trommelnd). Jesses, Jesses, Jesses!

Lamprecht. Ein Mann, der es nicht unter seiner Würde hält, mit Komödiantenpack hier die Nacht durchzukneipen, ist auch nach meinen Begriffen kein anständiger Mann!

Justus. Ach, machen Sie sich doch nicht lächerlich, Lamprecht! Wohl 'ne Todsünde, 'paar hungrigen Seiltänzern ein warmes Abendbrod zu poniren?

Hübner (höhnisch). Bitte: eine Seiltänzerin war auch dabei!

Justus. Wenn sie hübsch war, hat er ganz recht. (Allgemeine Entrüstung.) Wissen Sie, Herr Stadtrath, als Sie bei den Bonner Husaren standen, haben Sie Ihre Abende wohl auch nicht ausschließlich in der „Herberge zur Heimat" oder im „Jünglingsverein" verlebt!

Hübner (giftig). Herr Kreisphysicus, jetzt reißt mir die Geduld!

Justus (grob). Lassen Sie sie reißen!

Lamprecht (beschwichtigend). Aber, meine Herren, Ruhe, Ruhe! Sie sind doch hier nicht in der „Harmonie"!

Justus. Meine lieben Leute, sind Sie sich denn auch ganz klar über die Folgen? Soweit ich den Herrn Baron kenne, wird er Euch, wenn er's erfährt, nicht gerade zu Chocolade mit Schlagsahne drüben in der Conditorei einladen. Da wird geschossen werden, meine Herren, ja: geschossen, und Kinderpistolen werden's nicht sein, darauf können Sie sich verlassen!

Rainwald (energisch). Dafür ist ja unsereins auch noch da!

Justus. Und dann, wenn er Sie, Herr Stadtrath, niedergeknallt haben wird ...

Hübner (furchtbar erschrocken). Warum denn gerade mich?

Justus. . . . dann wird er unserer geliebten Stadt den Rücken kehren. Dann habt Ihr den reichsten Mann vertrieben, den einzigen Menschen, der Leben und Bewegung in die öde Bude brachte . . .

Lamprecht. Vom Standpunkt der Steuerzahlung und im Interesse der Commune würde ja allerdings das Fortgehen des Barons zu beklagen sein . . .

Justus. Haha! Also doch!

Lamprecht. Aber die Moral, die Sittlichkeit stehen allezeit obenan!

Rainwald. Das ist auch meine Meinung!

Griebenow. Bravo!

Hübner (Griebenow die Hand schüttelnd). Ich danke Ihnen im Namen meiner Frau!

Justus (immer lebhafter). Aber nicht allein den reichsten Mann wollt Ihr zum Tempel hinausjagen, auch den wohlthätigsten Mann! (Den Stuhl vor Zorn umwerfend.) Ja, wackeln Sie nur mit dem Kopf, so viel Sie wollen, Herr Stadtrath, und Sie auch, Herr Bürgermeister! Wenn der Stadtsäckel geplündert war durch Bälle und Réunions und solchen Blödsinn und Ihr keinen Pfennig übrig hattet für meine armen Kranken, dann bin ich jedes Mal zu diesem vielgeschmähten Mann hinausgepilgert auf sein Gut. Denn ich wußte ganz genau: der giebt mit vollen Händen und aus vollem Herzen! Keine geachtete Familie gewährt ihm mehr Einlaß? Keine Dame erwidert seinen Gruß? (Am Fenster.) Bemühen Sie sich gefälligst hierher! Da fährt ja der „schwarze Mann" auf'm Veloçiped vorbei, Euer Kinder- und Weiberschreck, der Herr Baron von Romberg! Und neben ihm radelt die erste Frau in unsrer Stadt, die Gattin des Geheimraths von Imhoff, Frau Excellenz Imhoff, geborene Comtesse Bretten!

Hübner (nach kurzer Pause mit bedeutungsvollem Lächeln zu Griebenow). Hm! Hm!

Justus. Wenn Sie Husten haben, Herr Stadtrath, will ich Ihnen Lakritzen verschreiben, andernfalls möchte ich Sie bitten, Ihre Hmhms! etwas geschickter zu placiren!

Griebenow. Sie werden wohl erlauben, daß nicht Alle von . . . der . . . Eigenart der Frau von Imhoff so begeistert sind!

Lamprecht. Am wenigsten die Damen!

Rainwald. Bitte, meine Herren: Darum kümmere ich mich nicht! Daß Romberg direct oder indirect mit diesen anonymen Briefen zu thun hat — das ist meine Ueberzeugung, und die werde ich vertreten. An irgend welchen abfälligen Urtheilen über Frau von Imhoff betheilige ich mich nicht, das wollte ich ganz ausdrücklich betonen!

Hübner. Na, ich würde meiner Frau einen so . . . so intimen Verkehr mit Herrn Baron Romberg nicht gestatten. Indessen, die Frau Geheimräthin muß wohl daran ihr ganz besonderes Gefallen finden.

Griebenow. Augenscheinlicherweise!

Justus (außer sich). Das dulde ich nicht! Wenn Sie schon keine Achtung haben vor dem genialen Gelehrten, dessen Name einen Weltruf hat, dessen Wirken unsere lumpige Universität zu einer der ersten in Deutschland gemacht hat . . . haben Sie gefälligst Achtung vor dem Mann! (Mit erhobener Stimme.) Imhoff ist mein Freund, und ich leide 'es nicht, daß seine Frau verdächtigt wird! Wer meines Freundes Ehre beleidigt, beleidigt auch mich! Verstandez-vous? (Da Lamprecht erwidern will.) Jetzt rede ich noch! Weil sie anders ist, als die andern Frauen hier? Weil sie reitet? Weil sie ihre Toiletten nicht vorschriftsgemäß aus der hiesigen Schnittwaarenhandlung bezieht, sondern aus Paris und Wien? (Immer schneller.) Weil sie glänzend ist und schön und geistvoll und über die Lästermäuler geringschätzig die Achseln zuckt . . . deswegen wagt man es, ihre Ehre anzutasten? (Donnernd.) Wissen Sie, meine Herren, was ich darauf nur sagen kann: Pfui Deibel! (Er spuckt aus und rennt wüthend umher.)

Lamprecht. Ihre Wuth, Herr Physicus, beweist gar Nichts. Wie stets wird die Majorität entscheiden. Die Majorität hat die Absendung der Erklärung an Herrn Geheimrath Imhoff beschlossen? (Zustimmung.) Und damit basta! (Ihm die Erklärung hinhaltend. Zum letzten Male also, Herr Doctor, wollen Sie unterschreiben?

(Geheimrath von Imhoff tritt unbeobachtet ein.)

Justus (das Papier ergreifend und in der Mitte entzweireißend, dann schleudert er es wüthend unter den Tisch). So unterschreibe ich diesen Wisch! (Allgemeine große Entrüstung.) Und hiermit zeige ich meinen Austritt an aus Eurem Verein für sittliche Entrüstung, und Einer soll mir folgen, der Herr Ge . . .

Imhoff (vornehme Erscheinung, Ende der 40, leicht ergrautes Haar, Gelehrtenkopf, aber ferne jeder Pedanterie). Guten Abend, meine Herren!

(Alle sind ganz unwillkürlich aufgestanden.)

Griebenow (devot). Guten Abend, Herr Geheimrath!

Hübner (kriecherisch). 'N Abend, Excellenz!

(Pause, während welcher Imhoff nach vorn gegangen ist, er legt den Havelock ab, wobei ihm Fritz behüflich ist; die Sonne geht unter; die Anderen unterhalten sich scheu im Flüstertone.)

Lamprecht (tritt noch einmal an Justus heran, der ihn schroff zurückweist).

Verschiedene. „Zahlen!" „Ich auch!" „Nach Ihnen!"

Imhoff (steht hinter dem Schachtisch, höflich und formell). Die Herren alle wohlauf?

Justus (auf und ab). O ja, wir haben die Zeit sehr angenehm verplaudert! Na, wer von Ihnen hat denn nun die Courage? . . .

Rainwald (vortretend und mit der Hand abwehrend). Bitte, Herr Physicus, hier in der Kneipe keinen Eclat! (Er tritt vor Imhoff hin, männlich und vornehm). Herr Geheimrath, wann kann ich die Ehre haben, Sie in Ihrem Hause zu sprechen?

Imhoff (ein wenig verblüfft). Mich? . . . Entschuldigen Sie — — ich habe morgen Mancherlei vor . . . um vier . . . um fünf . . . darf ich um ein halb sieben um den Vorzug bitten, Herr Major?

Rainwald (sich verbeugend). Werde pünktlich erscheinen, Excellenz!

(Langsam in leiser, lebhafter Unterhaltung gehen die Anderen ab, Alle mit Verbeugung gegen Imhoff.)

Imhoff (macht Hessing, der sich sehr ergeben verbeugt, ein besonders freundliches Compliment). Gut, daß ich Sie hier treffe, Herr Doctor! Meine Frau und ich bitten Sie, morgen den Abend bei uns zu verbringen.

Hessing. Wird mir eine besondere Ehre sein, Herr Geheimrath!

Imhoff. Und ehe ich's vergesse, Justus, Du kommst natürlich auch und bringst Deine Lucy mit. Wir erwarten morgen Nachmittag die Gräfin Düren. (Er setzt sich.)

Justus (leise zu Hessing). Erwarten Sie mich zu Hause. Komme gleich nach. (Hessing ab.)

Justus (immer erregt auf und ab). Fritz, noch 'nen Schoppen!

Fritz. Herr Doctor haben schon den zweiten!

Justus. Halten Sie's Maul und thuen Sie, was ich Ihnen sage!

Fritz (ab).

Justus. Ich muß meinen Aerger 'runterspülen!

Imhoff (ruhig und freundlich). Aerger? Worüber, Justus?

Justus. Ach was, Aerger! Eine Schandwuth habe ich!

Imhoff (lächelnd). Das ist mir bei Deinem ein bischen cholerischen Temperament nichts Neues! Alter Freund, was zwickt und zwackt Dich denn gar so sehr?

Justus (am Fenster). Da geht diese Schwefelbande! (Er wirft das Fenster zu.) Hol' Euch Alle der Satan!

Imhoff (lacht). Hahaha! Wie menschenfreundlich! Sag' mal, Justus, was will Rainwald von mir?

Justus (grob). Weiß ich nicht!

Imhoff. Der Mann hat noch nie mein Haus betreten. Du weißt es übrigens ganz gut, was er von mir will!

Justus (grob). Ach was, laß mich zufrieden!

Imhoff. Ich scheine ja da gerade zu einer recht animirten Scene gekommen zu sein. Steht denn Rainwalds Wunsch, mich zu sprechen, in irgend einem Zusammenhang mit Eurer Debatte?

Justus (brummt etwas Unverständliches in sein Glas).

Imhoff. Du, höre mal, Justus, Du flunkerst mir da Etwas vor! In Deiner Rage apostrophirtest Du ja die Herren mit den Worten, ob „Jemand die Courage habe?"

Justus (betroffen). So? Hab' ich das?

Imhoff. Also heraus mit der Sprache! Halbe Worte und Andeutungen machen mich nervös und unruhig! Gesteh mir's ein, mein Alter, sie haben auf mich räsonnirt?

Justus (ihn ansehend, nach kurzer Pause). Auf Dich nicht!

Imhoff (lebhafter). Mach' mich nicht ungeduldig, Justus, ich merke ja, ich fühle es ja, ich war der Gegenstand Eures Gespräches! Also bitte, vorwärts!

(Es beginnt im Zimmer und auf der Gasse zu dunkeln.)

Justus. Na, wenn Du's durchaus wissen willst . . . 's ist auch besser, daß Du's von mir erfährst, als von Anderen . . . also . . . (unentschlossen) nein . . . ich sag's doch nicht!

Imhoff (streng). Jetzt muß ich aber ernstlich darum bitten!

Justus (nach kurzer Pause) Sag', Imhoff, wenn Du spazieren gehst und wirst mit Straßenschmutz bespritzt — was thust Du da?

Imhoff. Ich ärgere mich vielleicht ein Bischen, dann gehe ich nach Hause und lasse mir die Kleider reinigen.

Justus (trinkt). Schön! Wenn Du nun aber siehst, daß ein paar Gassenbuben Dich absichtlich mit Schmutz bewerfen?

Imhoff. Dann züchtige ich die übermüthigen Schlingel! (Geringschätzig.) Vielleicht auch das nicht einmal! Ich weiche ihnen aus und vermeide es, ihnen nochmals Gelegenheit zu einem solchen Bravourstückchen zu geben!

Justus (aufspringend und am Tisch stehen bleibend). Recht so! Und so sollst Du auch handeln!

Imhoff (unruhig). Aber Ernst, ich verstehe Dich garnicht!

Justus. Glaub's, daß Du mit Deiner reinen Kinderseele das nicht gleich capirst! Hinaufgeklettert bist Du in der Wissenschaft zu Ruhm und Ehren, mit Deinen Erfindungen hast Du Dir 'nen Namen gemacht, der unsterblich . . .

Imhoff (abwehrend). Aber Justus!

Justus. Na also gut. Darüber wollen wir uns nicht streiten, ob Du unsterblich wirst. Das können wir hier auch nicht abwarten. Aber (ernst) Eduard, der Mensch hat auch noch andere Pflichten, als nur der Wissenschaft, der Menschheit zu dienen! Hat auch Pflichten gegen sich selbst! Zwischen uns giebt's keine Redensarten! Daß ich kein Geschichtenträger und Einbläser bin — na, das weißt Du! Und (seine Hand ergreifend) daß ich's von Herzen gut mit Dir meine . . . alter Junge, glaubst Du's mir . . . Also kurz und gut: ich rathe Dir, schränke den Verkehr zwischen Deinem Hause und Romberg ein . . . (Die Sonne sendet die letzten Strahlen in's Zimmer.)

Imhoff (gedehnt). Wie?

Justus. Oder besser (ein wenig beklommener und leiser) den Verkehr zwischen Romberg und . . . Deiner Frau!

Imhoff (überlegen lächelnd). Ach, ist mein alter Justus auch schon unter die Pharisäer gegangen? Schüttelst wohl auch schon Dein weises Haupt über die Extravaganzen Rombergs? (Innig.) Den muß man kennen, wie ich ihn seit langen Jahren kenne mit seinen kleinen Schwächen und seinen großen Tugenden, und dann . . . liebt man ihn!

Justus. Nein, Imhoff, mach' der Sache ein Ende! Denn — also 'raus muß es — man tuschelt und flüstert vorläufig noch ganz leise, daß . . .

Imhoff (schnell aufstehend, scharf). Justus!

Justus. Kein Wort weiter, mein Junge, weiß Alles, was Du sagen willst! Daß es nichtswürdige Verleumdung ist . . . Romberg ist ein Ehrenmann . . . na, über Deine Frau ein Wort zu verlieren, wäre wirklich Frevel!

Imhoff (stark). Dieser Ansicht bin ich auch! (Er setzt sich.)

Justus. Aber . . . wozu den infamen Klatschbasen unnöthig die Mäuler aufreißen! . . . (Er geht umher.) Romberg ist ein recht rares Exemplar! Der hat gewiß mal an einem Sonntag bei hellstem Sonnenschein die Nase in die Welt gesteckt! Ein schöner Kerl, reich, unabhängig, begabt, so recht der Mann, um die Weiber toll zu machen! Mag er wollen oder nicht — die einfache Thatsache, daß er mit einer Frau verkehrt, sei es auch noch so freundschaftlich . . . die genügt, um dieses Femininum in schlechten Ruf zu bringen. Man muß auch den Schein vermeiden! Und wozu . . .

Imhoff. Du stockst? Du siehst ja, ich bin ganz ruhig.

Justus (mit einem Ruck, den er sich giebt). Ja, Imhoff, wozu die Frau in die Gefahr bringen? (Er legt ihm beide Hände auf die Schultern, milde und warm.) Mein guter, alter Freund, mir kannst Du ja doch keinen blauen Dunst vormachen . . . Du — — bist . . . nicht glücklich in Deiner Ehe! (Pause; eindringlich, aber leiser.) Nicht wahr, Du bist nicht glücklich?

Imhoff (nach kurzer Pause, leise und zitternd). Nein! . . . Ich habe das Glück nicht gefunden, das ich gesucht habe! . . .

Justus. Wußt' ich! Fühlte ich! Deine traurigen, müden Augen . . . Ja, die sprachen beredter, als Dein stummer, stolzer Mund! Und Deine Frau ist auch nicht glücklich! Kann es nicht sein! Die hat sich aus ihrem strahlenden Leben nicht in die enge Welt hier hineingewöhnen können, vielleicht auch nicht wollen! Kann mir's wohl denken, wie Du zuerst an ihr herumgemodelt und — gebosselt hast. Aber dann hast eingesehen, daß der Stein zu hart war . . .

Imhoff (ergreift bewegt Justus' Hand). Du hast Recht, Justus!

Justus. Und, Eduard, eine unbefriedigte oder gar unglückliche Frau kann nicht ungestraft mit Romberg verkehren! (Pause.) Noch Eins, liebst Du sie noch?

Imhoff. Ja!

Justus. Dann mache mit Romberg ein Ende, bevor es zu spät ist, bevor . . .

Romberg (durch die Mitte, in elegantem Velocipedanzuge, bleibt in der Thür stehen, auf der Gasse und Bühne herrscht Zwielicht). Hahaha! Wißt Ihr, Kinder, wie Ihr mir vorkommt? Wie so in der Spinnstube die alten Weiber, die sich in der Schummerstunde Gruselgeschichten erzählen! (Er kommt herein.) Na, im Dunkeln, sagt man ja, sei gut munkeln! (Er reicht Imhoff die Hand, die dieser, in Sinnen versunken, ihm langsam giebt.) Guten Abend, mein Junge! (Er begrüßt Justus.) Servus! Na, altes Medicinalhuhn, wieviel Menschen haben Sie heute in die Welt hineingeholfen und wievielen wieder 'raus? (Wegwerfend.) Ich weiß übrigens immer noch nicht, was angenehmer ist für die Passagiere: die Ankunft oder die Abfahrt!

Justus. Mir ist ein längerer Aufenthalt auf der Hauptstation doch das Liebste!

Romberg. So hängen Sie am Leben? Geschmackssache! (Er verbeugt sich gegen den leeren Stammtisch.) Sie erlauben doch, meine Herren? Meinen unterthänigsten Gruß, Herr Bürgermeister! . . . Herr Stadtrath, Frau Gemahlin 'mal wieder den Hausschlüssel confiscirt? (Währenddessen zündet Fritz die Straßenlaterne an, welche ihr rothes Licht in die Weinstube wirft.) Weißt Du, Eduard, wie lange Deine Frau und ich bis Fichtenthal gebraucht haben und dann über Langenhöhe zurück? 'ne Stunde 55 Minuten! Hui, das ging! Wie die Frau radeln kann, es ist wahrhaftig großartig! Als wir beim Waldschlößchen vorbeikamen, wurde da grade bei Kaffee und Kuchen so 'ne große Schlacht geschlagen! Alle waren sie da: die Frau Stadträthin und die Frau Bürgermeisterin und natürlich die baumlange Tante Griebenow! Und da gab's nun ein Gewisper und Getuschel! Wir das sehen und vorbei . . . haste nicht gesehen! . . . Kinder, die Augen hättet Ihr sehen sollen! Ach was Augen! Glühende Dolche, vergiftete Pfeile, Ihr kennt ja die edlen Sippen aus der „Harmonie"! Scheußlich!

Justus. Und in diesen Verein begehren Sie Einlaß, Baron?

Romberg. Natürlich! Das Stiftungsfest nächste Woche muß ich mitmachen. Das sehe ich schon Alles vor mir! Der ganze Saal erfüllt von Beamtenwürde und Bierdunst

und absoluter Heirathsfähigkeit und . . . hahaha . . . dazwischen ich! Ich glaube, ich mache so viele schlechte Witze, daß ich 'rausgeworfen werde!

Justus. Vielleicht werden Sie gar nicht 'reingelassen!

Romberg (lachend). Oho, Eduard, hast Du mich denn nicht angemeldet?

Imhoff. Bereits vor vierzehn Tagen. Die Ballotage findet übermorgen statt, nicht wahr, Justus?

Justus. Nein! Sie findet gar nicht statt.

Romberg. Also ein Abiturium mit Erlassung des mündlichen Examens? So gut ist's mir auf dem Gymnasium nicht gegangen!

Justus. Baron, ich will Sie vor Unannehmlichkeiten schützen. Sie werden gar nicht aufgenommen werden!

Romberg. Die Geschmacklosigkeit habe ich den Brüdern zugetraut, die Courage nicht!

Imhoff. Da ich Romberg vorgeschlagen habe, wäre das ja auch eine persönliche Beleidigung für mich. Sprichst Du im Namen des Vorstandes?

Justus. Bin soeben ausgetreten!

Romberg. Potz Tausend, das wird ja ganz dramatisch! (Sich auf die Tischkante setzend.)

Justus. Daß Sie nicht Enfant gâté bei den Leuten sind, das wissen Sie . . .

Romberg. Das rechne ich mir zur ganz besonderen Ehre an, Herr Physicus!

Justus. Daß aber die ganze Meute sich auf Ihren ehrlichen Namen stürzt, na, das wird . . .

Romberg (ernsthafter). Mein ehrlicher Name?

Justus. Baron, man hält Sie allgemein für den Schreiber der anonymen Briefe!

Imhoff (macht empört eine lebhaft abwehrende Bewegung).

Romberg (bricht in ein unbändiges Gelächter aus). Hahaha! Und darauf fallen Sie auch 'rein, Herr Medicus? Hahaha! Mein alter Justus, man merkt, Sie haben auch nicht ungestraft dreißig Jahre in diesem Nesselfeld gesessen. Wissen Sie, um was ich Sie längst beneidet habe? Um Ihre göttliche Grobheit!

Justus. Was das anbetrifft, glaube ich, daß auch Sie . . .

Romberg. Ja! Aber in Ihrer Grobheit liegt mehr Verve, mehr — mehr Schmiß! Ich weiß schon, was ich thun werde! Am nächsten Sonntag Vormittag, wenn die Militärmusik spielt und der ganze Spieß beisammen ist — dann stelle ich mich mit meiner Reitpeitsche auf den Marktplatz und rufe: „Wer von Euch Hallunkenpack es wagt meine Ehre anzutasten . . . (er zieht durch die Luft) dem werde ich mit dieser Feder da, meine Initialen in's Gesicht schreiben, dann kann er ja vergleichen, ob die Handschrift mit der der anonymen Briefe stimme!"

Imhoff. Alexander, man muß eine Verständigung zu erzielen suchen . . . man muß den Leuten beweisen, daß sie Unrecht haben . . .

Romberg. Faule Compromisse schließe ich nicht!

Imhoff. Gedulde Dich noch bis morgen. Rainwald hat sich bereits bei mir angemeldet.

Romberg. Ach, ist mein Spezi natürlich auch dabei? . . . (Ernsthafter.) Bis morgen Abend lasse ich Dir Zeit, die Bande zu einer demüthigen Abbitte zu zwingen. Wenn nicht . . . die Lerchen draußen im Birkenwäldchen haben lange genug kein Pulver gerochen!

Justus (nach der Uhr sehend). Donnerwetter, ich muß fort. Zum ersten Male in meinem Leben freue ich mich nicht auf meinen Skat. Gute Nacht, Eduard!

Imhoff. Gute Nacht, Justus! Auf morgen!

Justus (ab, es ist jetzt auf der Bühne ganz dunkel).

Romberg (zu Fritz, der aus dem Comptoir kommt). Sie, Kameel, machen Sie mal hier gefälligst Licht!

Fritz (steckt die eine Gasflamme über dem Schachtisch an; nur diese brennt und beleuchtet die Gruppe der beiden Männer, während der übrige Theil der Bühne in tiefer Dunkelheit liegt; ab).

Romberg. Komm Eduard, wir wollen uns den Abend nicht mit solchen Lumpereien verderben! (Setzt sich Imhoff gegenüber, steckt sich eine Cigarette an). Wenn ich mir's recht überlege, was habe ich denn eigentlich gethan, daß man mir so 'was zutraut?

Imhoff (zieht einen Bauer). Du paßt nicht zu diesen Menschen hier . . . (nach kurzer Pause) Alexander, warum lebst Du eigentlich hier?

Romberg (einen Bauer dagegenziehend). Das fragst Du mich? Einige Berechtigung hätte ich doch dazu! Bin ich etwa nicht der größte Grundbesitzer auf zwanzig Meilen im Umkreis? Habe ich vielleicht Tannhausen nur dazu geerbt, daß die Stallknechte auf den Sopha's herumlungern und die Bedienten meinen Rothwein austrinken . . . und überdies, ich fühle mich wohl hier, trotz all' des kleinstädtischen Packs, heidenmäßig wohl! (Warm.) Hab' ich nicht Dich, hab' ich nicht Dein Haus? (Pause.) Und nun laß uns vernünftig spielen! (Pause.)

Imhoff (macht einen Zug).

Romberg. Eduard, spiele doch nicht so zerstreut! (Leicht.) Wenn Du nicht Acht giebst, nehme ich Dir Deine Königin fort!

Imhoff (ruhig). Glaubst Du? (Er sieht nicht auf vom Brett, nach etwas längerer Pause zieht er wieder.)

Romberg (lacht kurz, aber herzlich auf.) Ach so, Du willst das Spiel verlieren?

Imhoff (ruhig und einfach). Nein, Alexander, ich will das Spiel gewinnen! (Beide stützen den Kopf in die Hand; tiefe Stille; während die Männer, nunmehr ganz vom Spiel gefangen genommen, auf das Schachbrett blicken, fällt ganz langsam der Vorhang).

Zweiter Act.

Bei Geheimrath von Imhoff.

Ein Salon von reichster und vornehmster Eleganz mit breiten Glasschiebethüren nach dem Park. Das Mobiliar des Salons in hellen, heitern Farben gehalten. Wiegestühle, Theetische, Chaiselongues, Stehlampen, Damenbibliothek, Schreibtisch, geöffneter Flügel, viele lauschige Ecken. Links eine Thüre. Draußen unmittelbar an der Glasthür eine große Veranda mit schöner Steinbalustrade, auf der buntglasirte Vasen mit Blumen gefüllt stehen. Auf der Veranda einige Gartenstühle, die aber die Circulation nach dem Park nicht hemmen dürfen. Ueber die Veranda ist eine buntgestreifte Marquise gespannt. Ausblick in einen großen wohlgepflegten Park. Sonnenschein. Nachmittag des folgenden Tages.

Franz (alter, vornehmer Diener, begießt die Pflanzen um eine Statue).

Justus (vom Garten her mit aufgeknöpfter Weste, nimmt den Hut ab). 'Tag, Franz!

Franz. Guten Tag, Herr Kreisphysicus!

Justus (sich den Schweiß von der Stirn trocknend). Bärenhitze! Am vierten Mai! Wenn's so weiter geht, Franz, halte ich meine Sprechstunden nächstens im Schwimmbassin ab . . . Hier wird wohl noch allgemeines Nachmittagsschläfchen gehalten?

Franz. O nein, die gnädige Frau hat die Frau Gräfin Düren von der Bahn abgeholt, und der Herr ist schon seit zwei Stunden in der Universität.

Justus. Für mich Nichts hinterlassen?

Franz. Der Herr Geheimrath läßt den Herrn Physicus bitten, hier auf ihn zu warten. Sie wüßten schon, wegen gestern.

Justus. Also, die Frau Gräfin 'mal wieder da! Immer noch so heiter und guter Dinge?

Franz. Zu dienen, Herr Doctor! Wenn die kommt . . . das ist für uns Alle ein Festtag. Da ist der Herr immer gleich so anders . . .

Justus. Hm! . . . Wo sind denn die Damen?

Franz. Im Park bei den Taubenschlägen. (Verlegen.) Herr Doctor, ich hätte auch 'ne recht große Bitte.

Justus. Raus damit. Aber gefälligst ohne lange Einleitung.

Franz. Meine Frau ist seit einigen Tagen nicht so recht wohl, und da möchte ich den Herrn Doctor bitten, doch 'mal nachzusehen!

Justus. Na also vorwärts! Wo ist sie denn?

(Franz öffnet die linke Thür. Beide ab, währenddessen kommen vom Park her Helene von Imhoff, Ende der 20; Arm in Arm mit Gräfin Düren, Ende der 50; beide Damen in Sommertoiletten ohne Hüte.)

Düren (mit dem Rücken gegen Bühne, bleibt auf der Veranda stehen). Köstlich, Helene, wirklich charmant! Wie das Alles gepflegt ist! Aus den Blumenarrangements erkenne ich Ihren Geschmack! (Wendet sich nach rechts.) Pardon, noch einen Augenblick! Die Aussicht ist womöglich noch schöner! Ganz englisch, diese kurzgeschnittenen Rasen ... superb ... Sagen Sie, Helene, gehört der Kirchthurm schon zu Tannhausen?

(Beide kommen vor.)

Helene. Es ist die Pfarrkirche von dort. Man hat eine Stunde zu Pferd hinüber. Bei günstigem Winde hören wir die Abendglocken von drüben läuten! (Sie setzen sich vorne rechts.)

Düren. Kommt Romberg oft?

Helene. Alle Tage.

Düren. Das freut mich, daß Sie mit diesem Prachtmenschen so gute Nachbarschaft halten!

Helene. Wir reiten, fahren, rudern zusammen. Er leiht mir Bücher und Musikalien ...

Düren. Spielt er noch so gut Clavier?

Helene. Wundervoll! Unser neuester Sport ist das Veloциped. Das habe ich zum größten Entsetzen der hiesigen Damenwelt gelernt.

Düren (launig). Ja, ja, das Velocipedfahren! Scandalirt eine Frau über das Radfahren des weiblichen Geschlechts — uns hört doch hier Niemand — so setze ich immer ein gewisses Mißtrauen in die Gradheit ihrer Beine. Und mit wem verkehren Sie sonst?

Helene (verächtlich). Mit Niemandem!

Düren (sie lächelnd betrachtend). Und was sagt Imhoff dazu? ... wird Ihr Mann da nicht ein bischen eifersüchtig?

Helene (stolz). Dafür ist kein Grund vorhanden!

Düren (ihr die Hand drückend). Von Ihrer Seite gewiß nicht, Helene! Aber halten Sie es nicht für möglich, ja sogar für sehr wahrscheinlich, daß sich Romberg über Hals und Kopf in Sie verliebt?

Helene (steht auf, kurz abweisend). Darüber habe ich noch nie nachgedacht!

Düren (sie prüfend ansehend, dann langsam). Wissen Sie, Helene, daß Sie da soeben eine Unwahrheit gesprochen haben? Ich bin sogar überzeugt, das Sie schon sehr viel darüber nachgedacht haben! (Gütig.) Runzeln Sie nicht die Stirn, mein Liebling, und setzen Sie sich 'mal zu mir! (Geschieht.) Ganz nahe. So ist's recht. Und nun beichten Sie mir 'mal ein wenig. (Sie streichelt ihr über das Haar.) In Ihren Briefen an mich stand immer so viel zwischen den Zeilen. Sie erzählten mir da von Ihren weiten Ritten mit Romberg, Sie berichteten mir in Ihrer amüsanten, manchmal sogar ein bischen boshaften Weise von dem Leben in Eurem Krähwinkel, von den lächerlichen Intriguen, die man gegen Sie spinnt ... über die scheinen Sie sich übrigens viel zu sehr zu kränken ... Sie erzählten mir von Sonne, Mond und Sternen, nur von Einem sprachen Sie nie:

Helene (richtet den Kopf stolz in die Höhe).

Düren. ... von Ihrem Mann! Und so haben Sie mich dazu verleitet, über Ihre Ehe ein wenig nachzudenken. (Gütig.) Helene, Sie wissen doch, daß ich Sie lieb habe, nicht wahr?

Helene. Ja.

Düren. Ich habe mich oft gefragt: wie kamen Sie dazu, ein so schönes, vielumworbenes Mädchen, den so viel älteren Mann zu heirathen? Wie kam so viel Lebenslust zu so viel Ernst? (Leiser.) Haben Sie Imhoff geliebt?

Helene. Sein Charakter, sein Genie haben mich stets mit Bewunderung erfüllt ...

Düren. Nur mit Bewunderung? So, so! (Nach kurzer Pause.) Und jetzt sind Sie mit Romberg so befreundet?

Helene. Er ist hier der einzige Mensch, der so denkt und fühlt wie ich! Soll ich vielleicht mit diesen lächerlichen, hämischen Krämerseelen verkehren? Ich hab's versucht! Ich kam hierher mit dem festen Vorsatz, Alles zu vergessen und mich hier einzugewöhnen ... ich kam mit gutem Willen, glauben Sie mir's, Elisabeth, aber ich konnte mich nicht unterducken lassen ... wollte ich mich nicht selbst und alle Freude am Leben verlieren. (Voll Hohn.) Gräfin, wenn Sie diese Menschen kennen würden, wie ich sie kenne! Diese Männer: engherzige Pantoffelhelden', und diese Weiber, diese Weiber! (Leidenschaftlich.) Können Sie mir's verdenken, daß es mir ein wahres Labsal ist, mit einem Menschen wie Romberg sprechen zu können? ... ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich ohne ihn beginnen sollte! (Pause.)

Düren. Fürchten Sie nicht die Gefahr?

Helene (stolz). Welche? Ich weiß, (schroff) was ich dem Namen meines Mannes schuldig bin! (Flammend.) Was ich da drinnen empfinde ... das geht wohl nur mich an! (Sie geht erregt nach hinten.)

Düren (aufstehend, für sich). Schlimme Dinge!

Justus (von links).

Düren (bemerkt ihn und versucht, sich zur Heiterkeit zu zwingen). Ah, da ist ja auch mein lieber alter Grobian!

Justus. Herzlich willkommen, Frau Gräfin! (Indem er ihr die Hand küßt.) Heut ist Donnerstag. Bin also rasirt.

Helene (vorkommend, mit gekünstelter Heiterkeit). Halt, halt! Sonst werde ich eifersüchtig!

Justus (küßt auch Helenen die Hand). Hat der Spaziergang Sie erfrischt, Frau Gräfin?

Düren (nimmt links Platz). Diese Luft hier, köstlich! Ihr Leutchen in der kleinen Stadt wißt ja gar nicht, wie gut Ihr es habt!

Justus. Mit der „guten Luft" ist das bei uns so 'ne Sache, Frau Gräfin! Hier draußen — na ja, da geht's ja! Aber da drunten im Nest, da brodelt's wie in 'ner richtigen Großstadt!

Düren. Haben Sie denn hier jetzt so viel Fabriken?

Justus. Fabriken? Nee! Aber Kaffeekränzchen! (Er zeigt in den Park.) Da kommt Einer, der pfeift noch aus 'nem ganz andern Loch, wenn er auf das Thema zu sprechen kommt! (Romberg kommt durch den Park.)

Düren (lachend). Ist wohl der schwarze Mann, mit dem man die ungezogenen Bälger zu Bett schickt? „Kinder, seid artig, sonst kommt der Baron Romberg!"

Romberg (lachend). Das habe ich mir gedacht, daß Sie nur von mir sprechen, Gräfin! (Küßt ihr die Hand.) Ja, ja, alte Liebe rostet nicht! (Dann küßt er Helenen die Hand.) 'Tag, Frau Helene! Bitte um etwas weniger Regenwettervisage, Herr Physicus! ... Frau Helene, nachher reiten wir noch ein Stündchen bis zu Tisch ... ein Wetter, kolossal ... die Chaussee schon im Schatten ... die ganze Luft so erfüllt von Fliederduft!

Justus. Prosit Mahlzeit, nach Kaffee riecht's!

Romberg. Das sage ich Ihnen gleich, beste Gräfin, unser Tagesprogramm dürfen Sie nicht stören ...

Düren. Noch ganz der Alte! Wissen Sie, Romberg, von wem ich Sie grüßen soll? Von dem schönsten Mädchen in der Residenz, das sich recht oft und ich glaube recht ungeduldig nach Ihnen erkundigt!

Romberg. Der Engel soll sich erkundigen, bis er so alt wird wie eine Balleteuse! Nein, Gräfin, den Pelz verdienen Sie nicht! Mit den beiden himmlischen Menschen hier fühle ich mich so wohl . . . ich wäre ein Narr, wollte ich's ändern!

Düren (verständnißvoll nickend für sich). Hm! Hm!

Imhoff (von links). Guten Tag allerseits! Nun, Gräfin, haben Sie sich schon wieder eingelebt bei uns?

Düren. Gewiß, lieber Imhoff, ich bin ganz orientirt.

Imhoff (tritt an den rechten Tisch und liest einige Briefe).

(Lucy und Hessing kommen vom Park her.)

Lucy. Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, gnädige Frau, daß ich so früh komme. Aber Papa hatte natürlich verschlummert, um welche Uhr gegessen wird, und da dachte ich, lieber ein bischen zu früh, als zu spät!

Justus. Hast'e ganz Recht, mein' Tochter!

Helene (der Gräfin vorstellend). Fräulein Justus . . . Herr Doctor Hessing!

Düren (sie wohlgefällig betrachtend). Ein hübsches Brautpaar! Meine Gratulation!

Lucy, Hessing (lachen).

Lucy. Weit gefehlt, Frau Gräfin, wir haben ganz und gar nicht die Absicht! So nett nämlich der Herr Doctor aussieht, so unausstehlich ist er!

Düren (leise zu Helene und Romberg). Und dabei lacht ihnen Beiden die Liebe aus den Augen!

Lucy (ist auf ihren Vater zugetreten und knöpft ihm die Weste zu). Wie das wieder aussieht — schrecklich!

Justus. Aber bequem!

Lucy
Hessing } (gehen nach der Veranda und plaudern dort).

Franz (servirt Thee).

Düren (Thee nehmend). Gott sei Dank, eine gute Tasse Thee. Den Menschen, der mir heute das Diner im Speisewagen servirte, sollte man wahrhaftig aufhängen.

Justus . . . oder in die Harmonie aufnehmen! (Da Justus ihm den Thee servirt, entrüstet). Thee? Nee!

(Stellung.)

Lucy * Hessing *
Helene * * Justus
Düren * Romberg * Imhoff
* *

Helene
Düren
Romberg } (unterhalten sich sehr lebhaft).

Justus (tritt an den noch Briefe lesenden Imhoff heran, leise). Imhoff, einen Augenblick!

Imhoff (leise und schnell). Hast Du Rainwald nochmals gesprochen? Wird er kommen?

Justus. Schlag halb sieben.

Düren (rufend). Allons, allons, Messieurs!

Imhoff. Gleich, Gräfin! (Leise.) Sprach er nicht sein Bedauern über den Vorfall aus?

Justus (leise). I bewahre! Ich weiß nicht: der Mann macht heute einen verteufelt sicheren Eindruck! (Sprechen weiter.)

Lucy und
Hessing } (lachen laut auf der Veranda).

Düren (das Paar mit der Lorgnette betrachtend.) Das zwitschert, wie ein paar Lerchen, die sich über den erwachenden Frühling freuen!

Romberg (sich auf seinem Stuhl nach Imhoff umdrehend). Kinder, seid doch nicht so ungalant gegen die Damen! (Er steht auf und tritt ungefähr in die Mitte). Was steckt Ihr denn da schon wieder so geheimnißvoll die Köpfe zusammen . . . En avant! (Er will zu den Damen.)

Imhoff. Alexander!

Lucy und Hessing (kommen zurück).

Romberg. Du willst wohl über die Dummheit von gestern mit mir reden? Nein, mein Junge, ich gehe zu den Damen, das ist mir wichtiger! Bis sieben hast Du noch Zeit, dann sind die vierundzwanzig Stunden um.

(Die allgemeine Aufmerksamkeit richtet sich auf das Gespräch.)

Imhoff. Und dann?

Romberg (ihm auf die Schulter klopfend). Dann überlasse die Sache gefälligst mir.

Imhoff (lebhafter, ohne auf die Gesellschaft zu achten). Das eben will ich vermeiden, wenn es irgend möglich ist.

Helene (zu Düren). Die Sache scheint ernsthaft zu sein!

Düren (beschwichtigend). Vielleicht ein Sturm in einem Glase Wasser!

Romberg. Aber Eduard, hier vor den Damen . . .

Imhoff (unbeirrt). Laß mich gewähren, Alexander! Ich werde den Mann von seinem Unrecht überzeugen und Dir jede Satisfaction verschaffen. Ich habe noch eine Stunde Zeit, die werde ich nützen.

Romberg (übermüthig). Wenn Dir's aber nicht gelingt, mein alter Spezi?

Düren. Darf man vielleicht erfahren?

Hessing (leise zu Lucy). Hier finde ich den Stoff zu meinem Roman.

Romberg. Meinetwegen! Wir wollen 'mal die Sache ein paar klugen, unparteiischen Richtern vortragen. Also, mes dames, kurz und bündig: ich bin beleidigt worden! Name und Ursache können Sie nicht interessiren. Hundsföttisch beleidigt worden! Nicht wahr, Eduard, das giebst Du doch zu?

Imhoff (bestimmt). Jawohl!

Romberg. Justus, Sie auch?

Justus. Als 'ne Schmeichelei kann man's allerdings nicht auffassen!

Romberg. Ich frage Sie also, verehrte Anwesende: was hat ein Mann von meiner Herkunft in solchem Falle zu thun? Nun, Frau Gräfin? (Kurze Pause).

Düren (ernst). Wenn es sich um die Dame Ihres Herzens handelt, müssen Sie die Affaire mit zehn Schritt Barrière abmachen!

Romberg. Nein, Gräfin, es handelt sich ausnahmsweise um gar keine Dame! . . . Herr Doctor Hessing, darf ich um Ihre Ansicht bitten?

Hessing (selbstverständlich). Herr Baron, ich war Corpsstudent!

Romberg. Verstehe! Sanctioniren also! . . . Fräulein Justus?

Lucy. Ich verstehe von diesen Dingen wirklich zu wenig. Ich war nämlich nicht Corpsstudent.

Romberg. Justus, was würden Sie thun, wenn Sie beleidigt würden?

Justus. Strychnin verschreiben und 's den Andern saufen lassen!

Romberg (lacht). Hat 'was für sich! Frau Helene?

Helene (aufstehend, ruhig). Ein Mann, wie Sie, muß sich unter allen Umständen schlagen.

Romberg. Bravo. Sie sprechen doch immer meine Sprache!

Helene. Bist Du nicht auch dieser Ansicht, Eduard?

Imhoff. Ich stehe auf dem Standpunkt der Gräfin! Ein Mann hat meinem Empfinden nach nur das Recht und die Pflicht, mit der Waffe für die Ehre seiner Frau einzutreten oder sich zu rächen, wenn sie selbst seinen Namen beschmutzt. Alle anderen Gründe sind für mich nicht stichhaltig! Wenn es ein Bube in frechem Uebermuth wagt,

mich zu beschimpfen, soll ich deswegen mein Leben auf's Spiel setzen? Soll ich Alles dem blöden Zufall des Laufes einer Kugel preisgeben? Alles, was ich erstrebt und erreicht habe und genieße? Die Achtung meiner Mitmenschen, die Früchte meiner Arbeit, den Frieden meines Hauses? Das Alles hinopfern, weil es einem Thunichtgut beliebte, mich körperlich oder moralisch anzurempeln?

Düren. Imhoff, Sie werden diese Sitte nicht aus der Welt schaffen!

Imhoff. Gewiß nicht! Aber ich habe nicht nöthig, mich an dieser mittelalterlichen Barbarei zu betheiligen! Was wird denn mit solchem Ehrenhandel bewiesen? In den meisten Fällen weiter Nichts, als daß der Beleidiger ein besserer Schütze ist, als der Beleidigte! In den meisten Fällen nur, daß eine Familie unglücklich gemacht wird durch die Rauflust eines salonfähigen Wegelagerers!

Romberg. Ich theile Deine Ansicht nicht, Eduard! Beweisen will ich nur, daß ich mir von Niemandem auf Gottes weiter Erde eine Nichtswürdigkeit ungestraft nachsagen lasse! Wie ein Mensch ohne Geld leben kann — schön muß es nicht sein, aber ich kann mir's denken! Wie aber ein Mann leben kann, ohne seine Ehre vertheidigt zu haben bis zum letzten Athemzuge: das verstehe ich nicht! Mehr als mein Leben kann ich für meine Ehre nicht einsetzen, der Preis ist hoch, aber doch nicht zu theuer!

Imhoff. Du würdest als verheiratheter Mann nicht so sprechen!

Romberg. Ob ledig oder nicht, das ändert an der Sache gar Nichts.

Imhoff. Mehr als Du glaubst! Man setzt sein Leben nicht so leicht auf's Spiel, wenn man noch Pflichten gegen Andere hat!

Romberg. Mein guter Eduard, was meine Urahnen und Väter gethan haben in solchen Fällen, das werde ich auch thun, und so Gott will, sollen's meine Jungens mir 'mal nachmachen! Glaubst Du, daß wir umsonst die drohende Faust in unserem Wappen führen? Glaubst Du, es würde sich für mich schicken, mir von einem Amtsrichter und ein paar Schöffen meine beleidigte Ehre repariren zu lassen? Ich heiße Alexander von Romberg! Gebe Dir gerne zu, daß Dein Adel wahrscheinlich viel mehr werth ist: Du hast Dir Deinen Adel durch Deine Heldenthaten in der Wissenschaft errungen . . . mir ist mein Adel in die Wiege gelegt worden! . . . Nenn's junkerliches Vorurtheil, nenn's mittelalterliche Brutalität, nenn's, wie Du willst . . . aber dieses „Vorurtheil" habe ich mit der Muttermilch eingesogen, mit diesem Vorurtheil bin ich aufgewachsen, mich zu wehren mit der Waffe in der Hand, wenn ich angegriffen werde; ja, das steckt uns Allen nun einmal im Blute — mit diesem Vorurtheil werde ich . . . und wenn's bestimmt ist, durch dieses Vorurtheil einmal sterben!

Helene (ist ihm mit leuchtenden Augen gefolgt). Wenn ich ein Mann wäre, ich dächte ebenso!

Imhoff. Ich kenne bessere Mittel, seine Ehre zu vertheidigen und wiederherzustellen, klügere und menschlichere! Dem Gegner sein Unrecht beweisen, den Feind zur Abbitte zwingen! Weise Rainwald nach, daß Du nicht der Schreiber dieser anonymen Briefe bist . . . zwinge ihn, an Deine Ehrenhaftigkeit zu glauben! (Immer lebhafter.) Ich gebe Dir mein Wort, Alexander, ich will Dich darin unterstützen, so weit es in meinen Kräften steht. Meine Verbindungen hier reichen weit, mir stehen alle Kreise offen, alle Mittel zur Verfügung, und es sollte doch wahrhaftig mit dem Teufel zugehen, wenn es nicht gelingen würde, den Missethäter unter dieser Handvoll Leute ausfindig zu machen! (Immer stürmischer.) Ich werde suchen, unablässig suchen, thue das auch. . . . Justus, Doctor Hessing, meine Frau werden Dich unterstützen . . . (Mit hinreißender Wärme.) . . . Und glaub' mir's, an dem Tage, an dem wir den Frevler ausliefern und an den Pranger stellen, an dem Tage, an dem Rainwald Dich um Verzeihung bitten muß . . . Alexander, an diesem Tage wirst Du einsehen lernen, daß man durch andere Mittel seine besudelte Ehre reinigen kann, als durch einen brutalen Kugelwechsel!

Romberg (die Uhr ziehend, kalt.) Halb sieben? Noch eine halbe Stunde, Eduard, dann ist die Frist abgelaufen!

Franz (links). Herr Major Rainwald wünscht Excellenz zu sprechen. (Kurze Pause.)

Imhoff. Führen Sie den Herrn Major in mein Arbeitszimmer!

Düren. Franz, holen Sie mir doch, bitte, meinen Umhang! (Franz ab.) Ich denke, wir promeniren ein bischen im Park und sehen uns die Fasanerie an! (Während sie mit Romberg und Helene nach hinten geht.) Ich muß nämlich zu meiner Schande gestehen, daß ich Fasanen nur in getrüffeltem Zustande kenne! (In die Hände klatschend.) Ach, wie schön: sehen Sie doch den Mond!

Lucy (leise zu Hessing). Sie haben Recht: den Stoff zu Ihrem Roman haben Sie gefunden. Wird er traurig enden?

Hessing. Ich hoffe nicht.

(Die Gesellschaft in lebhafter Unterhaltung in den Park.)

Helene (dreht sich noch einmal auf der Schwelle um, sie tritt einige Schritte vor, als ob sie Etwas sagen wollte, dann folgt sie den Andern).

Imhoff (zu Franz, der der Gräfin den Umhang gebracht hat und nun von der Veranda zurückkehrt). Franz, bitten Sie den Herrn Major doch lieber hierher. Die Luft in der Bibliothek ist jetzt immer so stickig!

Franz (ab).

(Die Sonne vergoldet Park und Salon mit ihren letzten Strahlen.)

Justus. Na, weniger schwül ist's hier auch nicht!

(Pause, während welcher Imhoff einen Gang durch's Zimmer macht, dann einen Moment auf die Veranda tritt, sich frische Luft zufächelt und dann zurückkehrt.)

Rainwald (von links). Excellenz! (Er verbeugt sich).

Imhoff (erwidert höflich den Gruß).

Justus. Warum haben Sie denn, Herr Major, nicht den Herrn Bürgermeister mitgebracht, wie Sie mir Vormittags zusagten?

Rainwald. Der Herr Bürgermeister ist verhindert ...

Justus. Haha! Erst ist er furchtbar entrüstet, und dann spielt er den Drückeberger!

Rainwald. Herr Geheimrath, dürfte ich um den Vorzug bitten, allein mit Ihnen verhandeln zu dürfen?

Justus. Die versteckte Anspielung scheint mir zu gelten! Gehe schon, Herr Major, da draußen athme ich wenigstens frische, reine Luft! (Er geht in den Park; es beginnt jetzt allmählich im Park und Salon zu dunkeln.)

Rainwald (setzt sich auf eine erneute Einladung Imhoffs).

Imhoff (ihm gegenüber). Sie haben mich zu sprechen gewünscht ...

Rainwald. Ja, Excellenz!

Imhoff. Gestatten Sie mir, Ihnen der Kürze halber zu bemerken, daß ich über den Zweck Ihres Besuches unterrichtet bin. Ich hoffe, Herr Major, Sie haben das Unrecht eingesehen, welches Sie meinem Freunde zugefügt haben!

Rainwald. Ich bedauere, Excellenz, das ist nicht der Zweck meines Besuches. Ich bin hier, um den Verdacht zu bekräftigen, den man in der ganzen Stadt gegen den Herrn Baron hegt. Nach den Statuten unseres Vereins hätte es ja genügt, wenn wir schriftlich ...

Imhoff (mit verbindlicher Handbewegung unterbrechend). Bevor Sie fortfahren, Herr Major, und vielleicht Worte ausgesprochen werden, die unwiderruflich sind ... daß die anderen Herren des Vorstandes, die Herren Lamprecht, Griebenow ... (Er sucht nach weiteren Namen.)

Rainwald (ergänzend). Stadtrath Hübner ...

Imhoff. ... und Hübner die Aufnahme des Herrn Barons verweigern ... das hat wohl immerhin erklärliche Gründe. Romberg ist ein Mann, der sein Herz auf der Zunge trägt, dessen Lebensanschauungen in schärfstem Widerspruch stehen zu den Ansichten der Herren ... es sind wohl auch ein paar Hitzköpfe unter ihnen ... genug, das ist

in einer so kleinen Stadt wohl nicht verwunderlich. Daß aber Sie, Herr Major, ein ernsthafter Mann, sich gewissermaßen zum Fahnenträger dieser Herren bereit erklären ... das verleiht der Affaire doch eine eminente Bedeutung!

Rainwald (entschieden). Die verdient sie auch, Excellenz!

Imhoff. Herr Major, ich habe nicht die Ehre, Sie genau zu kennen. Ich weiß nur, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun habe, dafür bürgt mir der Rock, den Sie lange Jahre getragen haben ...

Rainwald (ergrimmt). ... und den ich auf Betreiben des Herrn Baron ablegen mußte!

Imhoff. Wir sind bereits bei dem Punkte, den ich erwähnen wollte. Sie waren gleichzeitig mit Romberg Adjutant bei Hofe. Sie hegten die Hoffnung, Oberstallmeister zu werden. Als Romberg diese Auszeichnung zu Theil wurde, glaubten Sie, daß er gegen Sie intriguirt habe, und nahmen Ihren Abschied. Die Sache wirbelte viel Staub auf. Seit jener Zeit verfolgen Sie ihn, wie ich höre, ganz offenkundig mit Ihrem Haß. Hand auf's Herz, Herr Major, glauben Sie nicht, daß dieser Groll — wie soll ich mich ausdrücken? — dieser gekränkte Stolz Sie auch bei der Beurtheilung des Falles verwirrt, der Sie heute hierhergeführt hat?

Rainwald. Nein, Excellenz, das sind ganz getrennte Dinge! So fest ich davon überzeugt bin, daß ich den Kabalen des Barons meinen Abschied verdanke (Imhoff wehrt lebhaft ab, Rainwald steht auf, mit Energie), so fest glaube ich daran, daß er der Schreiber dieser anonymen Briefe ist! (Pause).

Imhoff. Da ich mir unmöglich denken kann, daß Sie lediglich auf ein Gerücht hin den unbescholtenen Mann anklagen ...

Rainwald (sich wieder setzend). Ganz recht, Herr Geheimrath, den Klatsch überlasse ich den Anderen, und es wird in unserer Stadt wahrhaftig genug albernes Zeug geklatscht!

Imhoff (plötzlich lebhaft). Nicht wahr, das glauben Sie auch? (Er athmet ein wenig auf, dann langsam.) Welche Beweise haben Sie also in Händen?

Rainwald. Zunächst: sämmtliche anonyme Briefe sind auf demselben englischen Papier mit dem gleichen sehr seltenen Wasserstempel geschrieben. Keine Handlung in der Stadt führt diese Sorte Papier. Baron Romberg hat nun eine Bücherbestellung für die Universitätsbibliothek genau auf demselben Papier gemacht, auf dem die anonymen Briefe geschrieben sind. Hier die Beweisstücke: den Brief an die Harmonie — die Bestellung des Barons. Das beweist seine Unvorsichtigkeit zur Genüge!

Imhoff (der einige Zeit die Briefe prüft, dann ruhig lächelnd). Herr Major, verzeihen Sie, das beweist gar Nichts. Ich selbst bin zufällig in der Lage, Sie über diese Papiergeschichte aufzuklären. Ich machte vor einiger Zeit Romberg auf ein sehr lesenswerthes Buch aufmerksam. Da ich mein Exemplar nicht entbehren konnte, bestellte er sich das Werk in der Universitätsbibliothek. Und zwar — ich entsinne mich ganz genau — er schrieb die Bestellung dort, am Schreibtisch meiner Frau, die gerade nicht anwesend war. Sie sehen also, daß da eine Zufälligkeit vorliegt, daß meine Frau zufällig dasselbe Briefpapier besitzt, wie der anonyme Briefschreiber! Die Sache also klärt sich in ganz natürlicher Weise auf! Dadurch wird die Frage nicht beantwortet: wer war's? Das also sind keine Beweise, Herr Major! (Dämmernder Mondschein im Park.)

Rainwald. Excellenz, Sie zwingen mich, eine Angelegenheit zu berühren, welche ich lieber nicht zur Sprache gebracht hätte! Weil dabei eine Ihnen sehr nahestehende Persönlichkeit, die ich aufrichtig verehre, eine gewisse Rolle spielt: Ihre Frau Gemahlin!

Imhoff (ihn erstaunt ansehend). Meine Frau?

Rainwald. Urtheilen Sie selbst, Herr Geheimrath! Ich hatte auf dem letzten Universitätsball das Unglück, das Mißfallen Ihrer Frau Gemahlin zu erregen durch eine abfällige Bemerkung, welche ich über Romberg machte. Ich gebe zu, das war unvorsichtig, aber bei meinen Gefühlen für den Herrn Baron wohl verzeihlich ...

Imhoff (ungeduldig auf die Lehne seines Sessels klopfend, lebhafter.) Beweise, Beweise, Herr Major.

Rainwald. Am nächsten Morgen erhielt ich diesen anonymen Brief. Der Schreiber bezieht sich offenbar auf das Gespräch mit Ihrer Gemahlin und giebt mir in einer recht leidenschaftlichen Weise den Rath, mich mit der Person Rombergs nie mehr zu beschäftigen! Mit diesem Briefe schwand für mich jeder Zweifel an der Urheberschaft. Die Sache liegt wirklich zu einfach. (Imhoff folgt Rainwald mit immer lebhafterer Theilnahme.) Ihre Gemahlin ist, wie Sie selbst, mit dem Baron sehr befreundet. Sie war zornig über die Aeußerung, die ich gemacht hatte. Das merkte ich sofort. Sie hat sie in ihrem Freundschaftsgefühl am nächsten Tage Romberg wiedererzählt und (auf den Brief klopfend) der Schluß ergiebt sich von selbst!

Imhoff (der lange in den Brief starrt). Seltsam! Seltsam! (Lebhafter.) Irgend eine zufällig in der Nähe befindliche Person wird Ihr Gespräch belauscht haben ...

Rainwald (bestimmt). Niemand, Excellenz!

Imhoff (immer lebhafter). Besinnen Sie sich nur genau, Herr Major, irgend ein Unberufener ...

Rainwald. Niemand, Excellenz! (Aufstehend, mit aller Energie.) Diesen Brief hier kann nur Herr Baron Romberg geschrieben haben!

Imhoff (fährt sich mehrere Male verwirrt über die Stirn, er will zu sprechen beginnen, man merkt ihm die wachsende Unruhe an, endlich zögernd). Herr Major ... ich selbst bin .. (Plötzlich aufspringend und auf den Tisch schlagend). Nein und tausend Mal nein! Der Mann kämpft nicht mit geschlossenem Visir! Der Mann ist einer Feigheit unfähig!

Rainwald. Das sagen Sie, als sein Freund, Excellenz, aber ich brauche doch diesen Standpunkt nicht zu theilen!

Imhoff (immer steigernd). Ich werde den Urheber erforschen, verlassen Sie sich auf mich und ... (während dieser Worte erscheint auf der im Mondschein daliegenden Veranda Romberg) wenn ich Ihnen den Frevler stelle ... (leidenschaftlich) werden Sie sich dann zu einer öffentlichen Abbitte bereit erklären?

Rainwald (siegesgewiß). Dann? ... zu jeder!

Romberg (vortretend). Nein, so lange wollen wir mit der Affaire nicht warten! (Kalt.) Kurz und bündig: halten Sie mich für den Schreiber dieser Briefe: ja oder nein? (Sie stehen sich gegenüber.)

Rainwald (ihm fest in die Augen sehend). Ja!

Romberg (verächtlich). Ich bin kein Freund von Verzögerungen! Wenn es Ihnen genehm, können wir die Sache bereits morgen früh austragen!

Rainwald (haßerfüllt, aber ruhig). Es ist mir genehm!

Romberg (kalt). Die Bedingungen in einer Stunde?

Rainwald (kalt). Einverstanden!

Romberg (höhnisch). Hm! Hm! Sie haben doppeltes Pech, Herr Major, Sie schießen sich mit mir an einem Freitag!

Rainwald (mit eisiger Ruhe). Ich bin nicht abergläubisch, Herr Baron! (Er verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor Imhoff, der seinen Gruß höflich, aber kalt erwidert, und verläßt dann den Salon links.)

Imhoff (geht erregt durch's Zimmer). Umsonst! Umsonst!

Romberg (wieder in leichterem Ton). Du hast Dir gewiß alle Mühe gegeben, diesen ... verunglückten Oberstallmeister umzustimmen ... ich danke Dir dafür, mein Junge! aber ich verlange noch einen Dienst von Dir! Du mußt sofort zu ihm gehen und ihm die Bedingungen überbringen!

Imhoff (ihn starr ansehend). Ich?

Romberg (ernster). Ich habe Niemanden hier in der Stadt, von dem ich diesen Freundschaftsdienst verlangen könnte. Du hast mir vorher ja allerdings deutlich genug gesagt, wie Du über das Duell denkst! Aber den Dienst darfst Du mir nicht verweigern!

Ich verlange von Dir viel, sehr viel . . . ich verlange von Dir, daß Du mir zu Liebe Deine Ueberzeugung opferst . . . aber unsere Freundschaft wiegt mehr als das Alles! (Mit inniger Wärme.) Nicht wahr, alter Kamerad, Du wirst mir das nicht verweigern? (Er hält ihm die Hand hin.)

Imhoff (sieht ihn lange an, dann schlägt er ein, mit edler Größe). Weil ich von Deiner Unschuld überzeugt bin, soll es geschehen!

Romberg. Ich danke Dir!

Imhoff (drückt die elektrische Klingel).

Franz (von links).

Imhoff. Bitte Hut und Mantel!

Franz (ab).

Imhoff (in sichtbarer Erregung). Wo wohnt Rainwald?

Romberg. Da hinten, wo sich die Hasen und Füchse gute Nacht sagen . . . am Mühlenberg . . . schöne Gegend . . . Also Schlag 6 Uhr, 500 Schritt vom Eisenbahndamm links bei den drei Pappeln . . .

Imhoff (an ihn herantretend). Und die Bedingungen?

Romberg. Zehn Schritt Barrière, gezogene Pistolen ohne Stecher und Visir (bestimmt) unbeschränkter Kugelwechsel bis zur vollständigen Kampfunfähigkeit des Einen!

Imhoff (schaudernd seine Hand ergreifend.) Alexander, das ist der sichere Tod des Mannes!

Romberg. Er verdient nichts Anderes!

Franz (mit Hut und Mantel und dann ab).

Imhoff. Auf Wiedersehen, Alexander! (Mit inniger Wärme.) Wahrhaftig, wenn Du's nicht wärst . . . für einen Anderen thät ich's nicht!

Romberg. Weiß schon, mein Alter! Ueber Dein Ausbleiben werde ich die Gesellschaft beruhigen . . . (nach der Uhr sehend) und überdies . . . es wird ja erst in einer Stunde gegessen.

Imhoff (links ab).

Romberg (geht durch's Zimmer, setzt sich in einen Wiegestuhl und pfeift vor sich hin; der Mond beginnt ganz allmählich in den Salon zu scheinen; eine Weile tiefe Stille).

Helene (tritt vom Park ein, leise). Romberg!

Romberg (aufspringend.) Ah, meine beste Freundin!

Helene (vorkommend.) Mein Mann nicht hier?

Romberg (leicht und unverdächtig.) Ich glaube, er wollte noch einen kleinen Spaziergang machen. Und Sie so allein? Wo haben Sie denn die ganze Gesellschaft gelassen?

Helene. Die Gräfin macht Toilette, die Anderen sind weit hinten im Park, wir sind also ungestört!

Romberg (ernst). Ungestört! Das klingt ja gerade so, als ob Sie mich sprechen wollen?

Helene. Das will ich auch!

Romberg. Schönste Frau, ich bin ganz Ohr! Frau Helene, Sie machen ja ein Gesicht, wie acht Tage Regenwetter? Dieser verflixte Justus steckt mit seiner ewigen Brummerei wahrhaftig alle Leute an! Also, was befiehlt meine Herrin?

Helene. Ich möchte morgen einen großen Spazierritt machen, über das tiefe Moor nach Eckersberg und Schönlinde und dann über Wallingen zurück.

Romberg. Die Entfernung unterschätzen Sie! Das bekommen wir an einem Tage unmöglich fertig.

Helene. Wenn wir früh aufbrechen, geht's vortrefflich! (Sie sieht ihn prüfend an.) Ich darf Sie also morgen früh um sechs Uhr hier vor der Terrasse erwarten?

Romberg. Morgen früh? Bedauere, aber das ist unmöglich!

Helene. Warum?

Romberg (ausweichend). Erstens habe ich Abrechnung mit den Inspectoren ... ich glaube, die Herren betrügen mich doch an allen Ecken und Enden ... dann will um sieben Uhr eine alte Frau von 93 Jahren aus meinen Sprengel beerdigt sein ... können Sie sich das vorstellen, Frau Helene, 93 Jahr! .. Da muß ich als Gutsherr wieder einige tiefempfundene Worte sprechen und die Leidtragenden trösten, die schon seit 25 Jahren auf den Tod der alten Dame warten ... kurz, morgen früh geht's wirklich nicht!

Helene. Weil Sie nicht wollen!

Romberg. Sie sind recht offenherzig!

Helene. Weil Sie sich morgen früh mit Rainwald treffen wollen!

Romberg. Wenn Sie's denn errathen haben! (Achselzuckend.) Wer kann mich wohl daran hindern?

Helene (ihn fest ansehend). Ich!

Romberg. Sie?

Helene. Ich will nicht, daß Sie sich mit ihm schießen!

Romberg. Ihr Wille in Ehren, Frau Helene, aber dieses Mal muß ich schon ungehorsam sein! Der Kerl hat mich hier vor zehn Minuten noch einmal auf's Schmählichste beleidigt, und ... „ein Mann, wie ich, muß sich doch unter allen Umständen schlagen"!

Helene. Und wenn Sie fallen?

Romberg. Das ist höchst unwahrscheinlich! Ich treffe ziemlich sicher! Wenn's aber schief geht ... 'nen schönen Kranz legen Sie mir auf's Grab — aber wenn ich bitten darf, ohne weiße Atlasschleife, die kann ich nicht ausstehen — und wenn Sie die Glocken von drüben läuten hören, so wissen Sie, daß ich mich zu meinem Vätern versammelt habe. Soweit ich die Herren kenne, werden sie mir einen außerordentlich warmen Empfang bereiten! ... Ein Mann über Bord, basta!

Helene (tonlos vor sich hinsprechend). Und ... was soll dann werden?

Romberg (blickt sie betroffen an). Frau Helene, würde denn mein Tod wirklich eine solche Lücke in Ihr Leben reißen? (Kurze Pause; dann wieder leicht.) Machen wir uns doch gegenseitig keine Complimente! Oder wollen Sie? So will ich Ihnen sagen, daß es keine schönere und liebenswerthere Frau auf der weiten Erde giebt, als Sie! (Er sieht sie lächelnd von der Seite an.) Sind Sie jetzt zufrieden? ... Und nun spreche ich 'mal ausnahmsweise ernst: und für den Fall daß ich morgen um diese Zeit ein stummer Mann sein sollte ... das will ich Ihnen doch noch sagen, daß ich Ihnen Dank schuldig bin, ja, Helene, wahrhaftig, heißen Dank! ... Denn ... ohne Phrase ... alle Freude am Dasein verdanke ich doch nur Ihnen! (Er geht umher.) Das habe ich Ihnen für alle Fälle sagen wollen: ob's nun ein Abschied ist oder nicht ... und sprechen wir nie mehr darüber! (Er hält ihr die Hand hin.) Abgemacht?

Helene (die, während er sprach, vor sich hingestarrt hat). Abschied! Das ist das richtige Wort! Deswegen wollte ich mit Ihnen sprechen. Wir müssen Abschied nehmen, Romberg ... noch heute ... Abschied für immer!

Romberg (betroffen). Helene! Ich entdecke ja ein ganz neues Talent an Ihnen: Räthsel aufzugeben! ... Ist das nun Scherz oder Ernst?

Helene. Bittrer Ernst! ... Es wird Ihnen ja nicht so schwer fallen, Sie sind ja schon einmal fortgegangen, ohne Abschied!

Romberg (sehr ernst). Ich bitte Sie, Helene, erinnern Sie mich nicht an die größte Dummheit meines Lebens! Weiß es der liebe Himmel, wenn je zwei Menschen für einander bestimmt waren ... (Pause.) Jetzt kann ich' Ihnen ja sagen ... ich habe Sie damals geliebt ... unsinnig ... bis zur Raserei ... ich glaube, ich wäre im Stande gewesen, Gedichte zu machen! ... Und wissen Sie auch, was mich fortgetrieben hat? ... Trotz, dummer, einfältiger Trotz ... würdig eines Gymnasiasten, der sich in der Tanzstunde verliebt hat ... Begreife, wer's kann! ... Weil die Vettern und Basen und die ganze

liebe Verwandtschaft tuschelte: „Da kommt er nicht mehr los, jetzt ist er endlich gefangen!" Sehen Sie, Helene, das fuchste mich, und deswegen habe ich Reißaus genommen, ich Narr!

Helene (leise). Und ließen mich allein! ... und ich habe Sie nicht einmal hassen können!

Romberg (geht erregt umher, dann bleibt er stehen, in vornehmer Männlichkeit). Als ich damals vor Ihnen davongelaufen war, da tröstete ich mich mit dem recht bequemen Mittel: „Betäube Dich 'mal wieder ein bischen!" ... Das habe ich redlich gethan! Ich habe in den fünf Jahren das Leben studirt in seinen Höhen und Tiefen! Ehrlich gesagt, viel mehr in seinen Tiefen! .. Und das Resultat? Plunder, Nichts als Plunder! Von außen — na ja — da sieht ja mein Leben so aus, was die Menschen unter Glück verstehen ... ein festes Dach über'm Kopf und festen Grund unter den Füßen ... für die blöde Menge genug, um Einen zu beneiden ... aber die Menschen kennen mich nicht ... ich glaube, Helene, selbst Sie kennen mich nicht ... schauen Sie nur einmal genauer hin ... (Auf sein Herz deutend.) Da drin wär's doch erbärmlich einsam ... ohne Sie! Ja, sehen Sie mich nicht so entgeistert an, Frau Helene! Denn wenn die Ausgelassenheit zur Tollheit ausartete und ich beinahe Ekel bekam vor mir selbst ... dann brauchte ich mich nur in eine schöne, stille Erinnerung zurückzuretten ... und fühlte mich wieder als anständiger Kerl! Dieser Erinnerung danke ich, daß ich nicht mit Haut und Haaren in dem Morast stecken geblieben bin! Und als ich zurückkam, das Herz voll von Sehnsucht nach dem Glück, als ich zugreifen wollte ... da war's zu spät ... (Pause.) Zugestanden, ich bin Ihnen damals viel schuldig geblieben, und das wollen Sie heute mit Zinsen einkassiren! Großmüthig ist das nicht! ... (Pause.) Helene, warum wollen Sie mir denn eigentlich den Stuhl vor die Thür setzen? (Mit bebender Stimme.) Warum wollen Sie denn eine Freundschaft so gewaltsam zerreißen, die so schön und so stark war? (Er tritt vor sie hin und sieht sie leidenschaftlich an). Warum?

Helene (hält beide Hände vor's Gesicht, wie um sich vor seinem Anblick zu schützen, dann leidenschaftlich ausbrechend.) Lassen Sie mich gehen, Romberg!

Romberg. Nein, Helene, so leichten Kaufs kommen Sie nicht davon! Jeder Verbrecher hat doch das Recht, nicht allein das Urtheil zu hören, sondern auch die Begründung ... ich dächte, dann hätte ich wohl auch noch darauf Anspruch! (In tiefstem Ernst.) So sehr hassen Sie also die Vergangenheit, Helene?

Helene (schließt schaudernd einen Moment die Augen und drückt mit beiden Händen die Schläfen dann bebend.) Ich bitte Sie, gehen Sie und kommen Sie nie mehr wieder!

Romberg (sieht sie lange kopfschüttelnd an). Hm! .. Seltsam! ... Und somit wollen Sie ein großes Todtenkreuz unter meinen Namen setzen: „Hier ruht" und so weiter ... „Friede seiner Asche" ... also im Handumdrehen wollen Sie mich aus Ihrem Leben streichen, als sei ich nie gewesen? Versuchen Sie's doch, ob Sie's können! Ich bin ehrlich genug zu sagen, ich kann's nicht! (Pause, dann innig.) Helene, nicht ein Wort, nicht ein einziges, aufklärendes, beruhigendes Wort?

Helene (sich abwendend, leise). Verlassen Sie mich ... (Pause).

Romberg (in tiefer Bitterkeit). Seien Sie unbesorgt, Frau Helene, unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen! (Er tritt dicht auf sie zu, in glühender Leidenschaft, leise.) Wissen Sie, was Sie in diesem Augenblick aus mir gemacht haben! Einen Menschen, dem das Leben werthlos geworden ist! (Lautlos.) Gute Nacht, Helene! (Er wendet sich nach der Richtung der Glasthür; leiser Dämmerschein des Mondes im Salon, er geht langsam, als ob ihn seine Füße nicht tragen, nach hinten, dann wendet er sich noch einmal nach ihr um, flüsternd.) Gute Nacht!

Helene (hat sich zu ihm gewendet, als er in der Thür steht, ruft sie). Romberg! ...

Romberg (eilt zurück).

Helene (in rathloser Verwirrung). Romberg ... ich muß mit Ihnen sprechen ... ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll ... aber es muß sein ... ich ...

Romberg (sieht sie prüfend an, dann herzlich). Helene, was haben Sie auf dem Herzen? Haben Sie doch Vertrauen zu mir, sagen Sie mir doch Alles, was Sie bedrückt ... vielleicht kann ich Ihnen helfen ...

Helene (immer angstvoller). Romberg ... Sie dürfen sich morgen nicht schlagen.

Romberg. Ich darf nicht?

Helene. Für mich nicht schlagen ...

Romberg. Für Sie?

Helene. Hören Sie mich an! .. Wenn ich darüber nachdenke, so ist's mir, als hätte Alles anders werden können, wäre ich hier in glückliche Verhältnisse gekommen ... Hätte ich hier Menschen gefunden ... Menschen! .. Da hätte sich wohl Vieles vergessen lassen ... Aber ich fand nicht ein einziges warmes Herz! .. Wo ich mich freundlich und harmlos gab, begegnete ich nur verletzenden Mißverständnissen ... wo ich anklopfte, fand ich nur kleinstädtische Klatschsucht, da zog ich mich dann erkältet und erbittert zurück! (Flammend.) Alle die Nadelstiche habe ich stillschweigend ertragen, die Neid und Bosheit mir zufügten, aber als Sie zurückkamen, Romberg ... als sich das elende Spiel wiederholte ...

Romberg (stürmisch einfallend). ... als man mich angriff, als man mir das Leben verbittern wollte, da haben Sie mich durch jene Briefe zu schützen versucht?

Helene. Da habe ich versucht, die Menschen zum Schweigen zu bringen, die Ihnen den Aufenthalt hier verleiden wollten, denn ich konnte ... ich mochte ... (mit dem Bekenntniß kämpfend) ja, daß Sie's nur wissen! .. ich wollte Sie nicht wieder verlieren!

Romberg (aufjauchzend in toller Lust). Herr Gott im Himmel, Helene, dann lieben Sie mich ja auch? (Er umarmt und küßt sie lange und leidenschaftlich, dann sieht er sie lange an, schaudernd und leise). Helene, es mußte so kommen ... früher oder später... Da nützte kein Kämpfen und Wehren!

Helene (traumverloren). Kein Kämpfen und Wehren! (Pause.)

Romberg (küßt noch einmal leidenschaftlich und lange Helene).

Helene. Nun Romberg ... sind Sie jetzt bereit, das Opfer für mich zu bringen?

Romberg. Welches Opfer?

Helene. Sie dürfen sich für mich nicht schlagen!

Romberg (innig). Helene, ich will Ihnen jedes Opfer bringen, das Sie von mir verlangen ... das können Sie nicht verlangen!

Helene. Sie müssen, Romberg! meine Thorheit darf kein Menschenleben fordern!

Romberg. Was soll denn sonst geschehen? Soll ich morgen früh als Feigling dastehen?

Helene. Das sollen Sie auch nicht, denn ich ...

Romberg. Jetzt ist Nichts mehr zu halten ... (Da sie ihn wieder anfleht.) Kein Wort weiter davon, Helene, das kann nicht sein!

Helene (sich von ihm losmachend). Ihr Stolz ist also stärker als Ihre Liebe?

Romberg (leidenschaftlich). Ich beschwöre Sie, verbittern Sie uns diese einzige Stunde nicht! ... Lassen Sie mich doch endlich Alles wieder gutmachen, was ich früher an Ihnen verschuldet habe! ... Den Teufel auch, jetzt ist's doch meine Pflicht, die Affaire auf mich zu nehmen! ... (Immer stürmischer.) Und wenn der Mensch dennoch besser treffen sollte, als ich ... ich wüßte doch, wofür ich stürbe! Das war mir immer ein schrecklicher Gedanke, wie Millionen Andere körperlich und womöglich geistig gebrochen in einem Krankenbett dahinzusiechen! ... (Hinreißend.) Aber so herausgerissen zu werden aus dem frischen, blühenden Leben und zu wissen, für wen man stirbt, für Jemanden, den man lieb hat ... so lieb! ... (Ueberströmend.) Da verliert der Tod wahrhaftig alles Grausige ... da ist er nur noch verlockend und verführerisch!

Helene. Und das ist Ihr letztes Wort, Romberg?

Romberg. Mein letztes Wort! Ich werde mich für Sie schlagen!

Helene. So zwingen Sie mich, mir selbst zu helfen!

Romberg. Helene, Sie wollen doch nicht etwa . . .

Helene. Ja, ich werde noch heute Abend meine Schuld eingestehen!

Romberg. Und dadurch das Duell vereiteln?

Helene. Das werde ich!

Romberg (in höchster Leidenschaft). Helene, wenn Sie mir unmöglich machen, für Sie und meine Ehre einstehen zu können . . . dann . . .

(Rapides Tempo.)

Imhoff (tritt von links ein, ahnungslos und liebenswürdig). Ihr Beide so allein und in dieser poetischen Beleuchtung? (Pause.)

Romberg (Fassung gewinnend). Wir haben uns hier ein bischen Gespenstergeschichten erzählt, nicht wahr, Frau Helene?

Imhoff (gütig). Helene, man erwartet Dich dort. Justus brummt schon, daß nicht gegessen wird.

Helene (geht langsam und müde mit geschlossenen Augen links ab).

Imhoff (der sich noch ein Mal vergewissert, daß sie allein sind, dicht an Romberg herantretend, leise und schnell). Ich habe Rainwald nicht zu Hause getroffen. Seine Wirthin erwartet ihn erst in einer Stunde. Ich habe hinterlassen, daß ich noch ein Mal kommen werde. (Er legt Romberg beide Hände auf die Schultern, sieht ihm tief in die Augen, dann mit innigster Wärme.) Ja, ja, was thut man nicht Alles für einen Menschen, wie Du!

Romberg (wie aus einem Traum erwachend, unwillkürlich überwältigt, ergreift er Imhoffs Hand und preßt sie an sich).

Imhoff. Aber Alexander, schäme Dich doch! So kenne ich Dich ja gar nicht! (Mit absichtlicher Bedeutung.) Weil ich weiß, daß Du mir treu bist und ich mich auf Dich verlassen kann . . . deswegen thue ich gern Alles für Dich! (Romberg schlägt die Augen vor Imhoffs Blick nieder). Kein Wort weiter! Komm, wir wollen uns jetzt stärken! (Er geht nach links. Vollmondschein.)

Romberg. Ich . . . komme gleich nach! (Imhoff ab; Romberg hält sich an einem Stuhl fest, dann bricht er zusammen, ohne laut zu werden). Was nun? . . . Was nun? . . . (Er starrt vor sich hin, dann bäumt er sich gegen sich selber auf, springt auf, stampft ärgerlich mit dem Fuß, giebt sich Haltung.) Donnerwetter, Kerl, nicht die Contenance verloren! (Er geht nach links, wo er mit lauten Zurufen der Gesellschaft empfangen wird.)

(Der Vorhang fällt schnell.)

Dritter Act.

Scenerie des vorigen Actes.

Abend desselben Tages. Die Marquise über der Veranda ist hinaufgezogen. Mehrere Stehlampen mit rothen Schirmen erhellen das Zimmer. Der Park in verschwimmendem Mondlicht. Die Bühne ist einen Moment leer.

Franz (von links, sieht nach, ob Alles in Ordnung ist, rückt hier und dort noch einen Sessel zurecht, stellt mehrere Cigarren- und Cigarettenkästchen mit brennendem Licht auf einen Rauchtisch und öffnet das Clavier; dann öffnet er die beiden Flügel der linken Thür).

(Aus dem Nebenzimmer Stühlerücken, lebhaftes Stimmengewirr und das Geräusch einer eben aufgehobenen Tafel. In lebhafter und heiterer Unterhaltung kommen in zwanglosen Gruppen: Düren, Helene, Lucy, Imhoff, Romberg, Justus und Hessing.)

Düren. O, welche Barberei, bei Mondschein die Lampen anzustecken! (Sie setzt sich vorn links, fächelt sich Luft zu und lacht herzlich zu dem vor ihr stehenden Imhoff.) Nein, Imhoff, so gut habe ich mich bei Tisch lange nicht unterhalten.

Imhoff. Mit Romberg?

Düren. Nein, den fand ich heute so gezwungen heiter. Aber über den alten Justus habe ich Thränen lachen müssen. (Sie versucht ihn zu imitiren.) Ist mit all seiner Grobheit doch ein Prachtexemplar! (Sie unterhalten sich weiter.)

Stellung:

Justus
*

Helene * Romberg *

Hessing *

Imhoff * Lucy *

Düren *

Lucy (leise). Nun, was macht der Roman?

Hessing. Den Entwurf habe ich im Kopfe ungefähr fertig. Mir fehlt nur noch die Lösung, der Schluß.

Lucy. Kommt auch Etwas von Liebe in Ihrem Buche vor?

Hessing. Viel!

Lucy. Glücklich oder unglücklich?

Hessing (bedeutungsvoll). Beides, Fräulein Lucy!

Romberg (zu Beiden tretend, übermüthig). Na, junges Volk, wollt Ihr nicht ein bischen hopsen? (Man wechselt die Stellungen.)

Lucy (in die Hände klatschend). Tanzen, Herr Baron? Himmlisch!

Romberg. Gräfin, thuen Sie doch den jungen Leuten den Gefallen und spielen Sie Eins auf!

Düren. Sie Quälgeist! .. Meinetwegen, den Beiden da drüben zu Liebe! (Während sie zum Flügel geht.) Aber nur einen Walzer!

Lucy (am Clavier stehend, jubelnd). Ja, ja, Frau Gräfin, wenn Sie ihn sechs Mal hinter einander spielen, sind wir ja vorläufig ganz zufrieden.

Düren (setzt sich an den Flügel und intonirt einen Walzer; das Spiel darf nicht das Gespräch (undeutlich machen oder gar übertönen).

(Währenddessen hat Hessing Lucy gravitätisch zum Tanz aufgefordert und Lucy mit einem tiefen, sehr ceremoniellen Knix eingewilligt).

Lucy, **Hessing** (tanzen auf der Veranda; man sieht sie ab und zu rechts und links verschwinden und dann wieder vorkommen).

Imhoff, **Justus** (vorn links rauchend).

Imhoff (das tanzende Paar wohlgefällig betrachtend und nach hinten nickend). Du, Justus, ... wird das Etwas?

Justus. Meinetwegen! Meine weißen Handschuhe sind auf alle Fälle gewaschen!

Imhoff (lächelnd). Er paßt zu ihr!

Justus. Und zu mir! Ist mir noch wichtiger! Spielt 'nen ausgezeichneten Skat! (Sie sprechen weiter.)

Helene (jetzt rechts).

Romberg (tritt zu ihr, laut). Na, Frau Helene, hätten Sie nicht auch Lust, ein bischen zu walzen? (Leise und schnell.) Sie haben bei Tisch ein so verdächtiges Gesicht gemacht ... ja, ja, ich kenne Ihre Augen ... wenn Sie vielleicht doch entschlossen sein sollten, das Duell noch durch 'ne Generalbeichte zu vereiteln ...

Helene (leise). Ja, dazu bin ich jetzt entschlossen.

Romberg (leise). Sie spielen ein gefährliches Spiel!

Helene. Ich wiederhole es, meine Thorheit darf morgen früh kein Unglück herbeiführen!

Romberg (leise, warnend). In Ehrenhändeln verstehe ich keinen Spaß, Helene!

Helene (fleht ihn noch einmal mit einem Blick an).

Düren (bricht das Spiel ab). Ich kann nicht mehr!

Lucy. Ach, wie schade, Frau Gräfin, wir sind noch gar nicht müde!

Düren (steht lachend auf). Aber ich! . . . Fräulein Justus, ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Ich habe gehört, Sie Beide sängen so reizende Duette. Gehen Sie jetzt mit Herrn Doctor Hessing nach dem See, rudern Sie dort im Mondschein und singen Sie. Wir hören hier gerne zu. Oder ist das Opfer zu groß?

Lucy (Hessing schelmisch von der Seite ansehend). Wollen Sie? Mir liegt nämlich gar Nichts daran!

Hessing. Mir auch nicht!

Lucy. Also gehen wir! (Beide nach dem Park ab.)

Düren. Wenn jetzt der Mondschein nicht seine Schuldigkeit bei den Beiden thut, dann gebe ich selbst die Hoffnung auf. Wissen Sie, Helene, wie es werden wird? Wir werden hier ganz genau wissen, wann die Beiden sich dort den Verlobungskuß geben!

Justus. Nanu?

Düren. Sehr einfach! Plötzlich wird im Gesang eine längere Pause entstehen. In diesem Augenblick, Herr Kreisphysicus, werden Sie Schwiegervater!

Justus. Bin ich auch 'was Rechts!

Düren. Uebrigens, Romberg, wollen Sie mit mir eine Partie Ecarté spielen? ich habe lange keinen so gefährlichen Gegner gefunden.

Romberg. Mit Vergnügen, Gräfin!

Helene (die linke Thür halb öffnend). Franz, stellen Sie den Spieltisch im Boudoir auf!

Justus (nach der Uhr sehend). Muß mich noch auf ein halb Stündchen empfehlen. Will noch Einer heute das Licht der Welt erblicken!

Romberg. Natürlich arme Schlucker?

Justus. Nichts zu beißen!

Romberg (ihm aus dem Portefeuille einen Schein gebend). Legen Sie das dem jungen Menschenkind von mir in die Wiege! Das, Gräfin, gewinne ich Ihnen ja doch gleich wieder ab!

Düren (links ab).

Romberg (folgt ihr; in der Thür stehend, sucht er noch einen Blick von Helene zu erhaschen, dann mit ärgerlichem Kopfschütteln ab).

Justus. Komme nachher wieder und hole mein Kind ab. Adjes so lange! (Er geht summend in den Park.)

Imhoff (folgt ihm einige Schritte und will nach links abgehen).

Helene (vorne rechts). Eduard, hast Du einen Augenblick Zeit für mich?

Imhoff. Ich wollte eigentlich noch eine wichtige Correctur lesen und muß nachher noch einmal fortgehen. Hat es nicht bis morgen Zeit?

Helene. Nein, ich möchte Dich gleich sprechen!

Imhoff. Bitte!

Helene. Ist die Sache zwischen Rainwald und Romberg durch Deine Vermittelung jetzt beigelegt?

Imhoff. Leider nicht. Dieser Rainwald ist ein unbeugsamer Starrkopf. Er hat sich nun einmal in die Idee verrannt, daß Romberg mit diesen anonymen Briefen zu thun hat. Der hat ihn gefordert. Ich habe mein Möglichstes gethan, es zu verhindern. Aber diese Hitzköpfe lassen Einem ja gar keine Zeit, Nachforschungen anzustellen. Und ich bin ganz sicher, ließe man mir Zeit . . . ich würde der Sache auf den Grund kommen.

Helene (ruhig). Hast Du denn bereits irgend einen Verdacht? (Der doppelstimmige Gesang vom See her, keinesfalls störend, beginnt und begleitet leise die folgende Scene; vielleicht ein bekanntes ernstes Duett von Schumann, Schubert oder Brahms, keinesfalls eine banale Composition.)

Imhoff. Vorläufig nicht den geringsten. Nur Eines scheint mir festzustehen: da die Briefe thatsächlich nur an solche Personen gelangt sind, mit denen Romberg sich verfeindet hatte, so muß es Jemand sein — darin wirst Du mir Recht geben — der an ihm ganz besonderen Antheil nimmt . . . der es für seine Pflicht hält, sich . . . wie soll ich sagen . . . sich gewissermaßen für ihn zu rächen. (Er geht umher.)

Helene (ruhig und bestimmt). Also eine Frau!

Imhoff. Eine Frau? . . (Er dreht sich nach ihr um und bleibt dann stehen; kurze Pause.) Wie kommst Du darauf, Helene?

Helene. Eine Frau, die ihn liebt!

Imhoff (starrt einen Moment vor sich hin, dann langsam wiederholend) . . . die ihn liebt?

Helene. Würdest Du nicht verstehen, daß eine Frau aus Liebe zu einem solchen Mittel greift?

Imhoff (sieht sie einen ganz kurzen Moment an, dann). Nein! Ihre Mittel sind nicht allein unwürdig, sie sind auch unklug! Denn der Mann, für den sie diese Thorheit begeht, würde ihr wahrscheinlich wenig Dank wissen!

Helene. Wenn er ihre Liebe nicht erwidert, gewiß! (Pause.)

Imhoff (geht wieder umher, bleibt nervös hier und dort stehen, er sieht seine Frau wieder einen Moment an, dann schüttelt er heftig mit dem Kopf, als ob er die ihn bestürmenden Gedanken abwehren wollte. Endlich bleibt er stehen). Zugegeben, Du hättest Recht, die Schreiberin wäre eine Frau, die ihn liebt! Versetze Dich in ihre Lage! Romberg ist ein guter Schütze, er wird nicht fallen . . . aber wenn die Frau vielleicht morgen früh hören wird, daß Rainwald auf dem Platze geblieben ist . . . Kannst Du Dir vorstellen, wie sie weiter leben kann?

Helene. Sie kann doch auch ihr Unrecht wieder gut machen, bevor es zu spät ist?

Imhoff (bleibt stehen, fährt sich einige Male über die Stirne). Bevor es zu spät ist? . . (Seine Unruhe wächst sichtlich.) Und morgen früh bereits soll das Duell sein? . . . Ich . . . ich verstehe Dich nicht . .

Helene (langsam) . . . ja . . . ihr Unrecht gut machen . . . vor . . . morgen früh . . .

Imhoff (tritt auf sie zu, seine Angst wächst immer mehr, endlich jedes Wort langsam betonend) Vor morgen früh . . . (er sieht sie durchbohrend an, sie schlägt vor seinem Blick die Augen nieder, plötzlich ergreift er stürmisch ihre Hand und zwingt sie gewaltsam, ihn anzusehen: kurze Pause).

Helene. Jetzt weißt Du Alles!

Imhoff (läßt ihre Hand fahren, dann hält er sich, am ganzen Körper bebend, am nächsten Sessel fest; er greift sich krampfhaft nach dem Halse, um Luft zu schöpfen, endlich murmelt er vor sich hin) Mein Gott, träume ich denn? . . . träume ich denn?

(Der Gesang wird immer leiser und verstummt allmählich ganz.)

Imhoff (rafft sich auf, er geht in höchster Erregung durch's Zimmer, dann zur linken Thüre, diese halb öffnend). Franz!

Franz' (Stimme). Excellenz?

Imhoff. Friedrich soll sofort anspannen! Ich fahre noch zum Major Rainwald! (Thüre zu; im Zimmer umher, ingrimmig vor sich hin.) Wieder gut machen . . . wieder gut machen! (Immer umher und vor sich hinsprechend, als ob er sie ganz vergessen hätte.) Jetzt nur gerecht sein . . . gerecht sein!

Helene (gefaßt). Nur einen Augenblick noch . . . ich bitte Dich! Ich will mich ja gar nicht vertheidigen, Eduard . . .

Imhoff (ohne auch nur einen Moment seine Vornehmheit zu verlieren). Daß Du diese Briefe geschrieben hast, war eine unwürdige Thorheit . . . Du hättest mehr Achtung vor Dir selber haben sollen . . . und mehr Achtung (schmerzlich), wenn auch nicht vor mir, so wenigstens vor meinem Namen!

Helene. Meine größere Schuld liegt weit zurück. Ich habe ihn geliebt, Eduard, bevor ich Deine Frau wurde . . . Das habe ich Dir verschwiegen . . . (leiser) ich habe

nie aufgehört, ihn zu lieben! (Pause.) Ich wollte Dir ja Alles längst sagen, aber ich fand noch nicht den Muth dazu!

Imhoff (vornehm). Und woher hast Du heute den Muth dazu genommen? Weil sein Leben morgen auf dem Spiele steht?

Helene. Sein Leben und das Leben des Anderen! Ich hätte mit Dir gesprochen, wäre ich auch nicht durch das Duell dazu gezwungen worden! Denn heraus mußte ich . . . das fühlte ich längst . . . aus dieser Unfreiheit, aus diesem ewigen Lügen! (Pause.) Die drei Jahre unserer Ehe waren ja doch nur ein gräßlicher Kampf für mich und . . . für Dich! Ja, Eduard, auch für Dich! Du fühltest, daß ich Deine treue, ehrliche Liebe nicht erwiderte, aber . . . ich konnte Dir nicht mehr bieten . . . ich empfand wohl in den ersten Jahren, wie zart und innig Du um meine Neigung warbst, wie Dich jeder freundliche Blick von mir glücklich machte und Dir wieder neue Hoffnung gab! . . . und dann fühlte ich auch, wie Du nach und nach erlahmtest, wie Du Dich immer mehr und mehr in Deine Wissenschaft vergrubst! . . . Eduard, Dich trifft wahrhaftig keine Schuld! Du bist mir ehrlich entgegengetreten, aber mein Jawort damals war eine Lüge! . . . Ich habe mit meinem Geständniß wenigstens erreicht, daß sich die beiden Männer morgen nicht gegenüberstehen! . . . Ich habe damit viel erreicht, aber . . . (vor sich hinsprechend) ich habe wohl noch mehr verloren . . .

Imhoff (sieht sie kopfschüttelnd an; kurze Pause).

Helene. Nun ist es endlich klar geworden zwischen uns, und nun wollen wir . . . ich bitte Dich, Eduard, ohne harte Anklagen auseinander gehen!

Imhoff (nach kurzer Pause). Du hast Recht, wir müssen uns trennen! Die Briefe, die Du geschrieben hast . . . die trennen uns nicht . . . Das „warum" Du sie schriebst . . . Das ist es, was ein Zusammenleben zwischen uns unmöglich macht! . . . da würde es auch Nichts nützen, wenn ich Dir Zeit lassen wollte, Dich noch einmal zu prüfen! Nur noch Eins, Helene: (schmerzlich und bebend) Du trennst Dich leichter von mir, als ich mich von Dir! . . . (Er geht umher nach kurzer Pause, vornehm.) Die Gräfin Düren ist Dir eine treue, ergebene Freundin, vielleicht beräthest Du Dich mit ihr über die Zukunft . . . Ihr Haus bietet Dir gewiß Schutz!

Helene (ruhig und gefaßt). Ich danke Dir, Eduard! (Sie geht langsam nach dem Park.)

Düren (von links). Halt, Halt, Helene, wohin wollen Sie denn?

Helene (mühsam). Ich . . . wollte noch ein wenig gehen!

Düren (heiter). So allein? Und in die tiefe Nacht hinaus?

Helene (bedeutungsvoll). Ja, Gräfin, in die tiefe Nacht hinaus!

Düren (sieht sie und dann Imhoff einen Moment prüfend an, dann verständniß- und liebevoll). Zu Zweien geht sich's besser! (Indem sie ihren Arm um Helenens Nacken legt.) Stützen Sie sich nur auf meinen Arm . . . nur muthig . . . so ist's recht! (Beide Park ab.)

Imhoff (öffnet schnell die linke Thür). Franz, angespannt?

Franz (von links.) Zu Befehl, Excellenz . . . Aber, Excellenz . . . Der Herr Major Rainwald ist selber da . . .

Imhoff (betroffen.) Der Herr Major?

Franz. Er wollte den Herrn Geheimrath durchaus noch sprechen.

Imhoff. Lassen Sie sofort eintreten! (Franz ab; er sieht einen Moment vor sich hin, dann setzt er kopfschüttelnd seinen Gang durch's Zimmer fort.)

Rainwald (von links, verbeugt sich). Excellenz, verzeihen Sie, daß ich noch zu so später Stunde störe. Ich habe zu meinem Bedauern Ihren Besuch verfehlt, und da ich hörte, daß Sie sich heut Abend noch ein Mal zu mir bemühen wollten . . .

Imhoff. Ich war beauftragt, Herr Major, Ihnen im Namen meines Freundes eine Forderung zu überbringen!

Rainwald (höflich, aber kalt). Excellenz, dem Manne, den ich verehre, wollte ich den Weg zu mir ersparen, dem Secundanten des Herrn Baron Romberg gewiß nicht! (Er verbeugt sich und will gehen.)

Imhoff. Herr Major, bitte noch einen Augenblick! Ich wollte soeben zu Ihnen kommen, um Ihnen zu sagen, daß das Duell nicht stattfinden kann!

Rainwald (ihn starr ansehend). Nicht stattfinden kann? (Stolz und kalt.) Ich habe bis zu diesem Augenblick nicht gewußt, daß es dem Herrn Baron Romberg an Muth gebricht!

Imhoff (energisch). Bitte, Herr Major! . . . (Er geht ein Mal durch's Zimmer, dann starrt er vor sich hin, endlich mit festem Entschlusse.) Ich habe Ihnen versprochen, nach dem Schreiber dieser anonymen Briefe zu forschen . . . Ich habe nicht lange zu suchen brauchen . . . Ich habe ihn bereits gefunden!

Rainwald. Gefunden?

Imhoff (mit erzwungener Ruhe). In meinem eigenen Hause! Meine Frau hat diese Briefe geschrieben!

Rainwald (hält sich an einem Stuhl fest). Excellenz!

Imhoff. Ich bin Ihnen diese Erklärung schuldig, um Sie von Ihrem Unrecht zu überzeugen! . . . Sie werden also einsehen, daß das Duell zwischen Ihnen und meinem Freunde nicht stattfinden kann! Herr Baron Romberg selbst weiß noch Nichts von der Affaire. Ich habe mein Versprechen gehalten und Ihnen den Thäter genannt; Sie, Herr Major, werden Ihr Versprechen halten und dem Herrn Baron Abbitte leisten, für die Beleidigung, die Sie ihm zugefügt haben!

Rainwald (verbeugt sich).

Imhoff. Ich werde morgen die Ehre haben, Sie zu besuchen und Ihnen die Revocation zur Unterschrift vorzulegen, deren Wortlaut Herr Baron Romberg zu bestimmen hat! . . . Im Uebrigen, Herr Major, gestatte ich Ihnen, von der Mittheilung, daß meine Frau diese Briefe geschrieben hat, nach Belieben Gebrauch zu machen. Mir liegt daran, daß die Wahrheit zu Tage kommt und auch nicht der leiseste Schatten mehr auf dem Namen des unschuldig Verdächtigten ruht! Ich will nicht, daß durch Verschleierungen wieder Stoff zu neuen abenteuerlichen Gerüchten gegeben wird! (Mit Energie.) Mir liegt daran, daß die Frage klar und deutlich nicht nur von Ihnen, sondern vor der ganzen Stadt beantwortet wird: wer war's?

Rainwald (sich aufrichtend, in edler Männlichkeit). Excellenz, verzeihen Sie, wenn ich widerspreche. Ich sehe meinen Irrthum ein und bin selbstverständlich bereit, Herrn Baron Romberg jede Erklärung zu geben, die er verlangt. Aber, Herr Geheimrath, damit muß die Sache auch abgethan sein. Welche Gründe Ihre Frau Gemahlin hatte, diese Briefe zu schreiben . . . ich weiß es nicht . . . Aber wozu auch noch den Namen der Dame in die Oeffentlichkeit ziehen! Ich bürge dafür, daß die Ehre des Herrn Baron in dieser Affaire schon morgen vollständig hergestellt sein wird! Ich bürge dafür, daß auch nicht der leiseste Makel an ihm haften bleibt! Aber wozu wollen Sie, Herr Geheimrath, Ihre Frau Gemahlin compromittiren und sich selbst unglücklich machen! . . . Was Sie mir gesagt haben, Excellenz, haben Sie nur mir gesagt, darauf mein Ehrenwort! Ueber meine Lippen wird niemals ein Wort kommen, wer es war! (Er verbeugt sich.)

Imhoff. Ich danke Ihnen für Ihre ritterliche Gesinnung, Herr Major . . . Aber an meinem Entschluß werden Sie Nichts ändern! . . . Ich werde das Uebrige mit Herrn Baron Romberg berathen! (Da sich Rainwald verabschieden will, tritt er auf ihn zu und reicht ihm die Hand.) Ich habe in dieser Stunde einen Ehrenmann kennen und schätzen gelernt! (Er klingelt.)

Imhoff. Begleiten Sie den Herrn Major hinaus und bitten Sie den Herrn Baron Romberg auf einen Augenblick zu mir.

(Während Rainwald schon links abgegangen ist.)

Franz. Der Herr Baron promenirt im Park ganz allein. (Er folgt Rainwald.)

Imhoff (geht nach der Veranda, er beugt sich über die Balustrade, legt die Hand über die Augen, um in der Dunkelheit besser sehen zu können, dann ruft er): Alexander! (Kurze Pause, er ruft lauter.) Alexander!

Rombergs (Stimme aus der Nähe). Halloh! . . . Komme schon!

Imhoff (geht langsam nach vorn).

Romberg (mit Cigarette, von der Veranda). Willst Du Etwas von mir? (Er dreht sich noch einmal kurz nach dem Park um.) Sag' mal, Eduard, ist mir da nicht eben Rainwald im Park begegnet? (Höhnisch lachend). Haha! Der kann sich ja gar nicht von hier trennen: . . . (Die Achseln zuckend.) Soll wohl so 'ne Neuerung fin de siècle sein, sich die Forderung selbst vom Secundanten abzuholen? (Verächtlich.) Pah! . . . Also angenommen für morgen früh? . . . (Er sieht Imhoff an). Wie siehst Du denn aus? . . . Hältst Dich ja kaum noch auf den Beinen! . . . Ja, ja, zu dickes Blut . . . Du arbeitest und hockst zuviel . . . So 'was rächt sich immer . . . mußt 'mal ausspannen! . . . (ihn nochmal ansehend.) Also losgeschossen: was fehlt Dir denn?

Imhoff (sich noch bezwingend). Nichts!

Romberg. Glaube ich Dir nicht! Aber . . . (große Wolken paffend) was wolltest Du mir denn sagen?

Imhoff (langsam). Ich wollte . . . Dir sagen, daß das Duell unterbleibt!

Romberg (sieht ihn lange an, dann schroff). Ah! Da werde ich wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden haben! . . . Das nenne ich doch einigermaßen über meinen Kopf handeln! Hat's Dich also doch im letzten Augenblick gereut, ihm meine Forderung zu überbringen? Na . . . hätt's eigentlich für richtiger gefunden, wenn Du mir erst Mittheilung davon gemacht hättest! (Ihn prüfend ansehend.) Oder hast Du Dich am Ende gar von diesem Schwätzer übertölpeln lassen?

Imhoff. Nichts von alledem!

Romberg (schroff). Aber ich darf doch ganz ergebenst nach dem Grunde fragen?

Imhoff. Du wirst Dich mit Rainwald auf meinen Wunsch nicht schlagen!

Romberg (ihn beunruhigt ansehend). Auf Deinen Wunsch?

Imhoff (tritt auf ihn zu). Ich war's Deiner Ehre und unserer Freundschaft schuldig! . . . (ergreift seine Hand leidenschaftlich) verlaß mich nicht, Alexander, ich habe nur noch Dich auf der Welt!

Romberg (der ihn immer angstvoller anstarrt, mit bebender Stimme). Imhoff, was sollen denn Deine wirren Reden bedeuten?

Imhoff (langsam). Helene hat mir gestanden, daß sie selbst diese Briefe . . .

Romberg (wüthend auffahrend und aufstampfend). Hat sie also doch gesprochen! (Er erschrickt im Moment über seine eigenen Worte).

Imhoff (sieht ihn an). Doch? . . . doch gesprochen? (Kurze Pause, er sieht Romberg immer schärfer an, er fährt sich seiner Gewohnheit gemäß mehrere Male über die Stirne, dann ganz langsam sprechend.) Du wußtest also, daß sie diese Briefe geschrieben hat . . . Du wußtest es . . . und wolltest Dich dennoch schlagen? (Er starrt ihn mit furchtbarem Ausdruck an, dann mit erhobener Stimme.) Alexander, das thut man nur, wenn man eine Frau liebt! . . . Antworte mir! (Sie stehen sich Aug' in Auge gegenüber.)

Romberg (der den Blick langsam vor Imhoff senkt, schreit plötzlich verzweifelt auf). Eduard . . . um Gotteswillen . . . schlag mich nieder! (Lange tiefe Pause; das Duett, aber in weiter Entfernung, wird vom See wieder hörbar; fieberhaft). Ich schwör' Dir's, Eduard, ich allein war schuld daran! Als sie mich bat, nie wieder zu kommen . . . da hat's mich überwältigt! Nur ich allein trage die Schuld, ich allein, . . . ich ganz allein! (Lange Pause.)

Imhoff (eisig). Ich werde morgen früh nicht als Dein Secundant neben Dir stehen, aber . . . ich will Dir als Dein Gegner gegenüberstehen!

Romberg (schlägt die Hände vor's Gesicht).

Imhoff (mit eisiger Ruhe). Bist Du bereit?

Romberg (wild). Das kann ja nicht sein! (Ihn anflehend). Bedenke doch, Mensch, wir Beide! . . . Einer von uns auf dem Rasen! . . Einen Ausweg hätt's gegeben . . . den hast Du mir aber verrammelt . . . ich hätte mich morgen früh so schön als anständiger Kerl aus der Welt drücken können! Kein Hahn hätte danach gekräht, hätte ich

mich von Rainwald erschießen lassen! . . Aber was nun? . . Fehlte noch gerade, daß ich Dir außer Deinem Glück noch Dein Leben nehme . . . Scheußlich! . . Nicht auszudenken! . . Oder soll ich mich von Dir niederknallen lassen? . . . Wäre freilich kein Kunststück! . . Aber willst Du mit dieser Last auf dem Buckel durch's ganze Leben keuchen? . . . Donner und Doria! Soll denn Alles vergessen sein? . . All' die lange, schöne Zeit, die wir zusammen marschirt sind? . . All' die Freundschaft und Liebe, die wir beiden Kerle doch wahrhaftig für einander gefühlt haben? . . Soll denn das Alles zertrümmert und kurz und klein geschlagen werden um dieser einen Stunde willen? . . Kannst mir's glauben, Eduard, ich hab' mich Jahre lang vor dieser Stunde gefürchtet . . . ich fühlte ja, daß sie kommen mußte . . aber ich hatte nicht mehr die Willenskraft, zu gehen . . . die war schon längst zum Teufel! . . Wie mit so'ner wilden Bestie habe ich jahrelang mit dieser Leidenschaft gerungen . . . aus Freundschaft zu Dir! . . . Jahrelang führte ich ja ein Leben, um das mich kein Hundsfott beneiden möchte . . . aus Freundschaft zu Dir! . . . Jetzt muß 'mal ehrlich Farbe bekannt werden . . . manchmal beschlich mich doch so Etwas wie Neid, so'ne Art von Bitterkeit gegen Dich . . ja, man kommt auf zu dumme Gedanken, wenn man so allein in seinen vier Wänden haust und Niemanden hat, der Einem den Kopf wäscht . . . aber das waren doch nur immer Augenblicke . . . die waren ja doch vorüber, sobald ich Dich wiedersah . . . Ich schwöre Dir's, Eduard, nie hat in diesen langen vier Jahren ein Wort, ein Blick ihr verrathen . . . bis vorhin! . . Sie hatte wahrhaftig mehr Courage als ich! . . Sie bat mich, zu gehen, und in diesem verfluchten Augenblick hat's mich überrumpelt . . . da gingen alle guten Vorsätze in die Brüche . . . Alles Gefühl der Freundschaft, der Pflicht . . . der Liebe zu Dir . . . (wild) Alles . . . Alles . . . auch die Vernunft blieb stumm und still . . . die hätte mir doch sagen müssen, daß ich nie und nimmermehr auf den Trümmern Deines Glückes mein eignes würde aufbauen können! (Hinreißend.) Eduard! . . . alter Freund . . . Ich will ja Alles thun, was Du von mir verlangst . . . Du sollst mich nie wiedersehen . . . ich will mich ja vor Dir verkriechen, wie so'n Thier im Walde . . . (in flammendem Ungestüm) jage mich, wie'nen Bedienten aus dem Hause! . . beschimpfe mich, schlage zu . . . mach' mit mir, was Du willst! . . . Nur verlange nicht, daß ich Dir morgen gegenüberstehen soll!

Imhoff (tritt nach kurzer Pause auf ihn zu, mit etwas stärkerer Betonung als vorhin.) Bist Du bereit?

Romberg (läßt den Kopf sinken, tonlos). Ich . . . bin . . . bereit!

(Der Gesang vom See her wird jetzt vernehmlicher und zwar im Gegensatz zum Anfang eine heitere Melodie.)

Romberg (rafft sich auf, dann geht er langsam nach hinten).

Justus (kommt durch den Park und erscheint eben auf der Veranda).

Romberg (dreht sich noch einmal nach Imhoff um, dann bebend, aber schnell). Eduard, leb' wohl! (Als er Justus sieht, tritt er an ihn heran, leise.) Gut, daß ich Sie treffe, Justus! Lassen Sie sich morgen Vormittag doch 'mal auf Tannhausen sehen . . . 's giebt dort vielleicht mancherlei für Sie zu thun! Gute Nacht, Justus! (Er drückt ihm die Hand und will schnell ab.)

Justus (hält ihn bei der Hand fest, voll Energie). Halt! . . nicht von der Stelle! . . . (Da sich Romberg losmachen will, packt er ihn immer fester.) Nee, mein Lieber, los kommen Sie mir nicht! Wie in 'nem Schraubstock halte ich Sie, bevor Sie mir nicht gesagt haben, was das mit morgen zu bedeuten hat! . . So'n Gesicht wie Sie macht man nur, wenn man sich drücken will auf Nimmerwiedersehen! . . . Imhoff, mir kannst Du Alles sagen . . . ehrlich und offen . . . was habt Ihr Beide mit einander vor? Pause; mit herzbezwingender Innigkeit.) Eduard . . . rede jetzt, damit Du morgen Nichts zu bereuen hast!

Imhoff (in wildem Schmerz aufschreiend). Justus! Die Leute haben doch Recht gehabt!

Justus (leise und traurig). O, das ist schade!

Romberg (will sich losreißen). Leb' wohl!

Justus (bebend). Und Du läßt ihn wirklich gehen, Imhoff? . . . (Schaudernd.) weißt Du auch wohin?

Imhoff (in überwallendem Gefühl). Alexander!

Romberg (stürzt zu ihm, ergreift stürmisch seine Hand und will sich über sie beugen).

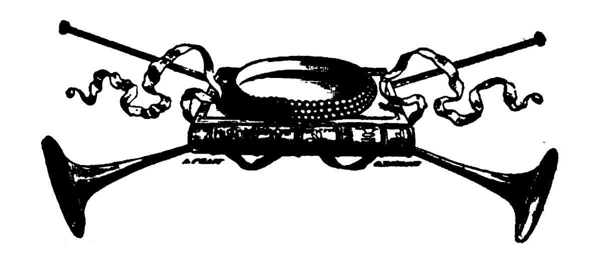
Imhoff (entzieht ihm in furchtbarer Erregung seine Hand, er sieht ihn nochmal an, dann mit steinernem Ausdruck). Geh! . . wir wollen uns nie mehr wiedersehen! (Kurze Pause.)

Romberg (sieht ihn verklärt an, aus tiefstem Herzen). Eduard . . . ich will geduldig warten, bis Du mich wieder einmal rufst! (Er eilt nach hinten ab.)

Imhoff (steht vorn an einem Tisch gelehnt, als er Justus sieht, stürzt er ihm in die Arme). Ich danke Dir, mein treuer, mein einziger Freund!

Justus (seine Rührung bekämpfend). Unsinn! . . . Nichts zu danken! . . Habe nur meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan!

(Während der Gesang vom See her in eine übermüthig jauchzende Weise übergeht und fortdauert, fällt schnell der Vorhang.)





Illustrirte Bibliographie.

Zwischen Kaspi und Pontus. Kaukasische Skizzen von Bernhard Stern. Mit Illustrationen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.



Abchase.

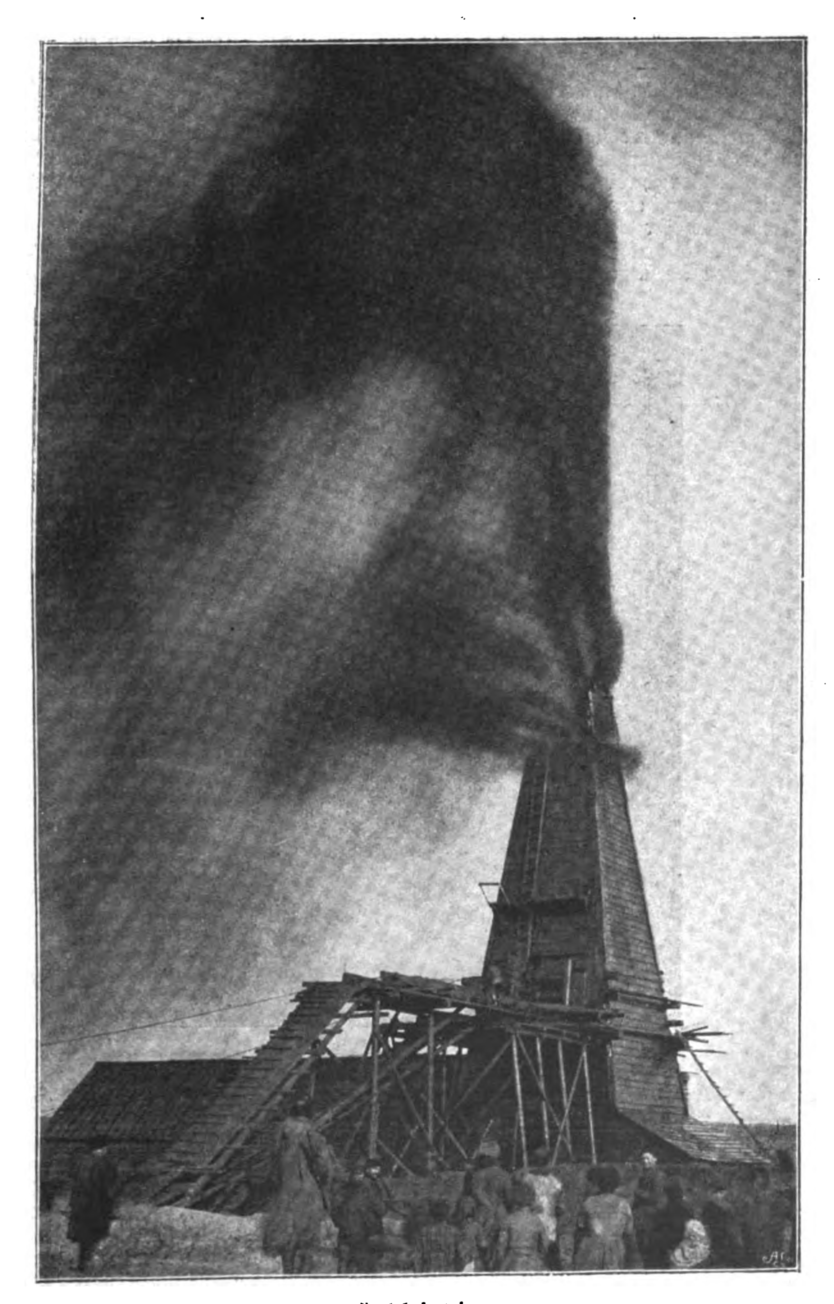
Die Kaukasusländer gehören noch immer zu den ethnographisch, culturgeschichtlich und historisch interessantesten Gebieten unseres Planeten. Sie haben wunderbare Schicksale erlebt, wie kaum irgend eine andere Gegend der Erde: Perioden blühender Cultur und tiefer Barbarei haben hier wiederholt mit einander abgewechselt; blühende Reiche und Städte sind hier entstanden, zerstört und von neuen Gründungen abgelöst worden, die wiederum in Trümmer fielen und den Dünger für künftige Culturblüthen bildeten. Und da alle diese wechselnden Perioden der Geschichte und anscheinend jedes der hier durchgezogenen Völker Spuren zurückgelassen hat, so findet man hier eine wunderbare Mannigfaltigkeit sowohl in den Ueberresten von Monumenten aller Art, wie in den Völkerschaften dieses Gebirgslandes. In Bezug auf die Letzteren sei auf die von einer Autorität, wie Heinrich Brugsch, herrührende Versicherung hingewiesen, daß noch heute im Kaukasus, — von Dialecten abgesehen — mehr als 70 Ursprachen geredet werden! Von diesen haben sich manche nur in wenigen Dörfern, manche nur in wenigen Familien lebendig erhalten. Im Kaukasus wandert man immerfort zwischen uralter Vergangenheit und jüngster Gegenwart. „Neben den Wohnungen des Troglodyten" — sagt der Verfasser des Buches „Zwischen Kaspi und Pontus" — „neben Höhlenstädten und in Felsen gehauenen Ortschaften sieht man grandiose Trümmerstätten von Prachtbauten, Canälen und Aquäducten, welche in den Zeiten der Weltmonarchien Assyrien, Babylonien und Alt-Persien errichtet wurden. Neben Hütten aus Erde und Lehm, neben strohbedeckten Kosakenstanitzen, neben den Filzzelten der Nomaden und den Schneehäusern der Bergbewohner ragen althellenische und römische Burgen, genuesische Kirchen und Capellen, mohamedanische Moscheen und Medressen, Bauten



Kabardinerin.

Aus: Bernhard Stern, „Zwischen Kaspi und Pontus“.

Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Naphthafontaine.
Aus: Bernhard Stern, „Zwischen Kaspi und Pontus",
Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

und Festungen der neuesten Zeit. Im Kaukasus sind die ältesten Städte, die ältesten christlichen Gotteshäuser. Im Kaukasus giebt es aber auch Städte, die kaum ein Jahrhundert alt sind." —

Einen Streifzug durch dieses „Wunderreich" — das unter dem Fittich des russischen Adlers schon Manches von seiner ursprünglichen Eigenart eingebüßt hat und naturgemäß unter dem Einfluß der stetig weiter vordringenden modernen Civilisation noch mehr von seinen dem Ethnographen und Culturhistoriker werthvollen Eigenthümlichkeiten verlieren muß, macht Bernhard Stern in dem vorliegenden Buche; und der Leser desselben wird nicht bereuen, an diesem Streifzuge sich betheiligt zu haben. In sieben Aufsätzen schildert der Verfasser die kaukasischen Trachten, die Frauen im Kaukasus, den Parsentempel Atesch Djah, die kaukasischen Petroleumfelder, die Juden im Kaukasus, erzählt uns von der georgischen Apostelin Nina und von dem großen Alexander. —



Tscherkesse.
Aus: Bernhard Stern, „Zwischen Kaspi und Pontus".
Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

In dem Abschnitt über die kaukasischen Petroleumfelder werden uns interessante Mittheilungen über die Naphthaindustrie, welcher die Handelsstadt Baku ihre Blüthe verdankt, gemacht. Die einst weltberühmte Stadt war vor 50, ja noch vor 20 Jahren öde und beinahe verlassen und schien dem baldigen Untergang verfallen zu sein. Da trat eine plötzliche Besserung ein, und binnen wenigen Jahren schwang sich Baku zu einer der ersten russischen Handelsstädte empor. 1879 besaß sie 15600; im Jahre 1884 bereits 46000 und 1891 gegen 100000 Einwohner! Die gewaltige Entwickelung verdankt sie hauptsächlich dem aus Schweden eingewanderten Ludwig Nobel, dem Bruder des Dynamit-Nobel, durch den die Gewinnung und Raffinirung von Naphtha, die bis dahin kaum der Rede werth war, einen ungeahnten Aufschwung nahm. —

Das interessante Buch, das ein werthvolles Material in einer gewandten Darstellung bietet und mit hübschen Illustrationen ausgestattet ist, von denen wir einige als Probe beifügen, wird in gewissem Sinne durch ein anderes Werk des Verfassers ergänzt, das in demselben Verlage erschienen ist: „Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ocean. Zustände und Strömungen im modernen Rußland."

Der Verfasser hat hier ein reiches, aus schwer zugänglichen älteren und neueren Quellen gesammeltes Material, das durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen ergänzt worden ist, in 10 Aufsätzen, die künstlerische, wirthschaftliche und politische Fragen behandeln, sehr geschickt verarbeitet. Besonderes Interesse werden gegenwärtig Aufsätze erregen wie: „Russisch-französische Bündnisse und Händel", „Deutsch-russische Handelsbeziehungen", „Eine Hohenzollernfürstin in Kurland", „Zarenkrönungen", „Hunger und Pest in Rußland". — 1 —

Bibliographische Notizen.

Aretin und sein Hof. Roman von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebr. Paetel.

Wir lauschen nicht nur dem Nestor unserer zeitgenössischen Erzähler, Rudolf von Gottschall, immer von Neuem gern, wir hören auch nicht auf, ihn immer von Neuem hoch zu schätzen. Gottschall ist ein sehr hervorragender Stilist, und von seinen gereiften Lebensanschauungen, seinen reichen Erlebnissen, seinem umfassenden mannigfaltigen Wissen erklingt es so fesselnd und so anregend immer wieder aus seinen Erzählungen, daß uns schon deswegen diese Bücher werthvoll erscheinen. Nicht was er erzählt — denn ein sehr erfindungs-glücklicher Fabulist ist Gottschall nicht — sondern wie er erzählt, läßt uns ihm noch immer unter den deutschen Belletristen einen ersten Platz einräumen. Auch in seinem neuesten, uns vorliegenden Buche ist die Fabel das Minderwerthige. Es handelt sich hierbei um zwei Liebespaare, denen als Originalität höchstens nachgerühmt werden kann, daß sie sich nicht kriegen, daß nicht Flitterwochen ihr Hoffen erfüllen, sondern der grimme Tod sie auseinanderreißt. Aber das Milieu, in dem diese beiden Paare sich bewegen, das bunte Treiben in der stolzen Adria-Stadt Venedig in den Anfängen des sechzehnten Jahrhunderts, ist mit seinen grellen Contrasten, seiner Pracht und seiner Fäulniß, meisterlich geschildert und findet in dem Hause Pietro Aretinos eine Art Centralstelle. Es klingt wirklich oft, als hörten wir den witzigen, geistsprühenden und frivolen Aretino selbst berichten, wenn Gottschall die Personen seines Buches in der Sprache und den Anschauungen ihrer Zeit sich über Begebenheiten, über ihr Hoffen und ihr Fürchten unterhalten läßt, wie überhaupt, vielleicht sogar ohne es zu wollen, uns Gottschall in seinem Roman einen sehr geistvollen litteraturgeschichtlichen Essay über Pietro Aretino, jenen Voltaire des sechzehnten Jahrhunderts, giebt, den Werth seiner fesselnden Dichtung hierdurch wesentlich erhöhend. A. W.

Die Sünderin. Realistischer Roman von Max Luft. München, August Schupp.

Die moderne Litteratur hat sich verschiedene Schlagworte geschaffen, d. h. sie hat Begriffe, mit denen man längst künstlerisch gerechnet, in einer ganz willkürlichen Auslegung sich zurecht gestutzt. Wie alt z. B. in ästhetischem Sinne der Begriff „Realismus" schon ist, würde sich nur beantworten lassen, wenn man die Geschichte der Cultur bis zu ihren Anfängen verfolgt, und nun, plötzlich, soll der Realismus in der Kunst, also das Streben, die Wirklichkeit künstlerisch zu verwerthen, als ein litterarischer Fortschritt unserer Zeit betrachtet werden! Wir können uns hier nicht vertiefen in die Berechtigung und Bedeutung dieser pseudorevolutionären litterarischen Bewegung; nur kurz sei erwähnt: Nicht die realistische Richtung, sondern deren Auswüchse halten wir für modern!

Zum Belege hierfür machen wir auf das obengenannte Buch aufmerksam. Einen „realistischen Roman" nennt es der Autor, und dabei strotzt es von Unwirklichkeiten, ja, die Heldin selbst können wir sogar nur aus der Erfahrung, daß die Perversitäten innerhalb der Frauennatur unbegrenzt sind, für auch nur möglich bezeichnen. Ob sich auf jene Thatsache, auf die erwähnten Perversitäten, wohl des Dichters wüthender Haß wider das Weib im Allgemeinen zurückführen läßt? Und ob der Zweck des Buches vielleicht darin gipfelt, diesem Hasse Ausdruck zu geben, ihn in die Erscheinung

treten zu lassen? Möglich; für die Befriedigung solcher Privat-Bedürfnisse halten wir unsere Zeit entschieden für zu kostbar, und andrerseits steht fest, daß sonst „wirklich" in dem Buche nur einzelne nebensächliche Episoden und (leider!) die hier und dort angewandte halb cynische, halb vulgäre Ausdrucksweise sind, von der wir, nebenbei bemerkt, eigentlich wünschten, daß sie nach wie vor in jeder ästhetischen Bethätigung „unwirklich" bliebe.

Um bis zu Ende gerecht zu sein, wollen wir aber nicht unterlassen, auf das Ausklingen des Buches aufmerksam zu machen, das uns des Autors Fähigkeit, auch echte Herzenstöne anzuschlagen, in einigen kurzen Accorden beweist. **A. W.**

Des Lebens ewiger Dreiklang. Von A. von Falstein. Berlin, Schuster und Loeffler.

Die Erzählung von Falsteins enthält die erschütternde Beichte eines Menschen, der im Leben Schiffbruch gelitten hat. Philipp Haller, der als Schreiber bei einem zweifelhaften Winkeladvocaten einer kleinen Stadt endet, legt sie dem ehemaligen Schulgefährten ab, der zu Rang und hohen Ehren gekommen; das Leben hat die Beiden vollkommen von einander getrennt, und geliebt hat Haller den Jugendgefährten eigentlich nie, aber Achtung hat er vor ihm, dem Zielbewußten, er, der zu der großen Armee der Charakterschwachen gehört, die trotz der größten Begabung dennoch untergehen im Sturme des Lebens, wenn sie vor den Kampf gestellt werden; freilich, wenn das Schicksal sie weich bettet, können auch sie aufwärts steigen, aber weich gebettet hat es Philipp Haller niemals, — im Gegentheil, und so ist des Schulfreunds prophetischer Ausspruch zur traurigen Wahrheit geworden: „Du bist zwar gescheidter als wir Alle, aber aus Dir wird Nichts, weil Du ein Lump bist." Nun, ein Lump im landläufigen Sinne ist Philipp Haller nicht geworden, aber wie es kam, daß er zum elenden Schreiber des schmutzigen Winkeladvocaten wurde, das möge Jeder selbst nachlesen, Zeit und Mühe wird ihn nicht verdrießen. **mz.**

Vergebens und andere Geschichten. Von Mania Korff. Eduard Moos, Zürich, Erfurt, Leipzig.

Der Band enthält fünfzehn Erzählungen, in Stimmung und Inhalt vollkommen von einander abweichend, einzelne sind ganz skizzenhaft gehalten; die größte Novelle „Vergebens" zeigt, daß Mania Korff auch größeren Aufgaben gewachsen ist, und die Art und Weise, in welcher sie einen oft behandelten Conflict löst, bekundet bei aller weiblichen Feinfühligkeit, daß ihr Talent männliche Kraft besitzt. **mz.**

Der Kakadu und Prinzessin auf der Erbse. Zwei Novellen von Anna Croissant-Rust. Leipzig, August Schupp.

Anna Croissant-Rust besitzt ein starkes Talent, von dem wir zweifellos noch werthvolle Gaben zu erwarten haben. Die Dichterin beobachtet scharf sowohl die Ereignisse auf dem Markte des Lebens als die Merkmale besonderer Individualitäten, die, aus der Tiefe erschaut, wir als Beiträge zur Geschichte des Menschenthums schätzen können. Die Dichterin hat aber auch den rechten Muth ihrer Meinung; sie spricht aus, was sie erschaut und was sie ergründet, rückhaltslos und eindringlich, und sicher nicht ihr Verschulden ist es, wenn nicht Lehren hieraus geschöpft werden, die besonders dem Reinmenschlichen zu gute kommen. In der Wahl des Stofflichen hascht, so will uns scheinen, die Dichterin zu viel nach Absonderlichem; sie hat es nicht nöthig, ihre Darstellungen interessiren durch die lebhaften Farben und die psychologische Feinfühligkeit ihrer Durchführung ohnehin, und schließlich fesseln uns die Wiederholungen jener alten Geschichten, die immerdar neu bleiben und uns hier so ergreifend berichtet werden, mehr, als die Wunderlichkeiten, von denen wir, allerdings gleichfalls in ansprechender Form, erfahren. **A. W.**

Humoresken und Phantasien. Von Max Kalbeck. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.

Eins hat uns in dem Buche zunächst gewundert, und das ist: wie wenig der Autor, der in Wiener Journalisten-Kreisen schon jahrelang eine hervorragende Position besitzt, im Grunde genommen zu erzählen weiß! Wie er erzählt, das ist reizend, witzig und geistreich, geschmackvoll und unterhaltend; aber was er erzählt, fesselt stofflich fast durchgängig nur durch den Gedankenwerth, die viel umfassende Belesenheit, die anregend, interessirend, wir an ihren Früchten häufig erkennen und durch die belebten Schilderungen, die warme Empfindung, die uns vielleicht mehr noch Gefallen an dem Autor, als an seinen Gaben erweckt. Nicht gleichwerthig sind diese; hier und dort hat der Autor sein Thema nicht richtig geschätzt und giebt uns zu viel oder zu wenig, wird zu breit oder

ist zu kurz; aber eine anmuthende individuelle Lebensauffassung, gemüthvolle Weltanschauungen, die poetisch beschwingten Ausdruck finden, ist der Vorzug aller Capitel der in ihrem Genre sehr schätzenswerthen Sammlung. Vielleicht ist es aus diesem Grunde, daß uns jene Skizzen und Bilder, die aus der Jugendzeit des Dichters stammen, die Breslau, seiner Vaterstadt gelten, am gelungensten erscheinen; jedenfalls tritt uns hier Max Kalbeck am liebenswürdigsten entgegen.
A. W.

Kindergeschichten. Von Paul Victor. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.

Die Kindergeschichten sind wohl hauptsächlich für Erwachsene berechnet; einzelne darunter, wie „der Brief an den lieben Gott", bekunden des Verfassers Feinfühligkeit für das Seelenleben der Kinder, aber der umfangreiche Band enthält auch viel Minderwerthiges, und eine engere Auswahl, welche die Spreu vom Weizen sondert, würde dem Werke zum Vortheil gereichen. mz.

Unter fremder Sonne. Von Paul Remer. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Die Gepflogenheiten des „papiernen Zeitalters" haben es mit sich gebracht, daß jeder einigermaßen Federgewandte, der „eine Reise thut", besonders, wenn dieselbe über Salzwasser geht, sich bemüßigt fühlt, seine Erlebnisse auch anderen — oft wenig Neugierigen — mitzutheilen und ein Buch daraus zu machen, an dem die äußere Ausstattung, das gute Papier, der schöne Druck oft das einzig Lobenswerthe ist. Man wird deshalb immer zufrieden sein, wenn sich unter dieser Art von Litteratur Etwas findet, das sich über das allgemeine Niveau vortheilhaft erhebt; ein derartiges Buch ist das vorliegende.

Paul Remer macht eine Reise von Hamburg nach Venezuela und beschreibt uns dieselbe mit Gemüth, Laune, Humor und Geist. Das Buch liest sich angenehm und giebt Aufschluß über noch wenig bekannte Gegenden, z. B. die Ansiedlung schwäbischer Bauern im venezolanischen Urwald, Curaçao, Caracas, Haiti u. A. Bei des Verfassers guter Beobachtungsgabe hätten wir gewünscht, über die wenig bekannten Erdstriche mehr und Eingehenderes zu erfahren, was bei Beschränkung des gemüthlichen Inhaltes recht gut angegangen wäre; aber wir wollen uns — da es nicht geschehen — auch mit dem Gebotenen begnügen und das hübsche Buch gern empfehlen. V. T.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengrubers, Ludwig, Gesammelte Werke. Lieferung 6—10. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Astl-Leonhard, Hugo, Ein deutsches Testament. 1. Die Natur als Organismus. Wien, Selbstverlag des Verfassers.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1897, Heft 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bender, Hedwig, Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Untersuchungen über das Wesen der Philosophie im Allgemeinen und über die Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft und ihr Verhältniss zur naturwissenschaftlichen Forschung im Besonderen. Leipzig, Hermann Haacke.

Bertal, Dr. Th., Gesundes Blut und starke Nerven. Zweite Folge. Mittel und Wege zur Erhaltung der Lebenskraft und Verhütung von Krankheiten. Ursache und Heilung der Zuckerkrankheit etc. Physiologisch-chemische Erläuterungen nach Julius Hensels Ernährungs-Theorien. Leipzig, Oskar Gottwalds Verlag.

Bethusy-Huc, Valeska, Gräfin (Moritz von Reichenbach), Sühnopfer. Eine Land- und Waldgeschichte. Dresden, Carl Reissner.

Bormann, Edwin, Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama in einem Acte. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Bourgeois, Emil. Ludwig XIV. in Bild und Wort mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Carikaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lfg. 8—12. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Couperus, Louis, Novellen. Autorisirte Ausgabe, übersetzt von E. Otten. 2 Bände. Bd. I: Eine Illusion. — Marquise d'Yeména. — Ein Seelchen. Bd. II: Hohe Trümpfe. — Kleine Räthsel. — Ein Verlangen. Berlin, Siegfried Cronbach.

Danckelmann, Eberhard, Freiherr von, Kant als Mystiker?! Eine Studie. Leipzig, Hermann Haacke.

— Shakespeare in seinen Sonetten. Ein Sendschreiben an Herrn Lic. Dr. Schaumkell, Oberlehrer in Ludwigslust i. M. Leipzig, Hermann Haacke.

Duboc, Julius, Dr. phil., Anti Nietzsche. Erweiterter Separat-Abdruck aus des Verfassers „Jenseits vom Wirklichen." Dresden, Hellmuth Henklers Verlag (Johs. Henkler & Schirrmeister.)

— Zwei Zeitgedichte. Zur Frauenfrage. Eine Epistel an die Männerwelt. Zur Judenfrage. Dresden, Hellmuth Henklers Verlag (Johs. Henkler & Schirrmeister.)

Elsässer, Bernhard, Opfer. Schauspiel in drei Acten. Den Bühnen gegenüber Manuscript. Frankfurt a./M., Gebr. Knauer.

Eschelbach, Hans, Antiochus. Drama in drei Acten. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchh.

Faldella, Giovanni, J. Fratelli Ruffini. Storia della Giovine Italia. Libro IV dupplizii militari. Torino, Roux Frassati & Co.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. 2. Aufl. Band I—VI. Leipzig, S. Hirzel.

Grasby, Anna, Für uns! Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Hango, Hermann, Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzüg. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Hanstein, Dr. Adalbert von, Die sociale Frage in der Poesie. Erweiterter Abdruck aus der Akademischen Rundschau 1896. Erstes Tausend. Leipzig, Akademischer Zeitschriften-Verlag. Freund & Möschke.
Helmholtz, H. von, Vorlesungen über theoretische Physik. Band V. Vorlesungen über die elektromagnetische Theorie des Lichts. Herausgegeben von Arthur König und Carl Runge. Mit 54 Figuren im Text. Hamburg, Leopold Voss.
Hugo, Victor, Strahlen und Schatten. (Les rayons et les ombres.) Gedichte. In das Deutsche übertragen von Hildegard Stradal. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Im Kampf des Lebens. Eine lyrische Anthologie. Nach sittlichen und ästhetischen Grundsätzen zusammengest. v. C. Belschner. Stuttgart, W. Kohlhammer, Verlag.
Jungmann, Max, Heinrich Heine ein Nationaljude. Eine kritische Synthese. Berlin, Siegfried Cronbach.
Kahlenberg, Hans von, Misere. Roman. Dresden, Carl Reissner.
Kempin, Dr. jur. Emilie, Rechtsbrevier für deutsche Ehefrauen. 52 Merksprüche aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch mit Erläuterungen. Berlin W., J. J. Heines Verlag.
Kerner von Marilaun, Anton. Pflanzenleben. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. 1. Band. Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 215 Abbildungen im Text, 21 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln von Ernst Heyn, Fritz von Kerner, H. von Königsbrunn, E. von Ransonnet, J. Seelos, J. Selleny, F. Teuchmann, Olof Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.
Klausner-Dawoc, Ludwig, Jacob. Biblisches Charakterdrama in fünf Acten. Berlin, Siegfried Cronbach.
Kohlrausch, Robert, Wie Maler Vincenz Romanisch lernte und andere Novellen. Stuttgart, Robert Lutz.
Kresse, Oscar, Der Marquis von Pombal. Roman. Mit einem Titelbild von José Malhóa in Lissabon. Berlin, John Schwerins Verlag, Actiengesellschaft.
Kritik, Die. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. IV. Jahrgang. No. 122, 123, 124, 125. Berlin, Kritik-Verlag.
Lassar-Cohn, Dr., Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. 2., umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 21 Abbildungen. Hamburg, Leopold Voss.
Lorenz Felix, Jugend und Tod. Gedichte. Berlin, Ernst Baum.
Meister, Friedrich, Klar zum Wenden! Seegeschichten u. nautische Skizzen. Dresden, Carl Reissner.
Meyers Reisebücher. Riviera, Südfrankreich, Corsica, Algerien und Tunis. Von Dr. med. Th. Gsell-Fels. Vierte Auflage von „Südfrankreich“. Mit 25 Karten u. 30 Plänen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
Ohnet, Georges, Unnützer Reichthum. Roman. Einzige autorisirte Uebersetzung von Max von Weissenthurn. Berlin, Richard Taendler.
Petersdorff, Hermann v., Der erste Hohenzollernkaiser im Dienste preussischer und deutscher Grösse. Zum 100 jährigen Geburtstage Wilhelms I. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Reuter, Karl August Hermann, König Otto der Zweite. Deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a./M., Reinhold Mahlau.
Rigutini, Giuseppe u. Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches u. deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 11. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.
Schultze, Ernst, Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung. Mit einer Einleitung von Dr. Eduard Reyer. Leipzig, Gg. Freund.
Schulz-Dresden, Carl Theod., Eine neue Bestattungsart. — Verheissungsvoll für die Zukunft. Weder Erd- noch Feuerbestattung. Berlin, Verlag d. Actiengesellschaft Pionier.
Skulpturenschatz, Klassischer, herausgegeb. v. F. von Reber u. A. Bayersdorfer. Heft 3 bis 5. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.
Spamers illustrirte Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt v. Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Band IV: Geschichte des Mittelalters. II. Theil: Von den Kreuzzügen bis zum Zeitalter der Renaissance. In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. G. Diestel. Mit 441 Text-Abbildungen u. 14 Beilagen u. Karten. Leipzig, O. Spamer.
Stenglin, Felix von, Leidenschaft. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.
Stern, Bernhard, An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente. Berlin, Siegfried Cronbach.
Studnička, Dr. F. J., Bis an's Ende der Welt! Astronomische Causerien. Zweite ergänzte Auflage. (Mit zahlreichen Illustrationen.) Prag, Fr. Rivnáč.
Treffal, Karl August von, Wie erlerne ich das Hypnotisiren? Gemeinverständlich erläutert. Berlin, Hermann Brieger.
Truth, Prinzessin Fee. Wiener Roman. Berlin, T. Trautwein'sche Buchhandlung.
Wrede, Friedrich von, Pflicht. Dramatische Studie in einem Aufzuge. Salzburg, Herm. Kerber.
Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit G. Buchholz, H. Lamprecht, B. Marcks, herausgegeben von Gerhard Seeliger. I. Jahrgang 1896/97 Monatsblätter. No. 7. 8. 9. I. Jahrgang 1896/97, Vierteljahresheft 3. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Preis pro Heft 2 *M.*, pro Quartal (3 Hefte) 6 *M*, pro Jahr (12 Hefte) 24 *M.*

Mai 1897.

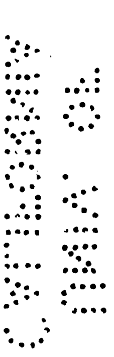
Inhalt.

Hierzu ein Portrait: G. Planck.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.





G. Planck

Schlesische Verlagsanstalt v. S.Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau

LXXXI. Band. — Mai 1897. — Heft 242.

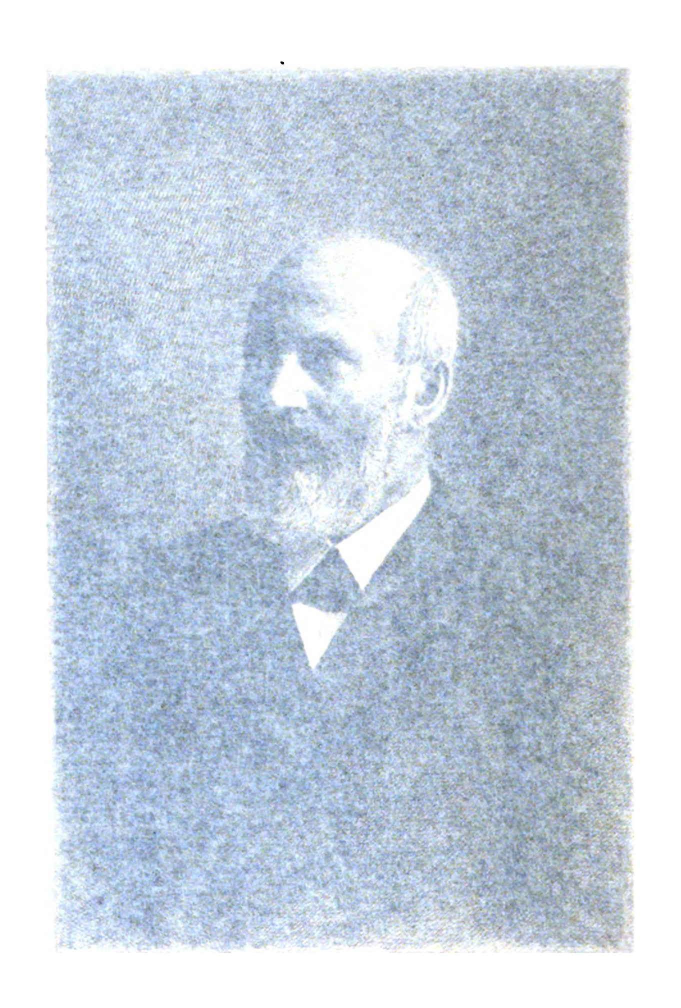
(Mit einem Portrait in Radirung: [illegible])



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



G. Planck

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

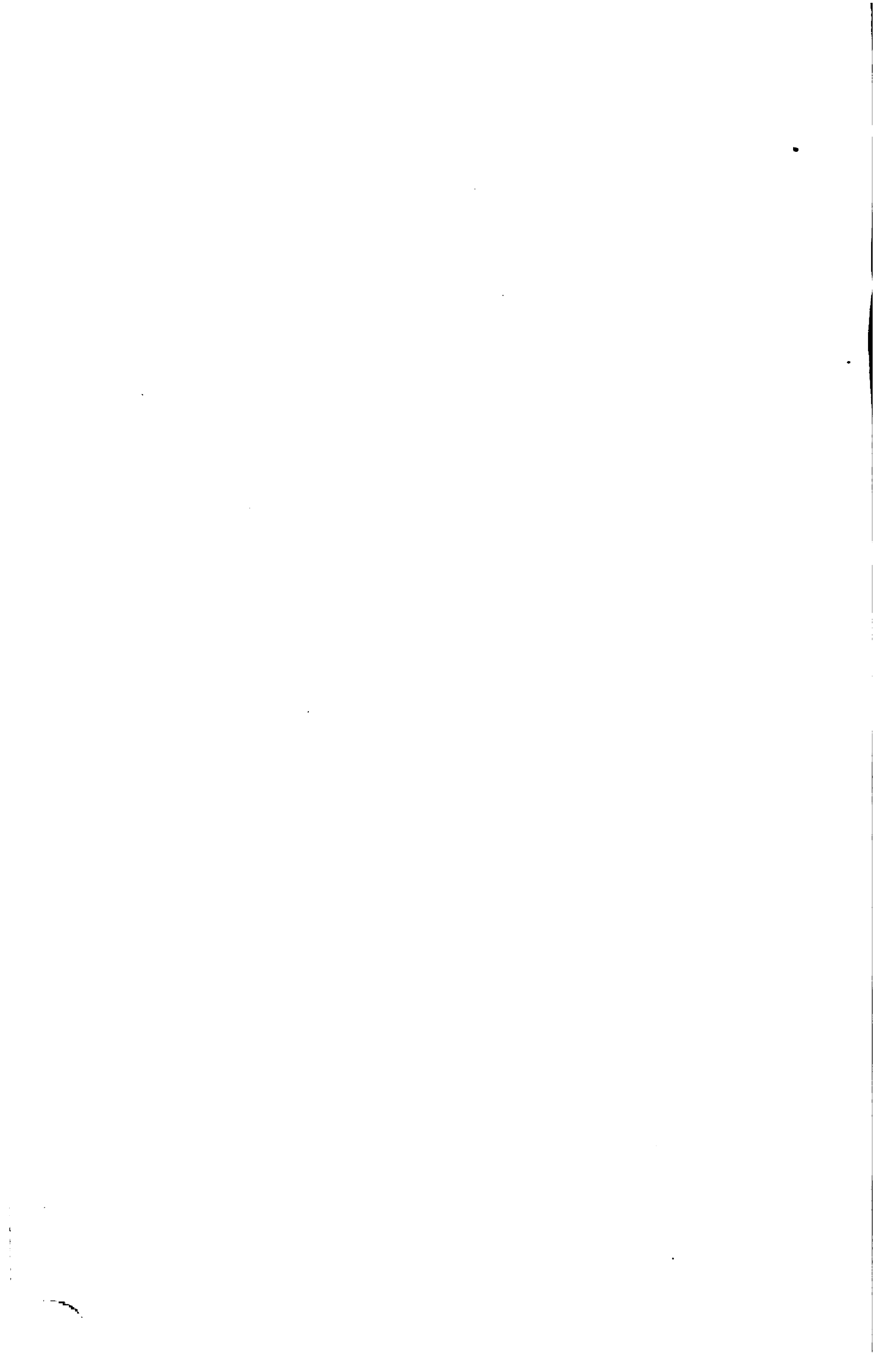
Paul Lindau.

LXXXI. Band. — Mai 1897. — Heft 242.

(Mit einem Portrait in Radirung: G. Planck.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Der kluge Scheikh.

Ein Sittenbild aus Nordafrika.

Von

Ludwig Jacobowski.

— Berlin. —

Scheikh Hamed war seit einigen Tagen sehr mißgestimmt. Das Kuskussuh, das seine alte Mutter Aïscha so trefflich zuzubereiten verstand, hatte er nur zur Hälfte aufgegessen, obschon die Fürsorge der Alten es so stark gepfeffert hatte, daß es ihm fast die Kehle zerschnitt. Und gestern war ihm beinahe Etwas zugestoßen, was einer schweren Sünde gleichkam. Als die Sonne hinter den mächtigen Palmenbäumen in die Wüste gesunken war, stieg der Mueddin auf das Minaret, pflanzte die weiße Fahne auf und pries in näselndem Lobgesang den Schöpfer und Muhamed, seinen Propheten. Beinahe hätte er, der fromme Muselmann, das Gebet des Mueddin überhört, er, der Scheikh, der sich selbst rühmte, ein direkter Nachkomme des Propheten zu sein!

Seine alte Mutter war gestern mit verschobenem Turban in die Kniee gesunken und ein paar Augenblicke in dieser Haltung geblieben, wie ein Christ, ein richtiger Christ — Allah verderbe sie, dachte Hamed bei sich — weil ihr Sohn, der große und mächtige Scheikh von El Kantarah sich so hatte vergessen und vor lauter Schläfrigkeit das Gebet des heiligen Mueddin hatte überhören können! Was war nur mit ihm? O, sie wußte es genau! Vor zwei Monden war er aus Biskarah zurückgekehrt, aus dieser gottlosen Stadt, wo jeder Muselmann inmitten des Lärms und der Vergnügungen der Kaffeehäuser die Lehren Muhameds vergaß! Ueber einen Monat war er in Biskarah geblieben, und von den sechshundert und dreiundsiebzig Francs, die er mitgenommen hatte, war nicht ein einziger nach El Kantarah zurückgekehrt.

Biskarah und seine bösen Vergnügungen mußten schuld sein, daß ihr herrlicher Sohn jetzt wieder so düster und traurig vor seinem Zelte saß und mit Niemandem sonst sprach als mit dem jungen und tollen Ben Aïssa und dem alten Junggesellen, dem Sidi Ali el Kebir.

Was mußte El Biskarah auch für ein schrecklicher Ort sein! Der alten Frau fiel ein, was ihr eine andere gläubige Frau über das fluchbeladene Treiben dieser Stadt erzählt hatte! Das ewige Höllenfeuer, in dem die Ungläubigen einst dampfen und winseln sollten, mußte sich über die schamlose Stadt ergießen, denn sie hatte mit ihren schändlichen Tänzerinnen den Scheikh so mürrisch gemacht! Ganz Biskarah sollte voll von diesen abscheulichen Mädchen sein, und in jedem Kaffeehause sollten sie in sinnberückender Anmuth tanzen, schön wie die Huris im seligen Paradies.

Die alte Aïscha senkte den Kopf. Sie ließ die braunen Töchter ihres Stammes einzeln vor ihrem inneren Auge vorbeiwandeln, und ab und zu nickte sie mit dem Kopf, als wenn sie eine Schöne im Geiste freundlich begrüßt hätte. Eins stand bei ihr fest: Sie mußte ihn zu bewegen suchen, sich ein Weib zu nehmen. Er, der Scheikh Hamed, war schon dreißig Jahre alt, und noch nicht ein einziges Mal hatte er seiner Mutter gesagt: „He, Täubchen, wie ist's? Willst Du nicht fragen, was die schöne Semila kostet, oder Leila, das schlanke Mädchen mit den runden Augenbrauen?"

Eben senkte sich die Sonne hinter die weiße Moschee, daß das kugelige Minaret in rothem Feuerschein erglühte. Am dunkelnden Himmel hoben sich die Orangenbäume scharfgezackt ab, so daß die strengen Linien der Aeste stark hervortraten; das tiefe Grün der Olivenbäume schien fast schwarz, und ihre Stämme glitzerten wie Bronze, während die letzte Gluth der sinkenden Sonne an ihnen hinabglitt. Ein Roß wieherte von einem nahen Zelte her, und ein paar Hunde bellten durch die Dämmerung.

Aber selbst als ein paar Kameele heiser kreischten, störte das den Scheikh nicht in seiner Ruhe. Erst als sich eine Hand leise auf seine rechte Schulter legte, wandte er das Gesicht um, das er eben dem tiefrothen Glanz der Abendwolken zugekehrt hatte. Er erkannte das gebräunte welke Gesicht seiner Mutter, und einen Augenblick glitt ein sanfter Zug über sein verfinstertes Gesicht.

„Nun, was ist's, Aïscha!" hub er an.

„Allah segne Dich, Scheikh." Sie machte eine Pause und suchte nach Worten. Wie selten kam es vor, daß sie ihn zuerst ansprach, denn es ziemte sich nicht für ein Weib, dem Herrn und Scheikh mit einem Anliegen zu nahen, sondern zu warten, bis er sich zu dem demüthig dastehenden Weibe herabließ. Und so stand sie und suchte nach Worten.

Da fiel ihr eine List ein, und in lebhafterem Tone fuhr sie fort: „Achmed hat schon wieder drei Töpfe zerschlagen."

„Was? Der Hund? Drei Töpfe?" Zornig funkelten die Augen des

Scheikhs, denn seine Habsucht berechnete sofort den Schaden mit ein und einem halben Franc. „Gieb ihm die Peitsche, dem Hundesohn!“ Und er ballte die rechte Faust, als wollte er selbst den armen Negersklaven züchtigen.

„Scheikh, ich werde alt und schwach. Ich kann's nicht mehr. Nimm Dir eine Frau, eine junge schlanke Frau!“

Jetzt war's heraus, und die Alte wich einen Schritt nach dem Zelte zu zurück, ganz erschreckt über ihre eigene Kühnheit und um dem drohenden Jähzorn ihres Sohnes auszuweichen.

Aber seltsam! Er fuhr nicht auf; er packte sie nicht bei den Schultern und warf sie nicht in das Zelt zurück, sondern zu ihrem maßlosen Erstaunen drehte er den Kopf von ihr weg und starrte wieder vor sich hin über die weiße glänzende Moschee hinweg zu den Oliven- und Palmenbäumen und dann zu der grauen Wüste, die sich hinten in unendlicher Weite verlor.

Aber als sie noch immer keine Antwort erhielt, huschte sie wie ein Schatten in das Zelt zurück, äußerst zufrieden mit der ersten Wirkung ihrer Worte.

„Nimm Dir eine Frau, eine junge schlanke Frau!“ Diese Worte gingen ihm nicht aus den Ohren, und immer mehr versank er in süßes Nichtsthun und in Träumereien.

Eine junge schlanke Frau! Ein Name drängte sich stumm über die Zunge: Assaïdy . . . Er sprach ihn nicht aus, aber er fühlte, daß er auf seinen Lippen lag und daß ihre schlanke Gestalt sich in sein schläfriges Sinnen drängte. Wo war sie geblieben, die junge Tänzerin von Biskarah, die ihn vom ersten Tage seiner Ankunft an gefesselt hielt wie ein junges stürmisches Roß an der wallenden Mähne? Ein Fluch entrang sich seiner Brust. O, hätte er sie jetzt in seinen Händen, er hätte sie erdrosselt mit einem frommen Gebet auf den Lippen, weil sie eines Tages mit einem Franzosen auf und davon gegangen war! Und doch, wie schön waren ihre Gazellenaugen! Wie konnte sie tanzen, die junge Assaïdy vom Stamme der Ulad-Naïl! Kein Muskel an ihrem schmalen Körper ruhte dann, es flogen an ihr die Gewänder und die bebenden Glieder, nur das braune, ovale Gesicht blieb unbeweglich, und die tiefliegenden Augen schauten starr und stumm. Wie war er an dem ersten Tage, an dem er sie tanzen gesehn, aufgesprungen und hatte ihr ein Zehnfrancsstück an die Stirn gepreßt, wo es einen Augenblick haften blieb, um dann von ihrer braunen Hand aufgefangen zu werden. Auge in Auge standen sie sich da gegenüber, und heiß flog sein Athem um ihre Wange. Als sie sich völlig erschöpft auf die Strohmatte des Fußbodens hinfallen ließ, hatte er keinen Blick von ihr gewandt und nicht gehört, wie ein alter Schriftgelehrter von dem großen und berühmten Sidi Abd-el-Kader zu erzählen anfing und es still wurde im ganzen Kreis. Und als dieser endlose Bericht den Naïlijah-

Mädchen zu langweilig wurde und sie aus dem Kaffeehaus stürzten, um in das zweite zu laufen, da war er ihnen fast taumelnd gefolgt. Dort hatte er zum ersten Mal den gottverfl . . . Wein genossen, und keiner seiner Blicke glitt ab von den blitzenden Goldketten der leichtfüßigsten der ganzen Tänzerinnenschaar, der lustigen Assaïdy. Ueber einen Monat lang war er in Biskarah geblieben, und als das letzte Goldstück gewechselt war, war sie verschwunden, und er zog mit dem Morgengrauen nach El Kantarah zurück, um nicht dem Spott der klügeren Kabylen El Biskarahs anheimzufallen.

Eine Frau fehlte ihm, braun und schlank wie Assaïdy. Er fühlte es, seine Mutter hatte Recht.

„He, Aïscha!" rief er halblaut in das Zelt hinein und hockte sich wieder mit gleichmüthigem Gesicht hin. Die Dämmerung hatte zugenommen, und ein leiser Wind strich durch die Palmenbäume und streute würzige Düfte in die Abendluft. Die Blätter der dunklen Oliven erschienen jetzt tiefschwarz, und durch die federartigen schmalen Palmenzweige leuchtete das letzte schwache Abendroth.

Die Alte schlich sich zaghaft aus dem Zelt, in der bangen Erwartung, jetzt den Zornesausbruch ihres Sohnes ertragen zu müssen. Schweigend stand sie am Eingange und wartete mit gesenktem Kopfe auf die ersten Worte des Scheikhs. Dieser schwieg, um seine Worte möglichst unbefangen und gleichgiltig erscheinen zu lassen. Endlich nach längerer Pause hub er mit leiser Stimme an:

„Allah hat Dich heute mit Klugheit gesegnet. Weißt Du, wen ich zur Frau nehmen soll?"

Ein maßloses Erstaunen zog über die verwitterten Züge der Alten, und ihre Hände strichen erregt über ihre zerlumpte Kleidung. Aber sie wußte, daß sie nicht mit der Antwort zögern durfte, wenn sie nicht seinen Zorn erregen wollte, und sofort fand sie einen Namen: „Fatthûme".

Als er, um seine Erregung nicht zu verrathen, von Neuem schwieg, fuhr sie, sicher gemacht durch seine Ruhe, geschwätzig fort: „Der alte Sidi Mustapha ist Dir gut. Und er hat vier tapfere Söhne. Sie können mit Dir zusammen alle Tuaregs davonjagen, wenn Du ihre Schwester Fatthûme nimmst."

Während sie so weiter schwatzte, schloß der Scheikh die Augen halb, und in seinem Geiste sah er die prächtige hohe Gestalt des jungen Kabylenmädchens, wie sie zum Brunnen schritt, neben sich die kleine unscheinbare Subida, ihre liebste Freundin, mit der sie zusammen Wasser holen ging. Was für große ernste Augen sie hatte! Wie still sie meist war, wenn die beiden Mädchen mit anderen Frauen zusammen saßen und Kußkussuh aßen oder süße Mandeln! Sie gefiel ihm, und bald glitt in seiner Phantasie der Schatten der leichtfüßigen und leichtsinnigen Assaïdy weit weg, um dem Bilde der schwermüthigen Fatthûme Platz zu machen.

Aber, sie war gewiß nicht billig! Er fragte Aïscha, wieviel Rinder er noch habe. Die Alte verstand ihn sofort, schüttelte aber bedenklich den Kopf.

„Nun!“ stieß er hervor, ärgerlich, daß sie schwieg, und runzelte die schwarzen Augenbrauen.

„Zweihundert Francs!“ sagte sie endlich und erhob sich von der Erde.

„Wa—s? Zweihundert? Fatthûme zweihundert Francs?“ Die Zahl schnitt ihm in die Seele, denn geizig war er wie ein echter Kabyle, der jahrelang in seinem schmutzigen Burnus umherlief, ehe er ein paar Francs für einen neuen hervorholte. Zweihundert Francs, das war eine ungeheure Summe, zumal jetzt, wo er in Biskarah sechshundertdreiundsiebzig Francs seines Vermögens verloren hatte. Aber hatte Sidi Mustapha, Fatthûmes Vater, nicht jüngst erst seinem lustigen Freunde Ben Aïssa Fatthûme abgeschlagen, als er nur 20 Francs geboten? Hatten nicht die vier Brüder über den Spaßmacher aufgebrüllt, als er wirklich zwanzig Francs hervorgeholt hatte?

„He, Ben Aïssa,“ hatte Grofon, der Aelteste geschrieen, „dafür kauf' Dir ein Kalb und heirath' es.“

Zwanzig Francs war in der That wenig, aber Ben Aïssa hatte nicht mehr.

Freilich, schön war sie, so schön, daß Ben Aïssa ein langes Gedicht gemacht hatte, das er an demselben Abend zum Besten gegeben, um sein Leid in die tiefe Abendstille auszusingen:

„Vor Liebesgram wank' ich daher;
Mein Schatten, der wankt hinterher.
Mich macht ja die Sehnsucht so matt,
Die tief mich getroffen hat,
Du Kind mit den schmachtenden Augen.“

Und während dem Scheikh ein paar Töne dieses traurigen Liedes einfielen, lächelte er befriedigt. Er würde nicht klagen und ein Lied singen, wie der närrische Ben Aïssa. Das hatte er nicht nöthig. Mehr als zwanzig Francs würde er schon bieten, denn er besaß mehr, viel mehr, so viel, daß er es Niemandem sagte, als nur sich allein, wenn er in seinem einsamen Zelte lag. Kein Laut seiner klingenden Francsstücke durfte in die Stille hinausgehen, so eifersüchtig bewachte er seine Krüge voll Münzen.

Aber freilich, zweihundert Francs, das war eine harte Nuß. Und doch, wenn er sie sich vorstellte, wie sie Morgens zum Brunnen ging, wie sie sich in den Hüften wiegte, daß das lange Gewand sich in prächtigen Falten um den Leib schmiegte, wie ihr dunkles Auge durch die Luft starrte und die Stirn leuchtete gleich dem Blitz in den Wolken . . . dann . . .

„Aïscha!“ schrie er seine Mutter an. „Geh hin zu Sidi Mustapha. Und sage seiner alten Mutter: Der Scheikh Hamed will Fatthûme zum

Weibe. Und biet' ihm hundertundfünfundzwanzig Francs. Und geh hinauf bis zweihundert Francs. Aber Du weißt, Aïscha, immer wenig, immer ganz wenig. Sagt sie: 'Noch zehn Francs!' so leg fünf hinzu! Hörst Du, nur immer fünf!"

II.

Es dunkelte schon stark, als sich Scheikh Hamed träge erhob, um seine beiden Freunde aufzusuchen. Warum sollte er auch heute von seiner Gewohnheit abweichen, heute gerade, wo er ihnen den wichtigen Entschluß, ein Weib zu nehmen, mitzutheilen hatte! Waren sie nicht die beiden Einzigen, denen er sein Herzeleid um Assaïdy anvertraut, die Einzigen, denen gegenüber sich die ganze Gluth seines heißen Blutes offenbart hatte? Als er nach der Heimkehr aus der verruchten Stadt seine Wuth in maßlosen Schimpfworten ausgelassen, hatte ihn nicht Ben Aïssa, der Junge, kräftig unterstützt und der alte Sidi el Kebir bedächtig zustimmend mit dem Kopfe genickt?

Freilich, der Weiberhaß des Alten war komisch. Wenn er an Alis Eheepisode dachte, dann verzog sich sein braunes Gesicht ein wenig, als wollte es lächeln. Wie Ali zu seinem Weibe gekommen, das wußte ja das ganze Dorf! Vier große Capitel des Koran kannte er auswendig, so gelehrt war er, und er wäre ein tüchtiger Mufti geworden, wenn das unsterbliche Gesetz nicht befohlen hätte, erst dann einen Mufti anzustellen, wenn er verheirathet war. Und Jahr und Jahr hatte der gelehrte spindeldürre Mann gewartet, da er die Weiber haßte und Nichts liebte als seinen Koran und den gelehrten Commentar des heiligen Zamachscharî. Endlich aber, da seine ganze Sehnsucht doch darauf stand, ein großer und gelehrter Mufti zu werden, hatte er sich der alten Aïscha anvertraut, und für sein ganzes Vermögen von sechzig Francs hatte sie ihm eine angejahrte Frau besorgt. Nun, wie hatte er damals aufgeathmet.

Hamed lachte, während er daran dachte und weiterschritt.

Jetzt mußte Ali zum Mufti gewählt werden! Da vergrub sich der Unglückliche immer tiefer in den weisen Commentar des Zamachscharî, und Tag für Tag hoffte er, seine neue Würde zu erlangen. Endlich sollte er zum Mufti gewählt werden; in zwei Tagen sollte er ein bedeutender Mann werden, der den Koran im Kopf und Herzen trug und die klugen Gesetze des heiligen Buches ernst und bedächtig auslegen würde. Aber — Scheikh Hameds Gesicht verzog sich jetzt zu einem breiten Lachen — da fiel es dem Weibe Alis ein, zum Kadi zu laufen und auf Ehescheidung zu klagen, weil ihr Mann sie ganz und gar vernachlässige. Was gab es nun für eine Scene! Der Alte wurde zum Kadi gerufen und auf alle giftigen und boshaften Fragen seines Weibes konnte er nur trübselig dareinschauen und „Ja" sagen. Er hatte ihr Nichts zu essen gegeben, er hatte ihr keine Kleider geschenkt, er hatte sie nie geschlagen und angeschrieen, er hatte sie

kaum angesehen! Gewiß, Alles gab er zu, denn Lügen, beim Barte Muhameds, die kamen nicht über seine geweihte, vor lauter Gebetsprüchen schon heilige Zunge. Und so stand er am Tage vor seiner Wahl zum Mufti wieder ohne Weib da. Das Gesetz gebot es: er konnte nicht Mufti werden und war es nicht bis zum heutigen Tag geworden. Er hatte für immer von den Weibern genug und haßte sie ingrimmig.

Der Scheikh fuhr aus seinem Brüten auf. Ein Esel hatte aus einem entfernten Zelt geschrieen, und ein vielstimmiges kreischendes Echo antwortete auf den Mißton. Hinten verschwanden die dunkelgrauen Wellenlinien der Wüste völlig in dem schwarzen Horizont, und die Orangenbäume zu seiner Linken regten sich kaum im Abendwind. Nur ein naher Bach rieselte deutlich durch die Dunkelheit mit geschwätzigem Gefäll, und ein paar Nachtigallen sangen selige Töne aus den dunklen Olivenkronen. Ueber die Fächer der Palmen floß das erste fahle Mondlicht und tropfte durch die breitgeöffneten Blattfedern hindurch, um sich im trüben Bache zu spiegeln.

Da schlug der leise, melancholische Klang einer maurischen Quitzra (Guitarre) an sein Ohr. Nun war er an das Ende des Dorfes angelangt, und drüben unter der letzten Palme sah er schon das Zelt Ben Aïssas. Der Scheikh zog die Augenbrauen halb hernieder, um die immer tiefer sinkende Dunkelheit zu durchspähen, und seine scharfen Augen erkannten bald die beiden Gestalten, die vor dem Zelte hockten. Ohne seine Schritte zu beschleunigen, näherte er sich ihnen, indeß die einförmigen Töne der Quitzra immer lauter durch die Stille klangen.

„Allah behüte Euch!“ rief er ihnen zu und setzte sich auf die breite Rasenbank vor dem Zelt.

„Der Prophet segne Dich!“ klang die zitternde, leise Stimme des Alten zurück, indeß Ben Aïssa nur nickte und fortfuhr, zu den traurigen Tönen seiner Guitarre zu summen. Endlich hörte er mit einem scharfen Klang auf und hob den Kopf. Ein volles Lachen lag auf seinen jungen Zügen, und als er jetzt zum Himmel aufsah, glitt das bleiche Mondlicht kühl und gespenstisch über die schmalen und fast kindlichen Züge.

„Paß auf, Scheikh, ich habe heut ein neues Lied gemacht!“ —

„Ah!“ entschlüpfte es dem Alten, und er sah Ben Aïssa an, um auf seinem offenen Gesicht zu lesen, welcher Art seine neue Improvisation sein würde. Er hatte immer Angst, wenn Ben Aïssa ihn mit seiner kurzen schrecklichen „Liebesehe“ aufzog. Aber als dieser den Kopf ein wenig hin- und herwiegte, gleichsam als ob er sich auf seinen Text besinnen wollte und ein paar Töne lustig und schnell anschlug, erkannte er zu seiner Beruhigung, daß es ein friedliches Gedicht sein mußte, ohne grausame Anspielungen. Und das war doch gut! Wie oft hatte Ben Aïssa durch ein paar lose Verse den Zorn manches reichen Kabylen erweckt, und wenn er noch dazu einmal den jähzornigen Scheikh reizte, dann war der arme Teufel, der keine Verwandte hatte, kaum noch seines Lebens sicher, und Niemand war da,

der ihn rächen würde. Er hatte ihn zwar gern trotz seiner losen Streiche, aber was konnte er für ihn thun, wenn ihm der Scheikh zürnte?

Die Quitzra klang jetzt in vollen rhythmischen Tönen, und langsam, mit starker Betonung sang Ben Aïssa halblaut durch die Nacht, indem er ab und zu den Oberkörper nach vorn beugte, gleichsam, als wollte er damit einen Vers oder einen Ton nachdrücklich hervorheben:

„Geh weg, Assaïdy, Du falsches Weib.
Bring Datteln nicht und braune Feigen an,
Denn jetzt ist Fastenmonat Ramadan.

Wieg nicht so zitternd Deinen schlanken Leib,
Und wag' es nicht, mit Mandeln mir zu nahn,
Denn jetzt ist Fastenmonat Ramadan.

„Was, Du willst fort, Assaïdy?“ . . . O bleib' . . .
Biet' mir nur Deine rothen Lippen an,
So brech ich, Allah, gern den Ramadan! —

Mit ein paar kräftigen Tönen schloß Ben Aïssa das Lied, lachte laut auf und bog den Oberkörper nach vorn, um die Wirkung seines Liedes auf den Scheikh zu erkunden. Er konnte nicht sehen, daß Ali ängstlich das Gesicht des Scheikhs musterte und daß dieser die Stirn gerunzelt, weil der Sänger keck an seine schmerzlichste Wunde gerührt hatte. Aber zu stolz, um dem armen Teufel einen Vorwurf zu machen, schwieg er, obschon er fühlte, daß Ben Aïssa auf eine Antwort wartete. Es wurde still im Kreise, und nur der ängstliche Ali, der vergebens nach einer Koranstelle suchte, um die Aufmerksamkeit der Beiden abzulenken, fing an zu hüsteln.

Der Mond war indeß voll aufgegangen, und die weite Wüste lag in hellem Grau vor ihren Blicken da. Der Wind war fast still, und kaum regte sich ein Blatt in den Palmenkronen über ihren Häuptern. Durch die klare ruhige Luft drang scharf der tiefe Schrei aufgeweckter Kameele und wurde von einem Chor blökender Schafe und heulender Hunde fast endlos fortgesetzt.

Endlich brach Ben Aïssa das Schweigen.

„Nun, Scheikh, ist die süße Assaïdy denn in Deinem Herzen schon todt? Du thust, als ging Dich mein Lied Nichts an.“

„Assaïdy?“ fragte der Scheikh mit gedehnter Stimme und so ruhig, als spräche er den Namen zum ersten Male aus. „Was geht sie mich an? Was Allah will, geschieht und muß geschehen. Was kann ich dagegen thun?“

„Recht so!“ bestätigte Ali und fügte salbungsvoll den Spruch aus dem Koran hinzu: „Gott ist Herr über Ost und West, und wohin Ihr Euch wendet, da ist Gottes Auge, denn Gott ist allgegenwärtig und allwissend.“

„Und noch vorgestern hast Du mit den Zähnen geknirscht und gesagt,

daß Du sie haben wolltest, um sie zu zerschneiden, Stück für Stück!" warf Ben Aïssa lachend und erstaunt ein.

Der Scheikh wiegte den Kopf ein paar Mal nach vorn, als betete er, wie es fromme Moslems zu thun pflegten. Endlich sagte er und beobachtete die verblüfften Mienen der Beiden genau:

„Assaïdy ist bei mir so vergessen wie Fatthûme bei Dir, Ben Aïssa!"

Der junge Mann fuhr auf, aber der Name, den er eben gehört, verschloß ihm den Mund, der sich schon zu einer zornigen Antwort geöffnet hatte. Nur sein Herz pochte so heftig, daß er es zu hören vermeinte.

„Nicht wahr, Ben Aïssa, Du hast sie doch ganz vergessen? Und das ist gut! Man muß solche Mädchen vergessen, wenn es auch in den Eingeweiden brennt und rast. Assaïdy ist bei mir längst vergessen, denn ich habe einen — Ersatz!"

„Was?" klang es durch die Nacht. Ben Aïssa bog seinen Kopf dem Haupt des Scheikhs zu, um ihm in's Gesicht zu sehen, indeß der alte Ali erschrocken an sein erstes und einziges Weib dachte und sich trübe den Bart strich.

Langsam, mit scharfer Betonung, ein leises Lächeln in den Mundwinkeln, fuhr Scheikh Hamed fort:

„Ja, ich will heirathen!"

Einen Augenblick herrschte Todtenstille. Auch die Thiere im Dorfe waren verstummt, so daß die drei Männer in der Stille der Nacht ihre eigenen Athemzüge hören konnten.

Ben Aïssa lachte jetzt laut auf, und auch der Alte wiegte den greisen Kopf hin und her, wobei der Turban sich ein wenig nach links verschob.

„Aber Scheikh," rief Ben Aïssa aus, „weißt Du nicht, daß die Frauen uns den Weg zur Hölle zeigen? Hast Du das nicht selbst oft genug gesagt?"

„O tiefe Wahrheit!" murmelte Ali.

„Nein!" wehrte Hamed ab und sah ihn ruhig an. „Es giebt gute und schlechte Kameele, und es giebt gute und schlechte Frauen!"

„Aber Scheikh," wiederholte Ben Aïssa, „wird sie sich nicht mit der alten Mutter prügeln?"

„Hm," antwortete er gelassen, „ist ein junges Füllen tückisch, bekommt es die Peitsche."

„Scheikh," fing er von Neuem an, „giebst Du Dein Herz einem Weibe, wird es darauf herumtreten, sagt ein Weiser!"

Ali nickte wiederum lebhaft.

„Geh, Ben Aïssa," rief ihm lachend Scheikh Hamed zu, „das heilige Buch sagt: ‚Wenn die Frauen Euch erzürnen, gebet Verweise, sperret sie in ihre Gemächer ein und züchtigt sie'."

Da ermannte sich der alte Sidi Ali el Kebir und murmelte fast traurig:

„Nun wirst Du nicht mehr Abends zu uns Beiden kommen. Wer ein junges Weib im Zelt hat, der bleibt des Abends daheim!“

Ben Aïssa fing von Neuem zu lachen an. „Ei, woher weißt Du das? Doch nur vom Hörensagen!“

Ali verstand diese Anspielung wohl, aber er war dem jungen lustigen Ben Aïssa zu freundlich gesinnt, als daß er ihm zürnen konnte. Mit einem Weisheitsspruch that er ihn ab:

„Wer einen weißen Bart zaust, der wird im Jenseits von seinen eigenen Kindern gezüchtigt!“

Ben Aïssa hörte nicht auf das Gemurmel des Alten, denn aufgestachelt durch die überraschende Neuigkeit Hameds, regte sich seine Neugier geschäftig, und so fragte er:

„Hast Du denn schon gewählt? Hat Deine Mutter schon mit ihrer Mutter gesprochen?“ — Er stützte das Kinn in die rechte Hand, indeß sein Ellenbogen auf dem rechten Knie ruhte.

„Gewählt habe ich schon! Und morgen geht Aïscha zu ihr!“ klang die ruhige Antwort des Scheikhs zurück.

Er wollte nicht den Namen sofort sagen. Unbewußte Scheu und stille Schadenfreude verschlossen ihm noch den Mund.

„Ist sie schön?“

„Wie eine Huri!“

„Schlank?“

„Wie die Palmen von El-Aghuat!“

„Augen?“

„Wie junge Gazellen; ihre Blicke versengen die Eingeweide!“

„Kennen wir sie? Ist sie aus El Kantarah?“

„Gewiß, Ihr kennt sie gut, Du sagst sogar . . . sehr gut!“

„Fatthûme?“ schrie es laut durch die Nacht. Mit einem Ruck fuhr Ben Aïssa auf und griff nach dem Dolch in seinem Gürtel.

Der Scheikh hob langsam den Kopf empor und sah ihm ruhig in's Auge. Der Bursche würde es doch wohl nicht wagen, den Scheikh anzugreifen, der ihn um Haupteslänge überragte!

Schlaff ließ Ben Aïssa die Rechte sinken, und als der Alte, erschreckt über die Heftigkeit Ben Aïssas, ihn auf die Rasenbank niederziehen wollte, folgte er kraftlos der zitternden, schwachen Hand und setzte sich still zu Boden, als sei Nichts geschehen. Scharf durchstießen die Blicke des Scheikhs die mondergellte Dunkelheit, aber das Gesicht des jungen Kabylen lag tief im Schatten der hohen Palmenfächer, und die Linien seines Burnusses lagen unbeweglich da, als trüge ihn eine unbewegte Brust.

Mit berechneter Langsamkeit erhob sich der Scheikh.

„Bringt den Abend gut zu, Ihr Beide!“ rief er ihnen zu, und der grausame Hohn dieser Worte fiel wie Gifttropfen in das zuckende Herz Ben Aïssas.

„Bleib' in Allahs Hut!" klang die dünne, spärliche Stimme des alten Ali als Antwort zurück.

Auch Ben Aïssa wollte antworten, aber kein Laut kam über die arme zuckende Lippe. Was sollte er sagen? Er wußte, wie es kommen würde. Morgen würde die Mutter des Scheikhs den Kaufpreis Fatthûmes bestimmen, der Scheikh würde zahlen, und in acht Tagen knatterten die Büchsen zum Hochzeitsfeste. Er stöhnte auf. Was sollte er dazu thun? Nichts! Hatte er Geld? Nein! Und er senkte den Kopf. Wie Allah bestimmt, ist es gut . . .

In acht Tagen war Fatthûme die Frau des Scheikhs.

III.

Fatthûme war eben dabei, zwei große rothbraune Krüge auszuwaschen, um sie nachher am Brunnen zu füllen. Obschon es noch früh am Morgen war, brannte die Sonne schon schwer, und es überlief sie immer wie ein glühender Strom, wenn sie sich bückte und mit feuchtem Sand den schlank gerundeten Henkel sauber rieb. Kein Windhauch griff in die Feigen- und Dattelbäume. Die Luft lag heiß und träge da und verhieß einen sengenden Wüstentag. Ab und zu ließ sie den Blick auf dem Eingang des Hauptzeltes ruhen, aus dem ihr Gatte, der Scheikh Hamed, heraustreten mußte, denn in ihrem Nachbarzelt hatte sie schon sein Kußkussuh fertig, das er jeden Morgen aß, und auch der tiefschwarze Kaffee dampfte schon auf glühenden Kohlen, damit der Scheikh nicht einen Augenblick zu warten brauchte.

Einmal, als sie vergebens gelauscht hatte, ob er schon wach sei, hatte sie die Krüge behutsam in den Sand gestellt und sich emporgerichtet mit hoch erhobenem Kopfe. Schlaff hingen die schmalen braunen Hände an dem grünen Untergewand herab, und in dem Blick, der weithin über die Zeltreihen und weithin über die Palmen- und Feigenbäume flog, lag eine sonderbare stille Gluth; die Lippen öffneten sich, als wollten sie zu einem Entfernten sprechen.

Da schlugen ein paar Hunde an.

Sie fuhr zusammen und bückte sich hastig, um von Neuem feuchten Sand in die Töpfe zu werfen.

Sie hörte Schritte eiligst über den Sand knirschen, aber mit gesenktem Blick arbeitete sie weiter, denn an dem festen Tritt erkannte sie einen Mann, und wie durfte sie, die echte Moslemfrau, einen fremden Mann anschauen? Nur wenige Schritte von ihr entfernt hielt der Fremde an. Sie hörte sein heftiges Athmen deutlich, und plötzlich vernahm sie die laute Frage:

„He, Scheikh Hamed! Seid Ihr schon auf?"

Sie erkannte jetzt die Stimme. Das war Hassan, der Sklave Usseïds, mit dem ihre Gespielin Subida verehelicht war. Sie horchte gespannt hin,

während ihre Finger mechanisch an den Wänden der Krüge auf und abglitten.

Wieder rief Hassan:

„Scheikh Hamed? Seid Ihr auf? — Kommt zu meinem Herrn Ysseïd. Sein Weib Subida ist todt!“

Mit einem leisen Schreckenslaut ließ Fatthûme den Krug fallen, den sie eben in der Hand gehalten, daß er hin- und herschaukelnd im Sande liegen blieb, und hockte mit abgewandtem Gesicht am Boden hin.

Scheikh Hamed erschien mit ruhigem Gesicht vor seinem Zelte. Er gähnte, während er fragte:

„Was, todt?“

„Allah behüte und bewahre Euch, Herr. Kommt nur hin. Ich weiß nicht, weshalb. Sidi Ysseïd erwartet Euch!“

Scheikh Hameds Blick traf jetzt das am Boden kauernde Weib. Er sah, wie sie zitterte, und verstand, warum. Die Todte war ja die langjährige Vertraute Fatthûmes gewesen! Da wurde seine Stimme ein wenig milder, und er bot ihr den Morgengruß.

„Allah segne diesen Tag für Dich! Fatthûme!“

„Ich danke Dir, Herr!“ antwortete sie leise und erhob sich. „Willst Du nicht Kaffee trinken und Kußkussuh essen?“

„Nein, bei Ysseïd trinke ich ihn!“

Sie sah ihm nach, und in ihrer Brust schlug es so laut, als ob sie ahnte, warum ihre kleine, schmale Subida so plötzlich gestorben war. Hatte sie nicht noch gestern Nachmittag mit ihr gelacht und mit ihr Mandeln gegessen? Hatte sie nicht noch gestern Abend für sie einen geheimen Auftrag ausgeführt?“

Was war mit ihr?

Sie grübelte und grübelte. Erst gestern hatten sie einander gestanden, daß sie sich als junge Frauen so lieb hätten wie einst als Mädchen, da sie mit den andern zum Brunnen gingen, am Boden niederhockten und sich Liebesgeschichten erzählten. Und Beide waren zu dem Ergebniß gekommen, daß sie erst ein Jahr lang ihren Männern gehörten und in dieser Zeit fast ganz das Lachen verlernt hätten! Und die arme kleine Subida hatte still vor sich hingesehen und dann plötzlich gesagt: „Wie Gott will! Es geschieht ja Nichts ohne ihn!“ Und dann hatte sie aufgelacht und ein Liedchen gesummt, das sie, Fatthûme nur zu gut kannte. Ben Aïssa hatte es früher an manchem Abend in El Kantarah gesungen, früher als er noch der Freund des Scheikhs war und noch in El Kantarah wohnte . . .

Ihre Gedanken verirrten sich. Lässig lag die Hand in ihrem Schoß, und aus dem Gewirr der Empfindungen, die sie durchströmten, löste sich die eine stumme Frage: „Wird er heute da sein?“

Vergessen war die todte Subida, das ganze weite Dorf. Sie sah nur den Brunnen, in dessen Schatten Ben Aïssa kauerte und ihrer harrte.

Ein Zittern durchlief ihren Körper, und helle Schweißtropfen traten auf die Stirne. Da sah sie weit hinten den Scheikh zurückkehren, in eifrigem Gespräch mit Sidi Ali el Kebir. Sie fühlte den Drang, ihm entgegenzueilen und ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß Subida todt und warum sie so plötzlich gestorben, aber ihre Glieder waren wie an dem Boden geheftet, ihre Sinne so verstört, daß sie den Gruß, den ihr der greise Ali bot, nur mit scheuem Kopfnicken erwiderte und kaum hörbar Etwas murmelte.

Jetzt standen die beiden Männer dicht vor ihr, aber unterwürfig, wie sie es von Kindheit an gewöhnt war, hielt sie den Kopf gesenkt und wartete auf ein gnädiges Wort ihres Herrn.

„Ysseïd traf gut. Mitten in's Herz," sagte der Scheikh mit tiefer Stimme. „Möge jeder Moslem seine Ehre so rächen, wie es Ysseïd that."

„Allah allein ist der Herr; er macht, was er will!" hüstelte der Alte und trat mit dem Scheikh in das Hauptzelt, durch dessen offene Eingangsspalte das volle heiße Sonnenlicht strömte.

Wie erstarrt kauerte Fatthûme am Boden. Aus der beengten Brust stieß pfeifender Athem. Ysseïd hatte Subida getödtet!! Mitten in ihr Herz hatte er den Dolch gestoßen.

Und heute früh?

Warum heute früh?

Was hatte seine Wuth erregt? Was konnte die stille sanfte Subida verbrochen haben? Sie grübelte in Einem fort, aber ihr tiefes Weh überwand ihr klares Sinnen, und so jagten sich die Gedanken in ihrem verwirrten Kopf in irrer Hast, und sie saß da und stierte vor sich hin, indeß ihr große Thränen über die gebräunten Wangen rannen.

Die Sonne war höher und höher gestiegen, und auf dem hellen Sande lag schwere und träge Gluth. Ein leiser Wind hatte sich jetzt aufgemacht und trug von nahen Oliven- und Granatenbäumen leise Düfte herüber; wenn er über den Sand hinwegstrich, hob sich feiner Staub vom Boden auf, der die Luft noch trockener und heißer machte.

Die tiefe Stimme des Scheikhs weckte sie aus ihrem ruhelosen Brüten.

„Also, Ali, schreib das Protokoll!" klang es aus dem Zelte. „Ich war gerade dabei, aus dem Zelt zu gehen. Da höre ich draußen rufen! ‚Scheikh Hamed! Seid Ihr auf? Kommt zu meinem Herrn Ysseïd. Sein Weib Subida ist todt!' Ich gehe hinaus. Draußen steht Hassan, Ysseïds Sklave. Ich gehe mit ihm zu Ysseïd. Ysseïd sitzt auf einer Strohmatte. Neben ihm liegt Subida todt. Ich sage: ‚Allah segne Deinen Tag!' ‚Dich behüte Muhamed!' sagt er. ‚Hast Du Subida getödtet?' frage ich. ‚Ja!' sagt Ysseïd, ‚ich habe sie getödtet.' Da frage ich: ‚Warum?' — Ysseïd sagt: ‚Heute früh schlafe ich nur halb, und da seh ich, wie Subida leise aufsteht. Sie guckt mich lange an, und ich thue, als

wenn ich schlafe. Ganz still geht sie aus dem Zelt, und ich schleiche hinterher. Weißt Du, Herr, wohin sie ging? Zum Kuât (Kuppler) Killo, den kein Schakal anbellt und kein Hund ansieht. Killo wartet schon vor seinem Zelt, und Subida spricht zu ihm und streichelt seinen Bart. Ich stehe hinter einer Dattel und sehe Alles. Endlich nickt der Kuât — dieses Hundeblut! — ‚Ja', und sie lacht und geht hastig und leis zurück. Ich gehe auch zurück. Und wie sie in's Zelt tritt, ganz behutsam und langsam und sich bückt, da sieht sie Niemanden. Sie schreit auf, ich packe sie am Hals und ziehe sie ganz zu mir herein. Und wie sie am Boden liegt, setze ich ihr den Dolch an den Hals und sage: ‚Subida, was machst Du beim Kuât? Mit wem hältst Du's?' Sie röchelt und spricht kein Wort. ‚Sag's oder ich schneid' Dir den Hals durch!' schrei' ich und faß' den Dolch fester. Sie beißt die Lippen zusammen und zischt: ‚Nein!' Da schnitt ich ihr den Hals durch, und den großen Dolch stieß ich ihr mitten in die Brust! . . . Das, Scheikh, hab' ich gethan!' Darauf hab' ich, der Scheikh Hamed, gesagt: — Hast Du Alles geschrieben, Ali? Gut! Weiter — Da habe ich, der Scheikh Hamed, gesagt: ‚Du hast Recht gethan, Ysseïd, Allah wird Dich segnen. Du bist ein Mann, und Deine Ehre ist rein wie frische Stutenmilch. Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es! . . . Darauf . . ."

Er hielt plötzlich inne, denn vor dem Zelt hörte er ein Krachen, und dann fiel ein Körper schwer zur Erde. Er ging hinaus, indeß Ali el Kebir langsam die krausen arabischen Buchstaben seines Protokolls weiter malte. Vor dem Zelte lag zwischen zerbrochenen Krügen Fatthûme lang ausgestreckt, das Gesicht grau und blutleer. Aus dem Nachbarzelt stürzte Aïscha mit einem Sklaven hervor, und noch ehe der Scheikh zu der Entscheidung kam, ob er sie liegen lassen oder aufheben sollte, trugen Aïscha und ein paar hinzugeeilte Frauen die Ohnmächtige in ihr Zelt. Als sich die Wand hinter ihnen geschlossen und nur noch das Gemurmel einiger alter Weiber hörbar wurde, die mit in das Zelt gegangen waren, kehrte er nachdenklich zu Ali zurück.

„Wo habe ich aufgehört?" fragte er und ging, den Oberkörper hin- und herwiegend, auf und ab.

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" hüstelte die heisere Stimme des Graubarts.

Die Palmenzweige, welche die Zelte überdachten, bogen sich im Winde, und die schlanken Blätter raschelten wie unter dem Griff einer festen Hand. Durch die Eingangsöffnung wehte die schwüle Sommerluft herein und lagerte sich drückend um seine Wangen.

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" murmelte er wie mechanisch nach . . . Ihm wollte das Bild, das er eben gesehen, gar nicht aus dem Sinn. Gewiß hatte sie gehört, was er gesprochen, vielleicht gar ge-

horcht, wie es dies erbärmliche Geschlecht der Weiber so gern that! Aber ein Jahr lang hatte sie schon mit ihm zusammen gelebt, und nie hatte sie sein Argwohn beim Horchen ertappt! Warum jetzt? Gewiß, sie wollte nur wissen, warum ihre Subida, diese Tochter einer Hündin, dieses „Hundeblut‘, erdolcht worden war! Aber konnte sie das nicht ahnen? Legte ein getreuer Muselmann — Allah segne seine Tage und vernichte alle Christen- und Judenhunde! — doch nur Hand an sein Weib, wenn sie treulos war und zu einem andern Manne die Augen aufschlug! Warum hatte sie also gehorcht? Warum fiel sie zu Boden?

„Nun, Scheikh," wiederholte Ali und lachte, denn er wollte einen Witz machen, „Allah sagt zwar: ‚Am Ende der Geduld liegt das Himmelreich‘, da aber Dein Protokoll kein Himmelreich ist, möchte ich nicht, daß Du es erst am Ende meiner Geduld zu Ende bringst."

Er lächelte still vor sich hin, obschon sein prüfendes Auge bemerkte, daß seine witzige Bemerkung nicht die Spur eines Lächelns auf dem tiefbraunen Gesicht des Scheikhs hervorgerufen hatte. Und so wiederholte er, lauter, als es seine Art war, indem er den Kopf vorstreckte, die Worte: „Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!"

Wie vom Blitz getroffen, stand der Scheikh da. Ein Verdacht stieg in ihm empor, der ihm den Athem nahm, und seine Hand griff nach dem Dolch, der im Gürtel steckte. Aber als er den Blick des Alten verwundert auf sich ruhen fühlte, besann er sich und zwang sein Herz zur Ruhe. Wie weibisch, sich hinreißen zu lassen! Er athmete tief auf, als ginge mit seinem Athemzug auch sein niederdrückender Gedanke fort.

„Ysseïds Dolch muß heiß bleiben. Es ist noch nicht zu Ende. Noch lebt der Versucher Subidas," fuhr er mit harter Stimme fort.

„Weiß er, wer es ist?" entgegnete achselzuckend der Alte. „Subida hat Nichts verrathen. Sonderbar!" Und er wunderte sich im Stillen maßlos, daß ein Weib einmal still geschwiegen hatte.

„Hat er den Kuât schon gefragt?"

„Nein!"

„Er muß ihn nennen, der Hund, der Bastard. He, Achmed," rief er mit mächtiger Stimme und wartete ein paar Augenblicke, bis die unterwürfige Gestalt des Schwarzen vor dem Zelt erschien, „lauf zu Killo, dem Kuât. Der Hund soll sofort herkommen, sonst reiße ich ihm die Leber aus dem Leib und werfe sie den Schakalen zum Fraße hin."

In Eilsprüngen lief der Neger über den Sand. Stillschweigend hatte Sidi Ali el Kebir zugehört. Ihn ging es eigentlich wenig an. Ihm fiel eine mystische Ansicht ein, die der berühmte Zamachscharî über die Dschin (Geister) ausgesprochen hatte. Und sein grüblerischer Sinn versenkte sich in die Geheimnisse des Urgrunds der Existenz der bösen Geister und ihrer endlichen Besiegung durch Muhamed, den heiligen, den seligen. Während er still nachdachte, ob das Princip des Bösen vor oder gleichzeitig nach

dem Princip des Guten zur Welt gekommen war, überhörte er ganz, wie der Scheikh, der neben ihm regungslos stand, einmal wie geistesabwesend hervorzischte: „Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!“

IV.

Achmed verschwand sofort wieder, als ihm eine kurze Kopfbewegung seines Herrn zu eilen befahl, und schloß das Zelt hinter sich zu. Der hagere Killo stand an der Thür, und seine grauen Augen flogen ängstlich von dem Scheikh, der unbeweglich vor sich hinsah, zu dem greisen Ali, dessen behagliches Denken über den Ursprung des bösen Princips in der Welt noch zu keinem Ergebniß gekommen war. Killo murmelte halblaut einen Gruß, aber kein Laut antwortete ihm.

Sein Kopf verkroch sich in die schmalen Schultern, daß der spärliche weiße Bart fast bis zum Gurt seines schmutzigen Burnus reichte. Aber so durchbohrend sein Blick einen Augenblick lang auf den Zügen der Beiden ruhte, er konnte Nichts aus ihnen lesen, denn nur zu gut wahrten sie Beide die muhamedanische Etikette; regungslos schienen ihre Gesichter, als machte jede tiefe Erregung hinter dem Antlitz Halt.

Eine Schaar von Flughühnern mochte jetzt über das Zelt hingerudert sein, denn scharfes Flügelschlagen und ein vielstimmiges helles „Küllü, küllü“ scholl in die Stille hinein, um sich dann mit dem Echo des Gesanges aufgescheuchter Ammern und Finken zu vermischen. Ein Edelfink schien eben auf der Spitze einer Zeltstange sich niedergelassen zu haben, denn sein Ruf erklang aus nächster Nähe.

Wieder wagte Killo den scheuen Blick langsam vom Boden zu erheben, aber ängstlich blieb er an dem Gurt des Scheikhs hängen. Er sah, wie sich plötzlich die linke Hand Hameds um den Griff des Dolches legte, der im Gürtel hing, und ein Zittern durchlief ihn, als ahnte er, was ihm bevorstand.

„Du Hund!“ fuhr ihn der Scheikh jetzt mit rauher Stimme an.

Killo kroch so tief in sich zusammen, daß der Blick des Scheikhs nicht eine Linie seines verwitterten Antlitzes sehen konnte, nur die spärlichen grauen Haare, die der Turban hinten am Halse freiließ.

„Mit wem war sie zusammen?“ fragte der Scheikh schneidend und mit einer Festigkeit, die den Kuât erbleichen machte.

„Ich hab's geschworen, Herr, bei Allah hab' ich's geschworen, daß ich nicht reden will, so lange ich meine Zunge hab'!“

„Dann reiß ich sie Dir heraus!“ schrie der Scheikh. Ali sah ihn erstaunt an, und Hamed fühlte, daß in seinem Blick ein Vorwurf lag. Ali hatte Recht. Wie konnte er sich vor diesem Hunde so verrathen!

Er schwieg einige Augenblicke still und holte tief Athem. Diese

Schurken vom Schlage Killos schworen immer, ihre bösen Geheimnisse zu bewahren, und brachen die Schwüre, wenn es ihnen an's Leben ging.

Aber er wollte, er mußte wissen, wer der Geliebte war.

„Wo hat Subida ihn zuletzt gesehen?“ fragte er nach langer Pause.

Mit einem Ruck schnellte der Kopf des Alten empor, und für einen Augenblick bemerkte der Scheikh in seinen grauen Augen einen so erstaunten Ausdruck, daß er stutzig wurde. „Sollte er doch auf falscher Spur sein?“ dachte Killo. Aber er wußte, daß er über kurz oder lang doch vor dem Dolche Hameds die Wahrheit gestehen mußte, und so leitete er seine Beichte mit dünner Stimme ein:

„Subida? Nein! Warum sie Ysseïd erstochen hat, weiß ich nicht!“ ...

„Ah!“ — — — schrie der Scheikh auf. Er taumelte an einen Pfosten und lehnte sich schwerathmend zurück. Seine Ahnung hatte das Richtige getroffen.

Natürlich, wie konnte er auch nur denken, daß die kleine, schmale, blaßgraue Subida bei einem jungen Kabylen Liebe erwecken konnte, außer bei dem armen Ysseïd. Sah er nicht jetzt im Geiste, wie sie als Mädchen mit Fatthûme dahinschritt, jene klein und unscheinbar, und diese hoch und herrlich, so hoch, daß der kleine Kopf Subidas an ihrer Schulter ruhen konnte! Und hatten die jungen Krieger nicht über die so ungleichen Freundinnen gelacht? Hatte nicht Fatthûme stets den rechten Arm um Subida gelegt, gleichsam um Allen zu zeigen, daß sie ihr die Liebste war, obschon kaum ein Krieger ihrer begehrte? Hatte nicht das Lästermaul Ben Aïssa, als er die Beiden früher einmal zusammen zum Brunnen gehen sah, den Witz gemacht, sie gingen einher, wie ein großes königliches Kameel, das sein Junges zur Tränke führe? ...

Sein Weib verrieth ihn. Sein Weib hatte ihn verrathen!

„Allah!“ drängte es sich fast unbewußt auf seine trockene Zunge, während sein Gesicht fahl wurde wie Wüstenstaub in der Frühe.

Der Sand knirschte leise unter dem schlürfenden Schritte Killos, der sich langsam an der Wand entlang der Thürspalte zuschob, aber der Scheikh hörte es nicht, auch nicht den Schlag des lustigen Finken, der noch immer auf dem Dache saß und sein Lied in die durchsonnte Luft hinauspfiff. Als aber die Hand des Kupplers leise den Vorhang zurückschob, der in's Freie führte, und plötzlich ein heller heißer Streif goldenen Lichtes in das verdüsterte Zelt fluthete, schreckte der Scheikh aus seinem Brüten auf.

Mit einem Blick überschaute er, daß Killo sich aus dem Staube machen wollte. Ein Satz zum Eingang, ein mächtiger Griff seiner rechten Faust, und Killo lag stöhnend am Boden. Rasend vor Wuth beugte der Scheikh den Oberkörper über den Aechzenden; in seinen Augenhöhlen trat das Weiße hervor, während sein Athem schwer und heiß über das furchtentstellte Gesicht des Alten wehte.

„Scheikh!“ wimmerte er unter dem Griff der würgenden Rechten. „Was willst Du? Bei Allah! Laß mich los. Ich sag' Dir, was Du willst. Nur laß mich!“

„He!“ höhnte Hamed grimmig und hob die Hand vom Halse des Alten, um seinen Dolch zu packen, „erst schwörst Du bei Allah, sie nicht zu verrathen. Jetzt schwörst Du bei Allah, es mir zu sagen! Du Hund Du!“ Und mit einem Ruck zog er den Dolch und strich, gleichsam um seine Schärfe zu prüfen, mit der Spitze über die Stirn des Kupplers, daß aus der geradlinigen Wunde das Blut über das entsetzte Gesicht strömte.

Da riß Ali den Arm des Scheikhs zurück.

„Pfui, ein Kuât! Mach' Deinen Dolch nicht gemein!“ rief er tadelnd aus. Unsagbare Verachtung lag in seinen Worten. Sofort erhob sich der Scheikh und duldete es, daß Killo vom Boden aufstand und sich mit seinem schmutzigen Aermel das Blut aus dem Gesicht strich.

Mit geducktem Kopf schlich er von Neuem zum Eingang.

„He! Du! mit wem war sie zusammen?“ grollte die tiefe Stimme des Scheikhs. „Sag's, oder ich reiße Dir die Leber aus dem Leib!“

„Mit Ben Aïssa!“ klang die Antwort des Alten zurück, und blitzschnell schob er sich hinaus, um dem neuen Zornesausbruch des Scheikhs zuvorzukommen. In sinnloser Wuth riß dieser den Dolch aus dem Gürtel und schleuderte ihn dem Fliehenden nach. Aber seine zitternde Hand verfehlte das Ziel, das Eisen fuhr knirschend in ein Palmenrohr, daß der blanke Stahl zitterte und schwirrte.

Da legte sich die Hand Alis langsam auf den schlaff heruntergesunkenen Arm des Scheikhs, und sein weißer Turban drängte sich dicht vor dessen Gesicht. Aber der Scheikh achtete nicht darauf. Weit in's Leere starrten seine Augen, und nur das Auf- und Niedergehen der breiten Männerbrust verrieth die gewaltige Erregung, die ihn durchtobte. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, drängten sich wieder die Worte über seine Lippen: „Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!“ Und gleichsam, als ob ihn der fremde Klang seiner Stimme aufgeweckt hätte, fuhr er mit der Linken über das Gesicht und schüttelte dann die Hand des Alten von seinem Arm.

Jetzt war er wieder Herr über sich selbst, ein großer Scheikh, ein echter Muselmann. Mit ruhigen Schritten ging er in die eine Ecke seines Zeltes, in der seine Waffen hingen, und prüfend glitten seine Augen über die glänzenden Lanzenspitzen hin. Kurze, geradlinige Dolche hingen dort über langen, mit Messing ausgeschmückten Steinschloßflinten, und dazwischen drängten sich die Widderhörner, angefüllt mit Pulver.

Mit durchdringenden Blicken verfolgte der Alte die Bewegungen des Scheikhs. Er wußte, daß das Leben Ben Aïssas und Fatthûmes kein Durrakorn und keine Dattel mehr werth waren, wenn er nicht dazwischentrat. Und das mußte er thun, um des Scheikhs, um Ben Aïssas willen dem ganzen Stamme zu Liebe.

Pah, Fatthûme ging ihn Nichts an. Ob sie lebte, ob sie im Wüstensand verendete, wie ein gestochenes Füllen, hm, das rührte ihn wenig. Sie war nur ein Weib, und der heilige Prophet verachtete die Weiber und jeder echte Moslem mit ihm. Aber sie stammte aus der großen und mächtigen Familie des tapferen Sidi Mustapha, dessen Wort und Einfluß fast so viel galten, wie die des Scheikhs. Und hatte Sidi Mustapha nicht vier Söhne, vier große starke Söhne mit blitzenden Gewehren und ragenden Lanzen?

War der älteste, Gorson, nicht fast so groß und stark wie der Scheikh selbst? Und kannten sie nicht die strengen Gebote der Blutrache so gut wie Hamed? Der Tod Fatthûmes hätte einen ewigen Krieg beider Familien zur Folge, der Niemanden schonte, nicht den entferntesten Verwandten, nicht das kleinste Kind, nicht das geringste Schaf, das ihr Eigenthum war. In Rauch würde das ganze weite Dorf aufgehen und der Stamm aussterben in dem Kampfe dieser beiden Familien!

„Allah!" klang es dumpf aus dem Munde des nachdenklichen Greises. Das mußte verhindert werden! Und Alles um eines elenden Weibes willen! „Ach, diese Weiber! . . ."

Und er begann leise zu reden:

„Was willst Du thun, Scheikh?" —

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" zischte dieser zwischen den Zähnen hervor, und mit einem Ruck riß er ein Gewehr herab und betrachtete den blinkenden Lauf mit gierigen Blicken.

„Fatthûme hat noch einen Vater!" wagte der Alte einzuwerfen.

„Was hat er solche Hündin zur Tochter!" schrie der Scheikh ihn an.

Unbekümmert um seinen Zorn fuhr der Alte fort:

„Und sie hat vier Brüder. Gorson ist kühn wie Du! Büchsen tragen weit. Ist Fatthûme heute todt, ist Dein Leib morgen ein Sieb. Die Schakale werden dann ein paar Nächte lang weniger vor Hunger heulen."

Der Scheikh starrte ihn durchdringend an. Er hatte die Warnung verstanden. Langsam stellte er das Gewehr an die Wand und ließ das Widderhorn fallen. Ja, Ali hatte Recht. So sehr sich sein Groll dagegen wehrte, so sehr sein Rachegefühl danach verlangte, Fatthûmes weißen Hals zu würgen, bis kein Laut mehr zwischen ihren Zähnen hindurchkonnte, so sagte ihm blitzschnell sein Verstand, daß er lebendig nicht aus El Kantarah kommen würde, wenn er Fatthûme tödtete.

In diesem Augenblick war sie gewiß weit draußen am Brunnen, und ehe sie zurückkam oder ehe Hamed sie einholen konnte, konnte Killo — der Schakal! — schon längst beim alten Mustapha gewesen sein. Dann waren freilich fünf Büchsen geladen und fünf Speere geschärft, die darauf warteten, daß er Fatthûme erstach. Konnte Killo jetzt etwas Anderes thun, als sich in den Schutz Mustaphas begeben? Gewiß war er schon da, sagte sich der Scheikh, und erzählte in diesem Augenblick die Geschichte seiner, des

Scheikhs, Schande. Und würde Mustapha nicht sofort zur Flinte greifen? Er hörte schon dessen heisere tiefe Stimme: „Fatthûme ist in Gefahr. Der Scheikh ist nur noch ein Sandkorn werth. Blutrache bis in's letzte Glied!" Und wie der Blitz griffen jetzt seine vier Söhne nach den Lanzen und Gewehren, und aus der Halle Mustaphas schufen sie eine bewaffnete Festung. Vielleicht standen sie schon draußen, weit hinter den dunklen Palmenbäumen. Gewiß, sie waren schon draußen, sagte sich die unruhig tastende Phantasie des Scheikhs. Und er horchte, als hätte er nicht eine Vision, sondern als ob draußen schon ein paar Flintenschlösser knackten.

Es war jetzt seltsam still im Zelt. Der Finke oben hatte sein Schlagen eingestellt. In den Lüften schienen sich die Flughühner und Ammern nicht mehr fröhlich zu tummeln, nicht das Blöken eines einzigen Schafes drang in das ruhige Zelt, nur die Fliegen summten vorlaut durch die Stille, und ab und zu knirschte der Sand unter den langsamen Schritten Alis.

Wie sonderbar still es war, dachte sich der Scheikh, und unwillkürlich sah er sich um. Aber sein Blick begegnete nur dem ernsten Auge des Greises und blieb an ihm hängen. Er holte tief Athem und steckte die Daumen in den Gürtel.

„Du hast Recht! Es darf nicht so sein. Aber meine Rache muß ich haben. Soll der Stamm mit Fingern nach mir zeigen, und sollen die Mädchen die Nase ziehen, wenn ich vorbeigehe?"

„Ach was!" lehnte Ali unwillig ab. „Keiner wird wagen, Dich scheel anzusehen. Und bist Du klug, Scheikh," — hier lachte er leise — „so läßt Du Fatthûme gehen und bemühst Dich, das Kaufgeld zurückzubekommen! Weiber sind Weiber. Kaufst Dir eben ein anderes!"

Gewiß, Ali sprach ganz klug. Aber Fatthûme war eine gute und tüchtige Hausfrau. Er konnte den ganzen Tag in die Luft schauen und rauchen und Kaffee trinken. Sie war eine stille Frau, die er kaum hörte, und nahm seiner alten Mutter Aïscha alle Arbeiten ab. Was konnte sie für die Alte Kuchen backen! Wenn die Tage des Ramadan zu Ende gingen, des großen Fastenmonats, den er als getreuer Muselmann gewissenhaft einhielt, da zeigte sie ihre Künste. Da gab es Kuchen in zweiunddreißig Arten, und wenn er an den Mschelwisch dachte, der vor lauter Honig und Oel schon von Weitem duftete, und an den süßen Burek, da regte sich in ihm der leise Wunsch, sie zu behalten und sich nicht scheiden zu lassen. Aber was half es! Die Schande war zu groß, und sein ganzer Stamm würde ihn anspeien, wenn er erfuhr, er hätte Beweise von ihrer Untreue und lebte mit ihr weiter in alter Gemeinschaft.

Und Ben Aïssa! Wenn er an dessen lachendes Gesicht dachte, dann kochte es in ihm.

Dieser Spaßmacher also war es, der immer Gesichter schnitt und Abends so täuschend wie Schakale schreien konnte, damit die Hunde aus den Hütten

hervorliefen und wie toll bellten. Der Lump, der nicht einmal die erste Sure des Koran auswendig wußte und nur Verse machen konnte von früh bis spät, der sich einmal in einen Frauenburnus verkleidete und am hellen Tag den alten Schriftgelehrten Omar umarmte, so daß alle Frauen das fluchvergessene Weib steinigen wollten, bis sein lachendes Gesicht zum Vorschein kam. Dieser Spaßmacher — sein Nebenbuhler!

Aber er wollte klug sein, sehr klug, denn Ali hatte Recht.

„Allah! Ich werde sie würgen, bis sie keinen Laut mehr schreien kann. Dann laß' ich sie los und geb' sie frei, wenn sie bei Allah schwört, daß sie die Schuldige ist. Dann muß der alte Knauser Mustapha mir mein Kaufgeld wiedergeben!"

Seine Augen leuchteten wie im Triumph, denn nun regte sich seine Habsucht auch. Mochte sie gehen, wohin sie wollte, auch zu Ben Aïssa — dieser Lump würde die Ehebrecherin gewiß nehmen —, wenn er nur seinen Kaufpreis wiedererhielt, seine zweihundert Francs, für die er sich drei oder vier Sklavinnen kaufen konnte.

Sidi Ali war sehr vergnügt über den Scheikh. Er war doch klug, und so erschöpfte sich der Alte in Lobeserhebungen und pries Hameds Verschlagenheit. Aber als er den Scheikh anguckte, bemerkte er, wie dessen Augen weit offen in's Leere starrten und wie sein Gesicht von ingrimmiger Lust durchleuchtet war.

„Was hast Du?" fragte er erstaunt.

„O, ich hab' jetzt meine Rache! Warte ab, wart' ein ganzes Jahr ab! Dann wirst Du sagen: Ich bin ein kluger Scheikh!"

Ein Zug des Triumphes glitt über sein Gesicht, indeß der Alte ungewiß den Kopf schüttelte. Aber als würdiger Moslem verschmähte er es, neugierig zu sein, und so schwieg er . . .

V.

Ein Jahr war vergangen, und wieder reiften die Datteln. In der Strohhütte Ben Aïssas hockte Fatthûme auf einer weichen Matte. Eine leise Dämmerung wogte durch das Innere der Hütte, und nur ab und zu hüpften ein paar goldige Sonnenstrahlen durch das dichte Dach. Vor ihr dampfte auf einem kleinen Tischchen der Kaffee, und das weiße Schälchen, das neben dem ihren stand, bewies, daß Ben Aïssa erst vor kurzer Zeit aufgebrochen war, um seine kleine Schafheerde auf die Weide zu führen.

Draußen war die Luft voll schwerer träger Sonne. Kein Windhauch strich durch die Lüfte und griff in die Wipfel der schlanken, kerzengeraden Oliven; das helle Grün der Granatbäume schien von der Hitze noch heller geworden zu sein, daß es fast grau schimmerte, und das tiefdunkle Laub der Karuba hing regungslos im schweren und schwülen Dunst des Sommers. In den Zweigen der Feigen- und Pfirsichbäume war es still, und nur

selten klang der helle Schlag eines Finken oder eines Wiedehopfs durch den Frieden. Im Dorfe drüben selbst schien das Leben eingeschlafen zu sein. Selten zeigte sich ein Negersklave auf der Straße, der mit schweren Krügen beladen zum Brunnen ging; selten schlug ein Hund an, und das Echo, das er erweckte, war nur ein müdes Gebell, das bald erstarb.

Reglos lag Fatthûme da. Die Hände unter den Hinterkopf gelegt, starrte sie mit großen Augen in die Luft, und das stille Lächeln, das auf ihren Lippen ruhte, zeigte, daß ihr Geist glücklichen Gedanken nachging.

Und konnte sie nicht glücklich sein? Erst gestern, als eine Schaar junger Frauen und Mädchen an ihrem Zelte vorbei gegangen war, gerade als sie davor stand, hatte die Eine in Einem fort geschluchzt, weil sie ihr Mann tagaus tagein schlage; eine Andere wies mit zuckenden Lippen auf eine tiefe Wunde am Oberarm, und Niemand hatte Lust zu fragen, von wem sie herrührte, denn sie wußten Alle, daß nur ihr Herr und Gebieter der Thäter sein konnte. Und eine alte Frau hatte ruhig gelacht und gesagt: „Wie Allah es bestimmt; es war so und wird immer so sein. Wie Allah es bestimmt, so geschieht's!"

Wie glücklich war sie im Vergleich zu diesen armen Frauen! Nie hatte die Faust Ben Aïssas sie unsanft geschüttelt; sein Stirnrunzeln hatte ausgereicht, sie still und gefügig zu machen, wie die demüthige Frau eines echten Moslems es sein sollte. Wenn er Morgens aufbrach, um seine Schafheerde auf die Weide zu treiben, lehnte sie an dem Pfosten des Eingangs innerhalb der Thür, um ihm nachzuschauen und dann fromm zu beten: „Mir hat Allah einen guten und weisen Gebieter gegeben. Jedem Derwisch will ich darob die Füße küssen, und keiner soll von mir gehen unerquickt und unbelohnt!"

Und wenn die Sonne sich langsam hinten auf die Berge senkte, dann wartete sie vor dem Zelt, bis er heimkam, ohne Furcht zu haben, daß die andern Weiber sie auslachten ob ihrer verliebten Narrheit. Wohnte sie doch in der letzten Hütte des Dorfes, meist unbeobachtet von den neugierigen Augen der spähenden Frauen, die noch immer mit Fingern auf sie wiesen, weil sie der Scheikh verstoßen.

Welch ein stilles Glück, wenn er heimkam! Lachte er nicht immer? Und fragte er nicht immer gleich: „Hat Allah heute Deinen Tag gesegnet?" Und wenn sie lautlos in's Zelt huschte, um ihm dann glückselig in's Gesicht zu sehen, dann lachte er wieder, daß die weißen Zähne hervorguckten, und sie bekam dann nur mühsam die Frage heraus: „Willst Du Kußkussuh essen? Oder Mandeln? Oder Weizenkuchen?"

Wie anders war es früher gewesen! Den schmutzigsten Topf hatte ihr die alte Aïscha in die Hand gedrückt, daß sie ihn mit Sand wüsche; die zerrissenste Matte hatte sie ihr aufgedrängt, daß sie die großen Löcher geschickt zusammenflechte, indeß die Alte immer rief: „He, sput' Dich. Du kriechest ja fast!" Und wenn sie einen neuen Haïk wollte, mußte sie bei

Aïscha betteln, die nach tagelangem Reden dem Scheikh drei Francs für das Kleidungsstück abpreßte. Nie hatte sie selbst gewagt, vor dem jähzornigen Manne einen Wunsch zu äußern, selbst nicht an den heißen, stillen Wüstenabenden, in denen er sich wie ein verliebter Sklave geberdete.

Wie anders war ihr zu Muthe, wenn sie Ben Aïssa gegenüberstand. Sie sehnte sich nicht nach einem blauseidenen Turban, und wenn eine junge Araberfrau hochfahrend vorüberging, daß die Armspangen aneinander klirrten, lief sie nicht in's Zelt und flehte auch um welche. Nein, sie empfand ein unendliches Wohlgefühl, sich ihm zu Füßen hinzukauern, wenn er gegen Sonnenuntergang heimgekehrt war. Dann reichte sie ihm die kurze Elfenbeinpfeife, die er in Marocco erworben hatte, und sie wurde nicht müde, zuzuhören, was er in dieser großen, heiligen Stadt gesehen.

Nein, wie klug er auch war! Immer wieder konnte sie den Beschreibungen der fremden Stadt lauschen, und Einzelnes vermochte sie fast schon wörtlich zu wiederholen. Wenn er ihr von dem mächtigen Meer erzählte, dann hatte sie die Vorstellung, als ob es so weit und unendlich wäre wie die Wüste, die sich draußen vor ihren Augen ausdehnte, und schüttelte immer ungläubig den Kopf, wenn er erzählte, daß das ganze Meer nur blau und grün aussehen sollte. Und wenn er berichtete, wie die Christen — diese Ungläubigen! — aussähen in ihren steifen Kragen und starren runden Hüten, dann machte sie den Mund auf wie ein kleines Kind, lachte hell und schlug die Hände zusammen über diese unerhörten und neuen Dinge. Und einmal — sie lächelte jetzt still, als sie daran dachte — hatte sie ihn gefragt, wie viel eine weiße Frau koste! Da hatte er den Mund verzogen und mit beiden Händen ihren Kopf umfaßt: „Fatthûme!" hatte er lachend gerufen, „diese Ungläubigen bekommen ihre Frauen geschenkt und soviel Ochsen und Kühe und Franken, harte, blanke Franken dazu!" Da hatte sie verblüfft gesagt: „O, da muß es viel weiße Frauen geben und soviel Ochsen und Kühe! Nicht wahr?"

Wie hatte er sie damals ausgelacht und in seiner Lustigkeit ihr den weißen Turban verschoben, damit er sie beim Haar zupfen konnte!

Sie lächelte wieder still vor sich hin und versank immer tiefer in Träumereien. Unbeweglich stand die Luft im Zelt, und nur ein paar summende Fliegen spielten im Scheine der Sonnenstrahlen, die sich hellgoldig durch die Ritzen des Palmenrohrs hindurchschoben. Einmal hörte sie ein Rauschen über dem Zelt, als ob eine Vogelschaar mit breiten Flügeln darüber hinweggestrichen wäre, und sie hob einen Augenblick den Kopf hoch, um zu horchen, ob es die Flughühner waren, die alltäglich am Nachmittag vom Walde her über das Dorf flogen. Aber sie ließ den Kopf sinken. Die Sonne konnte jetzt erst gerade über dem Dorfe stehen, und ehe Ben Aïssa heimkam, mußte sie tiefer und tiefer sinken.

Manchmal empfand sie es mit leiser Trauer, daß sie tagaus tagein allein blieb. Niemand suchte eine Frau auf, die der Scheikh verstoßen

hatte, und sie selbst hätte nie gewagt, in's Dorf zu gehen und eines der Mädchen wie ehedem anzusprechen. Früher, als ihre kleine Subida noch lebte, da hatte sie ein Wesen, mit dem sie plaudern und dem sie die wichtigen Schicksale jedes einzelnen Tages anvertrauen konnte. Mehr als je sehnte sie sich jetzt nach der Todten, und oft fiel ihr ein, wie sie Beide am Brunnenrand gesessen und geklagt hatten und wie Subida immer leise geantwortet hatte: „Wie Allah will!" Wenn Subida jetzt bei ihr gesessen hätte, vor ihr auf der Matte am Fußboden . . . Allah sei gesegnet! — Fatthûme und Subida hätten nicht geklagt und gejammert, sondern gelacht und Mandeln gegessen und Kaffee geschlürft.

Freilich, ob Ben Aïssa gütig zu Subida gewesen wäre . . . hm, das bezweifelte sie doch. Hatte er nicht einmal mit gerunzelter Stirn gesagt, als sie über ihr Alleinsein geseufzt hatte: „Ist es nicht gut, daß Du das ganze Dorf nicht siehst? Sollen sie Dich anschreien? Sollen die Kinder mit Steinen nach Dir werfen?"

„Hätt' ich nur eine, wie Subida war!" hatte sie geantwortet. Wie zornig war er da geworden! So hatte sie ihn noch nie gesehen! „Ein Weib ist schon schlimm!" hatte er geschrieen, „und wenn zwei zusammen sind, dann ist der Betrug fertig!" Damals hatte sie geschluchzt, und an demselben Abend, als sie im Zelt gesessen, waren ein paar Buben vorbeigelaufen und hatten geschrieen: „Mit wem betrügt sie ihn jetzt?"

Fatthûme seufzte tief. Sie wußte, daß ein leises Mißtrauen gegen sie in Ben Aïssas Brust schlummerte. „Wär' ich der Scheikh gewesen, ich hätte Dich damals erstochen wie ein tolles Füllen!" hatte er einmal gesagt. Da hatte sie ihn ängstlich angeguckt, und er hatte sofort wieder gelacht.

Mit Bangen hatte sie damals die Worte gehört, und mit Bangen traten sie ihr jetzt vor die Seele. O, er konnte unbesorgt des Morgens fortgehen und, wenn die Sonne auf den Hügeln lag, heimkehren. Immer lebte nur sein Bild in ihrer Seele, obschon eines sie an manchen Tagen und in mancher Nacht beunruhigte: das war der Scheikh!

Sie zog die Stirn kraus, als sie jetzt an ihn dachte, und seufzte schwer. Allah! wer ihr nur sagen konnte, was er von ihr wollte! Und während sie den Oberkörper erhob und die Knie noch mehr anzog, stand ihr wieder die Schreckensscene vor Augen an jenem Tage, an dem Subida gestorben . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

. . . Mit gefüllten Krügen war sie in sein Zelt geschlichen und hatte demüthig und leis wie immer: „Allah segne Dich!" geflüstert. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt und blieb in dieser abweisenden Stellung eine ganze Minute, ohne ihrer zu achten. Vielleicht, dachte sie, füllt er seine Pulverhörner nur, und in dieser Männerarbeit pflegte er nie seinem Weibe einen gnädigen Blick zu schenken. Langsam ging sie mit den beiden Krügen

an ihm vorüber, und als sie ihn verstohlen anschaute, um zu sehen, in welcher Stimmung er war, traf sie ein Blitz aus seinen verdüsterten Augen so scharf, daß sie regungslos stehen blieb, wie eine Maus vor dem Blick der Schlange. „Was hat er nur?" fragte sie sich angsterfüllt und neigte demüthig das Haupt auf die Brust. Aber das Herz schlug ihr, daß sie meinte, er müßte den Schlag hören.

Hamed verschloß die Thür.

„Stell' die Krüge hin!" befahl er mit rauher Stimme, und leise trug sie sie in eine Ecke. Aber trotz aller Behutsamkeit rann das Wasser über den Rand des einen auf den Boden. Sie erblich, denn sie wußte, selbst dieses geringste Versehen genügte, seinen Zorn zu wecken.

In der Ecke blieb sie schüchtern stehen und wagte nicht aufzuschauen.

„He!" schrie er sie an.

Sie hob, erschreckt durch seinen Schrei, den Kopf.

Da geht er zur Wand, an der die Gewehre hängen, und sein Auge fliegt ruhelos von einem Lauf zum andern, bis er an einem geraden Dolche hängen bleibt. Langsam hebt sich seine rechte Hand hoch, langsam sinkt sie herunter, und langsam zieht er den schlanken schmalen Stahl aus der blinkenden goldgelben Scheide. Er dreht sich zu ihr um und prüft die scharfe Spitze an dem Ballen seiner linken Hand.

„Allah!" schreit sie auf und sinkt in's Knie.

Er weiß Alles! Und in wahnsinniger Flucht jagen sich die Bilder vor ihrem inneren Auge: Ein Brunnen, aus dem sie Wasser schöpft, Ben Aïssa, der vor ihr steht, Subida, die auf eine neue Botschaft wartet, Killo, der seine Franken schmunzelnd einstreicht . . . Dazwischen hört sie, als ob es meilenweit ist, entferntes Gebell von Hunden. Ihr ist, als sei sie ganz allein mit dem fürchterlichen Manne auf der Welt, und wenn sie auch nach ihrem Vater Sidi Mustapha rufen will, nach ihren Brüdern, . . . sie sind gar nicht da; ihre Brüder, wo sind sie? . . . Wo ist überhaupt das ganze Dorf geblieben? Ist nur die Wüste da, die große, weite durstige Wüste, und Niemand in dem heißen Sonnenbrand, als sie und er und der schrecklich blitzende Dolch? . . .

„Allah!" schreit sie noch einmal. Aber eine eherne Faust packt sie an dem Burnus, und ehe sie noch einen Laut ausstoßen kann, liegt sie lang auf dem Boden, und der Scheikh mit blutunterlaufenen Augen kniet auf ihrer Brust.

Sie schließt die Augen vor entsetzlicher Angst, und ihr fallen nur ein paar Worte ein, die sie tagaus, tagein von den Derwischen gehört, und die ihre kleine Subida in jeder Noth gesprochen hat: „Wie Gott will. Es kommt, wie es kommt. Und ich sterbe auch, wie Allah will."

Rettung giebt es nicht. Auf den Verrath eines Weibes steht der Tod, und das Weib war begnadet, dem nur ein milder Dolchstich zu Theil wurde.

Da hört sie seine Stimme hervorkeuchen:

„Ben Aïssa ist's. He?"

Sie schweigt.

Da wird er wüthend und schlägt sie mit der geballten Faust in's Gesicht. „He, Ben Aïssa? Du Tochter einer Hündin?"

Sie macht mühsam die Augen auf und nickt nur ganz wenig mit dem Kopf.

„Du weißt, daß ich Dich tödten kann, wenn ich Lust hab', und wie ich Lust hab', Stück um Stück?"

Sie nickt wieder, fast gefühllos. Eine lange bange Pause vergeht, und sie mustert mit unstetem Blick sein Antlitz. Endlich fliegt ein entsetzliches Lachen über sein Gesicht. Er erhebt sich, und ganz betäubt, daß er den Dolch noch unbenutzt in der Hand zückt, steht sie auf und starrt ihn wie irre an.

„Ich laß' Dich leben, wenn Du mir bei Allah dreierlei versprichst!"

Sie vermag vor Ueberraschung keinen Laut herauszustoßen, nur das Blut schießt ihr in den Kopf, und sie hält sich zitternd an der Wand fest.

„Schwöre mir bei Allah, daß Du Sidi Mustapha sagst, Du hast Schuld, und daß ich Dich gehen lasse, weil Du ein schlechtes und faules Weib bist!"

„Aha!" durchblitzte es ihr Gehirn. Er wollte den Kaufpreis zurückhaben. Und obschon sie dumpf vorausahnte, daß sie nun im ganzen Dorfe verfehmt war, weil der Scheikh sie verstoßen, obschon sie wußte, daß ihr Vater sich die Haare ausraufen würde vor Zorn, wenn er den theuren Preis zurückzahlen mußte, schwor sie mit zitternder Stimme: „Ja!"

„Bei Allah und Muhamed schwöre, daß Du Ben Aïssa heirathest und mit ihm in meinem Dorfe leben wirst!"

Sie sah ihn verständnißlos an. Sie wußte nicht, was er beabsichtigte, denn sein Gesicht war wieder undurchdringlich geworden; nur in den Augen zuckte ein seltsames Feuer:

„Allah segne Dich!" flüstert sie inbrünstig, nachdem sie den zweiten Schwur geleistet.

Und schwöre mir bei Allah und Muhameds heiligem Haupt, bei allen Heiligen im Paradies, daß Du heute über's Jahr mit mir freundlich thun wirst, als wäre ich Ben Aïssa!" . . .

Der Scheikh trat so dicht auf sie zu, daß nur eine kleine Luftschicht zwischen Beiden stand, aber seine Augen waren so flackernd, daß sie meinte, die Luft brenne fast, die zwischen ihnen lag. Instinctiv wich sie einen Schritt zurück. Aber obgleich er die letzten Worte noch einmal hervorstieß und sie beim Handgelenk packte, verstand sie ihn nicht und bewegte blos die Lippen.

Aber glücklich, auch den letzten Schwur leisten zu können, schwor sie znm dritten Male: „Ja!" Erschöpft sank sie dann zur Erde, und ihre brennenden Augen sahen nur noch, wie der Scheikh den Dolch wieder an die Wand hing und mit einem sonderbar teuflischen Gesicht aus dem Zelt ging . . .

VI.

In ihrem Geiste wanderten die Bilder jenes schrecklichen Tages in jagender Eile vorüber. Stundenlang lag sie da, ohnmächtig, ihrer Herr zu werden; sie sah nicht, daß sie die Schale voll Kaffee umgestoßen hatte, und achtete nicht darauf, daß eine schmale grünliche Eidechse behutsam unter einer Decke hervorschlüpfte, um sich in dem schmalen Sonnenstreif zu sonnen, der ab und zu durch den Eingang fiel, wenn ein leiser Windstoß dagegen fuhr. Sie wollte sich erheben, um hinauszugehen, aber sie fand nicht den Willen dazu.

Ihr fiel jetzt ein, wie sie dann eines Tages regungslos in dem Zelt ihres Vaters hockte und von Neuem die Klagen vernahm, daß er das schöne blanke Geld habe zurückzahlen müssen. Stumm saß sie da, als plötzlich der Vorhang beiseite geschoben wurde und Ben Aïssas Gestalt in dem Zelte erschien.

„He, Ben Aïssa! Willst sie wohl holen?" schrie ihn Sidi Mustapha an. „Bei Allah, für zwanzig Francs hast Du die Tochter einer schlechten Mutter!"

„Du hast Recht. Ich komme, um Fatthûme zu holen," klang seine tiefe Antwort, und sie ging ihr durch Mark und Bein. „Allah hat den Schwur gehört. Hier sind zwanzig Francs."

Wie Sidi Mustapha ihn anstarrte! Man sah es ihm an. Er grollte, daß er nicht mehr erhalten, aber ein Schwur war ein Schwur. Dann ließ Sidi Mustapha sie Beide allein. Sie wäre am liebsten zu dem armen Hirten hingestürzt und hätte sich vor ihm hingeworfen mit dem jungen, heißen Körper und hätte seine Füße geküßt vor inbrünstiger Dankbarkeit. Damals hatte sie sich nur sinnlos vor lauter Glück den Turban vom Kopf gerissen und in Einem fort gestammelt: „Allah, Allah . . ."

Wieder rissen ihre Gedanken ab, und ihr Kopf sank müde hintenüber auf die Matte . . .

„He, Du, Fatthûme!" rief eine Stimme draußen vor dem Zelt. Mit einem Schrei fuhr sie auf und taumelte dann zurück. Den Laut kannte sie. Das war des Scheikhs Stimme. Sie zitterte am ganzen Leibe. Was wollte er? Er hatte sie seit einem Jahr nicht angesehen, sie nicht gerufen, nie ein Wort mit Ben Aïssa gesprochen. Und nun kam er zu ihr, während Ben Aïssa fort war!! So behandelte ein Moslem nur ein schlechtes, ein ehrloses Weib! —

Regungslos blieb sie stehen und wagte kaum Athem zu schöpfen. Aber

in ihren Augen irrten die Flammen der Angst, und die Hände, die schlaff herabhingen, zitterten und vermochten kaum, sich am Burnus fest zu halten.

Da sieht sie, wie eine knochige Hand sich um die Matte am Eingang legt und sie mit einem Ruck zurückstößt. Die ganze goldene Fluth des Lichtes strömt in das Zelt, mit so plötzlichem Glanze, daß sie nicht aufschauen kann. Dann fällt der Vorhang zu und leises Halbdunkel webt wieder seine matten Schleier im Innern des Zeltes. Erst jetzt vermag sie den Kopf zu heben.

Sie schreit auf.

An dem Eingange steht der Scheikh.

Wie sie seinem heißen Blicke begegnet, da überläuft es sie kalt. Als ob sie noch sein Weib war wie ehedem, steht sie ihm fassungslos und angsterfüllt gegenüber. Das Herz schlägt ihr unter dem Burnus hörbar, daß sie meint, sie müßte sich das Gewand vom Leibe reißen, um Luft schöpfen zu können.

Wie ein Blitz fuhr es ihr durch den Kopf. Ist jetzt ein Jahr um und kommt er, sie an das dritte Versprechen zu erinnern? War jetzt wirklich ein Jahr vorbei? Wie ausgehöhlt erschien ihr der eigene Kopf, denn nicht ein einziges Bild aus dem letzten Jahre drang in ihr Bewußtsein; sie sah nur sich wieder am Boden liegen und das verzerrte Gesicht des Scheikhs über sich. Sonst war jede Erinnerung verschwunden, als ob das ganze letzte Jahr wie ein Hauch vorübergegangen war, ohne Sinn, ohne Spur, ohne Ereigniß! So sehr sie auch ihr Gedächtniß anstrengte, sie sah sich nur immer am Boden liegen, und jede Zeit war ausgelöscht wie ein Regentropfen in erhitzter Luft.

„Weißt Du, Fatthûme?“ hörte sie eine schreckliche Stimme sprechen, und wieder bezwang der tiefe schneidende Klang ihren ganzen Muth. Kraftlos ließ sie den Kopf auf die Brust sinken.

„Heut ist ein Jahr um! Es war der dritte Tag vor dem Ramadan!“ sprach dieselbe fürchterliche Stimme wieder.

„Ah!“ stieß sie hervor. Nun wußte sie, daß er Recht hatte. Drei Tage vor dem Ramadan war sie in Sidi Mustaphas Haus zurückgekehrt, und damals hatte sie ihr Vater in die Hütte der niedrigsten Sklavinnen gestoßen, wo sie alte Matten flicken mußte . . . Ein Jahr war um, und nun fielen ihr seine Worte ein: „Schwöre mir, daß Du mit mir freundlich bist, als wäre ich Ben Aïssa!“

Mit schreckensbleichem Gesicht wich sie tief in das Zelt zurück. Ein triumphirendes Lachen auf den verzerrten Zügen, folgte ihr der Scheikh ein paar Schritte; als sie abwehrend die Hände ausstreckte, um seiner Berührung zu entgehen, blieb er stehen und ließ die Blicke im Zelt herumwandern.

Er fand, was er suchte. Nur ein altes Gewehr hing an der Wand und daneben ein Pulverhorn, sonst war kein Schwert und keine Lanze da. Mit einem Ruck riß er das Gewehr herab und prüfte genau, ob es un-

geladen war. Dann hing er es befriedigt wieder auf und griff nach dem Pulverhorn. Er fand es gefüllt.

„Hast Du Wasser?“ fragte er herrisch.

Sie wies auf eine Ecke des Zeltes, in der ein gebräunter Wasserkrug stand, ahnungslos, was er im Sinne hatte. Sie sah, wie er das Pulver in den Krug schüttete und hörte das Gurgeln und Klatschen der nassen Kugeln.

Der Scheikh war zufrieden. Ben Aïssa konnte nur den kleinen geraden Dolch bei sich haben, denn die Hirten trugen nie eine andere Waffe, und gegen diesen schützte ihn das breite Schwert, das an seiner Seite hing, seine größere Körperkraft und seine Geschicklichkeit.

Er zog, um sich grausam an ihrer Angst zu weiden, das Schwert halb heraus. Sie schrie wieder auf.

„Warum schreist Du so? Ich thue Dir Nichts, und Ben Aïssa auch Nichts, mein Schätzchen!“ lachte er und schritt auf sie zu.

„Geh, geh,“ jammerte sie, und die Thränen stürzten ihr über das entsetzte Gesicht. „Wenn Ben Aïssa kommt! . . .“

„Er soll kommen. Paß auf, er muß jeden Augenblick kommen. Ich erwarte ihn gerade, mein Täubchen!“

„Allah! er ist rasend, wenn Du hier bei mir bist. O Scheikh, Allah soll den Bart Deines Vaters segnen und Deine Mutter und Deine Kinder bis in's zwanzigste Glied. Nur geh, nur geh! . . .“

Sie stürzte zum Eingang, aber mit einem Griff schleuderte sie der Scheikh zurück. Ihr Athem jagte, und auf der Stirn erschienen die heißen Schweißtropfen bebender Angst.

Da hörte sie draußen einen Schritt, der ihren Willen vollends lähmte. Sie wollte den Mund öffnen, aber der linke Arm des Scheikhs legte sich blitzschnell fest um ihre Brust und die breite Hand verschloß ihr die Lippe, indeß seine Rechte den Griff des Schwertes packte.

Fast ohnmächtig lag sie an seiner Schulter. Die Hand des Scheikhs preßte sich so jäh auf ihren Mund, daß sie kaum Athem erhielt und das heiße Blut ihr jagend in's Gesicht strömte.

Näher und näher kam der Schritt. Er mußte jetzt dicht vor dem Zelt sein. Da suchte sie sich mit einem gewaltigen Ruck zu befreien, aber wie Eisen lag Hameds linker Arm um ihren Leib, daß sie kein Glied bewegen konnte.

„Fatthûme!“ schrie es am Eingang.

Mit einem einzigen Satz sprang eine Gestalt auf sie zu. Ein Dolch blitzte durch die Luft, und mit gellendem Schrei stürzte das Weib, durch die Brust getroffen, zur Erde. Der Scheikh sprang zur Seite und zog blitzschnell das Schwert. Ein Streich und die wüthend erhobene Rechte Ben Aïssas flog mit dem Dolch zur Erde. Noch einen Blick befriedigter Rache, und der Scheikh ließ den Verwundeten bei der Todten allen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

„So war es, Sidi Mustapha!" schloß Scheikh Hamed seinen aufgeregten Bericht. Die vier Söhne des Alten schwiegen, nur ihr Vater antwortete gelassen:

„Du bist hineingegangen und wolltest Wasser?" fragte der Alte und sah ihn mit durchdringenden Blicken an.

„Nur deshalb! Ist das schlimm?" fragte er geringschätzig und hielt ruhig den Blick des Alten aus. „Nein!" antwortete er sich selbst, „sie war doch noch vor einem Jahr in meinem Zelt!"

„So geb' ich für Ben Aïssas Leben kein Durrakorn!" schrie der älteste Bruder Fatthûmes, Gorson, und sprang auf. An der Wand hingen die Gewehre der jungen Männer, und in wenigen Minuten waren sie gewaffnet, brennend vor Durst, Blutrache für die todte Schwester zu nehmen. Mit glänzendem Auge prüfte der forschende Blick des Scheikh die Gestalten, die hoch und stark waren wie er.

„Er hat kein Pferd, der Hund!" rief Gorson. „Wir treffen ihn noch im Zelte."

Als sie langsam durch das Dorf schritten, im Gürtel den Dolch, an der Seite das Schwert und in der Rechten das lange Gewehr, zogen sich alle Frauen und Mädchen scheu zurück. Nur die Männer traten vor die Zelte und folgten in kurzer Entfernung mit dem Scheikh dem alten Sidi Mustapha und seinen vier Söhnen. Erwartung und Kampfeslust glühten in den Blicken Aller, und je näher sie dem Zelte Ben Aïssas kamen, desto langsamer wurden ihre Schritte. Endlich machte Sidi Mustapha Halt und mit ihm seine Söhne.

Ueber fünfzig Schritte hinter ihnen stand der Scheikh inmitten der Männer seines Stammes, denen er leise die Einzelheiten der Ermordung Fatthûmes mittheilte. Lautlos hörten sie es mit an, und manche Faust ballte sich drohend.

In tiefer Stille lag das Zelt Ben Aïssas da. Die Sonne war hinter den Palmenwald gesunken, und der Himmel schimmerte in einem tiefen Roth, das einzelne Strahlen über die Kuppel der weißen Moschee warf. Eine Schaar aufgescheuchter Tauben zog über das Zelt hinweg und verflog sich in die Zweige der Olivenbäume, und manchmal fuhr ein Pärchen auf, um erschreckt von dem Geklirr der Waffen auseinander zu stieben und Zuflucht in dem dunklen Blattgewirr zu suchen.

Kein Laut drang aus dem Zelte. Lange und schwere Minuten standen die Männer davor, endlich erhob sich Gorson, der stärkste und ungestümste der Brüder Fatthûmes, aus seiner geduckten Haltung. Er schwang sein Gewehr wie ein dünnes Palmrohr in der Hand und schrie, daß es weithin scholl:

„Ben Aïssa, Du Hundesohn. Wo ist Fatthûme, meine Schwester?"

Bei den ersten Worten Gorsons durchlief ein Zittern die schweigsame

Reihe der Männer. Sidi Mustapha athmete tief auf, und die Hähne von vier Gewehren knackten laut.

Da klang des greisen Ali Stimme durch die Schaar der Männer hindurch: „Allah segnet die Guten und straft die Bösen. Ohne seinen Willen stirbt kein Wurm der Welt!"

Noch einmal schrie Gorson durch die Stille: „Hundesohn, komm' heraus! Wo ist Fatthâme, meine Schwester?"

Wieder horchte die schweigende Reihe der Männer, und alle Blicke hingen an dem Eingang des Zeltes. Aber Alles blieb still. Da flüsterte Gorson seinem jüngsten Bruder ein paar Worte zu. Wie ein Pfeil schoß dieser in das Dorf zurück und kam mit einem flammenden Holzscheit wieder. Das Gewehr in dem linken Arm, das brennende Holz in der Rechten, kroch Gorson dem Zelte zu. Bewegungslos harrte die Masse hinten auf den Augenblick, in dem die trockenen Palmzweige der Hütte Feuer fangen würden.

In Eilsätzen flog Gorson von dem Zelte fort und zurück zu seinen Brüdern. Kaum hatte er das Gewehr wieder in die Rechte genommen, als eine mächtige Flamme kerzengerade emporstieg. Die Hände zitterten ihm vor Erregung.

Endlich!

Ein Fuß schob sich durch den Eingang und stieß ihn bei Seite, dann erschien ein Kopf, und endlich stand Ben Aïssa vor dem Zelt. Mit seinem linken Arm hielt er die Todte umschlungen, daß die Füße am Boden schleiften, das Haar hing ihm wirr um das rauchgeschwärzte Gesicht, und an seinem Burnus klebte dunkelrothes Blut. Als er aufsah, erblickte er in einiger Entfernung Sidi Mustapha und seine Söhne und weit hinter ihnen die dunkle Kette seiner schweigsamen Stammesgenossen.

Da ließ er den Leichnam seines Weibes auf den Sand gleiten und streckte ihnen hilflos den blutenden Armstumpf entgegen ...

Rollend zischten vier Kugeln durch die Luft, und in's Herz getroffen fiel Ben Aïssa vornüber auf sein todtes Weib.

Gleich einer Habichtschaar schossen die Männer auf die Beiden zu, und schwatzend und gesticulirend, mit glühenden Augen, umstanden sie die Todten. Als der Scheikh herantrat, machten sie ihm ehrerbietig Platz.

In seinen Augen funkelte es seltsam. Er hatte erreicht, was er wollte: Er hatte jetzt erst seine Rache voll gekostet, nur war Ben Aïssa das Werkzeug gewesen, derselbe Ben Aïssa, um dessenwillen ihn Fatthâme verrathen! Wer wollte ihn anklagen? War er nicht ein kluger Scheikh?

Er wandte sich um, sein Zelt aufzusuchen; dann sah er den alten Ali vor sich stehen mit bleichem Gesicht.

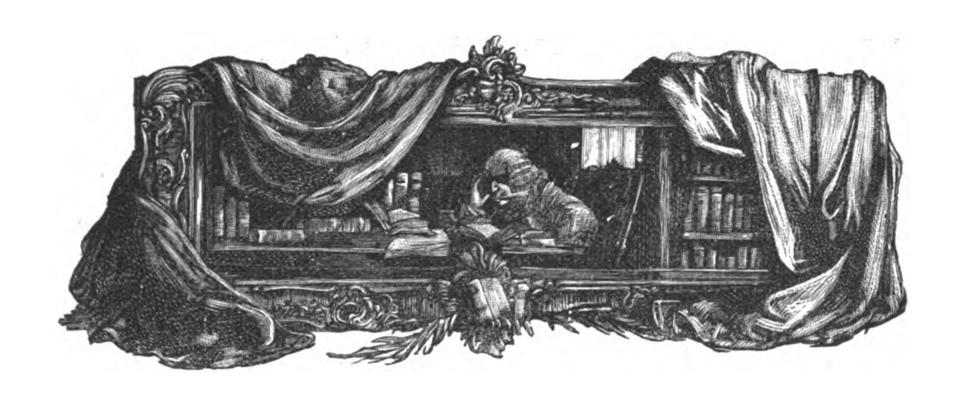
„Also Du warst bei ihr, Scheikh?" stotterte er mit zitternder Stimme.

„Ja!" antwortete er erstaunt und mit hochmüthigem Blick.

„Allah weiß und sieht Alles, Scheikh!“ erwiderte der Alte und sah ihm starr in die Augen. „Wenn Du am Tage des jüngsten Gerichts über die Brücke der Gläubigen gehst, ich sage Dir, Scheikh, bei Allah und dem heiligen Propheten, fallen wirst Du in den Rachen der Hölle, in den Rachen der Hölle wirst Du fallen!“

Der Scheikh zuckte die Achseln, sah ihn von oben herab an und ging mit langsamen Schritten in das Dorf zurück. Er war sehr befriedigt! Wo gab es, wie ihn, einen so klugen Scheikh?





Die Bürgerlichen Gesetzbücher in Deutschland und ihre Verfasser.

Von
Ernst Schwartz.
— Altona. —

Wenn wir in Berlin, dem Geleise der Pferdebahn folgend, die Leipziger Straße östlich entlang gehen, kommen wir an dem Abgeordnetenhause vorüber und um die Südseite des Spittelmarktes herum durch die Seydelstraße in die Alte Jakobstraße. Die letztere Straße, die Alte Jakobstraße, bildet hier mit der Alexandrinen-, Stallschreiber- und Sebastianstraße einen Häuserblock in Gestalt eines länglichen Vierecks. Zwischen ihren Häusern Nr. 54 und 56, einem Postamte gegenüber, befindet sich eine Lücke, durch welche man in das Innere des Häuserblockes tritt und nun nach wenigen Schritten vor dem Portal der Luisenstädt'schen Kirche steht. An die Kirche schließt sich ein großer Garten an, welcher von dem Kirchplatze durch ein eisernes Gitter getrennt ist, nur auf einer kurzen Strecke, wiederum durch ein Gitter eingefriedigt, unmittelbar an die Sebastianstraße stößt und im Uebrigen von den Hinterhäusern der genannten vier Straßen bezw. den Höfen derselben umschlossen wird. Mit alten Linden, Ebereschen und Kastanienbäumen besetzt und durch die hohen Häuser vor dem Tosen des weltstädtischen Verkehrs geschützt, wird dieser Garten gegen eine geringe Jahresmiethe von den Bewohnern der benachbarten Straßen als Erholungs- und Spielplatz benutzt, und so spielen an sonnigen Nachmittagen der guten Jahreszeit auf den von Jasmin, Syringen und Flieder eingehegten Wegen Kinder, sitzen auf den Bänken Kindermädchen, in den von Waldrebe und Geisblatt beschatteten Lauben ehrsame Bürger- und Beamtenfrauen. Mehrere hohe Grabsteine unter ehrwürdigen Trauerweiden, ein von einem verfallenden

Holzstaket eingehegter und von Epheu übersponnener Grabhügel, mehrere alte Erbbegräbnisse an der Mauer der Südostseite zeigen uns, daß wir uns auf einem alten Kirchhofe befinden. Ungefähr in der Mitte dieser Mauer ist eine schwarze Eisenplatte eingelassen, welche ein Relief in Goldbronze trägt, ein männliches Brustbild, von Eichenlaub umrahmt, darunter die Inschrift. Das Bild hat kurzes, welliges Haar und ein mit seinem ruhigen Ausdruck entfernt an Uhland erinnerndes feingeschnittenes, bartloses Antlitz. Die Inschrift lautet:

„Dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Svarez, welcher den Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein Allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpferischer Kraft ausführte, weiht dieses Denkmal die Juristische Gesellschaft zu Berlin. 1876."

Wir stehen an dem Grabe des am 27. Februar 1746 in Schweidnitz geborenen, am 14. Mai 1798 in Berlin als Geheimer Oberjustiz- und Tribunalsrath gestorbenen Schöpfers des Allgemeinen Landrechts, Karl Gottlieb Svarez. Wohin wird der seine Schritte lenken müssen, welcher dereinst das Grab des Schöpfers des vor Kurzem publicirten Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich aufsuchen will? Und wer ist dieser Schöpfer? Warum ist sein Name noch nicht bekannt? Oder läßt sich überhaupt keine einzelne Persönlichkeit nennen, die den Anspruch erheben darf, als der Verfasser, der Schöpfer des vom 1. Januar 1900 an im ganzen Deutschen Reich geltenden Bürgerlichen Gesetzbuches bezeichnet und gefeiert zu werden?

* * *

Mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich werden das Gemeine Recht und die territorialen Codificationen, also das Allgemeine Landrecht, Code civil, das Badische Landrecht, das Bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen und der Codex Maximilianeus Bavaricus Civilis der Geschichte übergeben werden, nachdem sie, das älteste seit 1756, das jüngste seit 1865, das territoriale Rechtsleben beherrscht haben. Wird die Entstehung dieser Gesetzbücher mit der des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches verglichen, so sieht man, wie mit jedem jüngeren Gesetz die Person des Verfassers mehr und mehr aus einer greifbaren Einzelpersönlichkeit zu einer unfaßbaren und uncontrolirbaren Sammelmehrheit sich erweitert, ja aus einer concreten Individualität zu einem abstracten Begriff sich verflüchtigt. Das älteste der genannten Gesetzbücher ist das Bayerische. Der Verfasser desselben, Franz Xaver Aloysius Wiguläus Freiherr von Kreittmayr, dessen Andenken kürzlich durch die Rectoratsrede des Münchener Universitätsrectors v. Bechmann erneuert wurde, ist als Sohn eines bürgerlichen Beamten am 14. December 1705 in München, woselbst seit 1845 ein ehernes Standbild von Schwanthalers Hand einen der öffentlichen Plätze ziert, geboren. Der frühreife Jüngling studirte die Rechte zu Ingolstadt, darauf Geschichte und Staatsrecht, wofür

es damals in Ingolstadt keinen Lehrstuhl gab, zu Utrecht und Leyden. Nach vollendeten Studien praktisirte er zunächst kurze Zeit am Reichskammergericht zu Wetzlar und wurde sodann, noch nicht zwanzig Jahre alt, zum Mitglied des Kurfürstlichen Bayerischen Hofrathes ernannt. Im Jahre 1745 wurde er in den Reichsfreiherrnstand erhoben und, nachdem er einen Ruf in den Reichshofrath zu Wien abgelehnt, zum Geheimen Rath und Hofrathskanzler, im Jahre 1749 zum Geheimen Rathsvicekanzler und Conferenzminister ernannt, welches Amt er bis zu seinem am 27. October 1790 erfolgten Tode bekleidet hat. Er war außerdem erster Vicepräsident und Kanzler der am 28. März 1759 unter seiner lebhaften Theilnahme gegründeten Münchener Akademie der Wissenschaften, und drei Mal, 1740, 1745 und 1790 Beisitzer und Kanzler des Reichsvicariats-Hofgerichts. Als Chef der Justiz hat er das gesammte Bayerische Recht — mit Ausnahme des öffentlichen — codificirt, unter Einziehung der gutachtlichen Aeußerungen der verschiedenen Gerichtshöfe und der Landschaftsverordneten, aber ohne weitere Gehilfen, indem ausschließlich in seine Hände die Ausführung des ganzen Werkes gelegt war und von ihm in sechs Jahren vollendet wurde. Am 7. October 1751 wurde der Strafrecht und Strafproceß umfassende Criminalcodex, der nach Feuerbachs Ausspruch in drakonischem Geist gehaltene Codex juris Bavarici Criminalis, am 14. December 1753 der den Civilproceß in höchst verständiger und tüchtiger Weise regelnde Codex juris Bavarici Judiciarii, endlich am 2. Januar 1756 das Bürgerliche Gesetzbuch, der Codex Maximilianeus Bavaricus Civilis, auch genannt Kurbayerisches Landrecht, publicirt. Die von Kreittmayr bei der Abfassung dieses Civilcodex befolgte Absicht ist, wie der ursprüngliche Titel ausspricht, die,

> „alle zur bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit gehörige Materien, so viel nicht schon in dem bereits 1751 resp. 1753 neu eröffneten Codice criminali et judiciario besonders hiervon enthalten ist, sowohl nach deren Gemein- als statutarischen Rechtsgrundsätzen, mit durchgängiger Applicirung des Ersten auf die Letztere, wie auch mit nöthiger Entscheidung oder Supplicirung, deren vorher entweder in thesi streittig und zweifelhaft oder defectuos befundener Stellen benebst dem am Ende beigefügten Lehnrecht"

zu begreifen,

> „sohin mit Einschluß obgedacht neuer Gerichts- und Criminal-Ordnungen ein kurz, deutlich, ordentlich und vollständiges Systema juris privati universi, wie solches in hiesigen Kurlanden dermahlen üblich und eingeführt ist, in IV. Theilen, XLIX Capituln, doch allerwegen in ganz natürlichem und ungezwungenem Zusammenhang"

darzustellen. Das Gesetzbuch bezweckt nur eine klare und übersichtliche Fassung und Redaction des im Lande geltenden Gemeinen und particularen Rechts, um dadurch der Unsicherheit, der Ungleichheit und der Willkür in der Rechtsanwendung abzuhelfen. Es ist in dem Codex, so sagt das Einführungspatent,

„eben nicht viel Neues enthalten, sondern nur das ältere, sowohl Gemeine als statutarische Recht, wie solches in hiesigen Kurlanden bisher meistentheils gangbar und üblich gewesen, aus seiner fast unübersehbaren Weitschichtigkeit und höchst beschwerlichen Unordnung in solche Gestalt und Enge gebracht worden, daß es auch jeder, welcher selbes entweder von Amts- oder eigenen Angelegenheiten wegen zu wissen bedarf, desto leichter begreifen, behalten und befolgen kann."

Gemäß dieser Stellungnahme zu dem überlieferten Rechtsstoffe wird das Gewohnheitsrecht ohne Beschränkung für eine ebenbürtige Rechtsquelle erklärt, dem Gerichtsgebrauche sein Einfluß auf die Rechtsentwickelung gewahrt, die Fortgeltung des Statutar- und Localrechts an keine besondere Bedingung geknüpft und die subsidiäre Geltung des Gemeinen Rechts ausdrücklich anerkannt, dabei aber dem kanonischen Recht seine Geltung nur

„in geistlichen Händeln und so weit solches mit denen Concordatis und der Observirung einstimmig ist,"

gewahrt. Das System ist das der Justinianeischen Institutionen. Der erste Theil enthält nämlich allgemeine Sätze über Recht, Gerechtigkeit, Rechtsquellen und sodann Bestimmungen über die Geburts- und Berufsstände, Familie, Verwandtschaft, väterliche Gewalt, Ehe, Vormundschaft, Leibeigenschaft; der zweite Theil enthält das Sachenrecht, der dritte das Erbrecht, der vierte Verträge (auch die bäuerlichen Besitzrechte), Delicte und Lehnrecht. Ein besonderes Interesse nimmt das Gesetzbuch, nimmt überhaupt diese ganze Legislation noch deshalb in Anspruch, weil sie das erste Beispiel einer ausführlichen Darlegung der s. g. Materialien bietet, indem zu den drei Gesetzen umfangreiche Anmerkungen veröffentlicht sind. Die auf den Codex Civilis bezüglichen sind von 1757—1768 in fünf Foliobänden erschienen, ebenso wie das Gesetzbuch ausschließlich von Kreittmayr verfaßt, und stellen ein vollständiges Repertorium der praktischen wie theoretischen juristischen Litteratur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dar.

In denselben Jahren, in welchen Kreittmayr für Kurbayern, war auch der Chef der Preußischen Justiz für das junge Preußische Königreich an einem umfassenden bürgerlichen Gesetzbuch thätig. Samuel Freiherr von Cocceji, der Sohn des berühmten Staatsrechtslehrers Heinrich Freiherr von Cocceji und Erbe seines juristischen Ruhmes, ja zum Theil Erbe seiner eigenthümlichen juristischen Anschauungen, war geboren zu Heidelberg 1679, wurde 1699 Doctor und 1701 Professor der Rechte in Frankfurt a. O., ging dann aber zur juristischen Praxis über und wurde 1704 Regierungsrath zu Halberstadt, 1711 Regierungsdirector daselbst, 1712 Subdelegat zur Visitation des Reichskammergerichts, 1714 Geheimer Justiz- und Oberappellationsgerichtsrath in Berlin, 1718 Geheimer Kriegsrath bei dem Generalcommissariate, 1722 Präsident des Kammergerichts, 1727 Staats-

und Kriegsminister, 1730 Präsident des Deutschen und Französischen Oberconsistoriums und Director über die Königliche Bibliothek, Antiquitäten-, Medaillen-, Naturalien- und Kunstkammer, des Conseil François und des Kirchenraths am Dom, auch aller geistlichen und Kirchensachen, zugleich Obercurator aller Königlichen Universitäten und des Joachimthal'schen Gymnasiums. Im Jahre 1731 wurde er zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts und Lehendirector, endlich am 1. März 1738 unter Uebertragung des allgemeinen Präsidiums in allen und jeden Justizcollegiis zum ersten Chef der Justiz in den gesammten preußischen Landen ernannt, als welcher er am 28. März 1748 mit dem schwarzen Adlerorden Rang und Charakter als Großkanzler erhielt. Er war ein Mann, der mit der strengen Gründlichkeit des gelehrten Juristen die erfahrene Einsicht des ausübenden Richters, mit der massenhaften Kenntniß der Gesetze die vereinfachende Betrachtung des die Principien suchenden Rechtsphilosophen, mit dem im Leben schaffenden Gedanken eines einrichtenden Staatsmannes den klaren Blick des ordnenden, umfassenden Gesetzgebers verband und noch im hohen Alter seinem um ein Menschenalter jüngeren Monarchen an Energie gewachsen war. Friedrich der Große gedenkt seiner wiederholt mit dankbarem Lobe. So in der am 22. Januar 1750 in der Akademie verlesenen dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger des lois. Ferner gedenkt er seiner im Eingang zu der Geschichte des siebenjährigen Krieges, wo er kurz die Geschichte der Rechtsverbesserung erzählt, als eines unbescholtenen und geraden Charakters, als eines gelehrten und aufgeklärten Mannes, als eines Tribonians, als eines Mannes, der sich zur Wohlfahrt der Menschen der mühsamen und schwierigen Arbeit, die Gesetze zu bessern und die Gerichtshöfe zu reinigen, mit Eifer hingegeben habe. Noch in den 1779 erschienenen Briefen über die Vaterlandsliebe schreibt er: „England rühmt sich Newtons, Deutschland Leibnizens. Wollt Ihr neue Beispiele? Preußen ehrt und achtet den Namen seines Großkanzlers Cocceji, der seine Gesetze mit so viel Weisheit verbesserte." Und von ihm ist die herrliche Marmorbüste Coccejis gestiftet, welche noch heute den großen Sitzungssaal des Kammergerichts schmückt. Beider, des Königs und seines Justizministers, Gedanken begegneten sich so eng, daß der König dem Letzteren am 18. August 1747 schrieb: „Ich kann auch nicht umbhin Euch zu danken, daß Ihr in allen solchen Sachen entriret, die meinen idées und sentiments ganz völlig conform seien." Es war aus der Seele Coccejis gesprochen, wenn der König in der erwähnten Abhandlung erklärt: „Was die Processe verlängert, giebt den Reichen ein beträchtliches Uebergewicht über den Gegenpart, der arm ist." „Die gerechte Mitte, welche die Kraft der Verträge aufrecht hält, aber die zahlungsunfähigen Schuldner nicht unterdrückt, ist der Stein der Weisen in der Jurisprudenz. Ueberhaupt sind klare Gesetze, welche keinen Auslegungen Raum geben, ein erstes Mittel, und die Einfachheit mündlichen Verfahrens das zweite."

Zunächst wurden Gerichte und Anwaltschaft neu geordnet, wurde der, schließlich allerdings in eine praktische Unmöglichkeit auslaufende Versuch gemacht, die Erledigung der Processe — alle drei Instanzen in einem Jahr! — zu beschleunigen, und wurde ein mündliches Verfahren angebahnt. Der hiernach befolgte Gang, die formale Seite, die Handhabung des bestehenden Rechts, zuerst zu reformiren und für das bestehende Recht, damit es gelte und regiere, sowohl Männer mit der rechten Kenntniß, als auch Formen mit der rechten Wirkung zuzubereiten, war der einzig richtige und ist daher sowohl dreißig Jahre später von Carmer und Svarez, als auch in unserer Zeit eingehalten worden. Aber das mündliche Verfahren, wenn es lebensfähig sein soll, setzt ein einfaches und sicheres, d. h. ein codificirtes Recht voraus, und auch diese Wahrheit wird von dem großen König und Cocceji bethätigt. Schon am 9. Mai 1746 hatte Cocceji erklärt, daß das Corpus juris abzuschaffen und ein deutsch geschriebenes Gesetzbuch zu verfassen sei, welches sich blos auf die Vernunft und die Landesverfassungen gründen dürfe. Die Hauptursache der vielen und langwierigen Processe sei der Mangel eines sicheren („gewissen") Rechts: „Die Justiz-Collegia müssen sich nach dem alten Römischen Lateinischen Recht richten, welches in lauter ohne Ordnung zusammengeflickten Stücken besteht, und wovon die Hälfte auf diese Lande nicht applicable ist, ja, worin kein Gesetz ist, welches nicht pour et contre ausgelegt werden kann. Dieses confuse Recht wird durch das Sachsen- und kanonische Recht und durch die unzählige Edicta noch in größere Confusion gesetzt." Dieser Erklärung entsprach der § 24 der natürlich von Cocceji selbst concipirten Königlichen Verordnung vom 31. December 1746:

> „Und weil die größte Verzögerung der Justiz aus dem ungewissen Lateinischen Römischen Recht herrühret, welche nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputiret, oder nach eines Jeden caprice legitimiret oder extendiret worden, so befehlen Wir gedachtem unserem Etats-Ministre von Cocceji ein Teutsches Allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassungen gründet, zu verfertigen und zu Unserer Approbation vorzulegen, worüber Wir hiernechst aller Unserer Stände und Collegiorum auch Universitäten Monita einholen und die besonderen Statuta einer jeden Provinz besonders beydrucken lassen wollen, damit einmahl ein gewisses Recht im Lande etabliret und die unzähligen Edicte aufgehoben werden mögen."

Einen Bericht vom 16. August 1747 schloß Cocceji mit den vom König „mit ausnehmendem Vergnügen" vernommenen Worten: „Hiernächst fehlet nichts als ein in der Vernunft und denen Landesverfassungen gegründetes Landrecht, welches ich gleichfalls binnen Jahresfrist verfertigen, und Ew. Majestät allerunterthänigst präsentiren werde." Also auch Cocceji nahm das Werk ausschließlich in die eigene Hand. Bereits 1749 erschien der erste Theil des neuen Gesetzbuches. Der volle Titel lautet:

> „Project des corporis juris Fridericiani das ist Sr. Königlichen Majestät in Preußen in der Vernunft und Landes-Verfassungen gegründete Landrecht, worinnen

das Römische Recht in eine natürliche Ordnung, und richtiges Systema, nach denen dreyen objectis juris gebracht: Die General-Principia, welche in der Vernunft gegründet sind, bei einem jeden Objecto festgesetzet, und die nöthige Conclusiones, als so viel Gesetze, daraus deducirt: All: Subtilitaeten und Fictiones, nicht weniger was auf den Teutschen Statum nicht applicable ist, ausgelassen: Alle zweifelhafte Jura, welche in denen Römischen Gesetzen vorkommen, oder von denen Doctoribus gemacht worden, decidirt, und solchergestalt Ein Jus certum und universale in allen Dero Provintzen statuirt wird."

Dieser erste Theil behandelt nach einer kurzen Einleitung in einem ersten Buch die status libertatis, civitatis und familiae, in einem zweiten das Eherecht und in einem dritten das Vormundschaftsrecht. Der zweite Theil erschien 1751 und enthält das Sachenrecht unter den Rubriken dominium, servitus, pignus und hereditas. Der dritte Theil — auch dieses Gesetzbuch hält also das Institutionensystem inne, nur noch steifer und unselbstständiger als der Codex Bavaricus — der dritte Theil sollte das Obligationen- und das Strafrecht behandeln. Das erstere wurde von Cocceji vollständig ausgearbeitet, aber das Manuscript ging 1754 zwischen Berlin und Minden, nach welchem letzteren Orte es dem erkrankten Verfasser nachgesendet worden, spurlos verloren, und von dem Strafrecht wurde nur der Abschnitt über den Ehebruch fertig. Als Cocceji am 24. October 1755 starb, hatten das zweite und dritte Buch des ersten Theils in einer Anzahl Landestheile Gesetzeskraft erhalten; alles Uebrige blieb eben Project.

Gleichwohl ist die Arbeit nicht vergeblich gewesen. Die Nachfolger haben mehr, als sie selbst wußten oder nur ahnten, in den von Cocceji gezogenen Geleisen ihre Bahnen durchschritten. Coccejis Gesetzbuch ist zwar nicht das Werk eines Gesetzgebers, der aus seinem Volke hervorwächst, sondern das eines gelehrten Juristen. Die Terminologie ist die lateinische. Man findet, so heißt es in § 31 der Vorrede,

„man findet nöthig annoch zu erinnern, daß man gezwungen worden, die mehreste lateinische Titul, wie auch die Namen der Actionen und andere terminos artis beizubehalten; weil eines Theils die Advocaten sowohl als die Richter von zu langen Jahren her daran gewohnt, und die Termini gleichsam naturalisirt sind; andern Theils sehr schwer fallen dürfte, dieselbe in das Teutsche zu versetzen; weil diese Sprache nicht dazu gemacht ist, eine Sache auf eine kurze Art zu expri-miren."

Statt kurz und schlicht zu verordnen, hat das Corpus juris Fridericiani eine Neigung, lehrhaft zu sein, trägt sogar Antiquitäten aus der Römischen Rechtsgeschichte, z. B. die Geschichte des Erbfolgerechts der Ascendenten vor, ja, der Verfasser vergißt auch wohl einmal, daß er Gesetzgeber ist, und citirt sich wie ein Gelehrter (II. 6. Tit. 2, § 3):

„Wir haben an einem andern Ort gezeiget, daß die Familie ein corpus sei, welches die Natur selbst formiret hat und auf zweierley Art consideriret werden kann."

Materiell will das Cocceji'sche Gesetzbuch eine Verwirklichung der Sätze des abstracten Naturrechts, will es „in der Vernunft gegründet" sein. Daher wird in § 30 der Vorrede gesagt:

„Se. Königl. Majestät haben die in dem Corpore juris — d. h. dem Römischen — und in denen angeführten Extracten versteckte principia juris naturalis hervorgesucht, solche bei einer jeden Materie vorausgesetzet, vernünftige conclusiones daraus deducirt, folglich das Römische Recht ad artem redigirt, das ist, in eine vernünftige Ordnung gebracht: So daß dieses Landrecht mit Grund ein jus naturae privatum genannt werden kann."

Die dem Römischen Recht innewohnenden und nun zu Tage geförderten Principien werden also den Principien des Naturrechts gleich geachtet. Das Detail ist daher im Wesentlichen römisch-rechtlich, die Stellung des Gesetzbuches zu dem nicht römischen Rechtsstoff geradezu eine feindliche. Aber auch dem Römischen Recht gegenüber nimmt das Gesetzbuch formell eine völlig selbstständige Stellung ein, indem es keineswegs wie das Bayrische die subsidiäre Geltung des Gemeinen Rechts anerkennt. Es verbietet das Gewohnheitsrecht, soweit es nicht ausdrücklich zugelassen ist. Die Provinzial- und Statuarrechte sollen binnen Jahresfrist zur landesherrlichen Approbation eingesendet werden, widrigenfalls sie als beseitigt gelten. Im Uebrigen werden die nicht aufgenommenen Rechte kurzweg „cassirt". Es wird ferner verboten (Vorrede § 28 IX),

„einen commentarium über das ganze Landrecht oder einen Theil desselben zu schreiben, oder der Jugend limitationes, ampliationes oder exceptiones contra verba legis an die Hand zu geben, oder dergleichen ex ratione legis zu formiren."

Und ebenmäßig wird verboten, in Proceßschriften und Urtheilen das Römische Recht oder gar die Autorität eines Rechtsgelehrten anzuführen, vielmehr soll das Recht eben nur aus dem Gesetzbuch geschöpft, und in zweifelhaften Fällen an die Centralstelle berichtet werden. Wen erinnert nicht alles Dies an die Bestimmungen des um ein Menschenalter jüngeren Allgemeinen Landrechts?

Coccejis dritter Nachfolger Johann Heinrich Casimir von Carmer, im December 1779 zum Großkanzler ernannt, war von vornherein darüber nicht in Zweifel gewesen, daß, wenn das Werk überhaupt gelingen sollte, die Arbeit nicht in die Hand eines Einzelnen gelegt werden durfte, nicht einmal in die alleinige Hand seines langjährigen Mitarbeiters und Vertrauten Svarez. Aber Svarez' Antheil nicht blos an der Leitung der Arbeit, sondern an der Arbeit selbst war ein so großer, sein Einfluß auf seine Mitarbeiter ein so mächtiger, daß er mit Recht von jeher nicht lediglich für den allerdings hervorragendsten Theilnehmer an einer Mehreren übertragenen Arbeit, sondern für den eigentlichen Schöpfer des Allgemeinen Landrechts erklärt worden ist, welchem die Anderen als seine Gehilfen unterstanden. Allerdings fügten sich seine Mitarbeiter bereitwillig seiner Ueberlegenheit. Dagegen sollten fast 90 Jahre verstreichen, ehe die wahre Bedeutung seiner selbst den Preußischen Juristen fast zu einer mystisch gewordenen Persönlichkeit durch die Stölzel'sche Biographie nachgewiesen

wurde. Erst kürzlich, am letztverflossenen 8. November, ist ihm auf dem Ritterplatz in Breslau, woselbst er fünfzehn Jahre als Mitglied der Oberamtsregierung gewohnt hat, ein von dem Berliner Bildhauer Peter Breuer geschaffenes, ganz vortreffliches Denkmal, welches ihn in Lebensgröße darstellt, errichtet, und in dieser Veranlassung das Deutsche Volk daran erinnert worden, daß es in ihm den Schöpfer des Allgemeinen Landrechts zu verehren hat.

Zur Ausarbeitung des Gesetzbuches wurde um Svarez ein Kreis von Juristen versammelt: Generalfiscal Pachaly, Assistenzrath Klein (der rühmlichst bekannte Criminalist), die Kammergerichtsräthe Kircheisen (der spätere, 1825 verstorbene würdige Justizminister), von Goßler und Baumgarten und, jedoch nur für kurze Zeit, Referendar Volkmar. Zunächst wurde ein Auszug aus dem Corpus juris angefertigt. Dieser Auszug wurde dergestalt legislatorisch bearbeitet, daß bei jeder einzelnen Bestimmung bemerkt war, ob sie beizubehalten oder abzuändern sei, daß ferner dasjenige, was die Landesgesetze über die betreffenden Materien enthielten, hinzugefügt, und unter Berücksichtigung von Präjudizien neue Vorschläge gemacht wurden. Das auf diese Weise erwachsene Rohmaterial wurde von Klein überarbeitet und formulirt. Sobald ein Haupttheil fertig war, wurde er zuvor noch von einem anderen Mitarbeiter geprüft und dann schließlich von Svarez revidirt, geprüft, ergänzt und in eine gewisse Form und Ordnung gebracht. So entstand der erste Entwurf, sehr wesentlich abweichend von der Klein'schen Arbeit, welche, so werthvoll und verdienstvoll sie auch an sich war, für Svarez nur als eine Vorarbeit, eine Erleichterung bezüglich der Sammlung des Materials diente. Dieser erste Entwurf wurde einer im März 1781 errichteten Gesetzcommission, zu welcher außer Svarez und Baumgarten die Geheimen Tribunalsräthe Scherer, von Könen, Heydenreich, Lamprecht, Goldbeck (der spätere Großkanzler) und Scholz gehörten, und solchen Männern, welche bereits durch öffentliche Schriften sichere Proben ihrer Einsicht in dem Fache der Gesetzgebung abgelegt hatten, zur Eröffnung ihrer Gutachten und Erinnerungen mitgetheilt. Die eingegangenen Aeußerungen wurden von Svarez geprüft, und auf Grund der Revisionsbemerkungen ein neuer Entwurf von ihm ausgearbeitet. Dieser zweite Entwurf wurde bruchstückweise, wie er entstand, von Svarez, Carmer und Klein berathen, endgiltig festgestellt und von 1784 bis 1788 in sechs Abtheilungen unter dem Namen „Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten" veröffentlicht. In einer Vorerinnerung zur ersten Abtheilung war eine allgemeine Aufforderung an philosophische Rechtsgelehrte und praktische Juristen ergangen, den Entwurf zu prüfen und etwaige Erinnerungen einzusenden. Außerdem wurden die einzelnen Abtheilungen bei ihrem Erscheinen an berühmte praktische und theoretische Juristen, an besondere Sachverständige und an die höheren Gerichte der Monarchie zur Prüfung und Aeußerung versendet. Die Prüfung sollte sich besonders auf

die Abweichungen vom Römischen Rechte, auf die Ergänzung desselben, wo es sich um dem Römischen Rechte unbekannte Verhältnisse und Institute handelte, ferner auf die Vollständigkeit des Inhalts und auf die sprachliche Fassung richten. Für die besten Gutachten wurden Preismedaillen mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift „Fridericus legislator solvit aenigma" ausgesetzt. Auch die Stände sämmtlicher Provinzen erhielten Auftrag, ihre Erinnerungen und Bemerkungen nicht blos über das Project überhaupt, sondern vorzugsweise auch über die auf die particularen Statuten und Einrichtungen bezüglichen Bestimmungen mitzutheilen. Endlich wurde über Materien, welche in specielle Zweige der Staatsverwaltung einschlugen, mit den betreffenden Behörden in besondere Verbindung und Berathung getreten. Die durch dies Alles bedingte umfangreiche Correspondenz, die Concipirung aller Verfügungen bis in das kleinste Detail, sogar die Prüfung der eingehenden Preisschriften zum Zwecke ihrer Prämiirung lag wiederum Svarez ob. Aus den massenhaft heranströmenden, schließlich 38 Actenfolianten umfassenden Erinnerungen, Gutachten und Kritiken wurde nach einer von Svarez aufgestellten Instruction d. d. 19. August 1787 in den Jahren 1787 bis 1790 durch fünf Juristen ein Auszug gefertigt. Diese fünf Juristen waren Goßler, der 1840 im 101. Lebensjahre verstorbene spätere Obertribunalspräsident und damalige Kammergerichtsrath H. D. von Grolmann und die Kammergerichtsassessoren Eggert, Silberschlag und Beyme, Letztere der bekannte spätere Kabinetsrath und Minister. Der Auszug selbst füllte noch 8 Folianten. Sämmtliche in ihm enthaltenen Erinnerungen unterzog Svarez einer begutachtenden Erörterung mit Vorschlägen zu anderer Fassung oder gänzlicher Abänderung des Entwurfs; diese Erörterung, in seiner mikroskopisch kleinen Handschrift einen starken Folioband umfassend, ist als das würdigste Denkmal seines Genies und unglaublichen Fleißes unter dem Namen „Revisio monitorum" in der Preußischen Juristenwelt hochberühmt geworden. Die einzelnen Erinnerungen wurden an der Hand der Svarez'schen Revision in Conferenzen unter Vorsitz des Großkanzlers geprüft. Gleichzeitig mit dem Vorschreiten der Revision arbeitete Svarez unter Zuziehung zweier seiner Mitarbeiter — Goßler für das Handels-, Post- und Bergwerksrecht, Klein für das Strafrecht — den Entwurf um. Hierbei wurden wieder über mehrere Materien Sachverständige — z. B. über das Handels- und Seerecht der Hamburger Büsch, über das Verlagsrecht F. Nicolai — gehört und die Chefs der betreffenden Behörden befragt, auch mehrere Punkte durch besondere Cabinetsordres entschieden. Den neuen Entwurf erhielt sodann die Gesetzcommission zur Prüfung, welche jedoch nur geringe Ausstellungen machte. Hiermit war das Werk vollendet. Das von Svarez entworfene Publicationspatent wurde vom König Friedrich Wilhelm II. am 20. März 1791 vollzogen. Im Juni desselben Jahres gelangte das Gesetzbuch unter dem Namen „Allgemeines Gesetzbuch für die Preußischen Staaten" in 10 000 Exemplaren zur Aus-

gabe, um am 1. Juni 1792 in Kraft zu treten. Zunächst trat aber, veranlaßt durch den „betriegerischen und Intriganten Pfaffen" Wöllner, den damaligen Cultusminister, ein Stillstand ein, das Gesetzbuch wurde durch Cabinetsordre vom 18. April 1792 bis auf Weiteres suspendirt und schien bereits für immer begraben zu sein, als die politischen Verhältnisse, insbesondere die Nothwendigkeit, den Rechtszustand der neuen Provinz Südpreußen rasch zu ordnen, es wieder an das Tageslicht führten. Am 17. November bezw. 18. December 1793 wurde eine Revision bezüglich aller neuen, weder aus den bisherigen Gesetzen fließenden, noch zu deren näherer Bestimmung und Ergänzung dienenden Vorschriften befohlen, auch ein neuer Name für das Gesetzbuch angeordnet. Diese Arbeit, für welche vom König eine Frist von nur sechs Wochen gesetzt war, mußte wiederum auf Svarez fallen, welcher allein das ungeheure Material genügend beherrschte, um jeden Paragraphen auf die Frage prüfen zu können, ob derselbe im Verhältniß zum bisherigen Recht etwas Neues enthalte. Seine Arbeit, die sogenannten „amtlichen Vorträge bei der Schlußrevision des Allgemeinen Landrechts" wurde von dem inzwischen zum Minister avancirten Goldbeck geprüft, welcher aber nur an einigen wenigen Stellen eine Randbemerkung machte, und sodann von Svarez selbst im Ministerrathe Vortrag über sie gehalten, wobei seine Vorschläge fast ausnahmslos Billigung erhielten. Durch Patent vom 5. Februar 1794 wurde das Gesetzbuch unter der nunmehrigen Bezeichnung „Allgemeines Landrecht für die königlich Preußischen Staaten" mit Gesetzeskraft vom 1. Juli 1794 ab publicirt. Bestehend aus einer Einleitung und zwei Theilen mit 43 Titeln und 19 189 Paragraphen, von denen über 15 000 auf das Privatrecht entfallen, und in der amtlichen Ausgabe 4 Bände von zusammen 2470 Seiten stark, war es in der Zeit vom 14. April 1780 — dem Datum der der Carmer'schen Justizreform als gesetzliches Fundament dienenden Cabinetsordre — bis zum 20. März 1791, also in nicht elf, und wenn bis zur zweiten Publicirung d. d. 5. Februar 1794 gerechnet wird, in nicht vierzehn Jahren zu Stande gekommen, wobei die gesammten Materialien schließlich auf 88 Folianten angewachsen waren. Der Leiter und geistige Beherrscher der ganzen Arbeit und zugleich der Hauptarbeiter, der dem so umfangreichen Gesetzbuche bis in das kleinste Detail das Gepräge gab, und zu welchem die anderen Arbeiter sich als Gehilfen verhielten, welche noch in späteren Jahren stolz darauf waren, seines Geistes einen Hauch verspürt zu haben, in Wahrheit, wie ihn auch die Inschrift auf dem Revers des Breslauer Denkmals nennt, der „Schöpfer des Allgemeinen Landrechts" ist „der ruhmreiche Mann Svarez".

Friedrich des Großen ebenbürtige Nebenbuhlerin war auch auf diesem Gebiete seine Concurrentin, und wenn auch das Oesterreichische Bürgerliche

Gesetzbuch nicht zu denjenigen Gesetzbüchern gehört, welche am 1. Januar 1900 der Geschichte übergeben werden, so darf es als ein gleichfalls Deutsches Gesetzbuch für einen erst vor fünfundzwanzig Jahren aus der Rechtsgemeinschaft ausgeschiedenen Deutschen Territorialstaat, dessen Dynastie drei und ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland seine Kaiser gegeben hat, auch hier vorgeführt werden.

Maria Theresia berief, nachdem sie durch Handbillet vom 1. Mai 1749 die Trennung der Justiz von der Verwaltung angebahnt hatte, in der ausgesprochenen Absicht, durch einen vollständigen Codex allen ihren Provinzen

„ein sicheres gleiches Recht und eine gleichförmige rechtliche Verfahrungsart"

zu geben, im Jahre 1753 eine Commission theoretischer und praktischer Juristen aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober-, Nieder-, Inner- und Vorderösterreich. Von ihnen waren der Advocat und Professor von Azzoni zu Prag, der Regierungsrath von Holger zu Wien und der am 15. August 1726 zu Revo in Tirol geborene, 1754 zum Professor des Naturrechts in Wien, 1782 zum Staatsrath in inländischen Geschäften, 1790 zum Präsidenten der Hofcommission in Gesetzgebungssachen ernannte, am 7. August 1800 gestorbene, um das Unterrichswesen und die Gesetzgebung Oesterreichs in gleicher Weise verdiente Freiherr Karl Anton Martini zu Wasserberg die bedeutendsten. Die Commission, welche in Brünn ihren Sitz nahm, sollte nach der Instruction

„sich einzig auf das Privatrecht beschränken, so viel möglich das bereits übliche Recht beibehalten, die verschiedenen Provinzialrechte, insoweit es die Verhältnisse gestatten, in Uebereinstimmung bringen, dabei das Gemeine Recht und die besten Ausleger desselben, sowie auch die Gesetze anderer Staaten benutzen und zur Berichtigung und Ergänzung stets auf das allgemeine Recht der Vernunft zurücksehen".

Bezüglich des Geschäftsganges wurde dabei empfohlen, vorerst einen Plan des ganzen Gesetzbuches zu entwerfen, sodann die Bearbeitung der einzelnen Materien unter die Mitglieder zu vertheilen, über die gelieferten Arbeiten gemeinschaftlich zu berathschlagen und schließlich den Entwurf einer in Wien zusammenzuberufenden Revisionscommission zu unterbreiten, welche der Brünner Commission, der sogenannten Compilationscommission, ihre Bemerkungen mitzutheilen und, wenn keine Vereinigung zu erzielen sein würde, die Entscheidung der Kaiserin einzuholen hätte. Azzoni entwarf den Plan, wonach wiederum im Anschluß an das Justinianeische Institutionensystem der Rechtsstoff in die drei Theile Personen-, Sachen- und Obligationenrecht gegliedert wurde. Gleich die Einsendung der ersten Capitel gab in Wien Anlaß zur sofortigen Einberufung der Revisionscommission, welche das ihr Vorgelegte als ungenügend verwarf. Nach drei Jahren war der erste Theil vollendet. Das Manuscript desselben umfaßte drei, das der von Holger verfertigten Motive siebzehn Foliobände. Diese Arbeit wurde verworfen, die Brünner Commission, deren Geschäftsgang

sich als zu schleppend erwiesen hatte, aufgelöst und die Weiterführung des Werkes der Wiener Commission überwiesen, in welche Azzoni und Holger eintraten. Nach Umarbeitung des ersten Theils, 1761, starb Azzoni, schied auch Holger aus und trat an ihre Stelle das Commissionsmitglied Hofrath von Zenker. Dieser hatte bereits 1766 einen acht geschriebene Folianten großen Entwurf vollendet, welcher aber von der Kaiserin namentlich auf Kaunitz' Rath verworfen und dem Regierungsrath Horten zur Umarbeitung bezw. Abfassung eines Auszuges übergeben wurde. Im Jahre 1772 trat eine neue Compilationscommission zusammen, welcher die Kaiserin durch Handschreiben vom 4. August folgende Instruction ertheilte:

1. „Soll das Gesetz- und Lehrbuch nicht mit einander vermengt, mithin Alles, was nicht in den Mund des Gesetzgebers, sondern ad cathedram gehört, aus dem Codex weggelassen;
2. Alles in möglichster Kürze gefaßt, die casus rariores übergangen, die übrigen aber unter allgemeinen Sätzen begriffen; jedoch
3. alle Zweideutigkeit und Undeutlichkeit vermieden werden.
4. In den Gesetzen soll man sich nicht an die römischen Gesetze binden, sondern überall die natürliche Billigkeit zum Grunde legen; endlich
5. die Gesetze, soviel möglich, simplificiren, daher bei solchen Fällen, welche wesentlich einerlei sind, wegen einer etwa unterwaltenden Subtilität nicht vervielfältigen."

Die Berathungen der Commission begannen sofort, schliefen aber 1776 ein, nachdem der erste Theil des Gesetzbuches vollendet war, welcher 1782 von Hofrath von Keeß auf's Neue umgearbeitet und als „Josephinisches Gesetzbuch" 1786 für die Deutschen Erblande und Galizien publicirt wurde. Leopold II. löste 1790 die Commission auch formell auf und ernannte eine neue, die sogenannte Hofcommission in Gesetzgebungssachen oder Gesetz-compilations-Hofcommission, welche sowohl das Josephinische Gesetzbuch als auch die sonst vorhandenen Entwürfe revidirte und aus der Hand ihres Präsidenten Martini von 1794 bis 1796 abermals einen Entwurf in drei Theilen ausstellte. Durch Cabinetsschreiben vom 20. November 1796 wurde der Druck verfügt, „damit jeder Sachverständige im In- oder Auslande seine Meinung hierüber eröffnen könne". Zugleich wurde in jeder Provinz eine aus Richtern, Verwaltungsbeamten und Ständemitgliedern bestehende Commission zur Prüfung des Entwurfs ernannt und der Entwurf zu gleichem Zwecke den Juristenfacultäten mitgetheilt, auch, um eine praktische Probe zu machen, in West- und Ostgalizien als geltendes Gesetz eingeführt. Erst 1801 hatten die Commissionen in den Provinzen ihre Arbeit beendigt. Wiederum ward eine Hofcommission bestellt, um den Entwurf mit Rücksicht auf die eingegangenen Erinnerungen zu revidiren. Vorsitzender war der Staatsminister Graf von Rottenhann, Referent der 1751 zu Graz geborene, am 23. August 1828 zu Hietzing gestorbene Wiener Universitätsprofessor Franz Aloys Edler von Zeiller, der nachmalige erste Commentator des Gesetzbuchs. Die Plenarsitzungen der Commissionen dauerten fünf Jahre. Von Ende 1806 bis Anfang 1808

war ein engerer Ausschuß der Commission beschäftigt, die bei der Detailberathung übersehenen Widersprüche und Lücken zu beseitigen bezw. auszufüllen und dem ganzen Werke eine einheitliche Form zu geben. Dieser revidirte Entwurf wurde im Staatsrath geprüft, in Folge dieser Prüfung von der Hofcommission abermals in einigen Punkten geändert und, nachdem endlich noch mehrere auf fiscalischen Rücksichten beruhende Beanstandungen überwunden waren, am 7. Juli 1810 genehmigt. Durch Patent vom 1. Juni 1811, achtundfünfzig Jahre nach dem Beginn der ersten Arbeiten, erfolgte die Publication als „Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch für die Deutschen Erblande der Oesterreichischen Monarchie", mit Gesetzeskraft seit 1. Januar 1812.

Bedeutend rascher, in nicht ganz vier Jahren, kam das bürgerliche Gesetzbuch in Frankreich zu Stande.

Hier war bereits 1790, also gleich im Beginn der Revolution, die Ernennung eines Ausschusses zur Entwerfung eines allgemeinen Civilgesetzbuches beantragt, in die Verfassung vom 16. September 1791 der Satz:

„Il sera fait un code des lois civiles commun à tout le royaume"

aufgenommen, vom Convent zur Ausführung dieser Bestimmung eine Gesetzgebungscommission ernannt und von dem Berichterstatter derselben, dem bekannten Juristen und Politiker, Präsidenten des Convents, Justizminister und zweiten Consul Jean Jacques Régis de Cambacérès nach einander am 9. August 1793, 9. September 1794 und 12. Juni 1796 dem Convent bezw. dem Rathe der Fünfhundert jedesmal ein neuer Entwurf vorgelegt werden. Das Consulatsgesetz vom 10. November 1796 verhieß wiederum das baldige Erscheinen eines allgemeinen Civilgesetzbuches, und nun nahm Napoleon die Angelegenheit in die Hände. Am 17. August 1800 wurden vier hervorragende Juristen zu einer Commission vereinigt, um einen Entwurf auszuarbeiten. Diese Juristen waren: Felix Julian Jean Bigot de Préameneu, geboren am 26. März 1746 zu Redon, Advocat am Pariser Parlament, 1807 Cultusminister, gestorben zu Paris am 31. Juli 1825; Jacques de Maleville, geboren den 19. Juni 1741 zu Domme, Advocat in Bordeaux, 1796 Mitglied des Cassationshofes, 1806 Senator, 1814 Paire, gestorben zu Paris am 23. November 1824; François Denis de Tronchet, geboren am 23. März 1726 zu Paris, Advocat am Parlament und einer der drei Vertheidiger Ludwigs XVI., 1802 Präsident des Cassationshofes und Senator, gestorben zu Paris am 10. März 1806; endlich Jean Etienne Marie Portalis, geboren am 1. April 1746 zu Bausset, 1765 Advocat zu Aix, 1794 zu Paris, 1801 Mitglied des Staatsrathes, 1803 Senator, 1804 Cultusminister, gestorben zu Paris am 25. August 1807 und als der größte Französische Jurist seiner Zeit — Svarez' Biograph nennt ihn den Französischen Svarez — im Pan-

theon beigesetzt. Diese Männer konnten, indem sie unter sich die Materien vertheilten, schon am 21. Januar 1801, also nach vier Monaten, den „projet de code civil“ vorlegen. Derselbe wurde dem Cassationshof und den Appellationsgerichten zur Prüfung mitgetheilt und fand bei diesen allgemeinen Beifall. Nach Eingang der Antworten wurde der Entwurf im Staatsrath unter lebhafter Betheiligung Napoleons berathen und dabei die einzelnen im Staatsrath angenommenen Artikel sofort an die gesetzgebende Versammlung überwiesen. Da diese auf Antrag des Tribunals gleich den ersten Titel verwarf und die Verwerfung des zweiten Titels vorauszusehen war, zog die Regierung am 3. Januar 1802 ihre Vorschläge zurück. Napoleon säuberte zunächst das Tribunal von den oppositionellen Elementen, leitete vertrauliche Mittheilungen zwischen Tribunal und Staatsrath ein, ließ von Beiden eingehende Berathungen abhalten und die gefaßten Beschlüsse dem gesetzgebenden Körper vorlegen, welcher sie in den Jahren 1803 und 1804 nach und nach annahm, wobei die jedesmalige Publication sofort erfolgte. Die auf diese Weise erlassenen Einzelgesetze wurden durch Gesetz vom 20. März 1804 zu einem Ganzen unter dem Namen „Code civil des Français“ vereinigt, welchen Namen das Gesetzbuch nach mehrfachem Wechsel mit der Bezeichnung Code Napoléon auch gegenwärtig trägt.

In Art. 5 des Einführungsgesetzes ist bestimmt:

> „A compter du jour où ces lois sont exécutoires, les lois romaines, les ordonnances, les coutumes générales ou locales, les statuts, les règlements, cessent d'avoir force de loi générale ou particulière dans les matières qui sont l'objet des dites lois composant le présent Code.“

Publicirt wurde der Code mit Geltung „dans tout le territoire français“. Somit wurde das bereits bei der Publication einen Theil des Französischen Kaiserreichs bildende linke Rheinufer sofort, die hanseatischen Departements durch Senatsconsult vom 10. December 1810 des einheimischen Rechts beraubt und dem Code unterworfen. Der Code wurde ferner eingeführt in der Stadt Danzig gemäß Schreibens des General Rapp vom 19. November 1807, jedoch nach Rathsverordnung vom 17. August 1808 nur subsidiär an Stelle des Römischen, kanonischen und des Preußischen Landrechts. Weiter im Königreich Westfalen durch Gesetz vom 15. November 1807, im Fürstenthum Arenberg durch Verordnung vom 28. Januar 1808, im Großherzogthum Frankfurt durch Gesetz vom 15. September 1809, im Großherzogthum Baden durch Edicte vom 3. Februar, 22. Juni und 22. December 1809, im Großherzogthum Berg durch Gesetz vom 1. Januar 1810, im Herzogthum Köthen durch Patent vom 28. December 1810 und im Herzogthum Nassau durch Verordnungen vom 1. und 4. Februar 1811. Nach dem Sturze Napoleons wurde in einer Reihe Territorien das einheimische Recht wieder hergestellt und blieb das Französische Recht nur bestehen in dem linksrheinischen Theil

der Preußischen Rheinprovinz und dem Großherzogthum Kleve-Berg (jetzt Bezirk des Kölner Oberlandesgerichts mit Ausnahme der früheren Landgemeinde Oberbonsfeld), in Birkenfeld, in Rheinhessen, in Rheinbayern und in Baden. Ebenso gilt es noch in Elsaß-Lothringen. In Baden erfolgte die Einführung nicht in reiner Gestalt, sondern in deutscher Bearbeitung und mit mehreren Hundert Zusätzen, unter dem Titel „Das Badische Landrecht nebst Handelsgesetzen" und mit Gesetzeskraft seit 1. Januar 1810. Der Verfasser dieser Bearbeitung war der am 14. Februar 1754 zu Büdingen geborene und am 17. November 1813 in Karlsruhe gestorbene Staatsrath Johann Nikolaus Friedrich Brauer. Dieser ausgezeichnete, außerhalb seiner engeren Heimat nicht nach Gebühr bekannt gewordene Mann war reich ausgestattet mit nicht gewöhnlichen Geisteskräften, war ein kenntnißreicher und gut geschulter theoretischer Jurist und zugleich in der bedeutenden und einflußreichen Stellung, welche er nach einander im Ministerium des Aeußeren, des Inneren und der Justiz einnahm, als geübter und erfahrener Geschäftsmann bewährt, drei Jahrzehnte hindurch der treue Freund und zuverlässige Berather seines Fürsten, maßgebend für die weltliche Gesetzgebung und zugleich betraut mit den Ausführungen der Wünsche und Gedanken, die der Großherzog für die Förderung des kirchlichen und religiösen Lebens seines Landes hegte.

Savigny hat das Französische Gesetzbuch schwer getadelt, es geradezu „eine politische Krankheit" genannt, und dieser Tadel ist vielfach nachgesprochen. Aber es war keineswegs ausschließlich niedrige Liebedienerei, welche dem Code einen leichten Weg nach Deutschland bahnte, sondern die Unzufriedenheit mit dem eigenen Rechtszustande war mehrfach weit gewichtiger. Wenn Savigny in seinem berühmten Streit mit Thibaut seiner und als überzeugter Gegner der Codification eigentlich jeder Zeit den Beruf zu einer codificirenden Gesetzgebung absprach, so hatten die verschiedenen Deutschen Justizminister in dem praktischen Rechtsleben Gelegenheit genug, sich davon zu überzeugen, daß eine solche zusammenfassende Gesetzgebung nothwendig sei und daher auch dann in's Werk gesetzt werden müsse, wenn man über den Beruf, d. h. die Befähigung dazu zweifelhaft sei.

Den buntesten Rechtszustand wies Bayern auf, welchem während der Napoleonischen Kriege nach und nach gegen hundert verschiedene Territorien einverleibt worden waren. In den Kreisen Oberbayern, Niederbayern und in dem Neuburg'schen Theil von Schwaben gilt neben einigen Stadtrechten der Codex Maximilianeus; in den ehemaligen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth neben den älteren Statuten das Preußische Allgemeine Landrecht; in dem ehemaligen Bisthum Bamberg das Bamberger Landrecht; in dem ehemaligen Bisthum Würzburg das Würzburger Landrecht; in den übrigen Theilen von Ober-, Mittel- und Unterfranken und

Schwaben außer Neuburg gelten einundvierzig größere Statuten und Gesetzgebungen; endlich in der Pfalz der Code. Zur Beseitigung dieser unseligen „Civilgesetz-Statistik“ wurde schon 1809 beschlossen, den Code in Deutscher Umarbeitung auf Bayern zu übertragen, und der berühmte Criminalist Paul Johamn Anselm von Feuerbach, seit 1808 mit dreiunddreißig Jahren Geheimrath im Justizministerium, mit der Arbeit betraut, der Plan aber schon 1810 wieder aufgegeben und eine Commission eingesetzt, um den Codex Maximilianeus in eine für die ganze Monarchie passende Form umzugießen. Der von der Commission bis 1811 fertiggestellte Entwurf fand wegen seiner starken Abweichungen vom Codex keinen Beifall. Der Freiherr Christoph von Aretin, geboren am 2. December 1773 zu Ingolstadt und gestorben als Präsident des Amberger Appellgerichts am 24. December 1824, bekannt als charakterloser Lobhudeler Napoleons und jämmerlicher Denunciant der nach München berufenen norddeutschen Gelehrten, stellte bis 1816 einen neuen Entwurf fertig, der sich dem Codex Maximilianeus mehr anschloß, so daß er für gut befunden und seine Publication mit Geltung seit 1. October 1818 beschlossen wurde. Nikolaus Thaddäus von Gönner, geboren am 18. December 1764 zu Bamberg und gestorben als Staatsrath am 19. April 1827 zu München, ein vielseitiger und trefflicher Jurist, aber von Charakter ein neidischer, gehässiger Streber im schlechtesten Sinne des Wortes, setzte es durch, daß dieser Beschluß aufgehoben wurde, und übernahm selbst den Auftrag zur Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches, kam aber mit seinem sich weit freier bewegenden Entwurf nicht über die Einleitung und das Familienrecht hinaus. Dagegen ein vollständiger Entwurf in 1395 Artikeln, welcher die Rücksicht auf den Codex Maximilianeus ganz aufgab und die Oesterreichische Gesetzgebung zur hauptsächlichen Grundlage nahm, freilich aus diesem Grunde nicht gefiel, ward in den Jahren 1832 bis 1834 ausgearbeitet von dem verdienten Präsidenten des Appellationsgerichts zu Eichstädt, dem am 6. April 1774 zu Windheim geborenen, am 3. Januar 1859 zu Nürnberg gestorbenen Freiherrn Karl Ludwig von Leonrod, dem Vater des gegenwärtigen Bayerischen Justizministers. Im Jahre 1844 wurde eine Gesetzcommission ernannt, um die Entwürfe zu einem bürgerlichen, Handels-, Strafgesetzbuch, einer Civil- und einer Strafproceßordnung auszuarbeiten, jedoch im März 1847 aufgelöst, nachdem das mit dem Entwurf zu dem bürgerlichen Gesetzbuch speciell betraute Commissionsmitglied, der damals an der Universität München docirende allbekannte Pandektist Karl Ludwig Arndts, ein vollständiges Sachen- und Obligationenrecht im Brouillon entworfen und über die zu befolgenden Grundsätze einen ausführlichen, von der Commission im Wesentlichen genehmigten Bericht erstattet hatte. In Folge Cabinetsordre vom 8. October 1854 wurde die Arbeit wieder aufgenommen und bis zum Jahre 1858 ein Entwurf in sieben Büchern und 4583 Artikeln

vollendet. Eine Commission unterzog ihn einer zweimaligen, zum Theil völlig umgestaltenden Lesung und veröffentlichte in den Jahren 1861 und 1864 aus Theil I. das Hauptstück von den Rechtsgeschäften in 172, Theil II, „das Recht der Schuldverhältnisse" in 976, Theil III, „Besitz und Rechte an Sachen" in 450, aus Theil I ferner 30 auf Sachen bezügliche Artikel, sowie dazu zwei bezw. 298 und 131 Seiten starke Bände Motive. Das Gesetzbuch war als ausschließendes, nicht blos als subsidiäres Recht gedacht, und zu Grunde lag ihm die — in dem bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich wiederkehrende — systematische Anordnung: Allgemeiner Theil, Recht der Schuldverhältnisse, Rechte an Sachen, Familienrecht, Erbrecht. Die ausdrücklich zur „allgemeinen Beurtheilung" bezw. „allgemeinen Prüfung und Würdigung" aufgeforderte Kritik äußerte sich dahin, daß das im Entwurfe Dargebotene im Vergleiche mit anderen Gesetzbüchern und Entwürfen unbedingt das Beste sei, und rühmte die klare und verständige Schreibart, die Genauigkeit und Umsicht des Ausdrucks, die kernige und präcise Sprache, die feste, so viel als möglich deutsche Terminologie, die Uebersichtlichkeit des Ganzen, die Tüchtigkeit der Redaction der einzelnen Artikel und das richtige Maßhalten zwischen zu großer casuistischer Ausführlichkeit und übermäßig dürrer Kürze. So hatte die Bestimmung der Bayerischen Verfassung vom 26. Mai 1818 Tit. VIII. § 7: „Es soll für das ganze Königreich ein und dasselbe Bürgerliche — — Gesetzbuch bestehen" einen mächtigen Schritt zur Verwirklichung gemacht, aber die politischen Ereignisse überholten das Werk, nachdem bereits die auf Schaffung eines einheitlichen Rechts gerichteten Bestrebungen des Deutschen Bundes von einer weiteren Fortführung abgemahnt hatten.

In Hessen-Darmstadt bestimmte die Verfassungsurkunde vom 17. December 1820 ebenmäßig, daß für das ganze Großherzogthum ein Bürgerliches Gesetzbuch eingeführt werden solle. In diesem aus 45 verschiedenen Territorien zusammengebrachten Staate galt und gilt noch heute in der Provinz Rheinhessen der Code civile, in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen das Gemeine Recht neben zahlreichen localen Verordnungen und einer Reihe von mehr oder weniger ausführlichen Landrechten. Der Ministerialrath Moritz Wilhelm August Breidenbach, geboren am 13. December 1796 zu Offenbach, der Verfasser und Commentator des Hessischen Strafgesetzbuches vom 17. September 1841, erhielt den Auftrag, einen Entwurf zu einem Bürgerlichen Gesetzbuch auszuarbeiten. Die erste Abtheilung (Personen- und Familienrecht) erschien gedruckt 1842, die zweite (Vermögensgegenstände und deren Eintheilung, Besitz, Eigenthum, Dienstbarkeiten, Verjährung, Ersitzung) und die dritte (Erbrecht) 1845, die vierte (Von den Verbindlichkeiten) 1853. Der allgemeine Theil sollte erst nach der ständischen Annahme der einzelnen Stücke entworfen und schließlich sämmtliche Theile gemeinsam als einheitliches Gesetzbuch publicirt werden. Diese Entwürfe, begleitet von ebenso ausführlichen, wie von echt wissenschaftlichem

Geiste getragenen Motiven, waren unter gleichmäßiger Benutzung des Gemeinen und des Französischen Rechts mit vielem Geschick selbstständig und nach eigenem Plan ausgearbeitet und bewiesen einen unverkennbaren Fortschritt in der Kunst der Gesetzesverfassung. Daß auch diese Mühen vergeblich waren, lag wesentlich in dem Widerstande der rheinisch-hessischen Codisten, welche der Rechtsgemeinschaft mit dem großen Gebiete des Französischen Rechts nicht zu Gunsten einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung des kleinen Großherzogthums entsagen wollten, und zudem fiel mit dem am 2. April 1857 erfolgten Ableben Breidenbachs die treibende Kraft weg.

In Sachsen war schon 1763 die Anfertigung „eines eigenen Deutschen Gesetzbuches" in's Auge gefaßt worden, hatte von 1791 bis 1819 eine allerdings sehr unthätige Gesetzcommission bestanden, und waren seit 1830 wiederholte, jedoch mit Unwillen zurückgewiesene Stimmen laut geworden, das Oesterreichische Gesetzbuch anzunehmen. Im Jahre 1846 wurde die Sache endlich ernstlich zur Hand genommen. Gustav Friedrich Held, geboren am 28. Mai 1804 zu Meuselwitz, 1828 Advocat, 1832 Assessor am Schöppenstuhl zu Leipzig, 1835 Appellationsgerichtsrath in Dresden, vom 25. Februar bis 2. Mai 1849 Justizminister, darauf wieder Geheimrath im Justizministerium, am 24. April 1857 zu Dresden gestorben, stellte bis 1852 einen sich zum Theil sehr eng an das Oesterreichische Gesetzbuch anlehnenden „Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen" fertig, der zwar 1853 den Ständen vorgelegt, aber von Karl Georg von Wächter, dem juris consultorum Germaniae juris consultissimus, und von Joseph Unger, dem bekannten Oesterreichischen Juristen und Staatsmann, so ungünstig beurtheilt und in der bis zum Obligationenrecht gediehenen ständischen Berathung so zerfetzt wurde, daß die Regierung ihn zurückzog. Nun wurde der Plan gefaßt, sich mit den benachbarten Staaten des Sächsischen Rechts zu einer gemeinsamen Civilgesetzgebung zu vereinigen. Dem zu Folge trat im Jahre 1856 eine aus Abgeordneten des Königreichs Sachsen, der Thüringischen Staaten und des Herzogthums Anhalt-Dessau bestehende Commission zusammen. Vorsitzender war der Sächsische Appellationsgerichts-Präsident von Langenn, Referent zuerst Held, dann der Geheime Justizrath Siebenhaar, eifrigstes Mitglied der Verfasser des bekannten dreibändigen Werkes „Das praktische Gemeine Civilrecht" Karl Friedrich Ferdinand Sintenis, geboren am 25. Juli 1804 zu Zerbst, 1825 Advocat, 1837 Professor in Gießen, 1841 Rath in Dessau, 1850 zweiter und 1853 erster Präsident des Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau-Köthen, 1863 Anhaltischer Justizminister, gestorben am 2. August 1868. Durch den Referenten wurde ein neuer Entwurf ausgearbeitet, den die Commission bis Mai 1860 in zwei Lösungen berieth und mit allgemeinen Motiven begleitete, während Siebenhaar für die ständische Berathung in großer Eile specielle Motive ausarbeitete. Die Vorlage an den Landtag erfolgte am 30. November 1860, die Annahme durch denselben im

Juli 1861, die Publicirung als „Bürgerliches Gesetzbuch für das Königreich Sachsen" am 2. Januar 1863. Das am 1. März 1865 und nur für das Königreich Sachsen, nicht für die anderen Commissionsstaaten in Kraft getretene Gesetzbuch besteht aus 2620 Paragraphen und zerfällt in die fünf Theile Allgemeine Bestimmungen §§ 1 bis 185, Sachenrecht 186 bis 661, Recht der Forderungen 662 bis 1567, Familien- und Verwandtschaftsrecht 1568 bis 1998, Erbrecht 1999 bis 2620. Sein Inhalt erstreckt sich nur auf das allgemeine Privatrecht, nicht auf die Specialrechte; insoweit sind aber alle früheren Gesetze, deren Giltigkeit nicht ausdrücklich vorbehalten ist, aufgehoben. Das Gewohnheitsrecht ist als Rechtsquelle nicht anerkannt.

Wenn man sieht, wie seit dem Tage, an welchem das Oesterreichische Gesetzbuch in Kraft trat, also in mehr als fünfzig Jahren, die einzige Frucht der vielfachen und angestrengten Bemühungen das nur für das kleine Sächsische Königreich in Geltung getretene Gesetzbuch ist, muß der Erfolg derjenigen Bestrebungen, welche von den beiden großen Deutschen Einigungen, dem Zollverein und dem Bunde, ausgingen, als ein großartiger Fortschritt erscheinen, mögen sie auch nur das Obligationenrecht betreffen. Zu nennen sind nämlich die Wechselordnung, das Handelsgesetzbuch und der in dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich zu einem wundersamen Leben erwachte Dresdener Entwurf eines allgemeinen Deutschen Gesetzes über Schuldverhältnisse.

Der berüchtigte Demagogenjäger, aber höchst kenntnißreiche und fleißige Jurist Karl Albert Christoph Heinrich von Kamptz, von 1832 bis 1842 Preußischer Gesetzgebungsminister, hatte bis zu seiner Entlassung vierzig mit Motiven ausgestattete Gesetzentwürfe fertig gestellt, darunter 1836 einen Entwurf des Wechselrechts, welcher 1838 durch den Berliner Stadtgerichtsrath Grein revidirt und erweitert worden war. Dieser revidirte Entwurf war den Beschlüssen des Staatsministeriums entsprechend umgeformt und sodann einer Commission des Staatsraths unterbreitet worden, in welcher Kamptzs Nachfolger Friedrich Carl von Savigny, also der größte Jurist, den Deutschland, aber unfähigste Justizminister, den Preußen bis dahin gehabt hatte, den Vorsitz führte, Grein als Referent, der große Germanist Carl Friedrich Eichhorn, damals Mitglied der Gesetzcommission, und Geheimer Justizrath, als Correferent fungirte, und welche ihn im Laufe des Jahres 1843 in dreizehn Sitzungen prüfte. Den aus dieser Prüfung hervorgegangenen Entwurf hatte eine neue Commission zur Prüfung erhalten, welche, mit dem damaligen Geheimen Legationsrath v. Patow, dem bekannten Staatsmann, als Vorsitzenden und dem Geheimen Justizrath Bischoff als Referenten ihren Bericht im October 1846 erstattete, indem sie mit Hinblick auf eine Vereinbarung der Zollvereinsstaaten, eine gemeinsame Wechselordnung abzufassen, den Entwurf so zu gestalten bemüht

gewesen war, daß er den andern Vereinsstaaten zur gleichmäßigen Annahme vorgeschlagen werden könne. Der Entwurf war dann wieder in die Savigny'sche Commission zurückgekehrt, hier einer neuen, vielfach ändernden Prüfung unterzogen und endlich mit einer Denkschrift vom 31. August 1847 veröffentlicht worden. Diese Denkschrift enthielt eine seitens der Preußischen an die Regierungen sämmtlicher Deutschen Bundesstaaten gerichtete Einladung, behufs Berathung eines allgemeinen Wechselrechts auf den 20. October d. J. Deputirte in Leipzig zusammentreten zu lassen. Am genannten Tage trat die Conferenz zusammen. Sie bestand aus den Abgeordneten der Staaten Oesterreich, Kurhessen, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Oldenburg, Holstein und Lauenburg, Mecklenburg-Schwerin, Weimar, Meiningen, Altenburg, Koburg-Gotha, Braunschweig, Nassau, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß-Greiz, Schleiz, Lobenstein und Ebersdorf, Hohenzollern-Sigmaringen, Hohenzollern-Hechingen, Liechtenstein, Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg. Die Abgeordneten — zwanzig Juristen, zehn kaufmännische Sachverständige — waren: für Oesterreich und Liechtenstein Hofrath Dr. Heisler; für Preußen v. Patow, Bischoff, Bankier Magnus und Präsident der Handelskammer zu Köln Camphausen; für Bayern Oberappellationsgerichtsrath Dr. Kleinschrod und Bankier Assessor Schmidt; für Sachsen Vicepräsident Dr. Einert, Kramermeister Poppe und Kaufmann Georgi; für Hannover Schatzrath Lehzen und Bankier Hostmann; für Württemberg und beide Hohenzollern Obertribunalrath Dr. von Hofacker; für Baden Ministerialrath Brauer und Bankier Hohenemser; für Hessen-Darmstadt Breidenbach; für Hessen-Kassel Obergerichtsrath Fuchs; für Oldenburg und Bremen Senator Dr. Albers; für Holstein und Lauenburg Bürgermeister Etatsrath Behn; für Mecklenburg-Schwerin Professor Dr. Thöl, der berühmte Handelsrechtler, damals in Rostock lehrend; für die Sächsisch-Thüringischen Staaten Geheimrath Thon; für Braunschweig Hofrath Liebe und Kaufmann Haase; für Nassau Geheimrath Vollpracht; für Lübeck Syndikus Dr. Elder; für Frankfurt Syndikus Dr. Harnier; für Bremen neben Senator Dr. Albers der Aeltermann Lürmann; für Hamburg Senator Lutteroth-Legat und Handelsgerichtspräses Dr. Halle. Die wissenschaftlich bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder waren Bischoff, Einert, Breidenbach und Thöl. Den Vorsitz in den fünfunddreißig Sitzungen führten abwechselnd von Könneritz und von Patow, und als Referent fungirte wiederum Bischoff, als Protokollführer der Leipziger Stadtgerichtsrath Dr. Haensel und der Preußische Kammergerichts-Assessor Siegfried Borchardt, Letzterer bereits damals als juristischer Schriftsteller aufgetreten und bis zu seinem am Weihnachtsabend 1880 erfolgten Tode Autorität auf dem Gebiete des Wechselrechts nicht blos in Deutschland, sondern in allen Cultur- und Handelsstaaten. Die Berathung schloß sich an den Preußischen Entwurf an, unter Berücksichtigung jedoch einiger anderer Entwürfe und einiger particulären Wechsel-

ordnungen. Bereits am 1. December fand die Schlußsitzung und in der Zeit vom 14. Februar 1848 bis 25. Juli 1850 die Einführung der „Allgemeinen Deutschen Wechselordnung“ in allen Bundesstaaten, ausgenommen in Luxemburg und Limburg, statt. Das Gesetz ist an wissenschaftlicher Klarheit und Sicherheit, sowie an praktischer Brauchbarkeit das beste Gesetz, welches Deutschland besitzt.

Die Reichsverfassung vom 28. März 1849 bestimmte in § 64:

„Der Reichsgewalt liegt es ob, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im Deutschen Volke zu begründen.“

Bereits am 26. November 1848 hatte der Reichsverweser die Wechselordnung als Reichsgesetz verkündet und gleichzeitig der Reichsjustizminister, der am 5. November 1875 in Berlin während seiner Betheiligung an den Arbeiten des Reichstages verstorbene berühmte Staatsrechtler Robert von Mohl eine Commission zur Ausarbeitung eines „Entwurfes eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland“ berufen, welche aber in ihrer Arbeit nicht weit kam. Dagegen nahm der reactivirte Bundestag das Werk mit einer Umsicht und Entschlossenheit zur Hand, welche das letzte Decennium seiner Existenz insoweit zu einem nicht unrühmlichen gemacht hat.

Zunächst wurde der schon früher aufgeworfene Plan eines allgemeinen Handelsgesetzbuches aufgenommen. Am 21. Februar 1856 beantragte Bayern die Niedersetzung einer „Commission zur Entwerfung und Vorlage eines allgemeinen Handelsgesetzbuchs für die Deutschen Bundesstaaten“. Am 17. April 1856 wurde der Antrag zum Beschluß erhoben und am 18. December näher beschlossen, daß die zu dem Ende niederzusetzende Commission am 15. Januar 1857 in Nürnberg zusammentreten solle. Die Commission trat zur festgesetzten Zeit in Nürnberg zusammen, und zwar hatten sich als Commissäre eingefunden:

- für Oesterreich: Handelsgerichtspräsident Dr. Ritter von Raule und Sectionsrath im Handelsministerium Dr. Schindler aus Wien;
- für Preußen: Geheimer Oberjustizrath Dr. Bischoff und Commerzienrath R. Warschauer aus Berlin;
- für Bayern: Justizminister Dr. von Ringelmann aus München, Appellationsgerichtsdirector Dr. Seuffert aus Nürnberg, Kaufmann und Handelsgerichtsassessor Chr. Merk aus Nürnberg, Fabrikant und Wechselgerichtsassessor Th. Sander aus Augsburg;
- für Sachsen: Staatsminister a. D. R. Georgi aus Dresden;
- für Hannover: Professor Dr. Thöl aus Göttingen;
- für Württemberg: Professor Dr. von Gerber aus Tübingen, der am 23. December 1891 als Sächsischer Cultusminister gestorbene Verfasser des allbekannten „System des Deutschen Privatrechts“, und Staatsrath a. D. Kaufmann v. Goppelt aus Heilbronn;
- für Baden: Ministerialrath C. Ammann aus Karlsruhe;

für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser: Professor Dr. von Hahn aus Jena;
für Nassau: Präsident Vollpracht aus Wiesbaden;
für Mecklenburg-Schwerin: Senator Dr. Mann aus Rostock;
für Lübeck: Richter Dr. Haltermann aus Lübeck;
für Frankfurt: Senator Dr. Müller aus Frankfurt;
für Bremen: Senator Dr. Heineken und Aeltermann C. F. Gabein aus Bremen;
für Hamburg: Präses a. D. Dr. Halle.

Diese Commission wählte den Justizminister Dr. v. Ringelmann zu ihrem ersten, den Ritter von Raule zu ihrem zweiten Präsidenten und Bischoff zum Referenten und bestellte den Bayerischen Assessor Lutz, den späteren langjährigen Cultusminister, zu ihrem Secretär und Protokollführer. Der Berathung wurde ein von Bischoff schon vorher ausgearbeiteter Entwurf in sechs Büchern zu Grunde gelegt, welcher neben dem Handelsrechte auch das Seerecht und das Assecuranzwesen, den kaufmännischen Concurs und die Gerichtsbarkeit in Handelssachen umfaßte. Ueber denselben wurden in 176 Sitzungen vom 21. Januar bis 2. Juli 1857 und vom 15. September 1857 bis 3. März 1858 zwei Lesungen gehalten. Während dieser Zeit ergaben sich in den Mitgliedern der Commission theils Vermehrungen, theils Veränderungen. Außer den oben angeführten Bundesstaaten ließen sich nämlich noch vertreten:

Kurhessen durch Obergerichtsrath Schuppius aus Kassel;
Hessen-Darmstadt durch Ministerialrath Frank aus Darmstadt und Kaufmann Röder aus Mainz;
Braunschweig durch Obergerichtsrath Trieps aus Wolfenbüttel;
Anhalt-Dessau-Köthen durch Professor Dr. von Hahn.

Schon in der ersten und zweiten Sitzung traten noch ein: für Preußen Geheimer Commerzienrath Ruffer aus Breslau und für Sachsen Appellationsgerichtsrath Dr. Tauchnitz aus Leipzig. Für Bayern traten später an die Stelle Merks der Kaufmann und Handelsgerichtsassessor Zahn und dann der Handelsgerichtsassessor Kirchdörffer, und für Hamburg wurden noch zu Commissären ernannt der vormalige Handelsrichter de Chapeaurouge, Senator Dr. Haller und Dr. Trummer. Endlich trat für den am 11. Juli 1857 verstorbenen Dr. Bischoff der Geheime Oberjustizrath und Senatspräsident Dr. Heimsöth aus Köln ein, welcher wie sein Vorgänger das Amt eines Referenten übernahm.

Nach Beendigung der zweiten Lesung siedelte die Commission zur Berathung des Seerechtes nach Hamburg über, woselbst am 26. April 1858 die Eröffnung statt hatte. Als Commissäre hatten sich eingefunden:

für Oesterreich: Dr. Ritter von Raule, Oberlandesgerichtsrath Benoni von Clanisberg aus Triest und Ritter von Sartorio aus Triest;

für Preußen: Dr. Heimsöth, Tribunalsrath Pape aus Königsberg — der spätere Präsident des Reichs-Oberhandelsgerichts und Vorsitzender der Commission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich —, Commerzienrath Nahno aus Stettin und Navigationsschuldirector Albrecht aus Danzig;
für Bayern: Dr. Seuffert;
für Hannover: Dr. Thöl;
für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser und Anhalt-Dessau-Köthen: Dr. von Hahn;
für Braunschweig: Dr. Trieps;
für Mecklenburg-Schwerin: Dr. Mann;
für Oldenburg: Generalconsul H. Th. Schmidt aus Hamburg;
für Lübeck: Dr. Asher aus Hamburg;
für Bremen: Dr. Heineken und Handelsrichter C. E. E. Klugkist aus Bremen;
für Hamburg: Dr. Halle, H. J. Herz und N. Hudtwalcker aus Hamburg.

Während dieser seerechtlichen Berathungen starb Generalconsul Schmidt und traten ferner ein:
für Oesterreich: Dr. Schindler;
für Preußen: Commerzienrath Schnell aus Königsberg und Kaufmann Behrend aus Danzig;
für Württemberg: Dr. von Gerber;
für Oldenburg: Dr. Föhring aus Hamburg;
für Bremen: Senator H. F. Weinhagen aus Bremen;
für Hamburg: Senator Dr. Petersen, Präses Dr. Versmann, Capitän Göde und Oberappellationsrath a. D. Dr. Oppenheim, sämmtlich aus Hamburg.

Als Präsident fungirte Dr. Ritter von Raule, als Referent zuerst Dr. Heimsöth und sodann Pape, als Protokollführer Lutz und Dr. Ullrich aus Hamburg. Ueber den Entwurf des Seerechts wurden zwei Lesungen abgehalten, welche mit 371 Sitzungen vom 28. April 1858 bis zum 25. October 1859 und vom 9. Januar bis 22. August 1860 dauerten.

Sodann kehrte die Commission zum Zwecke einer dritten Lesung der vier ersten Bücher des Handelsgesetzbuches nach Nürnberg zurück, woselbst sich am 19. November 1860 zusammenfanden:
für Oesterreich: Dr. Ritter von Raule und Dr. Schindler;
für Preußen: Dr. Heimsöth und Pape;
für Bayern: Dr. Seuffert;
für Sachsen: Dr. Tauchnitz;
für Hannover: Dr. Töhl;
für Württemberg: Dr. von Gerber;

für Baden: Ammann;
für Kurhessen: Oberappellationsgerichtsrath Gleim aus Kassel;
für Hessen-Darmstadt: Geheimrath Frank;
für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser und Anhalt-Dessau-Köthen: Dr. von Hahn;
für Mecklenburg-Schwerin: Dr. Mann;
für Lübeck: Dr. Haltermann;
für Bremen: Dr. Heineken;
für Hamburg: Dr. Trieps.

Vom 28. November an war Dr. Seuffert auch für Nassau bevollmächtigt, und am 15. Februar 1861 trat für Thöl der Oberjustizrath Dr. Leonhardt aus Hannover, der spätere, langjährige Preußische Justizminister, ein. Als Präsident fungirte Dr. Ritter von Raule, als Referent Dr. Heimsöth, als Secretär und Protokollführer Lutz. Die Berathung erfolgte in 41 Sitzungen vom 19. November 1860 bis 11. März 1861. Am 12. März fand die Schlußsitzung statt. Am 14. März wurde, unterzeichnet von Raule, Heimsöth, Pape und Lutz, der Entwurf in fünf Büchern und 911 Artikeln der Bundesversammlung mittels Begleitschreibens vom gleichen Tage übersendet. An den Berathungen hatten theilgenommen 56 Commissäre, nämlich 36 Juristen und 20 kauf- und seemännische Sachverständige, welche vom 15. Januar 1857 bis 12. März 1861 im Ganzen 589 Sitzungen abgehalten haben. Soweit bekannt, sind von diesen Männern heute nur noch zwei am Leben.

Das Handelsgesetzbuch ist das umfangreichste und neben der Reichsverfassung und dem Reichsstrafgesetzbuch einflußreichste Gesetz, welches bisher für ganz Deutschland gegolten hat. Sein großer Werth ist unbestritten, seine Einwirkung auf die Gestaltung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist offenbar, und es ist mit der Wechselordnung die einzige große Codification der Vergangenheit, welche, obschon mit manchen Abänderungen, auch neben dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Geschäftsleben in Deutschland beherrschen wird. Um so näher liegt die Frage, ob einer seiner sechsundfünfzig Verfasser in so nachhaltiger und eindringlicher Weise eingewirkt hat, daß trotz der großen Zahl der Baumeister der geschaffene Bau an seinen Namen angeknüpft werden darf. Diese Frage scheint niemals aufgeworfen zu sein und kann auch nicht für einen Einzelnen beantwortet werden. Aber wenn es Einer verdient, nicht blos als einzelner Theilnehmer an der so Vielen übertragenen Arbeit, sondern als das Haupt, als der geistige Führer und Bannerträger genannt zu werden, so ist es derselbe Mann, der als der Erste aus der großen Schaar, nicht ein halbes Jahr nach Beginn der Arbeit, abgerufen wurde, nämlich Bischoff. Nur eine Pflicht der schuldigen Dankbarkeit und Verehrung ist es, wenn das Andenken an diesen so völlig vergessenen Mann, dessen Namen „kein Lied, kein Heldenbuch meldet", an dieser Stelle wieder heraufgeführt wird.

Friedrich Wilhelm August Bischoff war am 26. August 1804 zu Halberstadt geboren, wo sein Vater als Calculator bei der Königlichen Kammer diente. Dort besuchte er Schule und Gymnasium. Die Eltern verlor er schon, bevor er die Hochschulen Halle und Berlin bezog. Nach beendigtem Rechtsstudium legte er im Jahre 1825 an seinem Geburtstage die erste juristische Prüfung ab, trat dann aber zu seiner allgemeinen Ausbildung eine Reise nach Italien und Frankreich an, von welcher er erst nach Neujahr 1827 zurückkehrte. Am 30. Januar 1827 wurde er als Auscultator beim Berliner Stadtgerichte verpflichtet. Bereits bei seiner Präsentation zur Referendariatsprüfung, gegen Ende 1828, berichtete das Stadtgerichtsdirectorium unter sonstigen Aeußerungen des Beifalls: „Besonders im Criminalfache hat er sich als einen ganz außerordentlichen Arbeiter bewährt; mit Recht zählt das Stadtgericht ihn unter seine hoffnungsvollsten Zöglinge." Am 10. April 1829 wurde er zum Referendar, am 17. Januar 1834 zum Kammergerichtsassessor ernannt. Im folgenden Jahre berief ihn von Kamptz als Hilfsarbeiter in das Ministerium für Gesetzgebung und die Justizverwaltung der Rheinprovinz. Bereits 1838 wurde er unter Belassung in seinem Dienstverhältnisse zum Landgerichtsrath befördert, 1840 zu den Arbeiten des Staatsraths herangezogen, im Februar 1842 zum Geheimen Referendar beim Staatsrath und im September desselben Jahres zum Geheimen Justizrath ernannt. Im Staatsrathe arbeitete er an dem Entwurf des Strafgesetzbuches, sowie an der Revision des Handels- und Wechselrechts und wurde deshalb, wie oben mitgetheilt, ausersehen, mit Patow, Magnus und Camphausen Preußen 1847 auf der Leipziger Wechselconferenz zu vertreten, wobei ihm das Referat und damit der wichtigste Theil der Arbeit zufiel. Am 29. Juli 1848 trat er als vortragender Rath in das Justizministerium, und hier begann sein erfolgreichstes Wirken, sobald die ruhiger gewordenen Verhältnisse im Jahre 1849 gestatteten, wichtige und vielfach erörterte Fragen der Legislation zum Austrag zu bringen. Der eigentlichen Justizverwaltung, dem Regieren und Ordnen, dem Einrichten und Controliren war seine Neigung am wenigsten zugewandt; das überließ er gern, voll Anerkennung der Befähigung Anderer, fremder Hand, und wo es auf Zahlenverhältnisse ankam, bemerkte er wohl lächelnd: „Ich bin doch ein gar zu schlechter Rechenmeister." Dagegen waren die schwierigsten Arbeiten aus dem Gebiete des Staatsrechts bei ihm vortrefflicher Erledigung gewiß; in internationalen Verhandlungen geleitete seinen Fleiß und seine Kenntniß ein seltener Tact zum erwünschtesten Resultate; wichtige, die kirchlichstaatlichen Verhältnisse betreffende Angelegenheiten wurden von ihm in gründlichster und rücksichtsvollster Weise erörtert; der Verbesserung des Gefängnißwesens war seine Neigung und sein Studium lebhaft und erfolgreich zugewendet. Das Strafrecht vor Allem fand in ihm den gelehrten Kenner, der mit dem Lichte lauterer Humanität im Dunkel des Elends und des Uebels die

Grenze zu finden bemüht war, über welche hinaus „die Liebe zur Gerechtigkeit und der gemeine Nutzen" eine Minderung der Buße gestattet. War deshalb bereits früher im Staatsrath und in der Versammlung der vereinigten Ausschüsse der Landtage seine Thätigkeit bei Berathung eines neuen Strafrechts vielfach erprobt worden, so konnte der Justizminister Simons, der bald nach Uebernahme des Portefeuilles die endliche Erledigung des oft unterbrochenen Werkes sich zur Aufgabe gestellt hatte, keinen erfahreneren und zuverlässigeren Mitarbeiter finden als ihn. Der Entwurf des Strafgesetzbuches, welches dem Landtage in der Session 1850/1851 zur Beschlußnahme vorgelegt wurde, ist vorzugsweise sein Werk, und er war es, der als Regierungscommissar viele Monate hindurch an den Verhandlungen Theil nahm, bis der Entwurf zur Annahme gelangt war, um am 14. April 1851 als „Strafgesetzbuch für die Preußischen Staaten" publicirt zu werden. Ein Freund von ihm, damals Mitglied der zweiten Kammer und Vorsitzender der von dieser erwählten Strafgesetzcommission, zugleich der zeitlich erste Commentator des Preußischen Strafgesetzbuches, der ausgezeichnete Germanist Georg Beseler hat in seinen Erinnerungen „Erlebtes und Erstrebtes" (1884, S. 104/105), sich nach einem Menschenalter in folgender Weise über jene Zeit ausgesprochen:

> „Vor Allem aber lag in der Persönlichkeit des Regierungscommissars, Geheimen Justizrathes Bischoff die Gewähr erfolgreicher Thätigkeit. Ich habe den vortrefflichen Mann bei dieser Gelegenheit zum Freunde gewonnen und bewahre ihm ein treues Gedächtniß. Seit Svarez hat Preußen keinen für die Gesetzgebung so begabten und so einflußreichen Juristen gehabt wie Bischoff. Er beherrschte vollständig den Stoff und faßte die Gesetzgebungskunst im höheren Sinn auf, indem er an Stelle der casuistischen Behandlung der früheren Zeit die knappe Methode, welche die Rechtsprincipien bestimmt hervortreten läßt, zur Geltung brachte. Die maßgebende Revision des Strafgesetzbuches vom Jahre 1845 war hauptsächlich sein Werk, er vertrat als Referent in der Leipziger Wechselconferenz die Preußische Regierung, ihm ist hauptsächlich die Preußische Concursordnung zu verdanken, in der Nürnberger Bundescommission für das Handelsgesetzbuch fungirte er wieder als Berichterstatter über den von ihm verfaßten Preußischen Entwurf. Die Ueberspannung der Kräfte raffte ihn hier mitten in der Arbeit frühzeitig dahin. Als Regierungscommissar war Bischoff unübertrefflich: immer auf das Beste unterrichtet, von großer Schärfe und Sicherheit in der Redaction, gewandt in der Debatte, freundlich und entgegenkommend in der Form, im Unwesentlichen zum Nachgeben bereit, in der Hauptsache fest und zähe."

Als ein äußeres Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste ist seine am 28. Juni 1851 erfolgte Ernennung zum Geheimen Oberjustizrathe zu betrachten. Auch an den Gesetzen, die seitdem dem Strafgesetzbuch ergänzend und modificirend hinzutraten, hatte er vorzugsweisen Antheil. Sorgsam und treu forschte er, wo die Erfahrung auf Aenderungen des kaum geendeten Werkes hinwies; geschickt paßte er neues Detail in das bleibende Rechtssystem, ohne letzteres zu gefährden.

Kaum war hier seine Hand einigermaßen frei, so drängte sich neuer Stoff zu wichtiger Arbeit heran. Das Concursverfahren und die mit

demselben in Verbindung stehenden Bestimmungen des materiellen Rechts waren nicht mehr im Stande, den Ansprüchen einer raschen und sicheren Rechtspflege zu genügen; Nachhilfe der Gesetzgebung im Einzelnen reichte nicht aus; es galt eine Umgestaltung im Ganzen. Auch hier war es Bischoff, der im Auftrage des Ministers die Aufgabe übernahm und sie in ähnlicher Weise wie beim Strafgesetzbuche durch alle Stadien der Gesetzgebung durchführte. Die aus diesen Mühen hervorgegangene Concursordnung vom 8. Mai 1855 ward wegen der durch sie bewirkten Vereinfachung, Elasticität und Beschleunigung des Verfahrens sogleich als ein großer legislativer Fortschritt anerkannt, hat sich, die Sicherheit des gemeinrechtlichen Processes mit der Ungezwungenheit des Französischen Verfahrens verbindend, während ihrer vierundzwanzigjährigen Geltung allseitigen Beifall erworben und liegt, wie fast allen späteren Gesetzgebungen anderer Länder, so insbesondere der Reichsconcursordnung zu Grunde, wie sie überhaupt von vornherein mit der Tendenz ausgearbeitet war, auch in andere Rechtsgebiete eingeführt zu werden.

Ein neues Feld der Thätigkeit bot sich Bischoffs rastlosem Eifer sofort dar. Der Versuch, der bei dem Wechselrechte unter günstigen Umständen gelungen war, sollte in größerem Maßstabe erneuert werden: der Versuch, dem gesammten Deutschen Vaterlande ein gemeinsames Handelsrecht zu geben. Sollte dies gelingen, so bedurfte es dazu einer in so seltener Weise begabten Persönlichkeit, wie die seinige war. Zu der besten Kraft des gereiften Mannes gesellte er gerade für diese Aufgabe fast jugendlichen Enthusiasmus. Einer der bedeutendsten und der nach Svarez in der Verschwiegenheit des stillen amtlichen Wirkens einflußreichste Jurist, den Preußen je gehabt hat, verband er mit dem vollsten Vertrauen und Stolz auf sein engeres preußisches Vaterland die wärmste Begeisterung für Deutschlands Ehre und Einigkeit, und so schien er das neue Werk als die wichtigste Aufgabe seiner amtlichen Thätigkeit anzusehen, ja, wie er selbst wiederholt aussprach, er lebte nur für dasselbe. Schon nach kurzer Frist konnte er einer Versammlung ausgezeichneter rechtsverständiger und praktischer Fachmänner den umfangreichen Entwurf vorlegen, der mit gleicher Geschwindigkeit unter Benutzung der begutachtenden Beschlüsse revidirt und in seiner neuen Fassung den anderen Bundesstaaten mitgetheilt wurde. Bei der am 15. Januar 1857 in Nürnberg zusammentretenden Conferenz war er stimmführendes Mitglied für Preußen, wurde sein Entwurf der Berathung zu Grunde gelegt, er selbst ebenso wie einst in Leipzig zum Referenten erwählt. All sein vielseitiges Wissen, alle glänzenden Eigenschaften seines Verstandes, alle gewinnenden Tugenden seines edlen Gemüthes offenbarten sich auch in dieser Versammlung. Fast ein halbes Jahr währte die aufreibende Arbeit; da warf ihn, als eben die erste Lesung beendet war, eine heftige Krankheit, gegen welche der ermattete Geist und der leidende Körper nicht länger zu kämpfen vermochte, auf das Lager

und entriß ihn schon nach zwei Tagen dem Werke, dem Vaterlande und den Freunden, nur acht Monate älter als Svarez und wie dieser — er war unverehelicht geblieben — ohne Hinterlassung von Nachkommen.

Im Herbste zuvor hatte die Greifswalder Juristenfacultät bei ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier unter Beselers Decanat ihn zum Doctor der Rechte ernannt. Nicht leicht hat diese Ehrung einen Würdigeren getroffen als ihn, der für das Recht gelebt hat und in seinem Beruf gestorben ist. Sattelfest in jeder Disciplin des Rechts, sicher im Gemeinen Recht und zugleich der größte Kenner des Preußischen und Französischen, beseelt von einem Fleiße, der keine Ermüdung kannte, und durchdrungen von einer Treue im Kleinsten, die stets den Blick auf das Ganze gerichtet hielt, suchte er nie das Seine, aber gerade der Zug der Anspruchslosigkeit, der Milde, der Nachgiebigkeit, der durch sein ganzes Wesen ging, machte sein Wirken, besonders in berathenden Versammlungen so ungemein erfolgreich und segensvoll. Seine Ruhe und Mäßigung bei lebendigstem Widerspruch, sein bereites Nachgeben bei Unwesentlichem, seine vermittelnde Zusprache beim Kampfe der Meinungen brachten oft der gefährdeten Sache den Sieg. Sicherte ihm sein klarer, heller Verstand, der in ausgezeichnetem Redactionstalent, rascher Auffassung der Debatte, eleganter und erschöpfender Erörterung des zur Berathung stehenden Gegenstandes besonders hervortrat, die Hochachtung der Fachgenossen, ließen Besprechungen über Kunst und Litteratur den feinen, klassisch gebildeten Geist erkennen, dessen Urtheil, durch Studien und Reisen gereift und geläutert, gern gehört und gesucht wurde, so war es doch noch viel mehr die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit einer treuen Seele und eines reinen Herzens, die ihm unbewußt die Zuneigung und Freundschaft derer zuführte, welche ihm nahetraten. Und wer weiß heute noch Etwas von ihm, den man am 14. Juli 1857 „allzufrüh und fern der Heimat" nach dem Johanniskirchhofe in Nürnberg zur letzten Ruhe hinaustrug? Auf den Hügel des besten Deutschen Mannes sollten die besten steinernen Zeugen Deutscher Herrlichkeit in stummer Trauer herniederschauen, in seinen Todesschlummer die Wasser des schönsten Brunnens Sagen Deutscher Einigkeit rauschen, das nahe Sebaldusgrab daran erinnern, was Deutscher Sinn und Wesen zu schaffen und zu vollenden vermögen, aber im neuen Deutschen Reiche ist sein Name vergessen, als ob er nie gewesen wäre, wie hell immerhin aus dem Schutt und Moder des versunkenen Hügels und des verwitterten Grabsteines das alte Wort „Immeritus mori" heraufleuchtet. —

Noch während das Handelsgesetzbuch noch im Werden begriffen, ging der Bundestag bereits einen Schritt weiter. Am 17. December 1859 beantragten die Regierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg und Mecklenburg-Strelitz eine Erörterung der Frage, ob und inwieweit die Herbeiführung eines gemeinsamen Civil- und

Criminalgesetzbuchs wünschenswerth und ausführbar sein werde. Der mit der Prüfung des Antrages betraute Ausschuß erstattete am 12. August 1861 einen meisterhaften Bericht, welcher für das Sachen-, Familien- und Erbrecht eine gemeinsame Gesetzgebung wenigstens zur Zeit als theils nicht Bedürfniß, theils unmöglich bezeichnete, für das Obligationenrecht dagegen eine solche dringend empfahl und mit dem Antrage schloß, eine Commission zur Ausarbeitung und Vorlage des Entwurfs eines allgemeinen Gesetzes über die Rechtsgeschäfte und Schuldverhältnisse (Obligationenrecht) für die Deutschen Bundesstaaten mit dem Sitz in Dresden in Aussicht zu nehmen. Am 6. Februar 1862 beschloß die Bundesversammlung diesem letzteren Antrage gemäß, und in Folge eines weiteren Bundesbeschlusses vom 13. November 1862 trat die Commission am 5. Januar 1863 in Dresden zusammen. Als Vertreter waren auf ihr erschienen:

für Oesterreich: Dr. Ritter von Raule;
für Bayern: Geheimrath Appellationsgerichtsdirector von Metz aus München;
für Sachsen: Geheimer Justizrath Dr. Siebenhaar aus Dresden;
für Hannover: Obergerichtsdirector Dr. Lüder aus Verden;
für Württemberg: Obertribunalsrath Dr. Kübel aus Stuttgart;
für Hessen-Darmstadt: Geheimrath Dr. Müller aus Darmstadt;
für Frankfurt: Senator Dr. Gwinner aus Frankfurt;
für Mecklenburg-Schwerin: Professor Dr. Meibom aus Rostock.

Nassau und Meiningen übertrugen das Commissariat an den Abgeordneten für Bayern bezw. Sachsen. Kurhessen und Schwarzburg-Rudolstadt standen durch fortlaufende Entnahme der Sitzungsprotokolle mit der Commission in Verbindung.

Meibom und Gwinner schieden im Laufe der Berathungen aus.

Vorsitzender war Raule, Referent Siebenhaar, Protokollführer Bezirksgerichtsrath Dr. Franke und Bezirksgerichtsactuar Just, Beide aus Dresden.

Die Vertheilung der Arbeiten fand in der Weise statt, daß neben dem Plenum drei Ausschüsse bestanden: ein vorbereitender zur Ausarbeitung der Vorlagen für die materiellen Berathungen, ein Redactionsausschuß zur Formulirung der in den Plenarversammlungen gefaßten Beschlüsse und ein Ausschuß zur Prüfung der Protokolle. Als Grundlage der auszuarbeitenden Vorlage diente der Bayerische Entwurf, jedoch unter anhaltender Berücksichtigung des Hessischen Entwurfs und des Sächsischen Gesetzbuches. Daneben wurden die Grundsätze des Gemeinen Rechts, sowie die Bestimmungen der größeren Civilcodificationen — Allgemeines Landrecht, Oesterreichisches Gesetzbuch, Code civil, Züricher'sches Gesetzbuch — und die sonstigen particularen Gesetzgebungen berücksichtigt, und waren die Vorschriften des Handelsgesetzbuches in vielen Punkten maßgebend. In 324 Plenarsitzungen, also ungerechnet die zahlreichen Ausschußsitzungen, wurden zwei Lesungen, die erste vom 5. Januar 1863 bis 16. Juni

1865, die zweite vom 6. October 1865 bis 28. Mai 1866 vorgenommen. Am letztgenannten Tage schloß die Commission ihre Arbeit ab. Der 1045 Artikel enthaltende Entwurf wurde im Jahre 1866 durch Dr. Franke im Auftrage der Commission veröffentlicht und gelangte natürlich in der Bundesversammlung nicht mehr zur Berathung. Ihm war aber beschieden, zweiundzwanzig Jahre später zu neuem Leben zu erwachen, indem er, was in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden oder doch unbeachtet geblieben zu sein scheint, zu einem großen Theil in das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich hinübergenommen ist.

Der dem constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes am 4. März 1867 vorgelegte Entwurf einer Bundesverfassung erklärte in Artikel 5 Nr. 13 für der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben unterliegend

„die gemeinsame Civilproceßordnung und das gemeinsame Concursverfahren, Wechsel- und Handelsrecht".

Lasker stellte hierzu den Abänderungsantrag:

„die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels-, und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren",

wogegen Miquel die Fassung:

„die gemeinsame Gesetzgebung über das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren"

beantragte. Miquel wurde bei der am 20. März 1867 stattfindenden parlamentarischen Berathung insbesondere von Gerber und Wächter unterstützt, von denen Gerber allerdings eine alsbaldige Codification ablehnte und ein stückweises Vorgehen empfahl, der greise Wächter dagegen in jugendlicher Frische die Codification anrieth und nur für die nächste Zukunft andere Arbeiten — ein gemeinsames Strafrecht — für dringender erachtete. Die Abstimmung entschied für den Lasker'schen Antrag, der von den verbündeten Regierungen angenommen und somit geltendes Recht wurde. Aber gleich bei den ersten dem Obligationenrecht angehörenden Bundesgesetzen erfüllte sich Miquels Prophezeiung, daß es unmöglich sein werde, das Obligationenrecht abgesondert von dem übrigen Rechtssysteme zu behandeln und bezüglich der übrigen der Competenz des neuen Bundes unterstellten Gesetzgebung von dem bürgerlichen Recht abzusehen, ohne in die größten Conflicte und Schwierigkeiten zu gerathen. Im Jahre 1869 wurde daher der Miquel'sche Antrag von Miquel und Lasker zusammen und ebenso in den Jahren 1871, 1872, 1873 von Lasker wieder eingebracht und jedes Mal im Reichstage mit großer Majorität angenommen, begleitet von einer lebhaften Agitation in den territorialen Landtagen. Endlich, am 12. December 1873, trat der Bundesrath mit vierundfünfzig gegen vier Stimmen (beide Mecklenburg und Reuß ältere Linie) bei, und durch das Gesetz vom

20. December 1873 wurde die Nr. 13 des Artikels 4 der Reichsverfassung dahin formulirt:

„Die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gesetzliche Verfahren.

Bei Annahme des Lasker'schen Antrages hatten die verbündeten Regierungen im Bundesrathe sich dahin verständigt, daß in Ausführung des Gesetzes alsbald die Codification des bürgerlichen Rechts für das Deutsche Reich in Angriff genommen werden solle. Dem entsprechend war schon am 12. December 1873 der Ausschuß für Justizwesen beauftragt worden, über die Einsetzung einer Commission zur Ausarbeitung eines Entwurfs sich zu äußern. In Erledigung dieses Auftrages beantragte der Ausschuß am 8. Februar 1874:

„Der Bundesrath wolle beschließen, fünf angesehene Deutsche Juristen zu berufen, mit der Aufgabe, über Plan und Methode, nach welchen bei Aufstellung des Entwurfs eines Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs zu verfahren sei, gutachtliche Vorschläge zu machen."

Diesen Antrag erhob der Bundesrath am 28. Februar 1874 zum Beschluß und berief nachstehende Juristen: Reichs-Oberhandelsgerichtsrath Dr. Goldschmidt aus Leipzig, Obertribunalsdirector Dr. von Kübel aus Stuttgart, Appellationsgerichtspräsident Meyer aus Paderborn, Oberappellationsgerichtspräsident von Neumayr aus München, Oberappellationsgerichtspräsident von Weber aus Dresden, und demnächst an Stelle des gleich bei Beginn der Berathung schwer erkrankenden Präsidenten Meyer den Appellationsgerichtspräsidenten von Schelling aus Halberstadt. Von diesen Männern sind gegenwärtig nur noch Goldschmidt als Geheimer Justizrath und Professor der Rechte in Berlin und von Schelling als pensionirter Justizminister ebenda am Leben. Die Commission berieth in vierzehn Sitzungen vom 18. März bis 15. April unter Schellings Vorsitz in Berlin und überreichte am letztgenannten Tage ihr Gutachten nebst Vorschlägen dem Bundesrathe. Geistiger Vater dieses Gutachtens war Goldschmidt, der sich hierbei als ein wahrer Pfadfinder für das bei Ausarbeitung des Entwurfs zu beobachtende Verfahren bewährt hat. Allerdings wurde bereits durch ihn der irrige Weg gewiesen, den die spätere Commission betrat. Bei dem Abschnitt über das Verhältniß zu dem bestehenden Recht und den früheren Entwürfen heißt es nämlich:

„... Hiernach untersagt es sich, dem künftigen Gesetzbuch oder einem Haupttheil desselben eines der innerhalb des Deutschen Reiches bestehenden Civilgesetzbücher oder einen der für einen Deutschen Einzelstaat oder für den Bereich des ehemaligen Deutschen Bundes ausgearbeiteten Gesetzentwürfe unmitelbar zu Grunde zu legen."

Die Commission zur Ausarbeitung des Entwurfes hat nämlich demnächst sich dahin geeinigt:

„es sei, ohne principielle Beschlußfassung darüber, in wie weit die Vorschläge der Vorcommission zu Folge der Beschlüsse des Bundesraths für bindend zu gelten haben, an den Grundprincipien der Vorcommission in dem Sinne festzuhalten,

daß kein vorhandenes Gesetzbuch und kein vorhandener Entwurf die Grundlagen der Berathungen bilden, daß vielmehr aus dem Schoße der Commission selbst ein den Berathungen zu Grunde zu legender Vorentwurf hervorgehen solle."

Dieser Beschluß, keines der vorhandenen Gesetzbücher, keinen der vorhandenen Entwürfe zu Grunde zu legen, also von einer directen, unmittelbaren Heranziehung des in reichstem Maße vorhandenen gesetzgeberischen Materials abzusehen, hat dazu genöthigt, statt blos ein bereits gesammeltes und gesichtetes Material zu formuliren, in mühevoller und insbesondere ungemein zeitraubender Arbeit das Rohmaterial selbst zu sammeln und zu sichten. In der That wäre es viel zweckmäßiger gewesen und die Arbeit wäre in erheblich kürzerer Zeit beendigt worden, wenn man den Bayerischen Entwurf zu Grunde gelegt und für das Obligationenrecht den Dresdener, für das Erbrecht eine hervorragende Privatarbeit, nämlich den Mommsenschen „Entwurf eines Reichsgesetzes über das Erbrecht" herangezogen hätte. Genöthigt wurde man schließlich doch zu einem entsprechenden Schritte. Denn der Redactor des Theilentwurfs des Rechts der Schuldverhältnisse starb vor Beendigung seiner Arbeit, die Uebertragung der Vollendung des Torso an einen neuen Redactor hätte den Abschluß des ganzen Werkes auf eine ungewisse Reihe von Jahren verzögert, und daher wurde für die Plenarberathungen das Fehlende aus dem Dresdener Entwurfe ergänzt.

Der Bundesrath erhob am 22. Juni 1874 die Vorschläge der Vorcommission zum Beschluß und erwählte am 2. Juli 1874 folgende Juristen zu Mitgliedern der Commission zur Ausarbeitung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich:

1. Appellationsgerichtsrath Derscheid aus Colmar, gestorben als Reichsgerichtsrath 1892;
2. Ministerialrath Dr. Gebhard aus Karlsruhe, jetzt im Ruhestande in Freiburg i. B. lebend;
3. Obertribunalsrath Johow aus Berlin, jetzt als Geheimer Oberjustizrath und Kammergerichtsrath a. D. im Ruhestand in Berlin lebend;
4. Obertribunalsdirector Dr. von Kübel aus Stuttgart, gestorben als Senatspräsident beim Oberlandesgericht daselbst am 5. Januar 1884;
5. Geheimer Justizrath und vortragender Rath im Justizministerium Dr. Kurlbaum II. aus Berlin, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Stettin;
6. Reichs-Oberhandelsgerichtspräsident Dr. Pape aus Leipzig, gestorben als Vorsitzender der Commission am 11. September 1888;
7. Appellationsgerichtsrath Dr. Planck aus Celle, jetzt im Ruhestande in Göttingen lebend;
8. Professor Dr. von Roth aus München, gestorben am 29. März 1892;

9. Ministerialrath Dr. von Schmitt aus München, jetzt Präsident des Obersten Landesgerichts daselbst;
10. Oberappellationsgerichtspräsident Dr. von Weber aus Dresden, gestorben am 8. Februar 1888;
11. Geheimrath und Professor Dr. von Windscheid aus Heidelberg, gestorben als Professor in Leipzig am 26. October 1892.

Für Dr. von Kübel trat am 26. März 1884 ein

12. Professor Dr. von Mandry aus Tübingen
und für Dr. von Weber am 28. März 1888
13. Geheimer Justizrath und vortragender Rath im Justizministerium Dr. Rüger aus Dresden.

Als Hilfsarbeiter wurden der Commission beigegeben:

1. Kreisgerichtsrath Neubauer aus Berlin, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Naumburg, seit dem Zusammentritt der Commission;
2. Stadtgerichtsrath Achilles aus Berlin, jetzt als Reichsgerichtsrath a. D. im Ruhestande in Berlin lebend, seit October 1874;
3. Gerichtsrath Boerner aus Leipzig, seit October 1874;
4. Obergerichtsrath Braun in Celle, jetzt Oberconsistorialrath in Berlin, von October 1874 bis Juli 1877;
5. Stadtgerichtsassessor Vogel aus Darmstadt, als Geheimer Justizrath gestorben am 28. December 1883, seit November 1874;
6. Kanzleirath Dr. Martini aus Rostock, von Februar 1875 bis October 1877;
7. Obergerichtsassessor Dr. Struckmann, jetzt Geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Reichsjustizamt, seit Juli 1877;
8. Kreisrichter von Liebe aus Braunschweig, jetzt Reichsgerichtsrath, seit Juli 1877;
9. Landgerichtsrath Ege aus Stuttgart, jetzt Reichsgerichtsrath, seit December 1879.

In der Commission waren somit die verschiedenen Rechtsgebiete vertreten, nämlich:

das Gemeine Recht durch von Windscheid (Romanist), von Roth (Germanist), von Kübel, Planck, von Schmitt, Braun, Vogel, Martini, Struckmann, von Liebe;

das Preußische Landrecht durch Johow, Kurlbaum, Pape, Neubauer, Achilles;

das Französische Recht durch Derscheid (Code civil) und Gebhard (Badisches Landrecht);

das Sächsische Gesetzbuch durch von Weber und Boerner.

Zum Vorsitzenden der Commission ernannte der Reichskanzler den Präsidenten Dr. Pape, welcher für die Zeit seiner Abwesenheit von Berlin die Wahrnehmung derjenigen Geschäfte, welche er selbst von Leipzig aus nicht würde versehen können, Johow übertrug. Die Besorgung der geschäft-

lichen Interna übernahm Neubauer, welcher sich dabei als eine Geschäftskraft ersten Ranges erwies. Fünf Mitglieder der Commission, unterstützt durch Hilfsarbeiter, übernahmen die Ausarbeitung der beschlossenen Theilentwürfe nebst Sammlung und Sichtung des überreichen Materials und Ausarbeitung von Motiven. Es waren dies Gebhard mit Boerner für den allgemeinen Theil, von Kübel mit Vogel und Ege für das Obligationenrecht, Johow mit Achilles, Martini und Liebe für das Sachenrecht, Planck mit Braun und Struckmann für das Familienrecht, von Schmitt mit Neubauer für das Erbrecht. Die Commission trat zum Zwecke ihrer einleitenden Berathungen am 17. September 1874 unter Papes Vorsitz in Berlin zusammen und berieth in acht Sitzungen bis zum 29. desselben Monats. Unmittelbar nach Schluß der letzten Sitzung traten die fünf Redactoren der Theilentwürfe ebenfalls unter Papes Vorsitz zu einer ersten Sitzung zusammen und versammelten sich in der Folge unter Johows Leitung regelmäßig in jeder Woche einmal. Der durch den einmal eingeschlagenen Weg bedingte kolossale Umfang der Vorarbeiten der Redactoren — dieselben waren schließlich auf neunzehn gedruckte Foliobände angewachsen! — die Behinderung Papes bis zum 1. October 1879 durch seine richterliche Thätigkeit und das aus persönlichen Gründen im October 1883 erfolgende Ausscheiden Windscheids, also der beiden Männer, welche dem ersten Entwurf materiell und formell ihren Stempel aufgedrückt haben, ferner mehrfache Erkrankungen, von Kübels Ableben, endlich der mehrfache Wechsel der Hilfsarbeiter: alles dies war Schuld daran, daß die ursprüngliche Hoffnung, bereits im Laufe des Jahres 1876 die Theilentwürfe vollendet zu sehen, schwer getäuscht, und der erste Theilentwurf, der des Erbrechts, erst 1879 vollendet, ein nothgedrungener Abschluß erst 1884 erreicht wurde. Während dieser Vorbereitungszeit vereinigte sich die Gesammtcommission sechs Mal zu insgesammt 78 Plenarsitzungen, um in eingehenden Berathungen den inneren Zusammenhang und die Einheit der Arbeit zu wahren. Am 1. October 1881 trat sie dauernd zusammen, um nunmehr durch fortlaufende Plenarberathungen auf Grundlage der Theilentwürfe den Gesammtentwurf festzustellen. Nebenbei wurde zur Herstellung der nothwendigen Harmonie zwischen den einzelnen Theilen für jeden Theil ein Redactionsausschuß gebildet, welcher aus Pape, von Weber und dem betreffenden Redactor bestand. Während dieser Berathungen wurden mit Ausnahme der Sommerferien wöchentlich drei Sitzungen abgehalten und über jede Sitzung von einem der Hilfsarbeiter ein Protokoll aufgenommen, dessen Verlesung und Feststellung unter Papes ganz besonderer Leitung in einer vierten wöchentlichen Sitzung erfolgte.

Schließlich wurde der Gesammtentwurf zum Zwecke seiner endgiltigen Feststellung einer allgemeinen Revision unterzogen, welche am 30. September 1887 begann und bis zum 22. December dauerte. Die Sitzungsprotokolle dieser sechs Jahre drei Monate beanspruchenden Berathungen,

734 an der Zahl und 12 309 metallographirte Folioseiten stark, gaben die Anträge, die gefaßten Beschlüsse und deren Begründung vollständig wieder. In ihnen und den Motiven zu den Theilentwürfen sind die eigentlichen authentischen Motive zum Entwurf enthalten.

Am 27. December 1887 überreichte Pape den Entwurf nebst durch die Hilfsarbeiter unter Leitung der Theilredaction, jedoch ohne Prüfung durch die Gesammtcommission ausgearbeiteten Motiven dem Reichskanzler. Dieser legte ihn dem Bundesrathe vor, welcher am 31. Januar 1888 die Veröffentlichung beschloß, worauf vom März bis Juli 1888 die Veröffentlichung auf dem Buchhändlerwege in sechs Bänden — — ein Band Entwurf, fünf Bände Motive — erfolgte. Die Aufnahme seitens der Deutschen Juristenwelt war im Ganzen keine günstige, „der kleine Windscheid", wie der Entwurf nicht unzutreffend genannt wurde, fand bei den Theoretikern sogar eine recht unfreundliche Aufnahme. Aus der überreichen kritischen Litteratur, die sich bis zum Beginne der zweiten Lesung anhäufte, sind die umfangreichen Besprechungen von dem Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Bähr in Cassel und von Professor Dr. Gierke in Berlin jedenfalls von bleibendem Werth. Alle diese Kritiken und Besprechungen wurden im Reichsjustizamt durchgearbeitet und in ihren Resultaten geordnet. Durch Bundesrathsbeschluß vom 4. December 1890 wurde eine neue Commission von 22 Mitgliedern berufen, um die zweite Lesung des Entwurfs vorzunehmen. Die Zusammensetzung dieser Commission war eine sehr bunte, hat sich aber als eine glückliche bewährt: juristische Theoretiker und Praktiker aus allen Deutschen Rechtsgebieten und neben ihnen als nichtständige Mitglieder und zugleich Vertreter der hervorragendsten politischen Fractionen im Reichstage besonders sachkundige Angehörige der Landwirthschaft, des Handels und des Gewerbes. Die ständigen Mitglieder waren der Staatssecretär im Reichsjustizamt Dr. Bosse, die Mitglieder der ersten Commission Dr. Planck, Dr. Gebhard, Professor Dr. von Mandry und Dr. Rüger, die Geheimen Oberjustizräthe und vortragenden Räthe im Preußischen Justizministerium Küntzel, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Marienwerder, und Eichholz (gestorben 12. Mai 1895), Oberregierungsrath Jakubetzky aus München, Ministerialrath Dr. Dittmar aus Darmstadt, Rechtsanwalt Dr. Wolffson sen. aus Hamburg (gestorben am 12. October 1895) und der Director im Reichsjustizamt Hanauer aus Berlin. Zu den nichtständigen Mitgliedern gehörten die Reichstagsabgeordneten Dr. von Cuny, Freiherr von Gagern, Goldschmidt, von Helldorf-Bedra, Hoffner, Leuschner, Freiherr von Manteuffel-Krossen und Spahn, der Geschäftsinhaber der Discontogesellschaft Generalconsul Russel aus Berlin, Oberforstmeister Dr. Danckelmann aus Eberswalde, Professor Dr. Konrad aus Halle, Professor Dr. Sohm aus Leipzig und Rechtsanwalt Justizrath Wilke aus Berlin. Den Vorsitz führte zuerst Dr. Bosse. Als dieser zum Preußischen Cultusminister avancirte, übernahm nach seiner am 2. April 1892 erfolgten Ernennung zum Staats-

secretär im Reichsjustizamt Hanauer den Vorsitz und führte ihn bis zu seinem Tode am 30. April 1893. Sein Nachfolger Nieberding überließ, da die Arbeiten der Commission schon zu weit vorgerückt waren, den Vorsitz dem Geheimen Oberjustizrath Küntzel und behielt sich nur die politische Oberleitung vor. Zu Commissaren der Reichsjustizverwaltung wurden Boerner, Struckmann und Achilles bestellt, von denen die beiden ersteren später als ständige Mitglieder der Commission beitraten; außerdem war aus dem Reichsjustizamt auch der Director Gutbrod an der geschäftlichen Leitung betheiligt. Schriftführer waren Professor Dr. André aus Göttingen, Amtsrichter Greif aus Berlin, Amtsrichter Dr. Unzner aus München und die Berliner Gerichtsassessoren Dr. von Schelling und Ritgen.

Am 1. April 1891 begannen die Sitzungen dieser Commission. Generalreferent war Dr. Planck, Specialreferenten für den allgemeinen Theil Dr. Gebhard, für das Recht der Schuldverhältnisse Jakubetzky, für das Sachenrecht Küntzel, für das Familienrecht Dr. von Mandry, für das Erbrecht Dr. Rüger und nach dessen Ernennung zum Sächsischen Generalstaatsanwalt Geheimrath Boerner. Im Herbst 1894 wurden die ersten drei Bücher, im Sommer 1895 auch das vierte und fünfte vollendet, und im October 1895 das Ganze dem Reichskanzler überreicht. Die Commission durfte sich rühmen, den Entwurf in materieller wie formeller Hinsicht vielfach verbessert zu haben, ohne gegen die Pflicht pietätvoller Bescheidenheit gegenüber den Arbeitern der ersten Lesung sich verfehlt zu haben. Als die ausgezeichnetsten und einflußreichsten aus ihrer Mitte werden genannt Boerner, Jakubetzky, Küntzel, Planck und Sohm. Ende October 1895 wurde der Entwurf dem Bundesrath und am 17. Januar 1896 dem Reichstage zur Beschlußfassung zugestellt. Die erste Lesung dauerte vom 3. bis 6. Februar und gipfelte in den Darlegungen Plancks. Alsdann wurde der Entwurf einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen, welche vom 17 Februar bis 11. Juni berieth und sich einer anerkennenswerthen Mäßigung befleißigte. Die Mitglieder dieser Commission waren Dr. Bachem, Dr. von Bennigsen, Graf Bernstorff, Dr. von Buchka, Dr. von Cuny, Dr. Enneccerus, Dr. Förster, Frohme, Freiherr von Gültlingen, Gröber, Himburg, Kauffmann, Lerno, Dr. Lieber, Munckel, von Normann, Dr. Schädler, Schröder, Spahn, Stadthagen, Dr. von Wolslegier, und in Folge späteren Wechsels Lenzmann, Müller, Pauli und Freiherr von Stumm. Den Vorsitz führte Spahn, und die Berichterstattung übernahmen für den allgemeinen Theil und das Recht der Schuldverhältnisse Dr. Enneccerus, für das Sachenrecht Dr. von Buchka, für das Familienrecht Dr. Bachem, für das Erbrecht Schröder. Im Plenum dauerte die zweite Lesung vom 19. bis 27. Juni, die dritte vom 30. Juni bis 1. Juli. Bei der Schlußabstimmung erfolgte die Annahme mit 222 gegen 48 Stimmen. Am 18. August wurde das „Bürgerliche Gesetzbuch für das

Deutsche Reich" vom Kaiser vollzogen und demnächst im Reichsgesetzblatt publicirt. Der Beginn seiner Geltung ist auf den 1. Januar 1900 gesetzt.

* * *

So lange es Culturstaaten giebt, hat noch kein Gesetzbuch eine so große Seelenzahl unter seiner Herrschaft vereinigt, als vom 1. Januar 1900 an mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich der Fall sein wird. Wer ist sein Verfasser, wohin werden spätere Generationen ihre Schritte lenken müssen, wenn sie das Grab seines Schöpfers aufsuchen wollen? Zu Beginn dieser Darstellung hieß es, daß mit jedem jüngeren Gesetze aus der Reihe der Bürgerlichen Gesetzbücher in Deutschland die Person des Verfassers mehr und mehr aus einer greifbaren Einzelpersönlichkeit zu einer unfaßbaren Sammelmehrheit sich erweitere, ja aus einer concreten Individualität sich zu einem abstracten Begriff verflüchtige. Es bedarf nur eines kurzen Rückblickes, um die Richtigkeit dieser zuerst befremdenden Worte klar vor die Seele zu führen.

Das Bayerische Gesetzbuch vom Jahre 1756, der Codex Maximilianeus, knüpft fest und sicher an einen bestimmten Verfasser an, an Kreitmayr. Um das Allgemeine Landrecht sammelt sich bereits ein Generalstab von Arbeitern, aber Svarez' persönliche Mitarbeit ist eine so umfangreiche, sein Einfluß auf seine Mitarbeiter ein so mächtiger, daß schon seine Zeitgenossen in ihm die Seele des Ganzen erblickt haben und die Nachwelt ihn als den eigentlichen Schöpfer des Gesetzes feiert, unter welchem die übrigen Mitarbeiter gestanden haben wie der Generalstab unter dem Feldherrn, unentbehrlich und ehrenvoll, aber immer doch untergeordnet. Das Oesterreichische Gesetzbuch hat zu seiner Vollendung so viele Decennien beansprucht, die Kräfte so vieler und zum Theil nicht einmal ihrem Namen nach bekannt gewordener Männer verbraucht, daß nur die Namen von Martini und Zeller besonders hervorgehoben werden können, und zwar die österreichische Jurisprudenz als Wissenschaft sich auf einen bestimmten Begründer, nämlich auf Unger zurückführen läßt, nicht aber das Gesetzbuch auf einen bestimmten Verfasser. Der Code civil ist von vier Juristen in vier Monaten entworfen. Savigny hat in seiner berühmten Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" ihre juristische Befähigung als eine geradezu bemitleidenswerthe dargestellt, aber die Unzulänglichkeit seines eigenen Standpunktes zur Genüge charakterisirt durch den Ausspruch: „Eine Rechtswissenschaft, die nicht auf dem Boden gründlich historischer Kenntniß ruht, versieht eigentlich nur Schreiberdienst bei dem Gerichtsgebrauch", — wonach die römischen Pandektenjuristen und die Glossatoren kümmerliche Pfuscher gewesen sein müßten. In der That waren jene vier, sämmtlich aus der Advocatur hervorgegangenen Männer zwar keine Professoren und Buchgelehrte, aber in mannigfaltiger

Praxis geschulte ausgezeichnete Juristen, obenan Portalis. Aber Savigny hat Recht, wenn er andererseits behauptet, daß bei dem Code die politischen Elemente der Gesetzgebung vor den technischen von Einfluß gewesen seien. Die Franzosen feiern und zwar mit Fug ihr Gesetzbuch als den letzten, unvergänglichen Nachhall eines größeren Geschlechts, als einen Nationalschatz aus größerer Zeit, und wenn sie dabei an den Verfasser denken, denken sie mindestens eben so oft wie an Portalis und dessen Gefährten, an ihren unsterblichen ersten Kaiser. Bei dem Sächsischen Gesetzbuch nennen wir Held als den Verfasser, Wächter und Unger als die zermalmenden Kritiker des ersten Entwurfs, Sintenis und Siebenhaar als die Hauptarbeiter am zweiten. Aber sobald dieser zweite Entwurf der Oeffentlichkeit und später der ständischen Berathung übergeben wird, zerrinnt uns das ohnehin schon verblaßte Bild des Verfassers vollends unter den Händen. Die Wechselordnung führt ursprünglich zurück auf eine Umarbeitung der §§ 713 bis 1249 des Theil II, Titel 8 des Allgemeinen Landrechts, und diese Umarbeitung ist, bis sie an die Leipziger Wechselconferenz gelangte, ihrerseits so oft umgearbeitet worden und hat in der Conferenz so gewichtige Einwirkungen erfahren, daß wir wohl Bischoff als das geistige Haupt der an der Abfassung betheiligten Schaar, nicht aber als Verfasser bezeichnen können. Aehnlich verhält es sich mit dem Handelsgesetzbuch. Nur erscheint Bischoff, als Verfasser des zu Grunde gelegten Entwurfs und als Referent bei der ersten und wichtigsten Lesung des Handelsrechts, hier in noch höherem Maße als der spiritus rector, in so hohem Maße, daß, wenn überhaupt einem einzelnen Manne, die Ehre ihm gebührt. Während endlich der Hessische Entwurf noch auf den Namen Breidenbach geht, läßt sich bei dem letzten Bayerischen und bei dem Dresdener nur die Gesammtheit der mit der Abfassung betrauten Commission nennen.

Am weitesten verflüchtigt sich die Person des Verfassers bei dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Im Reichstage ist Miquel der Vater, Lasker der Treiber des Gedankens. In der Vorcommission ist Goldschmidt der Pfadfinder. In der Commission des ersten Entwurfs ist Pape, unterstützt durch Neubauers geniale organisatorische Thätigkeit, der zusammenhaltende und anspornende Führer, Windscheid der mit seinem Pandektenlehrbuch die gemeinrechtliche Praxis beherrschende und die romanistische Wissenschaft noch einmal, zum letzten Mal eng zusammenfassende, gewiß mehr durch sein Pandektenwerk als durch seine unmittelbare Persönlichkeit einflußreiche große Kathedergelehrte, sind Johow und Planck die erfahrenen Praktiker der land- und der gemeinrechtlichen Schule. Der erste Entwurf, so viel er auch angegriffen worden, ist gleichwohl das feste sichere Fundament geblieben, aber wer will schildern, ein wie großer Theil des beeinflussenden Verdienstes auf den Einzelnen jener unzählbaren Schaar entfällt, welche durch die wissenschaftliche Kritik, durch ihre Arbeit in der zweiten Commission, durch ihre Betheiligung an den Arbeiten des Reichstages um

die Fertigstellung des Werkes bemüht gewesen ist? So sind es die Namen Pape, Windscheid und Planck, um welche sich die anderen Mitarbeiter an dem großen Werke schaaren. Pape, dessen Bildniß schon seit Jahren den für die Plenarsitzungen des Reichsgerichts bestimmten Saal schmückt, will eine Schaar Verehrer ein Denkmal in seiner Vaterstadt Brilon in Westfalen setzen. Windscheid, dessen Marmorbüste die Räume der Leipziger Universität ziert, bedarf keines Denkmals, da er selbst sich durch sein Pandektenwerk ein Denkmal aere perennius gesetzt hat. Beide sind bereits dahingeschieden. Unter den Lebenden weilt noch G. Planck. Specialreferent für das Familienrecht bei dem ersten Entwurf, Generalreferent bei dem zweiten Entwurf, war er schließlich zu dem genauesten Kenner des großen Werkes herangewachsen, welcher für dasselbe bei den Berathungen im Reichstage auf's Meisterlichste und Würdigste als Commissar des Reichsjustizamtes eintrat. Möge der Lebensabend dieses trefflichen, nicht genug zu ehrenden Mannes, dessen Bildniß und Namenszug diesem Aufsatze beigegeben ist, in seiner erinnerungsreichen gelehrten Vaterstadt im Leinethal sich glücklich und anmuthig gestalten! Freilich der Verfasser des Gesetzbuches ist auch er nicht, ein bestimmter einzelner Verfasser läßt sich überhaupt nicht nennen, die ganze Deutsche Juristenwelt hat sich an der Arbeit betheiligt, und so muß, weil die Juristen die Vertreter der Nation in Dingen des Rechts sind, das Deutsche Volk selbst als Verfasser seines Gesetzbuches gelten. Das Grab dieses Verfassers wird die Nachwelt hoffentlich vergebens suchen.

Preisen wir uns deshalb glücklich. Denn ist dem wirklich so, ist das Bürgerliche Gesetzbuch als ein Werk des Deutschen Volkes zu betrachten, nicht blos als das Werk mehrerer oder gar eines einzigen Mannes, so wird es auch dem Geiste unseres Volkes verwandt und zugethan sein. Wir hoffen schon jetzt und sind sogar fest überzeugt, daß mit ihm für das Deutsche Rechtsleben und die Deutsche Rechtswissenschaft eine neue Zeit beginnen werde. Gehen wir dieser mit voller Zuversicht entgegen! Der bisherige Wettlauf des Deutschen Rechtslebens und Deutscher Rechtskunst ist beendigt, eine neue Bahn thut sich vor uns auf, und es gilt zu erproben, ob uns Apollo auch hier den Sieg verleiht, welchen er uns dort nicht versagte.





Paris nach der Belagerung und während des Commune-Aufstandes.

Von

Ch. Beiling.

— Wien. —

Unter den Hunderttausenden, die in Berlin den rauschenden Festlichkeiten des hundertjährigen Geburtsfestes des ersten Kaisers von Neudeutschland und der Enthüllung seines Denkmals beiwohnten, wie viele mag es wohl noch gegeben haben von jenen deutschen Kriegern, die vor 25 Jahren als Jünglinge auf der Ostseite der Riesenstadt Paris in den zerstörten Dörfern und Gehöften gelagert, stolzen Hauptes, aber ernst sinnend auf den zu ihren Füßen liegenden Hexenkessel hinabschauten, in welchem im brudermörderischen Kampfe alle Dämonen des Hasses, der sinnlosen Wuth losgelassen waren? Bei Vielen mag die Erinnerung an jene blutige, grauenvolle Zeit verblaßt sein, doch nimmermehr kann sie verlöschen bei Jenen, die nicht unthätige Zuschauer von außen waren, sondern sich zu ihrem Unglück in der Stadt selbst befanden und von der wilden Bewegung unwiderstehlich mit fortgerissen wurden.

Die erhabene Feier der Erinnerung des ganzen deutschen Volkes an den vor 25 Jahren ausgefochtenen Riesenkampf um Existenz und Volksthum führte mich so lebhaft wieder in das damals Erlebte zurück, daß ich mich gleichsam gezwungen fühlte, in kurzen Zügen meine Leidensgeschichte während der drangvollen Zeit vom Ausbruch des Krieges bis zur Vernichtung des nichtswürdigsten aller Aufstände, des Commune-Aufstandes, niederzuschreiben, schlicht und wahrheitsgetreu, ohne irgend welche geschichtliche oder philosophische Bemerkung.

Meine Familie war in den fünfziger Jahren von München nach Paris übersiedelt, und ich hatte mich daselbst sehr bald so akklimatisirt, daß

ich für einen vollendeten Pariser gelten konnte, obwohl ich im Herzen stets ein Deutscher blieb. Es war auch damals gar kein Grund vorhanden, für einen Deutschen sich dort unbehaglich zu fühlen oder gar seine Heimat zu verleugnen. Im Gegentheil, die Franzosen hatten einen gar gewaltigen Respect vor der profunden Gelehrsamkeit der Deutschen, denen sie mit Vorliebe die Erziehung ihrer Kinder anvertrauten, da sie von der höheren Moralität und Erziehungsweise der Deutschen überzeugt waren. Natürlich in politischer Beziehung galten ihnen die Deutschen als harmlose Geschöpfe, die da absolut Nichts dreinzureden hatten; der Deutsche sollte sich bei seinem Krug Bier und bei seiner Pfeife mit Kannegießern begnügen. Die hohe Politik, dazu war la France, la grande nation, da; das taugte Nichts für solche träumerische, poetisch angelegte Naturen, wie solche die Deutschen waren.

Wohl veränderte sich diese Anschauungsweise vom Jahre 1866 angefangen; empfand man doch die Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz, als ob dort Frankreich selbst besiegt worden wäre, so daß man ganz ernsthaft von einer „Revanche pour Sadowa“ sprechen hörte. Uebrigens wird Jeder, der damals Frankreich bewohnte, bestätigen, daß schon zu jener Zeit die Franzosen einen Unterschied zwischen Deutschen und Preußen machten. Sei es instinctive Abneigung, seien es geschichtliche Ereignisse, le Prussien war nie beliebt bei den leichtlebigen Franzosen. Zum Beweise diene das so oft gehörte „travailler pour le roi de Prusse“, umsonst arbeiten, oder die besondere Anwendung des Wortes „Prussien“ auf jenen Körpertheil, an dem man unartige Kinder zu strafen pflegt. Das konnte man schon lange vor dem Kriegsjahr 1870 hören.

Im besagten Jahre war ich wohlbestallter Professor an einem Pariser Lyceum, einzig und allein damit beschäftigt, die jungen Franzosen in die Mysterien des deutschen Satzbaues und der Grammatik einzuführen; da kam zunächst der Rummel mit der Besetzung des spanischen Königsthrones durch einen Hohenzollern, bis endlich die verlotterte napoleonische Wirthschaft und wohl auch die Unhaltbarkeit der inneren Zustände den blutigsten der Kriege des Jahrhunderts heraufbeschworen. Man hetzte und schürte den nationalen Eigendünkel so lange, bis endlich zum Siedepunkt gelangt, der Chauvinismus alle Schranken durchbrach, und der Ruf „à Berlin, à bas les Prussiens“ durch alle Straßen gellte.

Wer Gelegenheit gehabt hat, auf einem französischen Gymnasium Geschichte zu studiren, der kann sich über die nationale Ueberhebung der Franzosen nicht mehr wundern; er saugt sie sozusagen mit der Muttermilch ein. Seit den Zeiten des Sonnenkönigs, so lernt er in seiner Geschichte, dreht sich Alles um Frankreich und um Paris, die Hauptstadt dieses Landes und der Welt. Die Siege Napoleons verdrehten nun vollends die Köpfe und, wenn man von Leipzig und Waterloo zu sprechen wagte, so hieß es, um das durch 25 Jahre dauernde fortwährende Kriege erschöpfte

Frankreich zu überwältigen, habe ganz Europa sich gegen das isolirte Land vereinigen müssen. Natürlich dachte und sagte man allgemein: „Mit den l.... Preußen werde man im Handumdrehen fertig"; das Napoleonsfest am 15. August mußte unbedingt in Berlin gefeiert werden; das war nicht allein die Ansicht des Pariser Mobs, sondern geistig hochstehender Personen. Nur so ist der Taumel zu erklären, in dem sich im Juni und Juli die ganze Pariser Bevölkerung befand.

Hatte ich schon die größte Mühe, die unruhigen Geister meiner Schüler in gewöhnlichen Zeiten zu zügeln, so war das nach der Kriegserklärung eine wahre Sisyphusarbeit; ebenso bitter empfand ich die sofort eingetretene Zurückhaltung und Kühle meiner Collegen, ihre theils mitleidigen, theils hohnvollen Blicke. Glücklicherweise war das Ende des Schuljahres nicht mehr ferne, und so konnte ich hoffen, das Gewitter würde vorüberziehen, ohne mir besonderen Schaden zuzufügen.

Es wäre unnütz, von den täglichen, ja stündlichen Aufregungen zu sprechen, denen während jener Zeit ein ruhiger Mensch in Paris ausgesetzt war. Das fortwährende Gethue und Brüllen der früher so verpönten Marseillaise, das Rasseln der Trommeln, das Hin- und Herziehen der Truppenkörper, vor Allem der Auszug der sogenannten Moblots, eigentlich Reservisten, die, mit Stöcken bewaffnet, heulend und johlend täglich unter meinen Fenstern ihren Auszug in's Lager von Châlons bewerkstelligten, die vollständige Auflösung der gesellschaftlichen Beziehungen, all das wirkte nervenzerrüttend auf mich, der mit seinem ganzen Gefühl jenseits der Grenze bei seinen deutschen Landsleuten stand, mit seiner ganzen Stellung aber, seinen Familienbanden an Paris gekettet war.

Und dennoch war der eigentliche Deutschenhaß noch nicht zum Durchbruch gekommen, noch waren die Nachrichten von der Grenze nicht geeignet, das stolze Selbstgefühl zu verletzen, obwohl in Manchen der Verdacht aufdämmerte, daß doch nicht Alles zum Besten bestellt war, bis auf den letzten Gamaschenknopf, wie Marschall Leboeuf in der Kammer versicherte.

Ich war damals zufälliger Weise Zeuge des Abschiedes, den Marschall Leboeuf von dem aus Algier herbeigerufenen und nach dem Elsaß beorderten Marschall Mac Mahon nahm. Beide kamen über die Treppe herab, der Erstere mit fröhlicher Miene, laut sprechend und gesticulirend, Mac Mahon düster drein blickend, verschlossen. Ich hörte noch, wie Leboeuf dem Mac Mahon zurief: „Und nun, lieber Marschall, fügen Sie neue Lorbeeren zu den schon erworbenen hinzu," worauf Mac Mahon ganz trocken antwortete: „Je ferai mon devoir" (ich werde meine Pflicht thun), adieu!

Am 6. August durchschwirrten die Stadt Gerüchte von einer kleinen Schlappe in einem Vorpostengefecht, wie es die Zeitungen nannten, das bei Weißenburg stattgefunden haben sollte; doch war es schwer, aus den widersprechenden Nachrichten sich die Lage klar zu machen.

Am 7. fuhr ich auf der Impériale des Omnibus Clichy-Odéon auf das rechte Seine-Ufer hinüber, Geschäfte halber, als ich an einigen Fenstern die Tricolore flattern, wie auch mit Fahnen geschmückte Fiaker in den Straßen herumfahren sah, so daß ich mir dachte, es sind sicher Siegesbulletins eingetroffen. In der Rue Richelieu, in der Nähe der Börse mußte der Omnibus halten, so dicht gedrängt stand die Menschenmenge von der Nationalbibliothek bis zum Börsenplatz. Ich stieg von meinem luftigen Sitz herunter, um ebenfalls Neuigkeiten zu erhaschen, hörte aber nur Unbestimmtes; man habe verkündet, daß bei Wörth ein großer Sieg erfochten sei, der Kronprinz von Preußen gefangen mit 30000 Mann, 70 Kanonen seien erobert und eine Menge Fahnen. Die Leute waren wie in einem Traume, umarmten sich auf der Straße, wildfremde Menschen tauschten ihre Meinungen aus, schwenkten die Hüte, „vive la France“ rufend, so daß man schier nicht mehr an der Richtigkeit der Siegesnachricht zweifeln konnte.

Von ferne sah man plötzlich über die Stufen des Börsentempels einen Knäuel von Menschen sich herabwälzen und wie einen Keil in die dicht gedrängte Menge auf dem Börsenplatz sich einschieben; dabei hörte man rufen: „un espion“, ein preußischer Spion, schlagt ihn todt, nieder mit den Preußen!“ Mit äußerster Mühe gelang es einigen Sergeants de ville den Unglücklichen von seinen Peinigern zu befreien und in's Polizei-Commissariat abzuführen.

Aber noch immer blieb das schwarze Brett leer, auf dem die officiellen Bulletins angeheftet werden, noch immer wußte man nichts Officielles, bis endlich gegen 3 Uhr ein Zettel erschien, der aber alsbald von der wüthenden Menge herabgerissen wurde. Wie man bald erfuhr, wurde in einem Telegramm in dürren Worten mitgetheilt, Mac Mahon, bei Reichshofen geschlagen, befinde sich auf dem Rückzuge nach Châlons. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht unter der Menge, die sie mit ohrenbetäubendem Geheule und lauten Verwünschungen gegen Napoleon und gegen die Preußen empfing; im Nu verschwanden die Fahnen, verdüsterte sich das Aussehen der Menge, ja der ganzen Stadt.

Ich war für denselben Abend bei einem meiner Freunde, einem der ersten Chirurgen von Paris, einem Mitglied des Institut de France und Professor der Chirurgie an der Universität von Paris, zum Dîner eingeladen. Seinen gewohnten vielfachen Beschäftigungen nachgehend, hatte er sich diesen Tag um die Dinge der Außenwelt nicht gekümmert, war daher, als ich zu ihm kam, von der Unglücksbotschaft noch nicht unterrichtet.

Als ich ihn mit seiner gewöhnlichen heiteren Miene eintreten sah, fragte ich ihn, ob er schon die Zeitungen gelesen habe. Auf seine verneinende Antwort theilte ich ihm in schonendster Weise die verhängnißvolle Nachricht mit, worauf er zuerst ungläubig lächelte und einem Diener

befahl ein Abendblatt zu holen; als er nun mit eigenen Augen die Unglücksbotschaft gelesen, sank er bleich und athemlos in seinen Lehnstuhl und fing bitterlich zu weinen an. Nie hat mich ein Schauspiel so tief gerührt, wie der Anblick dieses Mannes; der große, starke, hochangesehene und gelehrte Mann vergoß Thränen über das Unglück seiner Vaterlandes. Vom Dîner war natürlich keine Rede mehr.

Derselbe Gelehrte aber ließ sich einige Tage später als einfacher Hilfschirurg in die Liste der Armee eintragen, leistete seine Dienste in der Armee Mac Mahons bis Sedan, wurde dort gefangen, nach Deutschland transportirt, entkam aus der Gefangenschaft und schloß sich, trotz der Gefahr, bei neuerlicher Gefangennahme erschossen zu werden, der Loire-Armee an, bei welcher er bis zum Ende des Krieges verblieb. Wenn man bedenkt, daß diesem Manne seine ärztliche Praxis in Paris jährlich ca. 200000 Franken eintrug, daß er nicht allein dieses Einkommen, sondern auch Gesundheit und Leben auf's Spiel setzte, um dem Vaterlande zu dienen, so wird man wohl zugeben müssen, daß eine Nation, die solche Beispiele von Vaterlandsliebe aufzuweisen hat, schwer zu besiegen ist. Und solche Beispiele von Aufopferung waren durchaus nicht selten. Von den drei Söhnen eines mir befreundeten mehrfachen Millionärs kämpfte einer in dem blutigen Ausfall der Pariser bei Bougival und verlor den rechten Arm, der zweite, der sich unter die Marinesoldaten hatte aufnehmen lassen, hauchte sein junges Leben auf dem blutigen Schlachtfelde bei Le Mans aus, und der dritte machte den Feldzug im Süden unter Bourbaki mit.

Das Schuljahr war unterdessen ohne Sang und Klang, ohne die üblichen Preisvertheilungen zu Ende gegangen, und ich konnte frei für zwei Monate über meine Person verfügen. Zu gleicher Zeit aber hatten sich die ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze gleichsam überstürzt: mit Entsetzen vernahm man in Paris die Einnahme von Nancy durch Ulanen, das Heranstürmen der deutschen Heeressäulen, die schon bald das Lager von Châlons erreicht haben sollten. Je düsterer die Nachrichten aus dem Osten klangen, desto erbitterter offenbarte sich in Paris der Haß gegen die Deutschen; die auf's Tiefste verwundete Volksseele bäumte sich gegen die Thatsachen auf, witterte überall Verrath und sah in jedem Deutschen einen Spion. Der Deutsche war in jenen Tagen gewissermaßen vogelfrei, und ich halte es heute noch für eine praktische und menschenfreundliche Maßregel der französischen Regierung, wenn sie die Ausweisung sämmtlicher in Paris wohnenden Deutschen binnen drei Tagen anbefahl. Mich persönlich betraf zwar diese Verordnung nicht, da ich als Staatsbeamter gewissermaßen naturalisirt war; aber mein deutscher Name und meine deutsche Abkunft schon machten mich bei den Hausbewohnern verdächtig, und obwohl ich dieses Hintertreppengeflüster verachten konnte, so war doch meine Lage nichts weniger als angenehm. Ich beschloß daher, wie so viele Hunderttausende anderer Pariser, während der Ferien mich

in Sicherheit zu bringen und die Gastfreundschaft meines ehemaligen Zöglings, eines Prinzen des königlichen Hauses von Italien, in Anspruch zu nehmen und erst dann zurückzukehren, wenn die Luft rein wäre. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt, oder nach galanter französischer Weise ausgedrückt, „ce que femme veut, Dieu le veut“, was die Frau will, will Gott. Meine Frau, eine Vollblut-Pariserin, hing mit jeder Faser an ihrer Vaterstadt, und bei dem Mangel an logischem Denken konnte sie es nicht fassen, daß man ihren Gatten als Prussien betrachte, und noch weniger, daß Paris, die Weltstadt, je von den verhaßten Preußen belagert werden könnte. Alle meine Ueberredungskünste scheiterten an ihrem hartnäckigen Widerspruche, und nach langem Kampfe schlossen wir endlich einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen dahin lauteten, daß sie mit der Tochter in Paris bleiben würde, ich aber meine Person im Süden in Sicherheit bringen sollte, denn schließlich mußte sie doch einsehen, daß mein Leben in Paris in Gefahr war und daß es besser ist, einen lebenden Gatten in der Ferne als einen todten in der Nähe zu haben. Ehe ich mich noch entschloß, wollte ich mir Rath holen bei der Gemahlin eines hochgestellten, im Felde stehenden Generals, mit dem ich sehr befreundet war. Obwohl sie mir nun die beruhigendsten Mittheilungen machte, nämlich daß der Plan in Ausführung begriffen sei, die Preußen zwischen den beiden französischen Armeecorps Bazaines und Mac Mahons einzuschließen und zu zermalmen (écraser), so meinte sie doch, ich solle den Rummel vorübergehen lassen; nach einem glänzenden Siege würde die Volksstimmung wieder umschlagen, und ich könnte getrost ruhig in Paris weiterleben. Gleichsam zur Bestätigung ihrer Nachricht brachten die Abendblätter Einzelheiten über eine furchtbare Schlacht, die Bazaine bei Metz gegen die Preußen gewonnen haben sollte. Ein ganzes Armeecorps, darunter das Regiment der Kürassiere von Bismarck, sollte in die Steinbrüche von Chaumont gedrängt und dort jämmerlich umgekommen sein, was natürlich die Pariser unbändig freute.

Dennoch traute ich dem Landfrieden nicht, packte meine Siebensachen und begab mich auf den Südbahnhof, um dem Höllenbreughel in Paris zu entgehen, denn schon hieß es, daß am nächsten Tage die Abfahrt der Züge auf der Ost- und Südbahn eingestellt werden sollte. Ein trostloseres Bild als dasjenige, das damals ein Pariser Bahnhof bot, läßt sich nicht denken. Der Südbahnhof wurde von Tausenden belagert, die mit Kind und Kegel und allem Hausgeräth die Vorhöfe, den Eingang, die Wartesäle besetzt hielten und auf den Abgang der Züge warteten, die in unregelmäßigen Zeitabständen abgelassen wurden, da vor Allem die Truppen und Kriegsmaterial befördert werden mußte.

Da ich allein und nur mit einem Handkoffer versehen war, so gelang es mir, wenn auch mit Mühe, einen Platz im bereitstehenden Zuge zu erobern und mit heiler Haut der unheilvollen Atmosphäre von Paris zu entrinnen. Wie sehr meine Vorsicht gerechtfertigt war, bewiesen die Schlag

auf Schlag folgenden unheilvollen Nachrichten, die ich in Mailand empfing, sowohl von den Schlachtfeldern als auch von Paris, bis nach Einschließung der Stadt jede Verbindung mit derselben und meiner Familie abgeschnitten war.

Anstatt einiger Wochen, war ich gezwungen, Monate, lange, bange Monate in der Ferne zu verweilen, ohne Nachricht von den Meinigen, auf die Gnade und Gastfreundschaft Fremder angewiesen.

Der am 23. Januar im Hauptquartier in Versailles abgeschlossene Waffenstillstand machte endlich dem blutigen Ringen der Völker und dem Leiden der Pariser nach viermonatlicher Belagerung ein Ende. Die Thore der Festung wurden freigegeben, um Brod und Lebensmittel für die Verhungernden in die Millionenstadt hineinzulassen.

Während dieser vier langen Monate hatte ich nur ein einziges Mal von meiner in Paris eingeschlossenen Frau Nachrichten durch einen mit den bekannten Ballons beförderten Brief erhalten, worin sie mir in knappen Worten mittheilte, daß sie unsere im Quartier latin gelegene Wohnung habe verlassen müssen, nicht allein wegen der immer zunehmenden Feindseligkeit der übrigen Hausbewohner, sondern auch weil ein Wasserleitungsrohr geborsten war und, da der Schaden aus Mangel an Arbeitskräften nicht reparirt werden konnte, das in den Zimmern gefrorene Wasser den Aufenthalt unmöglich machte. Sie sei daher in die rue de Lille zu einer befreundeten Familie übersiedelt, woselbst sie jetzt unter dem Namen derselben als Cousine der Frau forthungere. Der Brief trug das Datum des 15. Decembers und den Poststempel „Montpellier", seitdem hatte ich von ihr keine wie immer geartete Nachricht erhalten. Ich mußte also heim — das traute Wort hatte aber für mich jeden Wohlklang verloren: hatte ich denn noch ein Heim, konnte ich künftighin Paris als meine Heimat betrachten, die so tief gedemüthigte Stadt, deren Bevölkerung durch die unerhörten Leiden der Belagerung, durch das Bombardement und die schließliche Uebergabe auf's Aeußerste gegen alle Deutschen erbittert war? Konnte ich mich dort noch heimisch fühlen? Nimmermehr, rief mein deutschfühlendes Herz, und doch mußte ich es zum Schweigen bringen und die gefährliche Reise nach Paris antreten, denn die Pflicht rief mich dahin auf den vulcanischen Boden. Es war jedoch viel leichter, die Reise zu beschließen, als sie von Mailand aus, wohin ich mich während des Krieges geflüchtet hatte, auszuführen, da im Südosten, also auf der direkten Linie von Turin nach Paris, der Kampf um Belfort noch fortdauerte. Es blieb daher nur der Umweg über Genua, Marseille, Bordeaux, Tours oder über Verona, München, Frankfurt, Straßburg. Ich entschloß mich für letztere Richtung, um so mehr, als ich in Wiesbaden den dort in Kriegsgefangenschaft mit seiner Familie lebenden, mir sehr befreundeten französischen General vor meiner Rückkehr nach Paris besuchen wollte. Er war in der Schlacht bei Sedan verwundet gefangen genommen und in Wiesbaden internirt worden. Er

bewohnte dort mit seiner Familie eine sehr elegante, an der Anhöhe gelegene, mit allem Comfort ausgestattete Villa, von der man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Umgebung hatte. Er selbst war von seiner Verwundung wieder hergestellt und empfing mich mit der alten Herzlichkeit. Obwohl glühender Patriot, rechnete er es mir nicht zum Verbrechen an, in Deutschland geboren worden zu sein, und sah in mir nur den Freund früherer Tage. Er vereinigte in sich das Martialische des Soldaten mit dem feinen Benehmen des Aristokraten, und auch im bürgerlichen Gewande mußte sein energischer und doch feingezeichneter Kopf mit den scharf und hell blickenden Augen Jedem auffallen.

Er lud mich gleich zum Frühstück ein, wobei die ganze Familie versammelt war. Die Gemahlin des Generals, ebenfalls aus uraltem französischen Adel, ebenso liebenswürdig wie ihr Gatte, theilte jedoch keineswegs seine philosophische Ruhe und seinen Gleichmuth gegenüber Zufällen des Krieges. Denn als die Sprache auf die Kriegsereignisse im Juli und August hinüberglitt, erging sie sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Deutschen, die sie gleich allen ihren Landsleuten als „voleurs de pendule“, Uhrendiebe betitelte, ja, sie stellte sogar die Behauptung auf, daß selbst hochgestellte Persönlichkeiten des deutschen Heeres in manchen Schlössern, wo sie einquartiert waren, das Silberzeug hatten mitgehen lassen. Auf die abwehrende Handbewegung ihres Gatten fuhr sie mit der Frage heraus: „Haben sie nicht auch Dir Deine Pferde gestohlen?“ worauf er mit aller Ruhe bemerkte, daß es wohl nicht angehe, die auf dem Schlachtfeld gemachte Beute als gestohlenes Gut zu bezeichnen; außerdem hätten ihm ja die Preußen zwei von seinen sechs Pferden, ohne sein Ansuchen, aus freien Stücken zurückgegeben. Nach Tisch lud er mich ein, mit ihm eine Partie Billard zu spielen, und bei dieser Gelegenheit hielt er mir ein Privatissimum über die politische Lage. Wenn ich jetzt nach so vielen Jahren an diese Unterredung zurückdenke, so muß ich staunen, mit welchem Scharfsinn und mit welchem fast prophetischen Geiste der schlichte Militär die politische Lage beurtheilte. Damals freilich fand er an mir einen sehr ungläubigen Zuhörer, denn wahrlich eine Revanche nach der zerschmetternden Niederlage mußte jedem Unbefangenen als Utopie erscheinen. Er gab auch zu, daß es noch lange dauern würde, um Frankreich wieder actionsfähig zu machen, auch daß es allein einen Waffengang nicht wagen dürfte, aber setzte er hinzu: „Sie werden sehen, daß, wenn Frankreich erstarkt, es an Rußland einen Bundesgenossen finden wird, denn auch dieses muß Deutschlands Uebermacht als eine Last empfinden und ein Gegengewicht suchen.“ Die Ereignisse haben bewiesen, daß mein General die Lage richtig beurtheilt hatte, obwohl noch lange nachher Bismarck von der thurmhohen Freundschaft sprechen konnte, die Rußland und Preußen verbinde. Die Alliance Rußlands und Frankreichs ist eine Thatsache geworden, und schon wenige Jahre nachher mußte Bismarck sagen: „Wir laufen Niemandem nach!“ Da die

Zeit drängte, so mußte ich von der Familie bald Abschied nehmen, indem wir uns baldiges Wiedersehen in Paris wünschten.

Es war damals wirklich kein Vergnügen, auf deutschen Eisenbahnen herumzureisen, da sie fast ausschließlich für militärische Zwecke dienten, und so ein armer Civilist konnte eben nur mitfahren, wenn zufällig ein Platz leer war. Von einem regelmäßigen Fahrplan war keine Rede, man fuhr ab und kam an, wie es eben die Stationsvorsteher, die alle Militärs waren, für gut hielten.

Wir kamen also erst spät Abends gegen 7 Uhr in dem arg zerschossenen Bahnhofe von Straßburg an. Grauenvoll war die Verwüstung schon außerhalb der Stadt, da die Bäume umgehauen, die Häuser ringsum zerstört waren. Im Bahnhofe jedoch herrschte ein lebhaftes Drängen und Treiben. Da ein Zug nach Nancy bereits in der Halle zur Abfahrt bereit stand, so beeilte ich mich, an dem Schalter ein Billet nach Nancy zu lösen, wurde jedoch mit einem barschen „Ihr laisser-passer zuvor," belehrt, daß es mit dem Weiterfahren seine Schwierigkeiten haben dürfte. Ein danebenstehender Unteroffizier deutete mir an, daß kein Reisebillet verabfolgt würde ohne Vorweisung eines von der Straßburger Commandantur ausgestellten Passierscheines. Was nun thun? Sollte ich in später Abendstunde in die Stadt zur Commandantur laufen, wo überdies wahrscheinlich zu der Stunde nicht amtirt wurde? Unterdessen wäre der Zug über alle Berge gewesen. Die Halle wimmelte von Soldaten in allen Uniformen und von allen Graden; ich ersah einen, wie mir schien, höhergestellten Offizier, vor dem alle Andern salutirten und der ein sehr Vertrauen erweckendes Aeußere hatte. Ich trat auf ihn zu und setzte ihm meinen Fall auseinander, indem ich ihn schließlich nach Vorweisung meiner Papiere bat, für mich beim Cassier zu interveniren, damit mir dieser auch ohne „laisser-passer" ein Billet verkaufe. Meine Physiognomik hatte mich nicht getäuscht. Mit wirklicher Liebenswürdigkeit verwandte er sich für mich, und ich erhielt auch auf seine Verwendung vom Cassier ein Fahrbillet bis Nancy, da bis Paris keine Billete verkauft wurden.

Es war höchste Zeit, schon hatte der Stationschef, ein preußischer Offizier mit rother Mütze, das Zeichen zur Abfahrt gegeben, der Locomotivführer den üblichen Pfiff ertönen lassen und der Zug sich langsam in Bewegung gesetzt, als ich mit meinem Koffer, in den ich vorsichtshalber Schinken, Würste und andere Lebensmittel eingepackt hatte, schwerbeladen zu einer noch halb offenen Thüre eines Coupés III. Klasse mich hineinzwängte. Während ich aber noch den linken Fuß nachzog, schlug der Conducteur die Thüre zu, so daß ich vom Schmerz betäubt mitten unter die Passagiere hineinfiel.

Zwischen den Beinen der Mitreisenden auf dem Boden sitzend, mit dem Rücken an den kleinen Koffer gelehnt, überhörte ich im ersten Schmerz die Schimpfereien in deutscher und französischer Sprache, die den überzähligen

Eindringling beehrten. Ich mußte auch in dieser Lage bis Pfalzburg aushalten, woselbst endlich ein Reisender ausstieg, dessen Platz ich alsdann einnehmen konnte. Da ich ein Billet I. Klasse gelöst hatte, so verlangte ich von dem Soldaten, der als Conducteur fungirte, einen Platz in dieser Wagenklasse, wurde aber barsch abgewiesen mit dem Bemerken, es sei Alles besetzt.

Unterdessen war aber der Fuß so angeschwollen, daß ich den Stiefel ausziehen und einen der glücklicher Weise mitgenommenen Filzschuhe anziehen mußte, so daß ich als patentirter Halbinvalide nach sechsstündiger Fahrt gegen halb ein Uhr Nachts in Nancy ankam.

Seit Mittag hatte ich Nichts mehr genossen, weder Speise noch Trank waren über meine Lippen gekommen; es war also natürlich, daß ich mich in dem entsetzlich verwüsteten Bahnhof nach etwas Eßbarem umsah, vor Allem also nach dem Büffet suchte, da ich die in meinem Koffer befindlichen Eßwaaren für Paris aufheben wollte, wo angeblich Hungersnoth herrschen sollte.

Es war jedoch von Büffet oder Schank keine Spur zu entdecken; was nun beginnen bis früh 5 Uhr, wo der nächste Zug nach Epernay weiter dampfen sollte? In den verwahrlosten Wartesälen lagen überall auf dem Boden Soldaten herum; in die Stadt war es zu weit, kein Fuhrwerk zu sehen, und zu Fuß konnte ich es in der späten Nacht und bei der Beschaffenheit meines linken Beines nicht wagen, in der Stadt von Gasthof zu Gasthof zu wandern. Es blieb mir Nichts übrig, als, nachdem ich einige Bissen von den mitgenommenen Vorräthen verzehrt hatte, in einem leer gebliebenen Winkel zwischen den Soldaten mich auch auf den Boden zu legen, um den Morgen zu erwarten.

Daß eine solche Nacht in den ersten Tagen des Februars nicht zu den angenehmen Erinnerungen des Lebens zu zählen ist, versteht sich wohl von selbst.

Endlich schlug es vier Uhr, und damit kam Bewegung in die schlafende oder liegende Menge. Die Schalter wurden geöffnet, aber wieder tönte mir das fatale: „Ihr Laisser-passer!" entgegen. Ich berief mich vergebens auf meine Herkunft aus Straßburg, auf die Unmöglichkeit, um früh vier Uhr auf die Commandatur in Nancy zu laufen; der Cassier wies mich kurz ab.

Ich hielt nun Umschau, ob ich nicht wieder einen Schutzengel in Gestalt eines höheren Offiziers fände, und das Glück war mir hold wie in Straßburg, hier noch mehr als dort, denn meine gänzlich derangirte Toilette, mein Filzschuh und ungekämmten Haare hatten wahrlich nichts Empfehlenswerthes. Ein Ulanenoberst war mein Schutzengel in Uniform. Ich hatte ihm in beweglichen Worten mein Abenteuer geschildert, und er verbürgte sich beim Cassier für meine Identität, worauf ich anstandslos ein Billet 2. Klasse bis Pantin, letzte Station vor Paris, erhielt.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß, so oft ich in die Lage kam, mit preußischen Offizieren zu verkehren, die höheren Offiziere stets von der größten Zuvorkommenheit, Liebenswürdigkeit waren, während die jüngeren Nichts an Hochmuth und Aufgeblasenheit zu wünschen übrig ließen, wie ich noch im Laufe desselben Tages erfahren sollte.

Um fünf Uhr früh verließ der mit Soldaten vollgepfropfte Zug die Halle in Nancy und fuhr im langsamsten Tempo gegen Westen. Endlich gegen ein Uhr war längerer Aufenthalt in der Champagner-Stadt Epernay, und ich hoffte doch endlich daselbst meinen knurrenden Magen zu befriedigen, was mir auch insoweit gelang, daß ich ein Stück Brot und den bekannten Leckerbissen der preußischen Troupiers, die famose Erbswurst, eroberte. Ich kehrte mit meiner Beute zum Zuge zurück, um in mein Coupé einzusteigen, sehe aber dort beim Wagenfenster zwei junge preußische Offiziere lehnen. Ich will nichts destoweniger einsteigen, als mir Beide ein herrisches „Zurück" zudonnern; ich erlaube mir die bescheidene Einwendung, daß ja mein Koffer im Wagen sei, ein Beweis, daß ich von Nancy bis hierher in demselben gefahren sei. Die liebenswürdigen Herren schnauzten mich mit der Antwort ab „Militärcoupé". Das ging mir über den Strich; ich suchte den Stationsvorstand auf, der ebenfalls ein Offizier, aber ein artiger war, erklärte ihm den Fall, worauf er augenblicklich mit mir auf den streitiggemachten Wagen zuschritt und im Commandoton den Herren bemerklich machte, der Zug sei kein Militärzug, das Coupé kein Dienstcoupé, folglich hätten sie gar kein Recht, dasselbe für sich in Beschlag zu nehmen.

Mit verhaltenem Grimm mußten sich die Junker bequemen, Platz zu machen, und so saß ich mit diesen beiden unangenehmen Reisegefährten allein bis zur Stadt Meaux, wo sie endlich säbel- und sporenklirrend ausstiegen. Von hier bis Pantin, welches die letzte Station vor Paris sein sollte, befanden sich nur mehr sehr wenige Reisende im Zug, und wir sollten bald erfahren, daß man mit Civilisten auf militärischen Bahnen nicht viel Federlesens macht.

Schon sahen wir durch den Schleier des Abendnebels die Kuppeln des Panthéons und des Invalidendomes und die anderen Thürme von Paris in die Lüfte ragen, schon glaubten wir uns glücklich am Ziel, als plötzlich mitten auf freiem Felde der Zug stehen blieb und der Zugführer in jeden Waggon mit Stentorstimme hineinschrie: „Aussteigen, Alles aussteigen, der Zug geht zurück."

Da stand ich nun knapp an der Bahn neben einem gänzlich durchweichten Ackerfelde, weit und breit keine menschliche Seele als die paar mitreisenden Unglücksgefährten und in einer Entfernung von etwa einem Kilometer das zerschossene Dorf Pantin. Wie sollte ich mit meinem zerschundenen Fuße und dem schweren Koffer über die Stoppelfelder gelangen? Außerdem befand ich mich in einer furchtbaren seelischen Aufregung, dieses brutale, deutsche Commandowort: „aussteigen", so ganz in der Nähe von

Paris, dieser Herrscherton im fremden Lande führte mir so recht eindrücklich den Umschwung der Dinge vor Augen. Etwas Anderes ist es, dem Laufe der Ereignisse in den Zeitungen zu folgen, etwas Anderes wiederum, das Ergebniß dieser Ereignisse mit Augen zu sehen, sie gewissermaßen an seinem Leibe zu fühlen.

So nahe bei Paris, wo die Familie schmerzlich auf die Heimkehr des Gatten und Ernährers nach den langen Leiden der Belagerung wartete, und, Gott, doch so fern, denn noch war keine Woche seit Abschluß des Waffenstillstandes verflossen; strenge Verfügungen, sagte man mir, verhinderten den freien Verkehr der Pariser mit der Außenwelt, und ich stand da ohne irgend welche Legitimation, nur mit einem Reisepaß versehen.

Da ich offenbar im Februar nicht auf freiem Felde übernachten konnte, so spannte ich alle meine Kräfte auf's Aeußerste an, um wenigstens bis nach Pantin zu gelangen und dort irgendwo zu übernachten. Pantin war aber wie ausgestorben, die Häuser ohne Thüren und Fenster mit zerschossenen oder abgedeckten Dächern (die Deutschen benützten die Dachbalken zum Bivouacfeuer), auf der Straße unergründlicher Koth, zerbrochene Flaschen und Gefäße; nirgends ein Mensch zu erblicken oder ein Ort, wo man hätte ausruhen können. Ich war der Verzweiflung nahe, als ich endlich einen fünfzehnjährigen Burschen über eine Hecke hervorlugen sah. Ich fragte ihn, ob er mir den Koffer bis zum Thore von Paris, porte d'Allemagne, tragen wolle gegen eine ausgiebige Entschädigung für seinen Zeitverlust, erhielt jedoch nur eine unfläthige Beschimpfung als Antwort. Das war also der erste Gruß aus französischem Munde in meiner sogenannten Heimat.

Meine wirklich trostlose Lage — vom linken Filzschuh, im Ackerboden durchnäßt, war die Sohle abhanden gekommen, und ich stand mit dem bloßen Strumpf bekleidet im Straßenkoth — zwang mich, mit dem widerhaarigen Burschen zu parlamentiren. Sein Patriotismus verbot ihm, einem Preußen Dienste zu leisten; ich mußte ihm also vor Allem beibringen, daß ich meine Familie in Paris habe und diese dort aufzusuchen der Zweck meiner Reise sei. Ein Fünffrankstück unterstützte meine Beredsamkeit so sehr, daß er sich endlich herbeiließ, meinen Koffer auf die Schulter zu nehmen, und vor mir einhertrabte.

Schon hoffte ich am Ziele zu sein, als ich auf der schnurgeraden Landstraße preußische Pickelhauben auftauchen sah und mir diese Erscheinung plötzlich auch die Erinnerung an die fatalen „Laisser-passer" auffrischte, ohne welche man ja jetzt auf französischem Boden nicht mehr circuliren durfte.

Richtig kam auch ein preußischer Unteroffizier, der sich aber zu meinem Glücke als gemüthlicher Sachse entpuppte, auf mich zugeschritten, um meinen Passirschein zu besichtigen. In Jammertönen erzählte ich ihm, daß ich gestern von Frankfurt abgereist, mir unmöglich einen Passirschein aus

dem Versailler Hauptquartier habe verschaffen können, sprach von meiner Familie in Paris, von meinem Fußleiden, und, sei es nun mein aufrichtiger deutscher Accent, sei es sächsische Gutmüthigkeit, ich hatte sein Herz gerührt. Er sagte mir nur: „Gehn Se nur in Gottsnamen, aber sehn Se, daß Se da drinnen nein kommen, denn die verlangn auch a Laisser passer.“ Ich wollte ihm meinen Dank in Gestalt von einem Dutzend guter Cigarren abstatten, doch würdevoll winkte er mir mit der Hand ab und wandte sich zu seinen Kameraden, die auf der Straße hin und her patrouillirend, von den vor der Porte d'Allemagne angesammelten Parisern angegafft wurden, als ob sie wilde Thiere aus dem Jardin des Plantes wären.

Während ich auf diese Menge Neugieriger zuschritt, ertönte ein Kanonenschuß vom nahen Walle. Ich fragte meinen Burschen, was das bedeute, worauf er mir, indem er den Koffer niederstellte, erwiderte: „Punkt sechs Uhr wird geschlossen, Sie haben gerade noch fünf Minuten Zeit, um hineinzukommen. Ich kann Sie nicht begleiten, weil ich nicht mehr heraus könnte.“ Damit verduftete er. Natürlich nahm ich schnell meinen Koffer auf, schob mich unbemerkt in die Menge der Neugierigen, kam mit ihnen durch das Thor, an der Wache und den Zollaufsehern vorbei, ohne daß irgend Jemand mich nach einem Passirschein gefragt hätte, und stand nun in der eingebrochenen Dunkelheit am Anfang der rue d'Allemagne, die in ihrer Fortsetzung als rue Lafayette ungefähr vier Kilometer lang ist und bei der Oper endet.

Ich war nun also nach so vielen Fährlichkeiten wirklich in Paris, und ich hätte allen Grund gehabt, mein Glück zu preisen, so schnell und so unerwartet an's Ziel gelangt zu sein, aber diese Einsicht kam mir erst später, in dem Augenblicke, als ich Scylla und Charybdis, den preußischen Wachtposten und das Pariser Festungsthor, hinter mir hatte, war ich doch an Geist und Körper zu erschöpft, um viele Betrachtungen anzustellen. Nur das Eine bemerkte ich beim Weiterschreiten, daß für Reinigung der Gehwege nicht gesorgt war, daß anstatt der Gasflammen hie und da dürftige Petroleumlampen brannten und im Allgemeinen eine unheimliche Stille herrschte. Die Läden waren alle geschlossen, von Fuhrwerken irgend welcher Art keine Rede, und die wenigen Passanten sahen alle abgehärmt und trotzig aus. Unwillkürlich fiel mir das deutsche Studentenlied ein: o Jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum! Unter dem Geschrei „à Berlin“ hatte ich Paris verlassen, und jetzt fand ich die Pickelhauben knapp vor den Thoren!

Doch war ich, wie gesagt, in diesem Augenblick unfähig, historisch-philosophische Betrachtungen anzustellen, denn die Vorübergehenden betrachteten mich mit meinem Koffer und meinem defecten Schuhwerk mit äußerst mißtrauischen Blicken, und ängstlich spähte ich in die Ferne, ob denn nicht irgendwo ein Einspänner als Retter in der Noth auftauchen möchte.

Und richtig, zu allen Glücksfällen des Tages gesellte ich noch der, daß ein vereinsamter Wagen die rue Lafayette heraufgekrochen kam, wahrscheinlich, um auszuspannen.

Ich rief ihn an und bat ihn, mich nach der rue de Lille, am linken Seine-Ufer, zu fahren, er könne begehren, was er wolle. Und wirklich war er so bescheiden, nur 10 Franken für die Fahrt zu verlangen, die unter anderen Umständen eben nur 2 Franken gekostet hätte.

Also endlich, endlich hatte ich das ersehnte Ziel erreicht, wieder in meine Familie zurückkehren zu können nach sechsmonatlicher schmerzlicher Trennung.

Es ist hier nicht der Platz, die Leiden und Schrecknisse der Aermsten zu schildern, welche während der Belagerung die Schrecknisse des Hungers, der Kälte und des Bombardements wehrlos über sich ergehen lassen mußten. Ich sah noch das schwarze, mit Häcksel und sogar mit Sand vermengte Brot, von dem jedes Mitglied der Familie per Tag ein Pfund sich beim Bäcker gegen Vorzeigung einer Anweisung holen mußte. Der Hunger war schrecklich gewesen, doch noch schrecklicher der Mangel an Kohlen, weil man sich nicht erwärmen, nicht kochen konnte. Die Beschießung hatte anfänglich wenig Bestürzung verursacht, man war an den Tag und Nacht fortdröhnenden Kanonendonner schon so gewöhnt, wie etwa der Müller an das Klappern der Mühle.

Erst in den letzten Tagen des Bombardements, als die 3/4 Meter langen eisernen Zuckerhüte bis nach Notre-Dame, also in die innere Stadt flogen, krachend die Häuser vom Dach bis zum Keller durchbohrten, in die Haufen der armen, am Gehwege paarweise aufgestellten Personen schlugen, die da seit 5 Uhr früh vor Kälte zitternd warteten, bis die Bäcker- und Fleischerläden geöffnet wurden, um ihren kärglichen Vorrath von Brot und Pferdefleisch zu beziehen, erst in diesem Moment wurde der durch Leidenschaft blind gewordenen, durch lügnerische Siegesbulletins aller Art irregeleiteten Pariser Bevölkerung der ganze blutige Ernst des Krieges offenbar.

Dennoch war das Resultat des Bombardements für das Auge nicht so sichtbar, als man nach der furchtbaren Beschießung hätte denken sollen; man sah wohl hie und da klaffende Löcher in den Häusern, aber doch keine Ruinen, keine Trümmer, und ich schreibe dies der Bauart der Pariser Häuser zu, deren Vorderfront durchwegs aus Quadersteinen besteht.

Wie schon bemerkt, hatte ich von Frankfurt bis Paris Eßvorräthe mitgeschleppt in der Befürchtung, daß es dort an Lebensmitteln noch mangeln würde, und hatte deshalb lieber gehungert, um diesen Vorrath nicht anzutasten.

Glücklicherweise war meine Befürchtung ganz grundlos; schon am Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes gab es hinreichend Wein, Brod und Fleisch. Letzteres wurde sogar in Karren durch die Straßen geführt und war damals billiger als zu gewöhnlichen Zeiten. Woher dieser Ueberfluß

kam, war mir ein Räthsel, denn es lag ja um Paris herum auch noch das ganze deutsche Heer mit 350 000 Mann. Nur Kohlen waren noch schwer und mit großen Kosten zu erlangen, so auch frisches Gemüse, aber Fleisch, Kaffee, Chocolade, Thee, Wein war im Ueberflusse vorhanden.

In dem mir durch den Ballon zugekommenen Brief meiner Frau hatte sie mir ihre Uebersiedelung in die rue de Lille, sowie den Umstand mitgetheilt, daß sie, um allen Anfeindungen aus dem Wege zu gehen, den Namen ihrer Cousine, also einen französischen Namen sich beigelegt habe, da man hinter jedem deutschen Namen einen Spion wittere.

Vor der Hand mußte ich also im Hause unter falschem Namen auftreten, was ja auch keine weiteren Schwierigkeiten machte, da von einer Polizei keine Rede war, meine Bekannten mich im Auslande vermutheten und ich zunächst keine Briefe erwartete.

Der Cerberus des Hauses, ein echter Pariser Concierge würde mich auch keine Viertelstunde im Hause geduldet haben, hätte er meinen deutschen Namen gehört; er sagte mir auch einmal gelegentlich, als wir auf die Deutschen zu sprechen kamen:

„Sehen Sie, Herr, ich ließe mir eher die Hand abhacken, ehe ich so einem verfluchten Prussien auch nur eine Dachwohnung vermiethete.“

Solches und Aehnliches mußte ich jetzt auf Schritt und Tritt hören, und es ist leicht begreiflich, daß mir schließlich der Aufenthalt in Paris ganz unleidlich wurde. Man kann diese Ausbrüche einer urtheilslosen Wuth beim gemeinen Volk begreifen und ignoriren, hatte man ihm doch seit Monaten den Preußen als das teuflischeste Geschöpf, als einen Ausbund von Gemeinheit, Raubsucht und Mordlust, als den Urheber aller Leiden geschildert.

Geradezu ekelerregend wurde dieses Geschimpfe aber im Munde von Personen, die, den höheren Ständen angehörend, die Fähigkeiten hatten, ein sachgemäßes, unparteiisches Urtheil zu fällen.

Für's Erste war ich vor der Berührung mit der rauhen Außenwelt durch meinen hochangeschwollenen Fuß bewahrt, der mich zwang, acht Tage das Zimmer zu hüten, Zeit genug für die Meinen, all' ihre Leiden zu erzählen. Unser armer Papagei war leider ein Opfer der Belagerung geworden, er war buchstäblich Hungers gestorben.

Unser herziges, kleines Windspiel, das meine Frau während der Belagerung wie ihren Augapfel gehütet hatte, weil überall auf Hunde und Katzen förmliche Treibjagden veranstaltet wurden, um daraus Pasteten zu machen, unsere kleine Bella, hatte mich zwar bei meiner Ankunft noch lebhaft angebellt und Luftsprünge vor Freude gemacht; des anderen Tages aber war sie unsichtbar, und erst nach langem Suchen fanden wir sie in der Küche, unter dem Herde, im Kohlenbehälter — verendet. Die Freude hatte das von Entbehrungen erschöpfte Thier getödtet.

Mein erster Gang führte mich selbstverständlich zum Director des Lyceums, in Paris „proviseur“ genannt, um mich zum Antritt meines Amtes zu melden. Dieser Mann war wohl mein Vorgesetzter, aber auch ein langjähriger Freund, so daß ich ziemlich ruhigen Herzens bei ihm anklopfte. Ich wurde jedoch bald grausam enttäuscht. Beim Eintritt in's Zimmer bemerkte ich auf dem Kamin anstatt der friedlichen Pendeluhr einen jener eisernen Zuckerhüte, vulgo Bomben, mit welchen die Deutschen Paris überschüttet hatten. Daneben lagen Bombensplitter und ein Schwarzbrod aus der Zeit der Belagerung.

Das Gesicht des Directors, sonst die Freundlichkeit selbst, verdüsterte sich bei meinem Anblick; steif und förmlich bot er mir einen Stuhl an und frug nach meinem Begehren. Als ich ihm sagte, daß ich komme, um mein Amt als Professor am Lyceum wieder anzutreten, meinte er: „Da müssen Sie beim Unterrichtsministerium ein Gesuch einreichen, da ich Sie als Demissionär betrachten muß, weil Sie Ihr Amt, ohne um Urlaub einzukommen, sechs Monate nicht versehen haben.“

Ich bemerkte ihm hierauf in aller Gemüthsruhe, daß ich Paris nach dem 15. August, also während der Ferienzeit verlassen hätte, und ein Professor während der Ferien das Recht habe, hinzugehen, wohin er wolle; daß aber bei Wiederbeginn des Schuljahres am 10. October Paris bereits von den Deutschen so cerniert war, daß ich mich in eine Maus hätte verwandeln müssen, um hineinzukommen. Daß also force majeure mich abgehalten habe, während ich gleich nach Abschluß des Waffenstillstandes herbeigeeilt sei, selbst unter persönlicher Gefahr, um mich pflichtgemäß zu melden.

Diesen unwiderlegbaren Thatsachen gegenüber beschränkte er sich, mich auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß er vom Ministerium meine Entlassung verlangt habe, weil er in seinem Professoren-Collegium keinen Deutschen von Geburt dulden könne, und sich immer mehr erhitzend, wies er auf die Bombe, die in den Hof den Lyceums gefallen sei, ohne zu platzen, und sagte:

„Mit solchen Mordbrennern kann ein Franzose künftig keine Gemeinschaft haben, ich werde bei dieser Bombe alle unsere Schüler den Schwur Hannibals ablegen lassen: Rache, Tod den Mordbrennern von Bazeilles und Châteaudun.“

Am liebsten hätte ich den wüthenden Menschen vor mir mit einem Faustschlage niedergestreckt; seine grauen Haare, sowie die Erwägung, daß ich nicht allein ein Deutscher, sondern auch Familienvater war, ließen mich kaltblütig bleiben, ich erhob mich und verließ das Zimmer, nachdem ich ihm das einzige Wörtchen „Komödiant“! zugeschleudert hatte.

„Nun, das kann schön werden,“ dachte ich mir beim Nachhausegehen; „wenn mich alle meine früheren Freunde und Bekannten mit derselben Herzlichkeit empfangen, wie der Director, so bleibt mir Nichts übrig, als mein Bündel zu schnüren und anderwärts mein Glück zu versuchen.“

Im Unterrichtsministerium, wohin ich mich zunächst begab, war man wohl nicht so fanatisch, doch merkte ich, daß man erfreut wäre, wenn ich um meine Entlassung einkäme. Dieses Vergnügen wollte ich ihnen aber nicht machen, bis ich nicht mit meinem Gönner und Freunde, dem mehrerwähnten General, Rücksprache genommen hatte.

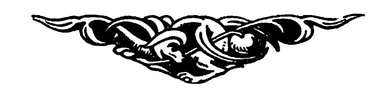
Ich hatte nun Zeit und Muße, mir Paris näher anzusehen, Beobachtungen anzustellen über den muthmaßlichen Ausgang der Dinge, denn davon hing ja in letzter Linie meine eigene Existenz ab.

Doch was ich sah, was ich hörte, zeugte von einer Zerfahrenheit, von einer Planlosigkeit der Behörden und leitenden Kreise, daß man, ohne Prophet zu sein, eine Katastrophe voraussehen konnte.

Die ganze männliche Bevölkerung von Paris, vor Allem aber die Arbeiter, waren in die Nationalgarde aufgenommen worden und seit Monaten der Arbeit entwöhnt. Diese Leute bezogen 1 Franc 50 Centimes pro Tag als Lohn, hatten ihre Nahrung, Nichts zu thun als mit dem Schießprügel zu paradiren, der ihnen leider bei der Capitulation von Paris belassen wurde; was Wunder, wenn sich diese Leute bei diesem Geschäfte recht behaglich fühlten und von ihrem früheren Gewerbe oder Handwerk Nichts mehr wissen wollten. Da sie Nichts zu thun hatten, waren alle Straßen voll von diesen militärisch gekleideten Bummlern, die natürlich auch bei einem Glase Absynth in der hohen Politik machten.

Man konnte schon damals, Ende Februar, hören, daß man mit diesen Schwätzern, den Advocaten, in der Deputirtenkammer in Versailles aufräumen müsse, daß das Volk, das alle Lasten trage, auch die Herrschaft haben müsse, es waren hinreichende, untrügbare Anzeichen des herannahenden Sturmes, die Regierung aber wollte oder konnte sie nicht verstehen, sie war ohnmächtig gegenüber der socialistischen Partei; die Armee existirte nicht mehr, sie war gefangen in Deutschland, was noch in Frankreich sich vorfand von den Trümmern der Gambetta'schen Heerescolonnen, war demoralisirt und ohne Disciplin.

Es wäre jedoch thöricht, die ganze Bewegung auf Rechnung der Unfähigkeit der Regierung oder des Hanges der Arbeiter zum Faullenzen zu setzen. Der Grund lag tiefer und fand sich in der Mißwirthschaft des Kaiserreiches, in der Verzweiflung über die beispiellosen Niederlagen der französischen Heere und der dadurch verursachten Desorganisation des ganzen Verwaltungsapparates und infolge dessen der Verachtung jeder Obrigkeit, die in den Massen Platz gegriffen hatte. (Schluß folgt.)





Die Seele im Lichte der Sprache.

Von

Georg Biedenkapp.

— Frankfurt a. M. —

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.

Schiller.

Ob zwei Seelen es giebt, welche sich ganz verstehn?

Platen.

Was sind Worte und Töne anders denn Regenbogen und Scheinbrücken zwischen ewig Geschiedenen?

Nietzsche.



on dem französischen Staatsmanne Talleyrand stammt bekanntlich das Wort, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Früher verstand ich das Wort so, als ob Jemand, der seine Gedanken nicht errathen wissen will, durch einen Schwall von Worten und Redensarten den Zuhörer in die Irre zu führen im Stande sei. Ob nun diese meine Auffassung die richtige war oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber fand ich später, daß jenes geflügelte Wort doch einen tieferen als blos diplomatischen Sinn haben könne, einen Sinn, der mit den oben vorgedruckten Aussprüchen Schillers, Platens und Nietzsches nahe verwandt ist. Denn die Sprache, ein so herrliches Gut sie auch ist, entbehrt doch nicht der Schattenseiten. Sie bewirkt nicht nur, daß die Menschen sich verstehen, sondern sie ist auch schuld daran, das sie sich mißverstehen. Die Menschen müssen sich aber vielfach, und gerade in den entscheidendsten Fragen, mißverstehen, weil ebendieselben Worte bei ganz verschiedenen Dingen gebraucht werden. Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe, sagt ein lateinisches Sprichwort. Aber auch wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. „Schön, gut, edel, gerecht, ehrlich, anständig," das sind Worte, die auch ein Mensch im Munde führen kann, der von schön oder gut oder gerecht oder anständig ganz andere Begriffe hat als ich. Daher kann die Sprache über manche Kluft, die

zwischen zwei Charakteren gähnt, leicht hinwegtäuschen, sie kann die Gedanken des Einem dem Andern verbergen, ein Umstand, der unglückliche Ehen und verhängnißvolle Freundschaften stiften kann.

Die Sprache also trügt. Sie übt aber auch noch sonstigen Unfug. Sie dichtet und denkt für die Menschen. So sagt Schiller:

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
„Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein?

Und Lenau bestätigt dies:

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davon eilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih' und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirrtem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Leider aber denkt die Sprache manchmal falsch, oder vielmehr: unterscheidet sie nicht scharf genug. Ein und denselben grammatischen Ausdruck verleiht sie sowohl Dingen, körperlichen, materiellen Dingen, als auch Erscheinungen an diesen Dingen, Eigenschaften, Verhältnissen und Functionen, die an sich unkörperlich und unmateriell sind.

Sonne, Mond und Erde sind Körper, Tag und Nacht aber sind es nicht. Der Grammatiker aber nennt Sonne, Erde, Tag und Nacht Dingwörter, obwohl sie doch nur zum Theil Wörter für Dinge sind. Nur Sonne und Erde bezeichnen hier Dinge, Tag und Nacht aber bezeichnen nur Functionen, Begleiterscheinungen an Dingen. Wenn Einer behaupten würde, Tag und Nacht wären Dinge, körperliche Dinge, so würden wir ihn auslachen. Ganz dasselbe aber müßten wir thun, wenn Einer behauptet, daß die Seele ein Ding, ein materielles Etwas, sei. Gewiß, grammatisch betrachtet, ist die „Seele“ ein Dingwort, aber ein Wort für ein Ding ist sie nicht. Man hat aber Dingwörter und Wörter für Dinge für ein und dasselbe genommen und so, durch den grammatischen Trug der Sprache verleitet, die Seele verdinglicht, ein Seelending angenommen, und nun am Gängelband der für uns denkenden und diesmal schlecht denkenden Sprache die Unzerstörbarkeit dieses Seelendings behauptet und verfochten.

Gewiß, ein materielles Etwas kann niemals zu Nichts werden. Der Satz von der Unentstandenheit und Unvergänglichkeit der Materie steht bei Indern und Griechen am Anfang des logisch bewußten Denkens. Wenn also die Seele ein materielles Atom wäre, müßte sie allerdings unsterblich sein.

Aber Nichts in aller Welt ist sicherer, als daß die Seele kein materielles Etwas ist. Wir brauchen uns nur einen Augenblick selbst zu besinnen, um einzusehen, daß die Seele das Widerspiel der Materie ist. Seele ist Nichts weiter als Bewußtsein, als Denken, Fühlen und Vorstellen. Als solches ist sie bald da, bald ist sie nicht da. Eben taucht ein Gedanke in mir auf. Vorher war er nicht da, wenigstens nicht als Gedanke. Aus einem gedanklichen Nichts entsteht also das gedankliche Etwas, — niemals aber entsteht aus einem materiellen Nichts ein materielles Etwas. Wer da sagt, das Bewußtsein entsteht aus dem Unbewußten, der sagt nichts Anderes, als daß das Bewußtsein aus Nichts entsteht. Dann ist aber Bewußtsein keine Materie, denn Materie kann weder entstehen noch vergehen, Bewußtsein aber entsteht und vergeht. Weil aber Bewußtsein Seele ist, hat der Mensch im traumlosen Schlaf keine Seele. Die Seele selbst ist also ein materielles Nichts, welches gar nicht erst zu nichte zu werden braucht! Damit ist trotzdem gegen diejenigen, welche an ein Fortleben des Bewußtseins nach dem Tode glauben, Nichts bewiesen. Wenn die Naturwissenschaft das Functioniren des Bewußtseins als von der Gesundheit der einzelnen Gehirntheile abhängig gefunden hat und damit auf mühsamem Wege zu Resultaten gelangt ist, deren Hauptinhalt schon fünf Jahrhunderte vor Christus den indischen Philosophen klar geworden war, so müssen wir Eins nicht vergessen. Wir mögen noch so tief in das Walten und geheime Schaffen der Natur eindringen, ein unerklärter Rest, ein nicht weiter Erklärbares, sondern einfach als Thatsache Hinzunehmendes bleibt immer, ja es muß sogar nach den Gesetzen der Logik bleiben. Wer Alles erklären zu können hofft, beweist nur eine mangelhafte Logik. Allmählich sieht sogar die Wissenschaft selber ein, daß, wenn sie ein Räthsel löst, zwei neue damit heraufbeschwört. Wer nicht nur mit populärseichten Darstellungen einzelner Wissensgebiete bekannt ist, sondern auch in die Problemwerkstätten hineingeschaut hat, weiß, daß außer den praktischen Ergebnissen der Wissenschaft auch noch ein sehr merkwürdiges Weiteres zu verzeichnen ist: die Wissenschaft enthüllt uns eigentlich erst die ganze ungeheure Räthselhaftigkeit der Welt, sie weist das, was uns selbstverständlich schien, als größtes Wunder und Räthsel nach und giebt uns die Gewißheit, daß des Forschens nie ein Ende sein wird.

Ohne also den Skeptikern und Orthodoxen irgend Etwas zu Willen gesagt haben zu wollen, müssen wir doch auch bei dem grandiosesten Wissen ein heiteres, geheimes Lachen in einem allergeheimsten Gehirnkämmerchen nicht vergessen. Wir müssen auch noch über unsere Weisheit lachen können. Was immer wir gegen das Fortleben nach dem Tode bewiesen haben, wie sehr wir nicht einmal wünschen, fortleben zu müssen, haben wir doch, gewissenhaft wissenschaftlich betrachtet, kein Recht, von der Unmöglichkeit dessen, was gläubige Herzen erfüllt, mit Zuversicht zu sprechen. Selbst der Gottesleugner und Antichrist Nietzsche, der übrigens ein besserer Christ ist, als

man sich träumen läßt, spottet einmal der Phrasen von strenger Wissenschaftlichkeit, indem er sagt, daß ein streng wissenschaftliches Gewissen ein „Abgrund" sein müsse. Aehnliches faßt Platen in die Worte:

„Manchen Flug wagt menschliches Wissen, das doch
kaum ein Blatt aufschlägt in dem Buche des Weltalls."

Besehen wir jedoch die Seele noch etwas länger im Lichte der Sprache. Wir haben gesagt, daß die Seele materiell genommen ein Nichts, ein absolutes Nichts ist. Wir bitten den Leser, hier einen Augenblick inne zu halten und einmal darüber nachzudenken. Es giebt Professoren, die auf der Höhe der psychologischen Wissenschaft stehen und gleichwohl sich nicht ganz klar über das Wesen der geistigen Vorgänge als an sich immaterieller geworden zu sein scheinen.

Wir wollen dies an einem Beispiel erläutern.

Die Gegenstände, die wir sehen, stehen bekanntlich in dem kleinen Netzhautbildchen des Auges auf dem Kopfe. Nun hat man sich, d. h. große Gelehrte haben sich mit der Frage gequält: Wie kommt es denn, daß wir die Gegenstände aufrecht sehen, während sie auf der Netzhaut umgekehrt erscheinen? Allen Ernstes hat man dazu Theorien ersonnen, um diese unschuldige Thatsache zu erklären. Die Netzhaut ist aber doch nicht der Geist, und selbst wenn das Netzhautbildchen mit seinen umgestülpten Gegenständen auch noch die Sehnerven entlang bis in den „Sitz" der Seele, immer mit kopfgestellten Gegenständen, rutschte, so ist doch damit noch lange nicht gesagt, daß auch „die Seele" gleichsam einen Abdruck des verkehrten Netzhautbildchens in sich aufnähme und nachträglich erst das Bild umdrehen müßte. Für so grobe Auffassung hätte man immer noch die Erklärung übrig, daß das Netzhautbildchen eben unterwegs auf der Nervenbahn sich vom Kopf auf die Beine zu stellen alle Zeit habe. Aber die Seele ist ja doch nicht wieder etwas Materielles wie das Netzhautbildchen, sie nimmt keine Abdrücke oder Bilder in sich auf in dem Sinne, wie eine Wachstafel oder ein Spiegel Abdrücke, beziehungsweise Bilder aufnimmt. Mag das Netzhautbildchen hundertmal auf dem Kopfe stehen, wer sich mit der Frage befaßt, wieso die Seele die Gegenstände aufrecht sehe, der ist sich über den Trug der Sprache, über ihr Gleichnißreden noch nicht klar geworden.

Untersuchen wir einmal den Trug der Sprache, der hier den Naturforschern zu schaffen macht.

Die Sprache ist etwas Gewordenes. Wie beim Schreiben sich die Zunge mitbewegt, so waren die körperlichen Bewegungen und inneren Erregungen des Thiermenschen von einzelnen Lauten begleitet, welche das Material wurden, aus dem die Sprache entstand. Sie entwickelte sich aber am Leitfaden der concreten, sinnfälligen Außenwelt und hatte zunächst nur Worte für concrete Dinge und Erscheinungen an diesen Dingen. Wollte

der Mensch aber das innere geistige Geschehen zum Ausdruck bringen, so gebrauchte er dafür Bilder und Gleichnisse aus der sinnfälligen Außenwelt. So ist die Sprache für den Sprachkenner fast durchweg Bildersprache, und Wörtchen, denen man es durchaus nicht ansieht, entpuppen sich als verblaßte Bilder. Wer denkt bei „wenig“ noch an „Weinen“, von dem es abgeleitet ist, oder bei „ähnlich“ an die Bestandtheile „ähn“ = ein, „lich“ = lîka, ähnlich = ein (und denselben) Körper (habend)? Ein starkes Beispiel von der Bilderhaftigkeit und Gleichnißrederei der Sprache ist folgender Satz: „Der Vortrag war wässrig, trocken und durchaus nicht fließend.

So redet man auch vom „Lichte“ oder von der „Nacht“ des Geistes, der Geist „erfaßt“ und „begreift“, wie eine Hand einen Gegenstand faßt und greift, der Geist „versteht“ Etwas, als ob er Beine hätte, er „bedappelt“, wie es in Frankfurter Mundart anstatt er „betappt“ es, heißt. Dieselben bildlichen Ausdrücke und Metaphern finden wir in der Sprache der Römer, Griechen und Juden. Auch mit einem Spiegel oder mit einer Schreibtafel aus Wachs hat man schon im Alterthum die Seele verglichen, oder auch mit einem Taubenschlage, wie wir neuerdings von Gehirnkammern reden.

Wohl hat nun die Seele Aehnlichkeit mit einem Lichte oder einer Hand oder einem Spiegel oder einer Schreibtafel. Was heißt aber ähnlich? Wenn die Seele erkennt, so leuchtet sie weder, noch erfaßt oder begreift sie, noch spiegelt sie, noch nimmt sie „Eindrücke“ in sich auf, wie die Wachstafel es thut!

Man hat aber das Bild für die Sache genommen und sich nun vom Alterthum bis auf unsere Tage mit der absurden Frage gequält: Wie kommen wir dazu, uns selber zu erkennen? Wie wissen wir von uns selber? Woher kommt das Selbstbewußtsein? Eine Hand greift doch nicht, und ein Licht erleuchtet doch nicht sich selber! So erfaßt, begreift, erleuchtet doch auch der Verstand nicht sich selber, mithin erkennt der Geist wohl, was außer ihm ist, aber nicht erkennt er sich, den Erkenner!

Die ganze Frage fällt in sich zusammen, sobald man sich klar darüber wird, daß „Erfassen, Begreifen, Erleuchten, Spiegeln“ u. s. w. nur bildliche Ausdrücke für das geistige Geschehen sind, keineswegs aber dasselbe genau wiedergeben. Vermöge der Unvollkommenheit der Sprache sind wir ganz außer Stande, das geistige Geschehen anders als durch metaphorische, bildliche, übertragene Ausdrücke zu erfassen. Wir sind auf Gleichnisse angewiesen, wo wir den Sachverhalt benennen möchten. Alle Gleichnisse aber hinken. Kein Wunder, wenn die Sprache uns dann selber in die Irre führt und zu Fragestellungen verleitet, wo Nichts zu fragen ist. Daß wir von uns selber wissen, daran ist gar Nichts zu erklären, das müssen wir als gegebene Thatsache hinnehmen. Wenn wir uns selbst erkennen, oder wenn wir uns unsrer bewußt werden, so „erfassen“ und „be-

greifen" wir uns nicht in dem Sinne, oder vielmehr Un-Sinne, wie die Hand sich selber erfaßt, was sie natürlich nicht kann, sondern wir wissen einfach von uns, ohne daß es noch Etwas zu fragen gäbe. Die ganze selbstgemachte Schwierigkeit entstand blos aus dem Trug der Sprache, welche die Seele verdinglicht und das Erkennen mit der greifenden und fassenden Thätigkeit der Hand grob verwechselt hat.

Wie man sieht, gelangt man an der Hand der Sprache zu Aufschlüssen über das Wesen der Seele, wie sie die Naturwissenschaft nicht bietet. Zu bedauern ist, daß das Interesse für Sprachgeschichte nicht in so weite Kreise gedrungen ist, wie die Vorliebe für Naturgeschichte. Und doch sagt der Sinologe Professor von der Gabelentz mit Recht: „Mit den Begriffen der Entwickelung, der Artentheilung u. s. w. haben wir Sprachforscher hantirt, lange ehe man Etwas von Darwin wußte, und Uebergangsformen wußten wir zu Tausenden aufzuweisen, lange vor der Entdeckung des fossilen Hipparion und des Archäopteryx. Bei den Naturforschern brauchen wir also vorläufig nicht zu Tische zu gehen."





Gedichte.

Von

Antonia Konstantin.

— Breslau. —

Schmerz der Liebe.

Du wähntest, Liebe komme ohne Schmerz,
Und kam sie so — sie floh, wie sie gekommen.
Und öde ließ zurücke sie Dein Herz,
Bis sie des Leidens Zoll von ihm genommen.

Dann naht sie wieder in dem Strahlenkleid,
Dann kommen tiefe, selig-stille Wonnen,
Dann öffne Du Dein krankes Herze weit:
In ihrem Glanz wird es gesund sich sonnen!

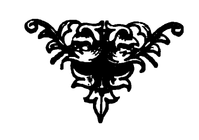
An einem Marmorgrabe.

Im Abendschein liegen die Berge,
Herbstsonne fällt leuchtend darauf,
Und all meine frühen Träume,
Schmerzzuckend wachen sie auf.

Ich wollte, sie lägen begraben
In ewigem Dämmerschein
Unter schwerem Marmorgetäfel —
Und kein Weckstrahl je fiele hinein.

Vierzeile.

Es liegt ein röthlicher Schimmer
Ueber der Abendwelt;
So glühende Herbstesstimmung
In reifende Seelen fällt.





Einsam.

Von

Juhani Aho*).

(Schluß.)

IV.



C'est fini, monsieur?"

„Oui, madame."

„Pas de café, pas de cognac?"

„S'il vous plaît, madame."

„Vous avez l'air bien triste, monsieur."

„Non, madame, au contraire."

Ich sitze in einem kleinen Restaurant am Boulevard de Clichy und habe soeben mein Diner beendet.

Der Raum ist länglich, und die Ausgangsthür führt direct auf den Boulevard. An der Thür steht ein Zinktisch, hinter welchem der Wirth in Hemdsärmeln den Arbeitern und Droschkenkutschern, die kommen und gehen, unabläßig kleine Gläser vollschenkt. An den andern Wänden stehen lederne Sophas und davor Marmortische mit eisernen Füßen, an denen sich Fuhrleute in rothen Westen niedergelassen haben, kräftige, wettergebräunte Gestalten, die essen oder ein lautes, ununterbrochenes Gespräch bei ihren schwarzen Kaffeegläsern führen. Ihre blanken, lederbezogenen Cylinder hängen an den Riegeln über ihren Köpfen, und dort hängen auch ihre Paletots und Regenröcke. In einer Ecke ragt ein Bündel langer, dünner Peitschen auf.

Jedes Mal, wenn sich die Thür öffnet und ein Kutscher, der die ganze Thüröffnung einnimmt, hereintritt, bringt er eine Menge Boulevard-Lärm mit herein, dieses nimmer aufhörende Gebrause einer großen Stadt, die gellen Rufe der Straßenverkäufer, die Hufschläge der Pferde auf das Holzpflaster, das Knallen der Peitschen und den Ton aus den Hörnern der vorüberfahrenden Pferdebahnen.

---

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Finnischen von Mathilde Mann-Altona.

Es ist ganz eigenthümlich, wenn ich bedenke, daß ich jetzt hier sitze und dies Alles höre und sehe, und daß dies Alles neben mir und um mich herum lebt und vor sich geht. Ich? Ja freilich, ich, der ich durch die Luft flog und ganz zufällig in dieser Ecke von Paris niederfiel und hier blieb.

Ich befinde mich in diesem Augenblick sogar sehr gut. Ich habe vollständige Ruhe, Niemand stört mich oder redet mich an. Die fremden Gesichter der neuen Umgebungen, das ununterbrochene Gesumme der fremden Sprache — das Alles hält mich doch so sehr in Athem, daß die Gedanken keine Zeit haben, vollständig zu erstarren. Ich bringe gewöhnlich zwei bis drei Stunden hier zu, meinen Kaffee und Cognac schlürfend, langsam meine Cigarette rauchend und eine Zeitung lesend, um die Zeit todtzuschlagen.

Aber sobald ich auf den Boulevard hinauskomme, wo sich ein ununterbrochener Strom von Menschen bewegt, wo frohe, melodische Frauenstimmen an mein Ohr dringen, und wo eine Kutsche nach der anderen in unaufhaltsamer Reihenfolge dahinrollt, im Schein der Gasflammen glänzend und mit den brennenden Wagenlaternen, die wie schimmernde Perlen auf einem rinnenden Flusse aussehen, da bemächtigt sich des Gemüths abermals dieser alte, ewige Kummer, der jeden Tag um dieselbe Zeit und an demselben Fleck wiederkehrt. Ich habe nicht einen einzigen Bekannten, zu dem ich gehen könnte, ich habe keine Lust, in meine Wohnung zurückzukehren, wo es noch einsamer ist, und da lande ich denn, gleichgiltig vorwärts wandernd, in dem gewöhnlichen Café.

Dort verbringe ich einige Stunden, indem ich die Zeitungen durchblättere, den Billardspielern zuschaue und einen Brief schreibe.

Dies Mal bin ich mit einem langen Brief an Annas Bruder beschäftigt, und ich habe bereits mehrere Seiten geschrieben.

Wir Beide haben gemeinsam viele Stimmungen und viele Gefühle durchlebt. Wir kennen die geringsten Wandlungen in unseren Charakteren. Der Eine hat die Liebesgeschichten des Anderen mit durchgemacht, und wir haben uns gegenseitig bei unseren Abenteuern geholfen. Wenn dann so Etwas vorüber war, hatten wir die Schlußrechnung gezogen und den Gewinnst getheilt, d. h. unsere psychologischen Bemerkungen und Erfahrungen. Bis in's geringste Detail suchten wir das Seelenphänomen in uns zu erforschen und bauten mit dessen Hilfe ein psychologisches System für die Liebe und das Leben überhaupt auf.

Ich schrieb ihm jetzt, um ihm eine kurze Schilderung meines Zustandes seit der Trennung zu geben. Vielleicht hatte ich auch noch einen anderen Grund zu meinem Schreiben. Wenn ich durchlas, was ich während der vorhergehenden Abende geschrieben hatte, erschien es mir, als sei es darauf berechnet, von Andern als von ihm allein gelesen zu werden.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ich hätte nie im Leben geglaubt, daß das Ausland den Eindruck auf mich machen würde, den es mir gemacht hat. Ganz anders hatte ich mir die Reise hierher, diese Stadt und mein Leben in derselben vorgestellt. Oder richtiger, ich hatte geglaubt, selber anders zu sein. Denn Alles ist ja so, wie unsere Stimmung es macht.

Das Verhältniß zu dem anderen Geschlecht bestimmt, wie sich unsere Umgebung in unseren Augen ausnimmt. Selbst in den Zeiten, wo eine Art Waffenstillstand eingetreten ist, ein Interregnum in der Liebe, wo wir nicht unmittelbar unter ihrem Einfluß stehen, selbst da lenkt sie uns durch die Erinnerung an vergangene Ereignisse oder Hoffnungen für die Zukunft. Du entsinnst Dich wohl, wie in vergangenen Tagen, als wir noch glücklich, sorglos und sicher waren, wir uns trotzdem darauf ertappen konnten, daß wir in die Weite hinausstarrten, und daß dann der Eine oder der Andere einem plötzlich erwachten Gedanken Worte verlieh: ‚Jetzt fehlt uns Nichts mehr als ein Mädchen, in deren Gesellschaft man diese herrliche Landschaft genießen könnte!‘ Und dann konnten wir Beide in Gedanken versinken und lange schweigend dasitzen und unklaren, melancholischen Phantasien nachhängen. Wenn eine Frau auf diese Weise aus weiter Entfernung wirkt, um wieviel mehr muß das nicht der Fall sein, wenn man sich mit ihr verlobt hat! Da verleiht sie Allem, was wir anschauen und worin wir leben, seine eigene Färbung. Für mich wenigstens giebt es keinen Zug, keinen Menschen, an dem nicht irgend Etwas von der Frau hängt, die damals den Inhalt meines Lebens ausmachte. Wenn ich dieselben Menschen wiedersehe, sind sie mir sympathisch oder unsympathisch, erregen Freude oder Kummer in mir, je nachdem meine Gefühle waren, als ich sie das erste Mal gesehen. Durch sich selbst und um ihrer selbst willen haben äußere Verhältnisse niemals Eindrücke auf mich gemacht, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Zeugen der Freuden und Sorgen meines Herzens. So ist es bisher gewesen, und so ist es vielleicht in erhöhtem Grade jetzt. Der Eindruck, den das Ausland auf mich macht, ist nicht ein Product meiner eigenen, zufälligen Stimmung. Ich glaube, es wird Dich interessiren, wenn ich Dir das an einigen Einzelheiten erkläre.

Obwohl wir nicht darüber gesprochen haben, wirst Du sicher wissen, in welchem Gemüthszustande ich die Heimat verließ. Anna hat es Dir wohl erzählt. An und für sich liegt ja nichts Neues darin, daß ein Mann von meinem Alter sich in ein junges Mädchen von dem ihrigen verliebt. Aber ich wußte nicht im Voraus, wozu sich diese meine Gefühle gestalten würden. Es sieht so aus, als wenn meine Gefühle, jetzt wo ich ein gewisses Alter erreicht und alle Entwickelungsstadien durchgemacht habe, ihren Kreislauf auf's Neue beginnen sollten, gleich dem Saft gewisser Bäume die während eines langanhaltenden Herbstes gleichsam aus Versehen zwei Mal blühen. Während des letzten Sommers wallten in mir alle die scheuen kindlichen Gefühle wieder auf, die ich abgestreift zu haben glaubte,

als ich zum ersten Mal verliebt gewesen war. Dies kleine Mädchen, das ich beinahe auf dem Schooß gehabt und auf meinen Armen getragen habe, und das ich bisher wie ein Kind behandelt hatte, — in ihrer Nähe war ich verschämt wie ein Schulknabe, der zum ersten Mal vor seinem Ideal steht. Ich verliebte mich in sie, als wäre sie meine erste Liebe gewesen.

Ich glaubte, ich könnte meine Liebe abstreifen und sie in der Heimat zurücklassen, wie ich alles Andere zurückließ. Aber sie kam mit, sie begleitete mich auf meiner Reise, und während der ersten Wochen meines Hierseins war ich vollkommen in ihrer Gewalt, wie Du bald sehen wirst. Ich versuchte dagegen zu kämpfen, weil sie mich so unsagbar peinigte, und die Luft des Auslandes trug mit ihren neuen Eindrücken auch das ihre dazu bei, meine Vergangenheit verdunsten zu lassen. Aber meine Gefühle setzten sich zur Wehr, und die Vergangenheit wollte nicht verdunsten. Deswegen ist fast jeder Ort, den ich besucht, jede neue Straße, die ich durchwandert, jedes Café, in dem ich gesessen habe, eine Erinnerung an diesen Kampf.

Wahrscheinlich ist es auch eine Folge dieses inneren Streites, daß ich alle diese Plätze so klar und scharf vor mir sehe, sie haben sich auch in mein Gemüth abgedrückt wie ein scharfes neues Cliché auf ein weißes Stück Papier. Jedes Mal, wenn sich ein neues, frisches Bild in meine Gedanken drängt und durch seine Neuheit meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, glaube ich die Vergangenheit glücklich überwunden zu haben. Wenn sich dann aber die Stimmung plötzlich verändert, wenn das Licht aus einer anderen Richtung fällt und das Bild sich dem Tage zuwendet, so entdecke ich irgendwo auf dem Grunde ein klares Wasserzeichen, das durch alles Andere hindurchschimmert. Das kann nicht verschwinden, kann nicht verblassen, nicht verfälscht werden. Es zeigt ihre Conturen, ein schönes, feines Profil und eine sich ringelnde Locke am Ohr. —

Wenn ich des Morgens meine Wohnung verlasse und die Straße hinab wandere, die zum Boulevard führt, so kann ich nicht umhin, mich für einen Augenblick von dem Leben um mich her angeregt zu fühlen. Die Kleinhändler haben ihre Waarentische auf den Trottoirs aufgeschlagen, und zwischen den hohen Steinmauern sind Früchte und frische, eben angekommene Gemüse aufgestapelt gleich dem Schaum des Gießbaches, der zwischen engen Felswänden dahinbraust. Die Verkäufer schreien aus vollem Halse, und an ihnen vorüber strömen die Käufer, meistens Frauen im Morgencostüm, barhäuptig, ein kleines Tuch über den Schultern. Auf der Schwelle seiner Thür steht der Schlächter mit seiner weißen Schürze, und im Fenster des Bäckers erblickt man einen ganzen Stapel prächtigen Weizenbrotes, lang und dick wie ein Stück Birkenholz. Daneben schimmert durch das Fenster ein kleiner Zinktisch, und vor demselben steht eine Schaar in Blousen gekleideter Männer, eine Reihe kleiner Gläser vor sich, aus welchen sie stehenden Fußes ihren gelblich grünen Absynth trinken. Ein Haufen Schulknaben in

Uniform, die Bücher unter'm Arm, rufen und schreien um die Wette mit dem Kutscher eines großen Frachtwagens, dessen Pferde mit den Hufen Funken aus dem Pflaster schlagen und sich vergebens bemühen, die schwere Last in Bewegung zu setzen. Fast jeden Morgen begegnet mir ein blinder Greis, der, eine Büchse in der Hand, auf Almosen wartet und die Vorübergehenden mit erloschenen Augen anstarrt. Vor dem Fenster des Papierhändlers stehen stets Leute, welche die Witzblätter betrachten. Die Straße endet in einem kleinen Markt, auf dessen Mitte eine Statue steht, und auf dessen einer Seite eine lange Reihe von Droschken mit ihren glänzenden, schwarzen Vordecken hält. Die Hörner der Pferdebahn ertönen, und der mit zwei weißen Pferden bespannte Wagen drängt sich durch die Straßenmündung. Er ist auf dem Wege nach der Ausstellung; ich eile auf ihn zu, um noch einen Platz zu erhaschen.

Während wir uns vorwärts bewegen, sehe ich durch das Fenster eine Pariser Ansicht nach der anderen an mir vorüberfliegen. Cafés, in deren Fenstern und großen Wandspiegeln die Straße mit den Menschen, die Pferdebahn und das Treiben des Boulevards sich abspiegelt. Wände, mit Riesenbuchstaben bedeckt. Bunte Zeitungskioske. Die Pferdebahnhaltestelle, wo ein schwarzer Haufe von Menschen wartet, die Alle mitwollen. Der ernsthafte Schutzmann, der an der Ecke auf Wache steht. Ein neuer, offener Platz, in dessen Mitte ein Springbrunnen steht. Plötzlich ein neuer Boulevard, schwarz von Menschen und Fuhrwerken, die in einer fernen Perspective rasseln und verschwinden. Und überall diese gewaltigen steinernen Häuser, gleich in einen Berg gehauenen Tempeln emporragend, einfach und ehrfurchtgebietend, mit eisernen Balkons geschmückt, einer graugekleideten Frau ähnelnd, die einen durchbrochenen Schleier um die Achseln trägt.

Mir gerade gegenüber sitzt eine Pariserin, graziös und gemächlich. Sie ist wie ein Spielzeug, das aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und mit seinem schärfsten Messer geschnitten ist; das Material ist von seinem saftigsten, frischesten Holz genommen. Neben ihr sitzt ein älterer Herr, das Band der Ehrenlegion im Knopfloch und einen glänzenden Cylinderhut auf dem Kopf. Wie geschickt sie sich durch den schmalen Gang bewegt, an den Knieen der Anderen vorüber. Sie erscheint mir wie ein Vogel, der durch das Laubwerk schlüpft, ohne auch nur eine Feder in Unordnung zu bringen. Ich machte ihr Platz, indem ich meine Füße zurückziehe, und als Dank dafür ertönt von ihren Lippen ein leises „pardon“. Sie hüpft auf die Straße hinab, steigt auf das Asphalttrottoir, spannt ihren Sonnenschirm auf und steckt ihre behandschuhte Hand unter den Arm ihres Mannes.

Und mehr bedarf es nicht. Wie mit einem Schlage steht Alles vor meiner Seele, ich werde trübe und traurig gestimmt. Und so geht es fast jeden Tag in Folge irgend einer Veranlassung.

Die Ausstellung macht immer wieder einen großartigen Eindruck auf mich, sobald ich von den Trocadero-Colonnaden das Marsfeld überschaue. In der Mitte erhebt sich der Eiffelthurm wie eine Wüstentanne mit einem Büschel an der Spitze, im Sonnenschein glänzen die vergoldeten Kuppeln der Ausstellungsgebäude, welche jubelnd aufwärtsstrebende Statuen krönen. Unwillkürlich fängt das Blut an, schneller durch die Adern zu fließen, wenn man auf die eiserne Brücke herabkommt, unter der die Seine dahinfließt, und durch deren Brückenbogen kleine Dampfboote voller Menschen gleich Schwalben hindurchgleiten. Und als ich mich unter dem Eiffelthurm, zwischen den Beinen dieses eisernen Riesen befinde, habe ich in dem Augenblick keinen Gedanken für etwas Anderes, als zu sehen und zu bewundern. Wenn ich dann später in den Straßen und Gängen dieser Wunderstadt umherwandere, von Palast zu Palast, deren Giebel vollständige Kunstwerke, deren Thore Skulpturen, deren Wände Gemälde sind, während die Kostbarkeiten aller Erdtheile die Räume anfüllen, so löse ich mich vollständig los von meinem eigenen Ich und kann kaum glauben, daß ich es bin, der hier umherwandert, den ein jeder Schritt in einen neuen Welttheil versetzt. Oder wenn ich mich in der Maschinenhalle befinde, unter deren himmelhohem Glasdach man sich wie in einer Schmiede befindet, wo alle Arme des Jahrhunderts sich spannen, wo alle diese Hämmer pochen, wo uns Dampf, Gas und Elektricität umströmen, da werde ich ganz verwirrt, ganz betäubt von diesem Getöse, das gleichsam unter der Erde entsteht, mich durchdringt und jede Ader in mir elektrisirt. Eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt sich des Körpers, als ob in jedem Nerv ein elektrischer Funke säße. Wenn dann bei Hereinbruch des Abends die beleuchteten Springbrunnen ihre Farbensymphonie zu spielen beginnen und der ganze Eiffelthurm zu einer einzigen rothen Feuersäule wird, so ergreift auch mich der allgemeine Jubel, und ich stimme mit ein in die Hurrahrufe, die vor diesem Opferaltar erschallen, der angezündet zu sein scheint, um den Göttern zu trotzen und die Kraft der Menschen zu verherrlichen.

Aber dann brauche ich nur in einer etwas entlegenen Ecke eines der vielen Cafés an einem einsamen, kleinen Tisch zu stranden. Das Getöse von dem Centrum des Ausstellungsplatzes dringt nur schwach bis hierher, und das Licht, das ihm entströmt, liegt gleich einem leuchtenden Nebel über den Baumwipfeln. Hier ist freilich auch illuminirt, an den Zweigen der Bäume wachsen runde, rothe Laternen gleich großen Kirschen, und von Zeit zu Zeit werden bengalische Flammen in den Büschen abgebrannt, bald einen gelben, bald einen blauen Schein über das Laubwerk, über die Wände des Pavillons und über die Menschen werfend, die auf den grünen Rasenplätzen lustwandeln. Es liegt etwas Ländliches über dem Ganzen, Etwas, das an die Volksfeste daheim erinnert. Und Melancholie und Mißstimmung steigen in mir auf, und mein Gemüthszustand ist wieder ganz der alte. Ich habe Alles satt, was ich gesehen, und es hat Alles

keinen Werth mehr für mich. Dieser Thurm ist ein unnützes Gaukelbild, das von dem Streben der Menschen zeugt, und alle diese Einrichtungen sind Spielzeuge für große Kinder. Diese Zehntausende von Menschen, die an den leuchtenden Fontainen um Stühle kämpfen, sind alle mit einander Narren. Ich betrachte ihren Enthusiasmus ungefähr von demselben Standpunkt, von dem aus die Pietisten alle weltlichen Vergnügungen beurtheilen. Alles ist vergänglich, nach wenigen Monaten ist von all' Diesem Nichts mehr übrig als ein grinsender Steinhaufen. Und deswegen hat man die ganze Welt in Bewegung gesetzt! Die Gegenwart ist Humbug, Nichts als Humbug! — — Aber ich fühle es, daß mein Urtheil ganz anders ausfallen würde, wenn sie hier wäre, wenn ich sie überall hinführen könnte, wenn wir gemeinsam Alles beschauen könnten: Da wollte ich genießen, bewundern, mich begeistern!

Einmal kam ich in der Ausstellung zu einer ungarischen Restauration, wo ein Streichorchester spielt und wo echter Steppenwein geschenkt wird. In der Musik ist Gluth und südländische Sonne und im Wein ein Geschmack von unverfälschten Trauben. Die Musikanten tragen Nationalcostüme, es sind schwarzäugige Männer mit dicken, aufwärts gestrichenen Schnurrbärten. Der Dirigent spielt mit und steht, während er spielt. Die Töne, die sein Bogen dem Instrument entlockt, steigen und fallen leidenschaftlich, er biegt den Körper zurück, und die Perlen an seinem Gewande flimmern. Seine Augen glänzen in dem elektrischen Licht, und scherzend wirft er bald dieser, bald jener Dame, die in seiner Nähe sitzt, herausfordernde Blicke zu. Man wirft ihm Blumen auf die Estrade; das Publicum folgt seinem Spiel und vertieft sich in die Gefühle, welchen die Violinen Ausdruck verleihen.

Hie und da streckt sich eine Hand aus, ein Kopf und ein Fuß wiegen sich im Tact mit der Musik. Auch ich begeistere mich, mir wird leicht und froh um's Herz. Aber plötzlich verstummen die Violinen, und die Musik hört auf. Nur vom andern Ende des Saales ertönt das Geklirr von Münzen, die der Kellner einem der Gäste in die Hand fallen läßt. Der Bogen des Dirigenten hat mitten im Spiel inne gehalten, die Spitze ist hoch erhoben, und die Hand berührt das Ohr. Und als er sie langsam, kaum sichtbar, herabgleiten läßt, da hat der Ton der Violine sich verändert. Er ist tieftraurig geworden; erst klagt er, dann weint er, gleich einem vergessenen Sehnen, das jetzt wieder in der Erinnerung erwacht ist. Seine Züge sind ernsthaft geworden, sein Blick schweift jetzt über die Köpfe der Menge hinweg, an einer Linie entlang, die vielleicht bis zu der Laterne dort über der Thür führt, die mir aber weithinaus zu schweben scheint, über die weite Steppe nach einem fernen Horizont, hinter dem die Abendsonne seines eigenen Landes untergeht.

Weit, weit weg, dort in der Ferne liegt auch meines melancholischen Vaterlandes Horizont, der Nordwind legt sich zur Ruh', die Wellen plätschern gegen die Seiten des Bootes, das Segel hängt schlaff herab, und Anna sitzt

im Vordersteven, den Rücken mir zugewandt, leise eine Melodie vor sich hinsummend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier hörte ich gestern auf. Ich will nicht mehr über die stets einförmigen Wandlungen meiner Stimmungen reden. Wenn man eine Welle gesehen hat, kennt man die folgende. Bald spiegeln sie das tiefe Blau des Himmels wieder, bald sind ihre Kämme von weißem Schaum gekrönt. Sie schwellen eine Weile an, lassen dann nach, wenn der Wind sich legt, und begeben sich schließlich ganz zur Ruhe.

Ich glaube, ja, ich bin ganz sicher, daß der Wogenschwall meines Herzens sich bald zur Ruhe legen wird. Ich habe angefangen, in der Bibliothek zu arbeiten, und habe nicht mehr so viel Zeit, mich selber zu beobachten, wie im Anfang. Und dazu kommt, daß die Umgebung, dieser Pariser Himmel sich tiefer in meine Sinne einprägt, neue Wünsche, neues Sehnen mit sich bringend. Wenn ich zum Beispiel des Abends an den großen Boulevards entlang wandere, wo alle Welt so sorglos durcheinander strömt, heiter und leichtsinnig, als sei das ganze Leben ein Spiel, so bekomme auch ich Lust, mich den Anderen zuzugesellen. Was sollte mich auch im Grunde hindern, so einen der leichten, flatternden Straßenschmetterlinge unter den Arm zu nehmen, die in Sammet und Seide strotzen und mit einer fast unschuldigen Miene den Kopf in den Nacken werfen und alle Vorurtheile der Welt verlachen: Sollte nicht ein solches Wesen im Stande sein, mich die Vergangenheit vergessen zu machen, alle die alten Wunden zu heilen? Sollte es nicht das Wasserzeichen verdunkeln können, indem es selber an seine Stelle träte? Weshalb lasse ich mich nicht von demselben Wirbel mit fortreißen? Weshalb setze ich mich nicht in eines dieser Cafés, wo sich die schwarzen Cylinderhüte der Herren und die hellen Kleider der Damen mit einander vermischen?

So denke ich, aber trotzdem stehe ich da und bleibe ganz der Alte, der ich immer gewesen. Ich mache nicht die geringste Abweichung, sondern wandere stets dieselben Straßen heimwärts, und ich freue mich, daß ich es gethan habe."

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich den Brief in das Couvert steckte, hatte ich ein Gefühl, daß das, was ich über das baldige Ende meiner Liebe gesagt hatte, nicht ganz wahr sei. Während die Feder über das Papier glitt, war es mir freilich selber so vorgekommen, aber diesen Gedanken kreuzte ein anderer. Ich glaubte, es sei nur eine zufällige Stimmung, die jeden Augenblick mit einer anderen vertauscht werden könne. Und das geschah auch so bald, daß ich schon im selben Augenblick die Hoffnung faßte, daß aus meinem Brief gerade das hervorgehen würde, was ich hatte verbergen wollen. Wenn Annas Bruder den Brief liest, wird er zweifelsohne zu seiner Mutter sagen: „Man sieht deutlich, daß er noch nicht frei ist, daß er sie noch immer

liebt.“ Was aber wird Anna sagen? Natürlich wird der Bruder es so einrichten, daß sie den Brief liest. Und wenn sie ihn liest, welchen Eindruck wird er auf sie machen?

Als ich über dies Alles nachdachte, begann die Hoffnung wieder in mir zu keimen. Gleich den Strahlen einer aufgehenden Sonne schien mir die eine Möglichkeit nach der anderen am Horizont zu erglühen, und ich fing an, mir einzubilden, daß mein Brief möglicherweise noch Alles würde verändern können. Wenn ich mir die Sache recht überlegte, mußte ich zu dem Resultat kommen, daß ja Anna die wirkliche Tiefe meiner Gefühle noch nicht kannte. Das Ganze war so plötzlich über sie gekommen. Ich hatte ja nicht einmal ernsthaft und ruhig mit ihr gesprochen. Nach meiner Abreise hatte sie vielleicht angefangen zu grübeln, meiner mit wärmeren Gefühlen zu gedenken. Mit der ganzen Erbärmlichkeit eines Verliebten ließ ich sogar ihr Mitleid nicht aus meiner Berechnung und — das konnte ich mir nicht verhehlen — den Einfluß der Mutter und des Bruders. Hauptsächlich aber vertraute ich auf meinen Brief. Sie sollte daraus ersehen, wie bodenlos tief meine Liebe war, wie ich litt, wie unglücklich ich mich fühlte.

Mit ganz eigenartigen Empfindungen betrachtete ich den Brief, der dort vor mir auf dem Tische lag. Das Couvert war von feinstem französischen Papier. Es schien mir zu leben, es glich einem bleichen, sammetbeschwingten Schmetterling, der sich unbeweglich auf einem Blatte festgesetzt hat. Er bebt nicht einmal, aber sobald Du Dich näherst, fliegt er auf.

Ich kann es nicht über's Herz bringen, den Brief in die Tasche zu stecken, wo er zerknittert werden könnte. Ich lasse ihn vor mir liegen, bis ich mein Bier getrunken habe und meine Cigarette dazu geraucht habe. Im Nebenzimmer knallen die Billardkugeln. Die Kassirerin klirrt hinter dem Schenktisch mit dem Silber. In den Wandspiegeln schimmert eine lange Reihe von Gasflammen. Draußen auf dem Boulevard, an den Glasthüren vorüber, eilen unaufhörlich Spaziergänger, Wagen und Pferde.

Ich gehe hinaus. Vorsichtig halte ich den Brief in meiner Hand, und als ich ihn auf den Boden des Briefkastens fallen höre, zucke ich zusammen. Dann gehe ich langsam auf dem Asphalttrottoir nach Hause. Alle Cafés erstrahlen in hellem Lichterglanz, aus den Concertlocalen tönt Musik und Gesang. Durch die geöffneten Thüren und den blauen Tabaksqualm erblicke ich im Hintergrunde des Saales tanzende Damen in durchsichtigen Florgewändern. Ich beschleunige meinen Gang und sehe gerade vor mich hin, um den mir auf jedem Schritt begegnenden Frauen auszuweichen.

„Monsieur! dites donc, monsieur! Voulez-vous, monsieur?“

Ich schüttle sie unsanft von meinem Rockärmel ab und biege in meine eigene Straße ein. Dort ist es friedlich und still. Die Läden sind geschlossen, und nur noch der Kastanienverkäufer an der Straßenecke röstet seine Waare auf der knatternden Pfanne. Und vor mir her wandelt, mit

seiner Laterne am Boden suchend, der „Chiffonnier“, der Lumpensammler, dieser nächtliche Schakal von Paris, der Alles, was Andere in den Rinnsteinen hinterlassen haben, in den Kehrichtkorb auf seinem Rücken wirft.

Ich schelle, rufe dem Thürhüter meinen Namen zu und klettere nach meinem kleinen Zimmer im sechsten Stockwerk hinauf. Ich schließe mein Fenster und suche mit dem Blick die Finsterniß zu durchdringen. Ganz Paris liegt dort vor mir in die Dämmerung der Nacht gehüllt. Ich kann es jetzt nicht sehen, aber an dem Schein des elektrischen Lichts auf den Boulevards und an den in ungleicher Entfernung schimmernden Lichtern kann ich die Größe der Stadt ahnen. In meiner nächsten Umgebung ist nicht das geringste Geräusch zu vernehmen. Aber dort weiterhin ertönt eine ununterbrochene, warnende Stimme, gleichsam aus einem fernen Wasserfall aufsteigend, dessen Gebrause beim Herannahen des Abends durch die Tiefe der Wälder bis zu den auf den Höhen gelegenen Dörfern dringt. Es siedet, es kracht, es brüllt und wimmert, als wenn dort irgend Etwas von einem unaufhörlichen Schmerz gemartert würde. Ich höre diese Töne jeden Abend, ich kann nicht erklären, woher sie stammen. Einige freilich glaube ich wieder erkennen zu können. Das ist der Zug, der bei seiner Ankunft auf der nächsten Station pfeift. Das sind Menschenstimmen. Dort singt Jemand!

Lange, lange, weit über Mitternacht hinaus, liege ich noch wach. Ich vergesse, wo ich mich befinde, und bilde mir ein, daß ich daheim bin, in meines Vaters Haus, in der alten Giebelstube auf dem hohen Hügel, dort, wo ich in vergangenen Zeiten die Nächte bei meinen Büchern verbrachte und mich zum Examen vorbereitete. Meine Phantasie war voller Illusionen und Zukunftshoffnungen. Ich liebte und glaubte mich geliebt. Von meinem Fenster aus hatte ich, ebenso wie hier, eine weite Aussicht über eine Waldlandschaft, wo ich in der Ferne auf den Gipfeln der andern Höhen Feuer blinken sah. Im Hause war man zur Ruhe gegangen, und der Schall der letzten Schritte war verklungen. Aber die öde Haide hatte nicht aufgehört zu leben. Sie wachte die Nacht hindurch und entsandte stets dasselbe stille Sausen, dieselben nächtlichen Stimmen.

Ich entkleidete mich und begab mich zur Ruhe. Und in der Phantasie meiner Träume will es mir scheinen, als sei die Dunkelheit unter dem Fenster ein Wald, als sei es nur die Haide dort in der Heimat, welche sauste.

Die ganze Zeit, die zwischen diesen beiden Stunden liegt, scheint mir verschwunden zu sein. Ich bin jetzt noch derselbe, der ich damals war. Als Ziel meines Strebens erblicke ich dieselbe Hoffnung, und wie von einer sichern Möglichkeit träume ich von Zukunft, Heim und Glück. Und ich kann nicht mehr glauben, daß ich, so wie ich noch vor Kurzem befürchtete, wirklich dazu verurtheilt sein soll, beständig ein einsames, freudenloses Leben zu leben.

V.

Mehrere Wochen verbringe ich in dieser ruhigen Gemüthsverfassung. Es ist etwas Neues in mein Leben gekommen, das mich aufrecht hält — ich hoffe. Ich glaube schon fester an die Möglichkeit, daß mein Brief einen guten Eindruck gemacht haben kann. Während der Tage, wo ich noch keine Antwort erwarten kann, fühle ich mich beinahe glücklich. Ich weiß, daß mein Brief unterwegs ist, daß es der letzte Versuch ist, daß der letzte Wendepunkt bevorsteht, und daß dann Nichts mehr zu machen ist. Und ich versinke in die gleichgültige Sicherheit des Fatalisten.

Meine Arbeit, an die ich nun mit Ernst herangegangen bin, schreitet schnell vorwärts, und ich bringe fast den ganzen Tag in der Nationalbibliothek zu. Der tempelähnliche Friede, der dort herrscht, das durch das Dach fallende Licht, die gleichmäßige, milde Wärme, die ernsten Gelehrten mit ihren grübelnden Zügen, ihren vom Denken gefurchten Stirnen und ihrem grauen Haar — das Alles erfüllt mich mit Sicherheit und Gemüthsruhe, und die Hoffnungslosigkeit verkriecht sich in ihren Winkel.

Mag es kommen, wie es will, denke ich, ich muß mich in mein Schicksal finden. Mein Leben wird in Zukunft sehr einförmig werden, voraussichtlich ohne besondere Freude, aber auch ohne zehrenden Kummer. Und es scheint mir, als sei ich von den sonnigen Höhen meines Lebens zu dessen Ebenen hinabgestiegen.

Es ist jedenfalls eine nie erlöschende Hoffnung, die mir diese Ruhe eingeflößt hat. Denn je mehr Zeit vergeht, seit ich meinen Brief abgesandt habe, desto unruhiger und nervöser werde ich. Als zwei Wochen verflossen sind und keine Antwort gekommen ist, ist es mit mir aus. Ich gehe nicht mehr so regelmäßig auf die Bibliothek, und ich kann mich nicht von meiner Wohnung entfernen, ehe der Briefträger seine Runde gemacht hat, was ungefähr um drei Uhr geschieht. Und geschieht es doch einmal, so lasse ich plötzlich Alles stehen und liegen und kehre durch Wind und Regen und Schmutz schleunigst wieder heim.

Wenn ich komme, steht die Concierge gewöhnlich vor der Thür und betrachtet zum Zeitvertreib das Leben auf der Straße. Schon aus der Ferne suche ich aus ihren Zügen zu lesen, ob sie Etwas für mich hat. Ist dies der Fall, so muß sie ja, sobald sie mich sieht, in ihr Zimmer gehen. Aber vielleicht denkt sie nicht daran, und vielleicht ist doch ein Brief für mich da. Ich sage ihr mit meiner freundlichsten Stimme guten Tag. Sie beantwortet den Gruß ebenso freundlich, und ich schlüpfe an ihr vorüber in die Thür. Aber sie folgt mir nicht. Ich trockne meine Füße viel länger, als es nöthig ist, auf der Matte ab. Ich steige zwei, drei Stufen hinauf. Ich kann nicht weiter! Ich muß Gewißheit haben. Außerdem habe ich ja gar Nichts auf meinem Zimmer zu schaffen. Der ganze Tag geht mir verloren. Ich muß sie fragen.

„Rien, monsieur, rien!“

Jeden Tag dieselbe Antwort und dasselbe herzzerreißende, schnarrende „rien“, von dem sie nicht ahnt, wie schmerzlich es mich berührt. Es ist eine wohlwollende alte Frau, stets freundlich und artig. Aber trotzdem habe ich sie in Verdacht, daß sie mir ganz im Geheimen einen Streich spielt. Wer weiß, ob sie nicht mit Absicht meinen Brief zurückhält? Vielleicht meint sie, daß ich ihr zu wenig Trinkgeld gegeben habe, und will deshalb nicht damit herausrücken. Und gelegentlich stecke ich ihr ein Fünf-francsstück in die Hand.

Aber von dem Briefe höre ich trotzdem Nichts. Stets dieselbe Antwort:

„Rien, monsieur, rien!“

Eines Tages komme ich vom Frühstücke nach Hause. Ich habe es aufgegeben, den Brief zu erwarten, und frage nicht mehr danach. Ich bin schon im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, als die Concierge mir plötzlich nachruft:

„Voilà une lettre pour monsieur!“

Von Anna! — Ich fahre zusammen, als ich die Aufschrift erblicke. Sollte es möglich sein? Was hat dies zu bedeuten? Und der Gedanke jagt mich die Wendeltreppe hinauf, so daß ich das sechste Stockwerk in wenigen Sprüngen erreiche. Ich verliere den Athem, es schwindelt mir vor den Augen, so daß ich kaum den Schlüssel in das Schlüsselloch zu stecken vermag. Als ich endlich das Couvert öffne und ein Stück des Briefes in der Eile mit abreiße, sehe ich, daß der Bruder ihn geschrieben hat, und als ich die Aufschrift genauer untersuche, erkenne ich die Hand der Mutter!

Ich kann mich nicht entschließen, den Brief zu lesen. Ich wünsche fast, daß er noch nicht angekommen wäre, denn ich fürchte, daß er mich ganz aus meiner sicheren Bahn bringen wird. Eine unsichere, schwankende Hoffnung ist auf alle Fälle besser als eine vernichtete. Jetzt, wo ich den Brief einmal bekommen habe, könnte ich die Lectüre desselben bis morgen verschieben, ja bis auf Weiteres.

Wie ist die Aufschrift der Mutter auf das Couvert gekommen? Es ließ sich wohl so erklären, daß der Bruder seiner Gewohnheit gemäß den Brief abzugeben vergessen hatte. Er erwacht am Morgen, ist aber zu träge, um aufzustehen, und die Mutter sendet den Brief zur Post. Und daher trägt das Couvert ihre Handschrift, die derjenigen der Tochter ähnelt.

Aber einmal muß ich den Brief ja doch lesen. Vielleicht steht gar Nichts über die ganze Angelegenheit darin.

Der Bruder spricht die Hoffnung aus, daß ich es nicht übelnehmen werde, daß er der Mutter und Anna meinen Brief gezeigt hat. Die Mutter hätte Mitleid mit mir gehabt. Anna habe, nachdem sie den Brief gelesen, ihn, ohne ein Wort zu sagen, zurück gegeben, und seitdem wäre nicht mehr die Rede davon gewesen.

„Du möchtest sicher wissen, welchen Eindruck der Brief auf sie gemacht hat, und ich würde es Dir gern mittheilen, wenn ich es nur selber wüßte. Ich glaube auf alle Fälle, daß Du Nichts dadurch verloren hast, wenn Du auch Nichts gewonnen hast.

Uebrigens kann man ja niemals aus den Frauen klug werden. Und um aufrichtig zu sein, will ich Dir nur sagen, daß Anna einen Anbeter hat. Natürlich ist es ein Student, ein Grünschnabel. Sie haben sich auf dem Studentenball kennen gelernt, er hat sie aus dem Theater nach Hause begleitet, sie haben Costümtänze mit einander eingeübt und getanzt, und in mondhellen Nächten hat er ihr Serenaden gebracht. Natürlich ist sie sehr angenehm dadurch berührt. Wie tief ihre „Gefühle" gehen, kann ich wirklich nicht sagen. Es ist möglich, daß es zu einer Verlobung kommt, aber ebenso möglich ist es auch, daß Nichts daraus wird.

Vielleicht kann ich mich nicht ganz auf Deinen Standpunkt stellen, aber ganz unter uns gesagt, wundert es mich wirklich, daß Du Deine Liebe zu ihr so ernsthaft genommen hast. Deine Gefühle an und für sich kann ich sehr wohl verstehen. Es ist diese allgemeine Sehnsucht, diese Leere, die in unserem Alter so schwer, ja fast unmöglich zu ertragen ist. Sie treibt uns, Liebe und Hingebung, als die einzige Möglichkeit des Lebens zu suchen. Und je schneller man die Zeit unter den Füßen verrinnen fühlt, desto eifriger wird die Begier, auf einen festen Stein am Strande zu springen. Aber obwohl Anna ein prächtiges Mädchen ist, — vielleicht eins der besten, die ich kenne, — so ist sie ja doch nicht die Einzige in der Welt. Ich glaube durchaus nicht, daß es mit Dir aus ist, wenn Du sie nicht bekommst. Du sagst, daß so eine alte Junggesellenliebe der ersten Verliebtheit gleicht. Aber die Aehnlichkeit zeigt sich auch darin, daß man jedes Mal glaubt, es sei die letzte Neigung, obwohl dies keineswegs der Fall ist. Eines schönen Tages triffst Du ein ebenso angenehmes, vielleicht noch viel angenehmeres Mädchen. Männer, die auf unserm Entwicklungsstandpunkt stehen, müssen stets von ihren Forderungen ablassen, und wenn wir das thun, so giebt es schon Frauen genug für uns in der Welt.

Was mich selber anbetrifft, so stehe ich im Begriff, in den Winterhafen des Familienlebens einzulaufen. Denk Dir, daß ich seit einigen Tagen verlobt bin! Sie heißt Helmi und ist die Tochter eines Kaufmanns aus Uldåborg, nicht emancipirt, nicht besonders kenntnißreich, blond, starkgebaut, frisch und blühend, eine praktische Ostbottnierin, besucht keinen Fortbildungscursus, will nicht studiren, ist aber gewandt in Handarbeit und kam hierhier, um eine Kochschule durchzumachen. Mein scharfes Auge entdeckte ihre lange, blonde Flechte auf dem Studentenball, ich ließ mich ihr vorstellen und tanzte eine Française mit ihr. Wie Du weißt, bin ich sehr interessant mit meinem schmalen Schnurrbart und meinem leicht blasirten Aeußern. Alle Grünschnäbel sind augenblicklich aus dem Felde geschlagen. Sie hat den vernünftigen Einfall, sich in mich zu verlieben, und ich erfahre das

durch Anna, mit der sie plötzlich intime Freundschaft schließt. Sie wird zu uns eingeladen, sie singt ein wenig, und ich begleite sie. Ich bringe sie nach Hause u. s. w. Mit einem Wort, diese Details sind ja stets dieselben und sind ja schon Tausende von Malen erlebt, — also nichts mehr darüber. Von meiner Seite ist natürlich nicht mehr die Rede von dem, was ich früher unter Liebe verstand. Das kam und ging mit ihr — Du weißt ja. Aber wo in aller Welt, lieber Freund, begegnen wir diesen großen und tiefen Frauennaturen, von denen wir glaubten, daß sie allein uns befriedigen und verstehen könnten! Wenn ich einmal das Bedürfniß nach feinerer, geistiger Gesellschaft habe, nach einer sogenannten Seelensympathie, so suche ich den Kreis der Kameraden auf, tausche (bei einem Glase Grog) Ansichten mit ihnen aus, und begebe mich dann in mein friedliches Heim, wo Alles in schönster Ordnung ist, und wo mich Gemüthlichkeit und Zärtlichkeit umgeben.

Im Uebrigen bin ich fest überzeugt, daß sie sich über Nichts wird zu beklagen haben. Ich werde ein guter Vater für ihre Kinder werden — ich sehne mich nach Kindern — und ein treuer Gatte. Das wird mir auch nicht schwer werden. Ich habe, ebenso wie Du, alle die wechselnden Tonarten des Gefühlslebens durchgemacht, und ich glaube, daß ich mir jetzt an der einfachen Melodie werde genügen lassen, die den Rest meines Lebens ausfüllen wird, — „am häuslichen Herd". Ich sehne mich nach Ruhe, nach ungestörter nervenstärkender Ruhe. — Oblomoff! wirst Du sagen. Ja, gewissermaßen Oblomoff. Nach der Richtung hin habe ich mich entwickelt.

Und Du solltest es versuchen, Dich nach derselben Richtung hin zu entwickeln. Hole der Teufel alle Deine Sorgen! Es verlohnt sich nicht der Mühe, sein ganzes Leben wie ein Ritter von der traurigen Gestalt umherzugehen. In Sonderheit nicht in Paris um einer kleinen, finnischen Schönheit willen. An Deiner Stelle würde ich mich vom Strom fortführen lassen, da Du doch einmal am Ufer stehst. Löse Dein Boot, und fahre den Strom hinab! Wenn Du nicht ganz ungeschickt steuerst, was in unserem Alter ja nicht mehr zu befürchten ist, so gleitest Du ganz allmählich in die stillen Wasser Deines Lebens. Ich stehe bereit und erwarte Dich und werde Dir helfen, Dein Boot auf einen vernünftigen ehelichen Strand zu ziehen. Wenn Anna sich Nichts aus Dir macht, was übrigens nicht gesagt ist — um so schlimmer für sie. Ich will auf alle Fälle mein Bestes thun, und Mama scheint dieselbe Absicht zu haben. Vielleicht läßt sich Alles nach Wunsch ordnen, wenn nicht, so kannst Du sicher sein, daß ich, mitsammt meiner künftigen Alten, — die Dich übrigens grüßen läßt — uns alle mögliche Mühe geben werden, ein tugendsames Pfarrerstöchterchen für Dich zu finden, das nicht zu weise und nicht zu ‚hervorragend' ist, aber natürlichen Verstand besitzt." — — — — — — —

Der Brief übt einen wohlthuenden Einfluß auf mich aus. Nicht daß

ich die Theorien meines Freundes und seine Ansichten über die Ehe gebilligt hätte; aber er läßt mir doch noch einen schwachen Hoffnungsschimmer. Ich freue mich, daß noch nicht Alles endgiltig entschieden ist. Ich stürze mich mit erneutem Eifer auf meine Arbeit. Ich lebe wie ein Eremit, und meines Freundes Ermahnung, mich in den Strudel des Lebens zu stürzen, verklingt ungehört. Jetzt mehr denn je will ich meinem Ideal treu sein, will ich meine Grundsätze verwirklichen.

VI.

Es ist heiliger Abend. Die Uhr zeigt ungefähr fünf. Die dicke, graue Wolkenmasse hat sich im Westen und im Norden gelüftet und am Horizont einen klaren Streifen reinen Himmels zurückgelassen, der sich weiter ausbreitet und allmählich das ganze Himmelsgewölbe einnimmt. Die Nachmittagssonne kommt zum Vorschein, scheint über Paris und in mein Zimmer hinein. Ihr Licht ist gelblich und kalt, und das Bild des Fensters an der Wand erinnert mich an die Heimat — an Finnland, an die Weihnachtsabende dort in weiter Ferne, als ich von meinem Giebelfenster aus die schneeige Landschaft betrachtete, wo die kühle Sonnenscheibe hinter dem düsteren Tannenwald versank.

Ich erinnere mich leichter, tastender Schritte, hinter der Thür wird geheimnißvolles Flüstern hörbar, eine Hand faßt nach dem Thürschloß, und in's Zimmer hinein stürzt eine Schaar von Brüdern und Schwestern, von denen der größte kaum so weit ist, daß er die Thür wieder schließen kann. Sie sind gekommen, um den Nachmittag bei mir zuzubringen, der ihnen nach Hereinbrechen der Dämmerung und in Erwartung des Weihnachtsbaumes so lang ward. Alle Spiele sind gespielt, man hat sich die Zeit mit Versteck und Blindekuh vertrieben, ist unter alle Tische und Betten gekrochen, und doch fehlen noch mehrere Stunden, bis die Thür zum großen Saal sich öffnen wird. Man weiß nicht, was man beginnen soll, die Spiele sind erschöpft, von vorne mag man nicht wieder anfangen, und mit schlaff herabhängenden Händen seufzt man in gemeinsamer Trostlosigkeit und kann sich nicht einmal entschließen, die Perlen von der Stirn und Nasenspitze zu trocknen.

Da aber kommt man plötzlich auf den Gedanken, daß oben im Giebelstübchen der große Bruder sitzt, und nun hat alles Leid ein Ende. Er kann lustig sein, er versteht es, die Zeit zu vertreiben, wenn er nur will. Er wirft sich auf das Bett, mit erneuten Kräften zündet man seine lange Pfeife an und klettert dann in's Bett, sich zu beiden Seiten von ihm gruppirend. Blaue Rauchwolken ziehen durch das Zimmer, und er erzählt Märchen, denen man mit verhaltenem Athem lauscht. Und man merkt nicht, wie das Bild des Fensters über'm Bett verschwindet, wie die Dämmerung hereinbricht, sich über die Möbel legt, wie man nicht mehr unterscheiden kann, was sich auf dem Tisch befindet, wo die Nasen, Münder

und Augen der Anderen sind. Nur von Zeit zu Zeit schnaubt der Pfeifenkopf seine Ansichten dazwischen und die Tabaksfunken glühen. — Erzähle mehr, erzähle mehr! — und dann? Wie kam es dann?“

Man denkt nicht mehr an Weihnachten und an den Tannenbaum, bis man plötzlich unten das Oeffnen einer Thür und die Stimme der großen Schwester hört, welche die Treppe hinaufruft: „Kinder! Kommt — jetzt!“ Im Bett wimmelt es plötzlich von Köpfen und Füßen. Aus der Pfeife fällt glühende Tabaksasche auf den Fußboden, ein Stuhl wird umgestürzt, die Thür bleibt offen stehen, und ehe ich sie schließen kann, ist man schon die Treppe hinab und hat die untere Thür knallend in's Schloß geworfen.

Das waren Zeiten, auch das, Zeiten, die längst gewesen und entschwunden sind. Die Eltern sind gestorben, die Brüder und Schwestern über die ganze Welt zerstreut, und ich denke darüber nach, wer jetzt wohl in meinem alten Giebelstübchen wohnt.

Es liegt ein eigenartig trübes Gefühl der Vereinsamung darin, daß es jetzt wieder Weihnachten ist, und daß man Niemand hat, mit dem man das Fest feiern kann, Niemand weiter als diese unendlich große Stadt mit ihren Millionen Einwohnern, von denen ich keine Seele kenne, und von denen mich keine kennt. Ich bereite mich trotzdem mit einer gewissen Befriedigung darauf vor, heute Abend einsam umherzustreifen.

Ich kleide mich langsam an, indem ich zum Fenster hinausschaue, und rufe mir bald dieses, bald jenes Ereigniß aus meinem verflossenen Leben in's Gedächtniß zurück. Ich ziehe ein reines Hemd an, binde frisch gebügelte Kragen und Manschetten um, knüpfe mein Halstuch mit größter Sorgfalt und entnehme der Hutschachtel meinen hohen Cylinder, den ich mit einer Sammetbürste sorgsam glätte. Handschuhe und ein Spazierstock mit silbernem Knopf vollenden meine Toilette.

Die Luft ist klar und ein wenig kalt. Ich gehe direct nach dem großen Boulevard hinab. Lebhafter als sonst wimmelt die Volksmenge auf den Straßen. Die Schritte und Bewegungen der Frauen erscheinen mir elastischer als gewöhnlich, und der Gang der Männer ist schnell und kräftig. Das Wagengerassel ist so deutlich vernehmbar wie das Brausen des Gießbaches bei heiterem Wetter, und die Peitschen der Kutscher knallen fröhlich, wie zu ihrem eigenen Vergnügen. Die kleinen leichten Wagen und die schnell auf einander folgenden Hufschläge der Pferde schmieden das Straßenpflaster gleich den Nagelhämmern in einer Fabrik, während die unglaublich großen Wagen, die hoch wie Häuser sind, und deren Pferde Elephanten gleichen, ein Getöse hervorbringen, das an das polternde Getreibe eines gewaltigen Dampfhammers erinnert. Und dies Alles vereinigt sich zu einem Riesenlärm, der mit dem Gerassel der Räder anhebt, im Geklapper der Hufe schwillt, in dem Pfeifen der Droschkenkutscher gell zum Himmel aufsteigt, neues Leben aus dem Peitschengeknall saugt und zu

einem mächtigen, schwellenden Getöse anwächst, das an den Wänden der Häuser in die Höhe steigt. Zuweilen tritt ein Hinderniß ein, der Weg wird versperrt, und da schwemmt dieser Fluß, der Athem und Stimme hat, über seine Ufer und strömt zurück, und die anstoßenden Straßen wallen auf von gehemmten Fuhrwerken, von Pferdehufen und schwarzen Hüten, bis die Verbindung wieder hergestellt wird, und man mit erhöhter Geschwindigkeit und vermehrtem Getöse weiterstürzt.

Aber auf den großen Boulevards, wo ich endlich strande, ist das Wagengerassel verschwunden. Die Gefährte sind auf das Holzpflaster gerollt und gleiten jetzt lautlos weiter. Man hört nur den dumpfen Schlag der Hufe, — es klingt fast, als trügen die Pferde wollene Socken über ihren Hufeisen. In all' dieser Stille liegt trotzdem ein fieberhafter Eifer. Jeder Nerv ist angespannt, jedes Glied ist in Bewegung wie in einer Fabrik, wo sich das Treibrad verstohlen seufzend dreht, und die glatten Lederriemen schnurrend von Achse zu Achse gleiten. Es giebt keine einzelnen Pferde und einzelne Wagen mehr. Auf jeder Seite der Straße erblickt man nur eine einzige, ununterbrochene Reihe, deren Anfang und Ende man nicht sieht.

Obwohl es noch verhältnißmäßig hell ist, sind die Lampen in den Läden, in den Waarenlagern und Cafés schon angezündet. Die Thüren werden unabläsiig geöffnet und geschlossen, und durch dieselben hindurch qualmen gleichsam Menschenstimmen, Lärm und eilige Geschäftigkeit. Die Fenster der Juweliere strahlen von Kostbarkeiten, Ringen, Armbändern, Uhren, Halsgeschmeiden; die Leuchter und Lampen wachsen zu Hunderten an im Reflex der großen Spiegel. Die schweren Seidenstoffe schwellen im elektrischen Licht, das noch durch Glasprismen verschärft wird. Die großen Bazare sind von unten bis unter das Dach mit Spielsachen angefüllt. Aus den Buchläden fließen Bücher und Papiere gleich Lavaströmen auf die Trottoirs der Boulevards. In den Fenstern der Leinwandhandlungen schimmern die Kragen, Manschetten und Wäschegegenstände wie frischgefallener Schnee.

Ueberall wimmelt es von Kauflustigen. Vor mir her geht eine Mutter mit ihren zwei kleinen Töchtern. Ich folge ihnen von Thür zu Thür, von Fenster zu Fenster und bleibe stehen, wo sie stehen bleiben und beschauen. Die Mutter sieht sich von Zeit zu Zeit gezwungen, Etwas zu kaufen, worauf die Kleinen zeigen. Mit Packeten beladen, gehen alle Drei schließlich durch eine Thür, die scheinbar zu ihrer Wohnung führt, und steigen die Treppen hinan; ich höre noch den Widerhall des hellen Kinderlachens, während ich draußen vor der Hausthür stehen bleibe.

Schon werden die elektrischen Kugeln in der Mitte des Boulevards angezündet, und auf den Trottoirs zu beiden Seiten der Straßen brennen die Gaslaternen trüber. Aber die letzten Strahlen des Tages haben noch die Uebermacht, und ihr Licht erinnert an Augen, die geblendet sind und noch nicht klar zu sehen vermögen.

Ich gehe in ein Café, dessen Fenster mit Glasmalereien verziert sind wie in einer mittelalterlichen Kirche. An der Thür strömt mir ein fast heimischer Duft entgegen. Ein eiserner Kamin mitten im Zimmer verbreitet eine angenehme Wärme. Ein Kellner beeilt sich, meinen Ueberrock und Stock in seine Obhut zu nehmen. Er weist mir einen bequemen Platz im Sopha am Fenster an und holt mir die neueste Abendzeitung.

Ich bestelle einen Absynth, dies Getränk des Vergessens und der unbestimmten Phantasien, welches die Macht besitzt, den einen Schleier nach dem andern vor unseren Augen fortzuziehen. Die elektrischen Flammen da draußen beginnen schon, über das Tageslicht zu siegen, sie haben jetzt einen wärmeren Schein, und es macht den Eindruck, als verbreiteten sie einen blauen Sammetnebel um sich. Die Omnibusse mit ihren großen, weißen Pferden und ihren feuerrothen Annoncenplacaten rollen am Fenster vorüber. Roth, Blau und Weiß vermischt sich mit einander, und diese Mischung befindet sich in beständiger Bewegung. Aber der Zeitungskiosk nähert sich nicht, ebensowenig wie der dunkle Zug des Boulevards und der lichtausstrahlende Candelaber.

Ich halte die Zeitung in der Hand, mache mir aber Nichts daraus, sie zu lesen. Weshalb bin ich nicht früher hierher gekommen, um meine Abende fortzuphantasiren am Rande dieses brausenden Stromes, — ja, wahrlich, am Rande eines Stromes. — — —

Aber dort oben wölbt sich der klare, durchsichtige Himmel gleich einem Bogen über der schwarzen Häuserreihe. Die Abendröthe ist noch nicht völlig erloschen. Der Himmel ist bleich und kalt dort, wo er sich am Ende der Boulevards herabsenkt, und wird immer klarer, je mehr er sich der Erde nähert. Aber für mich schließt er dort noch nicht, er setzt sich gleich einem mächtigen Gewölbe nach Norden hin fort, immer weiter und weiter entfernt. Und je höher nach Norden er kommt, über Berg und Meer, desto kälter wird er, und Sterne erfunkeln an ihm. Daheim in Finnland herrscht eine scharfe Kälte. Der Schnee wird trocken und knirscht unter den Füßen. Die Bäume auf der Esplanade in Helsingfors stehen im weißen Schneegewande da, die reifbedeckten Telephondrähte hängen schwer herab, aus den Schornsteinen steigen weiße Rauchwolken auf, und die Schlittenglocken klingeln. — — —

Aber wer ist die junge Dame da, die so leicht einherschreitet mit einer dicken Boa, der ihr bis an die Füße reicht? Sie bleibt einen Augenblick vor dem Caféfenster stehen, — ihre Wangen sind roth, und in den Wimpern hängt der weiße Reif. Diese feine, kalte Haut, — wenn ich sie doch mit meinen Lippen berühren dürfte. — —

Und ob ich es nicht doch vielleicht noch einmal dürfen werde? Ich bin dessen ganz sicher und mache mir keine Sorgen. Ich warte, bis meine Zeit kommt. Ich werde auch noch einmal mein Glück finden!

Ist es die Wirkung des feinduftenden Absynths? — — Meine

Stimmung ist plötzlich wie ausgetauscht. Ich finde, daß dies Leben, dies Paris ganz verwandelt ist. Mein Inneres schwillt vor Freude, und mein Herz wird weich. Ich habe dies Alles bisher nicht so recht verstanden. Ich glaubte, diese Stadt sei ein tausendfüßiges Raubthier, und sie ist ja eine sanfte Schönheit, warmäugig und zart von Teint, die Dir von selber um den Hals fällt, Dich einwiegt und Dich mit seidenweichen Händen streichelt. Und es scheint mir, als quöllen hier überall Lebenslust, feurige Gefühle und Freude aus warmen, unterirdischen Gewölben hervor. Die Entwicklung von Jahrhunderten sprudelt überall aus der Erde auf und legt sich wie ein feiner Regen stärkend und erfrischend über alle Gegenstände. Und die äußerste Spitze dieses Springbrunnenstrahls, dies jeden Augenblick wechselnde Schaumbündel, das ist diese Pariserin, die Dir überall begegnet, dieser weiche Hermelin, dies geschmeidige Eichhörnchen. Sie ist liebenswerth wie ein Kind und würdig wie eine Königin. Welche Honigsüße in ihren Bewegungen und in ihrer Stimme! Welche Elasticität in ihrem Gang! Wie sie im Stande sein muß zu lieben, zu schmeicheln, sich dem hinzugeben, der sie einmal gewonnen hat!

Jetzt verstehe ich es, weshalb der Franzose so entzückt von seiner Hauptstadt ist. Ich verstehe es, daß er sich nach seinem Lande zurücksehnt, sobald er diese großen, farbenreichen Boulevards, die erleuchteten Fenster der Cafés, diese Omnibusse nicht mehr sieht, sobald er diesen Asphalt nicht mehr unter seinen Füßen fühlt, auf dem man so bequem auf und nieder gehen und sich einbilden kann, daß dies der Mittelpunkt der Welt ist.

Könnte ich nicht mit all' Diesem verschmelzen, mich daran gewöhnen und den Rest meines Lebens hier bleiben? Wohl ist Finnland schön, wohl erweckt sein Himmel so milde und reine Gefühle. Aber sie sind so matt, so schwach. Wohl sind die Sommernächte klar, aber es schweben in der Luft stets diese kalten, eisigen Winde, die der Erdfrost in den Gründen der nimmer schmelzenden Sumpfstrecken ausathmet.

Wie tief der Schatten ist, wie weich
Im grünen Birkenhain,
Wie goldbestrahlt der Strand, wie reich,
Die Wellen klar und rein!
Wie süß es ist, unendlich süß,
Ein Herz zu wissen dort,
Das Dich in Treue nimmer ließ,
Sich sehnte fort und fort.

Hier aber ist Gluth, aufregende Bewegung, brausendes Leben. Hier muß man sich verjüngen können, und wäre man noch so alt, hier muß man das Leben mehr genießen können, als anderwärts.

Und abermals steht Anna vor mir, und ich muß an den Rath denken, den ihr Bruder mir gegeben hat. Und ich sinne darüber nach und frage mich selber, welchen Eindruck sie jetzt auf mich machen würde, wenn ich sie

hier, dort auf der Straße, zwischen allen den Andern erblickte. Wäre es möglich, daß sie mir das nicht ist, was sie mir während so langer Zeiten in Gedanken gewesen? Sollte sie farbloser, unbedeutender sein? — Sollte der Bruder Recht haben?

Ich denke nicht weiter darüber nach. Ich wandere an der großen Oper vorüber, biege in die Avenue de l'Opéra ein und gehe am Théâtre-Français vorbei. Von dort durch das Gewölbe des Louvres auf den Hof des uralten Königsschlosses, in dessen Mitte sich eine hohe eiserne Säule mit zwei Querstangen erhebt, von denen elektrische Lampen herabhängen, die einen phantastischen Schein verbreiten. Ich gehe über die Seinebrücke und bleibe einen Augenblick stehen, um die kleinen Dampfboote zu betrachten, deren rothe Laternen sich wie Aalfanglichter im Wasser spiegeln.

Ich habe meine Sorgen ganz abgestreift. Ich habe einen jener seltenen Tage völliger Gemüthsruhe, an denen man an Nichts weiter denkt, als den Augenblick zu genießen. Oft ist es vorgekommen, daß, wenn ich am Abend eines solchen Tages nach Hause gekommen bin, ein Telegramm oder ein Brief auf meinem Tische gelegen und mich erwartet hat. Eine böse Ahnung durchbebt dann plötzlich mein Herz, und wenn ich den Umschlag mit zitternder Hand erbrochen habe, lese ich Etwas, woran ich seit langen Zeiten nicht gedacht habe, dessen Eintreffen ich vielleicht befürchtete, das ich aber vollständig vergessen hatte. Und solche Stunden haben dennoch wichtige Wendepunkte in meinem Leben ausgemacht.

Nachdem ich in einem Local am linken Seineufer gegessen habe, kehre ich auf demselben Weg zurück, den ich gekommen bin, und gucke im Café de la Régence ein, um im Vorübergehen einige finnische Zeitungen zu durchfliegen.

Ich finde das bekannte Café fast leer. Die Kellner stehen müßig da, und die Billards schweigen unter ihren Bezügen. Die gewöhnlichen Stammgäste sind natürlich zu Hause in ihren Familien. Denn ein Jeder, der nur einen Freund oder einen Bekannten hat, sucht dessen Gesellschaft heut Abend auf. Nur einige alte Herren sitzen hier, lesen Zeitungen und rauchen ihre Pfeifen. Vielleicht sind es Ausländer, vielleicht Menschen wie ich, die kein anderes Heim haben als das Café.

In einiger Entfernung von mir, am anderen Ende desselben Tisches, sitzt ein junger Mann. Er saß dort schon, als ich kam. Er hat seinen Kaffee getrunken und sieht aus, als erwarte er Jemanden. Er ist unruhig und sieht von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Die verabredete Stunde ist gewiß verstrichen. Er beruhigt sich aber doch und rollt sich eine Cigarette. Nach einer Weile sehe ich durch das Fenster eine Dame an einem Omnibus vorbei über die Straße eilen und hierher kommen. Jetzt bemerkt auch der junge Mann sie, er sieht erfreut aus und klingelt dem Kellner, um zu bezahlen. Die Dame schlüpft durch die Thür und geht gerade auf ihn

zu. Sie reden einen Augenblick miteinander, sie erklärt ihm Etwas, man versteht sich und geht Arm in Arm hinaus.

Stelle Dir vor, daß Du auch Jemand hast, auf den Du wartest. Denk' Dir, daß sie es ist, daß Du gerade sie hier erwartest! Ohne sich umzusehen, müßte sie schnellen Schrittes am Boulevard entlang gehen und bei der Oper hierher abbiegen. Jetzt ist sie schon auf der anderen Seite dieses kleinen offenen Platzes, Place du Théâtre-Français. Sie wartet, bis einige Wagen vorübergefahren sind, um über die Straße zu gelangen. Ich sehe sie nicht, sie ist dort hinter dem Springbrunnen. — —

„Guten Abend, sitzest Du hier ganz allein?" Und ein Landsmann, den ich hier in Paris einige Male getroffen habe, legt mir die Hand auf die Schulter.

„Ja, freilich. — Nun, wie geht es denn?" Seine Gesellschaft interessirt mich nicht, und er hat nichts Besonderes zu berichten. Er weiß auch nicht mehr als die Zeitungen, nämlich daß es unheilverkündende Zeiten daheim sind, daß man im Begriff steht, uns unserer Freimarken und unserer Münzen zu berauben. Das ist natürlich traurig, und wir schütteln Beide den Kopf und seufzen. Sein Bericht erinnert mich auch daran, daß es daheim Fennomanen und Svekomanen giebt, die augenblicklich um die hohen Anstellungen kämpfen. Er ist Fennomane, und die Svekomanen intriguiren gegen ihn.

Wir haben keine weiteren gemeinsamen Berührungspunkte und ziehen uns Jeder hinter seine Zeitung zurück.

„Da sehe nur Einer!" sagt er plötzlich. „Daheim thun sie Nichts weiter, als sich verloben!"

„Wer hat sich verlobt?" frage ich, ohne meine Lectüre zu unterbrechen.

Er reicht mir die Zeitung, auf deren vorderster Seite ich eine mit fetten Buchstaben gedruckte Anzeige erblicke:

Anna Hjelm
Toivo Rautio
Verlobte.

„Ach ja! freilich!" höre ich eine Stimme sagen.

„Du warst ja mit der Hjelm'schen Familie bekannt. Wer ist Toivo Rautio? Ist das einer von den ostbottnischen Rautios?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Das Mädchen blieb ja schnell hängen! Ich kenne sie freilich nur von Ansehen. Eine verteufelt niedliche Kleine! Ich sah sie im Theater, und auf der Esplanade erregte sie Aufsehen, wenn sie dort mit ihrem Bruder ging."

„Garçon!"

„Willst Du schon gehen?"

„Ich habe mich mit einem Bekannten verabredet."

Ich sehe eine lange Reihe von Gaslaternen in einer Straße und sehe, wie sie sich in weiter Ferne mit einer anderen Reihe vereinigt. Ich höre das Rollen von Rädern und das Getrampel von Pferdehufen. Vor einem Ladenfenster wird ein eiserner Vorhang rasselnd herabgelassen. Ueber der ganzen Fassade eines Hauses glänzen in großen Messingbuchstaben die Worte: „Hôtel du Louvre“. Ein großes Gebäude zur Linken, ein dunkles, schwarzes, finsteres Bild. Eine erleuchtete Uhr an der Spitze einer Säule. Die Zeiger derselben berühren sich.

Jetzt sitzen sie daheim in Annas Zimmer, auf ihrem kleinen Sopha. Es brennt kein Licht dadrinnen. Nur durch die halbgeöffneten Thüren dringt der schwache Schein der Lampe. Wenn sie jetzt herauskäme, so würde ihr Haar in Unordnung sein, ihre Wangen würden glühen — —

Ich gehe und gehe, ohne daran zu denken, wohin ich gehe.

In der Mitte eines freien Platzes, am Rande eines Wasserbassins befindet sich eine Gruppe grünlich schimmernder, schlüpfriger Wasserthiere mit Menschenköpfen und Füßen und einem Fischschwanz. Sie glänzen von Feuchtigkeit und scheinen mich beim Scheine des Lichtes höhnisch anzugrinsen.

Welchen Weg habe ich nur in aller Welt eingeschlagen! Dies ist eine Seinebrücke, und auf der anderen Seite erblicke ich die Fassade der Deputirtenkammer! Dies ist ja die Place de la Concorde! Und ich wohne in Montmartre.

„Heda!“

Ein Wagenrad streift meinen Rockärmel. Mit genauer Noth biege ich aus. Der Kutscher murmelt einige wüthende Worte in den Bart.

Wenn Du nicht willst, so will ich auch nicht!

Und der Trotz, den ich an jenem Abend empfunden, als ich Abschied nahm, kommt wieder bei mir zum Ausbruch und steigert sich, je mehr ich mich Montmartre nähere. Schnellen Schrittes gehe ich über den Marktplatz und an den Häusern entlang, die dunkle Schatten auf meinen Weg werfen. Gott sei Dank, daß endlich Klarheit in die Sache gekommen ist! Ein Glück, daß endlich der letzte Faden abgeschnitten wurde! Jetzt leisten die alten Wurzeln keinen Widerstand mehr! Grabe den Stamm in einen neuen Boden ein! Und ramme ihn dort so fest, daß die ganze Umgebung dröhnt und die alte Rinde abfällt!

Wie lächerlich diese Verlobungsanzeigen in den Zeitungen doch sind! Es fehlte nur, daß die Verlobungsanzeige des Bruders daneben stünde, mit ebenso großen Buchstaben. Vielleicht stand sie wirklich da! Wie rührend, Bruder und Schwester! — — Und die Hochzeit würde natürlich am selben Tage gefeiert!

Man hält es für überflüssig, mich von der Sache in Kenntniß zu setzen. Wozu auch so viele Umstände machen! „Er wird es ja aus den

Zeitungen ersehen!" — Die Mutter und der Bruder sind natürlich ganz bezaubert von dem Schwiegersohn und Schwager.

Ich bin die Rue Blanche hinaufgegangen, die sich zwischen unansehnlichen Gebäuden hinschlängelt. Ehe ich mich's versehe, fällt mein Blick plötzlich bei der Mündung der Straße in Montmartres Abschluß auf die „Moulin Rouge". Sie erglänzt röther denn je. Ihre rothen, mit kleinen elektrischen Lampen versehenen Flügel bewegen sich in langsamem Tact und locken den Wanderer schon aus der Ferne heran. In den Fenstern brennen rothe Flammen, und auch die Thür zwischen den Füßen der Mühle ist roth.

Von allen Seiten strömen Menschen herbei. Einzelne Fußgänger und ganze Schaaren eilen vom Boulevard und den angrenzenden Straßenmündungen auf die Mühle zu. Ein Wagen nach dem andern hält davor und fährt dann weiter, anderen Platz machend. Gleich einem stets brausenden Wirbel zieht die Mühle Menschen an und verschlingt sie in ihren Schlund. Sie gehen gewohnheitsgemäß, sicher, vergnügt und lachend dahin, Männer und Frauen, wie auf einem Bilde an der Kirchenwand — eine frohe Menschenschaar, die den breiten Weg direct in die Hölle hineintanzt.

Dahin muß ich auch, gerade da will ich meinen Weihnachtsabend verleben. Ich bin ja verrückt gewesen, daß ich nicht früher dahingegangen bin. Ein Narr, der bisher fast mit Strenge an diesem Zufluchtsort der Freude vorübergegangen ist. Gleich einem elenden buckeligen Pietisten bin ich die schmale Wendeltreppe hinaufgeklettert, die in mein sechstes Stockwerk unter'm Himmel führte. Weshalb? Zu welchem Zweck?

Ich bleibe vor der Thür stehen und betrachte die Vorübergehenden. Aus einem Wagen lugt ein Frauenkopf, ein Knie folgt, und nun berührt ein kleiner, seidener Schuh das Trottoir. Die Seide des Kleides knittert, und auf dem Haarknoten sitzt ein koketter kleiner Sammethut.

„Oh, oh, comme c'est chic!" höre ich eine Stimme aus dem weiter fort stehenden Haufen rufen.

Ich zögere unschlüssig. Was habe ich dort eigentlich zu suchen? Aber ein Schutzmann fordert mich auf, entweder hineinzugehen oder mich zu entfernen. Als die Thür sich öffnet, höre ich abgerissene Töne im Tanztact, und sie ziehen mich halb wider meinen Willen hinein.

Ich stehe auf der obersten Stufe der breiten Treppe, die in den Tanzsaal hinabführt. Längst vergessene Sagen aus „Tausend und einer Nacht" gleiten an meinen Sinnen vorüber, Sagen von unterirdischen Festen, von goldenen Schlössern und Krystallpalästen, die mitten im Berge liegen, zu denen Niemand den Weg kennt, und deren Thüren nur ein „Sesam" öffnet.

Ueber mir wölbt sich eine Decke mit verwegenen Gemälden. Dicht neben einander hängen leise flatternde Flaggen und Wimpel. Ich sehe Felsenhöhlen und grünende Wälder und bemerke im Anfang nicht, daß die Wände zur Hälfte aus Gemälden, zur Hälfte aus Spiegeln bestehen. Ich

weiß nicht, was Wirklichkeit und was nur Reflex ist. Ich sehe lange Säulenreihen und unzählige elektrische Lampen.

Die Volksmenge, die sich dort unten bunt durcheinander drängt, scheint ein weites, unübersehbares Feld zu füllen. Die Menschen werden immer kleiner und kleiner. Sie bewegen sich auf und nieder zu den Tönen der Musik, sich bald hier, bald dort nach den Tacten des Walzers wiegend. Die glatten Cylinderhüte glänzen und schimmern, und hier und da drängt sich dem Auge ein Bild von weißen Kragen und Cravatten, von nackten Schultern und verführerischen Frauennacken auf, die nur einen Augenblick im Gesichtskreis verweilen, eine Schwingung machen und sich in der Menge verlieren. Die Musik ist melancholisch, und eine plötzliche Niedergeschlagenheit bemächtigt sich meiner. Mir ist, als wandle mich eine Ohnmacht an, ich fühle mich müde, meine Kniee schwanken. Ich könnte beinahe weinen. Aber aus dem allgemeinen Lärm heraus dringen einzelne, gelle Freudenrufe, und schallendes Gelächter dringt bis zu mir herauf. Die Paare drehen sich im Kreise, eng aneinander gepreßt, Männer und Frauen, Brust an Brust, fast wie ein Wesen. Die Hüte sinken in den Nacken, die Absätze fliegen in die Luft, weiße Röcke flattern unter den dunklen, ein kleiner seidener Schuh wird in einer Linie mit den Köpfen in die Höhe geschnellt, und ein rother Strumpf wird bis über das Knie sichtbar.

Die Luft ist heiß und aufregend. In schweren Zügen wälzt sie sich zu mir heran, mit Dünsten, Parfüms und Schweiß geschwängert — als entstiege ein Rauch aus dem Ofen der brennenden menschlichen Leidenschaften.

Ich gehe hinab und mische mich unter die Menge. Ich sehe Augen blitzen und fühle, wie raschelnde Seide, weiche Arme und runde Schultern mich im Vorbeidrängen berühren.

Ich wandere von der einen Seite des Saales nach der andern, stehe neben den tanzenden Gruppen und betrachte die geschmeidigen Bewegungen von Händen und Füßen, Taillen und Hälsen.

Und zum ersten Mal in meinem Leben überkommt mich die Lust, mich voll und ganz in's Leben hineinzustürzen, in vollen Zügen Alles zu genießen, was sich mir bietet. Ich will mich treiben lassen, ich will auf dieser verführerischen, schlüpfrigen Oberfläche dahin gleiten, will mich blenden und berauschen lassen. Und ich fürchte das Erwachen nicht wie früher. Mag mich die Welt in ihre Gewalt bekommen, mag dies Paris mich zu Tode drücken, wenn es mich nur erst streicheln, mich auf seinen Händen tragen will. Ich habe ja die Mittel, ich kann ja meine eigene Hochzeit und die Wonne meiner Flitterwochen bezahlen! Möge mich der Strom fortführen, mögen mich die Wasser des Gießbaches schaukeln, ich schwinge meinen Hut und rufe den Freunden, die gar nicht existiren, ein Lebewohl zu, nehme Abschied vom Vaterlande, von seinen lieblichen Ufern, seinen Erlen, Birken, Eschen und dunklen Hainen. Und ich will das Brausen des Gießbaches nicht hören, will Nichts von dem drohenden Tod wissen!

Ich habe keine Lust, mein ganzes Leben zu vertrauern. Ich habe auch Ansprüche an das Leben! Ich will genießen, ehe mein Blut erkaltet und mich die Kühle des herannahenden Alters erstarrt. Heute Abend will ich herzen und küssen, ich will einen Ersatz haben für jahrelange Qual.

Diese Lust dringt allmählich in mein Blut ein. Gierig athme ich ihre Gluth. Mein Blick wird kühn und sicher, ich schaue und forsche, ich wähle mir aus der Menge Gestalten und Gesichtszüge aus, die mir gefallen könnten. Die fachmännische Sicherheit aus meinen Jugendtagen kehrt wieder, und Neigungen, die sich lange nicht geäußert haben, erwachen auf's Neue. Ich habe durchaus nicht die Absicht, mir an der Ersten, Besten genügen zu lassen. Ich verwerfe die Eine schnell, zögere ein wenig bei einer Anderen, finde eine Weile Gefallen an einer Dritten, gebe aber auch sie wieder auf. Die Eine ist zu stark geschminkt, die Andere zu bleich, die Dritte hat einen gewöhnlichen Zug um den Mund, die Augen der Vierten sind zu glanzlos. Ich will den feinsten Duft haben, den besten, der hier zu finden ist.

Eine Frau mit ernstem Aussehen ist wiederholt an mir vorüber gestreift. Ihr Wuchs ist üppig und tadellos, ihre Züge sind rein und fein, beinahe edel. Sie sieht wohlwollend und freundlich aus. Sie ist nicht gepudert, und ihre Lippen haben eine natürliche Frische. Ihre Kleidung ist einfach und dunkel und auf der Rosette der Sammetmuffe ist ein blaues, unschuldiges Veilchen befestigt. Sie nimmt nicht Theil am Tanze und scheint keine Bekannte zu haben. Einmal geht sie an mir vorüber und berührt mich gleichsam aus Unachtsamkeit mit dem Ellenbogen. Sie verschwindet in der Menge, und ich betrachte abermals die Tanzenden. Als aber die Musik aufhört, und der Kreis sich auflöst, steht sie wieder hinter mir, und als ich an ihr vorübergehe, sieht sie mir gerade in's Gesicht, und ich merke, daß ihre Augen groß sind und schöner als alle, die ich bisher gesehen habe.

Sie geht wieder, jetzt aber folge ich ihr. Vielleicht ist sie keine von den gewohnheitsmäßigen Besucherinnen dieses Locals, vielleicht hat sie nur ein Zufall hierher geführt. Und ich male mir ein Verhältniß mit einer feinen Pariserin aus, wie ich es oft in Romanen gelesen habe.

Ich verliere sie nicht aus den Augen, und als sie stehen bleibt, bleibe ich hinter ihr stehen.

Natürlich, ohne jegliche Einleitung, wendet sie sich nach mir um und fragt:

„Sie tanzen nicht?"

„Nein, leider nicht."

„Ich auch nicht. Wollen Sie mich nicht zu einer Erfrischung einladen?"

Sie nimmt meinen Arm, und wir setzen uns an einen kleinen Tisch nahe an der Wand. Ich frage, was sie trinken will.

Sie ist durstig und will nur ein Glas Bier haben.

Als der Kellner gegangen ist, um das Verlangte zu holen, entsteht eine

Pause. Ich ziehe mein Cigarettenetui aus der Tasche und biete es ihr an. Sie nimmt eine Cigarette, will aber kein Feuer haben. Sie steckt sie in den Busen und sagt, daß sie lieber zu Hause rauchen mag.

„Sie besuchen mich doch natürlich heute?“

Als ich ihr das zusage, stößt sie mich mit dem Knie an und trinkt meine Gesundheit.

„Ah, wie durstig ich bin!“ und sie leert das halbe Seidel in einem Zuge.

„Sie sind wirklich zu gut. Ich habe Sie lieb!“ sagte sie.

Sie trinkt ihr Glas aus, und wir gehen. Die Musik spielt wieder eine melancholische, wiegende Walzermelodie. Als wir die breite Treppe hinaufsteigen, sehe ich, wie sich der dunkle Haufen da unten wieder in Bewegung setzt. Auf der anderen Seite des Saales erhebt sich die Estrade der Musikanten, ich sehe die Bewegungen der Violinisten und den Tactstock des Dirigenten.

Weshalb überkommt mich plötzlich wieder das Verlangen, zu weinen? Weshalb erscheint mir Alles so herzzereißend traurig? Und weshalb wünsche ich mich weit fort von hier?

Aber sie hat sich fest an meinen Arm geklammert, und sie läßt mich nicht einmal los, als sie den Regenschirm aus der Hand der Garderobiere entgegennimmt.

Draußen hat es inzwischen angefangen zu regnen. An der Thür spannt sie den Regenschirm auf, giebt ihn mir zu halten, nimmt mit der rechten Hand ihr Kleid auf und schiebt die linke unter meinen Arm.

Ein feiner Sprühregen fällt herab. Er hat bisher nirgends richtige Pfützen zu bilden vermocht, aber überall breitet sich eine feine Schmutzschicht aus, die bewirkt, daß man bei jedem Schritt nahe daran ist, auszugleiten. Die Gasflammen und die vorüberrollenden Wagenlaternen spiegeln sich in der feuchten Straße wie in einem stillen Kanal. Die Pferdehufe klappern wie auf einer mit Wasser bedeckten Eisbahn.

Wir wandern dahin unter demselben Regenschirm. Sie hat die Führung und zieht mich mit sich fort. Ich frage, ob sie weit von hier wohnt, aber sie versichert:

„Ganz in der Nähe, ganz in der Nähe.“

An einer Straßenecke will sie, daß ich sie küssen soll.

„Küsse mich, mein Freund!“

Ich stelle mich ein wenig ungeschickt dabei an, aber ihre Wange ist so weich und ihre Haut ist so fein, als meine Lippen sie berühren, und ich küsse sie noch einmal, ohne daß sie mich dazu auffordert.

Und als die Gasflammen plötzlich ihren Schein unter den Rand ihres Hutes werfen, so kommt es mir vor, wie sie so zu mir aufblickt, daß sie eine flüchtige Aehnlichkeit mit Anna hat. Dieselben Wangen, dasselbe Profil, dieselbe ringelnde Locke am Ohr.

Sie redet die ganze Zeit mit mir, sie singt leise eine Melodie vor sich hin, während sie mich mit sich zieht. Aber ich gehe nicht mehr mit ihr, ich gehe mit der Anderen. Mit Anna bleibe ich vor einer Thür stehen, und es ist ihre behandschuhte Hand, die an dem Messingknopf der Thürglocke zieht. Wir haben da oben im sechsten Stockwerk eine kleine Wohnung, einen kleinen Haushalt, zwei Zimmer und eine Küche, schwere Gardinen vor Thüren und Fenstern, einen Alkoven und meinen Schreibtisch mit ihrem Lehnstuhl daneben. Und während ich warte, daß die Thür geöffnet wird, durchlebe ich einige kurze Augenblicke lang wie beim Scheine eines plötzlichen Blitzes die Verwirklichung meiner schönsten Hoffnungen, alle meine Illusionen und Träume, wie man sagt, daß ein Sterbender es thun soll, kurz ehe das Leben ihn flieht.

Als die Thür geöffnet wird, erwache ich. Sie schlüpft in den Corridor hinein und holt ein Licht vom Thürhüter. Sie eilt vor mir die Treppe hinauf, und ich schüttele das Wasser von meinem Regenschirm ab.

Ihr Zimmer scheint fein möblirt zu sein. Ein bequemes, breites Sopha, große, weiche Lehnstühle, dicke, dichte Gardinen vor den Fenstern und dem Alkoven. Eine gewisse anheimelnde Beleuchtung durch den rothen Lampenschirm.

Ich habe meinen Ueberrock abgelegt und mich in einem Lehnstuhl ausgestreckt. Sie ist geschäftig als Wirthin in ihrem kleinen Haushalt, macht Feuer im Kamin an, kniet davor und ordnet dann den Tisch, und jedes Mal, wenn sie an mir vorüberkommt, streichelt sie mich. Sie hat ihr steifes, zugeschnürtes Kleid mit einem weiten Morgenrock vertauscht, vor dem Spiegel ihr Haar aufgelöst und es mit einem rothen Bande umwunden. Jetzt glaube ich auch in der Figur und in der Haltung des Kopfes etwas Bekanntes wiederzufinden.

Ich rufe sie zu mir, sie fällt mir um den Hals, setzt sich mir auf die Knie, küßt mich auf die Stirn und hält meinen Kopf zwischen ihren Händen, als wisse sie, was ich entbehre, woran ich denke. Ich wundere mich, woher sie es versteht, gerade so zu sein, wie ich sie haben will.

„Ja, aber weshalb bist Du so traurig?“ fragte sie.

Sie ist nicht dumm. Welche Erfahrung sie haben muß! Wie sie die Welt und die Menschen kennen muß! Wie sie es gelernt haben muß, sie zu verachten, während sie auf diese Weise bald mit dem Einen, bald mit dem Andern lebte! Sie ist natürlich einmal verliebt gewesen, auch sie, wahnsinnig und unglücklich, sie ist vielleicht betrogen worden und hat nun ihrerseits Andere mit Füßen getreten. Und was wird sie nicht noch Alles erleben!

„Weshalb siehst Du mich so eigenthümlich an? Sage mir doch, weshalb?“

„Du bist so schön!“

Es ist auch keine Spur von Rohheit oder Gemeinheit an ihr zu ent-

decken. Sie ist lieb und gut und freundlich und will mich nur festhalten. Sie versichert mich, daß sie sich auf den ersten Blick in mich verliebt habe. Es kann keine Rede davon sein, daß ich sie gleich wieder verlassen darf. Ich muß lange bei ihr bleiben, und ich muß oft hierher kommen, sie ist jeden Tag zu Hause. Ich kann kommen, wann ich will. Und morgen komme ich doch zum Frühstück, nicht wahr?

Ich werde ihrer merkwürdigerweise nicht überdrüssig. Ohne den geringsten Widerwillen zu empfinden, lasse ich mich von ihr küssen und streicheln.

Ich betrachte sie, wie sie dort ruht. Und wieder gleicht sie Anna. Vielleicht erscheint mir das nur so, weil ich diese Aehnlichkeit suche, weil ich mich absichtlich betrügen, mich in diesen Glauben einlullen will. Und während ich das thue, empfinde ich ein angenehmes Gefühl befriedigter Rache, und ohne Erbarmen suche ich sie gewaltsam an die Stelle der Anderen zu zwingen. Es schmerzt, aber ich schwelge in diesem Schmerz!

So hatte ich sie mir auch vorgestellt, neben mir, so wollte ich die Finger in ihrem Haar spielen lassen, so wollte ich sie ganz in der Nähe betrachten, ihr Antlitz, jeden geringsten Zug, ihre Stirn, ihre Augenbrauen, die Nase, den Mund und den Hals. Und so sollte der Lampenschein in ihren dunklen, feuchten Augen schimmern.

Sie fragt abermals, weshalb ich sie so sonderbar ansehe, und ich erwidere, daß sie einer Frau gleicht, die ich vor langen Zeiten einmal geliebt habe.

„War sie schön?"

„Nicht so schön wie Du!"

„Liebtest Du sie?"

„Ein wenig, aber das ist jetzt vorüber."

„Liebte sie Dich?"

Und ohne Weiteres denke ich mir eine Geschichte aus, wie sie mir untreu gewesen, und wie ich sie in den Armen eines Anderen angetroffen habe.

„Habt Ihr Euch dulliert?"

„Wir hatten uns duellirt, und ich hatte ihn an der Hand verwundet.

„Du rächtest Dich! — — Um meinetwillen hat man sich auch duellirt," sagt sie im Vorübergehen und fragt dann, ob ich die Andere noch liebe.

„Nein, jetzt liebe ich Dich."

„Ja, aber nur für eine Weile."

„Ich glaube, ich könnte Dich lange genug lieben, wenn Du in Finnland wärest."

Sie bittet mich, sie nach Finnland zu führen, sie ist dieses Leben überdrüssig, Cafés und Tanz sind ihr verhaßt. Sie sehnt sich fort, weit fort von Paris.

„Aber weshalb lebst Du denn hier?"

„Weil ich muß!"

Und wir geben uns Beide der Illusion hin, daß wir zusammen von hier fort in meine Heimat reisen werden. Wir wissen ja alle Beide, daß Nichts daraus werden kann, aber wir thun so, als glaubten wir es, und wir sind ganz entzückt, wenn wir uns diese Möglichkeit einbilden. Nichts bindet sie hier, sie hat keinen eigentlichen Freund. Und wir fahren über das Meer, gehen am Tage auf dem Deck auf und nieder oder sitzen im warmen Sonnenschein, und des Nachts schlafen wir in derselben Kajüte, in der allerbesten, die auf dem ganzen Schiffe ist. Wir sind wie Neuvermählte.

„Ah, wir spielen Neuvermählte!"

Und wenn wir nach Helsingfors kommen, sage ich, daß sie meine Gattin ist, und wenn wir auf den Boulevard spazieren gehen —"

„Giebt es dort in Deiner Heimat auch Boulevards?"

„Ja, dort giebt es auch Boulevards — —"

„Und Alle wenden sich dann um und betrachten sie und fragen, wer diese Frau wohl sein mag, die so schön gekleidet ist, so fein und so ‚chic'?"

„Du glaubst, daß ich dort Aufsehen erregen würde?"

„Ganz bestimmt."

„Führe mich dorthin, theurer Freund! laß uns zusammen reisen, — morgen!"

„Im Sommer ziehen wir auf's Land, wo wir eine Villa haben!"

„Ja, ja, ein kleines Haus auf dem Lande!"

„Und wir fischen und rudern und segeln."

Sie hat auf der Seine gerudert, sie hat einen Ruderanzug, den will sie mitnehmen.

Und dann versetze ich sie überall dahin, wohin ich früher in einsamen Stunden und zu stiller, nächtlicher Weile oben auf meiner Bodenkammer in Gedanken Anna versetzt habe, wo sie festgewachsen ist, und von wo ich sie jetzt losreiße, indem ich mich bemühe, das zerbrechliche Gewebe aller meiner feinsten Stimmungen zu zerstören. Und ich freue mich darüber, ich genieße das Bewußtsein, daß ich es thun kann. Und wenn ich an meine Liebe zu Anna denke und an die Art und Weise, wie ich jetzt meine Gefühle behandle, empfinde ich Verachtung für meine Schwäche, und ich sage halblaut zu mir selber: „War es Nichts weiter! Wahrlich, das verlohnte sich der Mühe!"

Aber dann fange ich an, müde zu werden, und will das Ganze verschlafen. Ich blase das Licht aus, fühle aber, daß ich noch nicht schlafen kann. Ich werde nervös, ihr Kopf beschwert meinen Arm, und ihr Athem sengt. Ich wollte, daß sie sich umwendete und nach der Wand hin athmete.

Während ich noch überlege, wie ich ihr den Vorschlag machen kann, ohne sie zu verletzen, kommt sie selber auf den Einfall. Da ich sie in Verdacht habe, daß sie vielleicht meiner ebenso überdrüssig ist, wie ich ihrer, peinigt mich das ganze Verhältniß, und wenn ich daran denke,

worüber ich soeben gesprochen habe, überkommt mich ein Gefühl unwiderstehlichen Ekels, und ich ziehe mich weit von ihr zurück.

Sie fängt bald an, wie eine Schlafende zu athmen, und ich versuche ebenfalls einzuschlafen. Aber die fremde Umgebung, das nächtliche Treiben auf der Straße und das Rasseln der Räder hindern mich daran.

Ich vernehme Stimmen und Schritte auf der Treppe, Unterhaltungen zwischen Männern und Frauen im Nebenzimmer und unterdrücktes Lachen. Am störendsten aber ist mir ihre Nähe. Ich fürchte, daß sie erwachen kann, daß sie anfangen wird, mich zu liebkosen, und stelle mich daher schlafend, sobald ich höre, daß sie sich bewegt.

Schließlich versinke ich in einen Halbschlaf. Aber kaum ist das geschehen, als mich ein Alpdruck befällt. Ich träume, daß ich sie belausche, die dort liegt. Ich glaube, daß sie wacht und nur darauf wartet, daß ich einschlafen soll. Sie lauert auf einen günstigen Augenblick, um nach dem Stuhl zu schleichen, wo all mein Geld liegt. Aber es ist nicht meine neue Freundin, die ich belausche, sondern es ist Anna, oder vielmehr eine Mischung von ihnen Beiden. Sie will mir mein Geld stehlen.

Ich will mich zwingen, aufzuwachen, vermag es aber nicht, sondern schlummere ein. Ich fürchte mich, daß sie vielleicht inzwischen aufgestanden sein kann. Ich erwache, indem ich mich mit einem wunderlichen Stöhnen aufrichte.

„Was hast Du nur? Laß mich schlafen! Ich will schlafen!"

Ich wage nicht wieder einzuschlafen, ich will unter keiner Bedingung diesen Traum noch einmal träumen.

Und lange Stunden liege ich wach, höre die Uhr auf dem Marmorkamin ticken und die halben und ganzen Stunden schlagen. Das ganze Elend dieses Lebens. Die ganze Schwermuth dieser meiner Verlassenheit bedrückt und peinigt mich. Und es scheint mir, als wäre es nicht allein mein eigenes Unglück, sondern auch das der ganzen Welt, das in dieser Stunde durch mich seinen Klageruf ausstoßen will über dieselbe Zerrissenheit und Unbill, unter der ich leide. Wie schmutzig, häßlich und lügenhaft dies Alles ist. Und ich hatte einen Augenblick glauben können, daß mir dies Trost und Vergessenheit bringen würde.

Und noch immer sehe ich Anna vor mir. Ich sehe sie jetzt, diese Nacht, in ihrem Heim, den friedlichen Schlaf ihrer Unschuld in dem jungfräulich geschmückten Zimmer schlafend, in das der reine, bleiche Mondschein fällt; an den Fenstern glitzern frostige Eisbilder, und draußen breitet sich eine mondbeleuchtete Schneelandschaft aus. Nie, nie! Es ist für alle Ewigkeit vorbei, für alle Ewigkeit verloren!

Bald aber fängt sie an, im Schlaf zu stöhnen. Sie weint, schluchzt, seufzt und windet sich, als sei auch sie von einem bösen Geist besessen. Wer weiß, wovon sie träumt, was sie leidet, und ob nicht ihre Träume weit schrecklicher sind als die meinen. Und ich empfinde ein grenzenloses

Mitleid mit ihr, ich stelle mir unser gemeinsames Unglück vor, wecke sie und schließe sie in meine Arme mit der Zärtlichkeit und dem Feuer der Hoffnungslosigkeit. Halb im Schlaf schmiegt sie sich an mich:

„Ich liebe Dich, — ich liebe Dich, — ich habe eine so entsetzliche Angst, — küsse mich! küsse mich!“ —

Und abermals vergesse ich die Vergangenheit, ich will nicht daran denken, ich muß mich davon frei machen. — —

Das Licht brennt ruhig und leuchtet gleichmäßig. Ich habe ein Glas Bier getrunken und eine Cigarre geraucht. Auf dem Rücken liegend und im Wachen phantasirend, Körper und Seele in einem von Erschlaffung erzeugten harmonischen Gleichgewicht, denke ich fast mit Verwunderung an meine Liebe zu Anna und an alle die, wie es mir scheint, kindischen Stimmungen, die ich um ihretwillen in der letzten Zeit durchlebt habe. Plötzlich kommt es mir vor, als sei sie nur das kleine Mädchen aus meiner Studentenzeit, dem ich auf dem Wege zur Schule begegnete und das mir nichts Anderes war als ein bekannter Vogel, den ich von den anderen nur deswegen unterschied, weil er mir so oft über den Weg flog. Ich frage mich, was eigentlich all dieser Zwang, alle diese Pein gewesen ist, die ich mir ihretwegen auferlegt habe. Habe ich wirklich so kindisch, so unentwickelt sein können? Wie habe ich mir nur plötzlich die Möglichkeit einer feinen, idealen Liebe, einer Familie, eines Heims, eines ehelichen Glückes vorstellen können, alles das, woran ich seit Jahren nicht mehr geglaubt hatte? Woher ist mir so plötzlich dieser Rückfall in die alte Krankheit gekommen? Die Welt ist realistisch und roh, man muß sie hart anfassen, sie gleicht einer Brennnessel, welche die Hand verbrennt, die sie mild und liebkosend berührt.

Der Tag beginnt zu grauen. Sie hat schon lange wieder geschlafen und diesmal ruhig. Der Schein des Lichts wird gelb und bleich, und der Tag dringt durch die Gardinen. Gestern Abend schienen sie mir von dichter, schwerer Seide zu sein, jetzt sind sie an vielen Stellen zerfetzt und abgescheuert. Ich stehe auf und ziehe sie zurück. Der Bezug der Sophas ist verschossen, der Teppich und die Tischdecke sehen alt und verschlissen aus. Mit der ganzen unbarmherzigen Kraft der Wirklichkeit fällt das Sonnenlicht auf sie. Sie liegt ruhig da, der Kopf ist vom Kopfkissen herabgesunken. Sie verträgt das helle Tageslicht ebenso wenig wie ihr Zimmer. Die künstlichen Locken, die ihr in die Stirn herabhangen, sind ausgefallen und stehen ab wie Disteln. Die Stirn ist mit Runzeln bedeckt, sie ist schwarz unter den Augen und hat einen schlaffen Zug um den Mund.

Ich selber sehe nicht viel besser aus, als ich mich im Spiegel beschaue. Die Züge sind schlaff, die Augen matt, das Haar ist zerzaust; der Bart steht ab wie Stoppeln, das Manschettenhemd ist zerdrückt.

Die Säume meines Beinkleides sind noch naß von gestern, der Cylinder

ist an vielen Stellen gegen den Faden gestrichen, und der Kragen ist schmutzig.

Als sie hört, daß ich im Zimmer umhergehe, erwacht sie plötzlich.

„Gehst Du schon?" fragt sie.

Sie scheint aus irgend einem Grunde besorgt zu sein, unruhig folgt sie meinen Bewegungen mit den Blicken. Und als ich meinen Ueberrock bereits anhabe und meinen Hut bürste, kann sie es nicht unterlassen zu fragen:

„Du gehst doch nicht, ohne mir eine Kleinigkeit zu schenken?"

Als sie die Goldmünze auf dem Kamin klirren hört, steht sie auf, sucht ihre Pantoffel, hüllt sich in den Morgenrock und begleitet mich hinaus. An der Thür will sie mich küssen, aber ich verhindere es, und ihr scheint nicht sonderlich daran gelegen zu sein. Wir haben genug von einander bekommen.

Als ich die Treppen hinabgehe, auf denen man überall Decken klopft, sehe ich vor einer Thür zwei Paar Schuhe, ein größeres und ein kleineres, beide lehmig und zum Putzen hinausgestellt.

Draußen schlägt mir ein kalter heller Weihnachtsmorgen entgegen. Aus einer nahegelegenen Kirche ertönt Glockengeläute.

Meine Pförtnerin, die mir auf der Treppe begegnet, wünscht mir fröhliche Weihnachten.

Von dem Fenster in meinem Zimmer sehe ich ganz Paris im Morgenlicht daliegen und die Dächer und die Kuppeln der Kirchen schimmern. Mechanisch wasche ich mich, ziehe reine Wäsche an und lege mich nochmals schlafen.

Und während ich dort liege und zu der Decke hinaufstarre, habe ich noch immer die eiskalte Stimmung, die mich dort bei jenem Frauenzimmer erfaßte. Eine angenehme Mattigkeit überkommt mich, behaglich recke ich meine Glieder, die ganz geschmeidig und angenehm schlaff sind. Das Blut fließt mir so ruhig in den Adern, die mir von allem Bodensatz gereinigt und befreit scheinen.

„Ha!" sage ich, als ich an Anna denke. „Das war es also! Tiefer gingen also die Wurzeln nicht!" Ich sage das laut, ich will hören, wie es klingt. Und meine Stimme widerspricht mir nicht.

Beruhige Dich nur! So ist das Leben! Nimm es so hin, wie es sich Dir bietet!

Und in den reinen, zum Fest frisch aufgelegten Betttüchern ruhend, male ich mir kalt, ruhig und ironisch überlegen ein klares Bild meiner Zukunft aus. Es ist eine farblose Zeichnung, mit trockenen Linien, wie mit einem Lineal gezogen, — genau so wie meine augenblickliche Stimmung.

Es ist das Zimmer eines alten Junggesellen. In der Mitte steht ein Arbeitstisch mit Papieren in bester Ordnung und ein Bücherbord mit

Büchern. Ein Ledersopha und in der einen Ecke ein abgenutztes Rückenkissen für die Ruhe des alten Junggesellen. Eine eiserne Bettstelle. Tabaksqualm im Zimmer. Sorgfältig gebürstetes Zeug. Am Tage in der Schule. Zu Hause ein bequemer Schlafrock und Pantoffeln. Eine alte Madam, die den Haushalt führt. Die meisten Abende im Wirthshaus, wo man eifrig die Tagesfragen discutirt und anfängt, sich dem Conservatismus zuzuwenden. Das ist doch schließlich das Sicherste. Auf einen bestimmten Glockenschlag nach Hause. Man liest in einem Buch, ehe man sich legt. An der Wand über dem Bett hängt ein getrockneter Lorbeerkranz, eine Erinnerung an die Doctorpromotion. Aber ohne das Bild in der Mitte. Im Sommer auf einer einsamen Insel, um zu fischen.

Ja, das ist Alles! Und darüber hinaus geht keine einzige Illusion oder eine Hoffnung, die auf eine solche begründet ist. Der Himmel meines Lebens bleibt klar und kalt. Ich selber erstarre und erschlaffe. Eine völlige Leere umgiebt mich, das Todtengeläute der öden Einsamkeit klingt mir in die Ohren. Und ich halte mich jetzt für gewaffnet, das hinzunehmen, was das Leben mir bietet. Und ich wende mich nach der Wand, um zu schlafen.

Aber da scheint es mir, als hafte in meinen Betttüchern ein Duft von heute Morgen, von ihrem Haar, ihrer Haut, ihrem Zimmer. Sie will mich an sich ziehen, will mich küssen und liebkosen.

Und wie mit einem Schlage ist die Stimmung, die mich eben noch erfüllte, und die Betrachtungen, die sie im Gefolge hatte, verschwunden. Ein nagender Ekel bringt mein ganzes Gemüth in Aufruhr, und ein Schauer durchzuckt mich von Kopf zu Fuß.

Ich liebe sie wieder, Anna, hoffnungsloser, sinnloser denn je zuvor. Aus der Tiefe meines ganzen Wesens rufe ich sie an, jetzt, in diesem Augenblick zu mir zu kommen, dort zur Thür hereinzukommen, sich mir an's Herz zu werfen, mich durch ihre Küsse zu reinigen, mich mit ihren Liebkosungen zu einem neuen Menschen zu machen. Ich wollte ihr diesen ganzen, häßlichen, widerlichen Traum erzählen. Sie würde mir vergeben, und ich würde von Neuem anfangen, zu leben.

Aber sie kommt nicht. Diese Schritte auf der Treppe sind nicht die ihren. Es ist Jemand so wie ich, er bleibt vor seiner Thür stehen und dreht den Schlüssel im Schloß herum.

Weshalb läßt sie mir keine Ruhe, nicht einmal in meinem Grabe? Weshalb kann ich sie nicht los werden, sie nicht vergessen, sie nicht bei Seite schieben, wie so manche andere betrogene Hoffnung? Weshalb nicht in meinen Genüssen und dem Egoismus meiner Einsamkeit um Scheidung von ihr einkommen? Weshalb kann ich nicht in meiner eigenen Gleichgültigkeit erstarren?

Aber vergebens frage ich. Ich fühle, daß ich es nicht kann, nicht im Stande dazu bin. Vielleicht wird sie auf eine kurze Weile aus meinem

Sinn verschwinden, vielleicht für einen Abend, für eine Nacht. Diese hoffnungslos nüchternen, diese unmöglichen Morgenstunden werden sich immer gleich bleiben. Sie werden stets wiederkehren, diese selben Gefühle, dieses selbe schmerzliche Entbehren, dieser zehrende, nagende Lebensüberdruß. Ich mag leben, wo ich will, ich mag Trost suchen, worin ich will. Stets werde ich die Hand nach ihr ausstrecken, obwohl ich sie niemals finden werde. Ich mag versuchen, ihr Bild zu begraben, ihre Züge zu verschleiern, — stets wird das Wasserzeichen mit ihrem reinen Profil und der ringelnden Locke am Ohr hindurchscheinen.



GOOD FREND FOR IESVS SAKE FORBEARE,
TO DIGG THE DVST ENCLOASED HEARE:
BLESE BE Y^E MAN Y^T SPARES THES STONES
AND CVRST BE HE Y^T MOVES MY BONES.

Die Inschrift auf Shakespeares Grab in der Heiligen Dreifaltigkeitskirche zu Stratfort. Nach Photographie.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur“.
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Illustrirte Bibliographie.



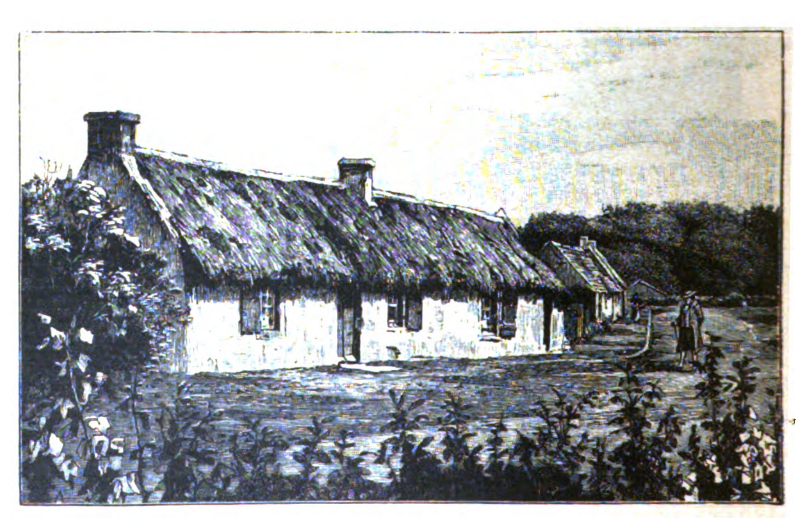
Alfred Tennyson.
Nach dem ältesten bekannten Bilde, in R. H. Horne, „A New Spirit of the Age“, London 1844.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur“. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Englische Litteraturgeschichte. Von Richard Wülker. Leipzig, Bibliographisches Institut. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimilebeilagen. 14 Lieferungen zu je 1 Mk. oder in Halbleder gebunden 16 Mk.

In seinem hohen Alter, da hat der Geheimrath Goethe mit seinen klaren braunen Augen schon manches Problem gesehen, das seine Zeitgenossen noch nicht sahen, und manches Wort gesprochen, über das eine spätere Zeit nachzudenken Gelegenheit nahm. Im Alter, da hat Goethe auch das schöne Wort „Weltlitteratur“ ausgesprochen, und solch großes Wort braucht Zeit, um Widerhall zu finden. Nicht von heute und morgen sind solche Anregungen, sondern langsam macht sich auf hoher Stufe der Entwickelung solch Bedürfniß fühlbar, und von nachhaltiger Wirkung wird der ausgesprochene Wunsch. Das Bedürfniß, die Litteraturgeschichte der Gesammtheit unserer Culturvölker einmal anzuhören, wie eine Fuge, um wieder das schöne Bild Goethes zu gebrauchen, in der die Stimmen der Völker nach und nach erklingen, wie eins das andere ablöst in der Hegemonie, aber allezeit jedes mächtig für sich in seiner besonderen Kraft und Klangfarbe vernommen werden muß, dies Bedürfniß muß eine Zeit empfinden, in der die Theilung der Arbeitskräfte die Auffassung eines geistigen Zusammenhanges auf allen Gebieten um so wünschenswerther macht. Wir müssen es als einen Beitrag zu dem großen Werke auch begrüßen, wenn das Bibliographische Institut eine Sammlung der Litteraturgeschichten aller wichtigen Culturvölker veranstalten will. Eine schöne Vervollständigung der volksthümlichen und wissenschaftlichen Bibliothek dieses Verlages würde dadurch erreicht werden. Die Ausstattung ist, wie immer, auch hier glänzend geplant.

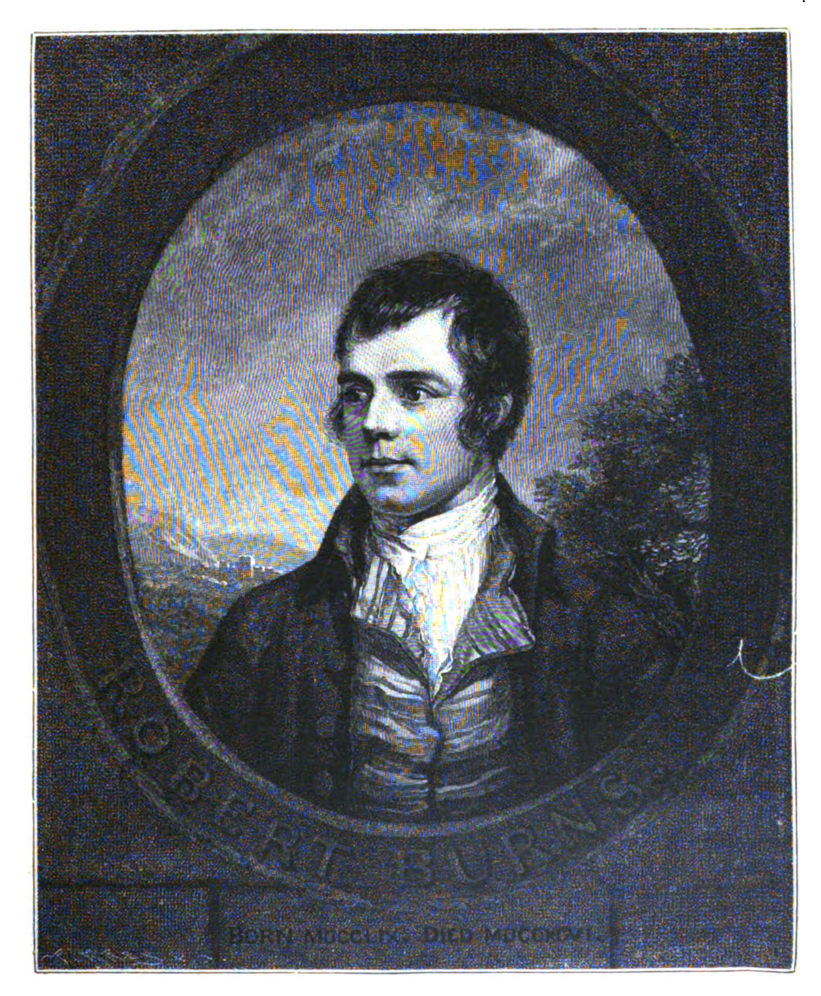


Das Haus zu Chalfont St. Giles, in dem J. Milton während der Pest 1665 wohnte.
Originalzeichnung nach Photographie.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur".
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)



Robert Burns' Geburtshaus bei Ayr (Schottland). Zeichnung nach Photographie.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur".
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Wenn das so weiter geht, wie mit England der Anfang so schön gemacht wurde, dürfen wir uns freuen. Diese englische Litteraturgeschichte, die bereits vorliegt, ist ein erfreulicher Vorbote. Es ist übrigens ein durchaus in sich abgeschlossenes Werk und kann vollständig als selbstständige Leistung betrachtet werden, und nicht etwa wie ein Band aus



Robert Burns. Nach dem Stich von W. Walker (Gemälde von A. Nasmyth), im Britischen Museum zu London.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur."
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

einer größeren Arbeit, der herausgegriffen das Gefühl eines fehlenden Zusammenhanges hervorruft. Die englische Litteraturgeschichte ist hier ganz für sich behandelt, gleichsam sauber herauspräparirt aus dem Complex der Culturgesammtheit, und nur die Fäden, mit denen das Object der Beobachtung mit den anderen Dingen verknüpft ist, kommen, wiewohl nicht besonders markant, naturgemäß auch zur Sprache. Im Allgemeinen hat sich der Verfasser auf England beschränkt. Eine Geschichte der amerikanischen Litteratur



Byrons Mutter.
Nach den Stich von W. Finden. Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur.“ (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

ist mit weiser Beschränkung auch zurückgewiesen. Sehr richtig sagt Professor Wülker im Vorwort: „Im letzten Menschenalter hat sich diese so eigenartig und so ganz frei von England entwickelt, daß sie selbstständig, nicht als Anhängsel der englischen Litteratur behandelt werden muß,“ wenn freilich auch zuzufügen ist, daß der geistige Nährboden zum Mindesten ein ähnlicher genannt werden muß. Englische Bildung beherrscht doch wohl die neue Welt zum großen Theile.

Auch über die lebenden Schriftsteller spricht Wülker nicht, da über sie das Urtheil noch nicht abgeschlossen sein könne. Die Grenze ist freilich immerhin eine willkürliche, denn das Urtheil, mit dem der Verfasser die letzten Größen der englischen Litteratur begleitet, möchten wir auch nicht als ein gerade abschließendes anerkennen. Selbstständiges intimes Urtheilen ist des Verfassers Sache offenbar nicht, er giebt nur die allgemeine Meinung mit großer Nüchternheit wieder. Es ist das durchaus kein Vorwurf, so lange der Gelehrte auch nicht die Prätension erhebt, ästhetisch kritisiren zu wollen. Ein gewisses Tactgefühl läßt sich dem Autor hierin nicht absprechen. Er ist außerordentlich zurückhaltend und maßvoll im subjectiven Beiwerk. Seine Stärke liegt im Fleiß, ein brauchbares und achtbares Litteraturwerk zu schreiben, das als Nachschlagebuch Werth besitzt. Nicht aber nur als Nachschlage- und Handbuch, sondern durch die historische Folge ist etwas Neues gegeben, das uns in der isolirten Darbietung des Lexikons nicht geboten wird. Der Zusammenhang, der sich durch das Ganze zieht, die Entwickelung verdient doch als wesentlicher Vorzug eines derartigen Buches im Vergleich zu einem Künstlerlexikon hervorgehoben zu werden.

Den größten Schmuck und wirksame Unterstützung der Darstellung bietet die Fülle beigefügter Bilder. Man hat in der That die Empfindung gegenüber diesen immer so vornehm und luxuriös ausgestatteten Bänden des Bibliographischen Instituts, als sei man in einer schönen modernen Einrichtung; Alles ist zum Behagen des Bewohners geschehen, die neuesten Erfindungen sind in fast raffinirter Weise mit in Berücksichtigung gezogen; wir sitzen in großen luftigen Räumen an gediegenen Tischen auf eichenen Stühlen, wir haben Telephon und elektrische Beleuchtung. — Wie anders war es früher. Früher war uns das Buch ein ungleich poetischerer Gegenstand. Urväter-Hausrath und alte Schmöker gehörten in dieselbe Kategorie; vergilbte Blätter, in denen schon der Ahn mit seinem Stift Bemerkungen eingezeichnet. Shakespeare gebraucht das Buch noch als poetisches Gleichniß, während es heute prosaischer wie so vieles Andere anmuthet. Deshalb ist der Gesammteindruck von diesen neuen „mit allem erdenklichen Comfort der Neuzeit ausgerüsteten“ Büchern ein so ähnlicher wie der Gesammteindruck von einer behaglichen modernen Wohnung. Die winkligen Gassen waren poetischer, aber gute Wasserleitung wird nunmehr praktisch vorgezogen. Praktisch und poetisch, was doch ursprünglich aus so ähnlicher Wurzel stammt, scheinen sich hier wie so oft zu widersprechen.

Und es wird nicht lange dauern, so wird sich vielleicht doch für den Betrachter aus dem Stilcharakter dieser neuen schönen Bücher eine eigene Poesie entwickelt haben. Wenn wir dieselbe durchblättern, strömt uns doch ein eigenes aus so vielen Elementen zusammengesetztes Leben entgegen, diese Buntdrucke, Kupferstiche, Facsimiles und Holzschnitte. Es hat das auch seinen Zauber. Diese Bücher werden ihre vergilbten Vorgänger wohl verdrängen, wie eine Zeit eben die andere ablöst.

Besonderes Gewicht hat der Verfasser bei der Besprechung der dichterischen Hauptwerke auf eine gedrängte Angabe des Inhalts gelegt. Da die ganze englische Litteraturgeschichte in einem Bande von etwa 632 Seiten abgehandelt ist, kann man sich einen Begriff machen, daß das eben nur in aller Kürze angängig war. Kurz ist auch die Charakteristik der Einzelnen, im knappen Umriß werden die wichtigsten Lebensschicksale gegeben, die allgemeinen Zeitverhältnisse skizzirt. Die ersten 14 Seiten sind der keltischen, darauf etwa 50 der angelsächsischen und etwa 100 der altenglischen Litteratur gewidmet. Shakespeare und Milton erfuhren die Ehre, mehrmals in Kupfer gestochen zu werden. Neben Shakespeare hat Walter Scott vom Verfasser die andere Ehrung eines eigenen Capitels für sich erhalten, ebenso Thomas Moore.

Die Ueberleitung ist nicht immer einwandsfrei. Wenn es heißt: Neben Dickens ist der bedeutendste englische Humorist unter den Zeitgenossen Thackeray; freilich fehlt ihm im Gegensatz zu ersterem jeder Idealismus: er ist Realist und Satiriker. Die schlechten Menschen malt er in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, ohne ihrem Charakter auch nur einen guten Zug beizumischen, und die Guten werden bei ihm gern so weltunerfahren dargestellt, daß sie an's Lächerliche streifen. Selten verräth sich bei ihm ein Wohlwollen für seine Romangestalten — so ist das ein bischen zu stark auf die Spitze getrieben. Der vornehme Thackeray kann auch sehr viel Herz zeigen, die Weltunerfahrenheit hat bei ihm etwas Rührendes, durchaus nicht anders als wohlthuend ist da sein Lächeln, und nur im Allgemeinen ist sein Humor weniger warm als die quellende Laune des göttlichen Dickens.

H. L.

Bibliographische Notizen.

Der Zukunftskrieg im Jahre 18.. Von A. Bjelomor. Einzig berechtigte Uebersetzung von Karl Kupffer. 2 Aufl. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit als „Vision eines russischen Patrioten", und eine solche ist sie allerdings. Wir vermögen uns nur schwer in die vom Verfasser gedachte Situation hineinzudenken. Das, was man nach dem Titel, namentlich mit Bezug auf die gegenwärtige politische Constellation vermuthen könnte, enthält der Zukunftstraum nicht, der sich, da das Jahrhundert zu Ende geht, schon in den nächsten 3 Jahren verwirklichen müßte. Nach einer ausgedehnten, wenig interessirenden Skizzirung des Marinelebens in Kronstadt im Jahre 18.. schildert der Verfasser die Gründung eines russischen Kriegshafens — Alexandria — am Nordkap, von welchem die russische Flotte ausfahrend, in Vereinigung mit der Flotte des Schwarzen Meeres ihre Kriegsthaten im Mittelmeere und zwar im Kriege gegen Italien und Oesterreich beginnt. Es folgen Schilderungen der Beschießung von Genua, Livorno, Neapel, Venedig und Triest und der Vernichtung italienischer sowie österreichischer Schiffe; in einem weiteren Capitel wird die Belagerung von Wladiwostock durch die Italiener beschrieben, die aber auch hier unterliegen. Den Schluß bilden wiederum Schilderungen aus Kronstadt. Noch vor diesen Ereignissen war es zu dem schon lange drohenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich gekommen, über dessen Verlauf aber nichts Näheres gemeldet wird. Bezüglich der Türkei, namentlich in Betreff der Eroberung Constantinopels durch die Russen wird auf Nikolaus I. Bezug genommen, der es als vortheilhaft und unterstützungswerth bezeichnet hat, die Türkei in ihrem schwachen Zustande zu erhalten. Manches Interessante enthält aber doch das Buch, so die Betrachtung über die Thätigkeit der baltischen Flotte bei einem Kriege gegen Deutschland, ferner die Entwickelung der maritimen Kräfte Rußlands bei einem Kriege gegen England, als dessen verwundbarste Punkte „der Handel und die Kolonien" bezeichnet werden. Für große und schnellfahrende Kreuzer wird warm eingetreten und ihnen der glänzende Erfolg im Mittelmeer gegen die italienischen und österreichischen Schiffe beigemessen. Die Panzerschiffe, so wird gesagt, würden nur geringen Nutzen gebracht haben, und wer weiß, „ob sie nicht auch in Zukunft eine passive Rolle spielen werden". Der Verfasser schließt mit den Worten: „Die Macht Rußlands ist groß! Und die Annalen der russischen ruhmreichen Flotte sind noch lange nicht geschlossen."

K.

Muret-Sanders' Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Das groß angelegte Unternehmen, das ein würdiges Seitenstück zu Sachs-Villattes encyklopädischem Wörterbuch der französischen Sprache bildet, ist zur Zeit bis zur 22. Lieferung vorgeschritten und wird in seinem ersten, dem deutsch-englischen Theile, im Juli d. J. mit Lieferung 24 vollständig vorliegen. Der kürzlich erfolgte Tod des Professors Daniel Sanders wird — wie die Verlagsbuchhandlung mittheilt — keine Stockung in der Weiterführung des Wörterbuches zur Folge haben. Der zweite (deutsch-englische) Theil ist von Professor Sanders bis F vollendet und wird von dort ab von Professor Immanuel Schmidt mit Unterstützung einer Anzahl Sprachgelehrter beider Nationalitäten derartig bearbeitet, daß in etwa 3 Jahren die Vollendung des Werkes zu erwarten ist.

— a.

Die Humboldt-Akademie des wissenschaftlichen Central-Vereins. Skizze ihrer Thätigkeit und Entwicklung 1878 bis 1896. Ein Beitrag zur Volkshochschulfrage. Von Dr. Max Hirsch, Berlin, Hugo Steinitz' Verlag.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sich der Drang nach erweiterter Bildung mit immer größerer Kraft im Volke geltend macht. Die Frage der Volksbibliotheken, Lesesäle, Volkshochschulen, Universitätsausdehnungsbewegung stehen im Vordergrund des Interesses. Es ist leider nicht wegzuleugnen, daß wir in allen diesen Fragen gegen viele andere Staaten, besonders England und Amerika, weit zurück sind; das darf uns aber nicht dazu führen, wie es bedauerlicher Weise vielfach geschieht, tüchtige und hervorragende Einrichtungen bei uns ganz zu übersehen. Eine solche auf nationalem Boden entstandene, äußerst segensreich wirkende Institution ist die im Jahre 1879 vom Verfasser der Schrift gegründete Humboldtakademie zu Berlin. Der Verfasser schildert in der vorliegenden kleinen, höchst lesenswerthen Schrift, die trotz vieler Hindernisse doch stetig und ruhig aufsteigende Entwickelung der Akademie, ihre Einrichtungen und Leistungen und giebt ausführliche statistische Nachweise über die Zahl der Curse, die Hörerschaft, Finanzirung des Institutes u. s. w. — Wir können das Schriftchen allen denen, die sich für die wichtige Frage der allgemeinen Volksbildung interessiren, nur dringend zur Lectüre empfehlen und ihnen zurufen: Gehet hin und thuet desgleichen! Wp.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Von Prof. Dr. W. Rein. Langensalza, Beyer u. Söhne.

Das großartig angelegte Werk, dessen wir schon wiederholt Erwähnung thaten, schreitet rüstig fort. Es liegt uns nunmehr auch der zweite Band, der bis zu dem Artikel „Griechische Erziehung" reicht, vollständig vor, der hinter dem ersten Bande in keiner Weise zurücksteht. Es ist natürlich nicht möglich, an dieser Stelle auf den Inhalt des Werkes einzugehen; es möge genügen, von Neuem darauf hinzuweisen, daß hier eine reiche Fülle von gediegenem Material aus dem weiten Gebiete des pädagogischen Wissens der Gegenwart aufgespeichert ist.

Wp.

Buchstabe und Geist. Von Otto Leisner. Kritische Betrachtungen über die Bedeutung der unterrichtlichen Hilfsbücher. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Verfasser legt in dem kleinen, aber inhaltreichen Schriftchen den Finger in eine böse Wunde unseres Schulbetriebes. Das Werkchen sei Allen, welche sich für das Unterrichtswesen interessiren, besonders aber der Unterrichtsverwaltung und den Lehrern bestens zu empfehlen. Wp.

Zur Frauenfrage. Von Eliza Ichenhaeuser. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase).

Die Verfasserin ist auf dem Gebiete der Frauenbewegung wiederholt mit Erfolg thätig gewesen. Auch die vorliegende Schrift, welche eine Anzahl (31) von kürzeren Abhandlungen enthält, die ursprünglich in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht sind, enthält viel des Interessanten. Wp.

Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fanfaren von Ferdinand Pfohl, Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die neuen Bayreuther Fanfaren wenden sich nicht an die Parteifanatiker, sondern an das große Publicum, das Wagner und seine Werke hochschätzt und bewundert und sich weder durch ungesunde Verhimmelung auf der einen Seite noch durch unmotivirte Verdammungsurtheile auf der andern beirren läßt. Der Verfasser unterwirft die vorjährigen Bayreuther Festspiele einer eingehenden, witzigen und objectiven Kritik, die

vielleicht hier und da verschnupfen, bei ruhig Denkenden aber entschiedenen Anklang finden wird. Was Pfohl über Lilly Lehmann, die ebenso viel geschmähte wie bewunderte Bayreuther Brünnhilde sagt, wird in der Villa Wahnfried schwerlich gebilligt werden, und seine Bemerkungen über die Bayreuther Stilschule werden dort viel böses Blut machen, aber anderwärts wird man ihm für seinen ehrlichen Wagemuth und für seine ungeschminkte Aussprache aufrichtig dankbar sein. — Den zweiten Theil des Buches bilden die Bayreuther Fanfaren aus dem Jahre 1891, die sich mit „Parsifal", „Tristan und Isolde" und den „Meistersingern" in ähnlicher Weise beschäftigen, wie das vorliegende Buch mit dem „Ring des Nibelungen". eb.

Musikalische Essays von Dr. E. von der Pfordten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Unter obigem Titel hat der Verfasser, der als Privatdocent an der Münchener Universität wirkt, vier Aufsätze herausgegeben, die für den Fachmann nicht gerade Neues bringen, den zahlreichen Musikfreunden des Laienpublicums aber vielfache Belehrung in anregender und bequem verständlicher Form bieten. Die vier Essays „Kunst und Dilettantismus", „Grundlagen der Gesangskunst", „Leonore im Fidelio und Elsa im Lohengrin" und „Weber und Schumann als Schriftsteller" sind durchaus objectiv gehalten und zeichnen sich durch elegante, nie unnöthig in's Breite gehende Diction, gesundes Urtheil, sowie durch scharfe und zielbewußte Kritik aus. Viel Beherzigenswerthes enthält namentlich der erste Aufsatz, der die größere Hälfte des Buches einnimmt; was v. d. Pfordten über Musikunterricht, Erlangung und Handhabung des Kunsturtheils, sowie über das Wesen und die Bedeutung des Dilettantismus sagt, verdient nicht nur gelesen, sondern vielmehr gründlich studirt zu werden. eb.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. 60 Lieferungen zu 40 Pfennig = 25 Kreuzer öst. W. Alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Von allen Dichtern der Neuzeit ist Ludwig Anzengruber einer der mit Recht — ich möchte nicht sagen „beliebtesten", denn ein so trivialer Ausdruck paßt nicht für das, was wir Alle so herzlich innig warm für die Größe und männliche Schönheit dieser Dichtergestalt empfinden. Anzengruber ist einzig in seiner Art, in seiner Art so vollkommen wie irgend einer der Aller-, Allergrößesten und Besten. Wie er, als Dramatiker namentlich, den Ton trifft, der tief in's Herz dringt, das tief Volksthümliche, Traute, Anheimelnde in seiner Stimme, es ist unvergleichlich. Keinen größeren Gegensatz, so schrieb der unglückliche Nietzsche, als Poesie und Fremdenbücher kann man sich denken. Wir können uns auch keinen größeren Gegensatz denken als Anzengrubers Poesie und die Theaterstücke, wie sie gang und gäbe sind auf unseren Bühnen. Wahrhaftig, sie verhalten sich zu den Anzengruber'schen Werken wie Fremdenbücher und Naturpoesie. Hier ist Stimmung, Kraft, Wahrheit, eine innere echte Stimmungswahrheit und eine Gefühlsatmosphäre, wie sie die Kunstwerke eines Shakespeare um sich verbreiten. Es ist der rechte Waldesodem der Natur, der würzige Duft unmittelbarer Naturproduction.

Und am schönsten, am liebsten ist der große Dichter, wenn er mit einer unglaublichen Einfachheit uns das Heiligste offenbart, in seiner Sprache, ursprünglich, mit göttlicher Naivetät das ausspricht, was der Mensch auf das Zarteste empfindet; es ist dann ein Adel in seinen Worten, eine seelische Keuschheit, daß Nichts darüber.

Mögen sich noch viele an den Werken dieses „beliebten" Dichters erfreuen.

H. L.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achleitner, Arthur, Der Stier von Salzburg. Culturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes, Nr. 1000 bis 1010. Halle a/S., Otto Hendel.

Brentano, Dr. Lujo, Die Stellung der Studenten zu den socialpolitischen Aufgaben der Zeit. Vortrag, gehalten am 15. Januar 1897 zur Eröffnung der Thätigkeit des socialwissenschaftlichen Vereins von Studirenden an der Universität München. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Dahlmann, Hans, Wahn oder Wahrheit? Erzählung. Dresden, Heinrich Minden.

Danckelman, Eberhard Freiherr von, Kant als Mystiker?! Eine Studie. Leipzig, 1897. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (früher: Fr. Maukes Verlag).

— Shakespeare in seinen Sonetten. Ein Sendschreiben an Herrn Lic. Dr. Schaumkell, Oberlehrer in Ludwigslust i. M. Leipzig, 1897. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (früher: Fr. Maukes Verlag).

Fornasari, Laurenz, Die Kunst, die italienische

Sprache schnell zu erlernen. Sechste Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Freemann, Edward A., Geschichte Siciliens. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. II. Band. Von den ersten Zeiten der griechischen Colonieen bis zu dem Anfange der athenischen Einmischung. Mit vier Karten. Leipzig, B. G. Teubner.

Geistbeck, Dr. Alois, Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Mit beschreibendem Text. Mit 233 Holzschnitten nach Photographien und nach Zeichnungen von E. T. Compton, Th. von Eckenbrecher, H. L. Heubner, E. Heyn, G. Mützel, K. Oenike, O. Schulz, O. Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.

Golm, Rudolf, Ein falsches Liebeslied. Novelle. Dresden, E. Piersons Verlag.

A. Hartlebens Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. Wien, A. Hartlebens Verlag.

— Kleines statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. Vierter Jahrgang. 1897. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Professor Dr. Friedrich Umlauft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Ichenhaeuser, Eliza, Erwerbsmöglichkeiten für Frauen. Praktischer Rathgeber für erwerbsuchende Frauen in allen Angelegenheiten der Vorbildung, der Anstellung und der socialen Selbständigkeit. Nebst Nachweis von Wohlfahrtseinrichtungen. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

Kaufmann, Max, Heinrich Heines Liebestragödien. Litterarhistorische Studie. Zürich und Leipzig, Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".

Knorre-Dargitz, Margarethe von, Der Sträfling. Sibirisches Sittengemälde in 5 Acten. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. IV. Jahrgang. No. 126—127. Berlin, Kritik-Verlag.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XVIII. Defregger. Mit 96 Abbildungen von Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

— XIX. Terborch und Jan Steen. Mit 96 Abbildungen von Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

— XX. Reinhold Begas. Mit 117 Abbildungen nach Sculpturen, Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

zur Lippe, Alfred Graf, Innenleben. Novellen. Dresden, Heinrich Minden.

Magazine, The International. Vol. II. No. 3. March 1897. Chicago, Union Quoin Company Publishers.

Manassewitsch, B., Die Kunst, die russische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen. Vierte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Meebold, Alfred, Vox humana. Berlin, Carl Duncker.

Ohnesorge, Fr, Wilhelm der Grosse. Bilder aus dem Leben des Helden in Liedern und Versen. Berlin W., Verlag von Otto Salle.

Pagani Silvio, Menschenleid. (Lo Specchio della dolorosa esistenza.) Dramatische Handlung in fünf Abtheilungen. Autorisirte Uebersetzung von G. Locella. Dresden, Carl Reissner.

Plan der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. 6. Auflage. Mit Angabe der neuen Bezirkseintheilung und der früheren Gemeindegrenzen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schirmacher, Käthe, Aus aller Herren Länder. Gesammelte Studien und Aufsätze. Inhalt: Reisebilder. Litterarische Studien und Kritiken. Novellen. Sociales Leben. Zur Frauenfrage. Paris und Leipzig, Verlag von H. Welter.

Schulz-Dresden, Carl Theod., Eine neue Bestattungsart. — Verheissungsvoll für die Zukunft. — Weder Erd- noch Feuerbestattung. Berlin, Verlag der Actiengesellschaft Pionier.

Schwalb, Carl Josef. Ethische und philosophische Betrachtungen auf empirischer Grundlage. Dem Volke gewidmet. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns Litterarischem Bulletin der Schweiz".

Siebenlist Ottilie, Gespenster der Erinnerung. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".

Sonnenblumen. Herausgegeben von Carl Henckell. 1896/97. Nr. 5. 6. 7. 8. Zürich, Carl Henckell & Co.

Stern, Maurice Reinhold von, Walter Wendrichs Neue Lieder. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns Litterarischem Bulletin der Schweiz".

Strüfing, E., Mirabeau. Schauspiel in fünf Acten. Berlin, Freund & Jeckel.

Telmann, Konrad, Vox populi. Roman. 2 Theile in einem Bande. Leipzig, Carl Reissner.

Umlauft, Prof. Dr. Fried., Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Lfg. 17, 18, 19, 20. Dritte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Vogt, Prof. Dr. Friedrich, und Prof. Dr. Max Koch. Geschichte der Deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 14 Lieferungen zu je 1 Mark (Gesammtpreis 14 Mark) mit 170 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 23 Facsimile-Beilagen. Heft 2—5. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Weill, Alexander. Noch zwei Jugend-Theaterstücke. I. Drei Deutsche in Paris unter der Juli-Regierung. Lustspiel in drei Aufzügen. II. Ein Ehrenmann. Schauspiel in drei Aufzügen. Mit einem Nachwort zu „Hass und Liebe". Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Wundtke, Max, Schicksal? Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Vormals Fichte-Ulricische Zeitschrift.) Im Verein mit Dr. H. Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Ein Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner.

Zimmer, D. Dr. Friedrich, Der Evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. Vierte, vermehrte Auflage. Herborn, Verlag des Ev. Diakonievereins.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.







Quellen
und
deren Wärmegrade

Quelle	°R
Sprudel . .	58^{0}
Mühlbrunn .	38^{4}
Schlossbrunn	39^{2}
Theresienbrunn	46^{2}
Neubrunn . .	47^{2}
Marktbrunn .	32^{8}
Felsenquelle .	47^{8}
KaiserKarls-Qu.	31^{5}
Kaiserbrunn .	38^{8}



Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grösseren Städten aller Welttheile.



Preis pro Heft 2 *M.*, pro Quartal (3 Hefte) 6 *M.*,
pro Jahr (12 Hefte) 24 *M.*

Juni 1897.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: F. von Saar.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

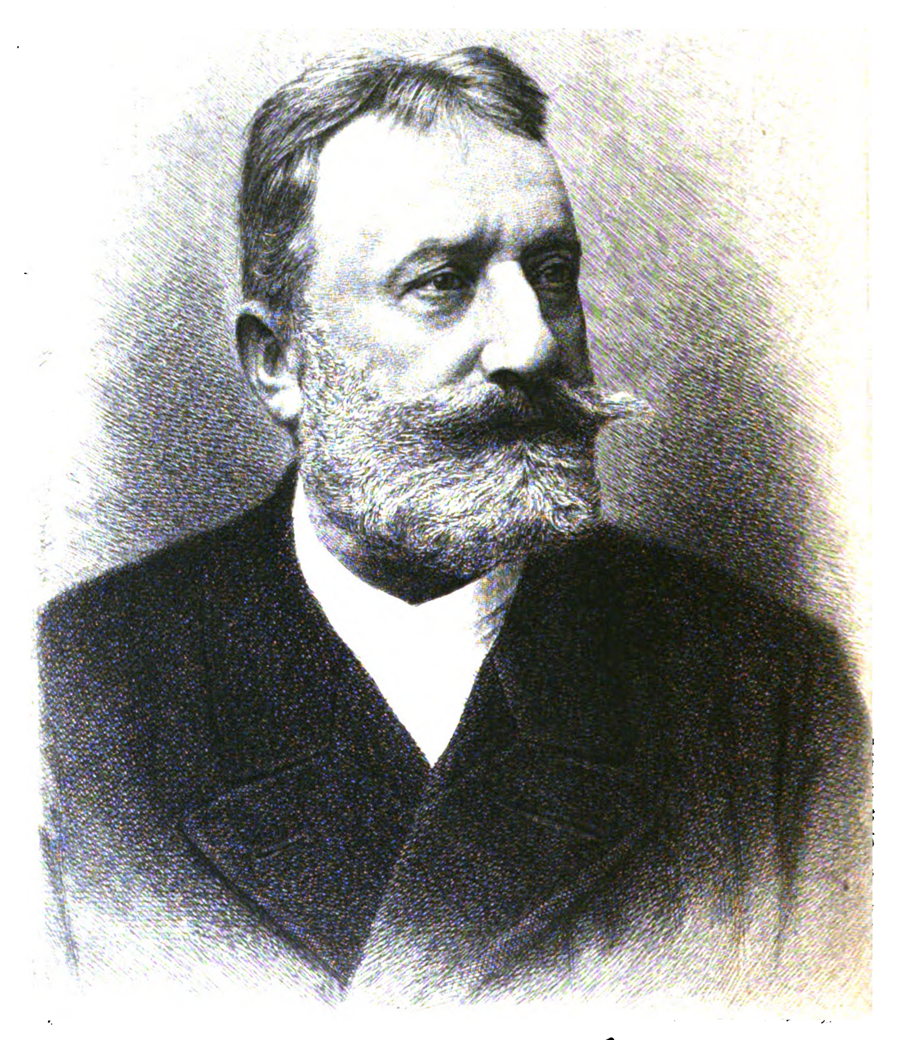
Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXXI (April bis Juni 1897), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)



Ferdinand von Saar

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXI. Band. — Juni 1897. — Heft 243.

Mit einem Portrait in Radirung: [illegible]



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXI. Band. — Juni 1897. — Heft 243.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ferdinand von Saar.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



König Svend von Dänemark.

Novelle.

Von

Eberhard Freiherr von Danckelman.

— Magdeburg. —

Die Sage berichtet von einem einst mächtigen großen Reich, dessen Name Dänemark gewesen sei. Ueber alle Länder des rauhen Nordens habe sich die Macht der dänischen Fürsten erstreckt, und Odin selber sei oftmals zu seinem geliebten Volke herabgestiegen, um es zu führen von Sieg zu Sieg. Damals hatte Loki noch nicht Zwietracht gesät unter den Dänen, damals ging Baldur noch singend durch die Wälder, und Thors Hammer ruhte. Aber die Jahre sanken dahin im Laufe der Zeiten und mit ihnen das Göttergeschlecht der Asen, und Anskar verkündigte eine neue Lehre, eine Lehre von der allerbarmenden Liebe. Trotzig lehnten die Heiden die christliche Religion ab, aber der kühne Muth und die Unerschrockenheit der Diener der Kirche ließen sie ihre alten Götter vergessen, vergessen, daß den sterbenden Kämpfer in Wallhall ewige Freuden erwarteten. Und Stürme brachen über das einst so mächtige Land herein, die ärger wütheten als der Orkan, der ihr Meer durchfurchte und die Wasser über ihr Land dahintrieb, Stürme im Innern, Stürme nach außen. Das einstige Dänemark aber schwand dahin, und was übrig blieb und noch diesen Namen trug, war nur ein kleiner Rest jenes einst so großen und gewaltigen Landes.

Zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, umfaßte das dänische Reich nur noch den nördlichen Theil des heutigen Schleswig-Holsteins bis an den einst von Göttrik aufgeworfenen Wall zwischen Schlei und Trave, sowie die Halbinsel Jütland und die Inseln Fünen, Laaland und Seeland. Auf letzterer befand sich die Hauptstadt der dänischen Fürsten Roeskilde. In der Nähe von Roeskilde liegt ein gewaltiger, uralter Buchenhain, einstmals

Odin gehörig, und in seiner Mitte verborgen ein dunkler See. Das war der heilige Wald von Ledra, unter dessen Bäumen die Priester Odins dahinschritten und weissagten Sieg oder Untergang. Das war der der Göttin Hertha geweihte See auf Seeland, von dem Tacitus also berichtet: „Auf einer Insel im Meere liegt ein Hain und in dem Hain ein See. Aus diesem See kommt zu Zeiten die Göttin hervor und läßt sich in einem von Kühen gezogenen Wagen von den Priestern umherfahren, worüber die Inselbewohner so hoch erfreut sind, daß sie, für die Zeit der Anwesenheit der Göttin, Arbeit, Krieg und Streit einstellen und sie mit Jubel so lange in einer großen Procession durch das Land begleiten, bis die Königin wieder nach ihrem Haine zurückverlangt. Alsdann wird sie wieder zum Haine gefahren und mit sammt dem Wagen und dem ihn bedeckenden Teppich in den See hinabgelassen. Allda wird ihr Bild, wie das Götterbild der kimmerischen Diana, abgewaschen, die Leute aber, welche dies verrichten, sogleich vom See verschlungen und neunundneunzig Gefangene der Göttin zum Opfer gebracht."

Aber der Buchenhain Odins und der Hertha-See lagen still und verlassen da. Nicht mehr durchhallte Jubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Asen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann sah man wohl eine weiße Frauengestalt am Ufer sitzen und hineinsehen in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhängenden Aeste der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und in Nebel.

Seit der alte Harald, der in seiner Jugend den jüngeren Bruder Knud meuchlings erschlug und den alten Gorm in das Grab brachte, zum Christenthum übergetreten war, stand die hölzerne Königsburg zu Ledra leer bis auf unsere Zeit. Erst vor Kurzem war in das alte, fast verfallene Schloß wieder neues Leben eingezogen. König Svend, der nach langen Irrfahrten sich endlich der Herrschaft auf Seeland bemächtigt hatte, residirte seit einigen Tagen in Roeskilde und belehnte mit der Burg zu Ledra einen seiner Mannen, den alten Seeräuber Thorbern. Der Alte hatte weder Weib noch Kinder; es war ihm ein Arm, und zwar der linke, im Kampfe vom Rumpfe getrennt, und manchesmal brach er in unbändige Flüche auf die Sachsen aus. Doch wiewohl Thorbern allein dastand in der Welt, war er doch nicht ohne Begleitung in die Burg zu Ledra eingezogen. Zahlreiche Bewaffnete umgaben ihn wie einen Fürsten, und fürstlich war das Schloß zu seinem Empfang hergerichtet. Warum aber führte der alte Pirat so zahlreiche bewaffnete Schaaren mit sich, warum zeichnete ihn gerade Svend so aus? Welche Waffenthaten hatte dieser Alte vollbracht, daß ihm solche Ehre zu Theil wurde? —

Als Svend, der Sohn des meuchlings ermordeten Erich Edmund, von Pommern mit einer großen Flotte kommend, über das Meer fuhr, um seinen

Vettern, Knud und Waldemar, die Herrschaft zu entreißen, da begegnete ihm von Rußland her ein prächtig gebautes Schiff, auf dessen Mast das Segel der Fürsten von Polen wehte. Svend stand gerade auf dem hohen Verdeck seines Königsschiffes und spähte finsteren Blickes nach Seeland aus, als er des russischen Fahrzeuges ansichtig wurde. Da zuckte Etwas wie Lust durch sein bleiches, abgelebtes Gesicht, und seine lange, hagere Gestalt hochaufrichtend und die schwarzen Locken schüttelnd, befahl er:

„Kapert das Schiff!"

„Kapert das Schiff!" König Svend hatte es gerufen, und ein Jubelgeschrei brach aus auf den dänischen Galeeren. Dann begann eine Jagd, und es ward den Verfolgern nicht schwer, sich in kurzer Zeit des feindlichen Fahrzeuges zu bemächtigen. Nachdem die Bemannung überwältigt und gebunden war, legte sich das dänische Königsschiff an die Seite des russischen Seglers, und König Svend betrat alsbald das feindliche Verdeck. Da wurden ihm die Gefangenen vorgeführt. Zuerst der Befehlshaber des russischen Schiffes.

„Woher kommt Ihr, und wohin führt Euch Euer Weg?" fuhr Svend den Fremden an. Dieser, ein herkulisch gebauter Mann mit wettergebräunten Zügen, legte, da er nicht gebunden, die Hände nach Slavensitte über der Brust zusammen und sprach also:

„Von Osten kommen wir her, Herr, von der Mündung der Weichsel, abgesandt von unserem Fürsten Wladimir und seiner hohen Gemahlin Richizza, ihr einziges Kind, ihre Sophia, in König Knuds Hände zu liefern. Der ist durch seinen Vater Magnus mit ihr verwandt und will seinem geliebten Vetter Waldemar, Knud Lawards mächtigem Sohn, um sein Bündniß mit ihm zu festigen, die holde Maid als Gattin zuführen.

„Doch," und bei diesen Worten sah er verlegen zu Svend auf, „solltest Du selbst . . ?"

Um Svends Lippen spielte ein häßliches Lächeln, als er hier den Seemann unterbrach:

„Ei, das trifft sich ja prächtig, mein Bester, und ich danke Gott, dem Allmächtigen, und der heiligen Maria inständig für die Gnade, die sie mir haben zu Theil werden lassen, da sie mir so unvermuthet meine Braut schenkten, nach der ich mich schon so lange gesehnt habe. Doch sage, wo weilt die Holde?"

„Mein Fürst und mein Herr! O, mir ahnte doch, daß aus diesem scheinbaren Unfall noch ein Glück entspringen würde, mir ahnte, als ich der dänischen Galeeren ansichtig wurde, daß Du es warst, großer Waldemar, der sie führte. Du frägst nach der Jungfrau? Wohl, unten in der Kajüte hat sie sich mit ihren Frauen eingeschlossen und wird, wenn Deine Knechte nicht schon die Thür erbrochen haben, dort noch weilen."

„Geh' hinunter," sagte Svend zu dem ihn begleitenden Thorbern, „geh' hinunter und fordere sie auf, in die Arme ihres Bräutigams zu eilen."

Er winkte dem russischen Seemann gnädig mit der Hand Entlassung, und sich dann nach seinen Begleitern umkehrend, flüsterte er hastig:

„Von jetzt ab also, Ihr wißt es, ist mein Name Waldemar."

Da trat auch schon Sophia auf das Verdeck, begleitet vom alten Thorbern und ihren Mädchen. Der Seewind spielte leise mit ihrem lang herabwallenden, goldbraunen Haar, und ihre schwarzen Augen blitzten erwartungsvoll, als sie nun, den Kopf in die Höhe werfend, fragte:

„Und welches denn ist Waldemar, mein Bräutigam?"

Thorbern deutete stumm auf Svend, der jetzt näher an die Polin herantrat.

„Wie lange schon," begann er mit süßlichem Lächeln, „wie lange und wie oft dachte ich nicht schon an die schöne Tochter Wladimirs, von deren Ruhm alle Länder am Ostmeer erfüllt sind? Da spielt mir Gott Aeolus (er hatte am fränkischen Hofe die griechischen Götter kennen gelernt) die Schöne in die Hände, und ich preise das gütige Geschick, das mir vergönnt, Dich heute schon in meine Arme zu schließen."

Bei diesen Worten umarmte er sie und drückte schnell einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

Sophia aber entwand sich ihm, trat einen Schritt zurück und maß seine lange, hagere Gestalt von oben bis unten.

„Ich freue mich, Waldemar," sagte sie, „daß ich in Deine Hände gefallen bin und nicht in die Klauen eines beutelustigen Piraten. Aber," und hierbei zeigte sie auf die umherstehenden gefesselten russischen Seeleute, „warum, wenn wir doch Freunde sind, stehen diese noch gebunden?"

Eine Blutwelle schoß durch Svends bleiches Antlitz, als er leise und erregten Tones sagte:

„Bindet die Gefangenen los!"

Sie aber fuhr fort:

„Meine Eltern haben mich gesandt über das Meer auf Anrathen meines Stiefbruders Knud. Durch meine Verheirathung mit Waldemar sollte das Bündniß besiegelt werden. Und gerne folgten meine Eltern und ich selbst der Aufforderung Knuds, denn wir halten viel von ihm und haben ihn als treu erprobt. Er schilderte uns Waldemar als einen heldenkühnen Recken, von kleiner gedrungener Gestalt mit blonden Haaren. Du aber bist groß, und Dein Haupthaar ist schwarz. Hat mein Stiefbruder die Eltern und mich belogen, und wo ist er selbst, wo ist Knud?"

Argwöhnisch betrachtete sie ihn bei diesen Worten, er aber wurde noch ein Weniges bleicher, als er schon war, und rang sichtlich nach Fassung. Doch als Sophia geendet, hatte er die Herrschaft über sich selbst wiedergewonnen und antwortete also:

„Du bist mißtrauisch, schöne Tochter Wladimirs, aber ich zürne Dir darum nicht. Denn wisse, Ehre bringt es dem Mädchen, das sich nicht so schnell dahingiebt. Doch schau hin auf das Meer und sieh meine zahl-

losen Schiffe. Wer anders als ein König kann mit solcher Macht ausgerüstet sein? Und was mein Aussehen betrifft, so zweifle ich nicht an der Wahrhaftigkeit Knuds, wenngleich er mich schon häufig verrathen und belogen hat . . ."

„Das glaube ich Dir nicht!" unterbrach ihn die Jungfrau.

„Mag sein," sagte Svend, „mag sein, denn Du liebst ihn. Wahrlich auch ich zürne deshalb nicht mehr. Sind wir nicht Freunde jetzt, treue, gute Freunde? Aber er wird Dir noch mehr Helden Dänemarks beschrieben haben, und da verwechselst Du . . ."

„Mein Gedächtniß ist gut, Fürst, glaube mir, und ich prägte mir die Gestalt meines zukünftigen Bräutigams wohl ein."

„Und dennoch Du irrst, sage ich Dir. Bezeugt es, Ihr Edlen, bezeugt es allesammt, daß ich der Verlobte dieses Mädchens, daß ich Waldemar bin, Knud Lawards Sohn, auf den Viele blicken."

Und der alte Thorbern so wie die umstehenden Edelinge bezeugten es: „Du bist es."

Sie blickte einen Augenblick, wie beschämt, zu Boden; doch dann fuhr sie wieder auf:

„Aber wo weilt Knud, Dein Freund und mein Bruder?"

„Ei," sagte Svend lächelnd, „sind die Weiber in Polen auch neugierig? Wisse, in Dänemark ist es nicht Sitte, die Frau in die Geheimnisse der Männer zu ziehen, und es ziemt ihr nicht, nach dem zu fragen, was sie Nichts angeht."

Sophia wollte Etwas erwidern, doch Svend winkte ihr zu und trat über die mit Teppichen belegte Brücke in sein Königsschiff zurück. Sodann ertheilte er Thorbern den Auftrag, die Polin zu bewachen, und übertrug das Commando des russischen Schiffes einem Dänen. Wie der slavische Schiffsführer erfuhr, daß er seines Amtes entsetzt sei, lächelte er nur. Hoffte er doch als Ueberbringer der Braut reichlich belohnt zu werden, und argwöhnte er doch nicht das kommende Unheil.

Als die Schiffe sich wieder in Bewegung setzten, begab sich Sophia, die sehr unruhig war, wieder in die Kajüte und wies Thorbern, der sie begleiten wollte, mit harten Worten zurück.

Unten angekommen, warf sie sich auf ein Polster und starrte in's Leere. Ihre Mädchen kamen und suchten sie aufzuheitern, doch sie hörte nicht auf ihr Geschwätz. Nur einmal fragte sie: „Wohin fahren wir?" und als man ihr antwortete, wie es der dänische Schiffsführer gesagt: „Nach Roelskilde," seufzte sie tief und flüsterte: „Nach Odensee."

Als der Abend anbrach, ging Svends Flotte im Hafen des heutigen Kopenhagen vor Anker, und die Ausschiffung eines Theiles der Mannschaft begann. Am Ufer wurde Svend von einigen Einwohnern Seelands freundlich begrüßt. Es waren nicht viele Menschen, die ihn empfingen, meistens Bauern und Fischer. Deshalb schickte sie Svend auch gleich heim in ihre

Hütten und begab sich mit dem Sinken der Sonne auf der großen Heerstraße nach Roeskilde, an seiner Seite seines Vetters Verlobte. Den russischen Schiffsbefehlshaber belohnte er reichlich und schickte ihn mit vielen Grüßen an Wladimir und Richizza wieder heim. Der Alte war glücklich, seines Herrn Tochter so wohl aufgehoben zu wissen.

Auf dem Wege sprach Sophia fast garnicht, und auch Svend schien über Etwas zu sinnen, denn manchmal murmelte er leise vor sich hin, so daß Sophia ihn erstaunt ansah. Im finsteren Wald, durch den sie größtentheils ritten, hörte man Nichts weiter als die Hufschläge der Rosse und das Klirren der Waffen. In Roeskilde angekommen zur Nachtzeit mit nur wenigen Mannen (die Andern sollten auf den Schiffen und am Strande übernachten), wurde Sophia in ein prachtvolles, aus Stein verfertigtes Gebäude gebracht, wo sie sich auf einem weichen Lager lange ruhelos wälzte. Svend erfuhr bei seiner Ankunft, daß Waldemar und Knud auf dem Wege zu ihm seien, um sich mit ihm zu versöhnen, und ihn morgen in Odensee auf Fünen erwarteten. Deshalb brach er noch in derselben Nacht auf und vertraute Sophia dem alten Thorbern, den er mit der Ledraburg belehnte, zur strengsten Bewachung an. Zwei Tage darauf hielt der Alte seinen Einzug in die Burg Haralds, und nun wissen wir, warum er von einer solchen Menge Bewaffneter begleitet war. Der heilige Hain aber war umstellt von Söldnern, und nie ließ der alte Thorbern seinen Schützling aus den Augen. — Nicht mehr durchhallte jetzt Jubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Asen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann sah man wohl eine weiße Frauengestalt am Ufer sitzen und hineinsehen in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhängenden Zweige der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und in Nebel. . . . .

* * *

Um dieselbe Zeit, da Svend von Roeskilde mit seinen Begleitern aufbrach, um in schnellem Ritte am nächsten Tage nach Odensee auf Fünen zu gelangen, bewegten sich auf der schmalen und unwegsamen Straße von Middelfart ebenfalls nach Odensee mühsam drei Reiter vorwärts, deren Gesichtszüge wir bei der völligen Dunkelheit nicht zu erkennen vermögen Nur das können wir wahrnehmen, daß Einer weit die anderen Beiden an Größe überragte. — Ein feiner Regen rieselte vom Himmel herab, und rauh pfiff der Herbstwind über das Haideland dahin. Damals war nur weniges Land und auch nur das in der Nähe von Dörfern oder Städten bebaut, denn die alten Dänen liebten den Ackerbau nicht und zogen es vor, sich ihren Lebensunterhalt durch Seeraub zu verdienen.

„Ein vermaledeites Wetter," brummte der Lange vor sich hin. „In diesem verfluchten Lande sieht man auch nicht Weg und Steg. Reitet langsam, meine Prinzen, langsam, damit wir uns nicht in der Haide noch verirren."

„Du hast Recht, Absalon," erwiderte eine jugendliche Stimme. „Wir müssen uns vorsehen. Wie weit haben wir von hier aus noch bis Odensee?"

„Drei Stunden, meine ich, haben wir noch bis zu dem verdammten Nest, wenn uns nicht der Teufel noch einen Schabernack spielt, was mir übrigens garnicht so unlieb wäre."

„Mir auch nicht," fiel hier der Dritte mit einer tiefen männlichen Stimme ein. „Was, bei Odin, treibt Dich denn, Waldemar, so sehr zu diesem Schurken? Ich muß gestehen, daß ich nicht die mindeste Lust verspüre, mich mit ihm einzulassen."

„Damit er uns ewig nachstellt," erwiderte der mit Waldemar Angeredete. „Freilich, Du hast gut reden, Knud. Aber bedenke, daß wir auch Sophia nach Odensee bestellt haben. Was würde sie sagen, wenn wir nicht kämen?"

Knud seufzte. „Du hast ja Recht, Waldemar! Und nun es einmal geschehen ist, läßt sich's nicht ändern. Ich war ein Thor, daß ich Deinen Bitten Gehör gab, bei Odin," und er schlug kräftig auf sein Schwert, „ich war ein Narr."

„Ich habe Euch abgerathen, Herren, so viel ich vermochte. Konntet Ihr Wladimirs Tochter nicht nach Ribe oder Veilen kommen lassen und den Weg in dieser verdammten Gegend, bei Nacht und Nebel sparen? Das war auch kein gutes Zeichen, als Dein Rappe beim Grabhügel des alten Gorms scheute, Waldemar. Bei Gott, ich glaube nicht an böse Geister, aber war's mir doch beinah, als hört ich Loki aus dem Grabe höhnisch kichern."

Waldemar lachte hell auf.

„Unser Absalon sieht Gespenster. Ah, das ist das Neueste. Nun, nun, Bester," fuhr er, als der Bischof Etwas vor sich hinmurmelte, fort, „nur nicht böse gleich. Ich sage Euch, die Nacht, das Wetter und der Weg stimmen Euch trübe. Ueberlegt doch einmal! Fünf Jahre hat Svend uns nun nachgestellt, immer haben wir ihn zurückgeschlagen, fünf Jahre hat er Gott und die Welt gegen uns aufgeboten, ohne daß es ihm Etwas genützt hätte. Er ist älter geworden und sieht das Vergebliche seiner Feindseligkeit ein. Er sieht, daß Du, Knud, und ich Freunde sind. Da läßt er uns bitten, ihn in unseren Bund aufzunehmen. Bei Gott, in einer so freundschaftlichen und ehrlichen Weise, daß man ihm Glauben schenken muß. Und was, fragt Euch selbst, nützte es ihm auch, wenn er uns aus dem Wege räumte? Das Volk hängt an uns. In Seeland kennen sie uns noch nicht genug, aber sonst, wo wir hinkamen, auf jedem Thing wurden wir freudig als Könige anerkannt. Glaubt Ihr, daß das Volk sich Svends

Alleinherrschaft gefallen ließe? Ich kenne meine Dänen, und Svend, glaubt mir, kennt sie auch, denn er ist klug, sehr klug."

„Da hast Du Recht, Prinzlein, er ist klug, zu klug. Verdammt will ich sein, wenn ich Dich, dem ich mich verschworen habe mit Leib und Seele, je im Stich lasse, aber Du bist jung, Prinz, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, und traust da, wo Du nicht trauen solltest."

Aber Waldemar achtete der Worte Absalons nicht, sondern fuhr, wie im Traume sprechend, fort: „Und dann, wie schön, wie herrlich ist es nicht, endlich in Frieden leben zu können, in Frieden regieren zu können an der Seite seiner Brüder? Und in der Kirche zu St. Alban, wo wir, Svend, Du, Knud, und ich uns unter dem Jubel des Volkes den Bruderkuß gegeben haben, führe ich meine holdselige Braut zum Traualtar, meine Sophia." Hier stolperte sein Roß über einen Stein und sank in die Knie. Doch schnell riß es der Jüngling in die Höhe. Eine kleine Pause trat ein im Gespräche der drei Reiter. Der Wind trieb ihnen jetzt mit Eis vermischten Regen gerade in die Gesichter, so daß es sie schmerzte.

„Das ist ja ein angenehmes Reiten," meinte endlich Knud. „Höre, Waldemar," fuhr er dann fort, „thu' es mir zu Gefallen, mir zu Liebe, meide Svend! Ich war thöricht genug, Dir nachzugeben, ich bereue es schon lange. Wir suchen gleich nach unserer Ankunft Sophia auf und bringen sie und uns in Sicherheit."

„Und Svend," fuhr Waldemar jetzt aufbrausend empor, „soll er Wort halten, wenn wir treulos sind? Was soll er von uns denken? Können wir nicht wenigstens den Versuch machen, uns mit ihm zu einigen? Wie, hast Du Angst, daß er uns in der Kirche Etwas thäte? Nein, nein, so verrucht ist er nicht, kann er nicht sein, daß er so Etwas im Schilde führte. Aber, wie Du willst, Knud. Ich gehe auch allein, wenn es nicht anders sein soll."

„Er hat Recht," begann Absalon wieder, „in der Kirche kann ihm Nichts geschehen. Aber wenn Du so wenig Lust bezeugst, Knud, können Waldemar und ich ja in Deinem Namen mit Svend unterhandeln, während Du nach Sophia forschest."

„Ja, ja," fiel Waldemar freudig ein. „So wollen wir es machen, so und nicht anders. Du führest mir, Knud, meine Braut in die Kirche und findest dort nicht einen, sondern zwei Freunde."

Knud antwortete nicht, sondern sagte nur leise vor sich hin zwischen den Zähnen: „Ich werde den Teufel thun!"

Inzwischen begann der Tag zu dämmern. Langsam und röthlich strahlend stieg die Sonne im Osten über der Haide auf. Doch sie verbreitete kein freundliches Licht, sondern trübe und trostlos beleuchtete sie matt die Gegend. In der Ferne erblickten jetzt die Reiter die Spitze des Kirchthurms von Odensee. Waldemar trieb sein Roß zu schnellerer Gangart an, während Absalon und Knud ihm nur unwillig folgten.

* * *

In Odensee wußte man, daß die drei Fürsten am heutigen Tage zusammentreffen würden, doch Niemand hatte sie schon bei Sonnenaufgang erwartet. Deshalb waren die Straßen der Stadt noch leer, als unsere drei Reiter durch das Thor einritten, und kein feierlicher Empfang wurde ihnen zu Theil.

„Ein lieblicher Tag," meinte Absalon lächelnd, und Waldemar schüttelte sich vor Frost.

„Ich denke, wir pflegen erst ein wenig der Ruhe in unserem Schloß," ließ sich Knud, dessen schönes gebräuntes Antlitz wir jetzt erkennen können, vernehmen, „denn es ist wahrlich kein Vergnügen, die Nacht bei solchem Wetter über die Haide zu reiten!"

„Aber um elf Uhr, lieber Absalon, müssen wir Beide wieder gerüstet sein, denn dann erwartet uns Svend und die Geistlichkeit an der Kirche zu St. Alban."

Das Schloß, dem die Drei jetzt zuritten, lag auf einem, die Stadt überragenden Hügel, hart an der Ostseite der, Odensee schützend umgebenden, hölzernen Mauer. Es glich mehr einer Burg, denn ein tiefer Graben und eine hohe steinerne Mauer umgaben es. Dazu war es mit einer Zugbrücke versehen, so daß kein Unangemeldeter hinein konnte. Um das, nach Weise des Mittelalters, aus Quadersteinen aufgeführte, übrigens nicht sehr große Hauptgebäude lagen die Ställe und Wohnungen der Dienerschaft. Das Ganze aber gewährte, wenn man von der Stadt an der ziemlich großen, ebenfalls aus Steinen aufgeführten St. Albanskirche vorbeikam, und auch von der Haide aus einen imposanten Anblick. Der Thürmer der Burg hatte soeben blasend den Anbruch des Tages verkündet, als sich unten drei Reiter meldeten und Einlaß begehrten. Er war nicht wenig erstaunt, zu so früher Stunde (es mochte gegen sechs Uhr Morgens sein) schon Gäste zu sehen, doch als ihm Absalon bemerklich machte, wer sie seien, ließ er sogleich die Zugbrücke herunter. Drinnen wurden die Drei von dem Hausverwalter, sowie von der Dienerschaft, die, soweit sie nicht schon auf war, sich schleunigst erhoben hatte, ehrfurchtsvoll begrüßt. Die Gemächer, in die man die Fürsten und Absalon jetzt führte, sowie der große Bankettsaal waren nicht ohne Pracht ausgestattet, und man merkte auch hier bereits den sehr verweichlichenden Einfluß der Franken. Die Prinzen begaben sich sogleich in ein Gemach, das nach der Haide hinaus gelegen war, während Absalon die Diener sämmtliche Pferde in der Burg satteln und sich selbst rüsten hieß. Dann ruhte auch er von dem anstrengenden Ritte.

Inzwischen war es in der Stadt bekannt geworden, daß die beiden Prinzen, Knud und Waldemar, sich nebst dem Bischof Absalon bereits im Schlosse befänden, und Geistlichkeit, sowie die ganze Bevölkerung rüsteten sich, das Versäumte jetzt glänzend nachzuholen. Die Kirche von St. Alban wurde mit Tannenreisern und Blumen prächtig geschmückt. Auf dem Altar

zündeten die Priester die geweihten Kerzen an. Der Erzbischof Toggehard erschien im glänzenden Ornat und stellte sich gegen elf Uhr mit dem ganzen Clerus vor der Kirche auf, um die Fürsten zu empfangen.

Ein Theil des Volkes begab sich vor das östliche Thor, um Svend feierlich zu begrüßen, während Andere vor die Burg zogen, um Knud und Waldemar zu sehen. Es herrschte eine freudige Stimmung unter der Bevölkerung Odensees, denn man hatte die ewigen Kämpfe der eigenen Fürsten von Herzen satt und wünschte Nichts sehnlicher, als eine geordnete Regierung. Gegen Mittag ertönte ein Hornstoß vom Thurme herunter, und gleich darauf kamen die beiden wohlbekannten Prinzen über die Brücke gesprengt, an ihrer Seite der Bischof Absalon. Unter dem Jubelgeschrei der Einwohner begaben sie sich nach der Kirche von St. Alban, wo der Bischof sie feierlich begrüßte. Die Fürsten waren soeben von ihren Rossen gestiegen, als auch vom Ostthor her sich Lärm erhob. Gleich darauf erschien Svend an der Spitze einiger Krieger auf schweißbedecktem Rosse. Waldemar ging ihm zu Fuß entgegen, bot ihm die Hand, in die Svend, dessen Augen unheimlich funkelten, sogleich einschlug, und verkündete ihm, daß er allein mit ihm in der Kirche zu unterhandeln habe, er allein und der Bischof Absalon. Inzwischen war auch Knud näher gekommen. Er begrüßte den Vetter aber kalt und förmlich, sagte, Waldemar würde das Weitere mit ihm besprechen, er hätte noch dringende Geschäfte. Ein böses Lächeln glitt über Svends Antlitz, als er jetzt fragte:

„Und welch' wichtige Sache bewirkt es, daß der Vetter dem Vetter in der Kirche den Versöhnungskuß verweigert?"

Der Bischof wollte hier Einiges sagen, Knud aber sprach hastig:

„Es gilt die Braut Waldemars, Sophia!"

Da lachte Svend laut und schrill auf. „Sophia," sagte er dann, „und die Braut Waldemars? Was nicht Alles in Dänemark vor sich geht, wenn man fünf Jahre, er betonte das Wort fünf, abwesend sein mußte." Und seinem Vetter Waldemar wie scherzend mit dem Finger drohend, rief er: „Bei Gott, Freund, wer hätte das gedacht!"

Knud bestieg jetzt wieder sein Pferd. „Du verzeihst," sagte er.

„Was habe ich zu verzeihen, ich, der ich als Flüchtling und Bittender zu Euch komme." Es lag so viel Haß und ohnmächtige Wuth in diesen Worten Svends, daß selbst Waldemar unangenehm davon berührt wurde.

Knud aber flüsterte dem Bischof Absalon, der von Toggehard sehr in Anspruch genommen schien, dabei aber keines von den Worten, die die Fürsten wechselten, verlor, noch zu: „Nehmt Euch in Acht, ich rathe es Euch," dann gab er seinem Rosse die Sporen und ritt, ohne sich von Svend weiter zu verabschieden, eiligst von dannen.

Es war nicht böser Wille von Knud, der ihn trieb, seinen Vetter, den er in Gefahr glaubte, gerade jetzt zu verlassen; aber er wußte, daß Waldemars Entschluß unumstößlich feststand, und der kluge und selbstsüchtige Prinz liebte

sich selbst doch viel zu sehr, als daß er mit Svend, den er haßte und fürchtete, unterhandelte. Waldemar war das gerade Gegentheil, treu, aufopferungsvoll und ein ganzer Held, dabei aber leicht aufbrausend, ja jähzornig, doch auch schnell wieder bereuend. Uebrigens war es Knud doch Ernst mit dem Aufsuchen der Sophia. Einerseits liebte er seine Halbschwester selbst sehr und war in gewisser Weise um sie besorgt, andererseits aber wünschte er Nichts sehnlicher, als das Bündniß zwischen sich und Waldemar dauernd zu festigen, da er einsah, daß er ohne den kühnen Vetter und dessen Rathgeber Absalon nicht wohl die Herrschaft über Dänemark ausüben könne. Knud überlegte jeden Schritt, den er that, und scheute auch nicht vor einem Frevel, wenn es ihm nöthig schien, zurück. Die Kirche ertheilte ja immer Absolution. Svend hätte er gern schon lange aus dem Wege geräumt, doch wußte er nicht, wie das geschehen solle, ohne Aufsehen zu erregen. Wenn aber, so überlegte er bei sich, was Gott doch verhüten wolle, jetzt Svend den Waldemar erschlägt, dann fordere ich das Volk auf, den Mord zu rächen, und Absalon wird mir seine Hilfe nicht versagen. Aber dann schauderte er doch wieder bei diesem Gedanken und dachte an Absalons Aufmerksamkeit und Treue.

Während Knud so in Gedanken Pläne schmiedend und verwerfend, bald hoffend, bald zweifelnd, die Gassen von Odensee durchritt und fast seine eigentliche Aufgabe, Sophia ausfindig zu machen, vergaß, begaben sich Waldemar, Svend und Absalon unter den Segenswünschen der Einwohner in die Kirche zu St. Alban. Svend sah aus, als hätte er eine große Enttäuschung erlebt, Waldemar aber hatte seinen alten Muth wiedergewonnen und trat fast freudig an der Hand seines Vetters (sie hatten sich Beide jede Begleitung der Geistlichkeit verbeten) vor den Altar hin. Absalon stellte sich dicht hinter seinen Herrn, als Svend also zu reden anfing:*)

„Mein Mißgeschick hat, Waldemar, mich seit lange Deiner freundlichen Genossenschaft beraubt, wiewohl ich immer gut gegen Dich gesinnt war, und mein Vater nicht allein den Mörder des Deinen gestraft hat, sondern auch Deine jedem Frevel preisgegebene Kindheit im Kriege gegen seinen Oheim liebevoll in Schutz genommen. Nach ihm hat der jüngere Erich das Werk meines Vaters fortgesetzt, in der Sorge für Dein Heil. Der dritte Hort Deiner Jugend war ich selber und nicht lässiger, wisse, als jene. Ich habe für Dein bloßgestelltes Leben gekämpft, gegen den Mann, um dessen Leben Du jetzt buhlst. War das Glück nicht mit mir, so hätte des Magnus Sohn an Dir Unschuldigem Rache genommen. Auch jetzt leidet er Dich als Zweiten nur aus Furcht vor mir, dem Dritten. Mein Leben rettet das Deine gegen seine Hinterlist. Mit meinem Falle fällst auch Du. Dein Wohlthäter vertraut auf Deine Hilfe, spricht Dich

*) Die folgenden Worte sind historisch und uns durch glaubwürdige Männer überliefert.

um Friedensvermittelung an. Mit jedem Loos, das Du mir zubilligst, bin ich zufrieden, denn soviel Uebles litt ich im Auslande, daß ich lieber arm und ohne Herrschaft im Vaterlande leben, als ferner im Elend sein will. Inzwischen glaube ich, wenn Du Alles recht erwägst, wirst Du um Deiner Ehre willen den Sprößling vom Rächer Deines Vaters höher halten, als den Sohn von seinem Meuchelmörder.“ Hier unterbrach ihn Waldemar:

„Vergeblich suchst Du meine Eintracht mit Knud zu vernichten; er war nicht Theilhaber der väterlichen Schuld und hat vorlängst mir gebührend sie gesühnt. Daß ich nicht länger in Deinem Dienst geblieben, schreib' es nicht meinem Wankelmuth, sondern Deiner Untreue zu. Wolltest Du nicht damals, als ich auf der Reise mit Dir war, Deinem Schwiegervater mich in Banden überantworten? Ich war verloren, hätte nicht sein Edelmuth Deine Untreue besiegt. Wie oft hast Du mir und dem Knud täglich nachgestellt! Die Du als Deine Lehnsleute nicht vertrugst, wirst Du sie als Deines Gleichen dulden wollen? Aber, daß man nicht sage, ich habe einen Verwandten schmähend zurückgestoßen, so will ich an Deiner Wiederherstellung mit Gefahr meines Hauptes arbeiten, mehr aus Erbarmen, als weil ich traue. Vergiltst Du mit arger Tücke, so wisse, Du hintergingest uns nicht durch überlegene Klugheit, wir leiden für unsere Treue gegen den Blutsfreund.“ Abermals glitt über Svends bleiches, krankes Gesicht ein höhnisches Lächeln, als er antwortete in demüthigem Tone:

„Ich leide an einem Uebel, das mich kein Jahr mehr leben läßt; keinen Sohn habe ich; wozu diente mir für den kurzen Gewinn die ewige Schande, die den Verrath begleitet?“

Waldemar sah ihn einen Augenblick verwundert an, dann sagte er erfreut:

„Steht es so, Vetter, so gieb mir die Hand. Ja, ja, ich glaube Dir jetzt. Das Schicksal hat Dich hart mitgenommen, und Du hast einsehen gelernt, daß Friede besser ist, denn ewiger Hader.“

Svend schien sehr gerührt zu sein, trat dicht an Waldemar heran und drückte einen Kuß auf dessen Stirn: „Und nun, Lieber, laß uns dem Volke unsere Versöhnung verkünden, laß auch Knud mich noch umarmen, und dann lade ich Euch Beide,“ er betonte das Beide, „zu mir auf mein Schloß nach Roeskilde.“

„Folgt der Ladung nicht, Herr,“ sagte leise Absalon zu Waldemar, doch dieser sprach laut und unbesorgt: „Ja, kommt, dem Volke uns zu zeigen. Und das verspreche ich Dir, Erich, Edmunds Sohn, Knud und ich werden bei Dir einige Tage jetzt des Friedens genießen, Knud und ich und — noch Jemand anders. Aber,“ und er sah sich verwundert in der leeren Kirche um, „wo bleibt mein Vetter mit Sophia?“

„Sie wird noch nicht angekommen sein,“ sagte Svend hastig, „denn wisse, der Weg ist weit von Rußland bis Dänemark.“

„Wohl glaub' ich das,„ antwortete Waldemar, „und doch, haben die

Eltern, hat Wladimir uns nicht sagen lassen, am heutigen Tage würde sie in Odensee sein?"

„Komm, treten wir hinaus vor das Portal. Vielleicht erwartet sie uns dort."

Als Waldemar und Svend Arm in Arm draußen erschienen, brach das Volk in endlose Heilrufe aus, und der Bischof breitete segnend seine Hände über die Beiden. Absalon aber sah finster drein, so finster, wie noch nie; doch Waldemar bemerkte das nicht. Die versöhnten Fürsten begaben sich darauf in die Burg, und der unmuthig rückkehrende Knud fand sie in Waldemars Gemach, einander in den Armen liegend. Da schwand auch für eine Zeit sein Mißtrauen gegen Svend, und als ihm nun gar Waldemar die treuherzigen Worte des ehemaligen Feindes hinterbrachte, schlug auch er kräftig in die dargebotene Freundeshand ein und versprach, Svends Gast in den nächsten Tagen sein zu wollen. Nur Absalon murmelte in seiner mürrischen Art vor sich hin: „Fünf Jahre im Elend vergessen sich nicht so leicht, und der da sieht mir nicht aus, als ob er vergeben könne."

Er war wirklich froh, wie ein Kind, der kluge, berechnende Knud, denn nun brauchte er ja Nichts mehr zu fürchten, und daß Svends Macht sich nicht über Roeskilde ausdehnte, dafür wollte er schon sorgen. — Draußen aber pfiff der Wind über die öde Haide, heulte und klagte um das Schloß zu Odensee, trieb Regenschauer gegen die Wände und fuhr ungestüm in die Schornsteine, so daß das Feuer im Kamin hoch aufflackerte. — Svend aber brach noch an demselben Abend mit seinen Edelingen nach Roeskilde auf, nachdem er zärtlich von seinen „Brüdern" Abschied genommen hatte, um, wie er sagte, die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang zu treffen. Er gönnte sich wirklich gar keine Ruhe, der arme, gute, kranke Svend, und es schien, als ob er frühere Uebelthaten durch doppelte Sorgfalt und Liebe wieder gut machen wollte. Als die Zugbrücke hinter ihm und den Seinen zugefallen war, sagte Waldemar triumphirend zu dem älteren Knud: „Siehst Du, Vetter, wie Recht ich hatte, wie sehr Recht?" Und Knud schwieg. Was sollte er auch sagen?

Am Abend ließen die Beiden noch den alten Bischof Toggehard kommen und sagten ihm, daß er, falls Sophia morgen oder in den nächsten Tagen ankäme, er sie nach Roeskilde unter Begleitung schicken solle, damit auch sie Theil nehme an des Bräutigams und Bruders Freudenfeste. Dann beteten Beide mit dem Bischof zusammen und begaben sich frohen Muthes zu Bett.

Der Wind aber heulte fort und fort, und die Raben krächzten und schrieen, und nur der Bischof Absalon, der einsam in seinem Zimmer auf und ab ging, der allein verstand sie, denn er kannte die Sprache der Vögel, wie die der Menschen.

* * *

Drei Tage hauste Sophia nun schon auf der Burg zu Ledra, argwöhnisch beobachtet vom alten Thorbern, und bedient und umgeben von Männern. Ihre Frauen hatte Svend mit dem russischen Schiffe wieder heim gesandt. Drei Tage innerer Unruhe und Angst hatte die schöne Polin durchgemacht, und die durchwachten Nächte hatten ihre sonst so rosenrothen Wangen gebleicht. Bisher war das Wetter schön gewesen, und sie hatte sich daher am Tage und Abends im Freien unter den Buchen ergehen können. Urplötzlich aber meldete sich der Herbst mit Hagel und Regen, und Sophia mußte das Zimmer hüten, nicht weil sie, sondern weil Thorbern es so wollte.

Der Abend des dritten Tages war hereingebrochen, und Sophia lag allein in ihrem prächtig ausgestatteten Zimmer auf einem Ruhebett, mit einem leichten Gewand bekleidet. Es war fast ganz dunkel in dem Gemach, nur draußen sah man sich die Bäume unter der Wucht des Windes beugen. Sophia träumte. Sie dachte an ihren tapferen, vortrefflichen Vater und ihre schöne Mutter, an die kleinen Geschwister daheim und an den vorsichtigen, aber doch treuen Stiefbruder Knud. Sie dachte an Waldemar, wie sie ihn sich so oft vorgestellt hatte. Eine jugendfrische, kernige Gestalt mit blauen Kinderaugen stand vor ihr, und er schloß sie in seine Arme. — Doch nein — nein, das war ja nicht Waldemar. Der war groß, bleich und hager. Ihr graute. Und einem solchen Manne sollte sie die Hand zum Bunde für's Leben reichen? Das konnte Gott, das konnten ihre Eltern nicht wollen. Nie, nie! Sie schrie es laut und sprang erregt auf. Sie horchte. Vernahm sie nicht Geräusch? Doch nein. Es war wohl nur der Widerhall ihrer eigenen Worte. Im Kamin flackerte das Feuer jetzt noch einmal hoch auf, um dann zu verlöschen. Sophia sah gedankenlos vor sich hin. Sie mochte Nichts mehr denken, Nichts mehr fühlen, Nichts mehr wissen. Doch dann kamen die Gedanken wieder, schwarz und unheimlich, und sie konnte sich ihrer nicht erwehren. Warum bewachte sie dieser Alte so genau, warum waren ihr die Frauen genommen? War sie einem Betrüger in die Hände gefallen? Doch warum nannte der sich denn gerade Waldemar? Eine unsagbare Angst befiel sie, und ganz außer sich wollte sie sich hinausstürzen, als sich leise die Thür öffnete, und eine lange, hagere Gestalt, deren Augen umheimlich, wie die einer Katze, im Dunkeln leuchteten, vorsichtig hereintrat.

„Was macht meine Sophia?“ flüsterte Svend, denn er war es, der zu abendlicher Stunde, nachdem er alle Vorbereitungen in Roeskilde zum Empfang von Knud und Waldemar getroffen hatte, sein „Bräutchen“ besuchte. „Was macht meine Sophia?“

Sie schrie laut auf und starrte ihn eine Weile ganz entsetzt an. „Deine Sophia,“ sagte sie dann athemlos, „Deine. Oh, so weit sind wir noch nicht, so weit . . .“

„Ah,“ sagte er lächelnd und ergriff schnell ihre weiche Hand. „Das

Kind will sich sträuben. Das Kind will den Eltern nicht gehorchen und dem Rathe des Bruders nicht folgen? Wie das, meine Liebste?"

„Nein, nein," rief sie, „ich gehorche ihnen nicht, denn ich bin betrogen; sie, Du, Alle, Alle haben mich betrogen. Verkaufen wollen sie mich, verrathen. Aber ich lasse mich nicht verkaufen und verrathen." Sie entriß ihm bei diesen Worten ihre Hand. „Diesem Waldemar ergebe ich mich nie, nie!"

„Und wenn Du es mußt, mein Liebchen, wenn er es will?" Es lag etwas Unheimliches, Dämonisches in dem Ton, mit dem er diese Worte sprach.

„Lieber will ich sterben, als Dich nehmen, Du . . ., Du . . . Betrüger."

Er stand einen Augenblick wie versteinert, dann brach er in ein unbändiges Lachen aus. „Ihr Polinnen seid hitzig und scharf," sagte er unter Lachen. „Ha, ha, das seid Ihr. Aber Du hast Recht, meine Liebe," und er kicherte jetzt ingrimmig in sich hinein, „Du hast Recht, ich bin ein Betrüger. Denn wisse, ich bin nicht Waldemar, sondern Svend, Erich Edmunds Sohn, Svend, den Du schon als Kind hast hassen gelernt. Fünf Jahre bin ich geirrt im Schnee und in Eis, im Sonnenbrand und im Regen, fünf Jahre habe ich gekämpft für mein Eigenthum, fünf Jahre hat man mir mein Recht entzogen. Ich bin krank geworden, sehr krank und ein alter Mann. Aber da mir auch der Kaiser nicht zu Hilfe kam, dachte ich an Nichts weiter als an Rache, an Rache. Seelands Bewohner habe ich durch Gaben, die ich ihnen sandte, durch die Versprechung, die ich ihnen machte, Frieden zu halten mit Knud und Waldemar, gewonnen, so daß sie mir ihre Flotte zur Verfügung stellten, und um die Rache voll zu machen, habe ich Dich gekapert, Dich, Sophia, die Verlobte Waldemars. Aber so wahr die alten Götter noch leben, ich schwöre Dir, Du wirst ihn nie, nie sehen, Deinen Waldemar, und mußt schon vorlieb nehmen mit diesem häßlichen alten Manne, der Dich aber liebt, Sophia, der Dich zum Weibe begehrt." Während seiner Rede war er immer näher an sie herangetreten, sie aber wich wie vor etwas Furchtbarem zurück. Jetzt war sie am kalten Kamin angekommen, jetzt ergriff sie einen Gegenstand, der auf dem Gesimse desselben lag, es war die Peitsche, die Thorbern ihr gegeben hatte, um sich beim Hinaustreten aus dem Schloß der wüthenden Hofhunde zu erwehren, und als das letzte Wort seinem Munde entflohen, da hob sie die Hand, und drei blutige Striemen im bleichen Antlitz Svends zeigten, was sie gethan. Er stand da wie vom Donner gerührt, während sie schrie:

„Das sei Dein Lohn, Svend, Erich Edmunds Sohn, Du mein Verlobter!"

Er sagte gar Nichts, nicht einen Laut, sondern brach nur wieder in sein altes schrilles Gelächter aus, während seine Augen roth glühten.

Dann ging er langsam zur Thür, langsam öffnete er sie unter lautem Lachen, und während er den Fuß über die Schwelle setzte, sagte er: „Laß es Dir wohl hier sein, in Deinem Zimmer, meine Geliebte. Ich wünsche wohl zu ruhen.“ Dann war er verschwunden. Sie hörte nur, wie er den Riegel vor die Thür, die die einzige des Zimmers war, schob, und wie seine Schritte draußen auf dem Corridor verhallten. Da konnte sie sich nicht mehr aufrecht halten, ohnmächtig brach sie zusammen. — Draußen aber heulte der Wind durch die uralten Buchen des heiligen Haines von Ledra, und der Regen schlug an die Fenster, und der Mond verbarg sein blasses Gesicht hinter Wolken, um das nicht zu sehen, was jetzt auf Erden vor sich ging.

* * *

Es mochte gegen neun Uhr Abends sein, als Knud und Waldemar unter fürstlicher Begleitung, prächtig gewappneten Edelingen, die ihnen Svend eine Meile entgegen geschickt hatte, vor dem Stadtthor von Roeskilde ankamen. Dieses war noch geöffnet und mit Kränzen geschmückt. Es bestand, wie die ganze Stadtmauer, aus dicken Quadersteinen. Trompetenstöße verkündeten die Ankunft der Fürsten, und neugierig drängte die Einwohnerschaft herbei, um mit Jubelrufen die einziehenden Prinzen zu begrüßen. Das Schloß zu Roeskilde liegt, ohne weiteren Schutz als eine steinerne Mauer, inmitten der Stadt und war viel größer und bei Weitem prächtiger als das zu Odensee. Der Weg vom Stadt- bis zum Schloßthor war mit Fackeln erleuchtet, und an letzterem angekommen, empfing sie schmetternder Posaunenschall. Der Schloßhof war durch an den Wänden aufgesteckte Fackeln, die zwar recht häßlich im Winde rauchten, hell beschienen und von Edelingen und Rittern aus Svends Gefolge ganz erfüllt, so daß Absalon, der den Prinzen begleitete, sich nicht genug über die Macht Svends wundern konnte. Unter den Umstehenden bemerkte man auch den alten Thorbern, der Blicke des Hasses auf die einreitenden Fürsten warf. Hatte Waldemar ihn doch einstmals des Landes verwiesen, da er keine Ruhe halten wollte. Jetzt aber stimmte er fast freudig in das Jubelgeschrei der Anderen mit ein. Svend selbst stand in prachtvoller goldener Rüstung vor dem Schloßportal, half seinen „Brüdern“ selbst vom Pferde, umarmte sie herzlich und sagte einmal über das andere:

„Wie freue ich mich, liebe Brüder, Euch bei mir zu sehen.“ Auch Absalon begrüßte er freundlich; dieser aber war äußerst zurückhaltend und sah Svend scharf in's Gesicht, wobei er die Bemerkung machte, daß dessen Antlitz mit drei blutigen Striemen geschmückt war, worüber er nicht wenig erstaunte. Er wollte Waldemar darauf aufmerksam machen, doch diesen sowie Knud ließ Svend garnicht zu Worte kommen, sondern nahm sie Beide beim Arm und ging lachend und sorglos plaudernd mit ihnen in das Innere des Schlosses, das ganz von Wohlgerüchen erfüllt war. Der

alte Thorbern trat an Absalon heran und erbot sich, ihm ein Zimmer anzuweisen; Absalon aber meinte, er wollte schon allein Unterkunft finden und ließ den Alten, der einen Fluch hinter ihm drein sandte, stehen. Es wollte Absalon garnicht gefallen, daß Svend seine Prinzen immer mit „Brüder“ anredete, denn hatte er nach dänischer Sitte, da ihre Väter Brüder gewesen waren, auch ein volles Recht dazu, so war es doch nicht gewöhnlich, von dieser Freiheit so oft Gebrauch zu machen, wie es Svend that. Aber ein Anderes war es noch, was sein Mißtrauen rege machte und weswegen er nach der Seite griff, nach seinem treuen Schwerte und den Dolch im Gürtel lockerte, das war die übergroße Freundlichkeit Svends und seine Bewaffnung. Warum hatten er und sein Begleiter sich gekleidet, als ginge es in die Schlacht? — Als Absalon so in Gedanken die dunklen Gänge des Schlosses zu Roeskilde durchschritt, hörte er plötzlich dicht neben sich Stimmen flüstern. Er blieb stehen, und sein lauschendes Ohr vernahm deutlich folgende Worte:

„Also es bleibt bei der Abmachung, Detlev. Wenn der König sich vom Brettspiel erhebt und nach einem Leuchter greift, dann schlagen wir Beide zu gleicher Zeit auf die Prinzen los, die Anderen werden das Weitere besorgen.“

Einen Augenblick schien es Absalon, als stände sein Herz still, dann seufzte er vor sich hin: „Meine Ahnung!“ und begab sich leise auf den Rückweg. Er hatte genug gehört. In starken Schritten durcheilte er jetzt die dunklen Corridore, doch er mußte sich versehentlich in einen ganz abgelegenen Theil des Schlosses verirrt haben, denn es dauerte sehr lange, ehe er einen Diener antraf, dessen Führung er sich anvertraute. Die Prinzen, sagte ihm dieser, hätten sich bereits festlich gekleidet und säßen im großen Saal bei Tisch. Absalon begehrte, dorthin geführt zu werden, er sei ein Freund Waldemars, doch der Diener bedeutete ihm, daß er sich in dem Aufzuge, in welchem er sich befände, wohl nicht vor Svend blicken lassen dürfe. Absalon war sehr unwillig hierüber, doch wollte er jedes Aufsehen vermeiden, sah es auch als nutzlos ein, seine Prinzen, die nur drei Diener im Gefolge hatten (die Übrigen waren alle Svends Leute), jetzt noch zum Widerstande aufzurufen. Er beschloß daher, schleunigst Alles für die Flucht vorzubereiten, wozu, wie er glaubte, noch Zeit war, da erst nach der Mahlzeit ein Brettspiel vorgenommen werden konnte und diese eben erst begonnen hatte. Beim Ueberfall wollte er die Prinzen und vor Allem Waldemar mit seinem eigenen Leibe schützen und sollte er auch selbst fallen, wenn nur Knud Lawards Sohn glücklich entkäme. Er dankte dem Diener für seine Begleitung und begab sich auf den Hof, wo Waldemars und Knuds Diener soeben die Fackeln mit löschen halfen, die noch dort brannten. Er trat dicht an einen von ihnen heran und rief ihn bei Seite und, da er wußte, daß er ein treuer Bursche war, so weihte er ihn in den Plan Svends ein. Der treue Mensch war ganz außer sich, Absalon aber mahnte zur Ruhe. Er sollte sogleich ihre Pferde satteln und die Thiere an einer

abgelegenen Stelle, die er ihm zeigte, vor dem Thore des Schlosses aufstellen. Weiter sei Nichts zu thun. Dann begab er sich durch die Stadt durch das westliche Thor und sprach lange und eifrig mit dem Thorhüter, drückte diesem auch einiges Geld in die Hand und kehrte eilig zum Schlosse zurück, wo er schon von Weitem den Klang von Posaunen und Stimmengewirre vernahm. Er ließ sich jetzt von einem Diener sogleich ein Gemach anweisen, wo er sich in von Svend für ihn bereitgelegte prachtvolle Kleider warf. Seinen Harnisch aber behielt er an. Warum, das wußte nur er allein. Dann betrat er mit möglichst sorgloser Miene den Saal. Der Dolch in seinem Gürtel saß sicher, und kein Mensch konnte ihn gewahren. Auch das Schwert unter dem Gewande bemerkte Niemand. Als er eintrat, stand Svend auf und begrüßte ihn pathetisch als den Jugendgespielen seines geliebten Freundes und Herzbruders Waldemar. Des Letzteren und Knuds Wangen waren schon vom Wein geröthet. Absalon bat, in ihrer Mitte sitzen zu dürfen, was ihm auch von Svend, wenngleich nicht ohne Ueberwindung, gestattet wurde. König Svend, der neben Waldemar saß, stieß jetzt mit Absalon an, und wieder ruhte dessen Blick durchdringend auf den rothen Striemen in Svends bleichem Antlitz, so daß dieser etwas erröthete. Auch Waldemar hatte den Blick bemerkt und schien jetzt erst die häßlichen Zeichen in Svends Antlitz wahrzunehmen.

„Was für rothe Streifen trägst Du denn da im Gesicht?" fragte er erstaunt.

Svend schien auf die Frage gefaßt zu sein. „Eine wilde Katze," sagte er lachend, „sprang mir von einem Baume herab heute Abend in's Gesicht. Es war nicht angenehm, aber sie hat ihren Lohn bekommen, sie ist todt."

Waldemar sah ihn an. „So, so," sagte er. Doch dann kam seine alte Treuherzigkeit und Güte wieder zum Vorschein.

„Weißt Du, Bruderherz," meinte er, „die Geschichte glaube ich Dir nicht, aber nichts desto weniger," und er reichte ihm treuherzig die Rechte hin, „wir bleiben Freunde. Ist ja auch ganz gleichgiltig, wie Du zu den Schmarren gekommen bist." Er ergriff seinen Becher, erhob sich und rief laut in den Saal hinein: „Unserem liebwerthen Freund und Bruder, dem Mitkönig Svend von Dänemark, diesen Becher!" „Heil, heil!" riefen Alle, und die Posaunen schmetterten drein, und eine allgemeine Freude schien sich der Anwesenden bemächtigt zu haben. Es wurde tapfer gezecht und gesungen. Inzwischen sprach Absalon leise mit Knud. Aufmerksame Beobachter konnten sehen, wie Letzterer plötzlich erbleichte und sich wie hilflos umsah. Doch Niemand schien auf ihn zu achten. Jetzt hob Svend die Tafel auf, das heißt, er gab Befehl, die Schüsseln und Teller abzutragen, doch blieb Jeder auf seinem Platze sitzen, und es wurde tüchtig weiter gezecht. Nur des Dithmarschen Ethelers Sohn, Svends Getreuer, Detlev, verließ nebst einem Anderen den Saal. Jetzt begehrte Svend ein Brettspiel, denn damit habe er sich, so sagte er, in seiner Verbannung oft die Zeit vertrieben.

Er hatte aber kaum einige Züge gethan, als er zur großen Verwunderung Waldemars, mit dem er das Spiel begonnen hatte, sich erhob und nach einem silbernen Leuchter, der auf dem Tische stand, griff. In diesem Augenblick verstummten plötzlich die Posaunen, und Svend schritt raschen Schrittes, den Leuchter in der Hand, ohne ein Wort zu sagen und nur höhnisch vor sich hin lächelnd, zur Thüre hinaus. Knud wußte jetzt, was kommen würde, und er umarmte Waldemar und küßte ihn. Dann griff er nach seinem Schwerte, das neben ihm auf dem Boden lag (er hatte es trotz vieler Gegenvorstellungen Svends nicht weggegeben), und erhob sich nebst Absalon, der seinen Dolch hervorzog. „Was ist Euch, was geht hier vor?“ fragte ganz erstaunt Waldemar. Im selben Augenblicke stürmten Gewaffnete in den Saal, an ihrer Spitze des Dithmarschen Ethelers Sohn Detlev. Er drang wild auf Waldemar ein, dieser aber warf die auf dem Tisch stehenden brennenden Lichter um, schlug seinen Mantel über die Schulter und rannte den Detlev Brust an Brust zu Boden. Er selber fiel allerdings dabei und erhielt eine Wunde in die Seite. Doch kam er wieder auf, brach durch und hinaus. Auf dem dunklen Gange faßte ihn Jemand; aber sein Gurtgehenk blieb zerrissen dem in der Hand zurück. Inzwischen erhob sich Detlev vom Boden und traf Knud, der sich ihm entgegenstellte, tödtlich mit seinem Schwerte; wie er mit blutüberströmtem Haupte hinsank, fing ihn Absalon auf und glaubte eine Zeit lang den geliebten Waldemar zu halten. In seinen Armen verschied der König*). Als Absalon aber seinen Irrthum bemerkte und hörte, daß Waldemar entkommen sei, eilte er ihm wie rasend nach. Er fand ihn vor dem Thore, wo ihn der treue Diener erwartet hatte. Sogleich begaben sie sich zu den Pferden, und in wenig Minuten waren sie aus dem Stadt-Thor, das geöffnet stand, sich aber gleich hinter ihnen wieder schloß, und Nacht umgab sie, finstere schwarze Nacht. Und der Sturm heulte um die Mauern des Schlosses von Roeskilde, darinnen jetzt Svend wie ein Rasender tobte. War Waldemar, auf den er es hauptsächlich abgesehen hatte, doch entkommen. Er sandte Leute zur Verfolgung aus, doch bald kehrten diese, ohne Etwas ausgerichtet zu haben, wieder zurück. Sie schienen auch des Mordens überdrüssig zu sein.

* * *

Als Sophia sich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, konnte sie sich nur noch dunkel des vorher Geschehenen erinnern. Sie erhob sich vom Boden mit einem peinigenden Schmerz im Kopfe und wollte sich in ihr jenseits des Corridors liegendes Schlafgemach begeben. Doch sie fand die Thür verschlossen, und jetzt erinnerte sie sich auch daran, wer sie verschlossen hatte. Ein Schauer durchrieselte ihre zarten Glieder, als sie sich umwandte

*) Bis hierher von den Worten „Er drang wild auf Waldemar ein“ bin ich wörtlich der Erzählung Dahlmanns in der „Geschichte Dänemarks“ gefolgt.

und ihre Peitsche am Boden liegen sah. Doch warum hatte er sie hier eingeschlossen, warum ihr nicht gleich den Dolch in's Herz gestoßen, warum hatte er, als sie ihn geschlagen, so schrill gelacht und ihr eine gute Nacht gewünscht? Warum? Sie zermarterte ihr Hirn, warum? Und plötzlich fiel es ihr auf: wie furchtbar still war es rings umher, wie namenlos öde. Nur der Wind pfiff draußen nach wie vor, und nur die alten Buchen vor ihren Fenstern rauschten unheimlich. Wollte er sie hier verhungern lassen? Der Gedanke war schrecklich. Doch das war ja nicht möglich, nicht möglich. Dann plötzlich dachte sie wieder an den Herthasee und wie schön es sich ruhen müsse auf seinem Grunde, wie wunderschön. Bald aber ergriff sie wieder die Angst, die furchtbare Angst vor Svend. Wenn er nur nicht wieder käme, nur das nicht. Da war es ihr auf einmal, als knisterte Etwas zu ihren Füßen. Doch es war Nichts. Vielleicht war es eine Maus gewesen. Sie war jetzt so schreckhaft. Aber es knisterte wieder und wieder. Sie horchte. Und immer stärker ward das Geräusch. Sophia sah hinaus. Schwarze Wolken zogen am Himmel dahin, unten war Niemand zu sehen. Alles schien wie ausgestorben. Plötzlich schlug ihr Etwas wie Dampf in das Gesicht. Sie schaute hinunter. Ja, ja, quoll es da nicht schon aus dem Thore, eine große, finstere, schwarze Wolke? Und Flammen züngelten nach, wahrhaftig, bläulich gelbe Flammen. „Feuer," schrie sie, so laut sie konnte, hinaus. „Feuer, um Gottes willen!" Aber kein Mensch antwortete ihr. Nur das Knistern wuchs zum Brausen an. Es klang ihr wie das Tosen des Meeres. Jetzt drang Rauch in ihr Zimmer. Was war das? Wollte er sie verbrennen? Das konnte er nicht, das durfte er nicht. Sie war eines Fürsten Tochter. Aber da hörte sie wieder die letzten Worte Svends: „Laß es Dir wohl hier sein, in Deinem Zimmer, meine Geliebte. Ich wünsche wohl zu ruhen." Und da gellte ihr wieder sein schrilles, höhnisches Lachen in den Ohren. O, dieses Lachen! Sie glaubte es zu hören, von den Wänden klang es, aus dem Rauch drang es hervor. Entsetzlich, entsetzlich! Und da, sein bleiches, krankes Antlitz mit den Falten, mit den rothglühenden Raubthieraugen. Er schüttelte sein schwarzes Haar und lachte und lachte. Sie rüttelte wie wahnsinnig an der Thüre, sie schaute hinaus, ob sie den Sprung hinunter wagen könne, doch die Höhe war zu groß. Und das Feuer fraß um sich, gierig und wild, und unheimlich war seine Gewalt. Sophia konnte kaum noch athmen. — Sie fing an zu beten, und da wurde sie plötzlich ruhiger und immer ruhiger. Sie hörte nicht mehr das Brausen des Feuers, nicht mehr klang ihr in den Ohren das gellende Lachen Svends, es war, als versänke die Welt hinter ihr in einem rothen Feuermeer, und sie sah im Geiste sich in die Heimat zurückversetzt, im väterlichen Schlosse an der Seite ihrer Mutter. Und es war ihr, als vernähme sie leise süße Musik, und Stimmen tönten so milde, so sanft. Waren es Engelsstimmen? . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit, da die alte Burg zu Ledra in Flammen aufging und die Lohe prasselnd zum Himmel aufschlug, ritten auf dem Wege nach dem heutigen Korsör zwei Männer in rasendem Galopp. Der Wald hallte wider von dem Hufschlug ihrer Pferde, und die Bäume flogen an ihnen vorbei. Es war Waldemar mit seinem treuen Bischof Absalon. Den drei Dienern hatte Absalon befohlen, auf anderem Wege Fünen aufzusuchen, da die Menge Aufsehen erregen und im Nothfalle drei Mann mehr auch Nichts helfen könnten. So war er denn allein mit seinem Herrn, dessen Wunde er noch schnell verbunden hatte, als sie den Wald erreichten, aufgebrochen, und jetzt spornten Beide ihre Rosse an, daß diesen das Blut aus den Flanken floß. Sie mußten durch den heiligen Hain von Ledra und am Herthasee vorbeireiten. Der Wald war vom Schein der brennenden Burg fast taghell erleuchtet, und die Reiter beeilten sich, aus dem Bereiche des Feuerscheins zu kommen. Sie konnten sich nicht Ruhe noch Rast gönnen und mußten unermüdlich weiter rasen. Im Vorbeireiten warf Waldemar einen Blick auf den Herthasee, dessen Wasser aus Blut zu bestehen schien. Er schauderte. Ahnte er, daß in diesem Augenblick, wenige Schritte von ihm entfernt, seine Braut einen qualvollen Tod in Flammen erlitt? Doch nein, er wußte ja Nichts von ihrem Schicksal, er ahnte nicht, wie nahe ihm die Verlobte war. Und weiter und weiter ritten die Beiden, und bald war die brennende Burg ihren Augen entschwunden.

Nicht mehr durchhallte jetzt Jubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Asen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann glaubte man wohl eine weiße Frauengestalt bemerken zu können, die am Ufer sitzend hineinschaute in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhängenden Aeste der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und Nebel . . . .

* * *

Als Waldemar, in Ribe auf Jütland angekommen, erfuhr, welch' elenden Tod seine Braut unmittelbar in seiner Nähe in den Flammen gefunden habe und daß auch Knud ermordet sei, ballte er in ohnmächtiger Wuth seine Hände, und am ganzen Körper zitternd, lief er wie ein Rasender in seinem Gemach auf und nieder, Gott und alle Welt verfluchend. Wenn ein vorzüglicher und guter Mensch durch an ihm und den Seinen begangenen Frevel bis zum Aeußersten gereizt wird, dann kennt auch sein Zorn keine Grenzen. So auch bei Waldemar. Er war wie das tosende Meer, das sich, vom Sturme gepeitscht, wild am Felsen bricht, und Niemand, selbst Absalon nicht, konnte ihn besänftigen. Den ganzen Tag

tobte er in seinem Schloß zu Ribe, so daß gegen Abend seine kaum zugeheilte Wunde an der Seite wieder aufbrach. Durch den Blutverlust geschwächt, wurde er ruhiger, so daß Absalon es wagen durfte, ihn anzureden. Waldemar schien völlig erschöpft. Seine jüngst noch so klaren, blauen Augen waren matt und lagen tief in ihren Höhlen. Die blonden Haare hingen ihm wild in die Stirn, und sein ganzer Körper bebte noch leise. So lag er auf seinem Ruhebett. Hatte ihn der Schlag so furchtbar getroffen, daß er ihm nun erliegen sollte, war jener fast alt aussehende junge Mann dort wirklich noch Waldemar, Knud Lawards heldenstarker Sohn, auf den ein ganzes Volk blickte? — Als Absalon beim Eintreten seines Herren offene Wunde sah, wusch er sie aus und verband sie dann sorgfältig, ohne ein Wort zu sagen, denn er war Geistlicher, Krieger und Arzt in einer Person. Dann deckte der riesige Bischof seinen armen Herrn sanft zu, setzte sich auf einen Schemel zu seinen Füßen, und als ihn Waldemar jetzt mit Thränen in den Augen lange ansah, begann er mit möglichst leiser Stimme also zu reden:

„Das Unglück ist geschehen, wie ich voraussah, mein Fürst, nur noch größer, nur noch gewaltiger hat es uns getroffen, als ich dachte. Aber erst im wildwüthenden Winde bewährt sich die Kraft der Eiche, erst im schrecklichsten Unheil erkennt man den wahren Helden. Wohlan, Waldemar! Ein Sturm ist über Dich hereingebrochen mit furchtbarer Gewalt und hat sie hinweggefegt, all' die Blätter und Blüthen Deiner Jugend. Aber der Stamm steht noch fest und wird neue Blätter treiben, und größer und herrlicher wirst Du dastehen, als zuvor. Ja, Prinz Waldemar, glaube mir, Du bist geehrt von Vielen und geliebt von Tausenden. Ich habe schon vernommen das laute Murren Deines Volkes über die Schmach, die man Dir angethan hat. Dein Dänemark steht in Waffen, sobald Du es gebeutst, und von Thing zu Thing wird der Ruf erschallen: „Heil unserem großen König, heil unserem einzigen Waldemar!“

Während Absalon sprach, hatte sich der kranke Fürst höher und immer höher aufgerichtet, sein fast erloschenes Auge begann wieder zu leuchten; es war, als ob ihm die Worte des Bischofs neues Leben eingehaucht hätten.

„Wohlan,“ rief er aufspringend, „es sei!“ Dann griff er nach seinem an der Wand hängenden Schwerte, zog es schnell aus der Scheide und rief mit Donnerstimme: „Kampf, auf in den Kampf mit dem Verräther Svend“, und das Schwert hoch emporhaltend: „so schwöre ich bei Gott und der heiligen Jungfrau Maria, nicht eher zu rasten, noch zu ruhen, als bis Svends Haupt blutüberströmt zu meinen Füßen liegt. So schwöre ich zu rächen den schmachvollen Tod von Wladimirs Tochter, meiner Verlobten, so schwöre ich, zu bestrafen Knuds trauriges Ende, meines geliebten Bruders. Verdammt will ich sein und verflucht für alle Zeiten, wenn ich je breche diesen Schwur.“

Und der finstere Bischof hob feierlich seine Rechte empor und sagte:

„Und verdammt will ich sein und verflucht für ewige Zeiten, wenn ich Dir, Waldemar, nicht folge, Dir, meinem großen König, bis in den Tod.“

Die Beiden hatten nicht vernommen, wie es schon vor einer Weile draußen geklopft hatte, wie sich endlich die Thür leise aufgethan, so daß man den ganzen Corridor erfüllt sah von Kriegern. Sie standen stumm bei dem Schwur Waldemars, wie die Bildsäulen, doch als Absalon geendet, brachen sie in endlosen Jubel aus. Aus den Scheiden flogen ihre Schwerter, und voll Begeisterung riefen sie wieder und wieder: „Auch wir, auch wir wollen verdammt sein, Waldemar, wenn wir Dir nicht folgen bis in den Tod.“

Es waren die Abgesandten ganz Dänemarks, die also ihre Stimmen erhoben, es waren die Krieger, die Waldemar den Gruß des ganzen Volkes entbieten, ihn zum Kampf auffordern sollten. Es waren die Grafen, die ihm die Königskrone auf das jugendliche Haupt zu setzen bestimmt wurden.

* * *

Inzwischen war Svend keineswegs unthätig gewesen. Er hatte in aller Eile seinen Anhang gesammelt und ein ganz stattliches Heer zusammengebracht. Die Flotte Seelands war in seinen Händen. Da er auf alle Fälle und auch auf den Umstand, daß sein Plan, Waldemar und Knud zu ermorden, mißglückte, vorbereitet war, so brauchte er den Seinen, ohne sich mit Rüstungen aufzuhalten, nur den Befehl zum Aufbruch zu geben, um so schnell wie möglich Waldemar zu erreichen. Er wollte ihn überfallen, ehe er Zeit gefunden hatte, ein genügend starkes Heer zu sammeln. In wenigen Tagen war er daher mit seinen Truppen an der Küste von Jütland gelandet, und kurze Zeit darauf streiften seine schnellsten Reiter schon in der Nähe von Viborg. Wenn Svend aber dachte, Waldemar noch unvorbereitet zu finden, so irrte er sich. Dieser war schon mit einem gewaltigen Heer vor einigen Tagen von Ribe aufgebrochen und bereits bis Randers und somit ganz in die Nähe Svends gerückt. Täglich strömten ihm aus allen Gauen des Landes neue Schaaren zu, und selbst aus Pommern, Schweden, Norwegen und Angelland kamen Söldner. Viele von Svends ehemaligen Freunden fielen von ihm ab, und als er auf Jütland gelandet, ging ein Theil seiner Flotte zu Waldemar über. Aber Svend verlor den Muth nicht. Er hatte ja Nichts mehr zu verlieren und wollte kämpfen, wie ein Verzweifelnder.

Der Landstrich, auf dem die feindlichen Heere jetzt einander entgegen rückten, und der zwischen den Städten Randers und Viborg gelegen ist, heißt und hieß schon damals die Grathehaide. Es ist zum größten Theil unfruchtbares Land, theils Haide, theils Sumpf, und nur in der Nähe von Städten und Dörfern wuchs kümmerlich etwas Korn.

Am Tage der Schlacht auf der Grathehaide rieselte ein feiner Regen vom Himmel hernieder und hüllte die ganze Gegend in eine fast undurchdringliche Nebelschicht. Dazu war es, da bereits der Herbst angebrochen, empfindlich kühl, so daß Absalon seinem Herrn, dessen Wunde noch nicht geheilt war, oft rathen mußte, sich fester in seinen Mantel zu wickeln. Als Waldemar nach den Berichten von Bauern und Kundschaftern etwa noch eine halbe Stunde vom Vortrab des feindlichen Heeres entfernt war, ließ er einen Augenblick Halt machen und ordnete die Seinen so, daß auf den Seiten die Reiterei, dazwischen aber die Reihen des Fußvolkes zu stehen kamen. Die Krieger waren alle freudig gestimmt und frohen Muthes. Jetzt ritt ein alter Skalde, Aage mit Namen, durch ihre Reihen. Er hatte eine Stimme, die dröhnte wie Sturmeswetter und scholl weithin über die Haide, als er also anhub:

Habt Ihr gehört, Ihr dänischen Männer,
Habt Ihr gehört, Ihr Krieger der Fremde,
Von des Verräthers schrecklichen Thaten,
Von König Svends Mordbegier?
Wißt Ihr, wie er mit heuchelnder Miene
Seine Brüder gelockt in's Verderben,
Wie er erschlug den kühnen Knud?
Wißt Ihr auch wohl, wer zu Ledra verbrannte,
Wen des fressenden Feuers Gluth
Dort hat vernichtet?
Klinge mein Lied aufreizend zur Wuth,
Zum unbändigen Grimme
Aller tapferen Männer Herz.
Dröhne mein Sang hin über die Haide,
Rüttle und schüttle an all' Euren Gliedern,
Donnernd brause er durch das Land.
Auf denn Ihr Dänen, Ihr Männer der Fremde,
Schwinget blitzend das schneidige Schwert,
Stürmet dahin wie Sturmeswehen,
Hallend ertöne ringsum die Erde.
Stürzet zum Kampfe, stürzet zum Sieg.

Wie der Alte sang, da sah man vieler Augen blitzen, da sah man die Schwerter der Scheide entfahren, und donnernd scholl es aus tausend Kehlen wieder:

Auf denn, Ihr Dänen, Ihr Männer der Fremde,
Schwinget blitzend das schneidige Schwert,
Stürmet dahin wie Sturmeswehen,
Hallend ertöne ringsum die Erde.
Stürzet zum Kampfe, stürzet zum Sieg . . .

Die Schlacht auf der Grathehaide wurde geschlagen. Sie dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, da wandten sich Svends Leute zur Flucht. Er selbst kämpfte wie ein Löwe, doch nützte ihn all' seine Tapferkeit Nichts. Von der Masse der Fliehenden wurde er mit fortgerissen und

befand sich plötzlich mit vielen Anderen in einem tiefen Sumpf. Hier rettete ihn der alte Thorbern, indem er einen Baumstamm, der auf der Haide lag, in den Sumpf warf, auf den Svend hinaufkroch. Auf dem Trocknen angekommen, wurde er von einem herbeigeeilten Bauern mit einem Beilhieb auf den Kopf begrüßt, so daß sein Hirn über die Haide spritzte. Auch der alte Thorbern wurde erschlagen. Man fand ihn später auf seinem Herrn liegend, die Rechte wie schützend über dessen Haupt breitend.

Als Waldemar das Ende seines Gegners erfuhr, sagte er gar Nichts weiter als die Worte: „Er hat mich gelehrt, wie man zum Verräther wird.“ Seit der Schlacht auf der Grathehaide war er ein Anderer geworden. Selten sah man ihn lachen, meistentheils war er finster und mürrisch. Das Unglück hatte ihn, wie Absalon voraussah, zwar nicht getödtet, ihm aber den Glauben an die Menschheit geraubt, und den konnte ihm Niemand wiedergeben.





F. von Saar als Lyriker.

Von

J. Minor.

— Wien. —

Immer und ewig bleibst Du, hochaufstrebende Lyrik, Blüthe und Krone der Dichtkunst!" So singt der Dichter selbst, und die lyrische Muse hat solche Gunst reichlich erwidert. Saar gehört zu den ersten Lyrikern unserer Zeit, und nicht blos in Oesterreich. Eine ältere Sammlung von Gedichten hat er selber unterdrückt. Was die Sammlung der Gedichte von 1881 und die zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage von 1888 enthält, gehört durchaus der reifen Zeit an und reicht nicht über 1862 zurück. In drei symmetrisch gegliederten Büchern von je vier, zwei und wieder vier Rubriken ist der Inhalt vertheilt. Aber diese Rubriken weisen nicht etwa auf eine bunte Mannigfaltigkeit der Gattungen und Töne hin. Was Saar nach Goethischem Muster als „Lieder" und „Vermischte Gedichte" unterscheidet, ist im Tone nur wenig verschieden; denn auch seine Lieder sind nicht eigentlich singbar, sondern gehören der gesprochenen Lyrik an. Unter den Ueberschriften „Aus dem Tagebuch der Liebe", „Bilder und Gestalten", „In memoriam" werden dem Stoffe nach gleichartige Gedichte zwanglos zusammengehalten. Andere Rubriken, wie die „Freien Rhythmen" und die „Rhapsodien", fallen zusammen. Hier wie in den „Sonetten" ist der Eintheilungsgrund den metrischen Formen entlehnt, die vereinzelt doch auch in den übrigen Rubriken vorkommen. Die antiken Versmaße hat Saar (mit einer Ausnahme) ganz links liegen gelassen, von den romanischen kennt er blos die Terzinen und das Sonett, das er hübsch charakterisirt und sicher handhabt. Die Vorliebe für die freien Rhythmen geht auf Goethe zurück; überwiegend aber

ist die Zahl der einfachen Strophenformen, in denen sich der Rhythmus dem Gedanken wunderbar leicht anschmiegt. Gern bietet sich dabei dem Dichter in Liebesgedichten jene Strophe aus längeren fünffüßigen Jamben dar, die Grillparzer in den Tristia ex Ponto zur ernsten Abrechnung in Liebessachen gewählt hat („Trennung" u. a.); während sich frohe und helle Ausrufe auf kurzen Daktylen wiegen: „Herrlicher, sonniger, goldener Tag"; „Frohe, harzduftende, heilige Nacht!" Neben der glatten und vornehmen Form ist die Kürze ein gemeinsames Kennzeichen aller Saarischen Gedichte, die fast ausnahmslos aus wenigen knappen Strophen bestehen.

Der Dichter, den wir in den Novellen blos von der Außenseite als weltmännischen Beobachter der Menschen kennen lernen, offenbart uns in der Lyrik sein geheimstes Innere. Auch in ihr ist der Dichter selbst überall gegenwärtig, und wie die Gedichte fast ausnahmslos aus der Zeit seiner Reife stammen, so begegnen wir ihm nirgends als stürmendem Jüngling, sondern überall als gebändigtem Manne mit grauem Scheitel. Ein wehmüthig elegischer, mitunter auch ein müder Zug geht durch die ganze Sammlung, deren gleichmäßiger Ernst nur selten durch einen hellen oder heiteren Ton unterbrochen wird. Das alte Lied von der Eitelkeit und Vergänglichkeit der irdischen Dinge klingt wiederholt an unser Ohr: „Taedium vitae", „Requiem" am Allerseelentage, „Miserere". In dem ersten Schmerz der Kindesthränen faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an; und auch in der liebenden Schwester feiert er die mitleidende Dulderin, die das Weh der Andern trägt, als wär's ein Glück. Verstorbene, die ihm bei ihren Lebzeiten gleichgiltig waren, aber ihm nun im Traume erscheinen, betrachtet der Dichter als mahnende Boten der Zeit, seine Rechnung abzuschließen, und wenn er sich das eine Mal selber als indischen Säulenheiligen hinstellt, der regungslos den Qualen der Hitze und der Kälte ausgesetzt ist, aber vor dem Sprung in's Grab doch noch zurückbebt, so ruft er ein anderes Mal ein ganz entschlossenes: „Komm, Tod!" aus. Ein letzter Liebeshauch, ein spätes, nicht zu spätes Dichterglück, das den früh entlaubten Kranz wieder in's Grüne ausschlagen läßt, vergoldet wie ein stilles, friedliches Abendroth die Sammlung, die mit dem Seufzer eröffnet wird: „Ach, wie wenig ward vollendet, ach, wie wenig ward vollbracht!" Immer wieder stellt sich der nagende Selbstvorwurf ein, daß der Dichter seine Zeit verträumt, daß er zu pflanzen und zu säen versäumt, daß er nur Rosen, nicht Früchte gesucht habe. Selbst die Hoffnungen, die Andere in ihn setzen, weist er als bloße Qual mit dem herben Grillparzerschen Wort zurück: „Laßt mich allein!" Aber dann wird er sich wieder bewußt, daß edle Saaten nur langsam reifen, und daß er nur in dem Streben nach höheren Zielen das Geringere verabsäumt habe, und so ermahnt er auch die Jugend, für ernste Ziele zu leben und zu wirken, ohne Vergeltungskränze zu erwarten. Denn jedes selbstlose Streben muß erliegen, weil die Menschheit tief im Gemeinen wurzelt und nur das Streben nach

Vortheil, nach Gewinn und nach Erfolg kennt. Die Selbstsucht und die Eitelkeit betrachtet er als die Kernschäden der wahren Menschheit, und nicht müde wird er, den Ruhmesgrößen Demuth einzuschärfen. Er verachtet diejenigen, die stets Altäre für die Kunst verlangen und sich selber zur Gottheit stempeln; nicht den Mann, nur seinen Glücksstern müßt Ihr preisen, „denn ohne günstigen Wind kann Keiner sein Höchstes vollbringen!" Jeden Wettkampf in der Kunst weist er zurück; denn die Dichtkunst ist kein Schlachtfeld, sie wird nicht aus der Eitelkeit, sondern aus innerem Drange geboren. Wie die Jungdeutschen und Grillparzer empfindet auch Saar das Schaffen als eine Qual, nur durch innere Leiden wird der Lorbeer errungen und erstritten. Und wenn der Dichter immer und überall zu Leiden geboren ist, so gilt das doppelt in unserer Zeit. Feindlich und kalt stehen die Welt und die Menschen heute der Kunst gegenüber; die Kunst ist todt, nur abseits vom Markte zucken verendend ihre Glieder; der deutsche Dichter lebt wie sein Geist in ungelesenen Büchern ein löschpapierenes Leben; nur die todten Classiker werden gefeiert, um die lebendigen Dichter einzusargen. In solchen höchst persönlichen Anklagen ergeht sich die Verstimmung des Dichters, der aber in gefaßteren Augenblicken wieder weit davon entfernt ist, das Schicksal oder die Menschen anzuklagen, sondern vielmehr in die eigene Brust greift und dann das „Erlittene" als ein „Erlebtes" betrachten und schätzen lernt. Zur Selbsterkenntniß führt ihn sein Weg hinauf; und während er der Klugheit nur ein sehr bedingtes Preislied zu singen weiß und sie nicht als letztes Ziel der Menschheit anerkennt, rühmt er sich des starken unbezwungenen Herzens und des rein entfalteten Geistes. Den Vollglanz echten Menschenthums aber sieht er um die Stirn dessen, der sich selbst überwinden gelernt hat. Ihm reicht er wie Goethe und wie Grillparzer die Palme; die Errungenschaft, rasche Wünsche ersticken gelernt zu haben, preist er als sein Höchstes; die Pflicht, still zu überwinden und zu entbehren, lehrt er auch Andere und fordert selbst die rasche Jugend auf, zu zeigen, daß sie nicht blos genießen, sondern auch froh entbehren könne.

Wie das Innere des Dichters, so ist auch die Natur in den Gedichten Saars mit einem dünnen und leichten Flor bedeckt. Sie saugt die Thränen der Menschen auf und läßt sie als Thau wieder niederfallen. Der Dichter fühlt sich eins mit ihr, indem er wie sie blos lebt, um zu leben, und Nichts erwartet, als ein leichtes, schönes Sterben. Darum weilt auch seine Phantasie am liebsten bei dem Winterabend, bei dem Sonnenuntergang, bei der Christnacht oder bei dem Monde, dem er wie Klopstock ein sanftschimmerndes Menschenantlitz zuschreibt. Die hellen Stimmen des Tages dienen nur als Contrast zu dem heiligen Ernst des scheidenden Sommertages oder zu dem tiefen milden Schweigen des Winterabends. Unter den Jahreszeiten erinnert den Dichter der Frühling an alle genossene Lust und Schmerz, der Sommerabend an verlorenes Liebesglück; am meisten aber liebt er in dem Herbst „tiefer Erfüllung Ruh" und die Mahnung an

baldigen Aufbruch. Saar weiß von der Natur einen schönen symbolischen Gebrauch zu machen und findet besonders in den Blumen holde Gleichnisse der Erdendinge. In den Lilien sieht er ein Bild sich durchdringender Gegensätze (Schnee und Flamme); in den Primeln, die sich nicht wie die Veilchen durch den Geruch ankündigen, ein Bild der wahrsten Bescheidenheit, die sich nicht aufdrängt; die Pappeln streben wie der Dichter über niedriges Gestrüpp hoch zum Himmel hinauf; die Malven legen ihm die Frage nach dem Urquell aller Dinge nahe, der ihre Wurzeln tränkt; seine Wünsche wachsen wie Brombeeren reif und unreif an einem Strauch; und der Handel mit den Erdbeeren erinnert ihn daran, wie selbst die freieste Gabe der Natur nur dem menschlichen Eigennutz, dem Wucher dient. Einförmiger ist seine Thiersymbolik: wie er die fliegenden Tauben mit den Gedanken des Dichters vergleicht, so fordert er, wieder mit einer Klopstockischen Wendung, sein Lied auf, der Lerche nachzustreben, und der herumflatternde Trauermantel ist ihm ein Abbild der sanften Schwermuth seiner eigenen Seele. Mit einer originelleren, aber nicht ungesuchten Gedankenverbindung, bringt ihn der letzte Fisch in seinem Aquarium darauf, was der Mensch empfinden müßte, der als Allerletzter seines Geschlechtes auf Erden wandelte. Aber auch ohne symbolischen Bezug, als bloßes Stimmungsbild, kommt die Natur bei Saar zu ihrem Rechte. In ein paar Strichen weiß er das Bild einer Landschaft mit dem Kreuz des Erlösers festzuhalten, oder den Schloßpark, oder den Klostergarten, oder die Stille eines Sonntagsnachmittags. Auch hier locken ihn nur die Bilder der Ruhe und des Friedens, selbst Italien ist ihm durch das Touristengewühl und die redegewandten Kunstkrittler verleidet; nur Venedig preist er als den Ort für müde Lebensschwingen.

Auch „Bilder und Gestalten“ aus dem Menschenleben, ganz objectiv hingestellt oder mit symbolischem Bezuge, bietet die Lyrik Saars reichlich dar, ja gerade hier zeigt sich uns der Dichter von seiner modernsten Seite. Die Telegraphendrähte stellen ihm eine große Aeolsharfe vor, welche die ihr anvertrauten Freuden und Leiden von Millionen verkündet. Oefter als in den Novellen aber begegnen wir in Saars Lyrik den Gestalten aus den untersten Ständen, deren resolute Realistik die romantischen Bilder des stummen Schäfers, der üppigen Zigeunerin und der lustigen Komödiantentruppe ganz zurückdrängt. Wie der Dichter zwar den Reichthum und die Reichen besingt, aber nur weil sie sich, vor der Noth geschützt, die immer zum Gemeinen herunterzieht, frei entfalten können, so beschämt ihn umgekehrt das Kind der Noth, das seinem Vater, einem Holzknecht, die Speise in den Wald bringt und schon für Andere zu sorgen bereit ist, während der Dichter nur an sich selber denkt: „Mein ganzes Sein erschien mir hohl, und hohl auch, was ich denke.“ Mit einem verhaltenen Seufzer beobachtet er fahle Menschen bei ihrem eintönigen und müden Handwerk, dem Ziegelschlag, wo die Welt in Koth zu zerfließen scheint. Aber nicht immer ist es das Mit-

leid, das des Dichters Feder regiert; weit öfter begegnen wir hier schon dem Proletariat, das die Arme in die Seiten stemmt; dem Arbeiter, der dem Dichter den Gruß versagt, weil er des Geistes Mühe und Arbeit nicht kennt und nicht achtet; dem Anarchisten als Zugführer, der weiß, daß er das Leben der reichen Passagiere in seiner Hand hat, und daraus die Hoffnung schöpft, daß morgen er der Herr sein wird — ähnlich hat bekanntlich Freiligrath den Proletarier als Maschinisten auf einem Rheindampfer trotzig hingestellt; und der schmutzigen und frechen „Proles“, die dem Dichter auf einem Spaziergang sein bischen Frühlingswonne verdirbt. Saar ist kein Schmeichler gegenüber den unteren, so wenig wie gegenüber den oberen Klassen.

Mit den Novellen haben die Gedichte einen innigen Zusammhang. Wie der Dichter dort die einsamen Sonderlinge aufsucht, so preist er hier die Armen im Geiste selig, auf die der leere Wissensdünkel mit Verachtung herabsieht. Weisheit spricht nur aus dem Munde der Thoren, wie der Muth nur aus schwachen Seelen bricht. Darum fordert der Dichter zwar zur Selbsterkenntniß auf, aber mit dem letzten Urtheil über andere Menschen befiehlt er vorsichtig hauszuhalten; „denn in Jedem schlummert eine sondre Kraft!“ Wie er in den Novellen so oft als der Vertraute geheimer Leiden erscheint, so fordert er hier die Andern auf, sich an seiner Brust auszuweinen, als Eines, der selbst Leiden erfahren hat. Denn, frei von der Selbstsucht und Eitelkeit der Welt, ist auch er selber nur ein seltsamer Fremdling im Erdengebiete.

Wie durch die Novellen, so zieht sich durch die Gedichte das Thema der Vollebigkeit als ein rother Faden hindurch; und der Gegensatz von Erblühen und von Verblühen ist der Inhalt fast aller Liebes- und Frauenlieder. „Du aber solltest nicht verblühen, hinschmelzen feurig nur wie Erz, so laß doch endlich rasch erglühen, erglüh'n Dein allzu zages Herz,“ ruft er einer Freundin (Clarissa) zu. Ein anderes Mal contrastirt er die verblühende Mutter mit der aufblühenden Tochter; und schon bei dem früh erblühten Kind kommt ihm der Gedanke, daß es Pflichten ängstlich erwägend, versagend und entsagend, in unsäglicher Oede hinsterben oder erst dann Leidenschaft entfesseln könnte, wenn es keine mehr wecke! Denn das ist das Loos der Frauen: „nach kurzen Jugendtagen verschuldetes Entbehren, die Einen durch Versagen, die Andern durch Gewähren“; wehe, wenn gar Beides zusammentrifft (An eine Unglückliche)! Noch zahlreicher als in den Novellen sind darum in den Gedichten die Bilder alternder, um das Glück echter und rechtzeitiger Leidenschaft betrogener Frauen. Sogar die alternde Magd, die nicht mehr mit zum Tanze kann, kommt vor, und ein alterndes Ehepaar, das endlich durch die bloße Gewohnheit vereinigt wird. Besonders ist es aber auch hier die Tendenz der Emancipation, welche die Vollebigkeit der Frauen stört. Der Dichter empfindet es als Widerspruch, daß die Frauen ihre Reize nicht verbergen und doch empört sind, wenn der Mann das sucht,

was sie ihm darbieten. Glücklich, ruft er den Frauen zu, werdet Ihr nur werden durch Eure Schönheit! Die Sucht nach Emancipation wird zu den Leiden der getäuschten Liebe nur noch den Schmerz verfehlten Wirkens, getäuschten Ehrgeiz und die Qual des Denkens bringen. Mit herzlicher Theilnahme sieht er die Postelevin am Schalter beim Anblick eines Mannes erröthen: „Du fühlst, ich ahn' es tief, den Bruch, der sich im Weib vollzogen, und siehst Dich mit dem Contobuch um's beste Theil betrogen." Aber auch dort, wo nicht die Noth gebietet, ist ihm die echte Tochter unserer Zeit unverständlich, deren ganzes Wesen blos aus Hirn und aus Nerven besteht, ohne die Tiefe der Leidenschaft (Stella). Das Häßlichste freilich ist die Gefallene (Lydia), die wie Ninon in der Novelle kalt selbst bei der Sünde bleibt!

Auch in den Motiven erinnert das „Tagebuch der Liebe", das nach dem Muster einer Heine'schen Rubrik jedem Verhältniß ein, meistens mit einem Taufnamen überschriebenes Gedicht widmet, auf Schritt und Tritt an die Novellen. Auch hier wird die Bekanntschaft von Fenster zu Fenster angeknüpft: im Mondschein glaubt er ihre geheimsten Wünsche laut werden zu hören, sie bietet sich dem Dichter an, ihre Tugend welkt still verdrossen dahin — aber als sie ihn am nächsten Tag am Fenster sieht, tritt sie scheu und bang zurück. Ein anderes Mal begegnet er im Wartesalon zu Rom einer Holländerin, der er die unbefriedigte Sehnsucht aus den Augen liest: der Zug rollt ab, und die Beiden verbluten still an unerfüllten Herzenswünschen. Auch hier erscheint der Dichter mit ergrautem Haar, in der Sonnenwende der Liebe, empfänglich noch für den Zauber der Schönheit und mit geschärftem Auge den feinsten Reiz erspähend, aber trotz unverbrauchter Kraft und Gluth doch schon angeweht von den leisen Schauern des Alters. Aber den alternden Dichter zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt gerade zu der verblühenden Frau. Zwar ist Ottiliens Antlitz durch die Jahre leise gekerbt und das braune Haar zu mattem Silber entfärbt — aber noch, wenn er ihr begegnet, fühlt er sich zu ihr, wie sie zu ihm hingezogen. Und einer anderen Geliebten (Elisabeth), von der er einst zürnend und mit Groll geschieden ist, ruft er zu: „Wir werden uns wiedersehen, vielleicht silberweiß und mit kahlem Scheitel, und heiß wie einst den letzten Kuß küssen.

Dann aber lassen wir uns nieder still
Und fühlen leise, Hand in Hand gelegt,
Daß jeder Keim zur Frucht gedeihen will,
Den einmal wahrhaft tief das Herz gehegt."

Auch sonst besingt Saar mit Vorliebe „der Herzen allerletztes Blühen"; wie Andere für die Backfische geschwärmt und gedichtet haben, so ist er der Dichter der letzten Liebe und der verblühenden Frauen.

Andere Liebschaften sind freilich von um so kürzerer Dauer, und die darauf bezüglichen Gedichte erinnern in ihrem losen Inhalt gar sehr an

die bedenklichste Rubrik in Heines Gedichten. Da ist die Dame aus dem „High life“, ein Weib in vollster Lebensblüthe, die nicht zu den Klugen und den Satten zählt, deren Wunsch, zu lieben und geliebt zu werden, nie ermattet, und die dem jungen Gatten in den Armen des Dichters treulos wird; gleich daneben in der Kleinstadt das Kind armer Leute, zu dem der Dichter früh Morgens im Soldatenmantel schleicht — aber die Pflegeeltern sind der Liebschaft auf die Spur gekommen und haben das „schlechte Ding“ den Eltern zurückgeschickt. Unbefriedigtes Sehnen auch hier! Und wieder daneben die Briefe und das Bild Amaras, des Weibes mit dem schlaffen Leib, das kalt selbst in der Leidenschaft geblieben ist und das einmal fast weibisch geliebt zu haben, der Dichter kaum mehr begreifen kann — der schärfste Gegensatz zu den zahlreichen Erinnerungsbildern mit ihrem zähen und treuen Festhalten an dem Gegenstand wahrer Leidenschaft. Die Briefe Amaras, die dem Dichter jetzt selber leer an Inhalt erscheinen, erinnern uns wieder daran, daß auch in den Gedichten das geistige Element in der Liebe nur wenig zur Geltung kommt. Eine Frau, die ihn zu lieben geglaubt, bald aber ihrer Liebe unwürdig gefunden hat, ist durch den Schmerz der Enttäuschung, also doch durch ihn, zur Dichterin geworden. Ganz abseits aber von allen übrigen Dichtungen Saars steht die „Liebesscene“, die „als Epilog“ das Tagebuch abschließt. Der Dichter beobachtet im Wirthshaus zwei junge Liebende, die, Hand in Hand verschlungen, im Darwin oder im Stuart Mill lesend, Liebesnähe genießen. Dem Dichter aber wird der Anblick zu einem neuen hohen Lied der Liebe,

„Da ich verklärt sah von des Geistes Licht
Auf Erden schon den dunkelsten der Triebe.“

Tief bewegt schleicht er sich leise davon,

„Um solcher Herzen reinen Zauberkreis
Und diese heil'ge Feier nicht zu stören.“

Der ernste, fast feierliche Ton des Gedichtes, das zu allen übrigen in so seltsamem Gegensatz steht, gestattet nicht, auch nur an die leiseste Ironie zu denken; und so müssen wir annehmen, daß der Dichter diesen Epilog als ein absichtliches Gegenstück und Gegengewicht hingestellt hat, um einer Stimmung Rechnung zu tragen, die er sonst selber in den Gedichten vermißte.

In den Gedichten fehlen auch die hellen und heitern Farben fast ganz, und oft hat man darum dem Dichter, der doch als Novellist Proben gegeben hatte, den Mangel an Humor zum Vorwurf gemacht. Seine Antwort ist die neueste Dichtung „Die Pincelliade“ (1897), ein komisches Epos in fünf Gesängen und in sehr sauberen Ottaverimen. Das Genre der —iaden, das im vorigen Jahrhundert Zachariä nach dem Muster Popes, und Wieland nach dem Muster der Italiener bei uns begründet haben, kommt uns trotz Detlev von Liliencrons neueren Versuchen schon

etwas altväterlich vor und vermag nur noch bei der feinsten Behandlung zu wirken. Was Saar zu ihm hinzog, als er des trockenen Tones einmal satt wurde, liegt auf der Hand. Nicht blos seine „Vollebigkeit“ konnte sich dabei ziemlich unverhüllt gütlich thun (er warnt die Leser gleich in der ersten Strophe: „seht euch vor!“); sondern auch der Künstler fand bei dem altherkömmlichen Stil dieser Dichtung seine Rechnung. Zwar den Apparat geflügelter Wesen oder mythologischer Figuren konnte er als moderner Dichter nicht mehr brauchen, und mit den stehenden epischen Formeln dankte er auch jeden parodistischen Bezug auf das ernste Epos ab, wofür ihm die moderne Dichtung, die das ernste Epos kaum mehr kennt, ohnedies kein Stichblatt geboten hätte. Aber zu dem Stil des komischen Epos gehört es seit jeher, daß der Dichter selber in ihm überall gegenwärtig ist, zwischen dem Leser und den Helden den humoristischen und satirischen Vermittler spielt und beständig einen vertraulichen und munteren Verkehr mit seinem Publicum unterhält. In Saars Novellen ist das Gleiche der Fall, nur daß sich der Dichter dort überall von der ernsten und würdigen Seite zeigt, während er hier die andere Seite des Vollmenschen herauskehrt. So beginnt er, ganz im volksthümlichen Stile des komischen Epos, sogleich mit einer Anrede an die Leser (auf die Leserinnen will der Schelm diesmal freiwillig verzichten), und durch das ganze Gedicht hindurch bleibt er in beständigem Verkehr mit ihnen: er leiht ihren Erwartungen Worte, befriedigt sie oder weist sie zurück; er rechtfertigt sich, warum er dieses thun und jenes unterlassen werde; er findet es endlich an der Zeit, den Helden zu beschreiben, nach seinen Motiven zu forschen u. s. w. Mit heiterer Selbstironie begleitet er die eigene Arbeit: er kann wie in den Novellen wieder nur erzählen, was er weiß, und er muß den eigentlichen Schluß schuldig bleiben, obwohl er als Autor Alles wissen sollte; er weist Zumuthungen des Lesers oder eigene Einfälle als nicht zur Sache gehörig ab; er verwahrt sich eifrig dagegen, bei einer ähnlichen Situation Zola auszuschreiben; er fürchtet, zu breit zu werden und Langeweile zu erregen; er seufzt über die Schwierigkeit der Stanzen und spottet in geheuchelter Reimnoth über den schlechten Reim, den er nicht entbehren könne, trotzdem er komische Reimwörter (wie jenes köstliche Möblemang: lang) absichtlich häuft. Beständige Zwischenreden des Autors und Nebenbemerkungen in Parenthese gehören hier ebenso zum Stil wie die durchgehenden satirischen Seitenhiebe und Witzeleien auf die Schwächen der Ehemänner und die Untreue der Frauen. Gerade in der Satire hat sich Saar, der sich in seinen ernsten Novellen immer Zurückhaltung auferlegt, hier am freiesten gehen gelassen; er stichelt nicht blos auf geschlechtliche und eheliche Verhältnisse, auf die Kellnerinnen und Liaisons, sondern auch in einer ihm sonst ungewohnten Weise auf die öffentlichen Zustände im nachmärzlichen, reactionären Oesterreich, auf die Kleinstädterei und das Concordat, auf das Verhältniß der Deutschen zu den Nichtdeutschen in der österreichischen

Armee, auf die schlechten Verkehrsmittel u. s. w., ja, er rückt sogar der Gegenwart zu Leibe, indem er ohne Verbitterung die Frauenfrage und den Socialdemocratismus, die Währungsregulirung, die pathologische Schätzung der Verbrecher, die Zola'schen Wahrheitsschilderungen im Vorbeigehen betupft. Ueber das, was ihn während der Militärzeit kneipte, hat er sich meines Wissens nirgends so deutlich ausgesprochen wie hier. Denn wiederum erzählt der Dichter aus der Soldatenzeit, und so hängt das komische Epos auch dem Stoffe nach mit seinen Novellen zusammen. Der Held ist ein Militärschneider, der sich sein Hochzeitsbett im Mannschaftszimmer durch ein paar Vorhänge abgrenzen muß und von seiner Frau gehörnt, aber von ihrem Liebhaber, der ihr gleichfalls mit Untreue lohnt, wieder an ihr gerächt wird. In ihrer Nebenbuhlerin, der Madame Kraft, die in ihren Romanen den Frauenaufruhr predigt und für die freie Liebe eintritt, finden wir wie im „Wiener Kind" die herabgekommene Frau als Litteratin wieder, und auch der socialdemokratische Kadett ist nur Persiflage und Caricatur. Das Ganze ist mit gutem, mitunter etwas derbem Humor zu Ende geführt; aber das Verlangen nach einer größeren Composition befriedigt es nicht; dafür ist seine Gattung zu leicht und zu dünn.

In dem Bilde des Lyrikers würde ein charakteristischer Zug fehlen, wenn ich nicht wenigstens mit einem Worte der Saar'schen Festdichtungen und Festreden gedächte, die eine mehr als locale und temporelle Beachtung verdienen, leider aber in der Sammlung der Gedichte gar nicht vertreten sind. Sie sind nicht blos durch die adelige, dabei doch immer dem Vortragenden mundgerechte Sprache ausgezeichnet, sondern noch mehr durch die seltene Gabe, sich jedem individuellen Anlaß, dem Charakter des Tages wie des Ortes anzuschmiegen und so mit einem Schlag einen traulichen Rapport mit einer, oft recht kühlen, Festversammlung hinzustellen. Als Beispiel und Muster der Gattung kann die Festrede zur Enthüllung des Grillparzerdenkmals dienen; in fünffüßigen Jamben, nur die Abschnitte durch den Reim gekennzeichnet. Von einer prächtigen Schilderung des Locales und seiner Umgebung geht der Dichter aus: von dem Volksgarten, dem Standplatz des Denkmals, schweift sein Blick zum Burgtheater hinüber und von da weiter über die Stadt, die kein Capua der Geister mehr ist, sondern sich allen Segnungen erhöhten Daseins längst erschlossen hat und ein heiteres Volk auf dem Wege zur Vollendung hinter keinem anderen zurückbleiben sieht. Wenn es den Dichter, dem die Feier galt, früher verkannt hat, so weiß es jetzt, was es an ihm besitzt. An eine knappe Charakteristik der Dramen, deren Heimatsluft der Dichter besonders rühmt, schließt sich die Feier des Dichters als eines der Letzten aus der Zeit der klassischen, der großen Kunst, der neben Goethe und neben Beethoven genannt wird, mit dem und nach dem Wenige nur zu nennen sind.

Das Lob auf die Vaterstadt des Dichters, welches dieses Festgedicht durchzieht, führt uns endlich auf die „Wiener Elegien" (1893), nicht

die beste, aber die charakteristischeste seiner Dichtungen, die erste zugleich, mit der er einen unmittelbaren buchhändlerischen Erfolg erzielt hat. Mit ihr tritt der treue Sohn Wiens in die große Reihe der Schriftsteller und Dichter, die seit vier Jahrhunderten in Prosa und in Versen das Lob der heiteren Donaustadt gesungen haben. Keinem Geringeren als Aeneas Sylvius, dem späteren Papst Pius II., verdanken wir die erste Schilderung von Wien, die in der Litteratur Beachtung gefunden hat; zweihundertundfünfzig Jahre später hat eine internationale Touristin, die Lady Montague, auf ihren Weltreisen auch Wien berührt und in einer vielcitirten Skizze (heutzutage würde man es eine Momentphotographie nennen) aufgenommen. Im sechzehnten Jahrhundert, wo die gereimten Lobsprüche auf berühmte Städte einen ganzen Litteraturzweig bilden, fehlt es auch nicht an Preisgedichten auf Wien; nicht blos Ausheimische, die wie der Nürnberger Meister Hans Sachs unsere Stadt mit keinem Auge gesehen haben, sondern auch Einheimische haben an ihnen Theil, wie z. B. der biedere Wolfgang Schmeltzl, ein zugereister Pfälzer, der aber als Schulmeister bei den Schotten seine zweite Heimat in Wien fand und zu ihrem Lobe singt: „Wer sich in Wien nicht nähren kann, ist allweil ein verlorner Mann" — es war ein glücklicher Gedanke, daß die Stadt Wien den Dichter der „Wiener Elegien" bei seinem Jubiläum durch eine Reproduction der „Widmung" erfreute, die dreihundert Jahre früher seinem Untercollegen Schmeltzl zu Theil geworden war. Unfreundlicher lautet in der klassischen Zeit das Xenion auf das genußfrohe Phäakenvolk an der Donau, und unter den Söhnen Wiens hat kein Geringerer als Grillparzer diesen Vorwurf gegen das Capua der Geister mit seinem entnervenden Sommerhauch wiederholt, während die sogenannten „Backhändelpoeten" gerade damals im Chorus sangen: „Es giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien." In der Zeit der Julirevolution bringt dann der „Wiener Spaziergänger" abstrakten Liberalismus in schwungvolle rhetorische Verse. Von den Epigonen seit 1848 war unser Dichter in erster Linie berufen, das alte Lied den geänderten Zeiten anzupassen. Denn wir wissen, welche bedeutende Rolle das Wien der fünfziger und der sechziger Jahre in Saars Novellen spielt; auch die Gedichte enthalten wenigstens ein Bild aus Wien, das der Votivkirche, der „Kirche ohne Gott".

Bald nach Saar ist ein anderer Wiener Dichter, Albrecht Graf Wickenburg, mit seinen Liedern und Gedichten „Mein Wien" (Wien, Gerold 1894) hervorgetreten. Man kann sich keinen größeren Gegensatz in Inhalt und in der Form denken! Bei Wickenburg verschwindet die Person des Dichters ganz hinter dem Gegenstand, der allein die beständig wechselnde, anschmiegsame Tonart bestimmt. In drei *einleitenden* Gedichten charakterisirt er die Wiener Art, ihre historische Entwickelung (Alt-Wienerisch) und im Wiener Dialekt die „Weaner Sprach'". Aus dem äußeren Stadtbild greift er dann das *Monumentale* heraus. Zuerst natürlich den „alten Steffel",

den Stephansthurm, gleich daneben den Stock im Eisen und das neue Radetzkymonument. Sehr glücklich und fast vollständig ist dann die Auswahl der Typen aus dem Wiener Volksleben. Obenan, wie es sich versteht, die populären Deutschmeister-Edelknaben; hinter ihnen die „Wiener Kappelbuben", die vor der Burgmusik hertrotten und in der echtesten Wiener-Sprache „Pülcher" heißen; dann die harben Fiaker und die Comfortables, die ihren Namen lucus a non lucendo haben; die Schusterbuben mit ihren kecken Fragen und ihren schlagfertigen Antworten; die „Damen vom Stand" d. h. vom Naschmarkt, und die drallen Wäschermädel; zuletzt das Wiener Bürgerkind, bildsauber und fesch, mit dem goldenen Herzen, mit dem leichten Sinn und dem reschen Zungerl. Als populäre Individualitäten treten heraus der Vater Radetzky und der Meister Strauß, den der Dichter mit einer überaus glücklichen Wendung als den eigentlichen Erfinder der Elektricität preist. Der Dichter sucht das Volk bei seinen Unterhaltungen und an den Vergnügungsorten auf; er schildert einen flotten Wäschermädelball, er führt uns zu den Lotterieschwestern an dem Sieveringer Brünnel; von den nach den Ständen geschiedenen Prateralleen findet jede ihre besondere Charakteristik, und zuletzt geleitet uns der Dichter aus der Stadt hinaus in den Wiener Wald ... Ein sattes Bild des Wiener Lebens und Strebens, so weit es sich in den untersten Klassen und auf den Straßen und Gassen sichtbar abspielt, hat der Dichter entrollt. Er verschmäht es nicht, gelegentlich den tiefsten Ton der Leutseligkeit anzuschlagen und die Lokalfarbe recht dick aufzutragen. Von den geläufigen Schlagern und Kernsprücheln der Wiener hat er kaum eines vergessen oder verschmäht: „'s giebt nur a Kaiserstadt" und „der ächte Weaner geht nicht unter", „Hamur" und „Gaudee"; „Strizzi" und „Falott"; „kreuzfidel", „harb" und „backschirlich"; „das ist dem Weaner sein Genre", der „das Herz immer am rechten Fleck hat". Aber so gut dem Dichter, wie seinen Landsleuten seit jeher die drastische Darstellung zu Gesicht steht, die sich in bequemer Breite gehen läßt und oft auf den burlesken Ton der altväterischen Bänkelsängerballade heruntersinkt, so wenig versteht er sich mit dem Gegenstande zu erheben. Wie nüchtern ist die Aufzählung der Schlachten, in denen die Deutschmeister gefochten haben und von denen die wenigsten mehr im Gedächtniß des Volkes sind, dem es die feschen Wiener viel mehr durch ihren „Hamur" und ihre Leutseligkeit als durch die gewonnenen Schlachten angethan haben! Wie trocken ist die Aufzählung der Strauß'schen Operetten, ohne feinere Charakteristik, blos mit leeren Inhaltsangaben oder mit einer trivialen Umschreibung des Titels! Wo ihn sein Talent, den Stoff in die „Weanersprach'" zu übersetzen, im Stich läßt, da vermag er ihn auch nicht zu poetisiren. Namentlich die ernsten Töne sind, wo sie über die Wiener Gemüthlichkeit hinaus gehen, in der Regel banal, mitunter macht sich sogar eine recht unwahre Sentimentalität geltend. Wo trifft man denn heute noch in Wien einen Stelzfuß an, der unter dem Radetzky-Monument orgelt?

Wer hofft denn noch unter den „Pülchern", die vor der Burgmusik herlaufen, aber höchstens zur Fahne des Antisemitismus oder gar des Anarchismus geschworen haben, Kriegshelden zu finden, seitdem die allgemeine Wehrpflicht nicht blos „Strizzi und Falott", sondern auch den edelsten Theil der vaterländischen Jugend unter die Waffen ruft? Und je tiefer der Verfasser in seinen gelungensten Liedern in die „Weanersprach" hineingreift, um so mehr stechen dann an anderen Stellen die Umschreibungen Wienerischer Terminen in's Hochdeutsche davon ab; sie nehmen sich, wenn ich mich auch eines Wortes von ächter Wiener Prägung bedienen darf, daneben einfach „patschert" aus, und der Dichter hätte meines Erachtens besser gethan, den drastischen Ton und die dialektische Färbung durchgehend festzuhalten. Um so mehr, als er uns ja doch blos die untere Seite des Wiener Wesens zeigt und dem Sprüchlein von dem Phäakenvolk und dem Capua der Geister kein Gegengewicht zu bieten weiß. Schon in dem einleitenden Gedicht preist er Kant glücklich, daß er nicht in Wien geboren sei, wo er den kategorischen Imperativ gewiß nicht ausgeheckt hätte. Nicht das Wort: „Ich soll!" ist Wiener Art, sondern der leichte Sinn und die Lebenslust, die das Gute aus freier Neigung thut. Das hat freilich auch Schiller gesagt, aber an die Wiener hat er dabei just nicht gedacht.

In Saars „Wiener Elegien" tritt uns zunächst wieder die Person des Dichters entgegen, der aus ländlichen Fluren, wo die Muse ernsteste Sammlung heischte, nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrt. Die Sehnsucht hat ihn, Wiens getreusten Sohn, im Herbst seines Lebens zurückgeführt, wie er uns glauben macht, zu dem letzten Dichterglück, das er in den Gedichten so oft ersehnt: wo die Wiege stand, da soll auch sein Grab sein. Aber wie Saar selber durch die Wünsche seiner Freunde niemals dauernd an Wien zu fesseln war, so schildern auch die Elegien nur Ein Jahr in Wien. Das Wiener Jahr beginnt für unseren Dichter im Sommer, wo man, wenn man schon die Koffer zur Sommerreise gepackt hat, dem eben Angekommenen erstaunt in den heißen Straßen der Stadt begegnet, und es schließt mit dem folgenden Frühling.

Nach einer kurzen einleitenden Elegie (I) setzt der Dichter mit dem, was dem lange Abwesenden zuerst in's Auge fallen muß, mit dem Preis von Neu-Wien (II) ein. Aber das laute Lob, das er der Ringstraße mit ihren großen Neubauten zollt, stammt nicht aus dem Munde des Dichters, er hat es absichtlich staunenden Fremden, dem Hispanier und dem Nordländer, in den Mund gelegt. So schön das Alles ist — „dennoch" wendet er sich zu dem alten Wien (III) mit seinen Basteien und seinem fröhlichen Volk. In der inneren Stadt (IV), wo sich das Alte neben dem Neuen noch behauptet und „Vergangenheit träumt still in die Zukunft hinein", erwachen auch in dem Dichter persönliche (V) und historische Erinnerungen. Auf der Freiung mahnt ihn das Schottenkloster an die glückliche Schulzeit, mit deren Schilderung die des nahen Nikolai- und Weih-

nachtsmarktes zugleich zusammenstimmt (Heilige Schauer der Kindheit!) und contrastirt (Schule und Spiel). In dem geschichtlichen Rückblick (VI) zeigt der Dichter, was das herrliche Wiener Herz Großes barg: er läßt die Helden und die Künstler an seinem geistigen Auge vorüberziehen, deren Namen Wien groß gemacht haben und deren Verdienste er kurz und hübsch charakterisirt. Dem Grillparzer'schen Spruch über Alt-Wien setzt er hier den seinigen entgegen: „War es ein Capua auch, war es doch keines des Geists.“ Aus dem Centrum begiebt sich der Dichter, der auch in sommerlicher Hitze der verödeten Stadt treu geblieben ist und die Ressourcen an heißen Sommertagen überschlägt (VII), zunächst in die Vorstädte (VIII), die freilich auch schon mit dem Neuen prunken, aber sich doch noch einen Hauch früherer Tage bewahrt haben. Er kommt in das geliebte Döbling (IX), sein früheres Asyl, wo er einst so viel Schaffens- und Liebesqualen erduldet hat, wo so viele seiner Novellen erlebt und gedichtet sind. Und wie er selber inzwischen zwar die Tage der Noth überwunden und vieles Ersehnte erreicht hat, aber dem Herbst entgegen gegangen ist, so ist auch sein trautes Döbling kaum mehr zu erkennen, aus dem Land ist es zur Stadt geworden! Noch weiter hinaus trifft er in Grinzing und in Nußdorf (X) beim Heurigen die letzten Reste der alten Phäaken an. Der Wechsel der Jahreszeit führt ihn zu Allerheiligen auf den Friedhof (XI), wo er wie in den Gedichten die Gräber der einsam Verschollenen aufsucht, die eigentlich niemals gelebt haben, deren Namen sogar vergessen sind. Der Winter (XII) bringt Theater und Concerte und die lustige Eisbahn, wo Saar freilich einmal stark aus dem modernen Kostüm fällt, wenn er den Jüngling bei elektrischer Beleuchtung dem Mädchen knieend den Schlittschuh an den Fuß „schnallen“ läßt. Eine besondere Elegie verdient in der Walzerstadt die Faschingszeit (XIII), wo jetzt Humanität getanzt wird, und wo sich die ganze Welt um die Walzer von Strauß dreht, die auch das alternde Herz des Dichters noch einmal in Taumel versetzen; auch hier weiß Saar die verschiedenen Lebens- und Gesellschaftskreise, die das frohe Ballfest vereinigt, knapp zu schildern. In den beiden letzten Elegien sucht sich der Dichter über das Getriebe der Gegenwart zu erheben. Er wirft zunächst einen Blick in die Zukunft, indem er von seiner stillen Wohnung aus dem Treiben der Jugend des akademischen Gymnasiums zusieht (XIV), wie er auch in den Novellen gern den Beobachter der Jugend spielt. Und er wendet sich zuletzt in der Osterwoche, den Besuch der heiligen Gräber vermeidend, zum Kahlenberg (XV): von einem erhöhten Standpunkt, von der Bank aus, wo er einst als Knabe gesessen, überblickt er, wie Grillparzer in seinen „Jugenderinnerungen im Grünen“ oder wie der „Wiener Spaziergänger“ vom Kobenzl aus auf das alte Wien herunterschaut, zum Abschied das Ganze, das er früher blos einzeln gesehen. Bei dem Gedanken an dieses Ganze zuckt, wie in den letzten Novellen, mancher schmerzvolle Gedanke in ihm auf. Jung-Oesterreich gehört nicht mehr zu Deutschland, die Glieder

(die Nationen) wüthen gegen einander und gegen das Haupt — aber Wien, ihr Haupt, ist noch, und es wird ewig bestehen! Und wie Schiller seine Elegie mit dem Gedanken an die ewige Sonne Homers schließt, so auch unser Dichter:

„Sieh', es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frühroth —
Und bei fernem Geläut segnet Dich heiß Dein Poet."

So hat ihn auch bei seinem Eintritt in Wien dieselbe Luft vom Kahlenberg begrüßt, die ihn als Kind umfächelte: so hat er auf dem Weihnachtsmarkt immer noch das Leben jung, verlangende Kinder und liebende Mütter gefunden! Auch hier ist die Natur das Reinmenschliche, das einzig Gleichbleibende im Wechsel der Dinge.

Saars Wiener Elegien sind nicht Elegien im Sinne der Römischen Elegien Goethes: weil im elegischen Versmaß gedichtet. Sie sind auch der Grundstimmung nach Elegien und sollten eigentlich „Altwiener Elegien" heißen. Wie in den Novellen, so geht der Dichter auch hier den Spuren des Vergangenen und alten Erinnerungen nach, wie dort, so sucht er auch hier das alte Wien. Denn Wien ist nicht mehr, was es war! Altes, Gewohntes ist versunken — der Dichter selbst erscheint dem neuen Geschlecht wie ein Fremdling. Das lustige Wien, aus dem der Graf Wickenburg mit vollen Händen schöpft, findet unser so ganz anders gearteter Dichter nirgends mehr auf seinem Wege.

In der inneren Stadt sieht er ein ernstes Volk ohne Behagen der Arbeit und dem Gewinn nachgehen, und je weiter er in die Vorstadt hinaus kommt, um so mehr Spuren des Kampfes um's Dasein, der, wie wir aus den Gedichten wissen, für Saar kein erfreulicher Anblick ist. Ueberall das Elend der Großstadt; die Menschen dem Hunger preisgegeben und dem Alkohol, der von den „Pantschern" (einer Hauptplage der Vorstädte) auch im Wein verkauft wird. Erst weit draußen beim Heurigen findet er die letzten Phäaken, denen die Noth noch nicht den „Hamur" verdorben hat. Aber auch hier muß sich das Schiller'sche Xenion in der Noth der Zeit eine Variation gefallen lassen:

„Wahrlich, Ihr geht nicht unter, Ihr Wiener! dreht sich auch nicht mehr
An dem Spieße das Huhn — brätelt doch immer die Wurst."

Mehr noch bekümmert den Dichter der Anblick und das Schicksal der modernen Frauen. Denn auch hier beobachtet er alles Weibliche mit scharfem Auge, und die Wiener Mädchen weiß er überall gustiös zu schildern: ob sie nun, von dem männlichen Auge mit begehrendem Blick verfolgt, durch die engen Gassen der inneren Stadt eilen, oder auf der Eisbahn Gelegenheit haben, ihren geschmeidigen Wuchs am geschmeidigsten zu zeigen, oder auf dem Ball Schultern und Busen wie Schnee leuchten und den blühenden Leib im Tacte der Straußischen Walzer schweben lassen. Aber mit mißgünstigen Augen sieht er daneben die Frau dem Gewinn und der

Arbeit nachgehen, und in der Vorstadt arbeitet die älteste Tochter des kleinen Beamten nicht mehr blos mit der Nadel, sondern auch schon mit der Feder. Die Abneigung gegen die schriftstellerischen Frauen kennen wir aus den Novellen und aus den Gedichten. Verhaßt gar sind ihm die emancipirten Frauen und die Vertreterinnen der freien Liebe:

„Und Du, niedliche Kleine, mit großen beweglichen Augen,
 Ahnst Du Novellen bereits, üpp'ger als die des Boccaz?
Freieste Liebe versprichst Du, indessen breitspurig die Freundin
 An der Seite Dir stapft, reizlos verschnittenen Haars.
Diese, ich seh's, wälzt unter der wuchtigen Stirn schon die Frage,
 Wie man das Männergeschlecht gänzlich vom Erdball verdrängt."

Ebenso wenig Freude bereitet dem verstimmten Dichter der Blick auf die nachwachsende Jugend; recht charakteristisch contrastirt er die alte Schule, durch das ehrwürdige Schottengymnasium repräsentirt, mit der modernen Jugend des akademischen Gymnasiums. Da ist es freilich noch ein Rest des vormärzlichen Oesterreicherthums, wenn der Dichter aus der Zeit, wo Lesen und Schreiben genügte, fast elegisch auf die Gegenwart blickt:

„Heut ist jegliches Kind bereits ein Gelehrter! Wie oft schon
 Hat mich ergrauenden Mann Weisheit des Schülers beschämt."

Die Schilderung trifft auch nicht zu: denn wir sind ja — leider! — schon bei der Ueberbürdung und der Abrüstung angekommen, und unsere Gymnasiasten werden bald mehr heitere olympische Spiele als ernste Studien betreiben. Ich möchte keinem Schüler des akademischen Gymnasiums das zu lernen zumuthen, was wir vor dreißig Jahren in der alten Schule des Schottengymnasiums, nicht zu unserem Schaden, sondern zu unserem Nutzen, gelernt haben. Ebenso wenig trifft auch die Schilderung des modernen Dichterjünglings zu, wenn Saar in einem schmächtigen Knaben, der erhobenen Hauptes hinwandelt im Schwarme, einen Collegen begrüßt, der an einem veristischen Drama dichtet, das in der Klinik beginnt und am Secirtisch verläuft. Das ist so wenig beobachtet, wie wenn er in den Novellen einen Modernen kritisiren läßt, weil er selber Nichts dichten kann, ohne zu bedenken, daß das gerade eine Unsitte der alten Zeit war, die in der neuen eher abgeschafft als aufgebracht wurde. Nein, so sehen die modernen Dichterlinge nicht aus; sie sind noch viel unangenehmer, als Saar sie schildert. Die Schillermaske ist in Verruf gekommen, der moderne Poetaster darf sich von jedem anderen Gigerl äußerlich gar nicht unterscheiden. Zutreffender ist es schon, wenn Saar in den heutigen Schulbuben künftige Wahrer des Friedens, Begründer der ewigen Gleichheit, Weltbefreier vom Mikrobengezücht, Maler der vierten Dimension und Entdecker der fünften sieht und den Vertretern dieser Zukunftstendenzen seinen wohlgemeinten Glückwunsch mit auf den Weg giebt, freilich nur mit dem ironischen Zusatz:

„Wachsen die Bäume doch nicht gleich in den Himmel hinein!"

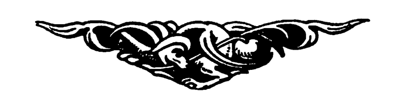
Von den Wickenburgischen Liedern unterscheiden sich die Saar'schen Elegien nicht nur durch den ernsten Ton und durch den Verzicht auf jeden populären Effect, der schon durch das klassische Versmaß ausgeschlossen ist. Dadurch, daß immer der betrachtende Dichter das Wort führt, wird auch der Ton ein gleichmäßiger; und weil Alles in das gleiche Gewand des faltenreichen klassischen Stiles gehüllt wird, verlieren die Gegenstände zwar an drastischer Wirkung, aber die Widersprüche treten nicht so grell hervor, wie in den ernsten Liedern von Wickenburg. Im Ganzen hat es Saar sehr gut verstanden, Wienerisches in klassische Wendungen umzusetzen. Die Ringstraße nennt er „ragende Bauten, die sich schließen zum Ring"; dem Sieveringer Brünnel ertheilt er durch das Epitheton „delphisch" die klassische Weihe; ganz an Schiller erinnert die Schilderung des Tanzes:

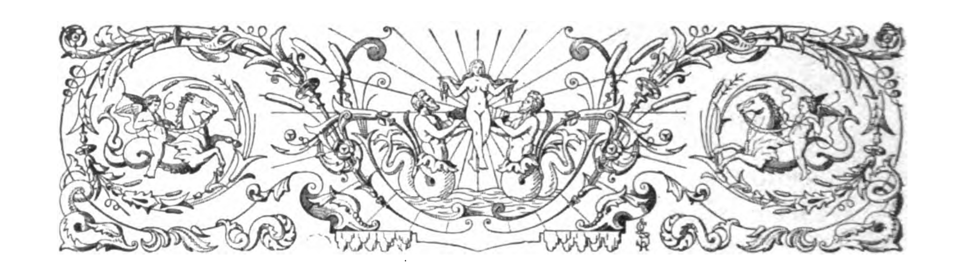
„Sieh nur die zierlichen Reigen! es trennen und flieh'n sich die Paare,
Aber in reizendem Bug kehren sie wieder zurück".

Freilich begegnen daneben auch mitunter linkische Wendungen wie die „Bücher der Schule" (für „Schulbücher") oder die „schlechtere Note" (im Zeugniß). Dialektische Wendungen und die bei Wickenburg so beliebten Schlager hat Saar wie sonst ganz gemieden; nur der „Hamur" fällt aus dem Stile. Sehr glücklich sind in der Regel die Abschlüsse der einzelnen Elegien; zwei davon schließen mit den Variationen und Modificationen der Aussprüche Grillparzers und Schillers besonders wirksam ab.

* * *

Saar steht heute noch im kräftigsten Mannesalter. Man möchte wünschen, daß er die Kraft fände, sich der Einsamkeit zu entreißen. Sie hat ihm gegeben, was sie geben konnte. Aber sie hat für den Dichter und den Menschen auch ihre Gefahren, und ihre Ressourcen sind nicht unerschöpflich. Unser Freund ist lang genug in Blansco und Umgebung auf die Bilderjagd gegangen, und er hat mehr heimgebracht, als ein Anderer dort gesucht und gefunden hätte. Er versuche es nun einmal, dem modernen Leben der Großstadt in das Auge zu blicken; es wird ihm freundlicher als bisher zurücklachen. Denn Welt und Dichter werden zwar ewig miteinander schmollen, aber sie dürfen nicht von einander lassen. Frau Welt, die verblühte Frau, wäre für den vollebigen Dichter das letzte und schönste Dichterglück.





Eine Reise nach Athen.

Tagebuchblätter

von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

I.

An einem schönen frischen Frühlingsabend, so etwa um 10 Uhr, traf ich in Triest ein. Unterwegs hatte ich mich wieder der landschaftlichen Herrlichkeiten auf der Strecke der österreichischen Südbahn, die mir jetzt im schüchternen Erwachen der Natur doppelt lieblich erschien, erfreut und die alten, wohlbekannten und meiner Erinnerung vertraut gebliebenen Flecken und Städtchen auf der Semmeringfahrt und in der fröhlichen Steiermark begrüßt. Lachende Bilder aus einer lustigeren Vergangenheit waren mir mit einer besonderen Kraft der Vergegenwärtigung vor die Seele getreten. In Laibach bezeugten die Trümmerhaufen längs der Bahn, die verfallenen und verlassenen Baulichkeiten, die überall wahrnehmbaren Risse, Spalten und Berstungen in den Mauern die Verwüstungen, die das letzte Erdbeben angerichtet hatte. Und da ich zu ungewöhnlich früher Stunde hatte aufstehen müssen, — der Zug verläßt Wien schon kurz nach sieben Uhr, und ich hatte während der Nacht fast gar nicht geschlafen, — war ich, des Schauens müde und des Lesens unlustig, beim Hereinbrechen der Dunkelheit eingenickt. Erst kurz vor Triest wurde ich von tumultuarisch eindringenden Fahrgästen — ich war während der ganzen Fahrt allein gewesen — geweckt.

So war ich denn wieder vollkommen frisch und munter, nachdem ich in dem kleinen, engen Stübchen des Hôtel de la Ville, das wie auf Maß nach meinem Gepäck und mir gefertigt war, Toilette gemacht hatte. Und da ich Lust hatte, mich einmal umzudrehen, war ich zum Ausgehen ge-

zwungen. Ich hatte diese Eventualität vorhergesehen, und ein liebenswürdiger Bekannter wartete unten im Hôtel bereits auf mich.

Das nächtliche Triest ist nicht sehr aufregend. Es war kaum elf Uhr, als wir aufbrachen. Und die Straßen waren schon fast menschenleer. Vom lauten Treiben, das gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein in den großen Hafenstädten namentlich in der Nachbarschaft der Matrosenkneipen herrscht, war nichts zu verspüren. In der Mitte der Stadt waren freilich noch einige Cafés hell beleuchtet, — auf jeden Gast mochten wohl an die dreißig elektrische Lichter kommen, — aber die Kellner lehnten schläfrig und verdrossen an den Säulen, die spärlichen Gäste gähnten und schickten sich an, das Local zu verlassen, und da Alles schlief, machte ich's wie das Kindchen im Wiegenliede: ich that auch die Aeuglein zu.

Es blieben mir noch am anderen Morgen ein paar freie Stunden, um Triest, das ich seit 35 Jahren nicht gesehen hatte, flüchtig zu durchstreifen. Bis auf einige sehr schöne Monumentalbauten ist die Architektur ziemlich einförmig und langweilig; aber das Ganze, mit seinen jetzt sehr belebten großen Verkehrsstraßen, den engen verwickelten Gassen, die lebhaft an Venedig erinnern, den schönen, weiten Plätzen und dem herrlichen Ausblick auf den mit mächtigen Dampfern und Seglern dicht besetzten Hafen, auf die malerischen Hügel der Küste und das blaue Meer ist doch sehr reizvoll.

Der „Ettore" vom österreichischen Lloyd sollte fahrplanmäßig um 11 Uhr die Rhede von Triest verlassen. Die Abfahrt verzögerte sich jedoch wegen verspäteter Ladung um volle drei Stunden.

Der „Ettore" gehört nicht gerade zu den Dampfern, die zum Vocativ der Bewunderung reizen: „o du Dampfer!" Es ist eines der sehr alten Lloydschiffe, „schier dreißig Jahre ist es alt, hat manchen Sturm erlebt." In seiner inneren Einrichtung ist manches höchst unpraktisch, — so gehen z. B. die Thüren aller Cabinen der ersten Cajüte auf den großen Speisesaal. Alles, was aus der Cabine ausgefegt wird, fliegt in den Salon, durch den Salon muß das Waschwasser zu- und abgetragen werden; das sind Unzukömmlichkeiten, die bei stark besetztem Schiffe sehr unliebsam empfunden werden. Aber der „Ettore" ist gleichwohl doch viel besser als sein Ruf. Er hat sich vortrefflich conservirt. Die Frage des Alters und des Tonnengehalts kümmert mich nicht. Das Schiff hat einen ruhigen Gang. Das Schüttern und Stoßen der Maschine ist kaum fühlbar. Wir wurden durch das unaufhörliche Zittern und Beben, das den Passagier auf den mächtigen Oceankolossen mit ihren gewaltigen Maschinen ganz kribbelig macht, nicht belästigt und unsere Nasen durch den specifischen Steamergeruch nicht beleidigt: durch dieses unausstehliche Gemisch von Theer, Werg, Fisch, heißer Butter und Maschinenöl. Alles strahlt in blendender Sauberkeit. Wie alle Passagierdampfer ist auch der „Ettore" elektrisch beleuchtet.

Es hätte der warmen Empfehlung, mit der mich der Director des Lloyd zu versehen die Güte gehabt hatte, kaum bedurft, um mir an Bord die bequemste Unterkunft zu verschaffen. Denn bis Brindisi waren wir in der ersten Klasse, die auf vierzig bis fünfzig Passagiere eingerichtet ist, Alles in Allem nur vier Reisende, und in der zweiten Klasse, die wohl einer noch größeren Anzahl von Reisenden Unterschlupf zu bieten bestimmt ist, waren sogar nur zwei Damen. Die eine, eine sehr gebildete und liebenswürdige Wienerin, hatte auf Anregung eines Freundes in Athen die etwas sonderbare Mission übernommen, alle Pamphlete und satirische Schriften, die sich mit der Person unseres Kaisers befassen, zu sammeln. Sie sollten in's Griechische übersetzt und verbreitet werden, jedenfalls zur Belebung der hellenischen Stimmung gegen die Großmächte im Allgemeinen und gegen Deutschland insbesondere. Die Dame plauderte darüber mit vollem Freimuth, sie hatte offenbar in der Sache nur ein Amt und keine Meinung. Ich fürchte daher auch nicht, durch diese Mittheilung eine Indiscretion zu begehen.

* * *

Unsere Gesellschaft auf dem verhältnißmäßig großen Schiffe war so klein, daß man glauben konnte, man sei als Gast an Bord einer herrlichen Privatyacht geladen. Schon bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit bildete sich zwischen uns das gemüthlichste Verhältniß heraus. Auch die Passagiere soll man wägen und nicht zählen, und der eine unter ihnen wog ungezählte Dutzende von Dutzendmenschen auf.

Es war mir sogleich aufgefallen, als er in Triest an Bord gestiegen war. Die typische Reitergestalt, kräftig, mittelgroß, sehnig, elastisch, mit gewölbter Brust, schmalen Hüften, schlanken und strammen Beinen, das eine durch einen schlecht geheilten Schenkelbruch etwas gekrümmt. Auf den ersten Blick sah man ihm an: der fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel. Mit seinem scharf geschnittenen Profil, den leidenschaftlich glühenden dunkeln Augen, der kühn geschwungenen Nase, dem harten, eckigen Kinn, das auf unüberwindliche Energie schließen läßt; mit seinem prachtvollen Gebiß, wie man es heutzutage eigentlich nur noch bei Indianern, Negern und sonstigen Naturkindern findet, dem glänzenden Schwarz der Haare, das, an der Seite gradlinig abgeschoren, militärisch nach vorn gekämmt und in der Mitte gescheitelt, in wilden Strähnen über die nicht hohe, aber kräftig modellirte Stirn fällt; mit dem mächtigen Schnauzbart, der in lang gedrehten und gewichsten Spitzen trotzig aufstarrt, sah dieser Mann von tiefbrauner, wetterfester Gesichtsfarbe wie der richtige berittene Haudegen, wie ein directer Abkömmling des wilden Illo aus. Und das Aeußere täuschte nicht.

Es war der ungarische Rittmeister a. D. Feodor von Zubovits, der Erfinder des Distanzritts, der unübertroffene Meister trotz aller späteren,

viel großartigeren Records, die außer schauderhafter Pferdeschinderei ja doch nur ein höchst fragwürdiges Resultat ergeben haben.

Ein merkwürdiger Herr, dieser brave Ungar, mit dem wir Alle uns schnell befreundeten und dessen originelle Unterhaltung in einem unsagbar babylonischen Sprachengemenge — deutsch=ungarisch, mit französischen, italienischen, englischen, türkischen, serbischen, arabischen Brocken versetzt — uns bis tief in die Nacht gefesselt hielt. Das leibhaftige Urbild des klassischen Raufbolds, den Lessing in seinem Wachtmeister Paul Werner vorgeahnt hat: der unermüdliche Krieger, der sich für jeden großen Helden im Abend= und Morgenlande begeistert, überall umherspäht, ob irgendwo in der Welt Krieg ist, und nach Persien wandert, um unter Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heraklius ein paar Feldzüge wider den Türken mitzumachen. „Soldat war ich, Soldat muß ich wieder sein!" ist auch die Losung unseres braven Rittmeisters, der seit 1866 überall, wo man sich die Köpfe blutig geschlagen hat, dabei sein mußte.

Unter allen Fahnen hat er gekämpft. Er war in Batum und Massauah, in Burgund mit den Freischärlern unter Menotti Garibaldi und hat in zerklüfteten Bergen die Rotten wildherrlicher Albanesen gegen die Türken geführt. Da hat er sich besonders hervorgethan, und mit einem gewissen wohlberechtigten Stolze zeigte er uns in amtlich beglaubigter Uebersetzung ein Schreiben des Hauptes der Aufständischen, des Prenk (etwa Prinz) Bib-Doda, das in seiner poetischen Einfalt und biblischen Schlichtheit fast rührend wirkt.

„Du hast Dich tapfer geschlagen und mit Klugheit und Umsicht Deine Männer geführt, mein lieber Zubovits! Ich kann Dir Nichts dafür bieten als meine Freundschaft. Wann immer Du in unsere Berge zurückkehrst, so zeige dieses Schreiben. Und ein jeder meiner Landsleute soll Dich beherbergen wie einen guten Freund und bewirthen mit dem Besten, was er hat. Und man soll Dich nach meinem Konak geleiten, allwo Du immerdar herzlich willkommen sein und aufgenommen werden wirst wie der Bruder Deines Freundes Prenk Bib=Doda." Es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß der albanesische Häuptling die Goethe'schen Dramen gelesen haben wird. Aber glaubt man nicht einen Bruder der Iphigenie zu hören, der sich von Thoas verabschiedet?

Mich interessirte besonders die Geschichte des ersten Distanzrittes von Wien nach Paris, die ich seiner Zeit zwar aufmerksam verfolgt, aber seitdem wieder völlig vergessen hatte. Rittmeister von Zubovits gab mir bereitwillig jede erbetene Auskunft darüber; und da wahrscheinlich den meisten Lesern die Einzelheiten des berühmten Rittes längst wieder entfallen sind, mag es mir vergönnt sein, hier Einiges davon zu erzählen.

Es war in den ersten Tagen des October 1874. Zubovits, der jetzt 48 Jahre alt ist, war damals ein 25jähriger Lieutenant bei den Husaren und stand bei seinen Kameraden als schneidigster Reiter und vorzüglicher

Pferdekenner in hohem Ansehen. Schon damals hatte ihn sein Hang nach Abenteuern in die Ferne getrieben. Er war in Afrika gewesen und gab im Offizierkasino Abends beim Glas Wein allerlei von seinen merkwürdigen Erlebnissen zum Besten. So erzählte er auch einmal im Kreise seiner Kameraden ein Reiterstückchen, das er vollführt hatte: er hatte in zehn Tagen mit einem und demselben Pferde einen Ritt von 1000 Kilometer gemacht und das Pferd, das durchaus nicht edler Rasse war, in bestem Zustande an Ort und Stelle gebracht. Die jungen Offiziere stießen sich zuerst ungläubig an und lachten schließlich laut auf. Zubovits nahm es sehr krumm, daß man ihn für einen kleinen Münchhausen hielt.

„Hier wird nicht gelacht, ich bitte! Hier wird gewettet, meine Herren!" rief er mit funkelnden Augen. „Ich mache die Sache noch einmal, wenn's der Mühe verlohnt. Ich setze Alles ein, was ich habe: 25000 Gulden. Wenn sich Liebhaber finden, um die Wette zu halten, reite ich in vierzehn Tagen los. Von hier bis Paris ist's etwa 13 bis 1400 Kilometer. Die Strecke will ich in vierzehn Tagen mit demselben Pferde zurücklegen."

Damit war die Sache nun ernsthaft eingeleitet. Die großen Sportclubs in Wien, Berlin, Paris und London betheiligten sich mit Wetten in kolossalem Gesammtbetrage daran, und Zubovits traf seine ersten Vorbereitungen. Er kannte die Leistungsfähigkeit seiner Stute Dalila und war guten Muthes.

Da, acht Tage vor dem zum Abreiten festgesetzten Termin, stürzt eines Morgens in aller Frühe der Stallbube in sein Zimmer und weckt ihn mit Schreckensrufen aus tiefem Schlafe.

„Jesus Maria! Die Dalila, gnä' Herr!"

„Was ist denn los?"

„Kommen nur der Herr Lieutenant gleich in den Stall! Die arme Dalila, die Carnaille!"

Zubovits wirft sich in seine Kleider und stürzt in den Stall . . .

Da steht sie, die Dalila, auf die hunderttausende gewettet waren! Da steht sie erbärmlich da, mit Drüsen faustdick und niest und pruscht! Ein Anblick des Jammers! Influenza im höchsten Grade! Just noch einen Schuß Pulver werth . . .

Halb verzweifelt eilt Zubovits spornstreichs zum Regimentscommandeur, der selbst die Sache in die Hand genommen und die internationalen Verhandlungen geleitet hatte. Der Oberst setzt, nachdem ihm Zubovits die Geschichte vorgetragen, ein verteufelt ernstes Gesicht auf, streichelt seinen Bart und sagt endlich langsam und bedächtig: „Ja, mein lieber Lieutenant, da kann ich Ihnen nur einen Rath geben: gehen Sie nach Afrika zurück, und verschwinden Sie irgendwo in der Wüstenei! Hier sind Sie ein verlorener Mann! Ich kenne Sie und habe zu Ihrer Ehrenhaftigkeit das unbedingteste

Vertrauen. Aber die Dutzende von Anderen, die sich in Berlin und London und Paris mit großen Beträgen an der Wette betheiligt und die bei der Gelegenheit Ihren Namen zum ersten Mal gehört haben, — was werden die dazu sagen? Wettende verstehen keinen Spaß, wie Sie wissen. Schnöde Betrügereien gehören ja gerade beim Rennsport leider nicht zu den Seltenheiten. Dem Verdachte, daß Sie Ihr Pferd krank gemacht haben, werden Sie nicht entgehen. Und was das für Folgen für Sie haben wird, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Deshalb wiederhole ich Ihnen: verschwinden Sie, tauchen Sie unter, gehen Sie nach Afrika zurück!"

Mit diesem wohlgemeinten Rathe war aber unserem jungen Lieutenant durchaus nicht gedient. Schon wollte er sich mit dem Gedanken befreunden, der Sache den denkbar radicalsten Abschluß zu geben, als ihm plötzlich einfiel, daß er durch einen Zufall die besondere Tüchtigkeit eines Pferdes, das einem seiner Bekannten gehörte, kennen gelernt hatte. Zubovits hatte nämlich im Sommer in Liesing gewohnt. Er hatte da gemerkt, daß allnächtlich zwischen 12 und 1 vor seinem Nachbarhause ein Reiter angesprengt kam, der nach kürzerer oder längerer Rast im Hause wieder davonritt, in der Richtung auf Wien, woher er gekommen war. Mit dem geübten Blicke des Kenners hatte Zubovits nun das Pferd als das Stangenpferd, das zum Viererzug eines seiner Bekannten in Wien gehörte, erkannt. Jetzt interessirte ihn die Sache, und er stellte bald fest, daß das prächtige Thier, das am Tage viel angestrengt wurde und seinen Dienst musterhaft verrichtete, in jeder Nacht vom Stallburschen, der seinen Schatz in Liesing besuchte, heimlich geritten wurde. Dabei war die Stute in so tadellos frischem Zustande geblieben, daß ihr kein Mensch die Strapazen der Extratouren durch Nacht und Wind anmerken konnte.

An dieses Thier dachte nun unser Reitersmann in seiner großen Bedrängniß. Er begab sich sofort zum Besitzer, wurde mit ihm schnell handelseins und erstand für 500 Gulden die Stute Caradoc.

Er hatte das Pferd sorgfältigst geprüft, es entsprach allen seinen Erwartungen. Das Training war sehr einfach. Er ritt es in den folgenden Tagen regelmäßig und sehr lange, aber ohne es besonders anzustrengen, in mäßigstem Tempo, und brachte es täglich in drei, vier verschiedene Ställe, um es den Gewohnheiten der heimatlichen Umgebung zu entfremden. Die Caradoc fühlte sich bei diesem beständigen Wechsel zuerst auch gar nicht behaglich. Sie verlor ihren gesegneten Appetit. Aber nach ein paar Tagen fraß sie wieder, daß es eine Freude war, und hatte sich im Handumdrehen aus der ruhigen Seßhaftigkeit ihrer bisherigen Existenz an die immer wechselnden Neuheiten des zigeunerhaften Nomadenthums gewöhnt. Zubovits war ganz beruhigt, als er an einem hellen Octobertage auf seiner Caradoc gemächlich gen Westen trabte.

Er blieb täglich 18 Stunden im Stattel. Er versorgte das Pferd allein. Er ließ keinen Menschen heran. Er allein fütterte, tränkte und

striegelte es. Er machte zwei Stunden am Tage Rast und vier Stunden in der Nacht. Er schlief täglich etwa vier bis fünf Stunden. Er wandte nicht das geringste künstliche Mittel an, um das Pferd anzuregen und aufzufrischen. Er selbst genoß während des langen Rittes nur wenig, und das Wenige auf die einfachste Art zubereitet: ein paar Spiegeleier, ein kleines Stück gebratenes Fleisch, — das war Alles! Kein Tropfen alkoholhaltiger oder spirituoser Getränke netzte seine Lippen, kein Tropfen Bier, Cognac oder Wein; auch Kaffee gönnte er sich nur in seltenen Fällen, er trank eigentlich immer nur klares Wasser.

So ritt er denn beharrlich seinem Ziele entgegen. Die Caradoc war und blieb in denkbar bester Verfassung, und er selbst hielt sich, wenn sich während der letzten Tage der Mangel an Schlaf auch in einer allmählich etwas empfindlichen und peinigenden Weise bemerklich machte, ganz rüstig und wacker. Erst in der allerletzten Nacht, wenige Kilometer vor Paris, wurde er vom Fieber durchrüttelt, und eine tödtliche Mattigkeit überfiel ihn. In diesem Zustande traf ihn ein französischer Cavallerie-Offizier, der ihm entgegengeritten war. Zubovits, der aus Angst, daß mit der Caradoc irgend etwas vorgenommen werden könne, bisher keinen Augenblick von seiner Stute gewichen war, vertraute sie jetzt dem französischen Kameraden an und machte eine etwas längere Rast als gewöhnlich. Aber er fühlte sich wenig gestärkt. In Folge der übergroßen Anstrengung war er von quälenden Hallucinationen verfolgt worden. Er rappelte sich indessen gewaltsam auf und stieg zum letzten Mal in den Sattel.

Auf dem kurzen Wege bis Paris kamen ihm nun zahlreiche Cavalcaden zu seiner feierlichen Einholung entgegen und begrüßten ihn mit fröhlichen Zurufen. Er ließ die Caradoc im Schritt gehen; als er aber sein Ziel vor Augen sah, setzte er sie in Trab, und mit gewaltigen Sätzen unter dröhnenden Hurrahrufen der Tausende, die sich versammelt hatten, um den Ankömmling aus Wien zu bewillkommnen, passirte die prächtige Stute mit ihrem schneidigen Reiter die barrière du trône. Zubovits hatte zwölf Tage und achtzehn Stunden gebraucht, um den Weg von Wien nach Paris zurückzulegen.

So müde er war, er konnte sich doch den Ovationen der begeisterten Sportsmen nicht entziehen. Man schleppte ihn in den Club, und da nahm er die erste gehörige Mahlzeit: er schlürfte zwölf Dutzend Austern, die er mit dem entsprechenden Quantum Sect befeuchtete. Bis ein Uhr Nachts blieb er mit seinen neugewonnenen Freunden zusammen. Dann legte er sich auf's Ohr. Es war ein Mittwoch früh. Für den folgenden Tag war ihm zu Ehren ein Bankett veranstaltet worden. Er konnte daran leider nicht theilnehmen, da er, nach siebenunddreißigstündigem Schlummer, während dessen man ihm etliche Male Champagner mit Ei eingeflößt hatte, erst am Donnerstag Nachmittag 5 Uhr erwachte. Im Traum war er unausgesetzt weiter geritten.

Und die gute Caradoc? Sie schlief genau so gut und gerade so fest wie ihr Herr. Der lange Weg hatte sie freilich ermüdet, aber ihrer stählernen Natur nicht das Geringste zu Leide gethan. Noch acht Fohlen hat sie als beglückte Mutter nach dem berühmten Distanzritte das Leben geschenkt. Nach dem sechsten Fohlen, deren jedes für 5000 Gulden verkauft wurde, ging sie in den Besitz des Grafen Andrassy über, eines Bruders des berühmten Staatsmannes, der 20000 Gulden dafür zahlte. Dem gebar sie noch zwei prächtige Fohlen. So hatte sie denn, die für 500 Gulden gekauft worden war — abgesehen vom Wettgewinn —, ihrem Herrn 50000 Gulden eingebracht: 30000 Gulden waren für ihren Nachwuchs, 20000 für sie selbst gezahlt worden. Und Alles das verdankte der glückliche Reiter den leichtsinnigen Streichen eines verliebten Stallburschen.

Im Jahre 1885 erlag sie der Ausübung ihrer Mutterpflicht, im elften Jahre nach dem famosen Distanzritt, betrauert von ihrem alten und neuen Herrn. Ihr Andenken aber lebt fort bei Allen, die je um den Turf sich gekümmert haben.

* * *

Also erzählte uns in seiner polyglotten Darstellungsweise der Honved-Rittmeister Feodor von Zubovits, als wir Abends beim Thee in der Kajüte des „Ettore“ gemüthlich rauchten. Da schlug die Glocke an, die Maschine stellte ihre Thätigkeit ein, wir sahen uns überrascht an. Was war das?

Wir stiegen an Deck, und vor uns strahlten in langen Reihen die elektrischen Lichter vom nahen Ufer her. Die rothen und grünen wiesen die Einfahrt in den Hafen. Wir waren vor Brindisi angelangt. Man hatte dem „Ettore“, den man wegen seiner schwächlichen Maschine gehänselt, wiederum Unrecht gethan. Das tüchtige Schiff hatte die drei Stunden der Verspätung bei der Abfahrt eingeholt und die Fahrt, für die fahrplanmäßig 37 Stunden angesetzt sind, in 34 zurückgelegt. Es war gerade 10 Uhr, als die Brücke an's Quai gelegt wurde.

Da wir einen zweistündigen Aufenthalt hatten, stiegen wir an's Land und durchstreiften die dem Hafen nächstliegenden Straßen, die sehr gut elektrisch beleuchtet waren. In der Nähe der Landungsbrücke trieben sich Zeitungsjungen und fliegende Buchhändler, die keine Classiker verkauften, herum; außerdem allerhand Gesindel, namentlich halbwüchsige Burschen mit höchst confiscirten Spitzbubengesichtern, die sich unverschämt an uns herandrängten und mit verdächtigem Zwinkern uns alle möglichen verlockenden Anerbietungen machten. Weder durch Grobheit noch durch Nichtbeachtung ließen sich die lästigen Bengel entmuthigen. Das furchtbare Geschlecht der Nacht heftete sich an unsere Sohlen und folgte uns auf Schritt und Tritt, wohin wir unsere Schritte auch lenken mochten.

Wir traten in eine schmutzige Osteria und tranken in defecter Gesellschaft ein Glas Landwein. Ein paar unappetitliche Kerle vergnügten sich mit reizlosen Weibern und sangen Gassenhauer. Die Jungen, die vor der Thür geduldig gewartet hatten, blieben bis zur Brücke unsere steten Begleiter. Sie wurden nicht müde, uns in rührend winselndem Ton um ein paar Soldi anzubetteln. Kurz nach Mitternacht brüllte die Maschine ihr mißlautendes Getute hervor, und wir dampften ab.

An Bord waren inzwischen starke Veränderungen vor sich gegangen. Es waren etwa fünfzehn bis zwanzig Passagiere erster Klasse — so Männlein wie Weiblein — hinzugekommen, und mit der intimen Zwanglosigkeit, die bisher geherrscht hatte, war es nun aus. Auch die zweite Klasse und das Zwischendeck hatten in Brindisi starken Zuwachs erfahren. Es waren da u. A. acht bis zehn junge Italiener an Bord gestiegen, die sich in Athen als Freischärler anwerben lassen wollten, um wider den Halbmond zu kämpfen. Der Eine von ihnen war direct vom Velociped herabgesprungen, um in den heiligen Krieg zu ziehen. Es war ein hübscher, frischer junger Mann, in sauberem, ja sogar ein bischen kokettem Radfahrercostüm. Im Gegensatze zu den meisten seiner Genossen schien er den begünstigteren Ständen anzugehören und jetzt als Passagier des Zwischendecks seine erste Vorschule in den Strapazen und Entbehrungen des Kriegs, die seiner harrten, durchzumachen. Zufälliger Weise begegnete ich ihm etwa acht Tage später wieder in Athen. In der kurzen Zeit hatte er sein Aeußeres völlig vernachlässigt. Er sah ganz verwildert aus. Wir hatten an Bord des „Ettore" einige Worte mit einander gewechselt, und er erkannte mich auf den ersten Blick, gerade wie ich ihn sofort wieder erkannt hatte. Aber er wandte den Kopf ab, und ich hatte die bestimmte Empfindung, daß er sich wegen seines verlüderten Aussehens ein bischen schäme.

Auch einige höhere Offiziere der regulären griechischen Armee waren an Bord des „Ettore" gekommen, darunter ein Oberst, ein ernster, schweigsamer Mann, der im Auftrage seiner Regierung umfangreiche Pferdeankäufe gemacht hatte. Mit diesem und seinem Begleiter, einem noch sehr jugendlichen Major, verwickelte sich unser Honved-Rittmeister sofort in ein ungemein lebhaftes Gespräch über die Chancen des Kriegs, aus dem für den Unbetheiligten mit voller Evidenz hervorging, daß dieser Krieg, den die Griechen geradezu herbeisehnten, durch und durch volksthümlich war, und daß in diesem Augenblick jede Regierung, ja die Dynastie selbst friedliche Velleitäten mit ihrer Existenz hätte zahlen müssen.

Am anderen Morgen um 10 Uhr hielten wir vor dem öden Santi quaranta an einem kahlen Hügel der albanischen Küste. Der Ort, der in früheren Zeiten, wie die bedeutenden Ruinen einer mächtigen venetianischen Festung bekunden, strategisch große Wichtigkeit gehabt haben muß, gilt jetzt als nichtig. Die Griechen haben diese Meinung freilich nicht getheilt und seitdem das armselige Nest bombardirt. Es bestand nur noch aus vier

oder fünf Häusern. Die gewaltige Festungsmauer mit hohem Thurm war gut erhalten. Wie es jetzt aussieht, weiß ich nicht. Auf dem Gipfel des Berges stehen malerisch die Ruinen der alten Citadelle, die dereinst einen am Gelände gelegenen, im Jahre 1848 von den Türken „gründlich devastirten" und seitdem verlassenen und verfallenen Weiler beherrscht hat. Von diesem Neste aus, das seine einzige Bedeutung: der Hafen Albaniens zu sein, theuer hat bezahlen müssen, stießen vier bis fünf Boote an unser Schiff, die mit abenteuerlichen Gestalten überfüllt waren. Es waren wilde Männer mit einigen Weibern, die auch nicht sehr zahm aussahen — die ersten unverfälschten Typen des Orients: Muselmänner und Rajahs, Türken, Griechen, Albanesen, Montenegriner in einem bunten Durcheinander, die Trachten von Schmutz starrend, alt und zerlumpt, aber in Schnitt und Farbe von schöner malerischer Wirkung, Kerle in der Fustanella, die früher weiß gewesen war, mit umwundenen Beinen, andere im Ueberwurf aus grobem grauen Filz oder in kurzen Mänteln aus langzottigem Schaf- und Ziegenfell. Von der Menge hatten sich, soweit es die räumlichen Verhältnisse gestatteten, einige mohamedanische Weiber in ihren bauschigen Gewändern, mit halb verdecktem Gesicht, etwas abgesondert. Die eine Hälfte, die man sah, genügte dem Anspruchslosen und erweckte nicht das geradezu stürmische Verlangen, auch die andere zu sehen.

Unter diesem buntscheckigen Gewühl von allerhand wunderlichen Menschenkindern fielen die Montenegriner durch die edle Bildung ihrer charakteristischen Köpfe, ihre schlanke, elastische Gestalt und den Prunk ihrer goldverbrämten Tracht besonders auf. Freilich waren die Kleider alt, schäbig, verschossen und geflickt, aber in dem farbigen Plunder war doch eine unleugbare Eleganz. Die Türken bildeten die überwiegende Mehrheit, und das jetzt ganz gefüllte Zwischendeck glich einem Kornfelde mit üppig wuchernden Mohnköpfen. Ueberall sah man interessante Gruppen. Hier spielten Albanesen mit schmutzigen Karten, dort nahmen andere ihre frugale Mahlzeit ein: rohe Zwiebel und Knoblauch mit grobschrotigem, hartem, grauem Brot. Viele lagen auf den Dielen. Sie hatten ihre Bagage, Decken und Kisten unter die Köpfe geschoben und schliefen in unbequemster Lage fest wie die Säuglinge. Auf einer großen Tonne saß mit übergeschlagenen Beinen ein alter Türke — ein edler Charakterkopf, ruhig und vornehm, mit dem Ausdruck überlegenen Dünkels. Das unruhige Treiben um ihn her ließ ihn völlig gleichgültig. Er las den Koran und erhob keinen Blick von den uns so merkwürdig erscheinenden Schriftzeichen. Wenn er auch gerade so dürftig und unsauber gekleidet war wie alle Anderen, so war es doch nicht der erste Beste. Der um den Kopf geschlungene grüne Turban bekundete, daß er entweder seine Abkunft vom Propheten herleiten konnte oder mit der heiligen Karawane nach Mekka gepilgert war.

Wir verlieren nun die Küste nicht mehr aus den Augen. Die Landschaft wird immer lieblicher und reizvoller. Die Hügel, die sich in sanft

geschwungenen Wellenlinien vom lichten Himmel abheben, sind mit üppigen Bäumen bestanden und wie mit weichem grünem Plüsch überzogen. Wir dampfen am Leuchtthurm auf dem malerisch aus dem stillen Meere aufragenden Felsen Tignoso vorüber, und bald darauf, kaum anderthalb Stunden nach unserer Abfahrt von Santi quaranta, halten wir vor Corfu.

* * *

Es ist ein entzückender Anblick, die helle, fröhliche Stadt, bespült vom blauen Wasser und eingebettet im frischen Grün aller denkbaren Schattirungen: vom hellsten Graugrün der Oliven- und Mandelbäume bis zum fast schwarz wirkenden Grün der feierlich düsteren Cypressen. Und droben thront majestätisch die aus dem Felsen ausgehauene Citadelle, stolz und uneinnehmbar wie Ehrenbreitstein und Königstein, — wohl gerüstet, wie man versichert, — aber ohne Soldaten.

Vom Landungsplatze sind ein paar Dutzend kleine Boote abgestoßen, und sobald der „Ettore" die Brücke herabgelassen hat, stürzt wie eine Geierschar eine wilde Horde von schmierigen Kerlen und Bengeln auf's Deck, die sich zu allen möglichen Diensten erbieten: Ueberfahrt nach der Insel, Führung, Beherbergung, Verkauf von Photographien, von Olivenstöcken und schlechten Cigaretten. Man muß geradezu handgreiflich werden, um sich dieses unsagbar zudringlichen Geschmeißes zu erwehren.

Wer auf Corfu, wie wir, nur ein paar knapp bemessene Stunden verwenden kann, der nehme einen Wagen und fahre nach dem Aussichtspunkt, „Kanone" genannt, weil keine Kanone mehr dasteht. Man kommt da zunächst durch einen Theil der Stadt, der einen fröhlich verbummelten Eindruck macht, und rollt dann die schöne lange Esplanade entlang, deren Pflasterung und geschmackvolles Gitter an die frühere Herrschaft der ordentlichen Engländer gemahnen.

Aus unvergleichlich reizenden Gärten, die in üppigster Vegetation prangen, blicken freundliche und elegante Villen hervor. Ihre Namen, wie Villa Alkinoos, Villa Nausikaa, Villa Demodokos 2c., rufen die Erinnerung an die lieblichste Legende des hellenischen Alterthums wach. Wenn auch die Gelehrten noch darüber streiten, ob Corfu mit dem gepriesenen Eiland der Phäaken, Scheria, identisch ist oder nicht, so kann man sich doch auf alle Fälle kaum eine Landschaft denken, die sich mit dem Schauplatz der entzückenden Episode aus der Odyssee besser deckt als diese sonnige Insel mit den weitumschauenden Hügeln nahe am Wasser und den herrlichen Oelbäumen, wie sie in dieser Kraft und Fruchtbarkeit nicht ein zweites Mal auf Erden zu finden sind. Hier hausten sicherlich die Heißgeliebten der Götter „abgesondert im wogenrauschenden Meere", und hier entbrannte das kindliche Herz der lilienarmigen Jungfrau in zarter, ach! nicht belohnter Liebe für den herrlichen Dulder Odysseus, auf den Athene „von dem

Scheitel ringelnde Locken, wie der Purpurlilien Blüthe" herabgegossen hatte. Ja, es sind dieselben Gärten, wie sie vor drei Jahrtausenden die Seele des schwergeprüften Irrfahrers gelabt hatten:

„Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und röthlich gesprenkelter Aepfel.
Diese tragen beständig und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt,
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte:
Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.
An dem Ende des Gartens sind immer duftende Beete
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen."

Jedes Wort dieser liebevollen Homerischen Schilderung Scherias trifft auf Corfu zu!

Unser Weg, der etwas steigt, führt an heiteren Geländen vorüber, die mit Orangebäumen dicht bestanden sind. Aus den dunklen Zweigen glühen die goldenen Früchte hervor. Prächtige Oliven, Palmen, Cedern, Datteln und Cactus umsäumen die Straße. Auf den grünen Wiesen weiden große Heerden langzottiger Schafe und Widder mit starken geschwungenen Hörnern und stolzem Vließ. Hie und da sieht man auch fette vergnügte Ferkel sich auf dem Boden herumwälzen. Sie sehen hier beinahe reinlich aus.

Von der „Kanone" hat man einen weiten Ausblick auf die malerische Citadelle, auf das herrlich blaue Wasser mit dem kleinen feierlichen schwarzen Cypresseneiland, das dem genialen Böcklin, wenn nicht als Modell, so doch sicherlich als Anregung zu seiner „Todteninsel" gedient hat. Auf den bewaldeten Höhenzügen, die das landschaftliche Bild abschließen, sieht man vereinzelte menschliche Niederlassungen, die sich mitunter auch zu kleineren Weilern zusammenschließen; und in der Ferne leuchtet in grellem Weiß der großartige Sommerpalast hervor, den die Kaiserin von Oesterreich, eine begeisterte Freundin Corfus, sich erbaut hat: das Achilleion. Seitdem dieser Prachtbau vollendet ist, hat die Kaiserin, die in früheren Jahren alljährlich diesen lieblichen Fleck Erde aufsuchte, unerklärlicherweise die Phäakeninsel nicht wieder besucht. Im Park des Achilleion hat auch Heinrich Heine, der Lieblingsdichter der Kaiserin, die Ehrung gefunden, die ihm in der Heimat bis jetzt versagt geblieben ist: ein Marmorbild, umrahmt von Yuccapalmen, Aloesträuchen und Mandelbäumen.

So kurz mein Aufenthalt in Corfu auch sein mußte, so tief hat sich doch das anmuthige freundliche Bild in meine Seele eingeprägt. Es that mir leid, als der Zeiger der Uhr mich zur beschleunigten Rückkehr an Bord des „Ettore" zwang.

* * *

Die Dampfer kommen zu einer recht unbequemen Stunde, so gegen fünf Uhr Morgens, vor Patras, dem Haupthafen der griechischen Westküste an. Die meisten Reisenden verlassen hier das Schiff, um die Bahn über den Isthmus von Korinth nach Athen zu nehmen, — auch diejenigen, die über Athen hinaus, nach Constantinopel oder weiter fahren wollen, denn sie gewinnen da einen vollen Tag, den sie auf eine, wenn auch nur flüchtige Durchwanderung Athens doch jedenfalls viel zweckmäßiger verwenden können, und ersparen die Beschwerden des großen Umwegs zur See, um Morea herum, — eine Fahrt, die namentlich im Süden, beim Cap Matapan, wo das Meer immer ziemlich stürmisch ist, oft recht lästig sein soll. Außerdem ist es auch eine Geldersparniß.

Der Zug von Athen verläßt Patras vor acht Uhr Morgens. Durch die freundliche Vermittelung eines in Patras ansässigen Deutschen, der mir auch alle Scheerereien wegen der Zollabfertigung abgenommen, hatte ich ein kleines Halbcoupé für mich allein bekommen und mich darauf eingerichtet, während der etwa neunstündigen Bahnfahrt, die mir bevorstand, den Schlaf nachzuholen, den ich in der vergangenen Nacht versäumt hatte. Aber es blieb beim guten Vorsatz. Das entzückende, wechselvolle Bild, das sich auf der ganzen Strecke, besonders in den ersten Stunden, am Golfe von Korinth, mir darbot, hielt mich wach und bannte mich durch seinen Zauber. Die Bahn läuft von Patras bis zum Isthmus hart am Ufer des Golfs entlang. Berge in den pittoreskesten Linien, in duftigsten und zartesten Farben ziehen an uns vorüber, und das tief-tiefblaue Wasser, das am Strande mitunter in schäumigem Gischt aufspringt, bleibt unser treuer Begleiter. Der Liebreiz dieser Contouren, dieser Farbenrausch, diese überschwängliche Freudigkeit hat etwas vollkommen Berückendes. Man muß auf Reisen gehen, um es so recht zu empfinden, wie ungleich die Natur ihre Gaben vertheilt hat, wie stiefmütterlich wir armen Teufel im Norden von ihr behandelt werden. Unser Blick wird nicht müde, hinüber zu schweifen zu den bewaldeten Höhen in rosig goldigem Dunst und hinabzugleiten auf den glatten warmblauen Wasserspiegel, der hier und da von breiten dunklen, fast schwarzblauen Streifen durchzogen wird und an seiner köstlichen Umrahmung sich zu zartem Resedagrün auflichtet. Es ist eine Farbenpracht, wie sie die Sonne in unserem nördlichen Deutschland nur an besonders begünstigten Tagen bei ihrem Aufgange und bei ihrem Scheiden vor unseren entzückten Blicken hervorzaubert.

Bei der Ueberfahrt über die Landesenge von Korinth — jedem Normaldeutschen klingen da die Schiller'schen Verse in die Ohren — habe ich mich vergeblich nach „Poseidons Fichtenhain", auf den mich der sonst so verläßliche „Meyer" lüstern gemacht hatte, umgesehen.

Die Landschaft bleibt zwar auch hinter Korinth noch reizend. Aber der Höhepunkt ist nun doch überschritten.

An den größeren Stationen hat sich viel Volk versammelt. Es ist

Sonntag. Die Bauern haben ihre schönsten Gewänder angelegt; und hier wird der weiße Faltenrock, der knapp bis an's Knie reicht, noch viel getragen. Vor dem Wagen, in dem Freischärler sitzen, staut sich die Menge auf. Und wenn der Zug sich in Bewegung setzt, ertönt lauter Zuruf, der schließlich in die kampffrohe Losung des Tages: „Es lebe der Krieg!" ausklingt. „Es lebe der Krieg!" .. Ja, damals war noch kein Blut geflossen!

Da plötzlich sehen wir, nachdem wir Eleusis verlassen haben, in der Ferne in bergiger Umgebung einige Höhen aufragen, die sich stolz von den anderen abzulösen scheinen: zunächst den mächtigen Pentelikon, dann die felsige Pyramide des Lykabettos, auf dessen Spitze eine Kapelle errichtet ist. Und bald darauf steigt ein Hügel von eigener Gestaltung aus Schurren und Geröll, scheinbar geradlinig vor uns auf, oben wie mit dem Lineal abgeplattet. Auf dem Plateau erhebt sich ein zerfallener Tempelbau von ergreifender, ja überwältigender Wirkung. Durch die Abstände zwischen den hohen Säulen, die jetzt im Lichte der schon ziemlich tiefstehenden Sonne in mildem Grau leuchten, und durch die breiten Lücken, die die langsam verwüstende Zeit und die schnellere Verwüstung menschlicher Brutalität gerissen haben, strahlt in heißem Blau der wolkenlose Himmel. Es ist der Parthenon auf der Akropolis.

* * *

Von ehrlichen Leuten, die Griechenland bereist hatten, habe ich mir erzählen lassen, daß ihnen die Akropolis mit ihren Ruinen, die uns die Blüthezeit der höchsten menschlichen Cultur, des goldenen schönheitstrunkenen Zeitalters vor die Stelle führen, eine starke Enttäuschung bereitet hätte. Ich stehe da vor einem unlösbaren Räthsel. Ob ich es besonders glücklich getroffen habe? Luft und Licht waren in der That göttlich. Mich überkam bei diesem Anblick eine Stimmung, die ich bei meiner angeborenen Scheu vor Ueberschwänglichkeit nicht einmal anzudeuten wage. Ich merkte kaum, daß sich der Zug verlangsamt hatte und in Athen, der ersten Etappe meiner Reise, hielt.

Die Straßen und Plätze waren in dieser späten Nachmittagstunde leidlich, wenn auch durchaus nicht ungewöhnlich belebt; und es war obenein noch ein Sonntag. Und als ich später, nach dem Essen, so etwa gegen zehn Uhr, das Hôtel verließ, — das Hôtel de la Grande Bretagne ist, beiläufig bemerkt, wohl das beste und behaglichste des ganzen Orients — um ziellos die mir fremde Stadt zu durchwandern, fand ich Alles öde und still. Man merkte, daß fast die ganze Jugend, die wie überall, so gewiß auch hier, zu vorgerückter Abendstunde ausschwirrt und das Hauptcontingent der angenehmen Nachtschwärmer bildet, die Hauptstadt verlassen hatte und unter Waffen an der thessalisch-macedonischen Grenze stand.

An dem weiten Platze vor dem Schlosse — dem in jüngster Zeit als Schauplatz der Volksdemonstrationen vielgenannten Verfassungsplatze —

waren zwar die großen Cafés noch ziemlich besucht, aber draußen ließ sich kaum noch ein Mensch blicken. Ich folgte dem Geleise der Pferdebahn, die nach meiner Berechnung doch nach einem belebteren Verkehrspunkt führen mußte. Ich ließ so und so viele Wagen leer an mir vorüberfahren. Es wurde immer öder und stiller. Meine Schritte hallten unheimlich durch die finsteren und menschenleeren Gassen. Alle Häuser waren dunkel, alle Läden geschlossen. Da nahm ich denn den nächsten Pferdebahnwagen, der mir entgegenkam, und fuhr stillbeglückt wieder nach meinem Hôtel zurück. Die Stadt war wie ausgestorben. Ich citirte unwillkürlich die ersten Verse aus „Hermann und Dorothea“.

So kirchhofsruhig wie an diesem ersten Abend wirkte Athen an den folgenden Tagen nun freilich nicht. Es ging sogar manchmal recht lebhaft zu. Es war unmittelbar vor der Kriegserklärung, und das Kriegsfieber war zu einer Art von Paroxysmus ausgeartet. Aber auch in den stürmischsten Stunden gingen die Wogen weniger hoch, als ich bei dem heißblütigen Temperament des Südländers vorausgesetzt hatte. Das garstige Lied, das politische Lied trübte mir in keiner Weise den stillbehaglichen Genuß an all den freundlichen und gewaltigen Schönheiten, die die ruhmreichste Vergangenheit vor unserer Phantasie neu beleben. Viele davon sind erst in jüngster Zeit aus Schutt und Trümmerhaufen wieder an's Licht der Sonne gefördert, und man kann sagen: fast täglich lohnen herrliche Erfolge die unverdrossene Mühe der archäologischen Schatzgräber.

* * *

Es kann nicht meine Absicht sein, hier den nochmaligen Versuch einer Schilderung all der Schönheiten, die Athen birgt, zu unternehmen. Eine wissenschaftliche Abhandlung, die auf Belehrung irgend welche Ansprüche erheben dürfte, könnte, und ein Handbuch für Vergnügungsreisende möchte ich nicht schreiben. Die finden überdies in Meyers Reisebüchern „Türkei und Griechenland“, die ich in allem Wesentlichen als zuverlässige Führer bewährt gefunden und schätzen gelernt habe, alles Wissenswerthe. Ohne Prätensionen will ich erzählen, was ich gesehen habe, und wie ich es gesehen habe, — etwa so wie ich mich mit einem befreundeten Reisegefährten entweder bei der Betrachtung selbst, oder Abends, wenn wir das, was uns der Tag gebracht hat, überdenken und beplaudern, aussprechen würde. Ich will mir einreden, beim Abschiede habe mir ein Freund gesagt: „Lassen Sie unterwegs von sich hören. Ich weiß, daß die Akropolis schon vor Ihnen entdeckt und schon recht oft in ihrer archäologischen, künstlerischen und landschaftlichen Bedeutung geschildert worden ist; ich weiß auch, daß Sie das Dionysostheater nicht ausgegraben haben, aber gleichviel! Schreiben Sie mir, wie Sie die Dinge, Land und Leute gesehen haben, und wie alles das in ehrlicher Unbefangenheit auf Sie gewirkt hat.“ Möchte mir

der Leser die Kühnheit, ihn so ohne Weiteres als theilnehmenden und wohlgesinnten Freund anzusehen, nicht verübeln.

Am unmittelbarsten, anschaulichsten und vielleicht auch am eindrucksvollsten tritt uns das Bild der dahingegangenen Pracht, wenn sie hier, im Mittelpunkte der attischen Größe, auch viel beredtere und großartigere Zeugen hinterlassen hat, in der alten Gräberstraße entgegen.

Wir haben die Hermesstraße, eine der Hauptverkehrsadern der neuen Stadt, die fast geradlinig vom Bahnhof auf den Verfassungsplatz mit dem Königsschlosse führt, verlassen. Sie ist heute, um diese Stunde des Frühnachmittags besonders belebt. Kleine Häuflein Freiwilliger, die eine starke Escorte von Müßiggängern, meist blutjungen Burschen, begleitet, kommen uns entgegen. Zahlreiche Flüchtlinge aus Kreta, an ihrem schlanken, hohen Wuchs, der edlen Gesichtsbildung und dem malerischen Schnitt der dunkelfarbigen Kleidung leicht kenntlich, schlendern gemächlich daher und bleiben gaffend vor jedem größeren Schaufenster stehen. Alles gemahnt uns an das unruhige Treiben des Tages, an die jüngsten Ereignisse und beschäftigt unseren Geist mit dem, was der kommende Tag bringen mag.

Nur wenige Schritte, und die lärmende Gegenwart ist wie zerstoben. Und alles Leben ist dahin . . .

Wir sind allein auf einem weiten, tristen Felde, unter längst Abgeschiedenen, selbst abgeschieden von Allem, was uns eben noch bewegt hat. Das Wetter ist unfreundlich geworden. Ein scharfer Wind peitscht wirbelnd dichte graue Staubwolken auf. Der Boden ist uneben, höckerig. Wo er nicht von Geröll, von zertrümmerten Säulen und zerbrochenen Gefäßen, von Marmorstücken und Thonscherben bedeckt ist, wuchert das Unkraut hoch auf. Alles ringsum ist grau und freudlos, Alles trauert wie in Sack und Asche.

Aus diesem trüben Untergrund ragen nun, bald in größeren, bald in geringeren Abständen von einander, willkürlich in ihrer Lage und Richtung, Denkmäler auf, schmucklose und kostbare. Hier stehen einfache Marmorschreine, in bescheidenster Ornamentik, mit Inschriften, die zum Theil verwittert, zum Theil aber auch noch in aller Schärfe erhalten sind. Die eine kündet uns, daß in diesem steinernen Sarge die Schwester des Alkibiades zu ewiger Ruhe gebettet ist. Dort sind künstlerische Monumente errichtet, gewöhnlich Basreliefs mit überlebensgroßen Gestalten in schlichter Umrahmung, von zwei einfachen Säulen oder Pfosten eingefaßt und mit einem schlichten Giebel in flachem Dreieck des Tempeldachs gekrönt, lediglich ein anspruchsloser Rahmen für die bildliche Darstellung im Hauptfelde.

Meistens sind es zwei Figuren, die Verstorbene und die ihr Nächststehende: der Vater, die Mutter, der Gatte, eine Freundin. Die Composition ist fast immer dieselbe: eine sitzende Figur, — das ist die Abgeschiedene, — reicht einer stehenden, der Ueberlebenden, die Hand zum traurigen Abschiede. Manchmal sind auch Mehrere ernste und ergriffene Zeugen des schmerzlichen Vorgangs. Dann will auch das treue Hündchen,

das sich wedelnd an die Scheidende drängt und auf eine letzte Liebkosung zu warten scheint, unter den Freunden nicht fehlen.

Die meisten dieser Arbeiten rühren gewiß nicht von ersten Meistern her, sondern gerade wie die liebreizenden Töpferbildchen aus Tanagra wohl mehr von vorgeschrittenen Kunsthandwerkern. Aber aus allen spricht das feinste künstlerische Empfinden, ein hoher Sinn für das Edle, Schlichte und Treue. Die Haltung der Gestalten, der Ausdruck der Köpfe, der Faltenwurf der Gewandung — Alles ist so wahr, so ohne alle Pose und Phrase, so naiv und rein, wie es nur der wahrhaft künstlerisch Begabte sieht, empfindet und wiederzugeben vermag.

Einzelne dieser Bildwerke haben aber auch einen absolut großen Kunstwerth; namentlich an eines habe ich eine unauslöschliche Erinnerung bewahrt. Links (vom Beschauer) sitzt auf einem Stuhl mit geschwungenen Beinen ein wunderschönes Mädchen in der prangenden Fülle der Jugend. Ein leichtes durchsichtiges Gewand umwallt in zarten Falten die herrliche Gestalt, ohne sie zu verhüllen. Sie hat den Kopf ein wenig geneigt und betrachtet ernst und aufmerksam einen Schmuckgegenstand, wohl einen Ring, den sie dem offenen Kästchen entnommen hat und zwischen Daumen und Zeigefinger hält. Gewiß ein theueres Angedenken, das sie jetzt, da sie den Freuden des Daseins auf immer zu entsagen hat, — denn von den Leiden dieser Welt hat die blühende Jungfrau gewiß nicht viel erfahren — bittere Wehmuth in ihr weckt. Das Schmuckkästchen wird ihr von einem anderen, stehenden jungen Mädchen hingehalten, das kleiner und zierlicher und wohl auch noch jünger als sie ist. Vielleicht ist's ihre kleine Schwester, vielleicht ihre beste Freundin, vielleicht auch ihre Lieblingsdienerin. Die wohlerhaltene Giebelinschrift nennt uns den Namen der Verstorbenen: Hegeso, eine Tochter des Proxenos. Ein feierlicher, weihevoller Ernst ruht auf diesem Bildwerke. Da ist Nichts von heuchlerischer und feiger Selbstbelügung, nichts „Troſtreiches", wie menschliche Schwäche es zu nennen liebt, kein „Blinzeln nach dem Jenseits". Es ist der tieftraurige Abschied für immerdar, dessen Traurigkeit man hinzunehmen hat — wohl oder übel.

Mit diesem Grabdenkmal hat ein anderes im Nationalmuseum zu Athen aufgestelltes eine so auffällige Aehnlichkeit, daß man ohne allzu große Vermessenheit wohl auf denselben Meister — hier darf das Wort gebraucht werden — als auf den Urheber dieser beiden Bildwerke schließen darf. Auch hier steht eine weibliche Gestalt mit geöffnetem Schmuckkästchen vor einer sitzenden, die mit schwermüthigem Ausdrucke auf die Juwelen blickt. Beide Mädchen sind von entzückender Anmuth; auf diesem ist die Stehende nur viel größer und reifer als auf dem Denkmal in der Gräberstraße. Rein als Kunstwerk betrachtet steht das Grabmal des Museums, das im Piräus gefunden worden ist, vielleicht sogar über der Hegeso. Die Haltung der Unbekannten ist wohl noch freier, das Gesicht noch feiner im Ausdruck durchgebildet, der sich in der duftigen Gewandung scharf abzeichnende Leib

noch reizvoller. Und doch ist die Wirkung hier in den Mauern des Museums, als ein Bildwerk unter vielen gleich-, mehr- oder minderwerthigen, viel geringer als das Bildwerk der Hegeso auf dem grauen, mit Trümmern besäeten Felde unter freiem Himmel. Das steht eben da, wohin es gehört, da, wo es der Bildner sich gedacht hatte. Und daß man auch Kunstwerke nicht ungestraft der heimatlichen Stätte entreißen, sie verpflanzen und aus Gottes freier Luft in das dumpfe Gefängniß der Museen einsperren darf, das wird uns erst später noch recht klar werden, wenn wir den Eindruck, den die nach England geschleppten und im British Museum zur Schau gestellten Friese des Parthenon auf uns gemacht haben, mit der Wirkung der Platten vergleichen, die zum Glück noch an Ort und Stelle geblieben sind.

In der Kunst, die Museen mit wirklichem Genusse zu besuchen, habe ich es trotz jahrzehntelanger Uebung und redlichem Bemühen über das Stadium des Anfängers nicht hinaus gebracht. Die Massenhaftigkeit der hier angesammelten und selbst bei denkbar geschmackvollster Anordnung doch immer unsinnig und zweckwidrig aufgestellten Kunstschätze erdrückt mich. Die Wirkung des einen bewundernswerthen Werkes wird vom anderen übertrumpft und vernichtet; schließlich wird mir von alledem „so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum"; wie gerädert schleppe ich mich nach Hause und bringe von einem ersten Besuche dieser Massenanhäufung kaum etwas Besseres heim, als das Bewußtsein des reisenden Engländers: da war ich auch! Erst wenn ich aus eigener Erfahrung oder durch einen verständnißvollen Kundigen weiß, was Alles ich nicht zu sehen brauche, wenn ich mich auf Auserwählte zu beschränken vermag, — erst dann gewährt mir das Museum wirkliche Freude.

Im Athener Nationalmuseum sind außer dem eben erwähnten mehrere Grabdenkmäler von großer Schönheit. Die beiden, die auf mich einen besonders tiefen Eindruck gemacht haben, weichen in der Composition von denen in der Gräberstraße etwas ab. Auf beiden befinden sich die dargestellten Gestalten in stehender Haltung. Auf dem einen sehen wir die noch junge Gattin, eine hohe, schlanke Figur, vom Gatten scheiden, auf dessen Antlitz der Ausdruck tiefen, aber mannhaft ertragenen Schmerzes geprägt ist. Auf dem anderen den trauernden Vater und seinen im Frühling des Lebens dahingerafften Sohn. Es ist wohl das schönste von allen. Der Jüngling, ein Bild lebensfrischer Kraft, gebaut wie ein Apoll, steht angelehnt da, in ruhiger Entschlossenheit. Hart neben ihm hockt auf einer Stufe ein kleiner Junge; auf die hochgezogenen Kniee hat er die Ellbogen gestützt, der Kopf mit geschlossenen Augen ruht auf den beiden Händen — ohne Zweifel der jüngste Sproß der Familie, die den Tod des Sohnes beweint. Auf ihn, den Todten, hat der Alte mit lang herabwallendem Haupthaar und vollem Bart den tieftraurigen Blick gerichtet. Sein langer Mantel fällt fast bis auf den Knöchel herab. Den Saum des Kleides beschnobert der starke Windhund des Verschiedenen. Der Alte hat die Linke auf einen Stab gestützt, während er

die Rechte trübselig sinnend an den Mund führt. Das Ganze ist rührend schlicht und wahr und so schön in der künstlerischen Durchführung, daß selbst vorsichtige Kunstkenner keinen Anstand nehmen, es dem großen Skopas zuzuschreiben. Ist es nicht von ihm, so ist es von einem Seinesgleichen und könnte jedenfalls von ihm sein, ohne ihm zur Unehre zu gereichen.

Hätte mein liebenswürdiger Gastfreund und feinsinniger Führer, General Kokides, dem ich für Alles, was er für mich in Athen gethan hat, gar nicht dankbar genug sein kann, mich auf dieses Kunstwerk nicht besonders aufmerksam gemacht und nicht dafür gesorgt, daß ich beim Durchwandern des Museums in der Betrachtung von Unwesentlichem meine Empfangsfreudigkeit nicht erschöpfte, so wäre ich vielleicht auch an diesem Meisterwerke, das beinahe alle anderen aufwiegt, achtlos vorübergegangen. Es hebt sich durch kein äußerlich auffälliges Merkmal von seiner Umgebung ab. Es hat dieselben Größenverhältnisse, ist aus demselben Stoff gefertigt und steht mit der laufenden Nummer versehen, in Reih' und Glied mit vielen anderen. Wie schön es ist, erkennt man erst bei langer liebevoller Betrachtung. Aus dem Bette des armseligen Ilissos hat man es herausgefischt. Wie viel großartiger wäre die Wirkung, wenn man seine Stätte in der Gräberstraße hätte ermitteln und es dort wieder aufstellen können.

Da, im großen Todtengarten, inmitten der geborstenen Säulen, des staubigen Unkrauts, der anderen Denkmäler in tempelförmiger Einfassung, der schilderhausartigen Baulichkeiten, die dereinst mit längst verschwundenen Bildern geschmückt waren, — da war sein Platz! Auf diesem hügeligen Boden, wo auf höchstem Postament der mächtige Marmorstier steht, der mit wüthend gesenktem Kopf den verhaßten Gegner aufzunehmen und in die Luft zu schleudern sich anschickt; wo die riesige Hündin in Stein gehauen, auf dem Grabe ihres Herrn trauert — hier zu Füßen der Akropolis, von deren Höhe die Trümmer der Propyläen und des Parthenon auf diese Trümmer ihrer Zeitgenossen herabschauen.

Einen fast unheimlichen Eindruck macht ein wohl auf dem höchsten Punkte des Todtenfeldes auf schlecht behauenen Steinblock gestelltes Kolossalstandbild. Ein Weib in reiferen Jahren, bis zum Hals bekleidet, nur der Unterarm ist bloß. Sie sitzt auf einem Polster. Die Gewandung ist sehr schön. Die ganze Statue ist prächtig erhalten. Nur die rechte Hand fehlt.

Und der Kopf . . . am Halse wie abgehackt! Diese mächtige, hochthronende Gestalt, kopflos, wie sie so dasitzt und alles das, was um sie her und unter ihr ist, zu beherrschen scheint — wie sich die Contouren dieser Verstümmelten scharf vom grauen Himmel abheben — es hat etwas wirklich Gespensterhaftes! Hätte sie nicht die Ehrwürdigkeit des Alterthums, so könnte man sie in ihrer Kopflosigkeit für ein symbolisches Denkmal der jetzigen Regierung halten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Konstantinopel, im Mai 1897.



Paris nach der Belagerung und während des Commune-Aufstandes.

Von

Ch. Belling.

— Wien. —

(Schluß.)

Maulhelden, Streber, verbummelte Studenten, die auf die Obrigkeit losschimpften und mit der Aufrichtung der socialen Republik das Ende all' des Jammers und die Möglichkeit, Rache an den Deutschen zu nehmen, verkündeten, fanden überall willige Zuhörer, begeisterte Anhänger.

Der Franzose, leichtgläubig von Natur, ist leicht für eine Idee einzunehmen, ist sie zum Schlagwort geworden, so helfen keine Vernunftgründe mehr, ihn von der fixen Idee zu heilen, er ist wie hypnotisirt und läßt sein Leben für seine Idee.

So war es mit dem Boulanger-Rummel, so jetzt mit der Anbetung des Zaren, von dem sie Nichts erhielten, als die Zusicherung, den Frieden beschützen zu vollen, während sechs Milliarden französisches Geld dem arg zerrütteten russischen Credit wieder auf die Beine halfen.

Doch ich wollte ja nur persönliche Erlebnisse schildern und gerathe dabei unwillkürlich auf das politische Gebiet. Zurück also nach Paris in den letzten Tagen des Februars 1871.

Die dumpfe Schwüle, die damals in Paris herrschte, wurde noch vermehrt durch die Nachricht, welche die Pariser wie ein Donnerkeil traf, daß die verhaßten Preußen ihren Einzug in Paris halten sollten. Bis jetzt hatten die Pariser nur ihre Kanonen donnern hören, gesehen hatten sie keine, höchstens die Neugierigen, die vor die Thore gestürmt waren, um dort einige Schildwachen anzustarren, oder einige arme Teufel, die bei den

um Paris stattgefundenen Gefechten gefangen genommen worden und wie der boeuf gras in großem Triumph durch alle Straßen geschleppt worden waren. Nun sollten bei 80 000 Mann in Paris einziehen und daselbst drei Tage verweilen.

Man wollte es anfangs nicht glauben, daß eine französische Regierung diese Entweihung der geistigen Hauptstadt der Welt zugeben könne, aber schließlich mußte man sich mit der Thatsache abfinden, daß am 1. März die Vorhut der Deutschen, aus bayerischen Regimentern bestehend, im Bois de Boulogne erschien und endlich ein endloser Strom von deutschen Kriegern sich durch den Arc de triomphe über die Champs Elysés, den Tuileriengarten, bis zum Louvre heranwälzte und auf dem ganzen langen Wege campirte.

Das waren in der That bange Momente! Ueberall wurden Trauerfahnen ausgesteckt, die Hausthore geschlossen, die Statuen verhüllt mit schwarzen Schleiern, während die besonnenen Leute unter den Parisern es vermieden, sich auf die Straße zu begeben. Theater und Vergnügungsorte waren ausnahmslos geschlossen.

Ohne mich in die Gefahr zu begeben, wollte ich doch durch den Augenschein mich über die Haltung der Bevölkerung unterrichten, bestieg daher in der rue des Saints-pères den vom Odéon nach Clichy verkehrenden Omnibus, um vom luftigen Sitz oben auf der Imperial meine Beobachtungen anzustellen. Dieser Omnibus fuhr nämlich auf seiner Route gewöhnlich durch die beiden den Louvre und die Seitenflügel der Tuilerien verbindenden großen Thore quer über den Louvrehof oder place du Caroussel nach der rue de Rivoli.

Als wir aus der rue des Saints-pères auf den Quai am linken Seineufer ankamen, sahen wir am anderen Ufer längs der am Louvre vorüberziehenden Quaistraße diese von einer schwarzen Menschenmenge bedeckt. Auf der gerade zum Carousselthore führenden Brücke angelangt, bemerkten wir, während der Omnibus nur mühsam im Schritt sich durch die angesammelte Menge Bahn brach, durch die hohen eisernen Thorgitter, die ich zum ersten Male geschlossen sah, hellblau uniformirte Soldaten mit dem Raupenhelm auf dem Carousselplatz zwischen den Gewehrpyramiden auf- und abwandeln. Das waren jedenfalls bayerische Soldaten, bei deren Anblick mein Nachbar auf dem Omnibus wüthend die Fäuste ballte, ein dröhnendes: „O les canailles!“ ausstoßend.

Da die Durchfahrt versperrt war, so mußte der Omnibus rechts abschwenken und durch die dichtgedrängte Menge längs der Quaistraße an der Seitenfront des Louvre vorbeifahren, aus dessen Fenstern im ersten Stock preußische Offiziere, Cigarren rauchend, in aller Gemüthsruhe auf die wild aufgeregten drohenden Menschenmassen unter sich herabblickten. Ein wildes Geheul, von drohenden Fäusten begleitet, tönte ihnen entgegen, die un-

fläthigsten Schimpfworte wurden ihnen in's Gesicht geschleudert, ohne daß sie eine Miene verzogen. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß ihr Gesichtsausdruck höhnische Freude verrieth, aber gerade ihre stoische Gelassenheit reizte die Menge fast bis zum Wahnsinn. Wie nun, wenn ein einziger in dieser nach Tausenden zählenden Menge den wahnwitzigen Gedanken gefaßt hätte, eine Revolverkugel hinaufzuschicken? Die Folgen lassen sich nicht ausdenken; denn ein einziger Druck auf den Telegraphen-Apparat in den Tuilerien hätte genügt, um die gräßlichsten Repressalien hervorzurufen. Während der ganzen Zeit des Verweilens der preußischen Truppen in Paris waren sämmtliche Kanonen der Paris umgebenden Forts auf die Stadt gerichtet, und der Anfall eines Irrsinnigen auf einen preußischen Offizier hätte unsägliches Elend zur Folge gehabt.

So viel hatten die Pariser doch gelernt, daß sie sich zu keinen Thätlichkeiten hinreißen ließen. Dagegen übten sie Volksjustiz an einigen Dirnen, welche sich in den Champs Elysés zu wenig patriotisch gegen die Deutschen gezeigt und sich zu ihnen gesellt hatten; man riß ihnen die Kleider vom Leibe und jagte sie mit Stockhieben durch die Straßen. Glücklicher Weise dauerte der Aufenthalt der Deutschen in Paris nur ungefähr 48 Stunden bis zum Abschluß des Präliminar-Friedens.

Die Pariser Nationalgarde hatte unterdessen, unter dem Vorwande, die nicht ausgelieferten Kanonen vor den Preußen zu retten, dieselben auf die Butte de Montmartre, einem der verrufensten Viertel von Paris geschafft und nach dem Abzug der Preußen auch dort behalten, anstatt sie der Regierung auszuliefern.

Man stritt darüber in den Zeitungen hin und her, doch dachte man Anfang März nicht daran, daß an diesen Kanonen der Bürgerkrieg sich entzünden sollte.

Meine Lage wurde indessen immer peinlicher, von Tag zu Tag drückte mich die gezwungene Unthätigkeit; meine einzige Hoffnung beruhte noch auf der Rückkehr aus der Gefangenschaft des mir befreundeten Generals, dem es ein Leichtes war, vom Unterrichtsminister meine Versetzung in ein anderes Lyceum zu erlangen. Endlich am 16. März Abends traf er mit seiner Familie in Paris ein. Des anderen Tages war es mir nicht möglich, ihn zu sprechen, da er zum Präsidenten Thiers nach Versailles wichtiger Conferenzen halber sich begeben hatte. Am 17. Abends sagte mir seine Gemahlin, ich möchte des anderen Tages vor 8 Uhr zu ihrem Gatten kommen, da er wahrscheinlich nach 8 Uhr wieder auf dem Wege nach Versailles sich befinden würde.

In der That stand ich schon um halb acht Uhr vor dem Portier des Hauses, wo der General wohnte, und frug, ob er mich empfangen könne. Der Portier, der mich wohl kannte, antwortete ganz verlegen, der General sei nicht zu Hause. Ich bat, mich zu dessen Sohne zu führen, da ich doch um diese Stunde nicht zur Generalin gehen konnte. Er sei auch nicht zu

Hause, war die Antwort. Das war nun verdächtig. Erzürnt stellte ich dem Portier vor, daß die Generalin selbst mir diese Stunde bestimmt habe, und ich, als Freund des Hauses das Recht hätte, die Wahrheit zu erfahren . . .

Da rückte der gute Mann endlich mit der niederschmetternden Nachricht heraus, um 11 Uhr Nachts seien wichtige Depeschen gekommen, Adjutanten hätten die Nachricht von einem Aufstande in Montmartre gebracht, wo man zwei Generäle umgebracht habe, während die Truppen sich den Aufrührern angeschlossen hätten; auf diese Nachrichten hin habe der General anspannen lassen und sei mit seiner Frau, seinen zwei Söhnen, der Tochter und deren Gouvernante auf- und davon gefahren, Alles liegen und stehen lassend, wohin, wisse er selbst nicht.

Auf diese Weise erfuhr ich die Kunde von dem Aufstande der Commune, der von den Flammen der gemeuchelten Stadt beleuchtet, im Blute untergehen sollte.

Ich stand zuerst wie betäubt, konnte die schreckliche Nachricht nicht glauben, denn Alles um mich herum war so still, so alltäglich, daß es gar nicht zu denken war, daß drüben am rechten Ufer der Seine Mord und Todtschlag herrschen sollten. Um Gewißheit zu erlangen, wagte ich mich hinüber, fand aber auch dort bei den Tuilerien, vor dem Elysée noch Alles ruhig; nur gegen das hôtel de ville, das Rathhaus, drängten sich Schaaren von Nationalgarden, und die Aufregung wuchs immer mehr an. Beim Thurm St. Jacques stieß ich schon auf eine in der Eile aus Pflastersteinen hergerichtete Barricade, über die ich durchaus keine Lust verspürte, hinwegzukommen.

Ich kehrte wieder in mein ruhiges Quartier in der rue de Lille zurück, mit dem festen Entschluß, diese Hexenküche zu verlassen und anderswo das Ende abzuwarten. Vorher jedoch wollte ich mich versichern, ob es noch möglich sei, Paris zu verlassen, und begab mich deshalb durch den Tuileriengarten nach dem Westbahnhofe, gewöhnlich „Gare St. Lazare" genannt.

Riesige Placate, auf weißem Papier gedruckt, das sonst ausschließlich nur für behördliche Ankündigungen verwendet werden durfte, machten den Parisern bekannt, das Heil sei ihnen erstanden durch die neue Regierung, deren Häupter aber derzeit noch nicht bekannt waren.

Die Neugierigen drängten sich um diese Placate, deren Entzifferung den Meisten Spaß zu machen schien; im Allgemeinen nahm man die ganze Geschichte nicht sehr ernst, wie die Ausrufe und Commentare bewiesen, mit denen das Publicum die Lectüre der Ankündigung begleitete.

Im Tuileriengarten war es leer und öde, keine Troupiers, die mit den Bonnen scherzten, keine Kinder, auch die Bäume noch alle kahl, nur der Baum vom 19. März, l'arbre du 19. mars, zeigte schon seine weißen Blüthen.

Man weiß, daß an diesem legendären Kastanienbaum, dem vierten in der Reihe, in der großen Allee rechts, die Tradition haftet, daß er als der erste von allen Bäumen des Tuileriengartens Blüthen treibe und zwar am 19. März, und der Volksglaube schreibt diese frühzeitige Blüthe dem Blute zu, das unter diesem Baum vergossen worden und ihn gedüngt habe, da daselbst bei zweihundert Schweizergarden im Revolutionsjahr 1791 massacrirt worden seien.

Es herrschte auch damals so milde und warme Luft, als befände man sich im Monat Mai. Welcher Contrast zwischen der Oede und Schwermuth dieses Gartens und dem Leben und Treiben auf der parallellaufenden Rivolistraße, wo man eben im Begriff war, die zwischen dem Garten und dem Marine-Ministerium während der Belagerung errichtete und dann wieder beseitigte Barricade wieder aufzurichten.

Ich kam nichtsdestoweniger unangefochten bis zum Bahnhofe, überzeugte mich, daß die Züge nach Levallois-Perret und die der Gürtelbahn in Betrieb waren, und zögerte nun nicht, nach Hause zurückgekehrt, das Nöthigste einzupacken, einen Wagen zu bestellen und mit der Familie Paris zu verlassen. Mein Ziel war Rueil, am Fuße des berühmten Mont Valérien gelegen, woselbst ich bei einem Freunde in dessen Wohnung einen sicheren Unterschlupf für einige Zeit zu finden hoffte.

Es kommt mir nicht in den Sinn, eine Geschichte des Pariser Commune-Aufstandes schreiben zu wollen, sie ist zur Genüge bekannt, und bessere Federn haben seine Entstehnng, seinen Verlauf und sein Ende aufgezeichnet. Ich beschränke mich darauf, nur persönlich Erlebtes, persönliche Eindrücke wahrheitsgetreu zu schildern.

In Rueil wohlbehalten angekommen und von meinem Freunde bestens aufgenommen, war es mein Erstes, mich nach dem Aufenthalte meines Generals zu erkundigen. Ich sage mit Absicht „mein General", denn nunmehr beruhte meine ganze Existenz, meine Zukunft auf seiner Intervention beim Minister; ich mußte ihn also, koste es, was es wolle, aufstöbern, und sollte er sich vergraben haben. Ich dehnte meine Wanderungen bis nach Meudon, St. Cloud, Versailles aus, leider vergebens. Aber interessant waren diese Wanderungen jedenfalls, denn überall, überall bemerkte man die Spuren des Krieges. Als ich von Bougival, eigentlich von Malmaison nach Versailles wanderte, betrat ich so recht das Revier, wo im Walde die letzte Schlacht vom 19. Januar gewüthet hatte. Die Villa, wo die Fürstin Metternich knapp vor dem Kriege die Geburt ihres dritten, letzten Töchterleins erwartet hatte, stand öde, zerschossen, total verwüstet da. Einige Tage vor Ausbruch des Krieges war ich dahin auf Besuch gekommen und hatte damals die prächtige Einrichtung, die idyllische Lage des Schlößchens an der Seine, gegenüber vom berühmten Schlosse Malmaison der Kaiserin Josephine, bewundert. Und jetzt hatten Malmaison und das

Landhaus der Fürstin das gleiche Schicksal erfahren, Beide waren in diesen Trümmern nicht mehr zu erkennen.

Man sah noch die in der Eile aufgeworfenen Verhaue, die gefällten Bäume, hie und da Tornister, zerbrochene Waffen; man sah die Spuren der Kugeln in den Bäumen und konnte genau bemerken, wie weit die Franzosen in ihrem ersten Anprall gegen Versailles gekommen waren, bis sie die Deutschen, durch rechtzeitigen Succurs unterstützt, zurückschlugen und damit die Uebergabe von Paris und das Ende des Krieges herbeiführten. Es fiel mir auch auf, daß in Versailles größere Theuerung herrschte als in Paris, mußte ich doch ein weiches Ei mit 2 Franken im Restaurant bezahlen. Versailles war überfüllt mit den dahin geflüchteten Parisern und dem Beamtenpersonal sämmtlicher Ministerien; dazu kam noch, daß alle aus Deutschland entlassenen Kriegsgefangenen dort concentrirt und in neue Regimenter eingetheilt wurden; das sonst so stille Versailles war nicht wiederzuerkennen.

Doch alle meine Bemühungen, den General im Ministerium des Krieges oder im Präsidentenhôtel zu erfragen, waren vergebens. Ich kam sogar auf die Idee, er möchte im Fort oben im Mont Valérien sein, und ging geradenwegs in die Festung hinauf. In gewöhnlichen Zeiten hätte ich mich ernstlichen Unannehmlichkeiten durch einen solchen Versuch ausgesetzt, unter den damaligen Verhältnissen aber riskirte ich nicht viel. Die Communards in ihrem ersten Freudentaumel hatten es übersehen, die Festung, die für sie einen unschätzbaren Werth gehabt hätte, zu überrumpeln.

Als sich am dritten Tage eine Deputation der neuen Communeregierung beim Commandanten der Festung meldete und von ihm die Uebergabe forderte, bedeutete er ihnen, sie sollten so schnell wie möglich verduften, sonst würden die Kugeln der Besatzung ihnen eine Begleitungsmusik aufspielen, die sie sobald nicht vergessen dürften. Seither hatten die Pariser keinen Versuch gemacht, sich des Mont Valérien zu bemächtigen. Und doch wäre es ihnen noch verhältnißmäßig leicht gewesen, dieses Paris beherrschende Fort in ihre Gewalt zu bringen, denn nach einem Gespräche zu schließen, das ich mit einer Schildwache anknüpfte, konnte der Commandant nicht mit Sicherheit auf seine Leute zählen. Es erhellte nämlich aus dem, was mir dieser Posten und später noch ein Corporal erzählten, daß man das Gerücht ausgestreut hatte, die neue Regierung schaffe das Militär überhaupt ab und sende die Leute in ihre Heimat zurück. Wer kann mit Sicherheit behaupten, daß bei solchen Aussichten die bethörte Garnison nicht mit den Communards fraternisirt hätte, wie die Regimenter in Paris selbst, wenn die Nationalgarden wirklich angerückt wären. Zum Glücke fehlte den Anführern in Paris die Einsicht und — der Muth.

Meine Nachforschungen indeß nach dem Aufenthalte des Generals blieben auch hier ohne Erfolg. Ich wandte nun meine Schritte nordwärts gegen Bougival und St. Germain. In ersterem Orte bemerkte ich, daß

die Häuser hier, wie auch die äußersten Häuser von Rueil vielfach auf der Südseite von Kugeln durchlöchert waren. Ich konnte mir das nicht erklären, denn die Kugeln mußten doch von feindlicher Seite, also von Norden her, die Häuser getroffen haben. Rueil, am Fuße des Mont Valérien gelegen, war ja von den Preußen gar nicht besetzt worden, und nach dem Waffenstillstande, wo sie Rueil und den Mont Valérien besetzten, konnten sie unmöglich die Häuser bombardirt und geplündert haben.

Mein Freund erklärte mir später das Räthsel; die Plünderung hatte lange vor der Belagerung durch die Franctireurs stattgefunden. Wie man weiß, hatte Trochu und die provisorische Regierung den Befehl gegeben, alle Brücken rings um Paris zu sprengen, alle Vorräthe nach Paris zu schaffen, kurz um Paris eine Wüste herzustellen, um den Preußen die Möglichkeit zu nehmen, sich zu verproviantiren. Die mit der Ausführung dieser Verordnung betrauten Franctireurs unterzogen sich dieser Pflicht mit gründlichem Eifer, sie räumten so sorgfältig auf, daß Nichts blieb als die nackten Mauern. Die Löcher in den Mauern auf der Nordseite rührten ebenfalls von französischen Kugeln her, von den Bastionen und vom Mont Valérien herab schoß man darauf los, ohne viel zu zielen. Man möchte fast sagen, sie schossen mit Kanonen auf Spatzen.

In den Feldern vor Bougival sah man viele tiefe Löcher in der Erde, in manchen sah man noch Fetzen von Teppichen und Vorhängen, in einem sah ich sogar einen vergoldeten Lehnstuhl. In diesen Löchern saßen oder hockten die preußischen Vorposten, in Teppiche eingewickelt, auf Lehnstühlen, und auf diese armen Teufel hatten es die französischen Artilleristen vom Mont Valérien besonders abgesehen.

Trostlos war wirklich der Anblick der ganzen, sonst so lieblichen Gegend zwischen Rueil und St. Germain. Wohin das Auge blickte, Nichts als Verwüstung, von den drei Brücken, die sich auf dieser Straße über die in Krümmungen dahinfließende Seine führen, ragten nur die Trümmer der Pfeiler aus dem Wasser hervor, während die Eisenbestandtheile der Brücken theils bis tief in's Wasser herabhingen, theils gespenstisch in die Luft ragten. Häufig war die Straße von großen Gräben, von Bäumen versperrt, die, von Kugeln zerschmettert oder mit Absicht gefällt, quer über dem Weg lagen. Und der blaue Himmel lachte über mir, milde Frühlingslüfte wehten über die verwüstete Gegend hin, und gerade dieser Gegensatz der fröhlichen, wiedererwachenden Natur mit dem zerstörungswüthigen Treiben der Menschen füllte das Herz und den Sinn mit tiefster Traurigkeit.

Erst gegen St. Germain zu, das außerhalb Schußweite liegt, hörte die Verwüstung auf, und konnte man wieder mit Thüren und Fenster versehene Häuser bemerken, die sonst überall ringsum Paris einsäumten.

Was war natürlicher, als daß die später nach dem Abzuge der Deutschen in ihre Häuser zurückkehrenden Bewohner diese für den entsetzlichen Zustand derselben verantwortlich machten, sie zu Barbaren stempelten

und alle Greuel der Verwüstung auf ihr Conto setzten. Haben sie ja sogar den Brand des Schlosses von St. Cloud, das bekanntlich von den Bomben des Mont Valérien zerstört wurde, der deutschen Barbarei in die Schuhe geschoben, wie ja überhaupt das Unglaublichste geglaubt wurde. So z. B. versicherte mir ein biederer Landmann in der Nähe von Bougival, die Deutschen würden die Franzosen nie besiegt haben, wenn ihnen die Russen nicht zu Hilfe gekommen wären; er selbst habe mit eigenen Augen mehrere russische Regimenter bei der Belagerungsarmee gesehen. Dem Manne solchen Unsinn auszureden, wäre vergebliche Mühe gewesen.

Wie schon einmal gesagt, haben nicht die Preußen die Umgegend von Paris verwüstet, sondern die Schaaren der Franctireurs auf Gebot der Regierung. Später freilich, während des harten Winters, holten sich die deutschen Truppen ihr Feuerungsmaterial, wo sie es fanden, und so kam es, daß Thüren und Fensterrahmen, Bretterböden und Dachbalken, ja sogar Möbel das Bivouacfeuer unterhielten.

Ich war frühzeitig von Rueil aufgebrochen, um nach St. Germain zu gelangen, da man nur zu Fuß dahin gelangen konnte. Die Brücken waren ja gesprengt, und man mußte in Kähnen über die Seine fahren.

Schon in Rueil hatte ich lebhaften Kanonendonner in der Richtung von Paris gehört, und diese Kanonade hielt den ganzen Vormittag an, so daß ich nicht anders dachte, als daß die Communards auch mit den Deutschen angebunden hätten. Auskunft konnte mir Niemand geben, so blieb ich in Ungewißheit, bis ich in St. Germain ankam. Mein erster Gang daselbst war zum Telegraphen-Amt. Mit großem Aplomb frug ich daselbst, ob keine Depeschen für den Herrn General X. eingetroffen seien. Der Beamte erwiderte mir, es seien ihm bereits davon zwei zugestellt worden. Diese Antwort war der erste Lichtstrahl in meiner Betrübniß, sie gab mir die Sicherheit, daß ich den so lange Gesuchten und Ersehnten in St. Germain finden würde.

Um nun zu erfahren, wo er wohne, fragte ich, wann die letzte Depesche eingetroffen sei, worauf ich die Antwort erhielt, der Briefträger sei vor zehn Minuten nach dem Pavillon Henri IV. gegangen, um die Depesche zu übergeben, er müsse sie jetzt schon übergeben haben. Das genügte mir; im Sturmschritt eilte ich auf die berühmte Terrasse von St. Germain, woselbst der Pavillon Henri IV. steht, und erkundigte mich, wo ich den General X. sprechen könne. Man wies mich in den Speisesaal, woselbst ich ihn mit seiner Familie beim Frühstück fand. Nach einer herzlichen Begrüßung und eingeladen, am Frühstück theilzunehmen, wurde ich von allen Seiten mit Fragen über das Schießen bestürmt, das man ununterbrochen seit früh Morgens auch in St. Germain vernahm. Ich konnte darauf leider keine Antwort geben, da ich ja nicht von Paris kam, sondern von Rueil, und man dort ebenfalls keine Kunde von den Vorfällen in Paris hatte.

Nach Beendigung des Mahles schritt der General mit mir auf die Terrasse und breitete auf dem Steingeländer derselben einen Plan von Paris mit Umgebung aus und suchte sich nach dem Schall der einzelnen Kanonenschläge Rechenschaft zu geben, wo eigentlich geschossen wurde. „Da, hören Sie," sagte er, „das unregelmäßige Schießen, das sind sicher die ungeschickten Communards; jetzt, jetzt, hören Sie, jetzt schießen die Preußen, das ist ihre Artillerie, ich kenne sie, habe ich sie doch bei Reichshofen und bei Sedan genügend kennen gelernt." Er glaubte also an ein Artilleriegefecht zwischen den Preußen und den Communards. Die Aufklärung über dieses vermeintliche Bombardement sollte mir erst der andere Tag bringen, als ich selbst nach Paris zurückkehrte. Es wurde in der deutschen Armee der Geburtstag des Kaisers Wilhelm gefeiert, und deshalb gab jedes der von den Preußen besetzten Forts der Reihe nach 100 Salutschüsse ab, was freilich eine ganz erkleckliche Anzahl von Schüssen ausmachte und die Pariser so recht dringlich an die Anwesenheit der Deutschen vor ihren Thoren mahnte.

Der kleine Vorfall in St. Germain zeigt aber, daß auch ein in hundert Schlachten grau gewordener General sich in Bezug auf Kanonendonner irren kann. Er hatte jedoch Wichtigeres mit mir zu besprechen. Bei seiner überhasteten Flucht aus Paris in der Nacht vom 18. März hatte er wichtige Briefschaften, sowie mehrere Equipirungsgegenstäude mitzunehmen vergessen, und er fürchtete, daß erstere in die Hände der Communards fallen könnten, wenn diese sein Palais besetzten. Er wandte sich an mich mit der Bitte, ihm diese wichtigen Documente aus Paris zu holen, bezeichnete mir den Ort, wo ich sie finden würde, und gab mir den Schlüssel zur Lade. Ich bin überzeugt, daß der General nicht im Entferntesten daran dachte, daß er mir eine geradezu lebensgefährliche Expedition zumuthete, ein Militär nimmt es in solchen Dingen nicht genau; ich übersah jedoch klar die Gefahr, konnte aber das Ansuchen nicht ablehnen, hing doch meine Zukunft von dem Wohlwollen dieses Mannes ab. Ich sagte also zu, kehrte nach Rueil zurück, packte wieder ein und fuhr mit der Familie unbeanstandet in die rue de Lille zurück. Des anderen Tages früh Morgens begab ich mich in's Palais des Generals, um mich meines Auftrages zu entledigen; wie groß war aber mein Schrecken, als ich durch die halbgeöffnete Thüre im Vorhofe die Gewehrpyramiden der Communards sah, während diese selbst im Hofe herumlungerten. Ich suchte so schnell wie möglich das Weite, denn man hätte mich unzweifelhaft festgenommen, wenn ich hineingegangen wäre. Nun war guter Rath theuer. Ich selbst konnte nicht hinein, das stand fest; ich mußte also trachten, mit irgend Jemandem vom Dienstpersonal im Hause selbst in Verbindung zu treten und durch ihn die gewünschten Papiere herausschmuggeln zu lassen, — wenn sie nicht schon confiscirt waren.

Ich begab mich zu diesem Zweck in eine dem Palais gegenüber-

liegende Crêmerie, (Art Milchladen, wo man auch Milchkaffee trinkt) und beobachtete von dort aus das Hausthor. Als nach langem Warten endlich der Portier herauskam, ging ich ihm nach, holte ihn in der nächsten Straße ein, gab ihm die nöthigen Instructionen mit dem Schlüssel und bedeutete ihm, mir Alles Abends in meine Wohnung zu bringen, sich aber ja geschickt anzustellen und keinen Verdacht zu erregen. Er sagte mir, daß die im Hause postirten Nationalgardisten ziemlich anständige Leute seien und sich bis jetzt begnügt hätten, das Haus zu überwachen, ohne es zu durchsuchen; er würde den Auftrag gewiß gut ausführen. Richtig, gegen zehn Uhr Abends kam der Portier mit einem kleinen Felleisen, in dem das Gewünschte verschlossen sei.

Gleich des anderen Tages in der Frühe war ich auch schon am Bahnhofe, spähte aufmerksam umher, ob man nicht das Gepäck revidire, oder einen Passirschein verlange. Da Nichts von alledem geschah, so nahm ich getrost mein Billet und stieg in den Zug.

Ich saß in einem Coupé zweiter Klasse an der Wagenthür, neben mir eine dicke, behäbige Bürgersfrau und gegenüber drei junge Leute, die später eingestiegen waren. Der Zug setzt sich in Bewegung, und wir fahren im mäßigen Tempo vielleicht fünfzehn Minuten, als er plötzlich in der Nähe der äußeren Festungsmauer stille steht. Ich beuge mich zum Fenster hinaus, um zu sehen, was vorgeht, und bemerke zu meinem Entsetzen einen Schwarm Nationalgarden, die sich anschicken, die Wagen zu visitiren. Wenn man bei mir die Papiere und Effecten des Generals fand, so war ich ein verlorener Mann, ich wäre auf kurzem Wege füsilirt worden.

In meiner Todesangst beuge ich mich so weit wie möglich zum Fenster hinaus und schiebe mit dem rechten Fuße die unter dem Sitz befindliche Reisetasche soweit als möglich gegen die Mitte des Coupés in der Hoffnung, die Röcke meiner Nachbarin würden das todbringende Felleisen verdecken. Endlich reißt ein siebzehn- bis achtzehnjähriger, unbärtiger Bursch in Nationalgardenuniform die Wagenthür auf und schreit mit Stentorstimme: „pas d'armes, citoyens, pas de munitions", (keine Waffen, keine Munition, Bürger!) und dabei, um einen Einblick unter die Holzbank zu bekommen, streckt er die Hand aus, vor meinen Beinen vorbei, als ob er die Röcke meiner Nachbarin bei Seite schieben wollte. Diese nahm aber die Sache schief in der Meinung, er wolle ihr in die Waden kneifen; sie hebt die Hand drohend auf und apostrophirt den angehenden Marssohn mit etlichen saftigen Schimpfnamen, indem sie ihm zugleich eine ausgiebige Maulschelle antrug. Trotz meiner schrecklichen Lage konnte ich mich nicht enthalten, zu lachen, wobei mir die drei übrigen Reisegefährten secundirten, so daß der neugebackene Nationalgardist, empört, seine Würde verkannt zu sehen, wüthend die Wagenthür zuschlug. —

Ich war gerettet! Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich meiner Retterin um den Hals gefallen, aber ich durfte mir Nichts merken lassen

und so dankte ich ihr nur im stillen Herzen für den mir erwiesenen Dienst. In St. Germain wurde ich selbstverständlich mit offenen Armen empfangen und erhielt die Versicherung, daß meine Versetzung in ein anderes Gymnasium baldigst angeordnet würde. Beruhigt trat ich den Rückweg an, um in Paris auf diese günstige Entscheidung zu warten.

Doch Tag um Tag verging in tödtlicher Ungewißheit, die Commune hatte ihre anfängliche Harmlosigkeit immer mehr abgestreift und ihren wahren Charakter geoffenbart, die Schreckensherrschaft des Pöbels, der keine Gesetze kennt.

Es war für einen anständig gekleideten Mann mit Gefahr verbunden, sich auf der Straße zu zeigen. Mir wenigstens ist es nicht weniger als drei Mal passirt, von betrunkenen Nationalgardisten angehalten und mit Vorführung vor den Maire des Arrondissements bedroht zu werden. Es war nämlich die Verordnung erschienen, daß alle Männer unter vierzig Jahren sich zum Nationalgardendienst zu melden hätten. Dies gab diesen Strolchen das Recht, jeden bürgerlich gekleideten Mann, der noch nicht graue Haare hatte, anzuhalten und zum Dienste zu pressen. Ich war zum Glücke mit dem Schweizer Gesandten, der damals auch die Deutschen bei der französischen Regierung vertrat, gut befreundet, und seiner Vermittlung verdankte ich einen Paß, der mich als Schweizer Bürger legitimirte.

Sobald ich nun angehalten wurde, zeigte ich diesen deutsch geschriebenen Paß, den natürlich Keiner lesen konnte, vor dem sie aber großen Respect hatten.

Ueberhaupt erfreuten sich die Deutschen in Paris unter der Commune viel größerer Bewegungsfreiheit als vorher; die Herren Communards waren klug genug, nicht den Zorn der vor den Thoren der Ostseite drohenden deutschen Kanonen herauszufordern, und gaben auch in der That nie Grund zu einer Klage wegen Mißhandlung oder Ermordung deutscher Staatsangehöriger, wie ich solche mit eigenen Augen im Februar noch gesehen. Ich kann nicht umhin, auf diesen Vorfall zurückzukommen, dem ich kaum acht Tage nach meiner Rückkehr in Paris als unfreiwilliger Zuschauer beigewohnt habe.

Bei meiner Abreise von Paris nach Italien im August war mir ein Necessaire aus Silber auf dem Süd-Bahnhofe abhanden gekommen oder gestohlen worden. Ich begab mich daher nach meiner Rückkehr dort in das Bureau der gefundenen Gegenstände, das im Parterre mit Aussicht auf die Straße liegt. Während ich dort mit dem Beamten nach dem verlorenen Gegenstande unter den vorhandenen Effecten suche, hören wir von der Straße her ein furchtbares Gejohle und sahen alsbald eine Menschenmasse sich einherwälzen, in deren Mitte wir einen von Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten umgebenen Einspänner bemerkten. In dem Wagen saßen oder vielmehr lagen zwei mit Blut überströmte Menschen in zerfetzten Kleidern, deren blonde Haare und röthlicher Bart auf deutsche Ab-

stammung schließen ließ. Auf unser Befragen theilte man uns mit, es seien preußische Offiziere, die sich in Civil in die Stadt hatten schmuggeln wollen, wahrscheinlich um zu spioniren, seien aber erkannt und nach Gebühr vom entrüsteten Volke behandelt worden. Leider habe der nahe Wachtposten die arg Mißhandelten in Schutz genommen, sonst war es wohl um sie geschehen. Das erzählte ganz ruhig ein anständig aussehender Herr als etwas Selbstverständliches. Man kann sich daraus aber eine Vorstellung machen, wie gefährlich es damals für Deutsche war, in Paris sich bemerkbar zu machen.

Aber wenn auch auf dieser Seite sich die Gefahr gemindert hatte, so stieg dieselbe auf der anderen Seite durch die Zuchtlosigkeit der Menge, die sich Alles erlauben zu dürfen glaubte. Noch sehe ich das ehrwürdige Hôtel de ville, das schöne Pariser Rathhaus, wo so viele geschichtlich denkwürdige Ereignisse sich vollzogen hatten, das nun aber eher einer Kaserne glich, als dem Sitze der obersten Regierungsbehörden. Ueberall auf den Stiegen, Gängen, in den prachtvolleu Sälen entweder Bassermann'sche Gestalten oder komödiantenhaft aufgeputzte sogenannte Generäle, Obersten, Commandanten, die ihre Bornirtheit und Gemeinheit mit handbreiten Goldborten zu verdecken suchten. Alles war Militär, Jeder trug das Käppi mit mehr oder weniger Goldstickerei. Wohin der Fuß trat, war Schmutz und Unrath, von Reinigung keine Rede; nie hätten sie auch Zeit dazu gefunden, sie mußten ja über Thiers, Mac Mahon und die Versailler schimpfen und, um sich vom Schimpfen zu erholen, auf Regiments-Unkosten sich besaufen. Auf den Fensterbrüstungen sah man Communards mit ihren Weibern sitzen, die Beine außerhalb der Fenster in der Luft baumelnd. Auf dem Platze vor dem Rathhause waren Kanonen aufgefahren, da konnte man auf den Kanonenläufen rittlings sitzend, jene Megären beobachten, welche später als petroleuses, zu deutsch als Mordbrennerinnen, eine so große Rolle beim Brande der Tuilerien, des Rathhauses und der anderen öffentlichen Gebäude spielten. Man konnte da wirklich mit Schiller sagen: „Wehe, wenn sie losgelassen". Der Anblick dieser verlotterten Weiber war das Gräßlichste, was die Commune dem Auge bieten konnte.

Es war gefährlich geworden, eine den jetzigen Gewalthabern, die mit ihren rothen Schärpen in den Ministerien und Regierungsgebäuden paradirten, entgegengesetzte Meinung zu haben, denn man täusche sich nicht, es war nicht allein das Gesindel, das für die Commune schwärmte und für sie sein Blut vergoß, auch das Kleinbürgerthum, der echte Pariser épicier, den die Versailler Regierung durch ihre kluge Verordnung, daß alle seit der Belagerung gestundeten Wechsel, alle rückständigen Miethzinse sofort zu bezahlen seien, aus dem Häuschen gebracht hatte, auch er war der schönen Communeregierung dankbar, daß sie einfach decretirte, Schulden seien bis auf weitere Verfügung nicht zu bezahlen.

Das erste Blut war am Vendômeplatz am 22. März geflossen, woselbst die von Bergeret befehligten betrunkenen Rotten in die dicht gedrängten Reihen der unbewaffneten Friedensdemonstranten hineinschossen. Die Demonstranten zerstoben in alle Winde und trugen die Schreckenskunde in alle Stadtviertel von Paris. Zwanzig Todte blieben auf dem Pflaster liegen. Nun wußte man, daß es mit der Commune bitterer Ernst war. Alles war jetzt begeistert für die Commune, als die aus den Wahlen vom 26. hervorgegangenen Mitglieder des Centralcomités am 28. auf der mit rothen Fahnen drapirten und mit Blumen geschmückten Tribüne erschienen, umgeben von ihrem goldstrotzenden Offiziersstab, während auf dem Platze vor dem Rathhause und in den naheliegenden Straßen über hundert Bataillone Bürgerwehr en parade in der Sonne ihre Bajonette blitzen ließen. Wer das hunderttausendstimmige „vive la commune" hat erbrausen hören, der wird über den Taumel und den Enthusiasmus der Pariser während des Aufenthaltes des Zaren in der französischen Hauptstadt nicht sonderlich verwundert sein. Ein Schlagwort, eine kecke Initiative, Witz und Geist reißt den Pariser zu überschwänglichem Enthusiasmus hin, das leichtlebige Volk giebt sich den ersten Eindrücken hin, ohne sich viel mit den Folgen seiner Handlungen in der Zukunft den Kopf zu zerbrechen.

Das Volk wurde auch gründlich bearbeitet durch die zahllosen neuen Zeitungen, die wie Giftpilze aus dem Boden schossen. Es ist unmöglich, höhern Blödsinn zu verzapfen, als man im Père Duchesne lesen konnte, aber leider ist es ja nicht in Paris allein so, daß man blödsinnige Behauptungen eher glaubt, als vernünftige.

Schon war es unmöglich geworden, Paris zu verlassen, ohne einen vom berüchtigten Polizeipräfecten Raoul Rigault unterfertigten Passirschein vorweisen zu können. Herein durfte man, hinaus nicht. Jede Postverbindung hatte aufgehört, und man erfuhr nur durch die verlogenen Zeitungen hier und da Etwas über die Vorgänge außerhalb Paris.

Meine Lage war geradezu unerträglich geworden, von Tag zu Tag hoffte ich auf irgend eine Nachricht vom General, der ganze April war verflossen, ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft. Im Gegentheil, die Lage wurde immer drückender; die Versailler Regierung hatte allen Ernstes die Belagerung von der Ostseite begonnen; die Pariser spotteten jedoch ihrer Anstrengung, wußten sie sich doch von der Westseite durch die deutschen Truppen geschützt, die dem Kampfe unthätig und schadenfroh zusahen.

Auch der Mont Valérien gab nunmehr im Brummbasse seine Stimme im Kanonenconcert ab und überschüttete die gegen Westen gelegenen Stadttheile mit Geschossen. Das kümmerte aber die Pariser sehr wenig, sie waren von der großen Belagerung her an's Schießen gewöhnt, und der Tag und Nacht andauernde Kanonendonner störte ihren Schlaf in keiner Weise. So sah ich, als ich eines Tages in den Champs Elysés spazieren

ging, die Alleen voll von Spaziergängern, die Bonnen mit den Kindern den Späßen des Guignol (Pariser Wurstel) lauschend, als plötzlich unweit des Industrie-Palastes eine Bombe krachend auf dem Pflaster zerplatzte, nachdem sie einen Gascandelaber zerschmettert hatte. Es war wohl ein allgemeines Rennen, Retten, Flüchten; aber nach einer Viertelstunde war Alles wie zuvor, und Gassenbuben boten den Vorübergehenden Bombensplitter zum Kaufe zwei Sous das Stück. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich damals verdammt wenig Interesse für die Sache der Commune hatte, im Gegentheil mich brachten diese fortwährenden Siegesbulletins der Communards zur Verzweiflung. Ich faßte den Entschluß, um jeden Preis den General von meiner Lage brieflich in Kenntniß zu setzen. Auf meinen Streifereien längs des Seineufers hatte ich bemerkt, daß die kleinen Personendampfer unbehelligt durch die Austerlitzbrücke hindurch bis zur Brücke von Bercy fuhren, woselbst bereits die deutschen Wachtposten standen. Dort, so dachte ich mir, muß doch wohl wieder die Post functioniren; ich werde also bis dahin fahren und dort meinen Brief an den General aufgeben. Des anderen Tages mit meinem Brief, den ich auf der Brust verwahrte, bestieg ich das bateau-mouche, den Propeller, und fuhr flußaufwärts an Notre Dame, dem Jardin des Plantes vorbei, als plötzlich das Schiff vor dem Pont d'Austerlitz sich gegen das rechte Ufer wandte, woselbst ich einen Haufen Nationalgardisten gewahrte. Alle Passagiere mußten aussteigen, vor dem Commandanten des Trupps vorbeidefiliren, unter der Brücke durchgehen, um dort ein anderes Schiff behufs weiterer Beförderung nach Charenton zu besteigen. Es wurde mir ganz schwül zu Muthe mit meinem fatalen Brief auf der Brust; wenn man mich visitirte, so war ich sicher, erschossen zu werden. Ich nahm meinen ganzen Muth zusammen, möglichst unbefangen zu scheinen, zündete in aller Eile noch eine Cigarette an und ging anscheinend ganz sorglos über den Landungssteg. Dort empfing mich der Offizier mit den Worten: „Sie gehören noch zur Nationalgarde, Sie haben noch keine vierzig Jahre", worauf ich lächelnd erwiderte, daß ich mich durch seine Meinung sehr geschmeichelt fühlen würde, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, aber abgesehen davon, daß ich über vierzig Jahre hätte, sei ich nicht französischer Staatsbürger, und wies ihm meinen Schweizerpaß vor. Dann fragte er mich, was ich in Charenton zu suchen hätte; in meinem Landhause nachsehen, ob es noch auf demselben Flecke steht, war die Antwort; worauf er ein kurzes „Passez" ausstieß, so daß ich den anderen Passagieren durch die Brücke folgen konnte. In Charenton gab ich meinen Brief auf, der auch richtig an seine Adresse gelangte, ohne daß jemals die ersehnte Antwort den Weg zu mir gefunden hätte. Man konnte ja von Versailles nach Paris kommen, aber nicht umgekehrt von Paris nach Versailles fahren.

Unterdessen wird es aber von Tag zu Tag ungemüthlicher in Paris, trotz der verschiedenen Spectakelstücke, die von der Communeregierung

inscenirt werden, um das liebe Publicum zu unterhalten und dessen Aufmerksamkeit von ihren Gewaltthaten abzulenken, als da sind die Verhaftung der Geiseln, insbesondere des Erzbischofs Dorboy, die Verfolgung der Priester, die Niederreißung des Hauses des verhaßten Präsidenten Thiers und der Vendômesäule 2c. Dagegen veranstaltete man ein Autodafé am Boulevard Voltaire zu Füßen der Statue des Philosophen, nicht um Ketzer zu verbrennen, beileibe, sondern um feierlichst eine Guillotine zu verbrennen, „die der Tyrann Thiers hat neu anfertigen lassen". Sie konnten ja leicht das mörderische Instrument entbehren, hatten sie doch die noch mörderischeren Chassepotkugeln zu ihrer Verfügung. In den Sälen der Tuilerien giebt es Concerte, in den Kirchen debattiren die verschiedenen Clubs, wobei die Sacristeien in Kneipen verwandelt werden. In den Schaufenstern der Kaufläden sah man Caricaturen so schamloser Art, daß ein Kanonier hätte darüber erröthen müssen. In dem Frauenzimmerclub in der Kirche Saint Jacques wurde über Gott, die Religion, die Ehe debattirt. Die Bürgerinnen beschlossen die Abschaffung all dieses Blödsinns, die Ehe zudem wurde als ein Attentat auf die guten Sitten gebrandmarkt. Um ihren antireligiösen Gefühlen Ausdruck zu geben, hatten sie den Weihwasserkessel mit Tabak angefüllt, den Hochaltar zum Schenktisch erkoren, dem Muttergottesbild die Uniform einer Marketenderin angezogen und eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt.

Zur Zeit der großen Revolution, während Robespierres Schreckensherrschaft, konnte es nicht anders gewesen sein; die Communards äfften nur in Worten und Thaten dieses Vorbild nach.

Doch genug von diesen Gräueln, die Jeden, der sie miterlebt, gründlich von socialen Anwandlungen heilen mußten.

Wir waren schon im wunderschönen Monat Mai, Alles duftete und blühte in der Natur, ja sogar die Föderirten zeigten Neigung zur Sentimentalität, sah ich doch mehrere Bataillone vom Fort Issy zurückkehren, die in die Läufe ihrer rauchgeschwärzten Gewehre blühende und duftende Fliederbüsche gesteckt hatten — nur ich war der Verzweiflung nahe, da sich keine Hilfe, keine Aussicht zeigte, dem drohenden Verderben zu entgehen. Meine Hilfsquellen waren nahezu erschöpft; ich mußte um jeden Preis dieser qualvollen Situation ein Ende machen, wollte ich nicht verhungern. Ich beschloß, auf jede Gefahr hin selbst nach Versailles zu gehen, um dort die Entscheidung über mein Schicksal herauszufordern.

Es gelang mir, einen Bäckermeister, der tagtäglich zweimal zwischen St. Denis und Paris verkehrte, um Brod und Lebensmittel in die Stadt zu führen, mich, als seinen Gehilfen verkleidet, auf seinem Wagen mitzunehmen, da er einen Passirschein für zwei Personen besaß und die Wachen am Thore, wie er selbst sagte, es nicht so genau nähmen. So fuhr ich denn am 10. Mai ohne Anstand aus der unheilbringenden Stadt hinaus nach St. Denis und von dort zu Fuß in langem Bogen durch die

Ebene bis zum Mont Valérien, dessen Bomben über meinem Kopfe hinweg zur Stadt sausten; schlug dann den schon Ende März einmal zurückgelegten Weg durch den Wald von Versailles ein und kam dort zu Tode erschöpft gegen Mittag an.

Vor Allem suchte ich den General auf, auf dem meine ganze Hoffnung beruhte und auf den ich um so mehr rechnen zu können glaubte nach dem Dienste, den ich ihm erwiesen.

Er war soeben vom Frühstückstische aufgestanden und empfing mich sogleich, trotzdem er im Begriffe war, einer militärischen Conferenz beizuwohnen. Ich setzte ihm mein Anliegen auseinander, betonte meine Nothlage und bat ihn, mir Rath zu ertheilen. Seine kurze, knappe Antwort war der Zusammenbruch aller meiner Hoffnungen, der Ruin meiner ganzen Existenz. In solchen Zeiten, sagte er, müsse Jeder für sich sorgen. Das Vaterland sei in Gefahr, und die Pflicht, es zu retten, gehe über Alles. Es sei unmöglich, bei der jetzigen Sachlage persönliche Angelegenheiten zur Sprache zu bringen. Ich möge übrigens beim Unterrichtsminister vorsprechen, vielleicht könne dieser mir Hoffnung auf die Zukunft geben.

Ich wußte genug. Meines Bleibens war nun nicht mehr in Frankreich, welches auch mein Schicksal in fremden Landen sein mochte. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich kehrte nach St. Denis zurück und fuhr von dort nach Compiègne, woselbst Prinz Albert von Sachsen als Commandant des 3. Armeecorps sein Hauptquartier hatte. Ich hatte nämlich in früheren Jahren in Turin die Erziehung des Neffen des sächsischen Prinzen geleitet, nämlich des Herzogs von Genua, dessen Mutter eine sächsische Prinzessin und die Schwester des Prinzen Albert war. Diesen hatte ich bei einem seiner Besuche seiner Schwester in Italien am Lago Maggiore kennen gelernt.

Der deutsche Fürst empfing mich in dem prunkvollen Schlosse, das vor Jahresfrist noch das tolle Treiben des Napoleonischen Hofes gesehen hatte, mit herzerquickender Liebenswürdigkeit. Ich schilderte ihm die Hoffnungslosigkeit meiner Lage, theilte ihm den Entschluß mit, Frankreich zu verlassen und bat ihn, mir zu diesem Zweck dadurch behülflich zu sein, daß er mir zwei Empfehlungsschreiben mitgeben wolle, das eine an den sogenannten Präfecten von Paris, Raoul Rigault, behufs Erlangung eines Passirscheines, das andere an die Bahnverwaltung der Ostbahn behufs freier Fahrt für mich und meine Familie nach Straßburg.

Mit der größten Liebenswürdigkeit erklärte er sich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, meinte jedoch, da ich jedenfalls besser Französisch verstände als er und seine Adjutanten, so möchte ich beide Empfehlungsbriefe gleich selbst redigiren, was sofort geschah. Er meinte dann, daß der Brief an Raoul Rigault keine Wirkung haben werde, mir im Gegentheil schaden

könnte. Ich beruhigte ihn aber in dieser Hinsicht, denn nach meinen Erfahrungen hatten die Communards einen gewaltigen Respect vor den Deutschen, und eine Empfehlung von so hoher Seite würde dem Selbstgefühl des aufgeblasenen Wichtes unendlich schmeicheln. Wir sprachen sodann über die Vorkommnisse in Paris, ich übergab dem Prinzen mehrere Pariser Zeitungen und konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, warum die deutschen Truppen all diesen Gräueln so gleichmüthig zuschauten, während es in ihrer Macht lag, dem ganzen Spuk mit einem Schlag ein Ende zu machen. Der Prinz entgegnete, daß vor Allem die deutsche Regierung von keiner Seite aufgefordert worden sei, zu interveniren, und dann sei jeder Tag, den der Bürgerkrieg länger dauere, ein Gewinn für die deutsche Sache und eine Schwächung für die französische. Er befragte mich auch über die Streitkräfte und die militärischen Hilfsmittel, über welche die Commune verfüge, doch konnte ich ihm hierüber nur ganz unzulängliche Auskunft geben, da ich mich um derlei Sachen nie gekümmert hatte.

Mit einem herzlichen Glückwunsch für mein künftiges Wohlergehen entließ mich der Prinz; ich mußte aber noch eine Fluth von Fragen aller Art von Seiten der Adjutanten über mich ergehen lassen, bevor ich das Schloß verlassen konnte. Ueber St. Denis kehrte ich dann wieder nach Paris zurück.

Dort vor dem Thore trat mir so recht grell der Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen vor Augen. Herüben ein strammer hochgewachsener Garde-Grenadier in tadelloser Uniform, gemessen auf und abmarschirend, dort am Thore ein zerlumpter, schmutziger, kleiner Knirps in Nationalgardeuniform, am Schilderhaus lehnend, gähnend, das Gewehr neben sich stehend und aus einer Gipspfeife rauchend, mit einem Worte ein getreues Abbild der Lumpenwirthschaft der Commune.

Nach Hause zurückgekehrt, theilte ich meiner Frau meinen unabänderlichen Entschluß, Frankreich zu verlassen, mit, stieß jedoch diesmal auf keinen so energischen Widerstand wie bei Beginn der ersten Belagerung. Die Unannehmlichkeiten (so nannte sie die Gräuel der Commune), denen man jetzt in Paris ausgesetzt war, hatten ihren Sinn weniger patriotisch und gefügiger gemacht.

Ich hatte nur mehr ein Gefühl, fort, fort von dieser wahnwitzigen, blutrünstigen Stelle und der noch größeren Zahl von Feiglingen, die sich diese Blutherrschaft gefallen ließ. Am selben Abend ging es an's Einpacken des Nöthigsten. Des anderen Tages schon meldete sich bei mir ein Beamter der Ostbahn, um mir eine Freikarte nach Straßburg zu überreichen auf Grund der Empfehlung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Sachsen. Jetzt blieb mir noch die schwierigere Aufgabe, den Passirschein von dem gefürchteten Despoten Rigault zu erlangen. Zu diesem

Zwecke begab ich mich in die Höhle des Löwen, in die Präfectur. Ich hatte mich jedoch sehr getäuscht in meiner Meinung, leicht Zutritt zu diesem ehemaligen verbummelten Studenten zu erhalten. Als ich auf den Pont neuf kam, stand von dort bis über den ganzen Platz schon eine lange Reihe von je zwei Personen angestellt, die zu demselben Zwecke wie ich gekommen waren, nämlich um einen Passirschein zu erhalten. Zu beiden Seiten der Reihe standen Nationalgardisten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Anstatt irgend einem Schreiber die Ausfolgung der Passirscheine zu überlassen, hatte der Bürger Rigault sich das selbst vorbehalten, wahrscheinlich kitzelte es seinem Stolz, Tausende vor sich als Bittsteller erscheinen zu sehen.

Die neuen Machthaber nahmen es mit den Bureaustunden nicht so genau, brachten sie doch meistens die Nächte in wilden Orgien zu, so daß sie sich erst früh zu Bette legten. Es war deshalb auch schon Mittag, ehe die ersten eingelassen wurden, und um zwei Uhr hieß es, die Audienzen seien beendigt. Ich hatte seit neun Uhr geduldig auf dem Pflaster gestanden und gewartet, und nun sollte all diese Mühe umsonst gewesen sein? Ich drängte mich vor, ging geradewegs durch das Thor und die Stiege hinauf. Mein sicheres Auftreten imponirte offenbar den Nationalgardisten, denn sie ließen mich ungehindert durch. Oben rief ich im Vorzimmer einen wüst aussehenden Kerl, der als Huissier fungirte, zu, ich müsse augenblicklich mit dem Bürger Raoul Rigault sprechen; ich hätte Wichtiges mit ihm zu verhandeln; als ob ich keinen Widerspruch duldete, übergab ich ihm meine Visitenkarte, mit welcher er auch hinter der Thür verschwand. Nach fünf Minuten schon kehrte er mit dem ausgefertigten Passirschein zurück mit dem Bemerken, der Bürger lasse sich entschuldigen, er sei jetzt durch wichtige Geschäfte verhindert, mich zu empfangen. Das Schreiben des fürstlichen Commandanten des III. Armeecorps hatte das Wunder bewirkt, daß er mir, ohne mich gesehen zu haben, den Passirschein zuschickte. Leider war ich dadurch auch der Gelegenheit beraubt, eine so berüchtigte Persönlichkeit von Angesicht zu Angesicht betrachten zu können. Unter den Mordbrennern von Paris nimmt er jedenfalls die hervorragendste Stelle ein.

Nun gab es kein Halten mehr. Des andern Tages zog ich mit meiner Familie wieder zum Thore hinaus, durch dieselbe Porte d'Allemagne, durch welche ich nach Ueberwindung so vieler Hindernisse Anfangs Februar eingezogen war, und bestieg in Pantin den Zug, der mich meiner neuen Heimat entgegenführen sollte. Daß ich gut daran gethan hatte, mit solcher Eile Paris den Rücken zu kehren, bewies die Folge. Schon zwei Tage nachher drangen die Versailler Truppen durch die Porte de la Muette in Paris ein, concentrisch gegen das Herz der Stadt vordringend. Die Rue de Lille, wo ich wohnte, läuft parallel mit der Seine und war bei ihrem Ausgang in die Rue Bonaparte stark verbarricadirt.

Es tobte ein ziemlich heftiger Kampf in der Straße, der den Versaillern viele Opfer kostete. Um nun zur Barricade ohne Blutvergießen zu gelangen, schlugen die Versailler auf der linken Häuserreihe Löcher durch die Feuermauern und drangen so langsam aber sicher von Haus zu Haus vor. Die Communards aber, welche Lunte gerochen hatten, gossen Tonnen Petroleum in die der Barricade zunächst liegenden Häuser, um durch den Brand derselben die Versailler am Vordringen zu hindern. Unter diesen Häusern befand sich auch das, welches ich mit meiner Familie bewohnt hatte. Mit Schaudern denke ich daran, was aus uns geworden, wenn wir geblieben wären. Erschossen oder verbrannt.





Mythologie und Völkerkunde.

Von

Th. Achelis.

— Bremen. —

Es ist der ewig unvergängliche Ruhm der neueren Sprachwissenschaft, daß es ihr gelungen ist, in die nebelumsponnenen Anfänge des arischen Urvolks, von denen keine schriftliche oder monumentale Ueberlieferung auf unsere Tage gekommen ist, ein klärendes Licht geworfen und uns mit der Geschichte der Sprache zugleich eine Entwicklung der religiösen, mythologischen und rechtlichen Ideen, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, gezeichnet zu haben. Mag auch über Einzelheiten ein heftiger Kampf unter den betheiligten Fachgenossen bestehen, die Thatsache dieser Erschließung jener großartigen, umfassenden Perspective bleibt durch diese Controversen — ich erinnere nur an das heikle Problem des Ursitzes unserer prähistorischen Vorfahren — unberührt. Es lag auch in der Natur der Sache, daß man geneigt war, die Züge dieses Bildes unbedenklich zu verallgemeinern und z. B. aus jener Analyse der ältesten indogermanischen Vorstellungen den Typus des primitiven menschlichen Mythus überhaupt zu gewinnen, ohne weitere Rücksicht auf andere ethnographische Gruppen in der Völkerfamilie. So konnte es kaum ausbleiben, daß diese Reconstruction, von einem gewissen idealen Zug getragen, jene Zustände in einer farbenprächtigen Beleuchtung erscheinen ließ, mit der die Schilderung der modernen Anthropologen von dem Charakter der Naturvölker seltsam contrastirte. Insbesondere gilt das von der angeblichen Naturauffassung, die meist in dem Lichte einer zarten dichterischen Anempfindung gefeiert wurde, als Resonanzboden für recht complicirte ästhetische und ethische Regungen. Um sich diesen Standpunkt zu vergegenwärtigen,

muß man einen Blick in die Untersuchungen werfen, mit denen seiner Zeit epochemachende Forscher, wie Adalbert Kuhn, Max Müller u. A. die Principien der Sprachwissenschaft in die Mythologie einführten. Sprachliche Metaphern sollten den Anfang des mythischen Processes gebildet haben, wie schon in dichterischer Bezeichnung die Strahlen der Sonne als Rosse und im Hinblick auf ihre versengende Gluth als Pfeile aufgefaßt seien. Denn die Vorfahren Homers, ruft Max Müller aus, werden nicht solche Idioten gewesen sein, um die Sonnenstrahlen wirklich für Rosse oder für Pfeile zu halten, und doch ist er gezwungen, eben den Dichtern selbst die volle Naivetät, den phantastischen Wahnsinn, welchen er der älteren Entwicklungsstufe erspart wissen möchte, zuzuschreiben*). Es ist das ein Zeichen dafür, daß die sprachliche Untersuchung allein zur Lösung des Problems kaum ausreicht, so wichtig und unentbehrlich auch ihre Hilfe bis zu einem gewissen Grade sein mag; hier muß eine breitere Forschung mit noch umfassenderem Material einsetzen, nämlich die vergleichende Völkerkunde.

Orientiren wir uns zunächst ganz über die Bedeutung der sprachlichen Vorarbeit. Wenn man mich fragen würde, erklärt Müller etwas emphatisch, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im neunzehnten Jahrhundert in Bezug auf die alte Geschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit DYAUS H — PJTAR = Griechisch ZEYSPATER = Lateinisch JUPITER = Altnordisch TYR. Man bedenke, was diese Gleichung besagt. Sie besagt nicht nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten, wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, welche längst aufgehört hat, Staunen zu erregen, so unglaublich sie auch Anfangs klang — sondern sie besagt und beweist auch, daß sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeit lang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einen Namen, welcher Himmel = Vater bedeutet. Ein Gelehrter, der sich auf die See der alten Geschichte und namentlich der alten Religion und Mythologie hinauswagt, ohne diese kurze Gleichung stets vor Augen zu haben, ist ebenso hilflos wie ein alter Seefahrer ohne einen Compaß; er mag manchen Sturm überstehen, am Ende aber muß er doch Schiffbruch leiden. (Anthropolog. Religion S. 80.) Ja man kann es vollauf verstehen, wenn derselbe Gelehrte an einem anderen Orte versichert, daß, „so oft ich über die religiösen, mythologischen und sittlichen Ideen uncivilisirter Völkerstämme und über das Licht, welches sie über dunkle Capitel der arischen oder semitischen Religion, Mythologie oder Ethik verbreiten, zu schreiben wagte, ich stets vorher einen bestimmten Einblick in ihre Sprache zu gewinnen oder mich des Beistandes sachkundiger Gelehrten zu versichern suchte, um vor einem völligen Fehlgehen bewahrt zu bleiben, wenn ich mir auch alle-

*) Vgl. Max Müller, Essays II, 10 ff. und Wundt, Ethik S. 51 ff.

zeit der dünnen Eisdecke, auf die ich mich wagte, auf's Peinlichste bewußt blieb"*). (Natürl. Religion S. 495.) Diese Veranlassung, um nicht zu sagen, Nothwendigkeit sollte bei dem tagtäglich anwachsenden ethnologischen Material nicht ausbleiben; mußte doch schon Max Müller von den Zulumärchen und Fabeln Akt nehmen, die den deutschen, durch Grimm gesammelten auf ein Haar glichen, und ebensowenig konnte er sich, wie er offen bekennt, des unwiderstehlichen Eindruckes einer völligen Gleichartigkeit bei den entsprechenden polynesischen und indianischen Sagen und Mythen erwehren. Es darf wohl als charakteristischer Umstand angeführt werden, daß der große Sprachforscher das äußerst gehaltreiche Buch von Gill, **Myths and Songs from the South Pacific**, London 1876, mit einer längeren Einleitung herausgab. Zwar hält er auch jetzt an der wesentlich formalen Behandlung fest, wenn er z. B. schreibt: Als man fand, daß fast jedes Volk, ob nun civilisirt oder uncivilisirt, etwas Aehnliches besaß, und daß diese verschiedenen Mythologien die überraschendsten Uebereinstimmungen aufwiesen, konnten sich die Philosophen der Annahme nicht entschlagen, daß die Mythologie nothwendig in der menschlichen Natur begründet sein müsse, daß in all der Unvernunft, die unter dem Namen Mythologie geht, doch auch einige Vernunft liegen müsse. Den Grund entdeckte man in der Sprache, in ihrer natürlich voranschreitenden Entwickelung von den Wurzeln zu Worten, in dem Zwange, Wurzeln, die menschliche Thätigkeiten bezeichneten, zur Benennung der auffallendsten Erscheinungen der objectiven Welt verwenden zu müssen, vielfach auch darin, daß die ursprüngliche Bedeutung solcher Namen vergessen wurde. Die Mythologie, welche zuerst gleichsam Wahnsinn zu sein schien, der über das Menschengeschlecht in einer bestimmten Periode seiner Entwicklung gekommen war, ist jetzt als unvermeidliche Entwicklungsstufe in dem Wachsthum der Sprache und des Denkens — denn die beiden sind immer untrennbar — erkannt worden. Sie repräsentirt, was wir in der Geologie eine metamorphische Schicht nennen würden, eine durch vulcanische Ausbrüche der darunter liegenden Felsmassen herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig geschichteten Sprache. Es ist metamorphische Sprache und Denken, und es ist die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerstreuten Fragmenten dieser mythologischen Schichte die Reste von organischem Leben, vernünftigem Denken und dem ältesten religiösen Sehnen des menschlichen Herzens zu entdecken. (Natürl. Religion S. 498.) Aber trotz seiner ausgesprochenen und nur zu begreiflichen Vorliebe für die rein etymologische Untersuchung des zuständigen Materials ist er doch, wie schon angedeutet, unbefangen genug, nicht auch den Werth einer allgemeineren Perspective zu

*) Vgl. D. Brinton's gleichlautende Aeußerungen in seinem vorzüglichen Werk, auf das wir später noch zurückkommen werden: American Hero-Myths, Philadelphia 1882, S. 204.

verkennen. Für die Anhänger dieser völkerpsychologischen Richtung (so heißt es weiter) ist die Mythologie eine nothwendige Entwicklungsstufe, die der Mensch überall in der Welt durchmachen muß. Sie suchen daher nicht nur da nach Analogien, wo der gemeinsame Ursprung von Völkern und Sprachen, die bestimmte Mythen mit einander gemein haben, erwiesen ist, sondern auch da, wo eine solche Verwandtschaft allem Anschein nach nicht möglich ist. Sieht man der Sache tiefer auf den Grund, so läßt es sich wohl nicht verkennen, daß diese Erweiterung des ursprünglichen Standpunktes psychologisch geradezu unvermeidlich war. Die Sprachwissenschaft nämlich kann schwerlich, ohne sich selbst untreu zu werden, über die Sphäre der einzelnen ethnischen Gruppen herausgreifen, innerhalb deren sie, eben je nach dem Grade der inneren Verwandtschaft der betreffenden Idiome untereinander, die Giltigkeit von Gesetzen zu erweisen sucht. Darüber hinaus vermag sie höchstens einige farblose allgemeine Beziehungen der Lautäußerungen zu den Vorstellungen und Ideen zu bestimmen, wobei aber schon der feste Untergrund der verläßlichen Erfahrung für die Untersuchung nicht unbedenklich erschüttert zu werden beginnt. Mit anderen Worten: die Sprachen sind ganz und gar Solitärproducte*) bestimmter Völkergruppen, aus denen der geistige Entwicklungsgang der menschlichen Vernunft überhaupt nicht in concreto erschlossen werden kann, da die ethnographische Eigenart sich überall als hemmende Schranke für eine derartige allgemeine Deduction erweist. Hier setzt nur gerade die durch keine derartige Fessel beengte Perspective der vergleichenden Völkerkunde ein, die, und zwar gerade bei den stammfremdesten Völkerschaften, eine überraschende Uebereinstimmung in mythologischen Ideen mit Evidenz nachgewiesen hat. Hier erst, auf diesem durch keine topographischen und culturhistorischen Rücksichten eingeschränkten Gebiete finden wir die Umrisse des so häufig verfehlten allgemeinen Menschlichen aufdämmern, weil eben erst die moderne Ethnologie uns das echte Modell des Homo sapiens, das so lange Zeit ein täuschendes Blendwerk einer eitlen Philosophie war, kennen gelehrt hat**).

Ohne uns in eine langathmige Definition der Völkerkunde einzulassen, dürfen wir wohl auf leidliche Zustimmung rechnen, wenn wir es als ihre Aufgabe bezeichnen, den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts von den dürftigsten Ansätzen an nach allen Richtungen geistigen Schaffens in organi-

*) Vergl. über diesen Punkt Post, Einleitung in das Studium der ethnolog. Jurisprudenz, S. 26, Oldenburg 1886.

**) Auf die Irrthümer und Mißgriffe, um nicht zu sagen, Voreiligkeiten der Linguistik, meist hervorgerufen durch Fehlschlüsse aus bloßen phonetischen Uebereinstimmungen, legen wir kein principielles Gewicht, obwohl solche Thorheiten nicht selten sich unverdient lange erhalten haben. So wurde z. B. die indianische Gottheit Votan (bei den Mayas) mit dem germanischen Wotan in unmittelbare Beziehung gebracht oder selbst von einem Humboldt als eine Ableitung von Odin oder Buddha erklärt (vgl. Brinton, American Hero-Myths S. 212 und Max Müller, Natürl. Religion S. 440 ff.).

schem Zusammenhange zu verfolgen. In dieser socialpsychologischen Perspective, wie sie schon den ungefähren Umrissen nach der scharfsinnige Voltaire ahnte, erscheinen alle späteren, in der geschichtlichen Ueberlieferung fixirten ethnischen Eigenthümlichkeiten, ja der Typus der sonst durch eine Kluft von einander geschiedenen Rassen wie ausgelöscht, besonders wenn es sich um die primitive Structur mythischer und religiöser Gedanken handelt, um die Urelemente unserer Weltanschauung. Es ist deshalb so bezeichnend, daß man Anfangs, als diese seltsamen Analogien von allen Seiten des Erdballs zusammentrafen, nur um eine Erklärung zu ermöglichen, auf die abenteuerlichsten Entlehnungs-Hypothesen verfiel. Unter den Indianern sollten sich Reste der verlorenen israelitischen Stämme vorgefunden, auf den polynesischen Eilanden die zweifelhaften Kushiten Elemente der Genesis verbreitet haben u. s. w., bis der einzig richtige kritische Gesichtspunkt fixirt wurde, für alle solche geographische Uebertragungen einen genauen Beweis zu verlangen. Selbst Forscher, die in erster Linie dieser Anschauung des Völkergedankens, um einen bekannten Bastian'schen Ausdruck zu gebrauchen, abgeneigt sind, wie z. B. der treffliche Fr. Ratzel, können doch nicht umhin, Angesichts des überwältigenden Materials der socialpsychischen Perspective — wie sie übrigens, um ein anderes Gebiet zu berühren, auch höchst charakteristisch in rechtlichen Ideen und Einrichtungen hervortritt — eine gewisse Berechtigung einzuräumen. So erklärt er: Wenn wir höher steigen, so kommen wir zu jenen mythologischen Entwickelungen der Götter- und Seelenlehren und der Kosmogonien, welche Pflanzen vergleichbar, deren Same der Wind verträgt, überall, wo Menschen sind, gleich in Grundgedanken, aber auch erstaunlich ähnlich in Einzelheiten aufsprießen und oft wuchernd sich entfalten. Gerade wie bei den Pflanzen erstaunt uns diese Aehnlichkeit um so mehr, je schwankender, reicher und dabei aus vielen Einzelheiten sich zusammensetzend ihr Aufbau, je mehr an Größe, Masse, Wuchs sie mit dem Himmelsstrich sich abändern, um nur um so fester die Eigenartigkeit der Form festzuhalten. Die Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten sind auf diesem Gebiet so häufig, daß selbst Beobachtern, welche gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der eine Sagensammlung des Amazonengebietes anlegte, fand sofort die Schwanenjungfrau, den Werwolf, das Ueberholen im Wettlauf eines schnellen Thieres (Hirsch) durch ein langsames (Schildkröte) heraus. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Bleek einen im ‚Reineke Fuchs in Afrika' dargestellt hat. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge zu beachten: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Theil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung. Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können, und man mag dann allein an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weit entlegenen Gebieten glauben. Wenn einst eingehende

Forschungen nachweisen sollten, daß neben der Armuth an materiellen Gütern der Reichthum an Gedanken in Märchen und Sagen bei den Buschmännern überraschend sei, so würden wir darin nichts Erstaunliches sehen. (Anthropogeographie II, 718.)

Dies Problem ist von so ausschlaggebender Bedeutung, daß wir nothgedrungen noch Etwas dabei verweilen müssen. Schon Peschel betonte gegenüber der Zerrissenheit des Menschengeschlechts die Thatsache der geistigen Einheit, die sich dem unbefangenen Beobachter des Völkerlebens unwiderstehlich aufdrängt, mit ganzem Nachdruck: Auf dieselben Gedanken oder auf dieselben Wahnbilder sind die Bewohner von vier Welttheilen gerathen, und wir können dies Zusammentreffen nur auf eine doppelte Weise erklären: Denn entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämmtlichen Spielarten unseres Geschlechtes noch eine engere Heimat bewohnten, oder sie haben sich selbstständig entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdkreis. Ist das Letztere wahrscheinlich, dann gleicht sich das Denkvermögen aller Menschenstämme bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen (Völkerkunde S. 27). Läßt man mithin die so wie so recht strittige Frage nach dem sogenannten Ursitz der Menschheit bei Seite, so bleibt nur die andere Möglichkeit einer ursprünglichen psychischen Gleichartigkeit übrig, eine Annahme, die Altmeister Bastian als zwingende Nothwendigkeit für die ethnologische Forschung höchst anschaulich entwickelt: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten unter ihren localen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur local bedingte Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappirt, vom Zufall zu sprechen, aber der stets wiederholte Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Coincidenzen, und bald war, wie immer, der „geheime Bautrieb“ bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf dem so schlüpfrigen Gebiet, wie dem psychischen. Jetzt in Folge des sich theilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so als nicht mit subjectiver Absicht, sondern rein objectiv gewonnen auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Continenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Nothwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen (oder localen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden schafft ein gleiches Wachs-

thumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Scandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwaldes, um diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes festzustellen sowohl für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, wie für die religiösen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen. (Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen, S. 8.)

Das gilt nun in erster Linie von den großen mythischen Gedankenschöpfungen, die geradezu kosmopolitisch genannt werden können, und die Zusammenstellungen, welche Bastian von diesen alle räumlichen, zeitlichen, topographischen und culturhistorischen Schranken überspringenden Parallelen giebt*), sind geradezu verblüffend. Nicht minder ist dieser Typus aber auch z. B. bei einem so anscheinend bloßer Laune unterworfenen Gegenstand wie den Masken zu beobachten, die man auch nicht letzten Endes, wie mit vollem Recht der treffliche R. Andrée bemerkt, mit dem bloßen Wandern aus einem angeblichen Centralpunkt erklären kann. Letzterer kann dann endgiltig nur auf ein einziges Individuum zurückgeführt werden, in dessen Gehirn die erste Conception der Masken entstand. X, ein egyptischer Priester zur Zeit der so und so vielten Dynastie, erfand die Maske. So ungefähr würde die Wandertheorie im Verfolg sich gestalten, wenn der historische Beweis zu erbringen wäre, und die Möglichkeit darf nicht geleugnet werden. (Ethnographische Parallelen. N. F. Leipzig 1889, S. 108.)

Auch hier erscheinen solche Uebereinstimmungen, so gesetzmäßige Züge trotz aller Variationen im Detail, daß gleichfalls für diese primitiven Anfänge des Kunstsinnes ein bestimmtes organisches Wachsthum unverkennbar ist. Daß trotzdem gelegentlich eine Uebertragung und Entlehnung stattgefunden hat, daß z. B. Motive indischer Kunst sich in Indonesien wiederfinden und vielleicht auch noch weiter gewandert sind, wird dadurch nicht berührt, nur muß jeder Zeit, wie schon früher angedeutet wurde, ein entsprechender inductiver Beweis für eine solche Wechselwirkung verlangt werden,

*) Vgl. z. B. Ethnische Elementargedanken, II, 225, wo sich neben den Buddhisten und Brahmanen die Maori, die Finnen, die Tlinkiten, Guineer u. s. w. auf ein und demselben geistigen Niveau zusammenfinden, oder „Zur Lehre vom Menschen“ (Berlin 1895) II, 29, wo die Analogien zwischen polynesischer und indianischer Mythologie erörtert werden.

widrigenfalls wir es mit einer bloßen Vermuthung, die an sich Nichts besagt, zu thun haben.

Haben wir somit den Standpunkt der Völkerkunde ganz im Allgemeinen fixirt, so würde es sich in zweiter Linie darum handeln, die Structur der Mythologie wenigstens ihren allgemeinen Zügen nach zu bestimmen. Es bedarf wohl keines besonderen Beweises, daß wir selbst unter diesem Vorbehalt dazu nicht im Stande sind, wir würden Seiten füllen, und es wäre noch kein Ende abzusehen. Dagegen können wir wohl den Entwickelungsgang und die Hauptgegenstände des mythologischen Bewußtseins in aller Knappheit skizziren, wobei wir natürlich von jeder zeitraubenden Polemik von vornherein absehen. Ebenso sei gleich am Anfang bemerkt, daß für die concrete ethnologische Auffassung Religion, Mythologie und Cultus ein untrennbares Ganze bilden, das man nicht einigen speculativen Definitionen und dialektischen Erörterungen zu Liebe zerstören sollte. Ein nicht geringer Theil der müßigen Controversen über die angebliche Religionslosigkeit der Naturvölker ist in der That nur aus dem Umstande entstanden, weil man ganz einseitig gewisse sittliche Momente betonte und dem gegenüber solche Punkte, wie Opfer, Vorstellungen über die Seele, über ein künftiges Leben u. s. w. völlig außer Acht ließ. Da es mit der Moral der Naturvölker bekanntlich seine besondere Bewandtniß hat und gerade hier die unglaubliche Einseitigkeit unseres landläufigen Urtheils recht unverblümt sich zu erkennen giebt, so wäre es wirklich sonderbar, wenn sich dieser Gegensatz zu unseren ethischen Normen nicht auch in den höchsten religiösen Ideen bemerkbar machen sollte*). Außerdem darf man nicht vergessen, in welch fragmentarischem Zustande uns die meisten Mythologien der Naturvölker überkommen sind, und wie wenig wir häufig in der Lage sind, zu entscheiden, was priesterliche Speculation ist, und was originales Product des betreffenden Volkes selbst; von dieser niederen Mythologie, wie man sie wohl genannt hat, wissen wir leider nur allzu wenig.

Wenn wir in der Zergliederung dieses psychologischen Processes mit den erhabensten theogonischen und kosmogonischen Ideen beginnen, so ist das z. B. ein Beweis für das Schwergewicht, das für unsere Untersuchungen ein hergebrachtes philosophisches Schema besitzt. Fragt man sich nämlich ganz unbefangen, ob das naive Bewußtsein eines Naturmenschen oder etwa eines Kindes mit diesen abstracten Operationen und Factoren seine Orientirung in der Welt anfängt oder höchst wahrscheinlich anheben würde, so kann man nur ein unumwundenes Nein darauf antworten. Es ist in der That doch kein Zufall, sondern entspricht einem tieferen psychologischen Gesetz, wenn die Missionare bei ihren häufig allerdings nicht sehr geschickten Katechisirungen in Betreff des schwerwiegenden Problems der Weltschöpfung

*) Vgl. dazu die Ausführungen von Brinton, American Hero-Myths p. 23 und Myths of the New World, p. 309 ff., 315.

meist einem verständnißlosen, stumpfen Erstaunen begegneten; es liegt eben begreiflicher Weise außerhalb ihres geistigen Gesichtskreises. Trotzdem treten uns in den meisten Religionen der Naturvölker, bei denen aber auch, wie schon angedeutet, priesterliche Dialektik mit im Spiele gewesen, unzweifelhafte, mehr oder minder verhüllte Anklänge mono- oder henotheistischer Art entgegen. Wie die Polynesier (die freilich auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe geistiger Entwickelung stehen) den erhabenen Schöpfer Himmels und der Erden Tangaloa*) oder Takaroa verehren, bei all ihrer Hinneigung zu einer Evolutionslehre, so begegnen wir bei den nordamerikanischen Indianern dem geheimnißvollen Manito**) oder bei den hoch cultivirten Incas Viracocha***) oder bei den Zulus den ewig alten Ukulunkulu. Das ursprüngliche Motiv dieser Ideenverbindung scheint aber die überall auf Erden zu beobachtende und noch weit in die Zeiten vorgeschrittener Cultur hineingreifende uralte Ahnenverehrung gewesen zu sein, wie sie sich ja auf dem fruchtbaren animistischen Nährboden, selbst innerhalb der kleinen primitiven Stammesgenossenschaften, von denen höchst wahrscheinlich jede weitere sociale Differenzirung sich abzweigte, ganz natürlich entwickeln mußte. Es ist unseres Erachtens aber höchst bezeichnend, daß überall, wo nicht ein schärferes Nachdenken eingreift oder eine ernstere Auffassung sich geltend macht, diese höchste Spitze der Himmlischen gleichsam in den Wolken verschwindet, unnahbar für die Bitten und Flehen der gewöhnlichen Sterblichen. Die Odschi an der Westküste Afrikas versichern das ebenso feierlich für ihren Gott Nyankupong, wie die Polynesier von Tangaloa; deshalb hält sich der gemeine Mann, um der Noth des Daseins zu steuern, an die Dii minorum gentium, an die ihm vertrauten und fürsorglichen Heiligen, die auch in außerchristlichen Landen nicht fehlen.

Für das Stadium aber des mythologischen Bewußtseins, das wir allen Analogien nach für die primitiven Naturvölker anzunehmen haben, kann von einem klar erkannten, scharf formulirten Monotheismus keine Rede sein, vielmehr kann man mit Tylor nur sagen: Die Lehre, an der niedere Rassen festhalten, ist ein Polytheismus, der in der Oberherrschaft einer höchsten Gottheit gipfelt. Hoch über der Lehre von den Seelen, von den göttlichen Manen, von den localen Naturgeistern, von den großen Wasser- und Elementargottheiten lassen sich in der wilden Theologie bald verzerrt, bald majestätisch gewisse Schattenbilder der Vorstellung von einem höchsten

*) Vgl. dazu Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 11 ff., Moerenhout, Voyages aux îles du Grand Océan I, 419, Fornander, The Polynesian race I, 221 und eine Schrift des Verfassers „Ueber Mythologie u. Cultus von Hawaii", Braunschweig 1895, S. 9 ff.

**) Vgl. dazu Brinton, Myths of the New World, p. 53 ff.

***) Vgl. Brinton, American Hero-Myths, S. 174 ff.; die hohe Vollendung dieses Gottesbegriffes glaubte man (nach Brinton mit Unrecht) nur aus christlicher Uebertragung ableiten zu können.

Wesen unterscheiden, welche durch die Geschichte der Religion hindurch mit wachsender Stärke und zunehmendem Glanze zu verfolgen sind (Anfänge der Cultur II, 33).

Neben diesem mächtigen Ahnencult (dessen animistische Bedeutung seltsamer Weise ein so völlig rationalistisch-nüchternes Volk wie die Chinesen übrigens bis auf den heutigen Tag in seinem vollen Umfang bekanntlich anerkennen*), macht sich gleichzeitig die ebenso allgemein menschliche Naturverehrung geltend, von der die vergleichende Sprachwissenschaft meist in ihren Erörterungen auszugehen pflegt. War doch vielfach schon die wirthschaftliche Existenz der Völker, namentlich wo sie Ackerbau trieben, von dem Stande der Gestirne abhängig, eine Thatsache des unmittelbaren praktischen Lebens, die längst vor dem so viel mißbrauchten dichterischen Anempfinden der elementaren Gewalten sich die Beachtung des Naturmenschen erzwungen hatte. Wie wenig dieser landläufige Maßstab einer symbolischen oder gar allegorischen Naturauffassung für die Naivetät eines mythenschaffenden, aber trotzdem daran mit unverbrüchlichem Glauben hartnäckig festhaltenden Bewußtseins paßt, hat noch jüngst v. d. Steinen unter seinen brasilianischen Waldkindern am Schingú erfahren und mit köstlichem Humor dargestellt**). So sehr man auch immerhin mit Ratzel den in allen Mythologien wiederkehrenden Gegensatz des Himmels und der Erde als einen Weltmythus bezeichnen kann (Völkerkunde I, 54), so ist dem gegenüber doch nicht zu vergessen, daß schon aus psychologischen Gründen das Plötzliche, das mit ungeahnter Wucht Hereinbrechende einen tieferen unauslöschlicheren Eindruck auf die lebhafte Phantasie der „Wilden" macht. Gewitter, Meteorfälle, vulkanische Eruptionen, von Katastrophen wie Erdbeben und Sintfluthen ganz abgesehen, finden sich deshalb in allen großen mythologischen Schöpfungen***). Es ist deshalb aller Beachtung werth, wenn Schwartz gerade auf diesen Zusammenhang hinweist und dabei auch die volle Realität dieses naiven Glaubens gegenüber einem hochgesteigerten, feinsinnigen, auf bewußter Illusion beruhenden Naturcultus betont. Es ist keine auf dem Doppelsinn des

---

*) Vergl. darüber neuerdings das interessante Werk von Lamairesse, l'empire chinois et le bouddhisme en Chine et en Thibet. Paris 1893, pag. 355 ff.

**) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, Berlin 1894, S. 353 ff.

***) Auf die allbekannten Beispiele des indogermanischen Sagenkreises über den Sonnenmythus brauchen wir hier wohl nur hinzudeuten; bemerkenswerther ist es, daß auch die indianischen Traditionen genau dasselbe Detail bieten: Wunderbare Geburt des Sonnenhelden, Kampf mit seinem Vater, Untergang und Versprechen einstiger Rückkehr u. s. w. (vergl. Brinton, American Hero-Myths, p. 43 ff., 54, 90 ꝛc.). Auch die vielfach noch als speciell arisch bezeichneten Erzählungen über den Raub des Feuers sind ungemein weit verbreitet, so z. B. bei den Polynesiern in den interessanten Mauimythen enthalten (vergl. Bastian, Heil. Sage, S. 209 ff. und Grey, Polynesian mythology p. 20 ff.). Sofern damit der Anfang einer höheren Entwickelung gegeben ist, der Gott mithin als Culturheros erscheint, kommen wir noch auf diesen Punkt zurück (vergl. noch Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien, Berlin 1884, S. 505 ff.).

Wortes beruhende Darstellung der Natur, wenn der sich schlängelnde Blitz als Schlange, der heulende Sturm als Hund oder Wolf, der dröhnende Donner als Hufschlag himmlischer Donnerrosse, der brüllende als das Brüllen eines himmlischen Stieres galt, oder wenn in den Regenströmen des Gewitters der Himmel als ein Meer erschien, der hin- und herschießende Blitz als ein Fisch, welcher den Feuerfunken verschluckt u. s. w., sondern für den Glauben waren Alles dies Realitäten, wie die irdischen, die sich nur durch das Wunderbare, Zauberhafte, Geheimnißvolle und Gewaltige von diesen unterschieden, die aber eben dadurch nur um so mehr die Phantasie anregten und geeignet waren, Gegenstände des Glaubens zu werden. (Prähistor.-anthropol. Studien, S. 104.) So entschieden der frühere euhemeristische Standpunkt eines flachen, poesielosen Rationalismus zu verwerfen und jetzt auch wohl ziemlich allgemein verlassen ist (vergl. noch für Amerika Brinton, American 2c., S. 35), so sehr muß man sich hüten, wie schon früher angedeutet, in den umgekehrten Fehler einer complicirten Symbolisirung zu verfallen, die nach allen Gesetzen psychologischer Entwickelung erst das Resultat einer verhältnißmäßig sehr weit vorgeschrittenen Gesittung ist. Die zweite unendliche Fundgrube für die mythenbildende Kraft der Menschen ist ihr Verhältniß zur Thierwelt, eine Beziehung, deren Innigkeit uns blasirten Culturmenschen schon bis auf einen kleinen Rest völlig abhanden gekommen ist. Die über die ganze Welt verbreitete Thiersage gründet sich auf diese uralte Anschauung, deren unmittelbare Naivetät wir nachträglich durch einen sehr unangebrachten romantischen Nimbus von Grund aus verfälscht haben. Wie gesagt, um den richtigen Standpunkt zu gewinnen, muß man sich aller eingewurzelten ästhetischen Axiome entäußern und die Welt des Scheins für baare Wirklichkeit nehmen. Vor allen Dingen dürfen uns die Thiere nicht mehr durch eine tiefe Kluft von uns getrennt erscheinen, sondern (etwa in dem Sinne der modernen Descendenztheorie) als völlig wesensverwandt und nur durch graduelle Stufen unterschieden. Der erfahrene Reisende und Beobachter der Stämme niederer Gesittung, v. d. Steinen, bemerkt mit Recht: Wir sagen, der Eingeborene anthropomorphisirt in seinen Märchen, er läßt die Thiere reden und handeln wie Menschen. Das ist von unserem Standpunkt aus richtig, aber wenn wir glauben wollen, er statte die Thiere nur zu dem Zweck, eine hübsche Geschichte zu erzählen, mit menschlichen Eigenschaften aus, so wäre das ein gewaltiges Mißverstehen, es hieße nicht mehr und nicht weniger, als ihm all sein Glauben und Wissen wegdisputiren. Sein Glauben: denn in die wunderbaren Geschichten, die er von den Thieren berichtet, setzt er dasselbe Vertrauen, wie jeder überzeugte Christ in die Wunder der Bibel; sein Wissen: denn er könnte die ihn umgebende Welt ohne seine Märchenthiere ebenso wenig begreifen, als der Physiker die Kraftcentren ohne Stoffatome — si parva licet componere magnis. Wir müssen uns die Grenzen zwischen Mensch und Thier vollständig wegdenken. Ein beliebiges Thier kann klüger

oder dümmer, stärker oder schwächer sein, als der Indianer, es kann ganz andere Lebensgewohnheiten haben, allein es ist in seinen Augen eine Person genau so, wie er selbst, die Thiere sind wie die Menschen zu Familien und Stämmen vereinigt, sie haben verschiedene Sprachen wie die verschiedenen Stämme, allein Mensch, Jaguar, Reh, Vogel, Fisch, es sind Alles nur Personen verschiedenen Aussehens und verschiedener Eigenschaften. Man braucht nur ein Medicinmann zu sein, der Alles kann, so kann man sich von einer Person in die andere verwandeln, so versteht man auch alle Sprachen, die im Walde oder in der Luft oder im Wasser gesprochen werden. Der tiefere Grund für diese Anschauung liegt darin, daß es noch keine ethische Menschlichkeit giebt; es giebt nur ein Schlechtsein und ein Gutsein in dem groben Sinne, daß man Anderen Unangenehmes oder Angenehmes zufügt, aber die sittliche Erkenntniß und das ideale, weder durch Aussicht auf Lohn, noch durch Furcht vor Strafe geleitete Wollen fehlt ganz und gar. Wie sollte da eine unübersteigliche Kluft zwischen Mensch und Thier angenommen werden? (Unter den Naturvölkern, S. 351.) Es ist der Gipfel aller Thorheit, wenn man auch jetzt noch behauptet hat, die Auffassung der Thiere in den bekannten, überall auftauchenden Fabeln und Märchen sei lediglich ein geistreiches Spiel mit Metaphern und Allegorien gewesen, für das jeder Glaube an eine reale Persönlichkeit gefehlt habe. Schon der über die ganze Erde verbreitete Thierdienst (von dem indianischen Totemismus*) noch ganz abgesehen) mit all seinen Ausläufern (so die uralte Vorstellung von der Verwandlung der Menschen in Thiere, von den Werwölfen, den Vampyren u. s. w.) straft diese Ansicht Lügen; wie zäh übrigens noch ein hoch cultivirtes Volk an dieser ursprünglichen Anschauung festhalten kann, beweist u. A. der egyptische Thierdienst**). Zu demselben Ergebniß gelangt man, wenn man sich erinnert, mit welch religiösem Nimbus einzelne Thiere ganz besonders umwoben waren, so vor Allem die Schlange, die meisten großen Raubthiere, die noch jetzt häufig nur unter Beobachtung aller möglichen Ceremonien gejagt werden, und endlich die Vögel, die nicht blos als Götterboten eine Rolle spielen, sondern öfter direct als Incarnationen der Himmlischen angesehen werden. Es versteht sich endlich von selbst, daß erst unter dieser Voraussetzung die bekannte Lehre von der Metempsychose oder der Seelenwanderung, die ja besonders in Indien und Egypten unter den Händen

*) Vergl. Brinton, Myths of the New World, p. 104 ff. Freilich ist für den Totemismus auch ein mächtiger socialer Zusammenhang unverkennbar, indem der Ausdruck als solcher ein Clan-Abzeichen bedeutet (Max Müller, Anthropol. Religion, S. 409); auch hier berührt sich, wie so oft im Völkerleben, Religion und Recht (vergl. Kohler, Ursprung der Melusinensage, Leipzig 1895, S. 37 ff. und Post, Grundriß der ethnol. Jurisprudenz).

**) Vergl. im Allgemeinen Lubbock, Anfänge der Civilisation II, 221, Lippert, Culturgeschichte II, 403 ff. und eine ausführliche Untersuchung von Bastian, Das Thier in seiner mytholog. Bedeutung. Zeitschrift für Ethnologie I, 45 ff. und 158 ff.

einer herrschsüchtigen Hierarchie zu einer entsetzlichen Bedrückung der Gemüther führte, ihre volle psychologische Erklärung findet. Ja, hier knüpfte der Ahnencultus wieder an die Vorstellungen von dem Schicksal der abgeschiedenen Seele insofern an, als gerade der Stammvater sich häufig in ein Thier verwandelte, das nun fortan göttliche Verehrung genoß, um so, wenn auch nur in einem Abbilde, den Seinen nahe zu sein. Der Begriff nämlich der Vernichtung, ja des Todes als eines einfachen chemischen, natürlichen Processes ist dem naiven Bewußtsein, wie aus unzähligen Beispielen bekannt, schlechterdings unzugänglich. Man ist somit durch die Documente der Völkerkunde zu der Annahme gezwungen, daß die Lehre von der unabhängigen Fortdauer der Seele von dem Körper und von jeglicher materieller Umhüllung erst ein Product viel späterer Erkenntniß ist; jedenfalls fehlt ihr auf den primitiven Stufen der für unseren Glauben so charakteristische sittliche Zug, der dem naiven Egoismus des Menschen, der sich mit allen Fibern an die Form irgend eines individuellen Daseins klammert, erst eine höhere Weihe verleiht (vergl. Tylor, Anfänge der Cultur II, 2).

So wird die ganze Natur, von dem einfachen Holzklotz des Fetischanbeters*) durch alle Stadien der religiös-mythologischen Entwickelung hindurch bis zu der umfassenden Verehrung der Himmelskörper und der Sonne im Besonderen, in den Bereich der unendlich schaffenslustigen Phantasie des Naturmenschen gezogen, und auch hier beginnen sich schon, trotz aller ethnographischen Variationen im Einzelnen, die großen Umrisse eines organischen psychologischen Wachsthums zu zeigen, das für eine künftige vergleichende, die ganze Menschheit umfassende Mythologie der Ausgangspunkt und zugleich das Ziel der Forschung sein wird. Wir haben schon früher bemerkt, daß wir von vorne herein darauf verzichten müssen, hierüber in eine nähere Erörterung einzutreten, allein eine Beziehung, die so recht deutlich das Bindeglied zwischen Religion und Mythologie bildet, und wo andererseits der so eminent wichtige sociale Factor für diesen Proceß sich geltend macht, können wir nicht wohl übergehen, das ist die Incarnation der Götter als Culturheroen. Sobald die untersten Stufen roher Gesittung verlassen werden, begegnen wir bei den meisten Völkern diesen typischen Erscheinungen, welche unzweideutig den intellectuellen Fortschritt ausnahmslos an die Entdeckung des Feuers**) knüpfen, als des Culturelements par excel-

*) Vgl. darüber das sorgfältige Werk von Fr. Schultze, Leipzig 1871; Bastians Jugendschrift San Salvador (Bremen 1859) enthält übrigens eine reiche Fundgrube für eingehendere Untersuchungen, außerdem seine neuere Schrift: Der Fetisch (Berlin 1884) und etwa Lippert, Culturgeschichte II, 363 ff.

**) Wir lassen hier die heikle Frage der sog. Erfindung des Feuers, die anfänglich wieder in linguistischen Kreisen viel zu speculativ behandelt wurde — so in der bekannten Schrift von Ad. Kuhn über die Herabkunft des Feuers — absichtlich bei Seite; auch die Völkerkunde hat noch unter diesem Druck zu leiden, wie v. d. Steinen nicht ohne Humor

lence, der sich dann auf allen technischen Gebieten mächtig bekundet. Es mag genügen, auf einige, dem gewöhnlichen indogermanischen Sagenkreise ferner liegende Beispiele zu verweisen. In den so interessanten polynesischen Ueberlieferungen begegnen wir neben den anerkannten Göttern höherer Ordnung dem Sonnenhelden Maui, der den Menschen das Feuer bringt und damit alle weiteren technischen Künste, um ihr anfänglich dürftiges Dasein zu verbessern. Wie überall gelingt das nur durch List, wider den Willen der auf ihre Macht neidischen Himmlischen, und so ist denn Maui der wahre Culturheros, der populäre Held, der durch seine Intelligenz (die sich auch in manchen burlesken Till Eulenspiegel-Streichen bekundet) über alle Feinde den Sieg davonzutragen versteht. Genau derselben Idee begegnen wir in Amerika; bei den nordamerikanischen Indianern ist es Menabozho oder Michabo, bei den Mexicanern Quetzalcoatl, bei den Mayas Itzamna und Kukulcan, bei den Peruanern (Quichua) Viracocha, nur daß hier, was in der polynesischen Tradition mehr verhüllt ist und nur gelegentlich durchbricht, diese Gestalt häufig mit der obersten Gottheit geradezu identificirt ist, als Schöpfer und Regierer der Welt. Sein Interesse an dem Fortschritt der Menschen, sagt Brinton, war derart, daß er persönlich unter den Vorfahren des Volkes erschien und ihnen die nützlichen Künste lehrte, ihnen Mais gab und andere Pflanzen, sie in die Mysterien ihrer Religion einweihte, die Gesetze bestimmte, welche ihr sociales Leben ordneten, und nachdem er sie auf diese Weise auf den Weg zu ihrer eigenen Vervollkommnung brachte, sie verließ, ohne den Tod erlitten zu haben, sondern in geheimnißvoller Art ihren Blicken entschwand. Deshalb wurde allgemein an seine einstige Rückkehr geglaubt. (American Hero-Myths p. 27.) Auch hier ist es hoffnungslos, durch irgend eine fictive Uebertragung der Ideen das Räthsel zu lösen; es ist vielmehr unwiderleglich festgestellt, daß wir es hier mit einem völlig authentischen Glauben der Eingeborenen zu thun haben, alle Parallelen aus den arischen, egyptischen und semitischen Sagenkreisen beweisen, daß hier keine Entlehnung vorliegt, sondern das organische Wachsthum allgemein menschlicher Ideen, die überall demselben Nährboden entspringen, der gleichgestimmten Phantasie des Homo sapiens, die im Angesicht der großen elementaren Naturerscheinungen mit psychologischer Nothwendigkeit zu denselben Bildern gelangt*).

---

an Peschel nachgewiesen hat (Naturvölker S. 227 ff.). Auch sollte man nicht vergessen, daß hier, wie sonst, verschiedene Wege nach Rom führen und es sehr schwer gegenwärtig auszumachen ist, welche der verschiedenen Methoden in der That die ursprüngliche gewesen ist (vgl. im Allgemeinen Schurtz, Völkerkunde, S. 35).

*) Ein besonders charakteristischer Zug mag noch beiläufig angeführt sein, der mit dem Hervorbrechen der Sonne aus der Dämmerung zusammenhängt, das ist die jungfräuliche Geburt des Heros, wie sie den Peruanern nicht minder bekannt war, wie den alten Egyptern (Brinton American p. 34 u. p. 90 ff.). Daß aber keine geschichtlichen Elemente in Naturmythen gesucht werden dürfen, gilt heutzutage als ziemlich allgemein zugestanden,

Wie bereits früher angedeutet, gehört Religion, Mythologie und Cultus nach ethnologischer Auffassung untrennbar zusammen; gerade für den Naturmenschen bildet der weitläufige Apparat des Cultus mit seinen verwickelten Ceremonien, Opfern, Fasten u. s. w. den Hauptpunkt seiner religiösen Weltanschauung. Schon der überall auf seine Macht und Bedeutung eifersüchtige Priesterstand sorgt dafür, daß von den Einzelnen, wie vom Stamme und Staate diesen Obliegenheiten die gebührende Aufmerksamkeit zu Theil wird. Wir können hier nun nicht die verschiedenen Sphären der religiösen Verehrung (den Stein-, Baum-, Wasser-, Erd-, Feuer-, Thiercultus und andere Formen) schildern, sondern wir beschränken uns nothgedrungen auf einige Bemerkungen über die verschiedenen psychologischen Elemente des Cultus. Derselbe zerfällt in Gebet, Gelübde, Opfer, die alle drei ziemlich allgemein verbreitet sind. Wie in hochgesteigerten Culturen dem Worte eine mythisch-speculative Rolle zufällt (so bei den Indern, Juden, Persern und Egyptern), wie das richtige gedächtnißmäßige Lernen des „Wortes" die verlangte officielle Rechtfertigung des Glaubens enthält, so begegnen wir schon Anfängen dieser Art auf den niederen Entwickelungsstufen, wo es sich um Mehrung des Eigenthums, Schädigung des Feindes u. A. handelt. Viel ausgedehnter ist freilich die Wirksamkeit der Fasten und Gelübde, die von den westafrikanischen Quixilles und Mokisso bis hinein in das Juden- und Christenthum den häufig recht blutig-ernsten Hintergrund des Cultus bilden. Es ist nicht zu verkennen, daß gerade hierin ein nicht unerhebliches civilisatorisches Mittel liegt, wie denn selbst die rohesten Stämme, welche das Hirn aus den Köpfen der noch lebenden Schlachtopfer saugen, wie die Jagas, sich willig solchen Prüfungen unterziehen. Besonders in den so weit verbreiteten Geheimbünden, welche — wie die mittelalterliche Vehme — die mangelnde staatliche Justiz ersetzen, entfaltet sich dies System der Kasteiung und mannhaften Bewährung zu seiner vollen Höhe: diese gewöhnlich bei erlangter Altersreife vollzogenen Pubertätsweihen haben ihren letzten historischen Ausläufer im bekannten Ritterschlag. Der stärkste Druck aber wird auf die Gottheit durch das Opfer ausgeübt, indem dasselbe auf Grund eines regelrechten Vertrages eine bestimmte Gegenleistung von der anderen Seite erzwingt. Dieser Gedanke tritt, wie das durch die verschiedensten Beispiele*) erwiesen ist, am augenscheinlichsten im Fetischismus, dieser Urzelle der religiösen

---

obwohl sich Brinton beschwert, daß diese Einsicht für die Behandlung der amerikanischen Sagen noch nicht durchgedrungen sei (a. a. O. S. 35).

*) Einen sehr drastischen Fall erzählt Bastian, wo es sich um den Nachweis eines Diebstahls handelt: ‚Der arme Gott schien mir seine Berühmtheit etwas theuer erkauft zu haben, denn er erhielt schon im Voraus unbarmherzige Schläge, damit er ja nicht die Sache auf die leichte Achsel nähme. Nachdem der Zauberer sich in den exaltirten Zustand prophetischen Hellsehens gearbeitet hatte, verkündete er den Zuschauern mit dem Tone zweifelloser Bestimmtheit, daß sie das Messer am nächsten Morgen an der Seite des Fetisches finden würden! (San Salvador S. 61.)

Entwickelung, zu Tage, am schrecklichsten und widerwärtigsten für unser Gefühl in den Menschenopfern, die ja auch leider bei den höher civilisirten Völkern (man denke nur an die Schlächtereien der Mexicaner!) nicht fehlen. Erst eine spätere Zeit erfand dafür einen symbolischen Ersatz, wie die Brahmanen statt der wirklichen Opfer Figuren aus Mehl und Butter bereiteten oder in Mexico man aus den Bildern von Teig das Herz herausnahm, den Figuren den Kopf abschnitt und die zerlegten Stücke verzehrte, aber unter dieser allegorischen Hülle scheint der furchtbare Ernst des ursprünglichen Verfahrens noch deutlich hindurch. Dem Priester aber, als dem officiellen Vertreter der göttlichen Macht, fällt schon in seiner Eigenschaft als Zauberer und Medicinmann überall die entscheidende Rolle zu, und ohne seine Persönlichkeit ist die Entwickelung der niederen religiösen Stadien völlig undenkbar; es ist jedoch ethnologisch ganz unstatthaft, nach Art des beschränkten Nationalismus im vorigen Jahrhundert über diesen Stand mit dem Verdict Betrüger und Charlatane den Stab zu brechen, wenn man auch andererseits ruhig sagen darf, daß die Orthodoxie, als deren officieller Repräsentant überall der Priester gilt, stets der geschworene Feind eines gesunden Fortschrittes gewesen ist.

Wir haben uns begreiflicher Weise bei der unendlichen Fülle des Stoffs mit einer knappen Skizze begnügen müssen, aber so viel ist hoffentlich klar geworden, daß eine umfassende und völlig erschöpfende Mythologie, die auch zugleich die Gesetze des darin zum Ausdruck gelangenden geistigen Schaffens feststellt, erst auf dem Grunde der Völkerkunde sich entfalten kann*). Es möge uns gestattet sein, diese Ueberzeugung zum Schluß durch eine Ausführung des hochverehrten Altmeisters der Ethnologie, der in dem vorigen Jahre seinen 70. Geburtstag feierte, Bastian in seinem viel zu wenig gewürdigten Jugendwerk über San Salvador zu beleuchten: Ihre allzu große Gelehrsamkeit macht die Mythologen gewöhnlich unachtsam gegen das Nächstliegende, sie lassen die Natur unbeachtet und sehen, wie man zu sagen pflegt, den Wald vor Bäumen nicht. Die Cultur des Westens hat nie jene Warnung des chinesischen Weisen beachtet, daß es zu früh sei, den Himmel erforschen zu wollen, bevor die Erde gekannt sei: Wenn man die Avestas und Vedas studirt, um den weitverbreiteten Feuercultus zu erklären, so darf kaum erwartet werden, die unendliche Verschiedenheit individueller Ansichten je auf eine für Alle gleichmäßig genügende Einsicht zurückzuführen. Der Student unseres Nordens steckt seine Lampe mit einem Streichholz an, breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich aus und sucht nun Phat in Hephästos, zieht Vergleichungen zwischen Vesta, Behram und Agni. Das heißt meiner Ansicht nach die Sache am Ende, statt am

*) Es ist übrigens bezeichnend, daß auch Max Müller, angeregt wohl durch die Ausbeute englischer Forscher in dem weiten Colonialgebiet, diese ethnologische Perspective unumwunden würdigt (vgl. Natürl. Rel. S. 484).

Anfang beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächst, daß Streichhölzer eine sehr moderne Erfindung sind, daß im Alterthum die Erzeugung des Feuers mit den höchsten Schwierigkeiten verbunden war, wie sie noch jetzt unter Wilden stundenlange Vorbereitungen erfordert? Der Lucifer, der uns so zur Gewohnheit geworden ist, daß wir nie daran denken, darüber zu denken, gehörte einst zu dem Mysteriösesten der Wunder, zu den Wundern, die eine um so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gemüth ausüben mußten, da von dem Eintreten desselben alle Bequemlichkeiten nicht nur, sondern auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders in kalten Gegenden, abhingen. Hieraus wird sich leicht verstehen, weshalb überall das heilige Feuer in den Capellen leuchtete, weshalb ihm seine Hüter bestellt waren und sein Cultus in die Anordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Verrichtung des Privatlebens eingriff. Hier haben wir eine fest umschriebene, sichere Anschauung, die nicht durch die subjectiven Gedankenoperationen eines Philosophen geschaffen ist, sondern die mit Nothwendigkeit aus den einfachsten Verhältnissen des untersten Naturzustandes emporgewachsen ist und hat emporwachsen müssen, eine Anschauung, die wegen des mit ihr verknüpften materiellen Interesses zugleich den durchgreifendsten Eindruck auf die stumpfsinnigsten Barbaren hat machen müssen, und die nun graduell, mit der Verfeinerung und Ausbildung desselben, sich auch selbst zu immer feineren und geistigeren Auffassungen abklären wird. Umschreibt und definirt die Mythologie mit Genauigkeit die Verhältnisse, in denen das Leben der Naturvölker verläuft, die Eindrücke, die sie von ihrer Umgebung erfahren müssen, die Anregungen, die ihnen durch gegenseitigen Ideenaustausch geworden sind, so wird die Psychologie daraus nach feststehenden Gesetzen die Religionsbegriffe, die sich entwickeln m u ß t e n, ableiten und die gegenseitige Controle bei den Wissenschaften die Richtigkeit ihrer Resultate verbürgen. (San Salvador S. 342.)





Aus „Sagesse“ von Paul Verlaine.

Uebertragen

von

Sigmar Mehring.

— Berlin. —

I.

Im Himmelsblau, hoch über'm Dach,
Welch' friedlich Schweigen!
Im Wipfellaub, hoch über'm Dach,
Welch' sanftes Neigen!

Weich zittert durch den Himmel dort
Des Glöckleins Klingen.
Wehmüthig tönt vom Wipfel dort
Des Vögleins Singen.

Mein Gott, mein Gott, ist diese Welt
Voll Friedensliebe!
Nur fernher hallt in diese Welt
Das Stadtgetriebe.

Und Du, was ward aus Dir, dem jetzt
Nichts bleibt als Klagen,
Was ward aus Dir, o sage jetzt,
In jungen Tagen?

II.

Schwere Mattheit traf
Auf mein düstres Leben:
Meine Hoffnung — Schlaf,
Schlaf — mein letztes Streben.

Meine Welt erbleicht,
Stumpf wird mein Empfinden,
Schmerz und Freude weicht —
Trauriges Entschwinden!

Eine fremde Hand
Wiegt nach Ammenweise
Mich — am Grabesrand,
Wiegt mich leise, leise . . .





Der König.

Allegorische Dichtung unter theilweiser Zugrundelegung des Undinenstoffes.

Von

Fritz Oliven.

— Berlin. —

Personen.

Der König.
Kühleborn, der Geist des Wassers.
Undine, sein Pflegekind.
Der Vertreter des Hochlandes.
Der Vertreter des Tieflandes.
Der Superkluge, ein Rath des Königs.
Der Priester.
Der Schmied.
Die Frau des Schmieds.
Ihre Tochter.
Ein junges Mädchen.
Der Schneider.
Der Hauptmann der Wache.

Edle des Landes, Räthe, Volk, Wachen, Pagen und Personen des Brautzuges.
Ort und Zeit der Handlung liegen im Ungewissen.

Ein freier Platz unfern der Stadt. Im Hintergrunde bewaldete Hügel. Links eine Grotte, aus der ein Flußbett in's Land hinein führt. Der Fluß, durch unterirdische Wasserzufuhr aus der Grotte geschwellt, hat den Schutzdamm an einer Stelle durchbrochen, und den vereinten Arbeiten des Volkes ist es soeben gelungen, die Oeffnung wieder zu schließen. Mehr nach dem Hintergrunde zu erhebt sich ein Tempel.

1. Scene.

(Der König. Der Vertreter des Hochlandes. Der Vertreter des Tieflandes. Der Rath. Volk.)

König:

Frisch, Kinder! Ein paar Karren Lehm darauf!
Und Aeste, Fachwerk, Blätter! Was Ihr habt!
Und kittet's gut mit Sand und Mörtel aus,
Damit der alte Feind, der Geist des Wassers,
Nicht wiederum durch dieses schwarze Loch
In unsre guten Felder gurgelnd ströme!
— 's weht ein unsaubrer Geist aus dieser Höhle!
Ruft einen Priester her, daß er ihn banne!

Ihr Andern aber dankt den ew'gen Göttern,
Daß sie Euch diesmal gnädig noch behütet!
Verstärkt den Damm und stellet Wachen aus!
Sorglos-Unthät'gen fehlt der Schutz der Götter.

Der Vertreter des Tieflands:
Da nützt kein Damm, da helfen keine Wachen.
Verschließt die Grotte! Lenkt den Fluß in's Meer!
Er bringt mehr Schaden als Gewinn! und schwer
Ist's mit dem Element halb Part zu machen!

Der Vertreter des Hochlands:
So laßt ihm seine Freiheit ganz und gar!
Das Hochland dankt dem Fluß allein sein Brot!
Und Wohlstand, selbst verbunden mit Gefahr,
Ist zehnmal besser, als geschützte Noth!

Der Vertreter des Tieflands:
Auf sich'rem Grunde nur kann Wohlstand nützen!

Der Vertreter des Hochlands:
Man kennt des Flachlands flache Selbstsucht schon!

Der Vertreter des Tieflands:
Die Ebnen sind des Wohlstands stärkste Stützen!

Der Vertreter des Hochlands:
Das Hochland steht am treuesten zum Thron!

Der Rath des Königs (leise zu diesem):
Entscheidet, Fürst, den Zwiespalt Eurer Knechte!
Der beste Richter ist, wer schnell entschieden.
Ein Königswort, und wär's selbst nicht das rechte,
Gewährt Euch Ruhm und Eurem Volke Frieden!

Der König:
Gebt Raum! Der Priester!

Der Priester
(welcher während der letzten Worte durch die Menge geschritten ist, beschwörend gegen die Grotte):
Ich banne Dich, unreiner Geist des Wassers,
Ich banne Dich mit frommen Zaubersprüchen,
Ich banne Dich mit Opfern und Gebet
Von diesem heiligen Bezirk hinweg!

Der König:
Hinweg mit Dir! Dein Zauberspruch ist schlecht,
Er bannt das Böse mit dem Guten!
(Zum Volke:)
Das Wasser, Freunde, ist von jenen Mächten,
In deren Hand stets Heil und Unheil ruhten,

Was uns die schwachen Tropfen segnend brächten,
Zerstörten sie als wildgeschwoll'ne Fluthen,
Sich selber stärkend, wirken sie zum Schlechten,
Sich selber opfernd, wirken sie zum Guten,
Nur auf ihr eignes Sein verzichtend,
Sind sie erhaltend, sonst vernichtend.

Und wie vernichtend Wasser wirkt der König,
Der seiner Macht, nicht der des Volkes denkt,
Er schenket oft dem Lande wenig,
Wenn er sich selbst auch Ruhm und Anseh'n schenkt!
Nach eignem Glück zu trachten d'rum entwöhn' ich
Mein Streben, das nur Eure Wohlfahrt lenkt,
Und segnend, wie der Tropfen aus der Wolke,
Will ich ein König sein nur meinem Volke!

(Zum Rath gewendet:)

Kein Machtspruch d'rum und keine schnelle That
Soll diesem wicht'gen Streit ein Ende machen!

(Zum Volke:)

Mein Volk sei frei und lenke frei den Staat,
Es sei sein eigner Herr in seinen Sachen!
Erfragt der Weisen und der Mächt'gen Rath,
Doch höret auch die Armen und die Schwachen:
Und Euren Willen als Gesetz verkünd' ich,
Ich harre Eures Spruchs! Mein Volk ist mündig!

Einer aus dem Volke:

Habt Ihr's gehört? Das Volk ist mündig!

Ein Greis:

Ein Wort, so inhaltsschwer, wie klar und bündig!

Ein Jüngling:

Ruft aus mit mir: Lang' soll der König leben!
Und lang' die Freiheit, die er uns gegeben!

(Das Volk entfernt sich nach der Stadt zu. Der König bleibt allein zurück.)

---

2. Scene.

Der König (sinnend):

Lang' leb' die Freiheit! — Mög' sie ewig währen!
Ob wohl das Volk es ganz verstehen kann,
Daß das das Beste, was ich ihm gewähren,
Das Höchste ist, was ich ihm bieten kann?!

Das Glück nicht, das ein Zufall uns erzwungen,
Das unverdient ein Schicksal uns gebracht —
Daß wir dies Glück uns selbst errungen,
Das ist's, was uns unsterblich macht!

Das ist der Gottheit schönste Spende:
Sie gab dem Menschen nicht bestelltes Land,
Sie legt' ihm einen Spaten in die Hand
Und damit sein Geschick in seine Hände.

Und dieser Lehre hab' der König Acht,
Der, eingesetzt in irdische Bezirke,
Das Volkswohl mehrend, nicht die eig'ne Macht,
Der Gottheit Werke nacherschaffend wirke!

Ein Volk, das diese Höhe frei erstiegen,
Das fürchtet nicht der Elemente Kraft!
Was blind zerstört und blind erschafft,
Das muß beseeltem Willen unterliegen!

Nicht Kraftentfaltung, frei-bewußtes Streben,
Wohlthun heißt Schaffen und Beglücken Leben!
Drum will ich muthig alles Leid ertragen,
Im Kampf des Sinnes gegen die Gewalten
Getreulich meines hohen Amtes walten —
Und dennoch möcht' ich manchmal fast verzagen! —

(Zum Tempel gewandt:)

O, der Du Sinn und Kraft vereinst,
Zeig' einen Ausweg mir in meiner Noth:
Wie kann ich siegreich frei mein Volk erhalten?
Wo führt der Weg des Lebens?

Stimme aus dem Tempel:

Durch den Tod!

König:

Sprich mehr! Wie soll ich Dich verstehn?

Stimme:

Es müssen edle Menschen untergehn,
Damit aus ihrem Opfertod dereinst
Geläuterte Geschlechter auferstehn!
Nur ein gewisses Glück ward Euch geschenkt,
Auf dieses Maß seid Ihr beschränkt.
D'rum wird es niemals Dir gelingen,
Den Menschen neues Glück zu bringen.
Doch kannst Du Deinen Theil den Andern geben:
Ein Großer stirbt, daß viele Kleine leben. —
Tritt ein und schaue nie Geschautes hier!

König:

Um diesen Preis! Ich folge Dir!

(Am Eingang des Tempels:)
Zeigst Du mir Frieden, besser heut als morgen,
Zeigst Du mir Kampf — wohlan, ich bin bereit.
Die Kräfte, die in uns verborgen,
Zum Ausdruck bringt sie die Gelegenheit!
(Geht in den Tempel.)

---

3. Scene.

(Undine und der Geist des Wassers (Kühleborn) als Wanderer.)

Undine:

Sind wir nun da?

Kühleborn:

Wir sind am Ziel!
Das ist das Land!

Undine:

Ach viel, ach viel,
Unendlich viel möcht' ich davon sehen,
Möchte hier Stunden und Tage stehen!
(Betrachtend:)
Möchte die Felder und grünenden Auen
Und die Wälder und Berge beschauen!
Wünschte, dies Alles wäre mein eigen!
(Plötzlich vorwurfsvoll:)
Doch Ihr wolltet auch Menschen mir zeigen!
Sagtet doch, dieses Land sei bewohnt!

Kühleborn (ärgerlich):

Glaube blos nicht, daß es sonderlich lohnt!
(Begütigend:)
Menschen sind gar trübe Geschöpfe,
Leidige Wichte, armselige Tröpfe!
Können nicht schwimmen und können nicht schweben!
Können nicht einmal im Wasser leben!
Müssen sich mühen und müssen sich plagen
Von jung an bis zu spätesten Tagen!
Müssen als Kinder an's Lernen schon gehen,
Daß sie als Männer Etwas verstehen!
Müssen als Männer Brot erwerben,
Daß sie als Greise nicht Hungers sterben!
Haben als Greise sie, was sie begehren,
Sind sie zu schwach, um es zu verzehren!

Undine (nach einigem Nachdenken):

Aber, Ihr habt es mir doch versprochen!

Kühleborn:

Hab' ich schon jemals mein Wort gebrochen?
Will Dir auch diesen Wunsch ja erfüllen,
Finde blos thöricht Deinen Willen!
Siehst Du, Undinchen, Du paßt nicht hierher,
Hast ja das weite, unendliche Meer,
Kannst Dich an seinen leuchtenden Schätzen,
An seinen Wundern und Wogen ergetzen!
Zieht's Dich denn garnicht zum Meere zurück?
Fehlt Dir denn Etwas an Deinem Glück?
Wohnst in der prächtigsten Perlmuttergrotte!
Sitzest am Tisch mit dem Meeresgotte.
Ißt von den schönsten Muscheltablettchen,
Schläfst in dem weichsten Algenbettchen!
Ohne Hoffen und ohne Bangen,
Ohne Fürchten und ohne Verlangen,
Frieden im Herzen und Blumen im Haar,
Lebst Du noch manches glückselige Jahr!

Undine (leidenschaftlich):

Oheim, Ihr versteht mich nicht recht!
Und Ihr könnt mich auch nicht verstehen!
Denn — — ich bin nicht aus Eurem Geschlecht!

Kühleborn (zuckt schmerzlich betroffen zurück).

Undine (traurig):

Laßt nur — nun ist es ja geschehen!
's hat mir ja fast das Herz gebrochen
Und mir geraubt mein bischen Glück!

Kühleborn (will sie beschwichtigen).

Undine (wie oben):

Laßt nur — jetzt ist es ja ausgesprochen,
Und das geht nicht mehr zurück!
(Ganz langsam, nach einer Pause, halb sinnend:)
Wo die Wasserlilie blüht
Und sich der Fluß mit dem See vereint,
Hat mir's verrathen der Erlenfrau Lied!
Ach, ich hab' damals so viel geweint!:
„War ein Menschenkind, Dein lieb Mütterlein,
Ist gesprungen mit Dir in den See hinein,
Undinchen, armes Undinchen!

Und im Frühling, da war mein Laub so frisch,
Und da saß sie mit ihm im Erlengebüsch,
Undinchen, armes Undinchen!
Und im Sommer, da war mein Laub verdorrt,
Und da war der Herzallerliebste fort,
Undinchen, armes Undinchen!

Und im Winter, da war mein Laub voll Schnee,
Da ist sie gesprungen mit Dir in den See,
Und dann lag sie so bleich, ganz tief unten dort,
Und dann nahm sie Dein armes Seelchen mit fort,
Undinchen, armes Undinchen!"
(Nach einer Pause schluchzend:)
Oheim, das hat meine Mutter gethan!

Kühleborn:

Glaub' mir, Kind, sie that wohl daran!
Hast auch nicht gar so viel verloren:
Nur zum Kampf zwischen Bösem und Guten,
Nicht zum Glück ist die Seele geboren, —
Glück giebt's nur in der Tiefe der Fluten!
Das hat auch Deine Mutter erfahren,
Hat Dir wollen den Kampf ersparen;
Hat sich selber den Tod gegeben,
Daß Du magst ohne Seele leben!
Hat Dich der Erde abgeschworen,
So hast Du Deine Seele verloren!

Undine (plötzlich):
Und wie kann man eine Seele erringen?

Kühleborn (achselzuckend):
Mußt eine gute That vollbringen!

Undine:
Oheim, Nichts weiter? Und muß man nicht mehr?

Kühleborn (lächelnd):
Kindchen, schon das ist unendlich schwer!
Mußt Dich an einen Menschen ketten,
Eine Menschenseele von Schuld erretten!
Mußt ihm Dein Allerbestes geben,
Herzblut und Glück und Liebe und Leben!
Mußt für ihn dulden mit ew'ger Geduld —
Tugend für Sünde und Sühne für Schuld. —
Hast Du ihm jahrelang treulich gedient,
Seine Schuld durch Unschuld gesühnt,
Dann gehst Du ein zum ewigen Leben,
Er muß Dir seine Seele geben!

Undine:
Und was wird mit ihm, den ich gerettet?

Kühleborn:

Er wird zur ewigen Ruh' gebettet,
Wird zu Wasser, zu Luft, zu Licht,
Oder zu Staub!

(Abbrechend:)

Doch das kümmert uns nicht!

(Aufstehend:)

Komm, wir haben zu lang' schon verzogen,
Und mich gelüstet's wieder nach Wogen!
Fühle nur, wie die Sonne brennt,
Land ist ein schlechtes Element,
Laß uns fliehen mit eilendem Fuß!

Undine

(hat die ganze Zeit über in tiefem Sinnen gestanden, jetzt hat sie einen Entschluß gefaßt; sie wendet sich der Sonne zu und sinkt mit verklärtem Gesicht und gefalteten Händen auf die Knie:)

Oheim! Oheim! Ich thu's! Ich thu's!

Kühleborn (erschreckt):

Kindchen, was ist Dir? Du bist ja von Sinnen!
Stehe doch auf! Was willst Du beginnen?

Undine (begeistert):

Ewig leben oder sterben,
Will mir eine Seele erwerben!

Kühleborn (zornig):

Fort von hier, sag' ich! Und nimm Dich in Acht!

Undine (entschlossen):

Oheim, hier endet Eure Macht:
Gebietet dem Meere, dem seelenlos-kühlen,
Nicht im Reiche der Geister, die denken und fühlen! —

(Pause.)

Ich aber hab' meine Heimat gefunden,
Nicht völlig ist mir die Seele geschwunden.
Der Wunsch und das Sehnen sind mir geblieben,
Die süße Inbrunst nach Leben und Lieben.
Die hat mich niemals und niemals verlassen:
Mitten unter den wunschlosen, blassen
Wesen, die meines Gleichen mir schienen,
Packte mich heißes Verlangen, zu dienen,
Schmerzen zu suchen und Freuden zu meiden,

(Leidenschaftlicher:)

Mich zu opfern, zu dulden, zu tragen, zu leiden!!! —

(Pause.)

Lebt wohl nun, Oheim, und grüßt mir das Meer
Und den Fluß und die Freunde und zürnt nicht zu sehr
Dem armen Undinchen, das lieblos Euch scheint,
Weiß ja, wie gut Ihr es mit mir gemeint.
Lebt wohl nun, Oheim! Es mußte geschehn!
Ich aber will zu den Menschen gehn,

Bis mich einer in seiner Hütte läßt ruhn;
Dem will ich so Gutes und Liebes thun,
Bis daß ich an seiner Liebe erwarmt —
Oder das Schicksal sich meiner erbarmt! —

Kühleborn (sie lange betrachtend, wehmüthig-ironisch):
Verloren! — Sehend von Blindheit umfangen! —
In's Reich der Seelen übergegangen! —
Gewisses Glück vertauscht gegen Schein! —
Wie herrlich muß doch die Seele sein,
Wie köstlich der Lohn, der dem Menschen winkt,
— Wenn die bloße Hoffnung (auf Undine sehend) solches vollbringt!
Du sprachst wahr, Undine! Hier endet mein Recht,
Denn wisse: — ich hasse das Menschengeschlecht
Mit dem Feuergeist und der Ameisenkraft,
Das, mir trotzend, Cyklopenwerke erschafft!
Dies Doppelwesen von Schwäche und Macht,
Das die Urkraft der Elemente verlacht!
Laß sie leben im Aether, im raumlosen Licht!
Doch die Erde, die gehört ihnen nicht!
Die gehört dem Wasser, das rauscht,
Und dem Feuer, das brennt,
(drohend:)
Dem starken, dem fühllosen Element.
Jahrhunderte hab' ich um sie gerungen,
Und ich werde nicht rasten, bis sie bezwungen,
Und kann die Kraft dem Geiste nicht wehren,
So wird Euer Geist sich selber verzehren!
Glaubt mir, gezählt sind Eure Tage,
Noch hält sich Schuld und Sühne die Wage,
Bald bezwingt Euch die eigene Fehle,
Dann endet das irdische Reich der Seele!
Dann verschlingt das anheimgefallene Gut
Die große, die unbarmherzige Fluth!
Dann bestattet das Wasser die Körper zur Ruh',
Dann zerflattert die Seele, dann endest auch Du!
(Auf Undine:)
Du willst für sie leben, Du willst ihnen dienen?:
Du leidest für sie, und Du stirbst mit ihnen!!!

---

4. Scene.

Der König (hervortretend):
Spar' Deine Flüche, finst'rer Gott!
(Zu Undine:) Und Du,
Die hoffnungsfroh verwandten Wesen nahte,
Sollst schönen Zutrauns schönen Lohn hier finden:
Was opferfreud'ge Menschenliebe kann,
Das biet' ich Dir als Gastherr und Beschützer!

Kühleborn:

Umsonst suchst Du dem Schicksal abzutrotzen,
Was ihm verfiel nach ewigem Gesetz!

König:

Das Schicksal, das uns unverschuldet traf,
Mit reinem Streben muthig zu bekämpfen,
Ist edler Menschen hohes Recht!

Kühleborn:

Das Schicksal kennt kein Recht, kennt nur Gesetze!

König:

Gerechtigkeit nur heiligt ein Gesetz!
Ein ungerechtes Schicksal kann uns wohl
Zerschmettern, aber niemals beugen,
Kann uns besiegen, doch nicht überzeugen!
(Auf Undine zeigend:)
Und solche Reinheit hemmt des Schicksals Lauf.

Kühleborn:

Gewalt'ge Triebe regst Du in mir auf!
Wie gerne möcht' ich dieses zarte Kind,
Das mir vor Allem lieb und theuer ist,
Erretten vor des Schicksals rauher Macht,
Vor mir, der ich ein Theil des Schicksals bin!
(Nach einer Pause:)
Aus diesem Zwiespalt wächst mir ein Entschluß,
Der Deiner stolzen Seele würdig ist:
Ich will Undine Deiner Hut vertrauen,
Nun schütze sie, wenn Du's im Stande bist,
Nun zeige, was Menschenliebe vermag!
Und kannst Du sie nur einen einzigen Tag
Vor Menschenselbstsucht und Erdenpein,
Durch Menschenliebe vor Schicksalsgefahren,
Vor Göttern und Geistern und Menschen bewahren,
Dann soll dieses Land mir heilig sein.
Dann will ich Dir und Deinem Volke dienen
Und will verzichten auf mein altes Recht:
Ein freies und ein mächtiges Geschlecht
Erblüh' zum Lohn um Dich und um Undinen!
Doch reicht Dein Opfermuth, Dein stolzes Wort
Nicht aus, um Schutz und Rettung zu verleihn,
Dann ist's geschehn, dann muß Undine fort,
Vergehn, verwehen!
(Drohend:) Doch nicht sie allein!

König:

Wohlan, es sei!

Kühleborn:

So mag der Kampf beginnen!

(Für sich:)

Es fällt nicht schwer, in diesem Pact zu siegen!

(Schmerzlich auf Undine sehend:)

Wenn auch verlierend, werd' ich doch gewinnen.

(Wehmüthig:)

Und dennoch wünscht' ich fast, zu unterliegen!

(Langsam ab.)

---

5. Scene.

Undine (niedergeschlagen):

Nun ist er fort! Nun sind wir ganz allein!
Verlaß mich nicht! Mich schreckt die Einsamkeit!

König:

Hast Du ein Werk, wirst Du nicht einsam sein!
Doch fürcht' ich fast, Dein Vorsatz thut Dir leid,
Du blickst nicht mehr, wie erst, vertrauensvoll! —

Undine:

Ach, etwas bangsam ist mir doch zu Muth,
Du warst, o Herr, zu mir so gnädig-gut,
Daß ich nicht weiß, wie ich Dir danken soll!

König:

Du dankest mir, wenn Du Dich selber schützest,
Wofür Du mir, ich Dir dann Dankes weiß,
Wenn durch uns Beide Du dem Volke nützest,
So ist's ein dreifach schöner Dankespreis!

Undine:

Ach Herr, vor Dir möcht' es mir noch gelingen,
Doch sag', wie soll ich in dem fremden Land
Des fremden Volkes Liebe mir erringen,
Da seine Art mir völlig unbekannt!

König:

Am besten fährt, wer stets sich offen giebt,
Was liebens würdig ist, das wird geliebt!

Undine:

Nein, Herr, zu freundlich-leicht sind Deine Lehren,
Ich muß zu anderm Wesen mich bekehren,
Denn andre Art geziemet andern Ländern!

König:

Sei, wie Du bist! Sei besser, als Du warst!
Doch sei nicht anders! Suche nicht zu streben
Nach einem Vorzug, der Dir nicht gegeben:

Ein jeder Mensch beruht auf Eigenart,
Er soll sie bessern, aber nicht verändern!

(Pause.)

Nein, von den Menschen fürchte nicht Gefahr!
Bedenk! Ein Tag ist eine kurze Frist,
In der dem schwächsten Menschenkind sogar
Ein schwerer Vorsatz leicht zu halten ist!
Kann ich Dich vor dem Element nur schützen —

Undine (freudig einfallend):

O Herr, wie freu' ich mich, hier selbst zu nützen!
Ein Bischen Zauberei ist mir geblieben:
Ein kleines Wort, auf diesen Stein geschrieben,
Damit verschließen wir der Grotte Rand!

(Thut, wie sie sagt.)

So frommt uns Alles doch, was wir gelernet!
So lang nicht Menschenhand den Stein entfernet,
So lange bleibt das Element gebannt!

König (nach einer Pause, sie liebevoll betrachtend):

So haben wir denn unsre Pflicht gethan!
Jetzt können wir auch an uns selber denken!
Und willst Du mir nur etwas Zutrau'n schenken,
So soll das Band, das uns als Kampfgenossen
Vereint, uns auch als Menschenpaar umschlingen! —
Du bist ja ganz in hohes Roth gegossen!
Konnt' der Gedanke so in Wallung bringen,
Daß auch dies Glück dem Menschen eigen sei?!

Undine (verschämt):

Ach Herr, selbst bei den ernst'sten Dingen
Denkt doch das Weib noch manches nebenbei!

König:

Nun wohl! Der Mann denkt Eines nach dem Andern!
Wiewohl es hier nicht eben nöthig war:
Darf Pflicht und Liebe eines Weges wandern,
Sind sie gewiß das best-geeinte Paar!

Undine:

Fast trau' ich diesem schönsten Zufall nicht:
Uns wird das höchste Glück zur höchsten Pflicht!

König:

So laß uns nicht allein dies Glück genießen,
Zu meinem Volke führe ich Dich hin!
Es soll Dich doppelt freudig heut begrüßen:
Als Schützling und als Königin!

Undine (nach einer Pause etwas schwermüthig):

O Herr, in all den vielen Tagen
Hab' ich so Schönes nicht gesehn!
Und würde heute noch mein Glück zerschlagen,
Und müßt' ich wieder von Dir gehn,
Und würde Alles dann zu Ende sein:
So dürft' ich mich von Rechtens nicht beklagen!
Ich lebt' genug, um niemals zu bereu'n!

(Beide ab.)

Volks-Scene.

Links gruppiren sich: Der Superkluge, ein Rath des Königs, 2 Vertreter des Hochlandes, 1 Vertreter des Tieflandes, der Priester und noch einige andere Vertreter der oberen Stände, rechts, in der Mitte und im Hintergrunde das Volk, das in froher Stimmung, festlich gekleidet, allmählich die Bühne füllt. Links in der Mitte besetzt im Laufe der folgenden Scene unbemerkt die Wache den Platz um die Grotte.)

Ein Vertreter des Hochlands (zu den anderen):

Paßt auf, daß das kein gutes Ende nimmt:
Die Menge tobt, wir werden überstimmt!

Vertreter des Tieflands (achselzuckend):

's ist ein Gedanke, den ich völlig schätze:
Der Mehrzahl Vortheil nur schafft die Gesetze!

1. Vertreter des Hochlands:

Nein, nein, höchst ungerecht ist solche Wahl:
Die Stellung gilt Nichts mehr, es gilt die Zahl!

2. Vertreter des Hochlands (zum Rath):

's ist unser Untergang, wenn Ihr's erwägt!
Das Hochland wird ja völlig brachgelegt!

Rath (ärgerlich):

Was kümmert mich denn Euer kleines Weh?!
Das Factum läßt mich kalt, mich kränkt nur die Idee!

(Das Volk beobachtet die Gruppe.)

Der Schmied:

Seht, wie die edlen Herr'n die Köpfe recken!
Die hecken sicherlich ein Plänchen aus —
Wenn Pfaff' und Grundherr bei einander stecken,
Dann schaut für uns gewiß nichts Gutes 'raus!

Rath (docirend zu den Anderen):

Das ganze Volk kann nicht regieren,
Der König muß der König sein,
Die Menge sieht's am Ende selber ein,
Ich will es gleich ihr klar vor Augen führen!

(Will das Volk haranguiren.)

Der Priester (ihn zurückhaltend):

Nein, edler Herr, das wär' verhängnißvoll!
Das Völkchen ist jetzt noch begeisterungstoll,
Man darf's in diesem Zustand nicht erregen!
Laßt sich nur erst den gröbsten Jubel legen,
Und glaubt mir altem Menscherkenner,
Wenn erst die Menge ihren Willen hat,
Kriegt sie die süße Last bald selber satt:
Man wälzt sie ab, man wählt Vertrauensmänner!
Mit Wen'gen läßt sich leichter unterhandeln,
Man sucht Vereinbarungen anzubandeln,
Man bietet Vortheil! — Schlägt auch das nicht ein,
So sät man Zwietracht, bildet man Partei'n,
Und bald ist Alles wiederum beim Alten.
Nur daß jetzt wir die Macht in Händen halten,
Die ehedem des Königs war. —

Rath (ihn ungeduldig unterbrechend):

Nein, solchen Umschweif hass' ich ganz und gar,
Der Logik nur soll sich die Menge beugen,
Nur Logik soll sie überzeugen.
(Er wendet sich an das Volk.)
Da steht Ihr nun und jubelt, tobt und tollt,
Als hätt' er Euch gegeben eitel Gold —
(Geringschätzig.)
Und hat doch nur die Freiheit Euch geschenkt!
Was ist denn Freiheit, wenn Ihr's überdenkt!?
Ein Wörtchen ist's von rednerischem Prunk
Und übersetzt heißt es — Verantwortung,
Ein Schwert, von trügerisch-zweischneid'gem Schliff,
Im besten Falle — ein Begriff.
(Das Volk wird ungeduldig, der Rath fährt mit triumphirender Spitzfindigkeit fort.)
Laßt mich das spröde Wort noch weiter schleifen!
Was ist Begriff? — Kann man Begriffe greifen?!

Das Volk (murrt).

Einer:

Der ist ja dumm! Laßt den doch gehn!

Ein Zweiter:

Was kann von Freiheit der verstehn!

Ein Dritter:

Hat sie die Schranze je entbehrt?
Und der will schätzen ihren Werth —

Der Schmied (stolz vortretend):

Den nur zur Noth die Majestät
— Und der gemeine Mann versteht!

Das Volk:

Vivat der Schmied! Der gab's nicht schlecht,
Wir halten fest an unserm Recht,
Uns macht es frei, Euch bringt es Schmerz,
Der König nur hat für sein Volk ein Herz!

(Gemurmel im Hintergrunde.)

Was rufen die? Was giebt's denn dort?
's kommt aus der Stadt, es pflanzt sich fort,
Wie Brandruf geht's von Mund zu Munde!

Ein junges Mädchen (erhitzt heraneilend):

Habt Ihr gehört die neu'ste Kunde?
Die Dienerschaft im Schloß hört' ich's erzählen:
Der König will noch heute sich vermählen!

Rufe von hinten:

Habt Ihr's gehört? Die neu'ste Neuigkeit?

Rufe von vorn:

Wir wissen's schon!

Von allen Seiten:

Der König freit!

Vertreter des Tieflands zum Priester:

Sagt, würd'ger Herr, vernahmt Ihr davon schon?

Priester zum Rath:

Habt Ihr's gewußt?

Rath:

Ich? Keinen Ton!

Vertreter des Hochlands:

Das ist so recht sein eigener Geschmack!
Uns sagt er Nichts! Nun naht der jüngste Tag!

Schmied:

Das freut von Herzen mich, daß das geschah!
Nun ist der König uns erst doppelt nah!

Eine Frau (sich herandrängend):

Was steht Ihr da und staunt und schaut?

(Zu dem jungen Mädchen:)

Wie sieht sie aus? Wer ist die Braut?

Eine Andere:

Sag', hast Du sie von Angesicht gesehn?

Eine Dritte:

Sag', ist sie jung?

Eine Vierte:

Und ist sie schön?

Andere:

Sie ist wohl stolz und ist von hohem Stand?

Andere:

Aus welcher Stadt ist sie? Aus welchem Land?

Das Mädchen:

Das Alles weiß ich selbst nicht so genau!
Doch sprach ich gerade ihre Kammerfrau,
Die sagt, sie sei noch jung und kaum erblüht,
Auch schön, doch nicht, wie man es öfters sieht.
Am Hofe selbst ist Keinem sie bekannt,
Fremdländisch ihre Art und ihr Gewand.
Doch ist sie nicht, wie Fürstentöchter sind,
Man sagt, sie sei ein armes Fischerkind.
Dem König muß besonders sie gefallen,
Sonst hätt' er sie nicht auserwählt vor Allen.
Auch soll ihr Antlitz voller Liebreiz sein,
Doch in den Augen liegt ein todter Schein,
Man blickt hinein, wie in den tiefsten See,
Doch spiegelt sich Nichts d'rin, nicht Lust, noch Weh,
Als hätte man in einen See geblickt,
In den die Sonne ihren Strahl nicht schickt.
Auch spricht sie selten nur ein leises Wort,
Als könnte mit der Sprache sie nicht fort.
Nur wenn sie ihren Blick zum König hebt,
Dann wird ihr Antlitz hell, ihr Aug' belebt.
Aus ihrem Blick strahlt Lieb' und Zuversicht,
Und Herzensgüte ist es, was sie spricht.

(Geheimnißvoll.)

Auch hat die Zofe heimlich mir vertraut,
Es sei merkwürdig bei der jungen Braut.
So weiß wie Marmor wäre die Gestalt,
Die Haut nicht menschlich-warm, nein eisheskalt,
Kurzum, man spricht bei Hofe Allerlei,
Sogar, daß sie nicht wie von Menschen sei,
Nein, etwa wie ein Feen- und Nixenkind,
Und was noch mehr derlei Gerüchte sind!

Die Frau des Schmiedes (entsetzt):

Ein Nixenkind! Habt Ihr's gehört,
Sie hat den jungen König gar bethört,

Am Ende ist sie eine Hexe gar
Und bringt dem Fürsten und dem Land Gefahr!
Ich sag' Euch, Freunde, seid auf Eurer Hut!
Ein Nixenkind! Das macht noch böses Blut!

Der Schmied (lachend):

Das paßt zu meiner Alten ganz genau!
Der Frauen größter Feind ist stets die Frau!

(Zu den Männern:)

Habt Ihr von Nixenkindern je gehört?
Sagt, seid Ihr Männer? Seid Ihr aufgeklärt?
Und nehmt selbst an, sie soll von Nixen stammen!

(Zu dem Mädchen:)

Du hast doch selbst sie gütig uns genannt!
Nun wohl! So zaubert sie uns Glück in's Land!
Und, Freunde, wer wird ungesehn verdammen!?

(Zu dem Mädchen:)

Und baldigst, denk' ich, werden wir sie sehn?

Mädchen:

Ja, doch! Im Schlosse geht die Kunde,
Grad' eben hier und noch zu dieser Stunde
Soll die Vermählung vor sich gehn.
Es war der jungen Fürstin erste Bitte,
Wir sollen Zeugen sein bei diesem Schritte.
Der König willigt' nur zu gerne ein,
Das ganze Volk soll heut sich mit ihm freun.
Und gerade hier, an dieser Stelle,
Dicht bei der Grotte, an der Quelle
Soll Hand sich Hand zum ew'gen Bunde reichen.

(Geheimnißvoll.)

Der Hof sieht darin wiederum ein Zeichen —

Schmied:

Recht so! Und redet Ihr schon von Symbolen,
So ist der Platz gewiß doch gut erkoren,
Wo unsre junge Freiheit ward geboren.
Ihr jungen Mädchen sollt uns Blumen holen,
Der Platz soll heut im schönsten Schmucke prangen,
Bekränzet ihn mit Duft und Blüthen schnell,
Es ist ja unsre Grotte, unser Quell:
Hier wollen wir das Königspaar empfangen!

(Die Umstehenden nähern sich dem Grottenplatze; die Wachen treten ihnen mit gekreuzten Hellebarden entgegen.)

Wache:

Zurück und keinen Schritt!

Schmied (zornig-erstaunt):

Bei meiner Seel',

Der Kerl sperrt ab!

Andrer:

Er sperrt uns aus!

Dritter:

Verschließt dem Herren sein eignes Haus!
Wer gab Dir's Recht dazu?

Wache:

Königs Befehl!

Hauptmann der Wache (vortretend):

Nein, Königs Wunsch, den er an's Herz Euch legt,
Doch ward mir kein Befehl so scharf je eingeprägt.
Die Gründe läßt der König bald Euch hören —
Dort naht er selbst. Er mag es Euch erklären!

(Der Brautzug erscheint. An der Spitze der König und Undine. Musik. Umzug. Der König und Undine nehmen auf erhöhtem Platze unweit der Grotte Stellung. Die Edlen links, etwas abgesondert. Das Volk umgiebt das Paar. Die folgenden Worte während des Umzuges.)

Vertreter des Hochlands
(halb zu den Edlen, halb zu dem Volke, ironisch):

Das heißt, die Sache bleibt wie ehedem,
Die Namen ändert man, nicht das System!
Das Volk wird sich's schon richtig übersetzen.
(Zu den Edlen:)
Hier ist der Punkt, den Hebel einzusetzen!

Der Schmied (zum Volke beschwichtigend):

Wollt Ihr Vertrau'n, müßt Ihr Vertrauen schenken!
Laßt Euch nicht hetzen! Haltet klar der Sinn!

Schneider (sich mißtrauisch abwendend):

Allein, die Sache giebt zu denken!
Ein Körnchen Wahrheit liegt darin!

Ein Mädchen:

Seht, Vater, seht! Wie stolz der König schaut!

Bürger:

Und wie bescheiden blickt die junge Braut!
Seht nur, vor allem Volk küßt sie der König!

Der Rath (spöttisch):

Von einer Zauberfürstin hat sie wenig.
Ich möchte nach den mäßigen Allüren
Sie eher auf ein Fischerkind taxiren.

Der Schmied:

Das ist so für die Herr'n erwünschte Beute!
Die sieht nicht aus, als würde sie durch Steuern
Den Luxus und den Prunk bei Hof erneuern.
Ist eine Königin für arme Leute!

Seine Frau (wüthend):

Laß Dir nur auch von ihr den Sinn bestricken!
Ich sage Dir, 's liegt was in ihren Blicken,
Als hätt' sie's schon so Manchem angethan!

Volk (von hinten):

Seid still, der König hebt zu reden an!

König:

Mein treues Volk, geliebte Unterthanen,
Zum zweiten Mal seit kurzer Zeit
Tret' ich zu Euch an diese Stätten hin,
Die noch an ernste Stunden uns gemahnen,
Zu diesmal froherer Gelegenheit.
Ihr wißt, ich hegt' es lange schon im Sinn,
Und dahin ging mein ernstes Streben,
Dem Volke eine Königin,
Dem Lande eine Mutter bald zu geben.
Denn finden auch des Volkes große Schmerzen
Bewegten Widerhall in meinem Herzen,
So unterschätz' ich's nicht und weiß genau,
Die kleinen Leiden heilt allein die Frau. —
Nun wohl! Die ich gesucht in bangen Stunden,
Hab' ich durch Zufalls Fügung heut gefunden.
Ich wählte lange, prüfte kühl,
Befragte Herz und Auge und Verstand.
Sie billigten die Wahl, und Hand in Hand
Mit ihnen rieth mir freudig das Gefühl,
Ein bess'rer Prüfstein noch, als die Erfahrung.
So ward's gewiß mir, ward zur Offenbarung,
Und schneller fast, als ich's zu deuten weiß,
Zog Liebe mich in ihren Zauberkreis. —
Ich seh', mein Volk heißt meine Wahl willkommen.
So sei sie Euch und mir zu Nutz und Frommen!

(Zu den abseits stehenden Edlen.)

Auch Euch gilt dieser Wunsch, erlauchte Herren!
Doch seh' ich fast erstaunt, Ihr steht von fern.
Eu'r Platz ist hier! So tretet vor uns hin,
Zu huldigen der jungen Königin!
Du, Priester, nahe, ohn' Verweilen
Dem Bund die heil'ge Weihe zu ertheilen!

Volk:

Seht nur, die Herren machen saure Mien'!
's fällt ihnen schwer! 's kommt ihnen bitter an!
Sie sehn auf sich und auf den Priester dann,
Er soll sie aus der heiklen Lage ziehn.
Jetzt kommt's zum Ausbruch! Wird er sich bequemen?
Er fügt sich doch! — Mich sollt' es Wunder nehmen!

Priester (ehrfurchtsvoll, unmerklich ironisch, vortretend):
Du tadelst, mein gnädigster Herr und König,
Daß Deiner Wahl wir, froh wie sonst, nicht huld'gen.
Das Unerwartete mag uns entschuld'gen.
Ich selbst, gesteh' es, war bestürzt ein wenig.
Das war nicht recht, und meine Pflicht erfüll' ich,
Denn Du befiehlst — und wir gehorchen willig.
Dein hoher Vater, edler Herr und König,
In dessen Dienst ich lange mich beflissen,
Ließ seine Wahl uns gnädig vorher wissen —
Er gab auf unsern treuen Rath ein wenig.
Dies ließ uns die Gewohnheit heut vermissen.
Doch, ich gesteh', es war nicht recht und billig:
Denn Du befiehlst — und wir gehorchen willig.
Es sprach das Volk, erlauchtester Gebieter,
Von Deiner hohen Braut gar mancherlei,
Von ihrer Abkunft und von Zauberei.
Und dies verwirrte etwas die Gemüther.
Bald wird sich's ja als Unwahrheit enthüllen,
Wir prüfen nicht, wir dienen Deinem Willen.
Zwar hätten wir uns, mein erhabener Fürst,
Auf Dein vorher'ges Wort berufen können:
Freiheit im Handeln Jeglichem zu gönnen,
— Wie Du Dich gnädig noch erinnern wirst —
Doch stützen wir auf dieses Recht uns nicht.
(betonend.)
Denn, was Du wünschst, ist uns Befehl und Pflicht!
So laß uns denn zur heil'gen Handlung schreiten.
Du weißt, mein Fürst, es heischt ein heil'ger Brauch
Der Ahnen — und Du ehrst ihn sicher auch —
Zum Weiheact das Wasser dieses Quells.
Nun seh' ich heut zuerst seit allen Zeiten:
Ein Stein verschließt den heil'gen Fels.
Befiehl, das Hinderniß hinwegzuräumen,
Und laßt uns dann beginnen ohne Säumen!

König (bestimmt und merklich erbittert zum Priester):
Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit.
Doch dieser Quelle Bann wird nicht gebrochen!
Noch hat das Volk darüber nicht gesprochen!
Drum soll für heute inn're Frömmigkeit
Ersetzen, was uns mangelt an Symbolen.
Schickt Boten aus! Sie sollen anderweit
Quellwasser uns zur Weihehandlung holen!
(Boten ab.)

Volk:
Der Priester traf des Königs wunde Stelle!
Was ist es mit der Grotte, mit der Quelle?!

Andere:

Die Königin hat ihre Hand dabei,
's ist Lug und Trug und eitel Zauberei!

(Erregt.)

Was soll uns dieses seltsame Gebahren?

Dritte:

Wir wollen's wissen! Wollen es erfahren!!!

Undine (hervortretend):

Ihr lieben Menschen, hört mich freundlich an!
Ich kann's und will's nicht länger Euch verschweigen:
Ihr hörtet recht, ich bin kein Menschenkind.
Doch meine Mutter war ein irdisch Weib,
Und darum trieb mich Sehnsucht zu den Menschen.
Und Zuflucht suchend kam ich zu Euch her,
Denn mich bedrängt derselbe Feind, wie Euch:
Der Geist des Wassers, der mich einstmals schützte,
Verfolgt mich jetzt mit seinem schweren Grimm
Und Alles das, weil ich die Menschen liebte.
So nah' ich Euch als Schützling und Beschützer. —
Denn wißt, der Stein, der diese Grotte schließt,
Verschließt den Eingang auch dem Geist des Wassers!
Verzeihet d'rum der frommen Zauberei.
Und griff ich ein dadurch in Eure Rechte,
Und war dies Fehl, so fehlt' ich nur aus Liebe.
O, nehmet niemals diesen Stein von hinnen!
Befolgt Ihr dies, so wißt Ihr mir es Dank,
Wo nicht, ist's mein und Euer Untergang!
Dort nahn die Boten, laßt das Fest beginnen!

1. Bote (zum König):

Bestürzt, o Herr, kehr'n Deine Diener wieder:
Der Felsenquell, zu dem Du mich gesendet,
Er ist versiegt, kein Tropfen rinnt hernieder!

2. Bote:

Umsonst hab' ich mich rings umher gewendet.
Die Brunnen und Cisternen blieben leer,
Kein Wasserlauf, kein Bächlein rieselt mehr!

3. Bote:

Von Durst'gen sieht die Quellen man umringen.
Das ganze Land ertönt von lauter Klage.
Sie opfern, abzuwenden diese Plage.
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Volk:

O Unheil über Unheil, das uns droht,
Erst konnten wir der Fluth nicht wehren,
Jetzt müssen wir das heil'ge Naß entbehren!
Womit verschulden wir die neue Noth?

Vertreter des Hochlands:

Ihr seht der Königin Werk sich schnell erfüllen:
Sie hat den Geist des Wassers fortgebannt.
Das Tiefland reichte freudig ihr die Hand,
Nun kommt der Götter Rache über's Land!
Was wollt Ihr mehr? Ihr habt ja Euren Willen!

Priester:

Ihr habt Euch freventlichen Spiels vermessen
Und meinen frommen Rathschlag stolz verachtet.
Bedenkend nur des Tieflands Interessen,
Habt Ihr der Elemente Macht vergessen!
Nun sehet zu, damit Ihr nicht verschmachtet!

Volk:

Das Tiefland trägt die Schuld an unserer Noth!
Ihr habt verstopft des Wohlstands Quellen!
Und fehlt' es früher manchmal uns an Brot:
Jetzt wird der Durst dem Hunger sich gesellen!

Schneider (kläglich):

O fleht, den Stein zu heben, unsern Fürsten:
Mir dorrt der Schlund! Ich meine zu verdürsten!

Schmied (wüthend zum Schneider):

Elender Wicht, halt' Dein Gelüst im Zaum,
Du trankst ja erst vor einer Stunde kaum!
Du schlürft'st, ich sah's, 'nen halben Eimer Wein!

Schneider:

Ach, Freund, schon der Gedanke macht mir Pein.
Hör' ich nur Wassermangel nennen,
Spür' ich den Durst schon in der Kehle brennen!

König:

O, harret aus! O, habt Geduld,
Mich trifft der Vorwurf, mich die Schuld!
Ich bin's, der diesen Kampf entfacht!
Ich kenne wohl der Elemente Macht!
Doch habe ich auch auf mein Volk gebaut,
Auf seine Liebe, seine Kraft vertraut!
Der Kampf ist hart, doch währet er nicht lang',
O, harrt nur aus bis Sonnenuntergang!

Dann seid Ihr aller Noth enthoben!
Dann habt Ihr herrlich-schönen Sieg errungen,
Das Element in Euren Dienst gezwungen,
Dann werdet Ihr mein kühn' Beginnen loben!
Und endet nicht bis dahin Eure Pein,
So will ich nicht mehr Euer König sein!

Der Schmied:

Das ist ein Wort, das uns'res Königs werth!
Ein Schuft, wer nicht zu seiner Fahne schwört,
Wer mit mir ist, der tret' auf meine Seite.
Ein kurzer, schwerer Kampf und reiche Beute:
Das ist ein Ziel, das mich begeistert.
Und wer die wen'gen Stunden sich nicht meistert,
Verdammt, der ist nicht werth so hoher Gnade,
Und, wenn er d'raufgeht, ist's für's Land kein Schade!

Rufe von rechts oben (es erscheinen)

Boten aus dem Hochlande:

Zu Hilfe! Hilfe! Eilt zur Hand!
Im Hochwald droben tobt der Brand!
Der Wind steht auf die Dörfer zu!
Die ersten Häuser griff's im Nu!
Kein Wasser giebt's, den Brand zu unterdrücken!

Schmied:

So laßt das Feuer uns ersticken!

Einer aus der Gegengruppe der Hochländer
(Zum Schmied):

Selbstsücht'ger Tropf, sei auf der Hut!
Hier geht's um unser Hab' und Gut!
(Auf die Gruppe des Schmieds):
Doch freilich, fremdes Unglück läßt Euch kalt!
Erbrecht die Grotte! Braucht Gewalt!
(Drängt mit seinen Anhängern auf den Schmied ein, der ihm den Weg versperrt):
Mach' Platz, dickhäutiger Gesell!
Wir wollen Wasser, vor zum Quell!
(Will den Schmied fortstoßen.)

Schmied (schlägt ihn zu Boden):
Nimm das!
(Zu den Anderen:)
Wer wagt's und nimmt Gewalt in'n Mund?
Den schlag' ich todt, wie einen tollen Hund!
(Die Anderen murren.)
Wer auch nur das Gesicht verzieht,
Den streck' ich nieder, ich, der Schmied!

Wer untersteht sich von Gewalt zu reden,
Wo Freiheit freisteht einem Jeden?
Und wird Euch jetzt der Muth schon knapp,
So tretet vor und stimmet ab!
Stehn bleibt, wer mich und wer den König liebt,
Der Fürst soll sehn, daß es noch Männer giebt!

Die Tochter des Schmieds (athemlos, weinend):

O Vater, Mutter, Vater, kommt nach Haus!
Das kleine Schwesterchen liegt todtenkrank,
Ein heißes Fieber schüttelt ihm die Glieder,
Es liegt und stöhnt und klagt nur: „Gebt mir Wasser!“
Und wir, wir haben keins. O kommt nach Haus!
Und, Nachbar, Euer Weib und Euer Kind,
Und Eures, Nachbar, und auch Dein's und Dein's,
Das halbe Dorf erfaßte schon die Seuche.
Und Alle, Alle rufen: Gebt uns Wasser!

Schmied (mit Thränen in den Augen seine Tochter küssend):

Mein armes Kind, geh' nur allein nach Haus!
Ich schwur dem König, und ich harre aus!

Der Vorältteste aus des Schmieds Gruppe
(zum Schmied):

Du sündigst, Freund, durch Deinen starren Sinn,
Wir gaben uns're Habe freudig hin,
Wir schreckten vor Entbehrung nicht zurück.
Doch sag', was nützt uns Sieg und künft'ges Glück,
Zahl'n wir als Kaufpreis uns'rer Kinder Leben!?
(Zum Volk:)
Wer stimmt dafür, den Stein noch nicht zu heben?
(Alles bleibt stumm.)
Ein Jeder schweigt, und Keiner ist dagegen!
Wir sind nicht ruhmlos, Freunde, unterlegen!
Nur überird'sche Macht band uns die Hände.
Nun fort zum Quell und macht der Noth ein Ende!
(Volk auf den Quell zu.)

Undine (angstvoll):

Mein Fürst, Geliebter, laß es nicht gescheh'n!
Du schwurst, zu helfen, beizusteh'n mir Armen,
O schütze mich und hab' Erbarmen
Und laß mich elend nicht zu Grunde geh'n!

König:

Geliebtes Kind, zerreiß' mir nicht mein Herz,
Ich fühle doppelt, doppelt Deinen Schmerz,
Mein eignes Leben gäb' ich für Dich hin
Und leide zwiefach, weil ich machtlos bin!

Ich muß des Volkes Wohl und Weh bedenken,
Das Volk allein kann Dir Erlösung schenken.
Mich hält die harte Pflicht in eh'rnen Ketten,
Das Volk ist frei! Das Volk nur kann Dich retten!

Undine (die sich händeringend vor die Wachen und den Quell gestellt hat):

Ihr guten Menschen, laßt mich nicht verderben!
Verstoßt mich nicht in's finst're Todtenreich!
Denn wenn ich sterbe, muß ich doppelt sterben,
Mir winkt kein zweites Leben mehr wie Euch!
O, laßt mich nur ein Weilchen noch auf Erden,
Zerstört nicht meinen jungen Herzensbund!
Ich mache Eure Kinder Euch gesund!
Ich will Euch Eure Häuser neu erbauen!
Ich hab' zu Eurer Liebe solch' Vertrauen,
Laßt mein Vertrauen nicht zu Schanden werden!
Ich will Euch tausendfach ja wiedergeben,
Was Ihr so schwer jetzt zu entbehren meint!
Nur laßt mir noch dies junge Leben,
Das mir so schön und, ach! so kurz erscheint!

Weiber aus dem Volke:

Hört nicht auf sie! Verfallt nicht ihrer Macht!
Denkt Eurer Weiber, Eurer kranken Kinder!
Sie hat das Elend über's Land gebracht!
Durch Müßigstehn macht Ihr sie nicht gesünder!
(Die Wache wehrt dem eindringenden Volk mit den Hellebarden.)
Fort mit dem Spieß, mit dem der Kerl uns droht!
Nehmt Knüttel, Steine! Schlagt die Söldner todt!

Der Vertreter des Hochlands
(zur Menge):

Zurück!
(Zu den Soldaten:)
Die Wachen vor! Zieht blank! Haut ein!
(Die Soldaten drängen die Menge zurück.)
So recht! Schlagt die Empörer kurz und klein!
(Zum König:)
Du siehst nun, Fürst, wohin die Freiheit führt,
Befiehl, wie's für den König sich gebührt!
Die Menge lenkt man nur mit Hieben!
Nun zeigt sich's, wer Dir wahrhaft treu geblieben!
Befiehl! Wir decken Dich mit unserm Leib!
(Es tritt für kurze Zeit Ruhe ein; der Platz vor der Grotte bleibt frei.)

König (zu den Soldaten):

Gebt Raum, Soldaten! Nieder mit den Waffen!
(Zum Vertreter des Hochlands:)
Ich kenne besser eines Königs Pflichten!
Darf ich das Volk zu Grunde richten,
Um Rettung mir und meinem Weib zu schaffen?!

(Zu Undine, die sich ängstlich an ihn geklammert hat, tröstend:)
Vielleicht, daß es sich noch zum Guten wende!
(Zu Allen:)
Und wär's auch mein und wär's Undinens Ende,
Zuerst mein Volk! Und dann mein Weib!

Undine (verzweifelt):
Wehe! Wehe! Was hast Du gethan?
Hast mich verstoßen, preisgegeben!
Hast gemordet mein junges Leben!
Hast mir die Seele, die Seele geraubt,
Und ich hab' so fest an Dich immer geglaubt!
Siehst Du sie winken? Siehst Du sie nah'n?
Tausend Gestalten?
(visionär:)
Wollen mich greifen, wollen mich fassen!
Die schattenblassen,
Die geisterkalten.
Hast Dein Wort nicht gehalten!
Hast mich verlassen!
Hörst Du ihn zürnen, hörst Du ihn grollen,
Den Meergeist? Hörst Du die Wogen rollen?
Er streckt den Arm nach mir aus,
Zieht mich hinab in sein kaltes Haus!
Er kommt auf leisen Sohlen,
Kommt mich zu holen!
Winket mir, drohet, gebietet mir Armen!
Hat kein Erbarmen!
Niemals vergiebt er!
(Sich an ihn klammernd:)
Schütze mich! Rette mich! Halte mich!
Einzig Geliebter!
Aber nein! Du kannst nichts gegen ihn,
Kannst mich jetzt nicht mehr schützen und retten,
Hieltest Du gleich mich mit tausend Ketten,
Würde Dich mit in die Tiefe nur ziehn!
Und ich will Dich doch nicht verderben!
Ist ja genug, daß ich muß sterben!
Nein, Du mußt nicht so traurig sein,
Bald ist's vorbei ja mit aller Pein!
Nur noch ein Weilchen, dann ist's überwunden,
Habe mich fast schon darein gefunden.
Dann versinkt der böse Stein,
Trägt mich hinab zu lieb Mütterlein!
Lieg' dann an ihrer Seite begraben!
Dann könnt Ihr wieder am Wasser Euch laben,
Braucht nicht mehr fürchten das Nixenkind!
Dacht' nicht, daß Menschen so grausam sind,

Weil sie doch eine Seele haben!
Dachte, Menschen sei'n ohne Sünden,
Seien so gut wie die Himmlischen fast,
Weil Du mir doch erzählet hast,
Daß sie Recht und Unrecht empfinden!
Siehst Du Geliebter, fast freut es mich nun,
Daß Du mich nicht zum Menschen gemacht,
Hätt' es nicht über's Herz gebracht,
Einem Andern so wehe zu thun.
Will den Geistern und Nixen erzählen,
Daß sie besser als Menschen sei'n;
Weil sie sich nicht am Bösen freu'n.
Glaube jetzt fast, auch sie haben Seelen!
Wenn das Quellchen die Aecker durchfließt,
Segnend die fruchtbaren Saaten begrüßt,
Dann fühlt es Freude, empfindet Lust,
Habe das nur nicht zu schätzen gewußt!
Wollte mich nicht dabei bescheiden,
Ach, wie schwer muß ich dafür leiden!
Vorbei, vorbei! Auch dies Glück ist verscherzt:
Du rufst mich, Oheim! Ich bin bereit!
War ja glücklich für kurze Zeit!
Wie Du mich geliebt, wie Du mich geherzt,
Will die Erinnerung in's Herz versenken.
Bleibt mir ein Gedanke, so will ich dran denken,
Und bleiben mir Thränen, so will ich weinen,
Und darf ich's, will ich Dir im Traum erscheinen.
Nur einen Kuß noch, Geliebter! Gebt Raum!
O, es war ein schöner, vergänglicher Traum!
(Sie versinkt mit dem Stein in die Tiefe der Grotte.)

Volk:

Sie verschwimmt wie ein Schein,
Wie ein Schattenbild,
Es senkt sich der Stein,
Und das Wasser quillt!
Heil unserm König!

König:

Es senkt sich der Stein! Was zaudert Ihr lang?
Das Wasser quillt, und ich will keinen Dank!

Volk (an der Quelle):

Das Wasser rieselt, das Wasser quillt!
Es füllet die Grotte, es wächst und schwillt!
(Erregter von links, rechts und oben:)
Aus der Erde dringt es mächtig empor,
Aus jedem Felsen strömt es hervor,
Von allen Bergen kommt es gerannt!

Im Meer drängt sich Welle an Wogenkamm,
Es drückt herein, es zerreißet den Damm!
Zurück! Zurück! Die Fluth bricht in's Land!
Verschlingt uns're Aecker, verzehrt unser Gut!

Kühleborn (tritt riesengroß aus dem Hintergrunde):
Das ist die Schuld! Das ist die Fluth!
(Zum König:)
Jetzt ist das Land mit den Menschen allen
Und mit allem Leben dem Wasser verfallen!
Brecht herein, ihr Geister, in's Land der Seelen,
Ihr dürft bei Undinens Begräbniß nicht fehlen!
Nur Du bleibst übrig! Du trotzest der Zeit,
Ein unvergänglich Denkmal der Vergänglichkeit!

König:
Halt ein, Erbarmungsloser, halte ein!
Noch ist's zu früh! Noch ist der Sieg nicht Dein!
Unbill'ger Kampfesweise zeih' ich Dich,
Mein Volk besiegtest Du, nicht mich!
Ich zahle seine Schuld Dir an Undinen!
Was Völker fehlen, können Kön'ge sühnen!
Nimm an als Opfer für des Volkes Fehle
Das Höchste, was ich hab', nimm meine Seele!
Was ihr, lebendig wirkend, nicht gelang,
Wirkt sie durch frei gewählten Untergang!
Dem Sieger sollte der Besiegte dienen:
Ich bin bereit! Ich folge Dir zugleich!
Du ziehst mich nach Dir in Dein kühles Reich,
Im Tode ein' ich mich mit Dir, Undine!
Sei unser Untergang das heil'ge Band,
Das Seelenlose einet und Belebte!
Das ist das höchste Ziel, das ich erstrebte,
So leb' ich segnend weiter meinem Land!
Wir sterben nicht, wir wechseln nur den Ort,
Es lebt das Gute in und durch uns fort!
Unsterblich noch im Sterben war mein Streben!
Ihr Andern aber geht — zu leben!

(Die Wasser verrinnen allmählich; der Platz um die Grotte, auf dem der König steht, hüllt sich in eine Wolke.)





Die Zielbewußten.

Von

Harry Vogsberg.

— Breslau. —

Die Binde fiel ihm von den Augen. Um ihn brodelten die Morgennebel und zogen in langen weißen Fetzen um das Gestein, und unten lag die Welt. Drüben tauchte die Sonne über den fernen Gebirgszug und färbte die Nebel rosenroth. Es war bitter kalt, und er hauchte sich in die Hände.

Da brauste auf dem schmalen Steg ein seltsam Gefährt heran mit Windeseile. Ein Rad war es, beflügelt auf beiden Seiten mit mächtigen Adlerschwingen, und darauf stand ein junges Weib, im Wind flatterte ihr das faltige rothe Gewand. Als sie die Stelle erreicht hatte, wo er stand, schoß sie ihm einen lichten heißen Blick zu: „Halt an!" rief sie hell, und das Rad stand still, die Fittiche legten sich.

„Willst Du mit?" fragte sie.

„Wohin?"

„Frage nicht, steig' auf!"

Rasch sprang er zu ihr hinauf, und es ging weiter im Sturm. Sie schrie hell, daß das Echo vom Gestein sprang, und schlang ihren Arm um seinen Nacken. Da überlief es ihn glühend, und er küßte ihre Lippen und schrie jauchzend in den brausenden Wind.

Vorwärts ging es, rasend über die Felsen ohne Weg. Plötzlich gähnte es tiefschwarz unter ihnen, ein donnerndes Wassertoben scholl herauf, und der Boden war verschwunden. Er schloß die Augen, dann setzte das Rad wieder krachend auf den harten Stein, aber es gab kein Besinnen, unaufhaltsam ging es weiter.

„Was war das?" fragte er, ohne die Augen zu öffnen.

„Ein Abgrund."

„Sind wir hinüber?"

„Längst!"

„Und wird das Rad auch aushalten?"

Sie lachte nur. — „Hier!" sagte sie nach einer Weile und reichte ihm einen Zweig.

„Lorbeer! — Wo hast Du ihn her, mitten in der Fahrt?"

„Nimm ihn und frage nicht, er gehört Dir."

Er schwang den blühenden Ast in der Luft. Drüben sah er die Sonne blutroth untergehen.

„Ist es schon Abend?"

„Bald. Der Sand ist gleich abgelaufen," und sie wies auf das Stundenglas, das sie in der Rechten hielt.

„Schon Abend? Aber wir sind doch nur kurze Zeit gefahren." Sie sagte Nichts und blieb ernst.

Das Rad ging jetzt langsamer einen Hügel hinauf; bald konnte man die einzelnen Speichen erkennen, dann hielt es still.

„Steig' ab, wir sind da!"

„Wo?"

„Dort, der Wagen mit den Rossen — siehst Du? Dort steige ein."

„Und wohin fahre ich?"

„Dieselbe Straße weiter."

„Und wer bist Du?"

„Die Jugend!" — Dann schwang sie sich auf das Rad und brauste den Hügel wieder hinab; in der Ferne hörte er noch ihren hellen Schrei. Er rief ihr nach, aber der Wind nahm den Schall und trug ihn mit sich.

Von drüben rief ungeduldig der Lenker des Gespannes. Er stieg ein. Anfangs ging es rasch, denn die Straße war gut, und als sie über den Hügel waren, stand die Sonne wieder hoch im Mittag. Die Rosse griffen kräftig aus, aber es ging nicht halb so rasch wie auf dem Flügelrade. Die Straße zweigte sich: rechts führte sie durch den Wald, links durch die heiße sandige Fläche. Der Lenker bog links ein.

„Warum fährst Du nicht rechts? Es ist dort viel schöner."

„Ja, aber der Weg ist schmal und wenig benutzt, auch sind tiefe Gräben an den Seiten."

„Und davor hast Du Angst?"

„Man kann nicht wissen!" — Dann ging's durch das heiße Land.

Am Weg stand ein Lorbeerbaum, schon von Weitem hatte er ihn gesehen. Er wollte sich einen Zweig davon brechen, aber es machte Mühe während der Fahrt. Und als er ihn glücklich in der Hand hielt, war das Blattgrün lange nicht so frisch und saftig, wie das am Morgen.

Allmählich gingen die Pferde langsamer.

„Warum fährst Du nicht schneller?" —

„Es geht nicht, die Thiere sind verbraucht."

„So lass' sie doch eine Weile ruhen." —

„Wir dürfen nicht rasten."

„Aber das ist ja greulich, das Getrotte!" —

Der Lenker zuckte die Achseln. „Dann steige doch aus und geh' zu Fuß!"

Das that er. „Wo geht der Weg?" fragte er noch.

„Hier die Straße hinauf. Wenn das Gebirge herantritt, den Steig rechts hinauf bei dem ausgetrockneten Quell."

„Und wo komme ich dann hin?" —

Er zuckte wieder die Achseln. „Ich bin nie weiter gefahren." —

Er stieg aufwärts; so brauchte er sich doch wenigstens nicht in dem Wagen schütteln zu lassen; außerdem war die Sonne jetzt im Sinken und brannte nicht mehr so heiß.

Aber die Straße war verzweifelt lang, und allmählich wurde er müde. Kein Wunder, die langsame Wagenfahrt hatte ihn matt gemacht. Jetzt wurde ihm auch der Lorbeer lästig, den er bei sich trug, und er warf ihn achtlos an den Weg.

Dann kam der versiegte Quell und der Steig, den der Wagenlenker bezeichnet. Herr Gott, war das steil und steinig; doch was half es, er mußte hinauf. Während des Aufstiegs kam es ihm vor, als käme Jemand hinter ihm her, aber er konnte Niemanden sehen, und auf seinen Ruf kam keine Antwort.

Und endlich, endlich war er oben. Auf den ersten Blick erkannte er die Stätte: es war der Platz, an dem ihn die Jugend mit auf ihr Rad genommen. — Dort hinten

sank die Sonne und färbte die Wolkenschicht tief purpurn; der Abendwind strich kühl durch sein Haar, und droben um die Zacken lagen wieder die rosa Nebel; aber er war todtmüde und hatte keinen Sinn mehr für die Schönheit der Landschaft.

Was nun? fragte er sich und sah sich um, wo er ein Lager für die Nacht finden könne; da hörte er hinter sich einen harten Schritt auf dem Stein: eine dunkle Gestalt kam den Berg herauf, den Steig, den er gekommen; also hatte er sich doch nicht getäuscht.

Als sie näher war, erkannte er sie: der Tod.

„Kommst Du mich holen?"

Er nickte.

„Und wohin?"

„Das weiß ich nicht!"

„Wie, das weißt Du nicht? Und ich bin den ganzen Tag geeilt, zu Gefährt und zu Fuß, und soll jetzt nicht einmal wissen, wohin?" —

Der Tod grinste. „Ich bin berufen, Euch abzuliefern, zu weiter Nichts."

„Und wem? Wo?"

„Dort drüben an jener Felskante."

„Was liegt dahinter?" —

„Weiß ich's? — So oft ich an den Rand trete, verlieren meine Augen die Kraft zu sehen, und ich bin blind. — Aber mache nicht Umstände, denn ich muß heute noch Viele geleiten. Komm, dort ist die Platte, wir sind schon da. Hier ist der äußerste Rand, siehst Du Etwas?"

„Nichts!" —

„Ich auch nicht. — Doch nun tritt noch einen Fuß vor, so. Ich stampfe dreimal mit dem Fuß, dann thust Du den nächsten Schritt allein, sonst muß ich Dich stoßen. — Eins — zwei — drei!" — — Und der Tod stand an der Kante und lachte höhnisch.





Fechtstunde. (Blücher und Napoleon.) Spottbild aus der Zeit der Befreiungskriege.
Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen.
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Illustrirte Bibliographie.

Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen. Ernstes und Heiteres aus der vaterländischen Geschichte. Von Hans Kraemer. Illustrirt von ersten Künstlern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Das Jahrhundert Kaiser Wilhelms I. (1797—1897) in den großen Feldherren, Staatsmännern und den Tapferen aus dem Volke, durch deren über Generationen sich erstreckendes aufopferndes Wirken im Dienste des Vaterlandes die Einigung der deutschen Stämme und die Größe des Hohenzollernhauses vorbereitet und herbeigeführt wurde — zu schildern, es in Wort und Bild dem deutschen Volke nahe zu bringen, unternimmt das vorliegende Werk. Es soll ein Heldenbuch sein, wie das in gleichem Verlage erschienene „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben", das Thaten der Tapferkeit aus dem Kriege 1870/71 zu verherrlichen bestimmt war, — aber in viel weiterem äußeren und inneren Rahmen; denn abgesehen davon, daß hier ein viel größerer Zeitabschnitt der deutschen Geschichte durchmessen wird, bilden hier auch nicht nur rühmliche Einzelthaten persönlicher Tapferkeit und damit der Antheil der großen Masse der Kämpfer an den ruhmreichen Erfolgen den Gegenstand historischer und patriotischer Würdigung, sondern zugleich und vornehmlich die für die großen Ereignisse entscheidenden Leistungen der Feldherren und Staatsmänner. So enthalten die bis jetzt uns vorliegenden vier Hefte die Charakteristiken und kurzen Biographien Blüchers, Scharnhorsts, Gneisenaus und Yorks.

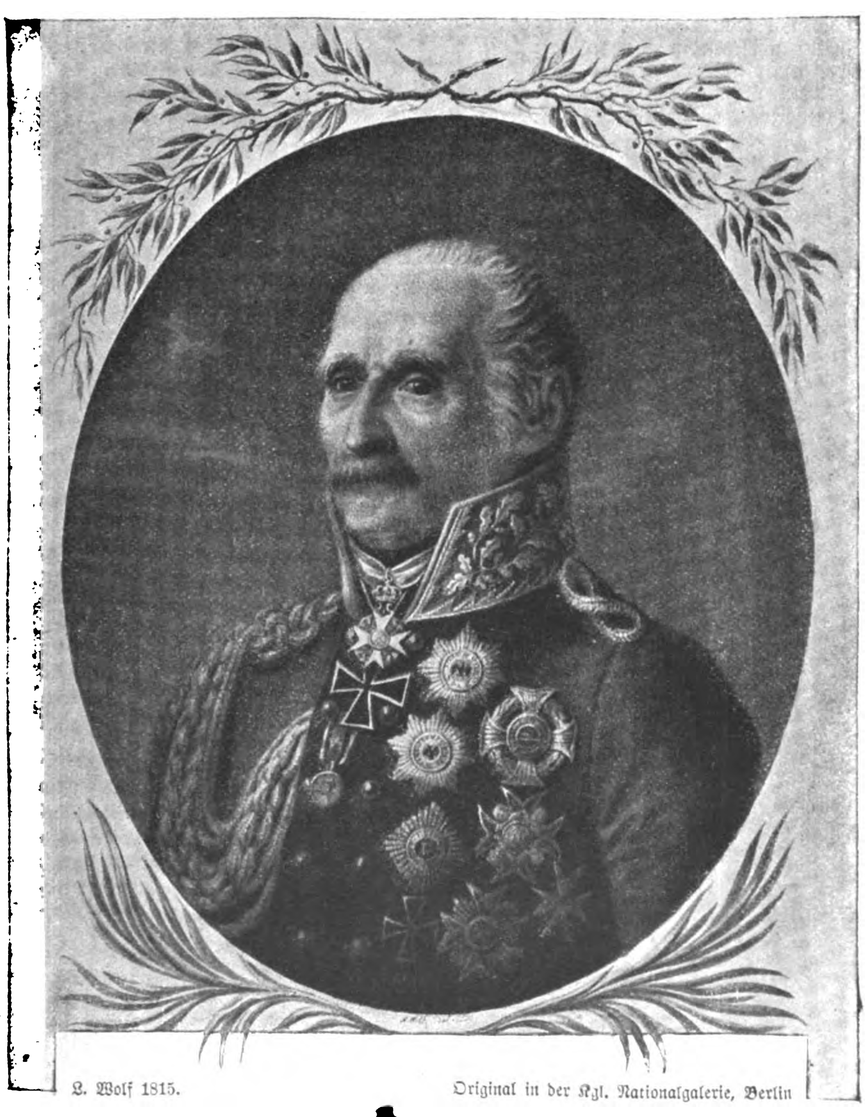
Der Verfasser bevorzugt dabei — dem populären Charakter des Werkes gemäß — die historische Anekdote, die ja, ob sie nun in buchstäblichem Sinne wahr oder ob sie in jenem höheren Sinne wahr ist, den Heine einmal meint, d. h. den Werth der Wahrheit besitzt, oft schlagender, als lange Ausführungen die Persönlichkeit im Kerne ihres Wesens vor das geistige Auge rückt. In die Schilderung der genannten leitenden Männer sind dann

einzelne Züge der persönlichen Tapferkeit und Aufopferung schlichter Kämpfer eingeflochten und auch eine — soweit es der Rahmen der Einzel-Biographie zuläßt — zusammenhängende Darstellung des Verlaufs der großen Kriegsereignisse mit der Schilderung der Leistungen und der Individualität des betreffenden Feldherrn oder Staatsmannes verwoben. —



Prinz Wilhelm von Preußen.
Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen.
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

An der Spitze der Helden aus dem Freiheitskriege — nach einer Schilderung der Ereignisse von der großen französischen Revolution bis zu den Jahren der preußischen Schmach und der Wiedererhebung Preußens — steht, wie billig, Prinz Wilhelm von Preußen, „der Held von Bar-sur-Aube", dessen in einem hier zuerst veröffentlichten Briefe an seinen Bruder Karl gegebener Bericht über die Schlacht in Facsimile-Reproduction nebst dem Portrait des jugendlichen Prinzen eine sehr interessante und erwünschte Ergänzung zu dem Texte bilden.



L. Wolf 1815. Original in der Kgl. Nationalgalerie, Berlin

Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen.“
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Man wird bei Beurtheilung des Textes — die natürlich bei dem vorliegenden Material keine abschließende sein kann, — sich den Zweck des Unternehmens vor Augen halten müssen; den Ton des objectiven und kühl prüfenden Historikers wird man nicht von einem Werke verlangen, das sich an das Volk wendet, das der vaterländischen Begeisterung Nahrung zuführen und in den Spiegelbildern einer großen Vergangenheit den künftigen Geschlechtern mahnende Muster und Beispiele zur Nacheiferung aufstellen will.



Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen.“
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Das schließt nicht aus, daß auch der Fachmann in diesem Werke manches Interessante finden wird; namentlich in den illustrativen Beigaben, den Facsimiledrucken, den Reproductionen von Documenten, Proclamationen 2c. So enthalten die ersten Hefte außer dem schon erwähnten Briefe des Prinzen Wilhelm einen gleichfalls bisher noch nirgends veröffentlichten Brief Jahns in Facsimiledruck, ferner eine getreue Nachbildung des Schill'schen Aufrufes „An die Deutschen“. —

Von Interesse sind ferner die verschiedenen Caricaturen Napoleons, darunter eine farbige, die ihn als Nußknacker darstellt, wie er sich an der harten Nuß Leipzig die Zähne ausbeißt. Ferner finden wir in den Heften zahlreiche Zeichnungen und Reproductionen von Bildern bekannter Schlachtenmaler theils in Holzschnitt, theils in Phototypie. Hervorgehoben seien die Bilder „Anno 1813" von Otto Brausewetter; „Napoleon läßt beim Rückzug der Großen Armee seine Fahnen verbrennen" (1812) von A. von Kossak; „Rheinübergang der schlesischen Armee bei Caub" von W. Camphausen; „Napoleon in der Schlacht bei Waterloo" von G. Bleibtreu; „Gneisenau verfolgt die fliehenden Franzosen nach der Schlacht bei Belle Alliance" von G. Bleibtreu; „Ansprache des Generals von York an die Ostpreußischen Stände in Königsberg" von Otto Brausewetter, endlich eine noch wenig bekannte aus dem Jahre 1836 stammende Zeichnung von Adolf Menzel: „Victoria", eine Darstellung des Abends nach der Völkerschlacht. — Außerdem ist jedem Hefte ein farbiges Bild beigegeben. —

Das Werk wird vollständig 15 Lieferungen à 0,50 Mk. umfassen, alle 14 Tage erscheint ein Heft. —l—.



Bibliographische Notizen.

Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fanfaren von Ferdinand Pfohl. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die neuen Bayreuther Fanfaren wenden sich nicht an die Parteifanatiker, sondern an das große Publicum, das Wagner und seine Werke hochschätzt und bewundert und sich weder durch ungesunde Verhimmelung auf der einen Seite noch durch unmotivirte Verdammungsurtheile auf der anderen beirren läßt. Der Verfasser unterwirft die vorjährigen Bayreuther Festspiele einer eingehenden witzigen und objectiven Kritik, die vielleicht hier und da verschnupfen, bei ruhig Denkenden aber entschiedenen Anklang finden wird. Was Pfohl über Lilly Lehmann, die ebenso viel geschmähte, wie bewunderte Bayreuther Brünnhilde, sagt, wird in der Villa Wahnfried schwerlich gebilligt werden, und seine Bemerkungen über die Bayreuther Stilschule werden dort viel böses Blut machen, aber anderwärts wird man ihm für seinen ehrlichen Wagemuth und für seine ungeschminkte Aussprache aufrichtig dankbar sein. — Den zweiten Theil des Buches bilden die Bayreuther Fanfaren aus dem Jahre 1891, die sich mit „Parsifal", „Tristan und Isolde" und den „Meistersingern" in ähnlicher Weise beschäftigen, wie das vorliegende Buch mit dem „Ring des Nibelungen". eb.

Musikalische Essays von Dr. G. von der Pfordten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Unter obigem Titel hat der Verfasser, der als Privatdocent an der Münchener Universität wirkt, vier Aufsätze herausgegeben, die für den Fachmann nicht gerade Neues bringen, den zahlreichen Musikfreunden des Laienpublicums aber vielfache Belehrung in anregender und bequem verständlicher Form bieten. Die vier Essays „Kunst und Dilettantismus", „Grundlagen der Gesangskunst", „Leonore im Fidelio und Elsa im Lohengrin" und „Weber und Schumann als Schriftsteller" sind durchaus objectiv gehalten und zeichnen sich durch elegante, nie unnöthig in's Breite gehende Diction, gesundes Urtheil, sowie durch scharfe und zielbewußte Kritik aus. Viel Beherzigenswerthes enthält namentlich der erste Aufsatz, der die größere Hälfte des Buches einnimmt; was v. d. Pfordten über Musikunterricht, Erlangung und Handhabung des Kunsturtheils, sowie über das Wesen und die Bedeutung des Dilettantismus sagt, verdient nicht nur gelesen, sondern vielmehr gründlich studirt zu werden. eb.

Hausschatz moderner Kunst. Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Die immer mehr zur Geltung und zur Anwendung gelangenden photomechanischen Vervielfältigungsweisen, deren Bevorzugung durch die Treue der Wiedergabe und die technischen Vortheile sich zur Genüge erklärt und rechtfertigt, mag von manchem Künstler und Kunstfreunde mit getheiltem Empfinden betrachtet werden, wenn er auch ihre Unentbehrlichkeit, nachdem sie einmal in die Erscheinung getreten sind, nicht leugnen kann und selbst sie sich unter Umständen nutzbar machen wird. Er wird — und vielleicht nicht mit Unrecht — fürchten, daß hier wieder der künstlerischen Thätigkeit ein Stück Terrain durch eine mechanische Arbeitskraft geraubt wird; wie denn ja auch z. B. ein zunehmendes Verdrängen des künstlerischen Holzschnitts durch die Photographie in unseren illustrirten Zeitschriften mit Bedauern zu constatiren ist. Aber was die Kunst auf der einen Seite verliert, gewinnt sie sicher auf der anderen Seite. Die Photographie hat auch der Portraitmalerei wesentlichen Schaden zugefügt; aber in der Hauptsache doch nur jener Portraitmalerei, die geschäftsmäßig dem Massenbedürfniß mehr oder minder handwerksmäßig zu genügen bestrebte; die Portraitmalerei als Kunst im höchsten Sinne ist dadurch nicht berührt worden. Die mechanischen Verfahren geben gerade der Kunst einen gewissen Impuls, um so eindringlicher zu offenbaren, was sie vermag im Gegensatz zu jenen; sie haben das Verständniß für das eigentliche Wesen der Kunst, die weit Höheres bietet, als die bloße treue Wiedergabe eines Objects, geschärft und verallgemeinert. Selbst der einfache Laie muß empfinden, daß die beste und lebenswahrste Photographie unendlich hinter einem Lenbach'schen Bildniß zurückbleibt — und die Kunst muß in dem Bestreben sich zu behaupten und das zu leisten, was das vollkommenste mechanische Verfahren nicht vermag, ihrer Aufgabe im höchsten Sinne gerecht werden. Dasselbe gilt von den künstlerischen Reproductionsweisen gegenüber den photomechanischen. Wir glauben, daß mit der theilweisen Zurückdrängung der ersteren durch die letzteren die Werthschätzung jener nur noch mehr steigen wird. Das Individuelle, das ein Kupferstich, eine Radirung, ein Holzschnitt vor der Photographie voraus hat, giebt ihnen einen Reiz, für den sich das Verständniß mehr und mehr Bahn brechen wird.

So findet auch die lange Zeit vernachlässigte Radirung immer zahlreichere Freunde, sowohl unter den Künstlern, wie auch unter dem kunstfreundlichen Publicum; sowohl zu selbstständigen Originalschöpfungen, wie zur Wiedergabe bedeutender Kunstwerke wird sie in steigendem Maße herangezogen. Ein Unternehmen, das geeignet ist, der Radirung in weiteren Kreisen Freunde zu werben, ist der von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgegebene Hausschatz, der zu ungewöhnlich billigem Preise hervorragende Kunstwerke von Meistern wie Böcklin, Defregger, Feuerbach, Grützner, Fr. August von Kaulbach, Liebermann, Gabriel Max, Schindler, Schreyer, Schwind, Uhde u. A. in guten Radirungen von Bürckner, Halm, Hecht, Krauskopf, Krüger, Unger, Woernle u. A. bietet. Zu der Eigenart der verschiedenen Künstler kommt hier noch die verschiedene Eigenart ihrer Interpreten, die jeder in seiner Weise die farbigen Originale nur durch die beiden Gegensätze von Licht und Schatten wiederzugeben sich bemühen und auch hier durch die Strichführung und nüancenreiche Abschattirung die malerische Wirkung der Vorlage nach Möglichkeit wiederzugeben suchen. So liegt in solchem Blatte immer eine doppelte künstlerische Leistung vor, — ein Vorzug, der bei der Gleichförmigkeit der photomechanischen Reproduction fortfällt. —

Der Hausschatz moderner Kunst, über den der diesem Hefte beigegebene Prospect Näheres mittheilt, wird 20 Lieferungen mit je 5 Blatt Radirungen im Format 30:40 cm umfassen. Jede Lieferung kostet nur 3,00 Mk. (= ö. W. fl. 1,80), so daß auf das einzelne Blatt nur 0,60 Mk. kommen; ein Preis, der eine weitere Verbreitung des „Hausschatzes" erwarten läßt. —

Dem letzten Hefte soll ein Text mit kurzen Biographien sämmtlicher vertretenen Künstler beigegeben werden. —l—

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Die Geschichte der klassischen und modernen Kunst in einer Sammlung erschöpfender, reich illustrirter Monographien dem Publicum zu bieten, ist die löbliche Absicht dieses Unternehmens. Man kann sich beim Durchblättern der bereits erschienenen Bände in der That des freudigen Erstaunens nicht erwehren. Für einen verhältnißmäßig doch sehr geringen Preis wird dem Kunstfreund hier eine willkommene, in ihrer Art prächtige Gabe entgegengebracht. Es ist bereits eine große Anzahl von Bänden erschienen, und allenthalben muß die schöne, geschmackvolle Ausstattung unsern Beifall finden. Nicht alle diese Werklein haben übrigens Meister Knackfuß selbst zum Verfasser, sondern in einem seiner Mitarbeiter, Adolf Rosenberg, tritt eine unterstützende Kraft, die man sich gern gefallen läßt, uns entgegen. Rosenberg hat den Watteau, der erst spät zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht wurde, sowie auch Bertel Thorwaldsen nicht ohne Geschick behandelt.

Man mag im Allgemeinen viel gegen das Unternehmen, das eine Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen auflöst, vom principiellen Standpunkt einzuwenden haben. Darnach richtet sich aber das Publicum nicht, und es thut gut daran. Denn mehr als auf einen systematischen Unterricht kommt es doch in der Kunst zunächst auf ein unbefangenes Liebhaben an, ein feineres Verständniß wird durch das auf die persönlichen Momente im Anfang gerichtete Liebhaberthum mehr und mehr durch andauernde Beschäftigung mit einer großen Anzahl liebgewordener Künstlergestalten erweckt und entwickelt. Als eine wünschenswerthe Ergänzung dieser Sammlung stellt sich, wie wir schließlich noch hervorheben müssen, eine zusammenfassende Allgemeine Kunstgeschichte von H. Knackfuß und Max G. Zimmermann im gleichen Verlage dar. Der erste Band (broschirt 8, gebunden 10 Mark) enthält Alterthum und Mittelalter.

Wir hoffen, durch diese Veranstaltung gewinnt die bildende Kunst mehr verständnißvolle Freunde. Möge zunächst die einzelne Gestalt liebevoll herausgegriffen werden. Jedes Einzelne deutet auf einen allgemeinen Zusammenhang; ist das Interesse für die Person einmal geweckt, so wird endlich auch die Theilnahme an der ganzen Sache nicht ausbleiben. H. L.

Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwickelung der dramatischen Dichtkunst. Erster Band: Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Von Gustav Körting. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh.

Im Gegensatz zu einer Geschichte des Dramas, wie sie uns vor Allem in jenem gewaltigen, fleißigen Werke des mit feuriger Rednergabe ausgerüsteten Klein entgegentritt, stellt sich uns hier eine Geschichte nicht des Dramas, sondern des Theaters vor Augen. Es soll darin, wie der Verfasser bekennt, namentlich dargelegt werden, wie Theater und Drama sich beständig gegenseitig beeinflußt haben, bald in fördernder, bald in hemmender Weise. Es soll ein dreitheiliges Werk werden. Das Theater der Griechen und Römer liegt als erster Band vor, im zweiten soll das Theater des romanischen und des germanischen Mittelalters, im dritten das Theater der Neuzeit zur Sprache kommen. Die Darstellung ist eine klar gemeinverständlich gehaltene. Der gelehrte Apparat wirkt nicht störend, da der Verfasser demselben am Schlusse jedes Bandes eine besondere Stelle gewiesen. Uebersichtlichkeit und Klarheit sind die leitenden Gesichtspunkte der Arbeit.

Daß sich die Darstellung auf das Theaterwesen der europäischen Völker beschränkt, bedarf nicht der Entschuldigung. Die Entwickelung des Schauspielwesens und der dramatischen Kunst bei den Culturvölkern Europas läßt sich in der That unabhängig von morgenländischen Strömungen als geschlossenes Ganze einheitlich für sich als Thema hinstellen. Diese Beschränkung kräftigt die einheitliche Durchführung des Werkes. H. L.

Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und der Nerven. Heft 2. „Arbeit und Wille" von Dr. E. Hallervorden, Privatdocent in Königsberg. — Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch).

Wie bereits bei der Besprechung des 1. Heftes hervorgehoben worden ist, beabsichtigt der Verfasser, eine neue, auf klinische Psychologie oder Personenkunde, wie er diese jetzt nennt, basirte Disciplin: „Die Seelengesundheitslehre — Psychohygiene“ — zu begründen. Da das 1. Heft einzelne interessante Darlegungen enthielt, konnte man wohl auf eine weitere Entwickelung im 2. Heft gespannt sein. Der Verfasser ist jedoch in diesem Heft, von dem er sagt (S. 28), daß es unter dem Zeichen der psychologischen Kategorie der Gefühle, des Gemüths steht, unter sehr häufigem Citiren von Kant, mehr in's philosophische Fahrwasser gerathen und bedient sich dabei zum Theil eines derartig schwülstigen Stils, daß die Ausdrucksweise mitunter ebenso schwer verständlich wie komisch klingt. — Zum Beweise hierfür seien mit Rücksicht auf den hier verfügbaren Raum zwei Sätze beliebig herausgegriffen.

S. 22 heißt es: „Das in der gebildeten Gesellschaft zu hörende Wort psychologisch, wie interessant!' bedeutet entweder, daß es sich um eine Schmutzgeschichte handelt; meistens daß sittliche oder auch, daß gesellschaftliche, keineswegs psychologische Fragen zur Erörterung stehen; oder es ist nur die eine der beiden üblichen Methoden, Sachunkenntniß zu verbergen, gegenüber der Concurrenzmethode für denselben Zweck, welche darin besteht, aus wissenschaftlichen, aber irgend welchen Redensarten geräuschvoll und klingend, womöglich — wenn der Betreffende von Hoffnung auf Sect beseelt ist — mit Pathos Sätze zusammenzustellen und in Lungen- und Kehlkopf-Arbeit, bisweilen turnerisch, als Vorkämpfer des Schema F thätig zu sein. Diese Janitscharenpsychologie, so möchte ich sie nennen — denn das ist sie auch in anderem Sinne — habe ich vielfach in Plaidoyers gehört.“ S. 29, wo davon die Rede ist, daß Wille als centripetale Empfindung auch Abarten von Lust- und Unlust-Betonung an und für sich, also Willenslust und Willensunlust darbietet, heißt es in einem weiteren Satze: „Je nach Empfindungsspecifität, Verhältnissen, Person, Milieu, nehme ich die nervöse Energiemenge und -spannung der fraglichen Centralzellen als physiologische Bedingung der fraglichen Empfindung, auch des Willens, nur insoweit an, als die Centralzellen (= Dampfkessel) ihre Energie an Manometerzellen (Schaltzellen?) centripetal mittheilen, denn erst die Manometerzellen (wie am Dampfkessel, aber beide Manometer, nämlich Druck- und Wasserstandsmanometer in sich vereinigend) dienen nach der auf sie übertragenen 1. Energiequantität und -spannung der specifischen Empfindung und 2. nach der Proportion von Quantität, Spannung und Widerstand (i : u : w) auch der Lust- und Unlustbetonung.“ —

Wir glauben nicht, daß durch derartige geschraubte Darstellungen, wie solche das 2. Heft reichlich enthält, der zu fundirenden „neuen Disciplin“ gedient sein wird. Auch mit mancher der am Schluß des Heftes, in zum Theil recht schwülstiger Form, aufstellten Thesen können wir uns nicht befreunden. Geradezu curios lauten aber These 60 und 61 (S. 47), in denen es heißt: „Allen, welche Waffen tragen (Beamten, Offizieren, Soldaten, Schutzleuten (u. s. w.) ist entweder jeder Alkoholgenuß grundsätzlich zu verbieten, oder es muß (sei es mit, sei es ohne Alkoholverbot) das Waffentragen nicht nur außerhalb des Dienstes, sondern auch im Dienste allemal dann, wenn die Waffen nicht zu Waffenübungen gebraucht werden, aufhören, mindestens erwächst den Militärärzten die Pflicht, alle Soldaten und Offiziere, besonders jüngerer Jahre, auf Alkoholwirkung in's Auge zu fassen und die nicht resistenten Persönlichkeiten zu melden.“

K.

„Sühnopfer“. Eine Land- und Waldgeschichte von Valeska Gräfin Bethusy-Huc. Carl Reißner, Dresden und Leipzig.

Gräfin Bethusy (Moritz v. Reichenbach) ist eine talentvolle und fleißige Schriftstellerin, der es an Erfolg nicht fehlt. Ihre eigentliche Domäne ist der Salon, in dem sie wohl zu Hause ist und dessen zwischen Wahrheit und Schein pendelndes Wesen sie trefflich zu zeichnen weiß. Hin und wieder begiebt sie sich, einem, wie es scheint, unwiderstehlichen Zuge ihrer gesunden Natur folgend, auf das Gebiet der Schilderung des unteren Volkslebens ihrer oberschlesischen Heimat, doch nicht mit Glück. Sie ist entweder nicht tief genug in das Seelenleben des Volkes eingedrungen, oder es muthet sie zu wenig an, um sie zu ernsterer psychologischer Entwickelung anzuregen; jedenfalls bleibt ihre Feder auf diesem Felde skizzenhaft, ja hin und wieder oberflächlich und unfertig. Dies merkt der aufmerksame Leser auch in der vorliegenden Erzählung, welche nicht zu dem Besten gehört, was Gräfin Bethusy geschaffen hat.

V. T.

Deutsche Privat-Bibliotheken. Der Herausgeber des „Verzeichnisses' von Privat-Bibliotheken", G. Hedeler in Leipzig, wird dem soeben erschienenen ersten Band (Amerika) noch in diesem Jahre den dritten Band (Deutschland) folgen lassen. Um diesen wichtigen Theil möglichst vollständig zu gestalten, richtet derselbe an alle Besitzer hervorragender Büchersammlungen die Bitte, ihm, soweit nicht bereits geschehen, Angaben über Bändezahl, Sonderrichtung und sonstige Einzelheiten ihrer Bücherbestände zur unentgeltlichen Benutzung zu senden. Bei den im ersten Bande kurz beschriebenen 601 amerikanischen Privatbibliotheken fanden Sammlungen von unter 3000 Bänden nur dann Aufnahme, wenn hoher Werth, Seltenheit 2c. dies rechtfertigten oder wenn es sich um bedeutendere Specialsammlungen handelte. Aehnliche Begrenzung ist auch für die Bearbeitung des dritten Bandes nöthig. Neben Büchersammlungen litterarischer und allgemeiner Richtung werden im Privatbesitz befindliche beachtenswerthe wissenschaftliche und technische Fachbibliotheken berücksichtigt. Für die Allgemeinheit dürfte die Zusammenstellung, deren Benutzung ein jedem Band beigegebenes Sachregister erleichtert, auch insofern Interesse bieten, als dieselbe dazu beitragen kann, daß wichtige im Privatbesitz befindliche und daher wenig bekannte Bücherschätze für litterarische und wissenschaftliche Forschungen mehr als bisher zu Rathe gezogen werden. Besitzer werthvoller Bibliotheken sollten die Mühe einer kurzen Mittheilung nicht scheuen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven. I. Arbeit und Wille. Personenkunde oder klinische Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene von Dr. E. Hallervorden. Heft 3. Würzburg, A. Stuber's Verlag.

Adler, H., Vorrede und Bruchstücke. Eine poetische Musterkarte. Frankfurt a. M., Comissions-Verlag von Gebr. Staudt.

Aus dem „Wasserkopf" Berlin. Ein illustrirtes Brötchen servirt von einem Provinzialen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatschrift. 1897. Heft 3. 4. 5. 6. 7. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Aus fürstlichem Nachlass. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Bamberger, Ludwig, Politische Schriften von 1879 bis 1892. (Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger Band V.) Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1011 bis 1023. Halle a/S., Otto Hendel.

Boguslawsky, A. von, Aus bewegten Zeiten. Novellen und Skizzen. 8.—10. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund.

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, 1788—1805. Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Fielitz. I. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Cranz, Paul, Hans. Eine sociale Dichtung aus der Gründungszeit des Deutschen Reiches. Leipzig. Verlag von Friedrich Jansa.

Döbeli, Marie, Schlichte Weisen. Gedichte. Zürich, Verlag des Schweizer Frauenheim.

Engel, Eduard, Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Litteratur Nordamerikas. Vierte völlig neu bearbeitete Auflage. Heft 1. Leipzig, J. Baedeker.

Engel, Eduard, William Shakespeare. Ein Handbüchlein. Mit einem Anhang: Der Bacon-Wahn. Leipzig, Julius Baedeker.

Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragscurse. Band IV. Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Von Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau. Bern, Steiger & Cie., vormals A. Siebert.

Faber du Faur, Napoleons Feldzug in Russland von 1812. Mit ca. 100 grossen Vollbildertafeln und einer Anzahl kleinerer Illustrationen. Lieferung 2—5. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Feuerbach, Anselm, Ein Vermächtniss. Vierte Auflage mit neu bearbeitetem Verzeichniss seiner Werke und einer Photogravüre nach einem in der kgl. Pinakothek zu München befindlichen Selbstbildniss. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn.

Fischer, Adolf, Bilder aus Japan. Illustrirt von F. Hohenberger und J. Bahr. Mit einer Karte von Japan. Berlin, Georg Bondi.

Friedmann, Alfred, Theater. 2. Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Gerber, Paul, Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Gesellschafter, Der, Litterarische Monatsschrift. III. Jahrg. (1897.) No. 7. Erfurt, Eduard Moos.

Halbe, Max, Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Georg Bondi.

Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung. Herausgegeben von Berthold Litzmann. II. Band. Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Jahresbericht, Siebenunddreissigster, über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den Verwaltungsrath. Vorort Weimar. Februar 1897.

Der Kampf um das Deutschthum. Herausgegeben vom Altdeutschen Verbande. 1. Heft. Die Weltstellung des Deutschthums. Von Fritz Bley. München, J. F. Lehmann.

Katalog einer kleinen vorzüglichen Sammlung von alten Kupferstichen, Radirungen und Holzschnitten, alten und modernen Handzeichnungen, Aquarellen etc. einer Sammlung alter Wiener Ansichten von C. Schütz, J. Ziegler, C. Janscha etc. Aus Privatbesitz.

Wien, Kunst-Antiquariat C. J. Wawra, I. Dorotheengasse 14.

Kraemer, Hans, Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Grossen. Ernstes und Heiteres aus der vaterländischen Geschichte. Illustrirt von ersten Künstlern. Liefg. 1 u. 2. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Kraepelin, Dr. Emil, Zur Ueberbürdungsfrage. Jena, Verlag von Gustav Fischer.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. IV. Jahrgang No. 128, 129, 130, 131. Berlin, Kritik-Verlag.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1897. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Neunzehnter Jahrgang. Mit zwei Portraits. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Louys, Pierre, Aphrodite. Ein antikes Sittenbild. Einzig autorisirte Verdeutschung. Budapest, G. Grimm.

Mauthner, Fritz, Der steinerne Riese. Eine fast wahre Geschichte. Zweites Tausend. Dresden, Heinrich Minden.

Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit Andern herausgegeben von Ed. Heyck. I. Die Mediceer. Von Archivrath Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit 4 Kunstbeilagen und 148 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe Liefg. 23. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung.

Muret-Sanders, encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Theil II. (Deutsch-Englisch) Lfg. 1. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Panizza, Oskar, Abschied von München. Ein Handschlag. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Pastor, Willy, Wanderjahre. Sociale Essays. Berlin, Schuster & Loeffler.

Poschinger, Heinrich von, Fürst Bismarck und der Bundesrath. II. Band. Der Bundesrath des Zollvereins (1868–1870) und der Bundesrath des Deutschen Reichs (1871 bis 1873). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rückerts, Friedr., Werke in sechs Bänden. Herausg. von Prof. Dr. C. Beyer. Leipzig, G. Fock.

Rupcic, Georg, Die Felsensprengungen unter Wasser in der Donaustrecke „Stenka-Eisernes Thor" mit einer Schlussbetrachtung über die Felsensprengungen im Rhein zwischen Bingen und St. Goar. Mit 6 Tafeln und 16 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Herausg. v. R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Elfte Serie. Heft No. 243. 245. 246. 247. 249. 251. 253. 257. 263. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Sapper, Dr. Carl, Das nördliche Mittel-Amerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anahuac. Reisen und Studien aus den Jahren 1888—1895. Mit einem Bildniss des Verfassers, 17 in den Text eingedruckten Abbildungen, sowie 8 Karten. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Schweiger-Lerchenfeld, Armand, Freiherr v., Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der cölestischen Photographie. 62 Kartenblätter (mit 135 Einzeldarstellungen) und 62 Folio-Bogen. Text mit ca. 500 Abbildungen. Lieferung 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sighele, Prof. Scipio, Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. Hans Kurella. Dresden, Carl Reissner.

Skulpturenschatz, Klassischer. Herausgegeben von F. von Reber und A. Bayersdorfer. I. Jahrgang Heft 6 und 7. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Struve, Emil, Der Berliner Bierboykott von 1894. Ein Beitrag zur Geschichte der socialen Klassenkämpfe der Gegenwart. Actenmässig dargestellt. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Uebersicht, vergleichende, der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut. (Vollständige Synopsis.) (Luther. Uebersetzung. Revidirte Ausgabe. Halle 1892.) Von S. E. Verus. Leipzig, P. van Dyk.

Unold, Dr. Johannes. Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung. München, J. F. Lehmann.

Verboten und verpönt. Zeitgenössische Lyrik von Schejtan-ul-Ali. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Versöhnung. Monatsschrift von M. von Egidy Heft 10. April 1897. Berlin, Eigener Vertrieb.

Voigt, Prof. Dr. Friedrich, und **Prof. Dr. Max Koch**, Geschichte der Deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart 14 Lieferungen zu je 1 Mark. (Gesammtpreis 14 Mark), mit ca. 170 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 23 Facsimile-Beilagen. Heft 6—9. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrg. Nr. 3. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wahrheit, Die, Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausgegeben v. Christoph Schrempf. Nr. 85. Achter Band Nr. 1. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff).

Weinhold, Karl, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Dritte Auflage. 2 Bände. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft, begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, herausgegeben von Gerhard Seeliger. I. Jahrgang 1896/97. Monatsblätter No. 11/12. Februar/März. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung v. J. C. B. Mohr.

— Vierteljahresheft 4. Januar bis März. Freiburg i. Br. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Aord und SÃ¼d.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul tindau.
(Linundachtzigster Vand.

Wre^Iau
vchlesische Vuchdruckerci, Kunst' und veÂ»lag5>Anstalt
v. 3. Lchottlaender.

Inhalt des 8 ^. Bandes.

April — Mai — Duni.

189?.

<»

-eli.

Inhalt des 8^. Vandes.

Mit den Portraits von:
Marie von Ebner.Lschcnbach, <3. Planck, F. von »aar; radirt von Johann
lindner in München.

April 18Y7.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Marie von «Lbner>Lschenbach.
Radlmng von Johann llndner in München.

»N»l> »n> Sl!)' «tch«!»> »n, A»f»ng ,»»»» M»»<u» in L»fl»n ml! j« »l»»r llunftb»!!»«».
—^ pnl» f», <l?»»»»«l l» V«ft») » Mail. —»»
All, V»chhandwng«n nnl> postünftaKen »»hm«» j«d»ll»Ü V»st»ll»»g«n a».

Alle auf den redaktionellen Inhalt von «Mord und Süd" be»
züglichen sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
öiebenhufenerstr. l.<, ^3, ^5.

Veilage zu diesem Hefte
pon
n. Vl»«nb0««« !» München »»!> leip^g. plospecl »bei ylstüllsche Uibliolhel.

Aord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
f)aul tindau.

I.XXXI. Vand. — April ^89?. — Heft 2^.

<MÜ emem porlraü in llüdirung^ Mlllie von «Lbner-Eschcnboch,)

W r e ^ l ll u
Lchlesische Vuchdruckerei, R»!ist° »nd l)crlags>Änstalt
v. 3. Zchottlaendei.

Einsam.

von

Mhmii Mo*).

i.

a5 Abendessen war beendet, man saß im Salon, und die Uhr ging auf Zwölf. Man war den ganzen Abend einsilbig gewesen, nnd was gesagt wnrde, war ohne Inhalt. Die Unterhaltung war mehr nnd mehr versiegt und drohte ganz in's Stocken zu gerathen. Wenn das Rollen einer auf der Straße uoimberfahrenden Droschke, das auf Minuten die Stille unterbrochen hatte, in der Feme erklang, hörte man Nichts mehr als den wehmüthig singenden Ton der Lampenflamme.

Ich sah, wie Anna heimlich ein Gähnen hinter der Hand verbarg. Der Bruder, der mit langausgestreckten Beinen im Schaukelstuhl lag, gähnte ganz unverhohlen, — wir waren nämlich alte Freunde. Ich konnte nicht länger sitzen bleiben, obwohl ich meine Blicke gern noch eine Weile von meinem Platz unter dem Halbschatten eines Lampenschirmes dorthin gerichtet hätte, wo sie, von dein Licht der Lampe beschienen, über ihre Arbeit gebeugt saß. Jetzt legte sie das Nähzeug auf den Tisch nnd schien in» Begriff, sich erheben zu wollen. Ich war ihr zuvorgekommen, nahm meinen Hut, der auf dein Clavier lag, und verbeugte mich vor der Mutter.

„Gehen Sie schon?" fragte diese, streckte aber doch ihre Hand aus.

„Es wird Zeit," sagte ich, und ich besaß nicht Stolz genug, um den niedergeschlagenen Ton meiner Stimme zu dämpfeu, obwohl ich fühlte, daß ich es hätte thuu müssen.

„Nun, dann leben Sie wohl und glückliche Reise!" Und dann

*) Autorisirte Uebersetzmig aus dem Finnischen von Mathilde Mann — Altona.

wünschte sie mir noch Glück und Wohlergehen und hieß mich, viele neue
Gedanken mit heimbringen.
„Viele neue Gedanken — ja!" und ich bemühte mich, meiner Stimme
einen halb bittern, halb verächtlichen Ton zu geben.
„Lebe wohl, alter Bursche, und schreibe über alles Mögliche, wie wir
verabredet haben," sagte der Bruder, die Trägheit abschüttelnd, die mich
den ganzen Abend gepeinigt hatte.
Anna saß zwischen ihnen. Ich war an ihr vorbei, von der Mutter
zum Bruder gegangen. Ich wollte, daß der Druck ihrer Hand der letzte
vor meiner Abreise sein sollte.
„Adieu"
„Adieu, glückliche Reise."
Wie trocken, wie feierlich und wie kalt sie das sagte! Wie gleich-
giltig und gefühllos ihr Händedruck war!
Als die Andern mich auf den Vorsaal hinausbegleiteten, blieb sie im
Salon zurück nnd schloß das Clauier, an dem sie in der Dämmerstunde,
als ich kam, saß uud phantasirte. Ich hatte die Musik auf der Treppe
gehört und hatte eine Weile hinter der Thür mit verhaltenem Athem und
pochendem Herzen gelauscht. Ich sah sie jetzt die Lampe vom Tisch nehmen,
und ich hoffte schon, daß sie vielleicht kommen, mir vielleicht die Treppe
hinableuchten würde. Aber sie räumte nur die Noten auf, wandte sich dann
ab, ging durch das Zimmer nach ihrer Schlafstubenthür und schloß sie, wie
es mir schien, erbarmungslos. Das Letzte, was ich von ihr sah, war ihr
feines Profil, ihre zarte Wange und eine ringelnde Locke über ihrem Ohr.
Nein, dachte ich, während ich die Treppe hinabging, wenn Du nicht
nullst, so null ich auch nicht. Und ich stieß die Hausthür auf, soweit die
Feder nachgab. Mag sie knallen! Und sie knallte so, daß die Fenster-
scheiben klirrten und die lange, dunkle Diele erzürnt widerhallte.
Gott sei Dank, daß die Sache endlich klar wurde! Noch bis zum
letzten Augenblick hatte ich mich mit Hoffnungen abgequält, — jetzt quält
mich Nichts mehr. Ich glich dem Wüstenwanderer, vor dessen Blicken die
Fata Morgan« plötzlich verschwindet, und der Nichts als das endlose Saud-
meer unl sich her erblickt und weiß, daß er seinen Durst nicht löschen
kann. Und die Resignation der Hoffnungslosigkeit erfüllt meine Sinne.
Sei zufrieden so, wie es ist, sage ich zu mir selber. Weshalb wallt
Deine Nrnst, weshalb stöhnt Dein Herz?
Ein schläfriger Droschkenkutscher humpelt mit seiner Droschke um die
Straßenecke im Schein einer flackernden Gaslaterne.
Die belaubten Bäume der Boulevards ragen gleich eiuem dunklen
Gewölbe über meinem Kopf empor. Ueber deu Friedhof an der alteu
Kirche schleicht ein Bursche mit seiner Liebsten.
Eine einsame Frauengestalt mit eiuem Tuch über dem Kopf mäßigt
ihre Schritte und gleitet zögernd au mir vorüber. Sie hat so demüthige.

flehende Augen. Du hättest sie mit Dir nehmen können, sie wäre Dir so
dankbar gewesen, sie erwartete Dich vielleicht, sie stand ja beinahe dort
unter der Laterne still: Morgen würde sie Dich dann an den Dampfer
begleitet haben, würde Dich aus der Volksmenge angesehen und Dir heim-
lich einen Gruß mit dem Taschentuch zugewinkt haben. Weshalb ließest
Du sie gehen?
Anna kann ja nicht kommen. Sie würde gern kommen, aber sie kann
nicht. Nimm Dir das nicht so zu Herzen, Geliebte, Du kannst ja nicht!
Weine nicht, meine Kleine, stirb nicht vor Schmerz! Versuche, froh zu sein!
In ein paar Jahren komme ich wieder und bringe so viele, viele ueue
Gedanken mit heim.
Plötzlich hallt der ganze Marktplatz von einem lauten Wagengerassel
wider, und von Trekanten herab kommt eine Droschke mit flotten Studenten,
die soeben in der Stadt angekommen sind.
Sie sind jung, sie jauchzen und rufen Hurrah! Sie können noch ge-
nießen, uud ihnen liegt die Welt offen.
Aber bin ich denn ganz von Sinnen? Bitter und mißgünstig bin ich
gegen diese jungen Leute, die sie wahrscheinlich gar nicht kennen und die
sich Nichts aus ihr »lachen, wie auch sie sich Nichts aus ihnen macht! lind
nur aus dein einen Grunde, weil sie hier zurückbleibe»! Aber Einer von
ihnen, derjenige, der nur zunächst saß, hatte seine weiße Mütze so teck und
sorglos auf das eine Ohr gesetzt. Er hatte so kräftige Schultern und so
schwarzes, lockiges Haar. Ich gehe mit einem Cylinderhut wie ein alter
Herr, und ich bin dick und schwerfällig nnd nnbeholfen.
Ich zwinge mich z» einen» überlegenen Hohnlächeln bei diesem Ver-
gleich, beschleunige meine Schritte und gehe über die Esplanade »ach Kamps
Hotel, über dessen Thllr eine elektrische Lampe ihr bläuliches Licht verbreitet.
Welch' angenehmes Gefühl, in seine Wohnnng, sein Hotel, seine
Nummer hinaufzusteige». I» der Thürspalte steckt die Nechuuug, die, „um
Irrthümer zu vermeiden", jeden Tag hingelegt wird, so freundlich ihre
Hand aus. Welch' heimischer Duft in diesen» Zimmer! Von welch' einer
vorzüglichen Ordnung zeugen nicht diese unangebrnnnten Lichte, beide gleich
lang, die zu beiden Seiten des Spiegels stehen, und dann der Aschbecher,
auf dessen Voden ich mechanisch lese: „Nordisches Aussteuermagazin in
Helsingfors. — Großes Lager von Wirthschaftsgeräthen für Priuatfamilien
und Gasthäuser."
Weshalb sagt man: „nnpersünlich wie ein Hotelzimmer?" Vielleicht
weil es nicht den eigenen Stempel der Person trägt, iveil es keine Er-
innerungen an Ereignisse in unserem Leben erweckt. Aber ich habe ja mein
halbes Leben im Hotel zugebracht. Diese stummen Stühle, Sophas und
Tische, die einander alle gleichen, sind für mich gleichsam alte Erbstücke.
Und da steht ja »»ein Koffer weit geöffnet vor dem Alkoven. Als ich ihn
vor einer Woche bei meiner Abreise vom Lande packte, waren wir noch

gute Freunde. Sie brachte mir ineine frischgebügelte Wäsche, ganz roth
von wirtschaftlicher Anstrengung. Ihr war der Athem ausgegangen, als
sie die hohe Bodentreppe hinaufgesprungen war, und um Luft zu schöpfen,
setzte sie sich auf einen Stuhl und ließ die Hände in den Schoß sinken.
Sie wollte sehen, wie man einen Koffer packe, wenn man in's Aus-
land reisen wolle. „Ach was, Sie kennen ja nicht einmal die ersten An-
fänge, Sie alter Knabe! Fort mit Ihnen!" Und sie schob mich bei Seite,
wendete den Koffer um und fing an. Alles von Neuem einzupacken. Sie
lag ans den Knieen am Boden, das Haar in entzückender Unordnung.
Ich mußte ihr die Sachen zureichen. Die weiße Wäsche glitt durch ihre
Hände und wurde im Koffer so hübsch und glatt auf einander gestapelt
nnd der kleinste Zwischenraum mit Kragen und Taschentüchern ausgefüllt.
Ich stand da, unbeholfen und bezaubert. Das würde sie nicht thun,
wenn sie mich nicht liebte. Morgen sollte ich reisen, jetzt war der rechte
Moment gekommen. Und ich sprach aus, was mir den ganzen Sommer
auf der Zunge geschwebt hatte — daß ich sie liebe.
Ihr Antlitz kann ich nicht sehen. Aber ich sehe ihren Nacken errüthen,
sie legt noch ein Paar Taschentücher hinein, wirft dann den ganzen Stapel
auf den Fußboden, nnd ich höre schnelle Schritte die Treppe hinabeilen
und über die Diele in ihr Zimmer huschen, dessen Thür in's Schloß fällt.
Ohne daß mich Jemand bemerkt, — die Mutter ist in der Küche
beschäftigt — gelange ich in's Freie, schweife über Berge und Hügel, und
als ich zurückkehre, an den Eisenbahnschienen entlang, kaum des mir ent-
gegenbrausenden Zuges achtend, und wieder zu Hause anlange, ist ihre
Thür noch verschloffen. Aber in meinem Zimmer, oben auf meiner Wäsche
liegt ein Zettel von ihrer Hand. Sie hat mich wie einen Freund be-
trachtet, wie einen älteren Bruder, fast wie einen Onkel. Von etwas
Anderem kann gar nicht die Nede sein. Hat weder der Mutter noch dem
Bruder das Geringste gesagt. Und bittet, daß auch ich es uicht thun möge,
denn sie „will nicht".
Sie kam nicht zum Abendbrod. Ich sah sie nicht vor dem nächsten
Morgen, kurz ehe der Zug abging. Das leichte Sommergewand war ver-
schwunden, sie trug ein ernstes Promenadenkleid. Aus einem ausgelassenen,
muthwilligen Mädchen, das ich noch gestern auf Grund unserer alten Be-
kanntschaft in den Arm genommen und herumgeschwenkt, hatte sie sich in
eine würdevolle Dame verwandelt.
Finden sich da nicht Erinnerungen und theure, liebe Gegenstände in
diesem Zimmer? Der Koffer trägt noch die Spuren ihrer Hände. Wes-
halb sagt man, daß es einem Hotelzimmer an Persönlichkeit gebricht und
daß man nicht betrübt ist, wenn man es verlassen soll?
Und wohl hätte er Etwas zu berichten, dieser Alkoven, in dem ich die
schlaflosen Nächte dieser meiner Marterwoche verbracht habe, und wo ich —
>

ein ausgewachsener Mann ^ weinend das Kopfkissen an mich gepreßt habe,
in dessen einer Ecke sich der Namenstempel des Hotels befand.
Und wie kann ich es denn über mich gewinnen. Dich zu verlassen.
Dich, die meines Herzens größte Freude war! Aber es muhte ja sein!
Fort, Fort! Alles unter Schloß und Niegel! Meine ganze Vergangenheit
unter's Schloß und den Schlüssel iu die Tasche! Und auf den Knieen
liegend, drückte ich schonungslos das Schloß des Koffers fest, als wollte ich
etwas Todtes hineinpressen.
Die elektrische Klingel, die dort am Ende des Korridors ertönte, war
wohl von mir in Bewegung gesetzt worden?
Ach ja, der Kellner! „Wollen Sie, bitte, dafür Sorge tragen, daß
meine Sachen nach dem Dampfer hinabbefördert werden?"
So leb' denn wohl, mein Zimmer! und halblaut frage ich mich, ob
es mir nicht schwer wird, meine Heimat zn «erlassen? Wirf am Thor
eine letzte Kußhand zurück nach den Hallen deiner Väter, aus deren
Fenstern dir die erlöschende Abendgluth einen Abschiedsgrnß entgegenstrahlt.
Ich gehe in die Restauration hinab. Ich kann mich ja nicht wie ein
Ausreißer aus dem Staube machen. Dies ist ja ein selten feierlicher
Augenblick! Und zu dessen Ehre muß man wohl einen Abschiedstrunk trinken.
Als ich die Treppe hinuntergehe, auf deren teppichbelegten Stufen nur
ein leiser Widerhall meiner Schritte hörbar ist, erblicke ich mit Genng^
thuung im Spiegel das Bild eines Mannes, der die Augenbrauen satirisch
in die Höhe gezogen hat und dessen Mundwinkel Verachtung ausdrücken.
Ich schwelge förmlich in diesem meinem Hohn, in den: Trotz meines eigenen
Gemüths, den ich plötzlich, nach langer Zeit, wieder in mir aufsteigen fühle.
Und ich will diese Empfindung anstecht erhalten.
Wer ich fühle, daß der Voden gleichsam gesprungen ist und daß
der Hohn und der Trotz mit großer Schnelligkeit sinken.
Im Norsaal der Restauration fühle ich eine harte Matte von Linden-
bast unter meinen Füße». Mein Ueberrock fällt mir von den Schultern
in die Hände des Kellners — — — Dort vor dem Spiegel stand sie im
Frühling und ordnete ihr Haar nnd ihren Hut. Der große Speise-
saal ist erleuchtet wie zu einer Hochzeit. Aus dem Nebenzimmer ertönen
Stimmen, man sieht Damenhüte, ^ffiziersepaulettes und eine weiße
Hemdsbrust. — — Dort halten wir einmal mit der ganzen Familie zu
Abend gegessen, ehe sie auf's Land reisten. Der Saal ist jetzt fast leer.
Vor der Thür, mitten im Zimmer, steht ein runder Sophatisch. Um den-
selben herum bewegt sich ei» kleiner, kahlköpfiger Herr, der an einer Kruste
knappert und eine Gabel in der rechten Hand hält. Ein paar andere
Herren im Frack, Senatskanzlisten, die anscheinend von einer Sitzung
kommen, sitzen weiterhin im Saal, Jeder auf einer Seite eines kleinen
ruuden Tisches, sich mit den Stirnen fast berührend, in lebhafter Unter-
haltung begriffen.

ü Iuhaill Aho,
Ich gehe durch den ganzen Raum bis an die äußerste Ecke des Zimmers. Ein Kellner hat sich von seinem !)bseruationsposten an der entgegengesetzten Wand in Bewegung gesetzt.
Ich weiß nickt, was ich bestellen soll, etwa einen Grog!
Aber als ich das Gewünschte bekomme und anfange meinen Trank zu mischen, begreife ich uicht, warum in aller Welt ich hier bin, einsam, mitten in der Nacht mir einen Grog brauend. Wie mit einein Schlage erschlafft meine Spannkraft, und ich falle zusammen wie ein Bündel. Ich bin nicht mehr im Stande, den Kopf aufrecht zu halteu, und der Hohn und der Trotz stürzen von ihrer künstlich aufgebauten Hohe herab.
Denn das Ganze ist ja entsetzlich hoffnnngslos und traurig. Sie war meine letzte Hoffnung gewesen, Sie hatte mich wieder aufgerichtet, mich, der ich schon hoffnungslos, geistig leblos dalag. Ich wollte ein neues Leben beginnen, wollte arbeiten, wirken, mich anstrengen. Ich hatte mich schon darauf vorbereitet. Und nun war Alles wieder wie vorher. Ich saß hier iu dieser Restauration wie an einem öden Strand, von dem ich auf immer Abschied genommen zu haben glaubte. Ich fühlte mich noch älter und kraftloser als vorher. Nichts in mir war zerrissen, ich fühlte weder Schmerzen noch Beklemmungen. Aber meine ganze Kraft war erlahmt. Ich war wie ein alter, abgearbeiteter Ackergaul.
Während der letzten Nächte hatte ich ausgetobt, ausgeklagt. Jetzt fühle ich, daß ich nicht mehr klagen, nicht einmal mehr trauern konnte. Ich wäre froh gewesen, wenn ick die Erinnerungen hätte von mir stoßen können. Aber sie, hatten sick nun einmal daran gewöhnt, um diese Zeit des Nachts zu kommen. Sie kamen in demselben Fahrwasser daher, das sie immer zu durchfurchen pflegten. Ebenso hell — »venu auch vielleicht eiu wenig bleicher und farbloser als bisher.

II.

Ich habe sie gekannt, als sie uoch ganz klein war. Das erste Mal sehe ich sie, als mich der Brnder in die Familie einführt und mich als seinen besten Frennd vorstellt. Die Mutter ist eine stille, freundliche Wittwe, von mildem, sanftem Aussehe» und mit ergrauendem Haar. Sie scheint nur für ihre Kinder zu leben.
Man bringt Kaffee, nnd den Brotkorb trägt ein kleines, helläugiges Mädchen, das mir offen in die Augen sieht und sich uicht im Geringsten bemüht, seine Lachlust zu bezwingen. Ihre Verneigung besteht aus einem kurzen, ruckweise» Knir, gleichsam aus Zwang gemacht und aus Gnade geschenkt, der aber seine bestimmte Zeit hat, ebenso wie die kurzen Kleider. Zwei schwarze Flechteu reichen ihr bis in die Taille hinab. Du wirst sicher viele Herzen brechen, wenn Du nur erst erwachsen bist, denke ich im Bor- übergehen.

Wir werden gute Bekannte, Ich besuche die Familie oft, und die
Kleine geht um dieselbe Zeit zur Schule, wie ich auf die Universität gehe.
Entweder hole ich sie ein, oder ich mäßige meine Schritte, wenn ich sie
um die Straßenecke biegen sehe. Oft, wenn ich sie nicht bemerkt habe, be-
komme ich einen Schneeball in den Rücken. Und wenn ich mich dann nach
ihr umwende, ballt sie schon lachend einen zweiten in ihren rothgefrorenen
Händen zusammen. Sie ist so morgenfrisch, den Hut auf dem einen Ohr,
während die Muffe an einer Schnur an der Seite hängt wie eine Jagd-
tasche. Zuweilen geschieht es, daß ich ihr um acht Uhr begegne, wenn ich
von einen» Trinkgelage heimkehre, das die ganze Nacht gewährt hat, Sie
ahnt nicht, woher ich komme, springt au mir vorüber und pufft mich im
"Vorbeigehen. Wenn ich dann nach Hause komme nnd mich entkleide. Alles,
was mir von der durchwachten Nacht anhängt, abwasche und mich anf
mein uuberührtes Vett lege, steht sie i« (bedanken einen Augenblick vor mir,
gleich einem kleineu, reinen Vogel, den man kennt und de» man oft vor
sich über den Weg huschen sieht.
Sie ist offenbar stolz auf ihren erwachsenen Cavalier, der sie oft gar
bis an die Echulthüre begleitet. Wenn sie mir begegnet, läßt sie es sich
nicht nehmen, mir eine Verbeugung zu machen, und ich lüfte den Hut wie
vor einer erwachsenen Dame. Und oft springt sie ans dem Mädchenschwarm
auf der anderen Seite der Straße auf mich zu und giebt mir ihre Bücher
zu tragen, um sich vor ihren Freundiuuen mit ihrer Bekanntschaft zu brüsten.
Wenn es ihr einfällt, kann sie wohl fagen: „Kommen Sie doch, bitte, bald
einmal zu uus!" Natürlich steht mein Name in ihrem Stammbuch und
daneben ein Gedicht, und ich glaube, daß ich zu jener Zeit ihr „Ideal" war.
Ich uerlobe mich, und als ich mit meiner Braut die erste Bisite mache,
ist sie nicht zu bewegen, in den Salon zu kommen. Die Mutter will sie
hereinholen, aber sie antwortet nur: „Nein, ich komme nicht!" nnd ritzt
Bilder auf die bethauten Fensterscheiben. Ich sehe das Alles durch die
Thürspalte und höre die Mutter schelten: „Anna, besudele das Fenster
doch nicht so!"
Meine Vrant sitzt am Sophatisch nnd besieht Photographien. Ich
empfinde eine augenblickliche Schwäche in meinen Gefühlen. Ihre Züge er-
scheinen mir, von vorn gesehen, so grob und alltäglich.
Am nächsten Tage erzählt mir der Binder lachend, daß meine Ärant,
die Lehrerin an der höheren Töchterschule ist, in Annas Augen „häßlich"
und „hochmüthig" sei, und daß Niemand iu ihrer Klasse sie „ausstehen"
könne. „Wie kann man auch nur einen solchen Geschmack habeu!"
Aitf mehrere Jahre verschwindet sie aus meinen Augen und Gedanken.
Ich mache mein (5ramen, ziehe aufs Land und komme nur selten nach
Helsingfors. Ich habe aus dieser Zeit kein anderes Bild von ihr als das
eines heranwachsenden, gewöhnlichen Schnlmädchens in den oberen Klassen
der finnischen höheren Mädchenschule. Sie ist schüchterner als fncher, uud

wenn der Vrnder sie einmal mit irgend einer „Flamme" neckt, so geht sie beleidigt fort und zeigt sich nicht mehr.

Vor einem Jahr sehe ich sie zun: ersten Mal in ihrer jetzigen Gestalt.

Ich habe genug von den Verhältnissen und dein Leben auf dem Lande und in den kleinen Städten, wo ich seither Lehrer gewesen bin. Meine Verlobung ist längst aufgehoben, neue Verbindungen sind wieder abgebrochen. Es bietet sich mir eine Gelegenheit, in's Anstand Zu reisen, und ich komme im Frühling nach Helsingfors, um Französisch zu lernen. Ich komme dorthin mit der inneren Leere, die in der Einsamkeit des Landes, in den entlegenen Winkeln der kleinen Städte, wo die Lebenskraft gleichsam eintrocknet, entsteht, und unter welcher der Geist schwindet und leidet. Alle Bande waren zerrissen, meine Eltern waren gestorben, und ich hatte keine Angehörigen, die mir nahe standen. Ich hatte gegen Niemand Verpflichtungen und ich konnte sorgenfrei leben, konnte noch einmal uach einem langen Zwischenraum das Leben in der großen Welt genießen, ehe ich mich ganz dem Alter übergab. Ich kam mit ungefähr denselben Gefühlen wie das erste Mal als junger Student.

Ich gehe geradeswegs nach dein alten, bekannten Hause und schelle.

Ein erwachsenes junges Mädchen öffnet die Thür. Ich habe noch das deutliche Gefühl, daß ihre Züge, ihre Augen, ihr langes Haar, ihr rundlicher Vusen, ihr schlanker Wuchs, — daß dies Alles sich in diesem Augenblick mit einem einzigen Schlage in ineine Sinne einbrennt, wie in die Platte des Photographen.

Ich verliebe mich auf der Stelle in sie. Mit den zähen Gefühlen eines gereiften, erfahrenen Mannes klammere ich mich an ihr fest. Sie scheint mir Alles das zu besitzen, was ich bisher vergebens gesucht habe. Nicht ein einziger kleiner Zug, nicht eine Bewegung, mich nicht ein Tonfall in ihrer Stimme, der mich stört oder verletzt. Wenn ich früher liebte, habe ich oft eine Erschlaffung in meinen Gefühlen empfunden, eine Art von Intervallen. Ich konnte Fehler an diesen Anderen finden, konnte sie kühl beurtheilen, und immer hatte ich eine Ahnnng, daß meine Liebe verschwinden würde, — wie sie es auch that. Und ich war mir stets klar darüber, weshalb ich diese Andere liebte. Jetzt kann ich die Gründe nicht finden, ich kcmn meine Neigung nicht definiren. Sie ist nnr so, wie sie ist. Sie hat sich beim ersten Athemzug in mein Blut geschlichen, hat sich durch jede Ader, jeden Nerv gedrängt wie ein junger Wein, der verjüngt und Kraft giebt.

„Ah! Guten Tag!" ruft sie und streckt erfreut ihre Hand aus.

Die Aeußerung, daß sie ja schon eine erwachsene Dame ist, und daß ich sie kaum wiedergekannt hätte, schwebt mir auf der Zunge. Aber ein gewisses Etwas hindert mich daran. Ein dunkles Bedürfnis;, mich selbst zu überreden, daß der Altersunterschied doch nicht so groß ist. Höchstens fünfzehn Jahre, — was ich in aller Geschwindigkeit ausrechne, während ich hinter ihr in den Salon trete.

Sie läuft hinaus, um die Mutter zu rufen, wendet sich in der Thür
um und sieht mich an. Diese Bewegungen und Wendungen geschehen
gleichsam in mir, und mein Blut geräth bei einer jeden in Wallung.
Ich habe dieselben Empfindungen wie vor Jahren, als ich mich zun»
ersten Male verliebte. Meine Liebe ist ebenso gefühlvoll, und mein Benehmen
ebenso kindlich. Ich snche sie wie durch Zufall überall zu treffen, wo ick)
nur kann, ersinne alle möglichen Vorwände, um die Familie zu besuchen,
und des Abends, ehe ich schlafen gehe, wandele ich oft vor ihrem Fenster
auf und nieder. Ich vernachlässige alle meine Beschäftigungen, kümmere
mich uicht um meine Vorbereitungen zur Reise oder um die Erlernung der
Sprache, um derentwillen ich eigentlich hierher gekommen bin. Die Stunden
bei nleiner Lehrerin sind ungefähr ebenso wie früher in der Schule. Ich
bemühe mich, mit so wenig wie möglich durchzukommen.
Der Frühling kommt, die See geht auf, uud ich müßte mit einem der
ersten Dampfer nach Lübeck fahren. Ich schiebe die Reise bis ans Weiteres
auf. Im Süden ist es jetzt zu warm, Paris ist während der ersten Aus'
stellungswochen zu überfüllt und fo weiter.
Hin und wieder machen wir Spaziergänge zu Zweien, schauen vom
Obseruatoriumsberg auf das Meer hinab, das blaut und glänzt, nnd auf
den Hafen, in den die Boote hineingleiten, wo die Segel flattern, und
der von den weißschimmernden Häusern am Strandmarkt eingefaßt ist.
Wir sitzen des Vormittags vor der Kapelle, wo sich die Menschen in farbigen
Sommerkleidern nm den Springbrunn drängen. Kleine Mädchen verkaufen
frischgepflückte Blumen, und jedes Mal, wenn wir dort sind, erlaubt sie,
daß ich ihr einen blauen Veilchenstrauß überreiche. Sie steckt ihn an ihre
Brust, athmet den süßen Duft ein und vergißt die Blumen im selben Augen-
blick. Aber ich bin glücklich nnd kann meine Augen nicht von den Veilchen
wenden, die dort im Knopfloch an ihrem Busen ruhen.
Wüßte ich nur, ob sie mich liebt oder ob sie schou einen Anderen hat.
Und plötzlich überkommt mich eine Angst, auf so lange Zeit fortzureisen,
irgendwohin dort hinter den Horizont jenseits der Berge und der fernen
Meere!
„Manchmal habe ich gar keine Lust, Finnland zu verlassen," sagte ich
eines Tages.
Sie aber bemerkte Nichts in meiner Stimme oder in meinen Blicken
Sie grüßt einen vorübergehenden langen, hübschen Studenten dort am
Springbrunnen, befeuchtet ihre Lippen mit dem Glase und sagt ganz sorglos,
indem sie die ganze Zeit den Studenten nicht aus den Augen läßt:
„Aber warum denn nur? Es muh doch schön sein, hinaus zu reisen
und die weite Welt zu seheu"
Es ist auch wohl zu viel verlangt, daß sie sich jetzt schon in mich ver-
liebt haben sollte, tröstete ich mich. Aber der Gedanken, daß sie hier bleibt
und vielleicht verlobt ist, wenn ich zurückkomme, quält mich mehr und mehr.

Ich bin eifersüchtig auf Alle, denn ich sehe, daß man bereits anfängt, aufmerksam auf sie zu werden. Oft Menden sich die Spaziergänger um und sehen ihr nach. Die Helsiugforser Herrenwelt hat in ihr eine aufgehende Schönheit entdeckt. Sie felber hat da'? auch bemerkt. Zuweilen treibt die allzu deutliche Bewunderung der Vonibergehenden eine zarte Nöthe cmf ihre Wangen. Ich beobachte sie uou der Seite, folge jeder Bewegung, jedem Farbenwechsel in ihrem Antlitz. Ohne jegliche Veranlassung fängt sie plötzlich an, fröhlich und lebhaft zu plandern, was gemacht erscheint und mir nicht recht gefallen will. Oder sie ist zerstreut und behandelt mich knrz, als wolle sie mich reizen.
Eine Woche lang trage ich mich mit dem festen Entschluß, ihr meine Gefühle zu offenbaren. Aber ich schiebe es von Tag zu Tag auf, und an eiueiu der ersten Sonntage im Juni stehen sie im Begriff, aufs Land zu reisen.
Die Eisenbahnstation wimmelt von Schülern, sie ist mit ihren» Bruder vorangeeilt. Ich puffe mich mit der Mutter durch die Menge, ihnen nach, allerlei Handgepäck tragend, das mit in's Coup6 soll. Es klingelt zum dritten Male, und ich habe noch immer keinen cndgiltigen Abschied nehmen können, bei den« ich dnrch meinen Blick und meinen Händedruck ihr meine Gefühle zu erkennen zu geben hoffe. Der Mutter sage ich iu aller Eile Lebewohl, und gerührt wünscht sie mir glückliche Neise. Aber Anna steht bereits am Coupöfenster, umgeben von einem Schwärm znnickbleibender Freundinnen, die ich nicht bei Seite schieben kann. Eist als der Zug sich in Bewegung setzt, und ich trübselig seiner immer schneller werdenden Fahrt nachschaue, bemerkt sie mich, nickt mir munter nnd glücklich -.u n»d zieht sich in's Eonpü mrück.
Welch ein Sonntag in der heißen Stadt, die fast ausgestorben ist!
Wie ich mich auf der Esplanade langweile, wo es von Bnrschen, Gardisten und Dienstmädchen wimmelt! Und wie mich das ewige Schmettern der russischen Hörner vor der Kapelle ermüdet! Dort ist das Gedränge so groß, daß man kann: hindurch kommen kann.
Ich streife am südlichen Hafen umher und komme nach Skatndden.
Lange sitze ich dort, betrachte das Meer nnd die Segelboote auf dessen Oberfläche, was mich, ich weiß nicht, weshalb, noch trauriger stimmt. Und als ein Dampfboot voller Lustreisenden mit seinen wehenden Flaggen in's Meer hinaussteuert, ist es mir unmöglich, länger dott zu sitzen — ich kehre in die Stadt zurück.
Ich komme auf den C-infoll, mich nach ihrer Wohnung zu begeben.
Unter dein Vorwande, daß ich einen Auftrag auszurichten habe, lasse ich mir die Schlüssel von dem Wirth geben. Die Fenster in den Zimmern sind alle mit Kreide geweißt, die Gemälde, die Spiegel und die Kronleuchter sind in weiße Schleier gehüllt. Am Riegel auf dem Porsaal hängt ein vergessener Hnt. Das Elavier ist verschlossen. Ich benihre es, uud es giebt

einen Ton von sich wie ein Schlafender, den man in seiner Ruhe stört.
Klopfenden Herzens betrete ich ihr Zimmer. Das Bett ist leer, im Ofen liegt Papier und eine leere Pappschachtel. Ans dem Toilettentisch entdecke ich einen alten, zerrissenen Handschuh. Ich stecke ihn zu mir. Ich sage mir selbst, daß dies thüricht und lächerlich ist. Die ganze Welt würde mich auslachen, wenn sie wüßte, daß ich jetzt hier bin. Aber das ist mir einerlei! Ich weiß mir, daß ich sie liebe — wahnsinnig, hoffnungslos.
Ich liege lange auf dem Sopha im Salon. Zuweilen fährt ein Wagen nuten auf der Straße, und das ganze Haus erzittert. Dann ist Alles still, ich höre nur das Summen der Fliegen.
Sie liebt mich nicht. Ich bin ihr völlig gleichgiltig. Sie dachte nicht einmal daran, mir Lebewohl zu sageu. Aber obwohl ich dessen so sicher bin, hoffe ich doch noch. Und ich versuche mich noch immer damit zu trösten, daß ich ihr Nichts gesagt habe, und daß sie infolge dessen meine Gefühle nicht kennt. Wenn sie sie kennte? Ob ich ihr schreiben soll?
Und während ich dort liege, fange ich an, mir einen Brief an sie auszudenken. Ich will ihr meine Gefühle darlegen, ich will sie mit meinen Worten erweichen, will sie in die Tiefe meines Herzens schauen lassen, und sie wird vielleicht weich werden, wird mir vielleicht eine schwache Hoffnung geben.
Nach drei Tagen habe ich den Brief fertig, aber ich kann wich nicht entschließen, ihn abzusenden, ich wage es nicht. Alles aufs Spiel zu setzen. Und so schreibe ich denn statt dessen an ihren Bruder und theile ihm mit, daß ich mich entschlossen habe, erst im Herbst in's Ausland zu reisen. Wie ich erwartet habe, ladet er mich zu sich aufs Land ein.
Mich in die bequeme Sophaecke eines Coup6s zweiter Klasse zurücklehnend, betrachte ich durch das offene Fenster die grünenden Fluren, die frischbelaubten Birken, die pflügenden Landleute auf dem Felde und die Eisenbahnstntionen, die gleichsam zum sommerlichen Fest aufgeputzt sind. Einige sind ftischangestrichen und ausgebessert, und im Borüberfahren schlägt mir ein Geruch von frischer Oelfarbe und Asphalt entgegen. Wenn der Zug hält, erschallt aus dem Walde das Gezwitscher der Buchfinken, und in der Feme ruft der Kuckuck.
Alle Trostlosigkeit und Verzweiflung ist dahin. Ich bin ganz sicher, daß sie mich lieben wird. Ich fühle in mir selber eine Kraft, der sie nicht wird widerstehen können. „Mit der Kraft meines Geistes" wiederhole ich mir in Gedanken. Und dann kann ich mich gleichzeitig wieder einigermaßen ruhig in den Gedanken finden, daß sie mich nicht liebt. Die hierdurch entstandene Sicherheit vermehrt meine Zuversicht und stärkt meine Hoffnung. Bor allen Dingen muß ich kühl sein und gegen meine allzugroße Reizbarkeit ankämpfen. Ich habe mir einen neuen Eommeranzng macheu lassen, in dem meine kurze, untersetzte Gestalt ein wenig proportionirter erscheint.

Aber trotz alledem zittere ich nervös, als ich mich am Nachmittage der
ersehnten Station nähere. Als der Zug pfeifend seine Ankunft meldet, zucke
ich zusammen. Ich habe telegraphirt, und sie sind alle Drei auf dem
Bahnhof, um mich abzuholen.
Ich bin ein wenig unbeholfen mit meiner Reisetasche in der Hand.
Der Bruder erkundigt sich nach Neuigkeiten aus Paris, und ich kann nur
verlegen lachen.
Anna ist noch schöner als sonst in ihrer leichten Sommerkleidung. Sie
ist barhäuptig, hat aber einen Sonnenschirm, um sich gegen die Sonne zu
schützen. Sie und der Bruder gehen voraus, ich komme mit der Mutter
hinterdrein. Ich hoffe, daß sie am Kreuzwege auf uns warten werden,
aber sie öffnet nur das Heck, das zu dem Wege über die Eisenbahnschienen
führt, läßt es offen stehen und sieht sich nicht einmal nach uns um.
,,Wir wohnen hier ganz einsam, beinahe wie in einer Wüste," sagt
die Mutter. „Es ist uns sehr angenehm, daß Sie kommen. Wir haben
uns Alle sehr gefreut, als wir Ihr Telegramm erhielten."
Daß sie sich Alle gefreut hatten, versehte mich in gute Laune. Bei
dem nächsten Heck wendet Anna sich um und ruft der Mutter eine Frage
über die Schlüssel zum Theekasten zu:
„Sie liegen auf dem Tisch im Anrichtezimmer!" muß ich im Namen
der Mutter zurückrufen.
Und dies tröstet mich vollkommen. Daß sie vorausging, war also
keine Aeußerung ihrer Stimmung, wie ich befürchtet hatte. Sie geht nur
voraus, uni den Theetisch zu ordnen.
Wir sitzen lange beim Mendbrod. Sie geht geschäftig als Wirthin
umher und setzt sich erst, als sie ihren Thee trinken will, ans den Platz
mir gerade gegenüber. Die Ellenbogen auf deu Tisch gestützt nnd die
Wangen in den Händen, hört sie mich an, obwohl ich jedes Mal, wenn sie
sich bewegt, glaube, daß sie gehen will. Ich spreche, bin guter Laune und
schildere treffend, wie ich selber meine, Helsingfors im Sommer, mein Leben
ans dem Lande und die lächerlichen Zustände in den kleinen Städten. Es
gelingt mir, sie in dieselbe Stimmung zu versetzen, sie faßt jede feine
Nuance auf, und es will mir scheinen, als betrachte sie mich mit einem
eigenthümlich neugierigen Glanz in ihrem Blick.
„In, er kann erzählen," sagt sie. „Es wird amüsant, seine Berichte
zu hören, wenn er aus dem Ausland zurückkommt,"
Wie ich Dich grenzenlos liebe! Wenn ich von dort heimkehre, so be-
reite ich Dir ein kleines, schönes Nest. Wie zufrieden und glücklich Du
sein wirst! Und Du kannst es nicht unterlassen, mich wieder zu lieben!
Bon keinem Anderen, nnd nirgends kannst Dn es besser bekommen. Ich
bezaubere Dich mit der Wärme der Umgebungen, mit der ganzen Zärtlich-
keit meiner eigenen Natur, Alles soll so behaglich für Dich werden. Du
sollst Dich so wohl bei mir fühlen!

Und ich wollte sie nicht berühren, wollte sie nur auf die Stirn küssen.
Das Gefühl, mit dem ich sie liebe, ist der reinste Idealismus — so scheint es mir.

Und während ich in der hellen Sommernacht oben in der Bodenkammer, die mir angewiesen ist, wache, überzeuge ich mich mehr und mehr davon, daß dies feine Gefühl, diese fast geistige Liebe, mir ein Recht verleiht, sie zu besitzen. Ich, der ich an Nichts glaube, bin in dieser Beziehung abergläubisch. Und ich nehme mir vor, ihrer würdig zu werden, indem ich ihr von diesem Tage an treu bin, im Ausländе, in Paris, überall. Nach diesem Entschluß fühle ich mich wie ein unschuldiger Jüngling, und es kommt mir vor, als könne ich mit gutem Genüssen versichern, daß ich es bin. Ein reines Leben zu führen, ist mir fortan eine sittliche Pflicht, obwohl ich früher stets die Achseln zu zucken pflegte, wenn man über dergleichen sprach.

Im Laufe des Sommers wiege ich mich in den Traum ein, daß sie wirklich schon die Meine ist, daß sie mich liebt, und daß wir nur nicht mit einander darüber sprechen, wiewohl wir es Beide wissen. Ich begreife nicht, daß dies einzig und allein die Folge unserer Umgebung ist. Der Bruder ist ein wenig träge und liegt am liebsten in der Hängematte und liest Romane. Die Mutter hat immer irgend etwas in der Wirtschaft zu thun. Und auf diese Weise werde ich Annas einziger Verkehr, mit dem sie in Ermangelung von etwas Besserem fürlieb nehmen muß.

Den ganzen Sommer bleibe ich bei ihnen. Ich denke nicht mehr an meine Reise, ich denke an Nichts mehr, als an die Gegenwart, in der ich jetzt lebe nnd in der ich Alles habe, was ich wünsche.

Welche glücklichen Tage! Welch' ein in die Wirklichkeit übertragener Traum! Jeden Abend durchlebe ich in der Einsamkeit meines Zimmers noch einmal Alles das, was sich am Tage zugetragen hat. Es ist in den Hauptzügen jeden Tag dasselbe, nur mit geringer Abwechselung.

Am Morgen eile ich von meiner Bodenkammer hinab. Gewöhnlich schlafen alle die Andern noch; wenn ich die Treppe hinunter und über den Vorsaal gehe, komme ich an ihrer Thür vorüber und lausche. Von da drinnen dringt kein Lant an »nein Ohr. Ich öffne die Hausthür, und der helle Sonnenschein strömt nur entgegen. Die Veranda ist noch ganz feucht dort, wo sie im Schatten liegt, und auf dem Rasenplatz glitzert der Thau. Ich setze mich in eine Ecke mit dem Rücken nach der Sonne zu, die noch nicht brennt, sondern nur wärmt. Ich habe ein Buch, aber ich lese nicht darin. Da ist das Fenster ihres Zimmers. Nur eine Gardine ist davor gezogen. Ich erblicke einen Stuhl und auf der Nücklehne ihre Kleidertaille. Ich will nicht dahin sehen, aber ich sehe es doch. Die Gardine verhüllt ihr Bett. Aber es ist mir, als könne ich sie schlafen sehen, die eine Hand unter dem Kopf, und die andere schlaff über den Rand des Bettes herabhängend, so daß die Finger fast den Bettvorleger berühren.

^ Iuhani Aho,
Ich gehe an den Strand hinab. Der ganze weite Fjord ist noch
spiegelblank. Die Vretter der Brücke schwanken unter weinen Tritten.
Ein Fischschwarin hnscht dicht an den Rand des steil abfallenden Ufers,
kehrt aber bald neugierig wieder zurück. Das Segelboot, das ich in
Ordnung gebracht habe, hat sich seit gestern nicht gerührt. Im Boot liegen
Angelruthen und Zugnehe bereit. Auf der andern Seite der Landzunge
ist die Eisenbahnstation. Das weiße Boot des Vahnhofinspectors glänzt
im Sonnenschein am Strande. Ein Güterzug steht dort und wartet. Er
hat wohl eine Stunde dort gestanden. Die Rauchsäule aus dein Schorn-
stein der Locomotiue steigt ruhig und langsam in die Hohe. Es giebt
nichts Eiliges hier in der Einsamkeit. Endlich ertönt dahinten ein schriller
Pfiff, der von den Ufern widerhallt, und der Zug setzt sich keuchend in
Bewegung. Als ich wieder nach dem Hause zurückkehre, höre ich noch
lange das in der Ferne verklingende Gerassel der Räder.
Sie ist noch nicht aufgestanden. Ich sitze wenigstens noch eine Stunde
an meinem früheren Platz in der Ecke der Veranda. Ich thue so, als
läse ich, aber ich weiß nicht, was ich lese: Möge sie nnr ruhig schlafen, ich
habe keine Eile, sie ist dennoch die Meine, den ganzen langen Tag, heute
wie gestern.
Endlich vernehme ich leise Schritte aus ihrem Zimmer. Im Fenster
wird etwas Weißes sichtbar, das sich hastig zurückzieht. Ein entblößter
Ann streckt sich nach der Kleidertaille aus, die über der Stuhllehne hängt,
und die Gardine fällt wieder herab.
Ich durchlebe eine schwere, lange, zagende halbe Stunde, die nur wie
eine Ewigkeit deucht. Vielleicht glaubt sie, daß ich mich hierher gesetzt
habe, um zu sehen — ich beruhige mich erst, als ich sie leise eine Melodie
summen und dann mit Heller Stimme singen höre. Ich stehe auf und
gehe auf der Veranda auf und nieder. Ihre Thür öffnet sich, und sie
kommt heraus, munter wie ein Vogel. Die Wangen sind geröthet wie bei
einem kleinen Kinde, das gerade aus der Wiege genommen ist.
„Guten Morgen!"
„Gnten Morgen!"
Sie stellt die Kaffeekanne ans den Tisch in der Veranda; wir lassen
uns nicht Zeit, ans die Andern zu warten, sondern trinken unfern Kaffee
zu Zweien. Sie ist meine kleine, junge Frau, nnr haben unsern eigenen
kleinen Haushalt, wir leben hier, weit ab, geschieden von allen Anderen,
zufrieden nnd glücklich. Wie gern möchte ich darüber sprechen, wie gern
eine kleine Anspielung von dem inachen, was meine Gedanken erfüllt: aber
ich fürchte, -daß der geringste Laut, das entfernteste Geräusch das scheue
Reh von meiner Seite jagen wird. In Gegenwart Anderer spreche ich
ganz ruhig über Liebe und Gefühle. Sobald nnr unter vier Augen sind,
berühren nnr nnr alltägliche Dinge.
Wir berathen über das Programm des Tages.

Zuerst muß das Netz, das wir gestern Abend gestellt haben, reuidirt werden. Ich schiebe das Boot hinaus, und sie hilft mit den Nudern nach. Sie will rudern, und ich setze mich an's Steuer. Wir gleiten in dem stillen Morgen durch das Rohr dahin, und das Plätschern der Ruder ist deutlich vernehmbar. Das Wasser glitzert auf den Ruderblättern und tröpfelt auf die klare Wasserfläche nieder, sobald ne mit dem Nudern inne halt und Etwas sagt. Wir sprechen über die Fischerei und wo wir morgen unsere Netze auswerfen wollen. Wir haben bald den Fischgrund und die Laichplätze ausgekundschaftet. Wir werfen die Netze gegenseitig auf llnser Glück aus. Sie ist ganz entzückt und jubelt vor Freude, als sie sieht, daß die Netzleine stramm ist, ^ ein Zeichen, daß ich einen großen Fisch herausziehe. Und sie giebt sich den Schein, als sei sie ganz ärgerlich, als der Fisch gerade in dem Augenblick, da ich ihn in das Boot ziehen will, sich loszappelt und in die Tiefe hinabtaucht. Sie schilt mich und sagt, ich sei so ein, — so ein aber ich bin glücklich darüber.
Sie kommt mir dadurch gleichsam näher, wird vertrauter mit mir. —
Und wie geschäftig sie ist, wenn das Netz ausgebreitet wird und sie sich das Recht vorbehält, den Fang herauszunehmen und die in Unordnung gerathenen Maschen des Netzes zu entwirren! Ich darf ihr nicht helfen, sie will es Alles selber thun, und sie ist so eifrig dabei, mit den bis an die Ellenbogen zurückgestreiften Aermeln, den aufgeschürzten Röcken. Sie ist so geschäftig, daß sie sich nicht einmal Zeit läßt, das Haar aus der Stirn zu streichen, sondern es mit den Armen hinter das Ohr schiebt. Ich stehe ein wenig entfernt von ihr, rauche meine Cigarette und sage beinahe jedes Mal: „Nein, wir sind doch ohne Zweifel die tüchtigsten Fischer auf der Welt," — was eine stehende Redensart geworden ist.
Des Nachmittags segeln wir häusig. In» Anfang fuhr der Bruder mit, aber er machte sich nicht lange Etwas daraus. Trotzdem fragt Anna gewöhnlich der Form halber:
„Willst Du heilte nicht ein wenig mit uns segeln?"
„Ich habe keine Zeit!"
„Du hast keine Zeit?"
„Du hast keine Zeit? Darf ich mir die Frage erlauben, welche wichtige Arbeit Dich heut am Mitfahren hindert?"
„Ich lese, wie Du siehst."
„Zeige mir, was für ein Buch es ist. — Oblomoff!"
„Du verstehst es nicht, aber es ist die feinste Psychologie, die ich jemals gelesen habe."
„Das weiß ich, — und Du selber bist gerade so ein Oblomoff."
„Vielleicht hast Du mehr Neckt, als Du glaubst."
„Aber wir segeln! Nur gut, daß nicht Alle solche Faulen'er sind wie Du."
Auf dergleichen nichtssagende, gewöhnliche Aeußernngen von Sympathie

lege ich stets ein besonderes Gewicht und suche sie zu meinem Vortheil
auszulegen.
Ich sitze an! Steuer, und sie giebt Acht auf die Schote. Sie sitzt
ganz dicht neben mir auf derselben Baut und lauscht meinen Befehlen, die
ich mit sicherer, gebieterischer Stimme ertheile. Sie hat sich ein blaues,
loses Costüm genäht, und auf dem Kopf hat sie einen kleinen Matrosenhut,
dessen seidene Vänder im Winde flattern. Von dem großen, weißen Segel,
auf das der blendende Sonnenschein fällt, hebt sich ihr schwarzes Haar
und ihr feines Profil ab, das zu betrachten ich nicht ermüde.
Es weht stark. Sie befestigt die Schote nicht am Knopf, sondern be-
hält das Tau in der Hand, bereit, es loszulassen, sobald ein Windstoß
kommt. Sie umschließt es kräftig mit den Händen und stützt sich mit den
Absätzen gegen den Boden des Bootes. Sie lehnt sich hintenüber, um dem
schwankenden Boot Gleichgewicht zu verleihen. Ihre Taille ist nicht in ein
Corset eingezwängt, ihre Hände sind sehnig und der Spann ihrer Füße ist
hoch. Ich beuge mich vornüber, halte die Steuerpinne in der einen 'Hand
und die Leine des Naasegels in der andern und spähe an ihrem Nacken
vorbei und unter dein Segel hindurch nach dem Curs. Eine Welle nach
der andern schäumt heran, das Boot hebt und senkt sich, und Anna, wie
sie dort auf ihre Weife sitzt, das Segel und der ganze vordere Theil des
Bootes, — das Alles wird zu einem Ganzen, zu einem lebenden Wesen,
das ich leite und über die blaue Fläche führe nach einer Felseninsel oder
einem weißschimmernden Seezeichen dort hinten am Horizont. Zuweilen
bricht sich eine hohe Welle an dem Bug des Bootes und spritzt bis in den
Hinteren Theil des Fahrzeuges. Sie bekommt einen Sprühregen in's
Gesicht und über die Schultern. Sie schreit auf und lacht auf einmal,
verändert aber ihre Stellung nicht und läßt sich keine Zeit, die Tropfen
von ihren Wangen zu trocknen.
Gegen Sonnenuntergang staut der Wind ab, und mit einer schwachen
seitlichen Brise gleiten wir langsam heimwärts. Die Klüverschote ist fest-
gebunden, und leicht, geschmeidig, fast als sei er geschmiert, zertheilt der
Bug des Bootes das Wasser, ohne Wellen aufzuwirbeln. Sie hat sich
weiter nach vorn gesetzt, an den Fuß des Mastes, den Rücken mir zu-
gewendet, und blickt vor sich hin, über die Oberfläche des Fjords, zuweilen
die Hand in's Wasser steckend. Sie summt eine Melodie vor sich hin,
und scheint in ihre eigenen Gedanken versunken zu sein, ganz als sei sie allein.
— Wenn ich wüßte, was sie denkt, wenn ich nur ahnen könnte, wie sie
über mich denkt! Ist sie nicht ein einziges Mal während dieser unserer
gemeinsamen Fahrten auf den Gedanken gekommen, daß sie mich vielleicht
liebt, und daß ich sie liebe? Aber ich habe es nicht ein einziges Mal
in ihren Zügen gelesen, ich kann nicht eine einzige Bewegung, nicht einen
einzigen Uebergang in der Stimme zu meinein Vortheil auslegen.
Ich werde niedergeschlagen und traurig und kann nicht umhin. An-

spielungen auf meine Abreise zu machen. — „Wo mag ich im nächsten Sommer um diese Zeit sein? — Wie mag es hier bei Ihnen aussehen, wenn ich wieder heimkehre?" — Dazu sagte sie nur: „Es ist ja auch wahr, Sie wollen fortreisen! Wie lange gedenken Sie eigentlich fortzubleiben?" — „Mindestens zwei Jahre." — „Zwei Jahre, ach!" Und das ist Alles. Und es spricht sich in ihrer Stimme keine größere Verwunderung aus, als wenn es sich darum handelte, auf ein paar Tage in das nächste Kirchdorf zu fahren. Diese Abendstunden, in denen das Segel nicht mehr schwellt und das Boot sich kaum vom Fleck rührt, sind oft sehr peinlich für mich. Unser Unterhaltungsstoff ist erschöpft, sie scheint sich zu langweilen, sie sehnt sich an's Land zu kommen, obwohl sie es nicht sagt. Das ist gleichsam meine Schuld, ich halte sie in der Gefangenschaft, und das quält mich. Aber ich bemühe mich, unbekümmert auszusehen, als bemerke ich es nicht, als ob wir nicht die geringste Eile hätten. Und wenn das Segel schlaff herabhängt, greife ich zu den Rudern und rudere an den Strand, während sie das Steuer hält.

Wenn wir nicht auf dem Wasser sind, sitzen wir gewöhnlich mit den Andern auf der Veranda. Wie alle verliebten Männer, die nicht mehr in der ersten Jugend stehen, bemühe ich mich aufmerksam zu sein und ihr kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Es wird ihr ganz zur Gewohnheit, daß ich ihr stets das Ueberzeug anhelfe und es später mitsammt dem Regenschirm und den Galoschen in meine Obhut nehme. Ich gleiche einem Waffenträger, dem sein Herr befehlen kann, was er will, ohne ihm auch nur dafür zu danken. Eines Tages sitzen wir nach Tische da draußen. Die Damen nähen. Der Bruder hat sich einen Schaukelstuhl in den Salon geholt, und ich bewundere Annas geschickte Bewegungen bei der Arbeit. Sie sucht ihre Scheere. — „Ich wollte sie Ihnen gern holen, wenn ich nur wüßte, wo sie ist." — „Sie liegt auf dein Tische in meinem Zimmer." Ich stehe auf, uni sie zu holen. Da aber sagt die Mutter: „Du bist zu anspruchsvoll, Anna. Du läßt Dir zu sehr aufwarten. Du, die Du so viel jünger bist!" — Und der Bruder fügt hinzu: „In Deiner Stelle würde ich nicht so aufmerksam sein, — hol' Dir Deine Scheere selber, Anna!" „Das thue ich auch," sagt sie und eilt ein wenig beleidigt an mir vorüber, ohne sich um meine Einwendungen zu kümmern.

Der Vorfall wirkte peinlich auf mich, da ich schon im Voraus unter dem zwischen uns bestehenden Altersunterschied leide.

Obwohl ich mit der Absicht hierher gekommen bin, ihr meine Liebe zu gestehen, vergeht der ganze Sommer mit der Erwägung, was wohl am besten ist. Am Schlüsse derselben bin ich genau so zweifelhaft wie am Anfang.

Eines Sonntags ini August, kurz vor unserer Rückkehr in die Stadt, habe ich freilich noch einen etwas glücklicheren Tag, der mir einen schwachen Hoffnungsschimmer giebt.

In einem benachbarten Kirchspiel ist ein Fest veranstaltet, und dort-
hin fahren wir, Anna und ich. Die Andern machen sich Nichts daraus.
Wir steigen an unserm Ufer auf einen kleinen Dampfer, und die
Mutter und der Bruder bleiben zurück. Wir stehen auf dem Deck, ich
habe ihren Regenmantel über dem Ann und bilde mir ein, daß wir sie
verlassen, um gleich Neuvermählten fortzureisen. Ich mache meine eigenen
Hoffnungen in Gedanken zur Wirklichkeit. Sie, die dort an meiner Seite
steht und mit ihrem rothen Sonnenschirm winkt, ist meine junge Frau.
Die Hochzeit hat soeben stattgefunden, und mir reisen zun» ersten Mal zu-
sammen aus der Heimat fort.
Der Tag ist hell und schon, es weht ein warmer, südlicher Wind.
Der Dampfer ist mit unbekannten Leuten angefüllt, und wir sitzen die
die ganze Zeit beieinander. Gegen unsere Gewohnheit fehlt es uns heute
nicht an Unterhaltungsstoff, denn wir kritisiren das Publicum und lachen
über die mitreisenden Musikanten, die falsch spielen. Man sieht uns von
der Seite an, man weiß, daß wir aus der Hauptstadt sind, aber die
Herrn und Damen scheinen unbefangen und gleichgiltig zu sein. Wir haben
ein Gesicht, als ständen wir den Andern gleichsam gegenüber, und dies er-
höht unsere Sicherheit. Sorglos mit einander plaudernd, vielleicht absicht-
lich, als ob die Andern gar nicht eristirten, steigen wir bei der Pfarrhofs-
brücke an's Land; dort wimmelt es von Studenten in weißen Mützen und
Damen in Nationaltrachten. Ich reiche Anna meine Hand, sie springt vom
Dampfer herunter, und der flüsternde Zuschauerhaufen öffnet sich uns. Ihre
Kleidung ist ja auch ungewöhnlich geschmackvoll und fein im Vergleiche zu
denen der Andern, ihr Benehmen ist würdevoll, und ihr Gang leicht. Ich
schwelge in der Aufmerksamkeit, die sie zu erregen scheint. Auf dem Strand-
wege begegnet uns ein Mann in einer Friesjacke, scheinbar ein Volksschul-
lehrer. Als er Anna erblickt, scheint ihn» plötzlich eine Offenbarnng aus
einer andern Welt aufgegangen zu sein. In seiner Ueberraschung strauchelt
er, bleibt stehen, weicht zur Seite aus und ist nahe daran, in den Graben
zu fallen.
Von unserer Promenade nach dem Festplatz habe ich folgendes Bild
in meiner Erinnerung: Wir gehen neben einander her. Es weht uns
frisch entgegen, sie beugt sich ein wenig vornüber, beschützt ihr Antlitz mit
dem Sonnenschirm und hält ihren Hut mit der andern Hand fest. An der
Brust trägt sie eine Blume, die ich soeben am Rande des Weges gepflückt
habe, ihre Rücke flattern, und der Wind preßt sie fest gegen ihre Kniee.
Mein Herz bebt, ick »lochte sie ganz und gar besitzen, aber gleichzeitig em-
pfinde ick einen Schmerz, denn ich weiß ja nicht, ob sie mich liebt. In
einer Woche muß ich sie verlassen, und wer weiß, wie nahe er ist, er, der
sie mir vielleicht entreißen wird!
Auf dem Festplatz fangen wir wieder an, unsere Umgebung zu kriti-
siren. Wir können uns kaum bezwinge», daß wir nicht lant über einen

Redner lachen, über eben denselben Volksschullehrer, dem wir vorhin be-
gegneten, und der mit angenommenem Seminaristenpathos über die ersten
Grundlagen des Vaterlandes und des Volkes spricht, welches Letztere er
schließlich ermahnt, sich während des Festes anständig zu benehmen und
sich nach Beendigung desselben schleunigst nach Hause zu verfügen, ein Jeg-
licher in seine Heimstatt.
Ein junger Student steht in unserer Nähe, hört unsere Kritik und
betrachtet erst uns und dann den Redner bedeutungsvoll, womit er an-
deuten will, daß er nicht ist wie diese Andern, daß er derselben Ansicht
ist wie wir und das Lächerliche in den» Ganzen sehr wohl aufzufassen ver-
mag. Einen ungemischten Genuß gemährt uns der Gesang, der von der
stuhnäsigen, kurzhaarigen, weihgekleideten mit einer großen, gelben Blume
am Hut versehenen Volksschullehrerin des Kirchspiels geleitet wird. Anna
giebt ihr den Namen „die Prinzessin", und später zeigt sie sie mir während
des Tanzes. Der Anblick ist wiHich unübertrefflich. Sie senkt den Kopf
lieblich auf die Seite, hüpft wie eine Mücke und glänzt vor Seligkeit und
Hitze. Früher würde ich nie das Herz gehabt haben, über so Etwas zu
lachen, jetzt aber bemühe ich mich, unaufhörlich neue, lächerliche Seiten bei
Allem zu entdecken.
Wir trennen uns keinen Augenblick von einander. Wir streifen zu-
sammen über den Festplatz, kaufen uns gegenseitig Loose, genau so, wie
wir unsere Netze auf unser gegenseitiges Glück auszuwerfen pflegen. Wir
haben ein deutliches Gefühl, daß wir die Helden des Tages sind und daß
sich Alle die Köpfe zerbrechen, wer wir nur sein mögen. Es scheint mir,
— und das ist mir ein angenehmer Gedanke, — als ob man uns für
ein Brautpaar hält.
Wir sitzen auf einer Wippe. Anna hat eine Düte mit Bonbons,
die ich ihr gekauft habe. Ein kleines Mädchen steht vor uns und hält
sich an dem Kleide ihrer Mutter. Beide schauen uns ganz ungenirt an,
jeder Bewegung der Hand nach dem Munde folgend.
„Komm einmal her. Kleine, ich will Dir Bonbons schenken!"
Die Mutter schiebt das Töchterchen vor und befiehlt ihr, uns die Hand
zu geben.
'„Wie heißt Du?"
„Sag' jetzt schnell, wie Du heißt, dann bekommst Du Bonbons."
„Kaj'sa."
„Du mußt aber den Finger aus dem Mund nehmen, Kajsa!"
Und dann bekommt sie eine ganze Hand voll Confect.
„Kannst Du nun auch wohl hübsch „Danke" sagen? Du bist aber
doch wirklich —"
Und die Mutter wendet sich selber an Anna, um zu danken.
„Haben Sie schönen Dank, Fräulein, — oder sind Sie vielleicht die
Frau des Herrn da?"

Ich fühle, wie ich erröthe, und werde ganz verlegen, Anna aber lacht herzlich, als sei dies eine ungemein dumme und ganz unmögliche Com« bination. Ich fange auch an zu lachen, aber es kommt nicht so recht natürlich heraus.
Erst spät am Abend treten wir unsere Rückfahrt an. Der Salon ist voll von trinkenden Herren, und die Luft dort ist erstickend und qualmig. Es ist bereits ein wenig kühl. Anna hüllt sich in ihren warmen, wollenen Shawl, und wir suchen uns einen Platz auf dem Deck in der Nähe der Maschinenluke, aus der eine angenehme Wärme aussteigt. Da sehen wir die röthlichen Schatten des Maschinisten und des Heizers jedes Mal, wenn die Ofenthür geöffnet wird. Die Fahrt dauert mehrere Stunden. Anna ist müde und fängt an schläfrig zu werden. Jetzt sitzen wir da, ohne ein Wort zu sagen, dicht neben einander, des Gedränges wegen. Ich fühle, daß ihr Kopf in meinen Armen ruht. Ich kann ihre Züge nicht so recht unterscheiden. Nur wenn der Schornstein von Zeit zu Zeit einen Strom von Funken auf die andere Seite des Dampfers hinübersendet, sehe ich in ihrem Licht, daß sie die Augen geschlossen hat. Hin und wieder öffnet sie sie, und sie sind so groß und dunkel.
Der Horizont fängt an, sich zu lichten, und die Funken verschwinden. Der silberbleiche Schein des Mondes vom westlichen Himmel spiegelt sich in dein stillen Meer. Das Fahrwasser wird enger, und die hohen, steilen Ufer erheben sich zu beiden Seiten fast unnatürlich groß in dieser eigen-thümlich gemischten Beleuchtung des Mondes und des in der Ferne dämmernden Tages. Ich wage nicht, mich zu rühren, aus Furcht, sie zu stören. Ich bin jetzt sicher, daß sie mich liebt. Und ich verstehe nicht, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß sie, wenn sie mich wirklich liebte, unmöglich so ruhig an meiner Seite schlummern könnte.
Erst als der Dampfer pfeift, ehe er an unserem heimischen Strand anlegt, erwacht sie, rückt von mir fort und zieht das Tuch fester um ihre Schultern; sie zittert in der Morgenkühle. Sie ist schlechter Laune, springt, ohne meine Hilfe anzunehmen, auf die Landuugsbrücke hinab und geht in's Haus hinein, ohne auf mich zu warten.
Die Mutter empfängt uns mit warmem Kaffee. Ich hoffe, daß wir noch eine Weile zusammenbleiben und über das Fest reden werden, ich er-warte, daß sie berichten soll, wie fröhlich wir gewesen, wie uns Niemand kannte, und wie wir sie Alle kritisirten. Aber sie scheint es vergessen zu haben.
„Nun, habt Ihr einen angenehmen Tag verlebt?" fragt die Mutter.
„Ach ja!" antwortet sie.
Und gähnend, ohne mir auch nur einen einzigen Blick zu gönnen, geht sie auf ihr Zinnner, verschlafen „Gute Nacht" murmelnd.
Es währt lange, bis ich in meinem Bett auf der Bodenkammer, die gerade über ihrem Zimmer liegt. Schlaf finde. Die Sonne ist bereits aufgegangen und scheint durch das geöffnete Fenster. Von der See her

ertönt Ruderschlag, und auf der Wiese wird eine Sense gewetzt. Unten
im Hofe vernehme ich Schritte, und die Küchenthür knarrt. Auf der
Sonnenseite des Daches fangen die Sperlinge an zu zwitschern.
Es wird Nichts daraus. Sie liebt mich nicht. Ich bin ihr Nichts.
Ihre Freundlichkeit gestern war ganz zufällig. Ich bin kindisch, daß ich
soviel Gewicht auf dergleichen lege. Und ich beschließe, schon am folgenden
Tage abzureisen.
Als ich aber am folgenden Tage meinen Koffer packen will, ist sie
wieder freundlich. Sie kommt in mein Zimmer hinauf und hilft mir.
Die Hoffnung erwacht von Neuem. Ich sage ihr, daß ich sie liebe. Sie
läuft davon, fort aus meinen Augen.
Sie liebt mich nicht. Sie hat mich wie einen guten Freund, einen
älteren Bruder, fast wie einen Onkel betrachtet.
Wie meine Gegenwart ihr peinlich gewesen sein muß! Denn ich war
unvernünftig genug, nicht zu reisen. Ich bleibe und fahre dann mit dem-
selben Zug wie sie und setze mich immer in dasselbe Coups wie sie. Ich
versuche sogar, mich ihr gerade gegenüber zu setzen. Und ich kann es nicht
lassen, sie unablässig anzusehen. Sie weiß nicht, wohin sie den Blick
wenden soll. Sie versucht zu lesen, zum Fenster hinauszusehen. Schließlich
steigt sie auf den Stationen aus und steht auf dem Bahnsteig, bis die
Ätutter sie wieder hereinruft.
Wie widerwärtig ich ihr gewesen sein muß! Vielleicht ekelt sie sich
geradezu vor mir altem Thoren?
— Wieviel ist die Uhr?
„Es wird geschlossen!" ertönt die Stimme des Kellners dicht bei
meinem Ohr. Ich erwache aus «leinen Erinnerungen. Ich habe meinen
Grog ausgetrunken, ohne es zu wissen. Ich habe die eine Gasflamme
nach der andern auslöschen sehen. Ich entsinne mich dunkel, daß die Gäste
aus dem Nebenzimmer durch den Saal gegangen sind. Der kleine kahl-
köpfige Herr saß noch vor Kurzem in einiger Entfernung von mir mit
seiner halben Flasche Wein. Der Eine der Senatskanzlisten zog seine
Weste herunter, als er ging, und glättete seinen Kragen.
Der Kellner steht mit der Serviette überin Arn: hinter mir und
fängt an, die Gläser wegzuräumen. Ich bin jetzt ganz allein in dein
großen Saal. Eine einsame Gasflamme brennt über meinem Kopf und
spiegelt sich in dein Spiegel an der entgegengesetzten Wand, wo schon Alles
dunkel ist die Tischtücher sind fortgenommen, und von dein Seratisch ist
nur noch ein kahles unangestricbenes Brett zurückgeblieben.
Ich stehe auf und gehe in den Vorfallt hinaus, wo ebenfalls nur
noch eine einzige Gasflamme brennt, die darauf wartet, daß ich gehen soll.
Man hilft mir den Ueberrock an. Ich nehme meinen Hut und fahre mir

vor dein Spiegel niit der Bürste über's Haar. Selbst hier in der halben Beleuchtung sehe ich, daß es sich bedenklich lichtet. Bald werde ich kahlköpfig sein. Meine Züge sind bleich und leblos und schlaff, und meine Stirn ist tief gefurcht.

Ja, was sollte sie sich wohl aus mir machen? Ich fühle, daß ich am glücklichsten sein würde, wenn sie niit Mitleid und mit Bedauern an mich dächte.

Die ganze, große Nestauration liegt da wie ein öder Berg. Aus seinen zahlreichen Höhlen wird auch nicht ein Laut hörbar. An der Corridorwand ist eine schwarze Hand gemalt, und darunter steht mit fetten Buchstaben: Speisesaal.

So reise ich denn also, so reise ich denn also in's Ausland, nach Paris: Freilich hatte ich mir dies ein wenig anders vorgestellt, aber in Wirklichkeit ist das Leben wohl immer so, denke ich, indem ich die Straße hinabgehe. An einer Ecke sehe ich die erleuchtete Uhr des Nicolaikirchthurms, die auf zwei zeigt.

Ich beschließe, diese Nacht gar nicht mehr zu Bett zu gehen. Ob ich in der Stadt umherstreifen oder auf den Observationsberg steigen soll? Als ich aber mechanisch den Weg über den Marktplatz einschlage, ist es mir zu unbequem, die Richtung zu verändern, so wandere ich denn an dein Obelisk vorüber, an den Strand hinab, vorbei an dem kaiserlichen Palast, wo ein schwarzer, unförmlicher Schiffsrumpf liegt und lange Straßen sich von: Himmel abheben. An der anderen Seite des Hafens spiegelt sich eine Reihe Gaslaternen in dem stillen Waffer. Zwischen der Brücke und der Seite des Fahrzeugs steigt der Rauch auf. Ich stolpere an der Schiffsmache vorbei und begebe mich in die Kajüte hinab, wo ich mir im Hintersalon eine Koje reservirt habe.

— Ach, Gott, wie schwer doch das Leben ist!

III.

Am folgenden Morgen befinde ich mich auf dem Asphalttrottoir hinter der Kapelle, die südliche Esplanadenstrahe hinabwandernd. Ich habe mich beim Kapitän erkundigt, wann der Dampfer abgeht, und er hat mir, nachdem er zuvor einige Befehle ertheilt, über die Achsel zugerufen: „Ungefähr um neun Uhr."

Jetzt ist es halb acht. Ich gehe am Nunebergdenkmal vorüber und biege in die Boulevardstraße ein, — es ist derselbe Weg. den ich gestern Abend zurücklegte. In der Druckerei des Hauptstadtblattes sind die Maschinen in voller Dhätigkeit, und die Papierlappen fliegen umher. Eine Reihe Schulmädchen geht an mir vorüber und biegt um die Ecke, wo der Weg nach der finnischen höheren Töchterschule führt.

Ich frage mich selber, was in aller Welt ich eigentlich hier thue.

Und ich muß bekennen, daß ich noch einmal unter ihrem Fenster vorüber-.

gehen will. Ich sage mir selber, daß ich verruckt bin. Aber zu gleicher
Zeit sagt eine andere Stimme:
„Sei ruhig, mehr als ruhig, wenn Du auch verrückt bist."
Die Läden sind schon geöffnet. Vor mir her fährt ein Lastwagen.
Jedes Mal, wenn die großen, schweren Räder von einem Pflasterstein auf
den andern rollen, geht es mir wie ein schmerzhafter Ruck durch die
Nerven. Ich habe schlecht geschlafen, ich bin sehr müde und schleppe die
Füße nur mühsam weiter. Die heiße Sonne scheint mir so brennend in
mein Antlitz.
Ich biege in die Friedrichstraße ein, und dort erblicke ich ihr Fenster.
Das weiße Rouleau ist noch herabgelassen, und die Blumen, die dahinter
stehen, zeichnen sich deutlich darauf ab. Sie schläft noch, also kommen sie
nicht an den Dampfer.
Wenn sie die Absicht gehabt hätten, zu kommen, so würden sie gestern
wohl davon gesagt haben. Und jetzt wird es mir plötzlich klar, weshalb
die Stimmung gestern Abend so gedrückt war. Die Mutter war ernsthafter
als gewöhnlich, und der Bruder war so zerstreut. Anna hatte es natürlich
nicht lassen können, darüber zu sprechen, daß sie einen Antrag gehabt habe.
Gerade als ich mich ihrem Fenster gegenüber auf der anderen Seite
der Straße befinde, wird die Balconthür geöffnet. Ich erschrecke und
fahre zusammen, als werde ich auf böser That ertappt. Und ich eile
weiter, ohne mich umzusehen. Soviel habe ich jedoch bemerkt, daß es eine
Frauengestalt war, die heraustrat. Erst an der nächsten Straßenecke
wage ich es, den Kopf umzuwenden. Ich sehe, daß es das Mädchen ist,
welches Decken klopft.
Zum ersten Mal kommt mir meine Stellung lächerlich vor. Ich bin
unbeschreiblich komisch. Ich alter Kerl, daß ich mich geberde wie ein
Schuljunge! Und ich wiederhole mehrmals, indem ich eine Bewegung mit
der Hand mache: „Nein, das ist ja eine reine Thorheit, das ist ja eine
reine Thorheit!"
Und über den Kasernenplatz, wo eine Compagnie Gardisten erercirt
und ein junger Lieutenant sich brüstet, — ein „einfältiger Narr" scheint
er mir — eile ich raschen Schrittes nach dem Dampfer hinab.
Während ich vom Verdeck aus die Vorbereitungen zur Reise, den
Hafen und die dort herrschende Bewegung betrachte, überkommt mich plötz-
lich ein Gefühl, als habe ich das Ganze abgestreift und überwunden. Die
Landschaft ist gleichsam reingewaschen nach dem Regen, und mein Inneres
hat sich aufgeklärt.
Das Schiff wartet schon ungeduldig auf den Augenblick der Abreise.
Es verschlingt wie ein Thier die letzten Bissen seiner Ladung. Die
Hafenfuhrleute schleppen, mechanisch Hoiho rufend, verspätete Waarencollis
auf das Deck, von wo der knarrende Luftkrahn sie in die dunkle Tiefe
des Lastraumes versenkt. Der schwarze Kohlenrauck wälzt sich gleich einer

dicken Wolke aus dein breiten Schornstein, sich von Zeit zu Zeit vor die Sonne schiebend und einen eigenthümlichen, gelben Schatten über den Quai und die Menschen auf demselben werfend.

Der Hafen liegt fast spiegelglatt da, aber in der Ferne, über den Vlekholmssund hinweg, sieht man im Sonnenschein kleine Wellen auf dein unbegrenzten Meere glitzern. Zuweilen trägt ein Windhauch die feuchte Salzluft zu uns herüber. Es ist warm. Der Sonnenschein strömt vom Himmel herab, und das Auge wird geblendet von den weißen Wänden der Häuser und dem hochemporragenden Nikolaikirchthurm, der dieIumherliegen-den Gebäude gleichsam krönt.

Auf deni Marktplatz wimmelt es von Käufern und Verkänfern. Hinter ihnen, uon hier aus gesehen scheinbar über ihren Köpfen, rasselt ein rother Omnibus, dessen Glocke von Zeit zu Zeit klingelt. Im Hintergrnnde wird das dichte Grün der Kapellenesplanade und das kolossale Grönquist'sche Haus sichtbar, auf dessen Dach eine Flagge lustig weht. An dem Markt-platz entlang läuft, seine ganze Harmonie störend, eine Reihe neuer, weißer Pfähle, an deren Spitze ein dicker Draht befestigt ist, der von den, So-cietätsgebäude nach der Verkaufshalle läuft.

Ich will dies lichte Bild als Erinnerung an mein Vaterland mit-nehmen. Ich zwinge es, sich in mein Gemüth einzuähen, indem ich die am meisten in die Augen fallenden Züge unzählige Male betrachte. Ich will keine anderen Erinnerungen festhalten, als diese eine. Alles Uebrige muß dahinter verschwinden, soll von diesen lebhaften Farben überdeckt werden.

Der Dampfer stößt langsam vom Quai ab. Schwerfällig wendet der Koloß mit Zuhilfenahme von Seil und Segel seinen Curs dem Meere ?u.

Die Blicke des Zurückbleibenden und der Abreisenden begegnen sich, finden und suchen einander, verirren und vereinigen sich wieder. Je mehr das Schiff sich entfernt, desto mehr verfchwinden die Umrisse, sie gleiten an einander vorüber und finden keinen Vereinigungspunkt mehr. Die Taschen-tücher fangen an zu wehen, sie flammen auf wie Feuer, die zu einem letzten Lebewohl entzündet werden.

Die feinen Züge, das reine Prosit und die ringelnde Locke am Ohr stehen plötzlich vor niir. Ich will sie in dieser Schaar am Strande suchen, obwohl ich nur zu gut weiß, daß ich sie dort nicht finden werde. Aber ich ziehe die Landschaft vor das lockende Bild, ich will nichts Anderes sehen als den Hafen, das Haus und den klaren Himmel.

Ich sehe das Alles, und ich sehe die Segelboote und die Dachten, die spielende Furchen in den Wasserspiegel zeichnen. Wüthend pfeifen die kleinen Dampfer im Hafen und umschwärmen den Vordersteven unseres Schifies wie die Fliegen das Maul des unbehilflichen Ochsen.

Und der Ochse bläht seine Nasenlöcher, beschleunigt seine Fahrt und steuert durch den Langörnsund. Die einzelnen Fenster in den Häusern

am Strande verschwinden und schmelzen zu drei langen übereinanderliegenden Streifen zusammen. Der Lärm der Stadt ist nicht mehr vernehmbar, und das schwermüthige, kräftige Geräusch der Maschine dringt zum ersten Mal an mein Ohr. In voller Fahrt gleiten wir an Svenborgs Wällen vorüber, von denen uns hohle, schwarze Kanonenluken anstarren.
Wir sind draußen auf dem weiten Meere. Ich gehe in dem sanften Wind auf dein Deck auf und nieder. Helsingfors verschwindet mehr und mehr. Die Heimat versinkt in's Meer. Finnlands Strand ist ein schmaler Streif, und dann nur noch eine rothbraune Wolke. Jetzt sehe ich Nichts mehr als den blauen Himmel und das noch blauere Meer. Hie und da, weit hinten auf den Wellen erglänzt ein weißes Scheerensegel, und ich beachte jedes einzelne und suche zu ergründen, ob es auf Helsingfors zu- segelt. Vor dem Vordersteven spiegelt sich die Sonne im Meer. Die Wellen zerstückeln, zersplittern den Schein, und dann entsteht dort eine breite Straße aus blendendem Licht.
Ich suche fortwährend etwas Neues in meiner Umgebung, was meinen Blick fesseln kann. Ich halte die Bilder fest, die mein Auge trifft, und ich ziehe sie wie einen Flor vor die Vergangenheit. Jede neue Aussicht ist gleichsam ein feiner Schleier. Und in dem Schmerz selber ist auch während dieses ersten Tages mein bisheriges Leben mit seinen Erinnerungen verschwunden, wie ferne, formlose Schatten, kaum sichtbar durch den Nebel und den Sonnenglanz. Ich kenne sie nicht wieder, es sind nicht meine eigenen Erinnerungen, sie gehören mir nicht. Es sind irgendwelche alte, unklare Bilder.
Ich selber gehe wie in einer Betäubung umher, als träume ich, als wäre ich mir dessen bewußt, ohne aber erwachen zu wollen. Das Meer senkt eine müde, angenehme Ruhe auf mich herab und wiegt mich in schlaffe Gleichgültigkeit ein. Auch nicht ein neuer Gedanke entsteht in mir, und jedes Gefühl schläft in deniselben Augenblicke ein, in dem es erwacht. Ich entbehre Nichts, hoffe Nichts.
Ich treffe mich bald in dieser, bald in jener Situation an. Auf dem Deck in einein bequemen Nuhestuhl ausgestreckt, eine einschläfernde, sinnen- umnebelnde Cigarre rauchend. Das Auge sättigt sich an dem weiten Meer, dein wolkenlosen Himmel und den kleinen plätschernden Wogen, die gegen den Bug des Schiffes schlagen, und von denen sich einige, wenn auch nur aus Versehen, in Schaum kleiden, gleichsam schlafbefangen und ohne die Kraft zu besitzen, das lange, schwere Schiff in die Höhe zu heben. Eine Menge Fahrzeuge sind am Horizont sichtbar. Diejenigen, welche sich im Schatten befinden, heben sich wie große schwarze Schmetterlinge gegen eine weiße Gardine ab. Auf der anderen Seite blitzen die Segel im vollen Licht, man kann ihre Rundung und hin und wieder auch die Raaen erkennen. Von dort gleitet der Blick zu unserem eigenen Fahrzeug zurück, klettert an den Strickleitern zu den Masten hinauf, betrachtet die

Taue und Segel, bis der Schornstein einen wolligen Rauch entsendet, der
gleich einem schwarzen Schweif hinter dem Dampfer herzieht und sich leicht
auf den Wasserspiegel legt.
Ich treffe mich auf dem Deck auf« und niederwandernd an, oder in
das Kielwasser hinabstarrend, das immer unverändert ist mit denselben
Blasen, demselben Schaum und denselben Wellen.
Zuweilen hebt sich ein Streifen Landes aus dem Meere nnpor, mehr
und mehr anwachsend, bis wir in unserer nächsten Nähe ein hohes Fest-
land erblicken. Da sind Kirchen, Städte und Berge, deren Gipfel grünende
Wälder bedecken. Auch dort giebt es Menschen, die leben und sireben.
Ich denke, wie es dort wohl sein mag. — Ein Fischer legt mit seinem
Segelboot an der Seite unseres Fahrzeuges an. Wenn ich jetzt in sein
Boot spränge, an's Land ruderte und dort bliebe, mitten im Meere auf
einer Oase in der Wüste, ohne die geringste Spur zu hinterlassen? Wenn
ich mir dort für den Rest meines Lebens eine neue Umgebung schüfe?
Es scheint mir, als müßte sich das leicht ausführen lassen. Ich will es
dort versuchen, wohin ich reise. Je weiter fort, desto besser.
Aber wir lassen das Land weit hinter uns, es verschwindet und wird
vergessen. Ich erblicke wiederum Nichts als das Schiff und die Segel am
Horizont, die stets dieselben zu sein scheinen.
Die Sonne neigt sich zum Untergang. Gleich einer rothen Kugel
versinkt sie hinter dem Wasserrand. Sie berührt das Meer und taucht
in die Fluthen hinab, wie Jemand, der Anstalten zum Schwimmen macht
und erst die Zehenspitze in's Wasser steckt, dann bis an die Taille hinein-
geht und schließlich kopfüber in die Tiefe hinabtaucht und verschwindet.
Es dunkelt. Der Gesichtskreis wird begrenzter, und der Horizont
rückt uns näher. Die Bläue des Himmels und des Meeres wird grün,
und die Nebel steigen auf. Aber durch die Dämmerung schimmern ferne
Licbler. Sie zeigen uns den Weg, sie entstrahlen den Leuchtthürmen, die
theils ununterbrochen scheinen, theils in regelmäßigen Zwischenräumen
kommen und gehen. Und dazwischen hindurch sucht üch das Fahrzeug
seinen Weg, den Curs von einem Leuchtthurm nach dem andern richtend.
Unter dem Deck dröhnt die Maschine, sie scheint sich ihrer Stellung, ihrer
Bedeutung wohl bewußt zu sein. Als alle zur 3iuhe gegangen sind und
nur ich allein noch auf den« Deck wache, ist es mir, als ob das ganze
Sch'ff Leben annähme, als ob das Murmeln des Wassers am Kiel seine
eigene, geheimnißvolle Sprache sei, deren Bedeutung es allein so recht versteht,
während ich den Sinn nur ahnen kann.
Aber allmählich gewöhnen sich meine Sinne an die Umgebung, der
Einfluß des Meeres verliert seine Kraft, und der versperrte Strom früherer
Gedanken und früherer Gefühle erschließt sich auf's Neue.
Als ich am Morgen des dritten Tages auf das Deck hinaufkomme,
halb geblendet vom Sonnenlicht, sehe ich den Kapitän einen Dampfer

beobachten, der rechts von uns qualmt und uns zu überholen droht. Dem
Steuermann das Fernrohr reichend, sagt er: „Es ist die ‚Cavello/."
Es ist die „Capella", die im Hafen hinter uns zurückblieb und die
Heimat einige Stunden später verlassen sollte. Man meint, daß sie Trave«
münde kurz vor uns erreichen wird.
Mich über die Brüstung lehnend und mit den Augen das schöne
Fahrzeug betrachtend, überkommt mich plötzlich eine Traumphantasie:
Sie befindet sich auf der Reise, sie, Anna, dort auf der „Capella":
Sie ist am Abend abgereist, nachdem ich am Morgen die Heimat verlassen
habe. Sie liebt mich dennoch, wie auch ich sie liebe. Als sie mich nieder-
geschlagen und unglücklich fortgehen sah, wachte sie die ganze Nacht, und
der Gedanke an mich wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie gedachte unserer
Sommerfahrten, und sie hatte Mitleid mit mir und fühlte, daß sie mich
liebte. An: Morgen eilte sie an den Hafen hinab, aber der Dampfer war
bereits abgefahren. Sie fand keine Ruhe, ehe sie auf dein Deck der
Capella stand, — auch sie war auf der Reise in's Ausland begriffen.
Sie gab Mutter und Bruder auf und folgte nur. Jetzt fährt sie dort,
eine Strecke von mir entfernt und kommt vor mir an, und die Erste, die
mir auf den» Quai in Lübeck entgegentritt, das ist sie. Wir setzen unsere
Reise gemeinsam fort, sie ist meine Frau, und wir trennen uns nie mehr.
All' das Andere ist nur ein böser Traum gewesen.
Und als ich erst einmal den Anfang gemacht habe, kann Nichts meine
Phantasie mehr im Zaum halten. Ich hole sie zu mir auf das Schiff,
auf dies Deck, hierher, an meine Seite! An: Tage sitzen wir hier auf
dem Hinterdeck im Schatten des Segels. Ich sehe sie so unheimlich deutlich
vor mir — die kleinsten Züge, die feinsten Veränderungen in ihren: Ausdruck,
ihren Augen — daß mir plötzlich ganz bange vor mir selber wird und
ich das Bild mit Gewalt verjagen, mich abwenden und sie mit einer be-
stimmten, abweisenden Geberde abschütteln muß. Aber sie ist gleich wieder
da. Am Abend, als die Leuchtfeuer angezündet werden und die Laternen
auf den Schiffen, die in der Finsternis; umherirren, wie rothe oder grüne
Sterne schimmern, ziehen wir nns in einen der vielen Schlupfwinkel des
Schiffes zurück, an den Fuß des Mastes oder an die äußerste Spitze des
Vorderdeckes, wir sprechen leise mit einander, sind in denselben warmen
Shawl gehüllt, ich halte ihre Hand unter meinein Arm, sie drückt ihn
zuweilen sanft, und ich antworte ans dieselbe Weise.
Ich lebe mich in dem Grade in meine Phantasiewelt ein, daß das
Flimmern der Sterne mich melancholisch macht und der Anblick der dem
Schornstein entsprühenden Funken mich bewegt, melancholische Volkslieder
vor mich Hinzusummen.
Ich weiß sehr wohl, daß dies Alles ganz wahnsinnig ist, aber ich
habe den Muth nicht, diese Stimmung zu verscheuchen. Ich habe nicht
den Muth, mich selber auszulachen.

Voller Mitleid denke ich, daß mir ja nichts Anderes übrig geblieben ist. Ich bin ungefähr in derselben Lage wie Jemand, der trinkt, um seinen Kummer zu betäuben, und der doch jedes Mal, wenn er trinkt, das Bewußtsein hat, daß er es thut, weil er nicht wieder zur Wirklichkeit erwachen will. Er schreit, lärmt und tobt, bemüht, seinen Kummer zu vergessen, aber sobald er das Glas zum Munde führt, erinnert er sich, wenn auch nur dunkel, des Grundes, weshalb er trinkt. Wenn er des Morgens erwacht, quält ihn die Orgie des vergangenen Tages, aber auch die Veranlassung dazu. Denn der Kummer ist nicht verschwunden, er ist im Gegentheil noch schwerer und hoffnungsloser als bisher.

Auch ich erwache am Morgen gleichsam in einem geistigen Katzenjammer.

Während der letzten Nacht meiner Reise träume ich von ihr — gleichsam als Fortsetzung der Phantasien des Tages. Ich durchlebe nochmals die schönsten Stunden dort auf dem Lande, in denen ich mit ihr fischte und mit ihr segelte. Mein Schlaf ist leicht und unruhig und wird oft unterbrochen, aber ich bohre den Kopf in die Kissen, und es gelingt mir stets, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen. Aber schließlich wird der Lärm da draußen und das Geräusch auf dem Schiffe zu arg. Ich höre die Signalpfeife ertönen, sie läßt mich nicht schlafen, ihr aufscheuchender, angsteinflößender schriller Laut tönt mir in den Ohren, erst aus der Ferne, jetzt gerade über meinem Kopf.

Ich sehe, daß wir mitten in einem undurchdringlichen Nebel vor Anker liegen. Wir befinden uns in einem schmalen Fluß, sagt man, aber trotzdem ist es unmöglich, die Ufer zu sehen. Einige Klafter von uns entfernt scheinen die Umrisse eines anderen großen Fahrzeuges durch die Nebel Ich entziffere den Namen „Capella", aber das macht nicht mehr denselben Eindruck auf mich, wie gestern. Ich zittere vor innerer und äußerer Kälte. Meine Sinne sind leer, von allen Phantasien des gestrigen Tages und allen Träumen der Nacht ist Nichts zurückgeblieben, als die rauhe Morgenwirklichkeit. Der ganze poetische Duft, auch der falsche Duft von gestern ist verschwunden. Klagend tönt die Signalpfeife, und in der Ferne im Nebel antworten die andern Schiffe, unheimlich, gefahrahnend, gleich Vögeln, die einander vor einem Naubthier warnen, das ihnen irgendwo auflauert. Das vermehrt meine Verzweiflung und nimmt mir Alles, was mir noch an Muth und Widerstandskraft geblieben.

Ich weiß, daß hinter der Nebelwand dahinten, nur wenige Klafter von uns entfernt, die Fremde sich ausdehnt, weit, groß, unbekannt, gefühllos. Ich befinde mich bereits in ihrem Schlund. Ich muß ein neues Leben beginnen, muß mich in neue Verhältnisse umpflanzen, obwohl die Wurzeln noch in der alten Erde haften: Ich wollte, daß das Schiff gleich wieder in die Heimat zurückkehrte!

Diese Schwäche peinigt mich; ich wollte, ich könnte sie überwinden.
Aber während der Eisenbahnfahrt wird sie nur immer größer. Dieselbe trostlose Wirklichkeit überall. Ich gleiche einem Span, der vom Winde hin und Hergetrieben wird. Unendlich klein und unbedeutend. Daheim war ich doch Etwas: wenigstens doch ein Rad in der Maschinerie. Hier komme ich mir vor wie ein Ueberzähliger, der jeder Zeit, ohne vermißt zu werden, am Wegesrande zurückbleiben kann.
Allmählich erschlaffe ich und versinke in eine völlige Gleichgültigkeit, willenlos folgt mein Körper den stoßenden Bewegungen des Zuges. Die Landschaft, Städte und Dürfer fliegen an mir vorüber, erregen aber nicht die geringste Neugier in mir. Sie sind gar nicht da für mich. Ich denke weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Ich lasse mich wie ein Untersuchungsgefangener von einem Gerichtsort zum anderen führen. Und ich erwache während der ganzen Reise nur ein paar Mal zu anderen Gefühlen. Das erste Mal in Köln, wo ich mit den anderen Reisenden den Dom besichtige.
Aus dem Eisenbahnlärm, dem ohrenzerreißenden Pfeifen der Locomotive, aus dem Staub des Waggons und dem Sonnenschein, der die müden Augen blendet, sehe ich mich plötzlich in die dämmrige Wölbung versetzt, wo das Licht gedämpft und matt ist, wo die Menschen fromm und vorsichtig auf den Zehen umherschleichen, und wo von irgend einem unsichtbaren Orte her, ich weih nicht, ob von» Dache oder von den Wänden, eine stille, schwermüthige Musik herabtönt. Zwischen den Pfeilern hindurch erblickt man tiefe Perspectiven, und an deren Ende stehen Altäre mit kleinen, brennenden Lichtern, die einen milden, warmen Schein verbreiten. In einer Seitencapelle liegt eine schwarzgekleidete, verschleierte, bleiche Frau auf den Knien und schluchzt. Ich gehe auf den Zehenspitzen an ihr vorüber, und sowohl ich als auch die anderen Touristen fühlen, daß wir hier etwas Feines, Heiliges stören. Ich, der ich bisher stets behauptet habe, daß die religiösen Gefühle Nichts sind als ein ekstatischer Zustand bei schwachen Naturen, ich schmelze wie Wachs. Ich habe Lust, mich auf die Knie zu werfen und zu beten, und ich wünsche, daß ich glauben, daß ich mich daran halten könnte. Mag der Zug abfahren, mag die Welt ihren Gang gehen, sich weiter abmühen! Ich bleibe hier in dieser stillen Wölbung.
Und wie gut verstehe ich jetzt nicht diese Eremiten und Mönche und Nonnen, die, lebensmüde und in ihren Hoffnungen getäuscht, sich in ein Kloster einschlössen und Vergessen in der Einsamkeit der Wüste suchten. Das ist etwas Anderes, als Vergessen in der Arbeit suchen und sich in deni Strudel der Welt betäuben.
Aber die Menschen kommen und gehen, und jedesmal, wenn die Thür geöffnet wird, dringt das Geräusch der Außenwelt, das Gerassel der Wagen, das Wichen der Pferde von der nahegelegenen Eisenbahnstation bis zu mir herein. Vor mir geht ein Mann, in dem ich einen meiner Mitpassagiere

erkenne; er sieht nach semer Uhr, und ich eile mit ihm hinaus, besoi'gt, zu spät zu kommen.

Gleich einen: milden Thier, das aus seinem Käsig ausgebrochen ist, braust der Zug aus Köln heraus. Als der Abend dämmert, nähern wir uns dem Ziel unserer Reise, und ich erwache abermals aus dem Zustand der Betäubung, an den ich mich allmählich gewöhnt habe.

Der Zug hat sich verspätet und will die versäumte Zeit wieder ein-holen. Er braust mit einer so unheimlichen Fahrt dahin, daß unser Wagen förmlich in die Höhe hüpft. Ich will aufstehen, taumle aber auf meinen Platz zurück. Ein Zug, der uns auf dem anderen Geleise entgegenbraust, reißt mich,, so scheint es mir wenigstens, in zwei Dheile. Ich stehe im Be-griff, zu zerbröckeln, in kleine Stücke zu zerfallen. Ist das nur körperliche Müdigkeit, Mangel an Schlaf und Ruhe? Ich suche es dahin zu erklären und überwinde mich selber. Weshalb kann ich nicht sein wie die Andern, die ihre Sachen ruhig zusammenpacken und nichts Besonderes zu empfinden scheinen? Bin ich aus loserem Stoff gemacht oder ist die Arbeit selbst ge-ringer? Was habe ich für Roth? Warum in aller Welt bin ich nur so unruhig? — Aber ich bemühe mich vergebens, meine Sinne zu beruhigen.

Ja, nun ist es wieder da. Abermals überkommt sie mich, diese grenzen-lose, herzzerreißende Sehnsucht nach Liebe, dieser Mangel an Zärtlichkeit, der ein schmerzhaftes Empfinden in jedem Nerv erregt. Und ich habe keine Hoffnung, daß es jemals kommen wird — ich bin ganz allein. Und des-halb habe ich jetzt ein Gefühl, als stürzte ich meinem Untergang entgegen.

Die Fahrt wird immer wilder, ganze Strecken entlang pfeift die Loco-motiue, sich nur einen kurzen Augenblick unterbrechend. Aus einein Tunnel heraus und in einen anderen hinein. Brücken, Curuen, kleine Stationen, an denen wir nicht Halt machen. Es scheint, als sei es nickt mehr mög-lich, den Zug zum Stehen zu bringen, als läge vor uns ein Magnetberg, der das eiserne Fahrzeug an sich söge, das keinen: Steuer mehr gehorcht. Je näher man kommt, desto gieriger zieht er uns an. Schließlich erfaßt diese heimliche Kraft das Fahrzeug ganz und gar, alle Nägel fallen heraus, der Rumpf löst sich aus seinen Fugen, und das Schiff zerschellt an der felsigen Seite des schwarzen Wunders.

Plötzlich befinden wir uns unter einer Glaswölbung, die Fahrt läßt nack,, und ruhig gleitet der Zug in den Bahnsteig ein. Ich finde mich als Glied in der langen Kette der Menschen wieder, deren eines Ende sich noch auf dein Bahnsteig befindet, während Paris das andere schon in seinem Nachen verschlungen hat.

(Schills folg!.)

Das schöne Hchriftthum und der ötaat.

von

Vagoüert von Gerhardt-Ampntllr.

— Potsdam, —

^.ich wird in deutschen Schriftstellerkreisen vielfach die Schiller'sche Klasse laut, daß der deutschen Kunst <mit welcher Bezeichnung in: vorliegenden Falle ausschließlich die Dichtkunst gemeint ist) kein Augustisches Alter blühen und keines Medicäers Oüte lächeln will, ja, man weist mit einer unverkennbaren Erbitterung darauf hin, daß dein schönen Schriftthum in nnserem Staate nicht einmal eine amtliche Pflege-stätte bereitet sei, daß es von den Behörden gänzlich übersehen und nur noch von einem Publicum gepflegt werde, das der Dichtkunst wohl leidlich guten Willen, aber meist herzlich wenig Verständnis; entgegenbringe. Die bildenden Künste, so sagen die Unzufriedenen, befinden sich in einer weit glücklicheren Lage: sie werden in unserem Paterlande viel liebevoller be-handelt, als die Dichtkunst, die mehr das Aschenbrödel unter den Künsten ist und unbeachtet in der Ecke stehen muß, während der Staat sich der bildenden Künste auf's Wärmste annimmt und ihnen wirksame Förderung zu Theil werden läßt.

Ist diese Klage berechtigt? und wie könnte ihr, wenn sie berechtigt ist, abgeholfen werden?

Das vom Cultus-Ministerium abhängige Staatsinstitut, das ausschließ-lich der Pflege der Künste und Wissenschaften zu dienen hat, ist die könig-liche Akademie der Wissenschaften und Künste. Sie besteht gewissermaßen aus zwei Akademien: In der Akademie der Wissenschaften ssiebt es eine physikalisch-mathematische und eine philosophisch-historische Klasse, in der Akademie der Künste eine Sectio« für die bildenden Künste und eine für

die Musik. Eine Section für die Dichtkunst und das schöne Schriftthum
ist völlig vergessen oder absichtlich nicht eingerichtet worden. Für
den Gelehrten, für den Maler, Bildhauer oder Musiker ist also ein staat-
liches Forum vorhanden, dessen Aufmerksamkeit er durch sein Schaffen er-
regen kann; die beiden Akademien sind in der Lage, durch berufene
zuständige Mitglieder ein Urtheil über irgend ein Kunst- oder wissenschaft-
liches Werk zu fällen, das Interesse des Staates für ein solches Wert
anzurufen, sie ernennen Ehrenmitglieder und übernehmen durch solche Er-
nennung dem Publicum gegenüber eine gewisse Bürgschaft für die Würdig-
keit des Geehrten, sie sind ein Areopag, der seinen Mitgliedern in den
Augen der Welt Glanz verleiht und auch die Kurzsichtigen auf die Be-
deutung der in die Akademie berufenen Gelehrten und Künstler eindringlich
hinweist. Die Akademie der Künste vertheilt Prämien und Stipendien an
jüngere Künster, denen durch solche Zuweisungen eine Aufbesserung ihrer
materiellen Lage und die Mittel zu Studienreisen und zur ferneren Aus-
bildung gewährt werden. Sie verfügt zu diesem Zwecke über den großen
akademischen Staatspreis, über die Michael-Beer'schen Stiftungen, über die
von Nohr'sche, Meverbeer'sche und Adolf Ginsberg-Stiftnnci. Es giebt eine
Akademische Hochschule für die bildenden Künste und eine solche für die
Musik-, es giebt akademische Meister-Ateliers, akademische Meisterschulen für
musikalische Comvosition, ein akademisches Institut für Kirchenmusik. In
periodischen Ausstellungen, denen die Unterstützung durch staatliche Geldmittel,
die Förderung durch staatliche Behörde» zu Theil wird, kann der bildende
Künstler seine Werke dem breitesten Publicum zur Schau stellen, welche Mög-
lichkeit ihm den Absah der Werke und die Erlangung eines berühmten Namens
erleichtert. Der Staat selbst verwendet nicht unbeträchtliche Mittel zum perio-
dischen Ankaufe von ausgestellten Gemälden und Bildwerken, deren Schöpfer
gelegentlich noch durch Medaillen und Professoren-Titel geehrt werden; auch
ruft er zu Zeiten durch Concurrenz-Ausschreiben die Künstler zum Mitbewerb
um die Erlangung irgend welcher öffentlichen künstlerischen Aufträge auf,
deren glückliche Erledigung den, Sieger wiederum hohe Ehren und mate-
riellen Gewinn einzubringen pflegt. Von allen solchen Förderungen wird
dem schönen Schriftthum Nichts zu Theil. Da es staatlich in dieser Hinsicht
gar nicht berücksichtigt wird, bildet sich leicht eine gewisse Nichtachtung des-
selben, sogar in den Kreisen der Gelehrtenwelt, aus; so wie ein Mensch,
der gar keine Beziehungen zur auserlesenen Gesellschaft hat, leicht für nicht
„salonfähig" gehalten wird, so gilt bei manchem Vertreter der Wissenschaft
das schöne Schriftthum für nicht „akademiefähig"; der einseitig geschulte
Kopf hält es wohl gar für etwas Ueberftussiges, nicht ernsthaft zu Nehmen-
des. Es ist eine traurige Thatsache, daß in keinem Culturlande die zeit-
genössische Dichtung von den Vertretern der Wissenschaft und von den
Litteraturlehrern der Jugend so gering geschätzt und grundsätzlich übersehen
wird, wie im heutigen Deutschland. Für einen jungen Dichter, der etwa

ein Nibelungenlied oder einen Faust dichtete, besteht keine staatliche Instanz, die sich Pflicht- und berufsmäßig seiner Dichtung anzunehmen hat, die ihn durch Prämien ehrt oder anderweitig sein Bekanntwerden erleichtert. Die Akademie der Künste hat für ihn keinen Platz, und die Akademie der Wissenschaften würde, wenn er ihr sein Werk vorlegte, von Rechts wegen ausrufen: „Das ist weder Physik noch Mathematik, weder Philosophie noch Geschichte — was soll uns das?"

Wenn auch das Cultus-Ministerium diesen Uebelstand erkennen mag, wenn es gelegentlich auch eineni Dichter oder Schriftsteller seine Förderung zuwendet und hier oder da vielleicht ein Stipendium zur bequemeren Vollendung irgend eines dichterischen Werkes gewährt und wenn auch unmittelbar vom Throne auf manche Nlüthe der vaterländischen Dichtung ein belebender Sonnenstrahl verständnißinnigen Antheils fällt, so sind das doch nur Gunsterweisungen, die zwar den idealen Sinn ihrer Spender in Helles Licht setzen, aber nicht die Bürgschaft der Dauer für alle Zeiten in sich tragen, da ja das schöne Schriftthum nach wie vor akademieunfähig bleibt, ausgeschlossen aus dem vom Staate errichteten Tempel zur Pflege des Wahren, Guten und Schönen, und ein neuer Cultus-Minister, der etwa anders dächte und anders handelte, durch kein bestehendes Staatsinstitut an die Existenz der Dichtkunst amtlich erinnert werden würde.

Die Gefahr, die aus solcher Sachlage erwächst, ist eine zwiefache. Einerseits verkümmert die Dichtkunst bei dem Mangel staatlicher Pflegeorgane; sie wird schon heut fast nur noch von Frauen geschätzt; sie sucht deshalb ein dürftiges Unterkommen in vielfach recht faden und substanzlosen Familienblättern, und um dem breiten Publicum dieser Blätter annehmbar und verständlich zu bleiben, muß sie immer geringere Ansprüche an sich selber stellen. Daher das Ueberhandnehmen (die wenigen verdienstvollen weiblichen Federn bestätigen als Ausnahme nur die Regel) einer seichten und gedankenarmen Frauenlitteratur, einer von Damen für den weiblichen Durchschnittsgeschmack erwerbsmäßig betriebenen Nomanfabrikation., Das Verlegergewerbe, das längst zur Großindustrie wurde und als solche den Büchermarkt mehr und mehr monopolisirt, leistet in geschäftskluger Ausbeutung dieser leidigen Verhältnisse der Verrohung des Geschmackes immer bedenklicheren Vorschub; es weiß genau, welche Waare marktgängig ist, und es zwingt diejenigen Dichter und Schriftsteller, die materiell nicht völlig unabhängig sind, fast ansnahmslos, mit dem Strome zn schwimmen und zu den Ansprüchen des Lesepöbels hinabzusteigen. Auf diese Weise wird es der vaterländischen Dichtkunst täglich schwerer gemacht, noch wahrhaft volksthümliche d. h. echt poetische Werke zu veröffentlichen; im Gegentheil, sie verliert fast gänzlich die unentbehrliche Fühlung mit dem Volke, sie kitzelt und befriedigt nur noch die oberen Zehntausend, die mit wenigen Ausnahmen den Begriff von der „heiligen Magie" und culturellen Bedeutung der Dichtkunst längst verloren haben und nur noch nach flüchtiger Unter-

Haltung oder prickelnden» Nervenreize lüstern sind. Das Volk, das große, in seinen: Kern noch nicht angefressene Volk, das nach wahrhaft Schönem und Edlem dürstet wie der Hirsch nach frischem Wasser, und das nur durch Stillung des Durstes vor dem Verschmachten seiner besseren Triebe und vor materialistischer Verseuchung bewahrt werden kann, es kennt und weiß Mchts von einer vaterländischen Dichtung, es liest nur noch schmutzige, rohe Hintertreppen-Romane oder die giftigen. Hetzereien und lügenhaften Verheißungen umsturMsterner Verführer.

Eine derartige Vernachlässigung der der Dichtung schuldigen Achtung führt naturnothwendig zum Niedergange unserer ästhetischen Cultur und zur heillosesten Verrohung unserer öffentlichen Sitten. Oder ist es kein Zeichen der Verrohung, wenn gebildete, in hohen Remtern und Würden stehende Männer ^sich laut rühmen, daß sie sich grundsätzlich um die Schöpfungen unseres modernen schönen Schriftthums nicht kümmern? wenn sie diese Hemmung ihres inneren Wachsthums mit dem Zeitaufwands entschuldigen zu können meinen, den ihnen die Beschäftigung mit der Politik, mit dem Vereinsunwesen und mit dem Lesen der politischen Tagesblätter zumuthet? Die Wertschätzung der göttlichen, durch keinen anderen idealen Factor zu ersetzenden Dichtkunst ist so heillos in die Vrüche gegangen, daß man sich des Unbekanntseins mit allen neueren echt vaterländischen Dichtungen nicht mehr schämt, während man lebhaften Antheil an den Werken der Musik und bildenden Künste wenigstens zu heucheln bemüht ist. Der moderne Salonmensch würde sich eine Blöße zu geben fürchten, sollte er eingestehen, daß ihm Adolf Menzels „Moderne Cvklouen" oder Johannes Schillings „Nationaldenkmal auf dem Niederwalde" oder Richard Wagners „Götter-dämmerung" böhmische Dürfer seien, er entblödet sich aber nicht, mit Stolz zu bekennen, daß er Gustav Frentags „Ahnen" oder Victor Scheffels „Etkehard" noch nie gelesen habe — „er lese überhaupt keine Romane, diese seien doch eigentlich nur für die Damen; er lese nur politische oder wissenschaftliche Werke". Und dabei wirft er sich in die Brust und blickt herausfordernd in die Runde, als wollte er sagen: „Bewundert mich! Hier habt Ihr einen würdigen Vertreter der allein wahren Bildung unseres Jahrhunderts!"

Nach dieser Richtung hin können wir wirklich kaum noch tiefer sinken. Selbst die Franzosen, denen wir doch ^ ohne Selbstüberhebung sei es gesagt! — in so vielen Stücken überlegen sind, beschämen uns in der Werth-schätzung der Dichtkunst auf eine für unsere Eigenliebe geradezu vernichtende Weise. Wo wäre der Staatsmann, der Truppenführer, der Gelehrte in Paris, der es wagen dürfte, sich mit der Unkenntniß der Werke eines Daudet zu brüsten? Und wenn der Franzose bis über den Kopf in der Arbeit seines Berufes steckt, so viel vaterländischen Stolz besitzt er doch, daß er sich täglich ein freies Stündlein erobert, in dem er sich mit den Er-eugnissen seines schönen Schriftthums nicht nur bekannt macht, sondern auch

befreundet. Man muß es gesehen haben, wie sich die vornehme, die gebildete Welt in den Läden der Buchhändler drängt, wenn die Ausgabe eines neuen Werkes aus der Feder eines beliebteren Pariser Dichters angekündigt ist. Die drei Francs fünfzig Centimes hat ein Jeder übrig, um das Vuch, das noch feucht von der Presse ist, zu kaufen; man würde seiner Stellung Etwas vergeben, wollte man es nur zu leihen suchen; man würde sich lächerlich machen, wollte man es überhaupt nicht lesen. Und wir? Nun, wir sind eben viel gebildeter, viel wissenschaftlicher, als die „seichten" Franzosen; wir sind das Volt der Dichter und Denker, deshalb verachten wir die Werke der Dichtkunst und steinigen den, der sich erdreistet, einen Gedanken zu produciren, der gegen das Schema des gewohnheitsmäßigen, durch Katheder oder Kanzel gebilligten Denkens verstößt.

Es wäre thöricht, behaupten zu wollen, daß man allein durch liebevolle Pflege der Dichtkunst socialistisch-anarchistische Ungewitter beschwören könne; diese Wetter werden austoben, und der Himmel wird nicht eher wieder klar und heiter werden, bis sich die angehäuften Elektricitäten ausgeglichen haben. Wer aber weise ist, sucht durch Blitzableiter diese Ausgleichung in unschädlicher Weise zu fördern; unsere geplante Socialreform ist solch ein Blitzableiter, er kann aber nur wirken, wenn die gebildeten Stände nicht durch Unterlassungssünden immer wieder neue ungleiche Elektricität ansammeln und die Spannung bewußt oder unbewußt unterhalten. Eine solche Unterlassungssünde ist unter vielen anderen auch die hier beklagte Theilnahmlosigkeit gegen die vaterländische Dichtkunst und die dadurch bewirkte Verrohung des Geschmacks, die Verseichtung der ästhetischen Cultur. Wer die Kraft eingebüßt hat, sich durch Lesung eines wahrhaft schönen Schriftwerkes innerlich zu erquicken, zu erbauen und zu veredeln, dein wird auch ein Theil der sittlichen Kraft abhanden gekommen sein, durch sein Thun und Lassen der niederen, leicht beeinflußbaren und nur durch gewissenlose Hetzer verführten Menge ein Beispiel zu geben. Böse Beispiele aber verderben gute Sitten. Der tiefer Stehende blickt nach oben, und bereitwillig ahmt er nach, was ihn: in bevorzugten Kreisen vorgemacht wird. Weht auf der Höhe die Stickluft materialistischer Versumpfung, so wird sie auch im Thale die Lungen vergiften und das rothe Blut zersetzen.

Die Äschenbrödelrolle, die man dem Konigskinde Poesie zumuthet, hat eine steigende Verbitterung in den Kreisen der Schriftsteller und Dichter zur Folge, und diefe Verbitterung ist hinwiederum eine nicht minder schwere Gefahr für den Staat. Die Männer von der Feder empfinden den Mangel einer sie fördernden staatlichen Organisation mit jedem Tage tiefer und schmerzlicher. Man könnte erschrecken über den hohen Grad von Pessimismus, der sich vielfach in litterarischen Kreisen der Entwicklung unseres Staatswesens und unserer gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber äußert. Hier hilft kein Vertuschen und kein Beschönigen; die freimütigste Aussprache erscheint vielmehr als ein strenges Gebot der echten Vaterlandsliebe. Die

große Mehrheit unserer jüngeren Dichter und Schriftsteller fühlt sich durch die staatliche Vernachlässigung aufs Empfindlichste verletzt; wachsende Unzufriedenheit herrscht unter ihnen; man sieht mit grimmer Mißgunst auf die Vergünstigungen und Auszeichnungen, die den anderen Künsten und Wissenschaften zu Theil werden; man betrachtet sich als Paria, als an die Wand gedrückt, knirscht demzufolge mit den Zahnen und prophezeit einer Gesellschaft, die so wenig Achtung vor der Litteratur habe, den schmählichsten Untergang. Neidisch schaut man nach Frankreich, dessen Akademie die Dichter ehrt und ihnen Sitze unter den vierzig Unsterblichen anweist. Diese verbitterte Stimmung treibt die Unzufriedenen nur allzuleicht in das Lager der Gesellschaftsfeinde, und es steht zu befürchten, daß sehr viele Dichter und Schriftsteller der jungen Generation, wenn sie auch ihre Hinneigung zu staatsfeindlichen Parteien nicht immer laut verkünden, doch wenigstens im Stillen der zunehmenden Unterwühlung unserer Gesellschaft einen gesegneten Fortgang wünschen. Das ist eine scheinbar so unerklärliche Thatsache, daß sie nur durch die eben so unerklärliche stiefmütterliche Behandlung des schönen Schriftthums durch den Staat verständlich werden kann.

Diese Uebelstände werfen ihre Schatten auch auf den Verkehr in unseren Gesellschaftssälen. Hatten wir z. B. einen lebenden Odyssee-Sänger — so argumentiren die unzufriedenen Schöngeister — der etwa in seiner Jugend Lieutenant oder Referendar gewesen wäre, dann aber den Staatsdienst quittirt und sich ein halbes Jahrhundert lang ausschließlich dem Dienst der Musen mit glänzendstem Erfolge gewidmet hätte, er würde, in eine officielle Gesellschaft geladen, trotz seiner weißen Haare und des sie dicht umbuschenden Lorbeers, hinter den allerjüngften Ruthen und Hauptleuten sitzen müssen, da der Staat ein schönes Schriftthum nicht anerkennt und auch dem greisen Odysseesänger, in dem man noch immer nur den Referendar oder Lieutenant a. D. sehen würde, keinen anderen entsprechenden Platz anzuweisen vermöchte. Wie hoch erhaben sich auch ein echter Dichter über die kleinlichen Rangstreitigkeiten der Gesellschaft dünken mag, wie frei auch seine Seele von kindischem Ehrgeiz und eitler Titelsucht sein wird, immerhin wird es auf den Einen oder Andern leicht eine demüthigende oder Verbitternde Wirkung üben, wenn ihm so augenfällig bewiesen wird, wie wenig Notiz der Staat von ihm und seines Gleichen nimmt. Das Vaterland — so wird der seiner Meinung nach Zurückgesetzte sagen —, das für den verwundeten Soldaten Pensionen und Ehrenzeichen bereit halt, hat für mich Nichts übrig, obgleich auch ich tapfer mit dem Federdegen kämpfe und der tiefen Wunden nicht achte, die mir täglich im Kampfe der Geister geschlagen wurden.

Wie nun der Gefahr einer noch ferneren Verseichtung unserer vaterländischen Dichtung und einer Fahnenflucht der theilweise verbitterten jüngeren Dichter in das Lager gesellschaftsfeindlicher Parteien zu begegnen wäre — die Antwort auf diese Frage wird von den unzufriedenen Dichtern

schnell genug gegeben. Die Akademie der Künste, so verlangen sie, ist durch eine Sectio» für das schöne Schriftthum zu vervollständigen. Diese Section hatte jährlich einem oder mehreren Werken der lyrischen, epischen und dramatischen Production der letzten zehn bis zwanzig Jahre — (nicht eines neuen Werkes, über welches ein Urtheil möglicherweise noch gar nicht feststeht) — einen Ehrenpreis zuzuerkennen. Dieser Preis brauchte nicht immer in Geld zu bestehe«; es würde gelegentlich nach dem Vorgange der Pariser Akademie genügen, wenn dem Verfasser des betreffenden Werkes die Berechtigung zugesprochen würde, hinfort auf dein Titel seines Werkes den Vermerk hinzuzufügen: „Preisgekrönt durch die Akademie der Künste". Ferner müßte die Section in den Stand gesetzt werden, Geldprämien und Stipendien zu Studienreisen jüngeren hervorragenden Dichtern und Schriftstellern zu bewilligen. Endlich würde auf den Vorschlag der Section der Staat die bedeutenderen Vertreter der zeitgenössischen Dichtung vielleicht durch Medaillen oder entsprechende Titel, analog dem Brauche, der Malern und Bildhauern gegenüber geübt wird, auszuzeichnen haben, sodaß ein in die Nangscala des Beamtenthums nicht eingegliederter Dichter, der frei feiner Muse lebt, dennoch eintretenden Falles einen entsprechenden würdigen Platz in der Gesellschaft fände.

Die Erfüllung dieser Forderungen würde vielleicht dennoch hier oder da die spöttelnde Kritik unverbesserlicher Staats- und Gesellschaftsfeinde hervorrufen, die Mehr-ahl der heranreifenden Vertreter des fchönen Schriftthums aber würde in folcher Berücksichtigung doch wohl freudig das fördernde Wohlwollen des Staates fehen, und mancher Feuerkopf, der heut öffentlich oder heimlich mit den Männern des Umsturzes liebäugelt, würde, schon durch das Band der Erkenntlichkeit, vielleicht wieder fester und inniger mit unserem Staate und seinen Einrichtungen verbunden werden. Wenn man sich nicht geflissentlich vor dem ungeheuren Einflüsse verschließt, den heute die Tagespresse ausübt, an der ja, „über oder unter dein Striche", der größere Theil unserer Dichter und Schriftsteller mitarbeitet, so dürfte es dem Staate fchon als ein Gebot der Klugheit erscheinen, sich die echten Jünger der Dichtkunst zu verpflichten und in ihnen ein Gegengewicht zu gewinnen gegen manchen umsturzlüsternen, sittlich nicht gefesteten und daher nur im Trüben fischenden Mitarbeiter staatsfeindlicher Journale.

Im Vorstehenden haben wir dem Gedankengange Ausdruck gegeben, der jetzt weite Kreise der Schriftstellerwelt beherrscht und der thatsächlich eine Gefahr für die gedeihliche Fortentwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse bildet. Wir wollen uns aber auch nicht den Einwänden verschließen, die von anderer Seite gegen die hier entwickelten Forderungen erhoben werden. Man hält nämlich die alte Klage über das mangelnde litterarische Interesse und über den Ueberssuß an werthloser Marktwaare für nur bedingungsweise berechtigt, da gerade in der Gegenwart das litterarische Interesse sich augenscheinlich hebe. In Frankreich seien die

Verhältnisse auch nicht sc» günstig, wie es die Unzufriedenen darzustellen beliebten; ein Dutzend Größen werde dort allerdings reich und bekannt, die Andern aber bleiben völlig unbeachtet, und es sei dort noch schwerer, als bei uns, sich überhaupt zu einigem Ansehen zu bringen. Zudem seien die von der unzufriedenen jüngeren Schriftstellermelt gestellten Forderungen zur Abhilfe höchst bedenklicher Natur. Zwischen bildender Kunst und Dichtkunst bestehe doch der Unterschied, daß gewisse Kunstwerke überhaupt nur geschaffen werden können mit der Aussicht auf Ankauf für Museen und dergl., vor Allem aber darin, daß ein Kunstwerk der Plastik oder der Malerei sich nicht durch Vervielfältigung einen Markt schaffen könne, wie das Buch, das die Möglichkeit der Verbreitung in Tausenden von Exemplaren besitze. Bei der Wissenschaft aber kämen die unmittelbaren Nützlichkeitsmomente und die pädagogische Zweckmäßigkeit 'für den Unterricht niederer und höherer Art in Betracht. Titel, Stipendien, Medaillen würden die Uebelstände, die sie schon auf anderen Gebieten geschaffen, nur auch auf das schöne Schriftthum übertragen und, ohne nachhaltige Hilfe zu bieten, nur Spott und Aerger auf Seiten der Nichtberücksichtigten hervorrufen. In Künstlerkreisen sei eine Bewegung im Gange, das Medaillenwesen abzuschaffen, und auch auf die Professorentitel lege man kaum noch Werth, weil sie eben nur Künstlern verliehen werden, die ohnehin schon großes sociales Ansehen genießen und auf die fragwürdige Auszeichnung durch solchen Titel recht gern verzichten würden. Der schönen Litteratur könne nur geholfen werden, wenn, wie es ja den Anschein habe, wieder ein litterarisches Zeitalter komme. Sie sei zurückgedrängt worden in einer Culturepoche, die vorzugsweise eine naturwissenschaftliche war, in der sich die Theilnahme der Gebildeten den neuen Entdeckungen und Erfindungen auf diesem Gebiete zuwandte; jetzt, da wir mehr in eine Periode der gesellschaftlichen Fragen eingetreten seien, werde die schöne Litteratur, die diese Fragen künstlerisch zur Darstellung bringen könne, sich auch wieder weitere Kreise erobern.

Wer wollte verkennen, daß diese Einwendungen nicht ganz unbegründet und recht wohl geeignet sind, die lauten Stimmen der Unzufriedenen etwas zu dämpfen? Gleichwohl scheint es uns, wenn wir die Ansichten beider Seiten ohne Voreingenommenheit gegen einander abwägen, doch ein nobile ulNoium des Staates zu sein, dein schönen Schriftthum wenigstens eine amtliche Pflegestätte in der Königlichen Akademie der Künste und Wissenschaften zu bereiten. Mag man von jeder Pmmiirung dichterischer Werte, von jeder materiellen Unterstützung ihrer Urheber Abstand nehmen, um so die Gefahr zu meiden, daß der Dichter durch das Band der Dankbarkeit verpflichtet und so in seiner freien Bewegung gehemmt werde: eine ehrenvolle Anerkennung des schönen Schriftthums auch durch staatliche Organe und Einrichtungen wird aber immer eine Forderung bleiben, der man schon im Hinblick auf die ästhetische Erziehung des breiteren Publicums wird Gehör schenken müssen. So Klange die Poesie nicht akademiefähig ist, so lange

wird die dumpfe Menge auch nicht die heilige Zauberkraft ahnen, mit der die Dichtkunst die ästhetische und sittliche Fortbildung des Volkes zu fördern vermag.

Uebertriebene Erwartungen von der Wirkung dieses unseres Vorschlages hegen wir nicht; unsere Stimme wird wohl vorerst noch die Stimme eines Predigers in der Wüste bleiben. Der Eine, der diese Zeilen liest, gähnt dabei; der Andere schüttelt zweifelnd den Kopf und denkt: „So brennend ist die Frage nicht!" ein Dritter murmelt vielleicht: „Der Mann könnte Recht haben!" aber er begnügt sich mit dieser halben Zustimmung und läßt es im Uebrigen gehen, wie es will. Trotzdem hielten wir es für eine patriotische Pflicht, in dieser Frage unsere Stimme zu erheben. Vielleicht fügt es ein günstiger Zufall, daß unsere Zeilen einein einsichtsvollen und einflußreichen Mann zu Gesicht kommen, der dein hier angedeuteten Wunsche weitere Folge zu geben bereit und in der Lage ist. Findet sich aber vorerst auch noch nicht ein solcher Mann und sollten wir wirklich unabwendbaren gesellschaftlichen Katastrophen entgegengehen, so wird man sich vielleicht nach dem Sturme unserer Mahnung erinnern, und unsere Kinder werden das nachholen, was wir versäumt haben, indem sie anch durch staatliche Pflege der ästhetischen Eultur unser deutsches Volk auf den Weg der sittlichen Freiheit und des gesellschaftlichen Wohlbefindens weisen werden. —

Die ^eide im Acht der Kulturgeschichte.

von

F. tlunze.

— 5ul>!. —

, Seide a»f dem Leibe löscht das Feuer in der Küch« aus."
<IplIchw»It,)

^ine arabische Fabel erzählt uns, daß, als die Seidenraupe im Äegriff war, ihre Fäden zu ziehen, die Spinne herbeikam und zu ihr sagte: „Du machst ein Gewebe, und ich mache auch eins." „Ja," antwortete die Seidenraupe, „aber mein Gewebe wird das Gewand der Könige, und das Deinige ist für die Mücken!" Das war ein prophetisches Wort, denn zu alten Zeiten, wie noch heute, war die Seide die Tracht der Vornehmheit, des Neichthums und des Luxus. Es ist auch wohl kaum ein Rohmaterial und irgend eine' Manufactur durch dasselbe hervorgerufen, das eine so hohe Bedeutung aufzuweisen hätte, wie gerade die Seide; nur sie hat sich im Laufe der Zeiten das unverlierbare Privilegium erobert, der strahlende Mittelpunkt der Luxusbestrebungen unzähliger Völker zu werden. Heutzutage gehören die farbenprächtigen Seidenstoffe zu den bevorzugten Dingen, welche über die knappe Nothwendigkeit des Lebens hinausgehen und nach Hume „den Sinnen fchmeicheln". Ja, obgleich all' die seidenen Tächelchen „nicht gerade nüthig sind zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, oder zur Erringung der menschlichen Glückseligkeit", so stehen sie doch unter den Tausenden von Handelsartikeln mit obenan und sorgen für den Lebensunterhalt eines nicht unbeträchtlichen Procentsatzes der Menschheit. Bereits in älteren Dichtungen wird die Seide als die „königliche" gepriesen, und das mit Recht, denn mit ihrer Zartheit und Ausdauer vereinigt sie noch die seltenen Vorzüge der Weichheit, die eine nachgiebige Schmiegnng um jede Form des Körpers gestattet, und eines metallischen Glanzes, an dem sich das Auge weidet, ohne

nur im Geringsten geblendet zu werden. Dazu kommt ihre eigentümliche, auf das Gefühl fast elektrisch wirkende Glätte und endlich der weitere Umstand, daß sie das einzige unserer Gewebe ist, welches einen gewissen Klang hat, denn die Seide „rauscht", macht das Spiel der Glieder hörbar, ja sie erscheint gleichsam selbst lebensvoll. Aus dieser ihrer Eigenthümlichkeit erklärt es sich denn auch zur Genüge, warum die großen Farbenkünstler der Italiener und Holländer, z. N. Terbourg, Mieris, Veronese, Tizian u. s. w. so gern seidene Gewänder auf die Leinwand gebracht haben. Es war das feinfadige Gewebe, der vornehme Faltenwurf und vor Allen: der milde und doch prächtige Schiller, der sie begeisterte. —

Von einem so bevorzugten Stoffe kann aber auch nicht behauptet werden, daß er „nicht weit her" sei. Deutet doch sofort schon der Name auf seinen fremden Ursprung hin. denn obgleich das Wort „Seide" (althochd. stä», mittelhochd. 8täs, spanisch seä», ital. Lßtn, lat. 86t» — starkes Haar, starker Faden) zunächst wohl Nichts weiter als Faden oder Gewand überhaupt bezeichnet, so weisen um so bestimmter die Ausdrücke „Atlas" und „Tastet" auf den Orient. Jener foll arabischer Herkunft sein und das „Glatte, Glänzende" bedeuten, während dieser offenbar nur der auf das Gewebe übertragene Name der persischen Weberstadt Tastet ist. Trotzdem darf aber die ursprüngliche Heimat der Seide weder in Arabien noch in Persien gesucht werden, vielmehr stand einst die Wiege des gottbegnadeten Infects, welchem wir das kostbare Gespinnst verdanken, im großen „Reich der Mitte", in China. Hier soll das köstliche Product schon um 4000 v. Chr. bekannt und im Gebrauch gewesen sein, doch weniger als Lurusgegenstand, sondern vielmehr als Mittel zur Befriedigung des Bedürfnisses nach besserer Kleidung, weshalb eben die „königliche" Seide Ibis in die Neuzeit hinein bei den bezopften Bewohnern Hinterasiens ungefähr den Werth und Zweck hatte, wie in Germanien und Griechenland vor Alters der Flachs. —

Eine eigentliche chinesische Seidencultur datirt etwa aus dem Jahre 2602 v. Chr. und ist dein günstigen Umstände zu verdanken, daß in den ausgedehnten Wäldern zder weißen Maulbeere^ für die Raupe des eigentlichen Seidenschmetterlings, unter Einfluß des günstigsten Klimas, die erforderlichen Existenzbedingungen vorhanden waren. Als die eigentliche Erfinderin des chinesischen Seidenbaues wird Si-ling-schi, die Gemahlin des Kaisers Hoang-ti (um 2640 v. Chr.), genannt, weshalb sie eben den Namen „Mutter der Seide" führte. Ebenso wie diese gekrönte Dame waren auch ihre Nachfolgerinnen beflissen, dasl Volt zun» Betrieb des Seidenbaues 'anzuspornen, sowie Seidenhäuser und Haspelanstalten bauen zu lassen, überhaupt die Seidenweberei nach jeder Richtung hin zu unterstützen. Ja, die Herrscher selbst blieben in ihrem Eifer nicht zurück, sondern führten in der Folgezeit das begonnene Werk so erfolgreich weiter, daß der neue Industriezweig bald eine großartige Bedeutung für das mauerumgürtete Land gewann. Um's Jahr 550 bis 479 v. Chr. wurde

dort, „ini fernen Osten", jede Familie, sobald sie sich im Mindestbesitz von fünf Acker Land befand, von oben herab angehalten, dieses agrarische Besitzthum theilweise niit Maulbeerbäumen zu bepflanzen, „damit alle Einwohner, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, sich in Seide kleiden könnten".

In den Annalen Chinas, dieses ausgedehnten „Seidenkönigreichs", wird von einer fürsorglichen Landesmutter, deren Name leider verschwiegen wird, folgende Thatsache erzählt: „Die junge Kaiserin hielt es für ihre Pflicht, mit aller ihrer Kraft sich dem Seidenbau zu widmen, um dadurch dem Reiche ein Bespiel zu geben und die Bevölkerung zum Seidenbau anzuregen. Sie begab sich in Begleitung ihrer Damen in die Maulbeerplantage, stieg dort auf einen der Bäume, schnitt die Blätter eigenhändig herab in einen Korb hinein, den eine Dame hielt, so lange, bis eine Ehrendame sich auf ein Knie niederließ und rief: Es ist genug! Eine andere Dame trug dann diesen Korb voll Blätter in den Theil des Palastes, der zur Seidenzucht eingerichtet war und Kieu-Koucm genannt ward. Nahe dabei war das dein Staate gehörige große Gebäude Tsanchi oder Haus der Seidenraupen." Ein solches Beispiel wirkte zur Nachahmung, wenn auch nur innerhalb der Landesgrenzen, denn infolge der bekannten Abschließung der schlauen Chinesen gegen angrenzende Völker blieb der einheimische Seidenbau den letzteren lange Zeit hindurch gänzlich unbekannt. Erst um's Jahr 140 v. Chr. hatte eine eingeborene Prinzessin, die sich mit dem Fürsten des benachbarten Staates Kothan verheirathete, ungetreuer Weise das vaterländische „Geschäftsgeheimnis?" gleichsam „verschleppt", indem sie behufs fernerer Netreibung ihrer anerzogenen Lieblingsbeschäftigung, des Seidenbaues, verschiedene Samenkörner des Maulbeerbaumes und mehrere Eier des Seidenwurmes (Loiubvx niori) in den Kelchen des Blumenkranzes, der ihr langes Haar durchschlang, über die Grenze schmuggelte. Auf diesen Theil der Kleidung des erfinderischen Mädchens hatte nämlich die auch auf Prinzessinnen sich erstreckende Controle der gewissenhaften Grenzwächter keine Ausdehnung genominen. Bald blühte nun auch in Kothan der wohlstandfürdernde Seidenbau, jedoch auch verborgen, bis er nach etlichen Jahrhunderten durch ähnliche Schmuggelei einer Prinzessin dieses Landes nach Tibet gelangte, um dann von hier aus seine „Reise uni die Welt" anzutreten, wenn auch nicht gerade „in 80 Tagen", sondern innerhalb etlicher Jahrhunderte. Bald erlangten nämlich die benachbarten Inder die Kunst des Seidengewebes, denn laut einiger Stellen der Sanskritlitteratur erscheinen huldigende Stämme vor den Thronen der Sieger, um „wurmerzeugte" Gewänder als Geschenke darzubringen. In der ältesten indischen Geschichte kommen seidene Costümstüöe als ausländische und zwar als chinesische Waaren vor, doch führten die Bewohner des Fünfstromlandes bald auch Seidenstoffe von ihrer Zucht und Fabrikation aus. Zunächst scheinen die Perser von ihnen mit diesem schillernden Luxus

beglückt worden zu sein. Bald kamen die gewinnbringenden Zeuge durch indische Kaufleute und persische Krämer auf die großen Märkte Babyloniens und Mesopotamiens, auch in die Hände der Phönizier, welche damals die Haupthandelsleute der alten Welt waren und sie dann über die Häfen des Mittelländischen Meeres nach Vorderasien und Osteuropa verbreiteten. Das muß sich schon um's Jahr 600 v. Chr. ereignet haben, denn der um jene Zeit lebende biblische Prophet Hesekiel predigt voller Eifer ini 16. Capitel (V. 10 u. 13) gegen die seidenen Luxusgewänder seiner Zeitgenossen, während die Vibelstellen 2. Mose 25, 4 und 26, 31, sowie Klagelieder 4, 5 nach neueren Übersetzungen eher von Flachs oder Vaumwolle als von Seide reden. Vei den alten Israeliten muß aber die letztere ebenso wie anderwärts etwas Seltenes und Kostbares gewesen sein. —

Die Griechen bekamen ihre seidenen Waaren von den Persern. Ihre bekannten Schriftsteller Herodot (450 v. Chr.) und Xenophon (440 bis 354 v. Chr.) thun zuerst der „medischen Gewänder" Erwähnung, nährend später Aristoteles (geb. 385 v. Chr.) ausführlicher von dem weltbezwingenden Product erzählt, jedoch von der ihm unbekannten Entstehung desselben aus Unkenntnih nur sachverschleiern.de Angaben bringt. So meint er z. B., daß das feine Gespinnst von asiatischen Weibern abgewickelt und dann in der Heimat gewoben würde, von welcher Thätigkeit eine Griechin, Namens Pamphilia, eine Tochter des Landes von der Insel Cos, die Erfinderin gewesen sein soll. Diese Notiz spann später Plinius noch weiter aus, bemerkend, die Griechen hätten die aus Asien kommenden seidenen Zeuge zuerst aufgelöst und dann wieder gewoben, und daraus wäre jener feine Stoff entstanden, welcher unter dem Namen der „coischen Gewänder" bei den römischen Dichtern viel genannt wäre. Strcwo nennt das unbekannte Seidenland, unter dem wohl China zu verstehen ist, „Sericum", und seit jener Zeit bildeten sich in Griechenland verschiedene Namen für die seidenen Stoffe, welche als serische, assyrische, medische und coische hier und da in den Schriften auftreten. Die Bekanntschaft des fabelhaften „Seidenwurms" sollten die klassischen Hellenen erst in spaterer Zeit machen.

Am Kaiserhofe zu Constantinopel bürgerte sich bald die vornehme Mode ein, seidene Stoffe zu tragen, so daß das Verlangen nach ihnen weit eifriger als zuvor sich geltend machte. Da aber der Imperator Insuman seinen Vorgängern gleich mit den Persern einen „ewigen Krieg" führte, so mutzten seine Handelsleute aus naheliegenden Gründen die seidenen Stoffe aus Indien holen. Da brachten uni's Jahr 530 zwei einheimische Mönche, welche dieses Land ebenso wie die medisch-persischen Gebiete als Heidenbekehrer durchzogen hatten, die ersten Kokons (Gespinnste) des Lomb^x mori mit nach Vyzanz, womit aber nicht viel gedient war. Durch reiche Geschenke bewog Insuman diese energischen Gottesmänner znr Reise nach China behufs Ausführung von Eiern des nützlichen Schmetterlings, was ihnen be-

kanntlich durch die List gelang, daß sie dieselben in ihren hohlen Stöcken verbargen und somit zugleich der auf Grenzschmuggelei mit dieser wichtigen Waare entfallenden Todesstrafe entgingen. Bald entstanden zu Constantinopel, Athen, Korinth und Theben die ersten Seidenmanufacturen, und bis in's zwölfte Jahrhundert blieb Griechenland fast im alleinigen Besitz der Seidenzucht in Europa, wahrend für den morgenländischen Handel mit „Serica" China immer noch der Hauptmarkt blieb.

Den verschwenderischen und reichen Römern, die kurz vor Christi Geburt mit der Seide bekannt wurden, kam dieser Luxusartikel gerade recht. Die serischen, meist durchsichtigen Gazegewebe wurden von den putzsüchtigen Römerinnen besserer Stände theils glatt getragen, theils in Falten vielfach um den Körper geschlungen, ja auch wohl zu Unterkleidern benutzt. Welch' mächtigen Reiz diese seidenen Gewänder auf Altitaliens vornehme Damenwelt ausgeübt haben muß, ist deutlich aus den zelotischen Reden nüchterner Schriftsteller damaliger Zeit zu erkennen. Seneca, Plutarch, Cicero, Martial, Horaz, Ovid und andere Männer von Geist und Verstand geißeln die abscheuliche Tracht wegen ihrer hohen Preise und entsittlichenden Wirkung, abgesehen noch von weiteren Toillettenkünsten, die mit in Betracht kamen. Aber auch die charakterlosen Männer begannen sich der seidenen Kleidung zu bedienen, weil dieselbe angeblich in: Sommer ihrer Leichtigkeit wegen sehr angenehm zu tragen sei. Der berühmte Julius Cäsar bedeckte bei einein öffentlichen Spiele sogar die Schaubühne mit seidenen Stoffen, während wiederum Caligula seinen Thron mit seidenen Decken belegte, in seidenen Gewändern triumphirte und für seinen Hof eine bedeutende Anzahl derselben kommen ließ. Ja, sogar an Wagen nurden die serischen Stoffe verschwendet. Ueberhaupt nahm der verderbliche Luxus des „wurmerzeugten" Products so auffällig zu, daß der Kaiser Tiberius die Anlegung der „coischen" Costüme als schimpflich verbot, trotzdem letztere damals noch aus Geweben bestanden, die gewissermaßen nur „halbseiden" waren, also nur seidenen Aufzug oder Einschlag aufwiesen. Erst Heliogabalus trug »nnc» 218 n. Chr. ganz seidene Gewänder (iw1o86lio»8).

Im Jahre 274 wurden die seidenen Kleider vom Kaiser Aurelian durchgehends verboten; er selbst trug kein „holoserisches" Gewand, und seiner Gemahlin Seuerina, die nur ein seidenes purpurfarbiges Kleid haben wollte, verweigerte er diese Bitte, da er es für tolle Verschwendung hielt, (nach damaligen Verhältnissen) Seide gegen Gold aufzuwägen. Ließ doch dieser gestrenge Imperator, der selbst kein seidenes Gewand unter seinen Kleidern duldete, in seiner Geldnoth einst die ihm überkommenen seidenen Mäntel, Ueberwürfe u. a. Costümstücke auf dem Markte zu Rom öffentlich versteigern: ein Beweis von der ansehnlichen Capitalkraft dieser Stoffe in damaliger Zeit. Bald darnach scheint aber dieser enorme Seidenwerth bedeutend gesunken zu sein, denn unter Ammianus Marcellinns (um 370 n. Chr.) wurden die duftigen Gewebe in Folge ihrer Mgemeinheit

selbst von den untersten Volksklassen zur Tracht ausersehen. Trotzdem bestand ein großer Theil jener Geschenke, welche im Jahre 408 den eroberungssüchtigen Alarich zur Aufhebung der Belagerung Roms veranlahten, in seidenen Gewändern (4000 Stück!). Es schlug damit das bittere Wort Iuvenals, das er einst angesichts der römischen Seidentrachten ausrief, jetzt zu Gunsten seiner Landsleute in's Gegentheil um, nämlich: „Mächtiger als durch Waffen unterwarf der Luxus das Volk und rächte den besiegten Erdkreis!" Um's Jahr 500 wurden seidene Gewebe von oben herab in Rom als Consulartracht vorgeschrieben.

Durch die geschehene Einführung der Seidenzucht im Abendlande war das „rauschende" Product auch bedeutend billiger geworden, so daß sein Gebrauch selbst in die gewöhnlicheren Volksklassen herabstieg. Schon die ehrwürdigen Kirchenväter hatten sich zur Zeit der römischen Sittenverderbniß gegen die Einbürgerung der Seide in der christlichen Bevölkerung mit geißelnden Reden gewandt. So meint z. B. Hieronnmus: „Ein anständiges Mädchen verachte seidene Gewebe, serische Gewänder und Gold, das in Fäden sich ziehen läßt" — während Chrnsostomus eifert: „Welche Strafe sind die nicht werth, die auf alle Weise darnach trachten, mit serischen und goldgewirkten Gewändern sich zu bekleiden!" Clemens von Alerandrien drückt seinen heftigen Unwillen besonders über das leichte, florartige Seidengewebe aus, welches sich dicht an den Körper schmiege und dessen Bau so ganz und ,'gar zum beschämenden Ausdrucke bringe. Poetischer klingt schon des sanften Ambrosius Strafpredigt, nämlich: „Seriiche Kleider und golddurchwirtte Gewänder, womit des Reichen Leib bekleidet wird, bringen den Lebenden Schaden und keinen Nutzen den Todten." Mit den Zeiten wurden aber auch diese Sittenprediger noch bekehrt, ja, als sogar Epiphanius entdeckt hatte, „daß auch die heilige Jungfrau Watte und Seide gesponnen habe", da jwar es gleichsam für die Geistlichkeit zum Gebot geworden, die vorher wegen ihrer entsittlichenden Wirkung verpönten Seidengemänder zu ihrer eigenen Amtstracht auszuersehen. Dieser seltsame Umstand zog wiederum die günstige Folge nach sich, die großartigste, bisher kaum wieder so aufgelebte Musterweberei und Stickerei in Seide, Gold und Silber hervorzurufen, die denn auch bald Enormes an Pracht und Kostbarkeit leistete. Sie ward anfangs in Vyzanz und Griechenland betrieben, darauf in vollendeteren! Maße in Italien, während auch Deutschland und England später Großes darin leisteten. So stellte man in berühmten Fabriken der letzteren Länder ganze Scenen aus dem Leben Christi :c. auf den bischöflichen Prachtgewändern dar, mährend die Byzantiner unter der Hauptform des griechischen Kreuzes sich mehr im Arabeskenstil bewegten, endlich aber die Italiener in ihren mauronormannischen Webereien auf Sicilien Beides vereinigten und noch durch eingewebte Inschriften, wie z. B. auf der Kaiser-Dnlmatika in Rom, an Kostbarkeit und Kunstfertigkeit erhöhten.

In Sicilien war schon seit Ende des 8. Jahrhunderts, wo in Spanien bereits vortreffliche Seidenwebereien bestanden, der Sitz arabischer Gewerbthätigkeit auf diesem Gebiete, obgleich dort die Fertigung der Seidenstoffe erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts größeren Aufschwung genomnien zu haben scheint. In dankbarer Erinnerung an die Entstehung dieser gewinnbringenden Manufactur trugen deshalb im Jahre 1185 die Frauen der sicilianischen Hauptstadt Palermo am Weihnachtsfeste durchweg goldgelbseidene Kleider und kurze seidene Mäntelchen, wie ein arabischer Schriftsteller mittheilt. Der große Lagerplatz für die byzantinischen und arabischen Seidenstoffe ward aber bald das durch seine günstige Lage für den Seehandel ausgezeichnete Venedig, und von hier aus gelangten sie seit dein 11. Jahrhundert als begehrte „Krämerwaare" nach Deutschland, wo sie bisher nur als Geschenke von Conftantinopel oder aus dem Morgenlande an den kaiserlichen Hof gekommen oder im kirchlichen Gebrauch gewesen. Gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts war Venedig nicht blos Stapelplatz, sondern auch Fabrikort für Seidenstoffe geworden, und von hier aus hatte sich diese Weberei nach Florenz, Bologna, Lucca, Siene, Padua und Verona verbreitet. Später entstanden auch in Zürich, das für den venetianischen Seidenhandel nach dem Rhein Lagerort geworden war, die ersten Seidenwebereien. Die Einführung des Seidenbaues in Frankreich ist hinsichtlich der Zeit nicht genau zu bestimmen, doch bestanden 1345 sowohl zu Montpellier als auch in Marseille bereits Seidenwebereien. Roland von Beaucaire und Nismes taufte einst als „prachtvolles Geschenk" für Johanna von Burgund 12 Pfund Seide aus Montpellier.

Deutschlands Standespersonen hatten schon zur Zeit der Kreuzzüge die Seide als einen kostbaren Handelsartikel kennen gelernt, während die eigentliche Seidenzucht und Seidenweberei durch französische Neformnte, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, sich in unserem Vaterlande einbürgerte. Außer „Ms" ist in mittelalterlichen Dichtungen noch „pdollsl", das aus dem nrönchslateinischen palliolum entstand und ursprünglich den Stoff für die weltlichen und kirchlichen Prachtgewänder bezeichnete, ein allgemeiner Name für Seidengewebe. So verschieden die Arten des Phellels waren nach Schwere, Webart und Ornamenten, so auch die Farben. Schon in althochdeutscher Zeit wird brauner, rother, blauer, grüner und später schwarzer erwähnt- später nennen die Dichter noch purpurfarbenen, violetten und tausendfarbigen. Allerlei Ornamente, sowie Durchwirkung mit Goldfäden vermehrten die Pracht dieses seidenen Stoffes, der nicht allein zu den Kleidern, sondern auch zu Ueberzügen der Betten und Sitze, desgleichen zu Roß- und Zeltdecken in Anwendung kam.

Im 14. und 15. Jahrhundert trug fast nur der Adel Deutschlands Kleider aus Sammt und Seide. Der Nürgerftand vermochte ihm das nicht gleich zu thun. Wo je hie und.da Vertreter des letzteren dergleichen

Garderobestücke besahen, waren sie meistens vererbt und fast gar nicht
zum Anlegen bestimmt, als „todtes Capital" aufgespeichert. Nach der
Leipziger „Kramerordnung" vom 4. März 1484 boten die dortigen Kauf-
leute unter anderen Sachen auch feil: „Zy^äsutucb, 2«nä»I, tkffsnt, etc."
sowie gewirkte Seidenstoffe, seidene Schnuren u. s. w. Auf dem Reichstage
zu Lindau, 1497, wurde bestimmt, daß den nichtadeligen Bürgern untersagt
sei, Gold, Perlen, Sammt, Scharlach, Seide und Futter von Zobel- oder
Hermelinpelz zu tragen; nur zuni Wams durfte Sammt und Seide verwendet
werden, doch ohne Verbrämung mit Gold- und Silberstoffen. Im nächsten
Jahre schrieb wiederum der Reichstag zu Freiburg i. Nr. den reisigen Knechten
und Bauern vor, an ihrem Kostüm Stoffe aus Sammet oder Seide,
sowie jeglichen goldenen oder silbernen Ausputz streng zu »neiden. Auch eine
undatirte Kleiderordnung der Stadt Dresden, aus jener Zeit stammend,
untersagte den dasigen Bürgern und deren Angehörigen das Tragen von
Goldstoff, Sammet, Damast, Seide, Futter von Pelzthieren u. s. w. Ferner
heißt es darin: „Item sie sollen auch nicht seidene slawher (Schleier) noch
andere dünne slawher, damit sie zcweierley Farbe und durchsichtig machen,
tragen."

Im 16. Jahrhundert waren die seidenen Gewandstoffe noch so theuer, daß
der prachtliebende englische König Heinrich VIII. nur wollene Beinkleider trug,
bis er aus Spanien durch einen Zufall ein paar gestrickte seidene Strümpfe
erhielt, die er aber nur an Festtagen anzog. König Eduard V. hielt es
für ein sehr wichtiges Geschenk, als er von einem Londoner Kaufmann,
Ramens Thomas Grashain, ein Paar seidene Strümpfe bekam. Erst die
.Königin Elisabeth (um 1600) trug für gewöhnlich seidene Strümpfe, die
sie 1561 aus Mailand erhalten hatte. Fand man doch unter dem von ihr
hinterlassenen Garderobenbestande allein 300 Kleider vor! 30 Jahre nach
ihrem Tode stolzirten schon die deutschen Amtmannsfrauen in seidenen
Stnimpfen einher.

Die Geliebte des für Frankreichs Seidenbau damals eifrig bestrebten
Königs Heinrich II., nämlich die reizende Diana von Poitiers, kleidete
sich in schwarze Seide, und er selbst trug, ihr zu gefallen, das erste seidene
Wams. Als er jedoch ini Jahre 1559 auf der Hochzeit seiner Schwester
mit dem Herzog von Savoven mit seidenen Strümpfen einherging, da
erntete er die allseitige Bewunderung und Prachtverehrung seitens des
staunenden Volkes; ein Beweis von dem hohen Werthe dieser Garderobe-
stücke in jenen Tagen. Ja noch unter Heinrick III. weigerte nch eine vor-
nehme Edeldame mit Entschiedenheit, seidene Strümpfe anzuziehen, die ihr
von einer am Hofe lebenden Muhme verehrt waren, weil sie dieselben für
zu lururiös und üppig hielt. Die Seide selbst gehörte mithin auch noch
zu den theuersten Stoffen, was durch ihre Seltenheit bedingt war. Kein
Wunder darum, wenn König Heinrich IV. zur Hebung des französischen
Seidenbaues die anspornende Verordnung hinterließ, daß alle die Staats-

bürqer, welche 12 Jahre hindurch unausgesetzt Seide gezüchtet hatten, das Adelsdiplom erhalten sollten. Aus jener Zeit stammt auch wohl folgendes bis auf den heutigen Tag in manchen Districten Frankreichs noch forterhaltene Gebet: „Allmächtiger Gott, wir flehen im Gebet zu Dir um Deine Gnade, Du mögest jeglichem Samen des Seidenwurmes, dessen gesponnene Werke Du für die menschliche Dürftigkeit und zum Schmucke Deiner Kirche für wichtig erachtet hast, durch Deinen gütigen Schutz begünstigen und segnen." —

Daß die seidenen Strümpfe nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Landern als übertriebene Prachtstücke galten, beweist zunächst der Umstand, daß der König Jakob I. von Schottland (im 15. Iahrh.) von eineni Grafen ein Paar derselben borgen mußte, um sich vor englischen Gesandten standesgemäß zeigen zu können. Dabei sprach er: „Ihr werdet gewiß nicht wallen, daß Euer König wie ein Lump vor den Fremden tritt." In Deutschland fand man aber noch im 16. Jahrhundert seidene Strümpfe an einem Manne so luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg (1° 1571) seinem Rathe Nerthold von Mandelsloh, welcher an einem Wochentage in Seidenstrümpfen zu ihm kam, verweisend entgegenrief: „Ei, ei, Nertholde! Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonn- und Festtags." Kaiser Karl V. nahm sogar 1547 bei einer Musterung, als es regnete, seinen kleinen mit Sammt überzogenen Hut ab, damit er nicht durch die Nässe verdorben würde. Durch ihn lernten deutsche Fürsten und Adelige mit dem Eindringen spanischer Sitten auch seidene Garderobenstücke kennen, während bisher Kleider von Leydener und Aachener Tuchen die gewöhnliche Tracht ausmachten. „Die Doctores am Hofe von Braunschmeig gingen in Sammet und Seide, wie sollten sich Ritter noch in leydenschen und aachenschen Tuchen zeigen können!" — schreibt ein Zeitgenosse jener Tage. Der „glänzende" Vorzug des seidenen Kleides anderen gegenüber trat ja auch sehr auffällig zu Tage. Garzonus, der um's Jahr 1659 sein Werk „?ik22» universale" herausgab, ruft auf S. 1055/6 desselben begeistert aus: „Seund nicht die Adelichen Weibspersonen viel schöner vnd lieblicher anzusehn in jhren seydenen Kleidern, darauff so viel Gold vnd köstliche Edelgestein gesetzet? Seynd jhre Angesichter nicht noch klärer bey der weissen Senden? Ist nicht ihr Aussehen ansehnlicher und gravitätischer, wenn sie in schwartzer Seide daher treten? Ist nicht die schöne liebliche Haut noch lieblicher bey der leibfarben Senden? Sehen nicht diese gleichsam himmlischen Nymphen freudiger aus bey der blauen Seyden? Muß man sich nicht höchlich verwundern, wenn sie in vermischter und widerscheinender Seyde daher treten? In Summa, muß man nicht bekennen, daß ein seidenes Kleid, es sey an Mann oder Weib, gegen einem wüllenen gläntze oder leuchte, wie der Tag gegen die Nacht?" Der gute Mann hat wohl unbestreitbar Recht, auch für die heutigen Verhältnisse, denn bis zur Stunde steht die erobernde Seide tonangebend

im Mittelpunkte des Kostümlebens. Sie hat Kriege heraufbeschworen und Völker an den Abgrund geführt. Seit dem 30 jährigen Kriege hat gerade die Seide die Industrie fast aller Länder in Anspruch genommen und selbst regierende Persönlichkeiten, z. B. Friedrich d. Gr. und Katharina von Rußland, zu ihren Vasallen gemacht. —

So ist die „königliche" Seide und der mit ihr getriebene Luxus schon so alt, daß der Glaube an eine Neuheit unseres Modehändlers auf ihrem Gebiete vor ihrer Geschichte nicht Stich halten^.kann. Das Gute ist eben „unverwüstlich".

Friede.

Von einem Optimisten.

— Europa, Winter 1.89s. —

Motto: . . . Ich spreche nicht von Adliismng. denn dies« «nute
sich nur schüchtern und langsam dewerlstelligcn lasse», ja ich rede nicht
einmal von der Frage de« obligatorischen Schiedsgerichte», »der man
lann und man sollte bald zu dem Resultat« gelangen, daß sich all«
Staaten solidarisch verpflichten, gegen Jenen vorzugehen, der zuerst
angreift,

. . . Wenn der Dreibund statt dreier Staaten alle Staaten in sich
aufnähme, wäre der Friede auf Jahrhunderte gesichert.

San Nemo, 7, Januar 1883,

A. Ülodel.

!« Zeiten der Dschingis-Chans, Tamerlans und Napoleons sind
vorüber. Die Begründung der Weltherrschaft eines Staates ist
heute ausgeschlossen. Eine solche war nur inöglich, so lange
zwischen dein Culturgrade der einzelnen Völker und zwischen ihrer Wehrkraft
ein wesentliches Mißverhältnis; bestand. Dieses Mißverhältnis; kam in
zweierlei Consequenzen zur Geltung. Entweder der culturell entwickelte Staat
wollte seine Herrschaft über die weniger entwickelten Völker ausdehnen; oder
die weniger entwickelten Völker wollten durch ihr Massengewicht die höhere
Cultur aus ihrer dominirenden Stellung verdrängen. Dies war der Kampf
zwischen der aufstrebenden Cultur einerseits, der zurückgebliebenen Cultur
oder Uncultur andererseits, nahm daher auch häufig deu beiderseits herrschenden
religiösen Glauben zum Feldzeichen.

Unter diesem Feldzeichen bekämpften sich die Völker auf Leben und
Tod, das Resultat war jedoch immer der allmähliche Sieg des höheren
Entwickelungsgrades, selbst dort, wo er materiell unterlag. Der weniger
cultivirte Sieger konnte sich dem Einflüsse der höheren Cultur des Besiegten
für die Dauer nicht entziehen und wurde selbst zu deren Träger.

Diesem Schauspiele begegnen wir zu allen Zeiten, und wenn sich heute
der Culturgrad eines Staates blos auf den höheren Grad der Wehrtraft
oder die größere Menge angesammelten Neichthums zu beschränken scheint.

^

so ist in Wirklichkeit dennoch der höhere Grad geistiger Entwicklung im Allgemeinen maßgebend. Die Behauptung, daß die großen Siege Preußens dem besseren Schullehrer zuzuschreiben sind, ist gewiß nicht völlig unbegründet. Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß der äußere Conflict Preußens durch den Gegensatz zum Ausbruch kam, der zwischen seiner inneren Entwicklung und jener Frankreichs bestand. Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, genügt ein Blick in die Geschichte Preußens von der Zeit des großen Kurfürsten angefangen, wie Carlyle sie uns so trefflich vor's Auge führt, einerseits — und anderseits ein Blick auf die Geschichte des Staates, mit welchem es in Conflict gerathen war.

Während in Preußen der fest auf einen Punkt gerichtete Wille des Herrschers alle innere» Kräfte auf die Erstarkung des Staates, somit auf die Sicherstellung der Zukunft concentrirt hat, wurden die Kräfte Frankreichs durch Bewegungen zersplittert, die meist in der Vergangenheit wurzelten und weder den augenblicklichen Bedürfnissen der civilisirten Welt, noch deren zukünftiger Entwicklung Rechnung trugen.

Der Sieg Preußens war der Sieg des Staatenthumes, dem alle Factoren innerer Entwickelung dienstbar gemacht wurden, vom Dynastismus hinunter bis zur Volksschule, war aber gleichzeitig der Sieg des Humanismus, welcher den Staat zwar zum einzigen Object der gesummten inneren Kraftentfaltung stempelt, ihn aber auch verpflichtet, die erlangte individuelle Einheit zu Gunsten der Summe dieser Einheiten, der Staatengesellschaft, in die Wagschale des Weltgeschickes zu werfen.

In Frankreich hingegen war das zweite Kaiserreich ein Anachronismus. Napoleon III. nahm den bei Waterloo gerissenen Faden der Politik Napoleons I. wieder auf, deren Grundprincip darin gipfelte, den Staat nur als Mittel zur Begründung der Weltherrschaft zu betrachten.

Wenn wir von Gegensätzen in der inneren Entwicklung der Staaten sprechen, so meinen wir damit nicht die Verschiedenheit der Regierungsform. Es kann zwischen einer absoluten Monarchie und einer Republik Übereinstimmung bezüglich der anzustrebenden Ziele herrschen. Maßgebend sind zwei Momente: die Emancipirung des Staates von der directen Einflußnahme außerstaatlicher Kräfte, und die Erhaltung des Gleichgewichtes aller inneren Kräfte durch die Alles überragende Staatsmacht.

Eine Staatsmacht, die nicht aufzukommen weiß gegen die Phantome einstiger staatsfeindlicher Mächte oder gegen den Traum einer zukünftigen internationalen, den Staat ignorirenden Verbrüderung der Menschheit, muß mit jenem Staate unbedingt in Conflict gerathen, dessen einziges Bestreben in der Erhaltung des Staates liegt, gepaart mit dem Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit, welche dieser Macht der Staatengesellschaft gegenüber obliegt, sobald sie nach Innen und Außen keiner materiellen oder spirituellen Macht unterthan sein will.

Wer immer in diesem Conflicte der jeweilige materielle Sieger bleiben mag, die Principien jenes Staates, der bei Wahrung seiner Individualität für die höhere Entwicklung der gesummten Menschheit kämpft, nnissen über Kurz oder Lang die Oberhand gewinnen.

Und somit hätte sich der blutige Kampf, der Millionen von Menschen Jahrtausende über Gut und Blut gekostet hat, für den allgemeinen Fortschritt der Menschheit als überflüssig erwiesen.

Der Gedanke liegt nahe, das Mittel zur Hintanhaltung feinerer ähnlicher Kämpfe zu suchen.

Sind wir einmal von der Wahrheit durchdrungen, daß die inneren Gegensätze der Grundprincipien, welchen die einzelnen Staaten huldigen, es sind, die den Krieg provociren, so sei das Auge der Friedensfreunde darauf gerichtet, diese inneren Gegensätze zu beseitigen.

Völlig selbstständige, auf gleicher Höhe der Civilisation stehende, zur Selbstvertheidigung nahezu gleich gut gewappnete Individuen werden ihre Kräfte nicht leicht gegen einander erproben wollen.

Es liegt somit im Interesse des Weltfriedens, daß die gesammte civilisirte Menschheit sich in Staaten gruppire, die mächtig genug sind, ihre Selbstständigkeit zu wahren. Der 8t»w8 yuo, das nti po83iä«ri8 civili« sirter Völker von heute wäre somit zwar anzuerkennen, jedoch hätte dieser Standpunkt blos zum Ausgangspunkte zu dienen, denn sonst wäre kein Fortschritt denkbar, und den» Rückschritte, den: Verfalle wären Thüren und Thore geöffnet. Zur Selbstständigkeit eines Staates gehört auch die Möglichkeit seiner Entwicklung aus eigener Kraft, da ja sein Verfall durch diese schlechterdings nicht ausgeschlossen werden kann,. Sowohl Entwicklung als Verfall des einzelnen Staates soll aber nicht auf Kosten der übrigen civilisirten Menschheit stattfinden können.

Vlos die Stellung, welche die Staatsmacht nach innen zu erlangen und zu entfalten vermag, sei der Gradmesser ihres Gewichtes in der Staatengesellschaft.

Wer zu Hause Ordnung hält, ist auch ein Factor der allgemeinen Ordnung. Wer hingegen die eigene Kraft durch innere Kämpfe zersplittert, kann auch nach außen gemeingefährlich werden.

So lange dies blos bei einem Staate zutrifft, ist die Abwehr für die anderen leicht. Man isolire ihn, und er wird verhungern oder im eigenen Fette ersticken.

Was verhütet werden soll, das ist eine Verschleppung des Krankheitsstoffes eines Staates in die anderen Staaten. Die Interessen-Solidarität der Staaten müßte moralischen Krankheiten gegenüber ebenso allgemeine Anerkennung finden, wie dies bei physischen Krankheiten bereits der Fall ist. Hier ist es, wo die internationalen Kräfte zur Geltung kommen dürfen und sollen.

Internationale Kräfte nennen mir jene nationalen, das heißt unter
dem Schutze des Staates entwickelten Kräfte des Individuums,
die über die Grenzen des Staates hinaus reichen und dem Staate dadurch
dienen, daß sie ihm auch seine internationalen Pflichten vor's Auge halten.
Dies sind Wissenschaft, Kunst und Arbeit, durch welche der Erde materielle
Schätze abgerungen werden, die ein Gemeingut der gesummten Menschheit
bilden.
Jeder Krieg ist für die Erhaltung dieses kostbaren Gutes verderblich,
und der Verlust, welchen dessen Gefährdung nach sich zieht, wird nur dann
aufgewogen, wenn der Krieg eben dessen Erhaltung zum Zwecke hat. In
diesem Falle ist der Krieg nicht nur kein zu vermeidendes Uebel,
er ist sogar ein Postulat des Gemeinwohles und soll möglichst
energisch geführt werden können.
Das Entbrennen eines unnützen, gemeinschädlichen Krieges kann nur
durch den Willen hintangehalten werden, keinen solchen Krieg zu gestatten.
Wünschen kann auch der Schwächste, wollen nur, wer stark ist. So-
mit ist die Erhaltung des Weltfriedens bedingt von der größtmöglichen
Machtentwicklung derjenigen, die ihn erhalten wollen.
Den Weltfrieden erhalten wird nur jener wollen, der durch den
Krieg mehr zu verlieren hat als zu gewinnen und sich dessen
bewußt ist.
Die Erweckung dieses Bewußtseins bei den Machthaber« der Erde ist
nur durch zwei Mittel möglich:
1. durch den Nachweis der Vortheile des Friedens;
2. durch den Nachweis der Gefahren des Krieges.
Für elfteren sorgt die theoretische und praktische Entwicklung einer
gesunden National-Oekonomie; für letzteren die Entwicklung der Zer-
störungskraft.
In beiden Beziehungen hat das letzte Viertel dieses Jahrhunderts
Großes geleistet, und das Resultat dieser Leistung ist die heute so
allgemeine Verbreitung der Friedensliebe.
Was einst wiederholt versucht ward, durch Begründung der Welt-
herrschaft eines Staates zu erreichen, soll heute durch die Verbindung
mehrerer Staaten angestrebt werden. Mehrerer Staaten und nicht aller
Staaten, denn nicht alle Staaten als solche haben durch Krieg mehr zu
verlieren als zu gewinnen.
Durch Krieg mehr zu verlieren als zu gewinnen haben nur jene
Staaten, deren materielle Selbstständigkeit allgemeine Anerkennung findet;
also Staaten, die reich genug sind, um keiner materiellen Unterstützung
durch andere Staaten zu bedürfen, und kriegstüchtig genug, um diesen
Reichthum zu vertheidigen. Solche Staaten haben das größte Interesse,
mit einander nicht in Kampf zu gerathen, daher eventuelle materielle
Gegensätze auf friedlichem Wege zu lösen. Schiedsgerichte, ob »ä doo

nominirt oder für alle Fälle principiell zwischen sich als höchste Instanz anerkannt, sind ein Postulat beiderseitigen Interesses, kommen jedoch besonders in letzterer Form einem Schutz- und Trutzbündnisse gleich.
Zu einem solchen kann aber kein Staat durch eine dritte Macht gezwungen werden, weder durch die platonische Oberhoheit des Pavstthums, wie dies im Mittelalter versucht ward, noch durch die ebenso platonische Autorität internationaler Friedens-Ligas, denen man heute das Wort spricht. Zur friedlichen Lösung obschwebender Differenzen können zwei Mächte blos durch die Ueberzeugung veranlaßt werden, daß ihr Kampf einen: Dritten zu Gute käme.
Je mehr Boden diese Ueberzeugung gewinnt, umso deutlicher tritt das Friedens-Interesse in den Vordergrund, und schließlich kommt das einzig wahre Princip, jenes der Solidarität solcher Staaten zur Geltung, deren Vornehmste Aufgabe in der Erhaltung der heutigen Weltordnung gipfelt.
Die erste Aeußerung dieses Principes war der Drang nach Großstaatenthum, in der einen oder der anderen Fonn, dessen erstaunliche Erfolge irrthümlich dein Nationalitäten-Principe zugeschrieben wurden.
Nachdem dem Drange zur Bildung von Großstaaten neuester Zeit in großem Maße entsprochen ward, wird dieser nunmehr durch den berechtigten Wunsch ergänzt, die erlangte Machtstellung für fernere Zeiten zu sichern.
Diesem Wunsche entsprechend sehen wir Großmächte sich mit einander verbinden, und die Abschließung von Defensiv-Allianzen zwischen den maßgebendsten Großmächten ist das charakteristische Merkmal unserer Zeit.
Die anerkannte und manifestirte Solidarität mehrerer selbstständiger Staaten bedeutet aber die Begründung einer Weltmacht, gegen welche sich alle Kräfte auflehnen müssen und werden, deren Bethätigung hierdurch ausgeschlossen erscheint.
Die Geschichte liefert den Nachweis, daß auch die gesündeste Richtung nicht lange oder doch nicht ewig eingehalten werden kann. Hierfür giebt es zwei Gründe, einen positiven und einen negativen.
Der positive Grund ist der Drang des unterdrückten oder auch nur anscheinend zur Passivität verurteilten Theiles der Gesellschaft nach ungebundener Freiheit und Macht. Der negative Grund ist das erschlaffende Sicherheitsgefühl, das sich derjenigen bemächtigt, deren Opferwilligkeit und Thatkraft allein im Stande war, die schützenden Schranken zu erhalten.
Wo immer ein Stück fruchtbaren Bodens gegen die Gefahr der fporadischen Ueberfluthung durch Errichtung von Dämmen erfolgreich geschützt ward, muß sich mit der Zeit Gleichgiltigkeit für die Erhaltung besagter Dämme bekunden. Man vergißt der Gefahr, weil es gelungen ist, sie zu beseitigen, und murrt gegen die Opfer, welche die Beseitigung erheischt.
Ueber die errichteten Dämme murren, sich ihrer Erhaltung entgegenstemmen werden alle Kräfte, die meinen, ihrer nicht zu bedürfen, besonders
'

aber jene, die sich in ihrer Betätigung durch diese Dämme beengt fühlen.
Diese Kräfte werden Alles aufbieten, um sich des unleidlichen Druckes zu entledigen, der auf ihrer Brust lastet. Gegen die verhaßte Gegenwart werden sie die Vergangenheit und Zukunft evociren; sie werden die Schatten verlorener, das Gaukelbild zukünftiger Mächte in das Spiel zu bringen trachten; sie werden Erinnerungen nationaler Größe erwecken und die Allmacht außerstaatlicher internationaler Verbrüderung als anzustrebendes, erreichbares Ziel hinstellen. Gegen die unüberwindliche materielle Macht werden sie ideale Mächte in's Feld führen, die Alles versprechen, weil sie nicht angehalten werden können, auch nur eine ihrer Versprechungen zu erfüllen.

„Und Neun ist Ems,
Und Zehn ist Kein«,
Das ist das Hezen-Einmal-EmL."
(Faust—Hexenküche.)

Schon der Bestand des Dreibundes hat diese Gegnerschaft provocirt, wie müßte dies erst der Fall sein, wenn Rußland und Frankreich oder auch nur eine dieser Mächte sich dem Dreibunde anschließt.

Der Dreibund als Kern des Solidaritäts-Princives aller maßgebenden Staaten ist ein Resultat, eine handgreifliche, mächtige Manifestirung des allgemein bestehenden Friedensbedürfnisses.

Um ein wirklicher Factor der Erhaltung dieses Zustandes zu sein, müssen die Friedensfreunde ihre Thätigkeit auf die Zukunft richten und dürfen sich nicht an der Gegenwart vergehen. Nicht „die Waffen nieder" sei somit ihr Schlagwort, sondern „hoch die Waffen, deren Bestand den Frieden erhalten kann und will."

Eigentlich handelt es sich heute nur um die Hintanhaltung eines Krieges.

Ohne uns die Rolle des Laubfrosches anzumaßen, glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß zwischen Großmächten für geraume Zeit überhaupt nur mehr ein Krieg möglich ist.

Dieser eine Krieg würde so ungeheuerlich wirken, es mühten durch diesen alle Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung derart erschüttert werden, daß keine Krone, kein Staat, ja keine gesellschaftliche Ordnung sicher ist, ihn überdauern zu können. Alles Bestehende würde in seine Atome aufgelöst werden, es bliebe von der heutigen Civilisation wohl nur ein Trümmerhaufen übrig.

Diesen einen Krieg unmöglich zu machen, ist der Wunsch der Schwachen, ist erfreulicher Weise auch der Wille der Starken. Die Aufgabe der Friedensfreunde besteht somit lediglich darin, im engen Kreise des bürgerlichen Lebens dahin zu wirken, daß allen wohlverstandenen Pflichten zur Kräftigung des Staates im vollsten Maße entsprochen werde.

Wie schon gesagt, sind die Zeiten der Dschingis-Chans. Tamerlans und Napoleons vorüber. Daß sie es sind, danken wir aber der Vertheidigungskraft einer Anzahl von Staaten, die nicht durch das Genie eines Feldherrn oder das Gewicht der Massen über Bord geworfen werden können. Die Vertheidigungskraft dieser Staaten beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht, durch welche ihr Machtverhältniß auf die natürliche Grundlage der ihnen in Wirklichkeit innewohnenden eigenen Kraft gestellt wird.

Das leichtfertige Anfachen und häusige Entbrennen von Kriegen war nur möglich, so lange der Krieg ein Handwerk war, und zwar ein einträgliches Handwerk für Männer verschiedenster Sorte. Generäle, die Titel und Ländereien anstrebten und erhielten; Lieferanten, die sich mit der Zeit Beides zu kaufen in der Lage waren; der Landsknecht, jener internationale Räuber von Beruf, der seinem Handwerk ungestraft obliegen konnte, sobald er sich in die Farben dieses oder jenes Fürsten gehüllt hatte; und schließlich Staatsmänner, die sich große Verdienste erwarben durch die Wiederherstellung des Friedens, den es ihrer hohen Politik seiner Zeit gelungen war, zu stören.

Dies waren die Zeiten des Werbersystems, das keine Landesgrenzen kannte, Zeiten, in welchen die Fürsten allein sich als Verkörperung der Menschheit und ihrer Interessen gerirten.

Wer sich mehr und bessere Truppen, den besseren Feldherrn kaufen konnte um Baargeld oder auf Credit, d. h. durch bessere Aussicht auf Beute, war bis auf Weiteres Herr der Situation. Es war dies die Zeit des Faustrechtes, gehandhabt von Raubrittern, Grafen und Fürsten, die sich gegenseitig bekriegten, um dann, wenn sie Sieger waren, ihre großgewachsene Kraft an den Nachbarfürsten zu erproben. Von Staaten und Menschheit war damals keine Rede.

Was hätten zu jener Zeit Romane wie „Die Waffen nieder" von Baronin Suttner, was hätten die abschreckenden Kriegsbilder eines Wereschtschagin zur Besänftigung der Kriegsfurien vermocht?!

Im Gegentheil! Die grausigsten Beschreibungen und bildlichen Darstellungen aller Gräuel des gestatteten Mordes, wie Bänkelsänger sie dazumal von Messe zu Messe trugen, haben nur dazu beigetragen, die Raub- und Mordlust Jener anzufachen, die vorzogen, ihr Leben im kurzen Kampfe auf's Spiel zu setzen, als sich dem täglichen, regelmäßigen, friedlichen Broderwerb zu weihen.

Die Welt war dazumal eben anders, und zwar aus dem einfachen Grunde anders, weil sie für die Menschheit, mit Ausnahme einiger Auserwählter, ganz unglaublich klein war. Auf einem höchst beschränkten Räume mußte man sich breitzumachen wissen, und darum gebrauchte man beider Ellenbogen nach Kräften. Krieg und Politik beschränkte sich zumeist auf den nächsten Nachbar und auf's Heute. Ueber diese hinaus war die Welt mit Brettern verschlossen.

Heute hingegen haben die geistigen Röntgen-Strahlen diese Bretter-
wand für Alle durchsichtig gemacht, die nicht den Vogel Strauß spielen
wollen und den Kopf im Sand begraben, um nicht durch die erhöhte Kraft
des Lichtes geblendet zu werden. Vor Allem sind es die geistigen und
materiellen Lenker des Weltgeschickes, die dem unabweislichen Einflüsse des
erweiterten Gesichtskreises Rechnung tragen.
Wenn Lord Tusserin als Botschafter Englands in Paris in einer
öffentlichen Rede sagen konnte: „Auf den Grenzen jedes Staates sollten
zwei Galgen errichtet werden, auf welche im Falle eines Krieges die beider-
seitigen Minister des Aeuheren und diplomatischen Vertreter aufzuknüpfen
wären," so ist dies der Ausdruck der Meinung der meisten Machthaber
der Erde.
Wenn zwei Staaten mit einander in Conflict gerathen, hat jedenfalls
einer derselben, wenn nicht beide, Unrecht. Dieses Unrecht bei sich zu
Hause aufzudecken, statt es durch Gewalt dem anderen Staate aufzudrängen,
ist die vornehmste Aufgabe des Staatsmannes, des Diplomaten. Kommen
sie dieser Pflicht nicht nach, so verdienen sie, laut obigen Ausspruches eines
hervorragenden Staatsmannes und Diplomaten, den Galgen.
Nach ausgefochtenem Kriege wird die neue Ordnung der Dinge durch
ein beiderseitiges Friedens-Instrument, mit oder ohne Betheiligung fremder
Mächte, wie es gewöhnlich heißt, auf ewige Zeiten festgestellt.
Dieses Friedensinstrument» wäre ebenso gut vor dem Kriege ?u ver-
einbaren gewesen, wenn die beiderseitigen Staatsmänner nicht blos das
gegnerische, sondern auch das eigene Unrecht im Auge gehabt hätten.
Allerdings wäre Keinem derselben durch die heutige Generation der
Lorbeer des großen Mannes gespendet worden, die Nachwelt hingegen würde
ihn zum Heros, zum Halbgott stempeln und als solchen verehren.
Wozu bedarf es da eines Schiedsgerichtes? Doch nur um dem,
seines Unrechtes bewußten Staate eine goldene Brücke zu bauen, auf welcher
er, unbeschadet der eigenen Würde, erleichterten Herzens den Rückzug an-
treten könnte.
Welche Verblendung, welche Sucht nach Schein-Erfolgen!
Als ob das freiwillige Eingestehen eines Irrthumes nicht tausendmal
würdiger wäre, als die Unterwerfung dem Urteilsspruche Anderer!
Weit besser als die Umkehr wäre das Nichtbetreten der falschen Bahn.
Hoch dem Staatsmanne, der dies seinem Vaterlande erspart; an den
Galgen Jener, der es bewußt verschuldet.
Unleugbar nimmt gegenwärtig diese Auffassung allenthalben überhand,
dort wenigstens, wo das Bewußtsein wirklicher Macht auch jenes der hier-
mit eng verknüpften Verantwortlichkeit wachruft.
Schon die Elemente, aus welchen die bestehenden großen Heere sich
zusammenfügen, und die Art und Weife der heute zwischen civilisirten
Völlen« geführten Kriege ist deren häufigem Auftreten hinderlich.

Nicht mehr Söldlinge stehen dein Söldlinge gegenüber, sondern gedrillte, gewaffnete Bürger, die zwar an Gehorsam, Begeisterung und Patriotismus ihren Vorgängern gewiß nicht nachstehen, aber der großen Triebfeder des Hasses derselben unbedingt entbehren.
Dieser Haß entsprang aus den Furien der Verzweiflung und der Gewinnsucht.
Heute ist das „kein Pardon" aus dem Wörterbuchs der Kriegsführung gestrichen, ebenso wie Plünderung und Raub.
Der Mann tödtet den Mann aus Pflichtgefühl, nicht aus Wollust.
Der Krieg hat allgemein den Charakter der Abwehr gewonnen und jenen des Raubzuges abgestreift.
Zur Vertheidigung des im Kriegsherrn verkörperten Vaterlandes und häuslichen Herdes ist der bewaffnete Bürger gewiß besser geeignet als der gedungene Söldling, aber für einen unberechtigten Angriff auf friedliche Bürger anderer Staaten ist er weniger zu gebrauchen. Nur das Bewußtsein der Unfehlbarkeit seines Kriegsherrn, der das Schwert nicht ziehen wird, ohne hierzu zur Selbsterhaltung gezwungen zu sein, macht aus dem Bürger den Helden.
Diese Unfehlbarkeit zu wahren, ist des Machthabers heiligste Pflicht.
Wo ist heute der Machthaber zu finden, der diese Pflicht vergessen könnte!
Erinnern wir uns des geflügelten Wortes Bismarcks über die Knochen des pommerschen Soldaten. Gewiß kein Träger einer wirklichen Macht wird heute die Haut auch nur eines seiner Unterthanen leichten Sinnes zu Markte tragen, ohne hierzu durch eine augenblickliche oder eine von seinem erhöhten Standpunkte aus im Voraus erkennbare zukünftige Gefahr gezwungen zu werden.
Diese zwingende Nothwendigkeit aber wird zwischen selbstständigen Staaten annähernd gleicher Kraftentwickelung täglich seltener und kann völlig verschwinden, wenn diese materielle Kraft nicht durch moralische Gegensätze erschüttert wird, die sich in deren Organismus von selbst entwickeln oder künstlich provocirt werden.
Weit gefährlicher als die äußeren Interessen-Gegensätze, die gewöhnlich auf Irrthum beruhen, sind für den Frieden auch heute noch die Gegensätze in der inneren Entwicklung der Völler.
Wohl sagt Tocqueville schon 1835, in seinein unvergleichlichen Werke „IH äönioоratis su ^msric^us": ?uu8 Is8 1isu8 äs raes, cks o1»88s. 6« pntris 8y ästsuäsnt, 1s Fr«n6 lisn 6s 1'vuiu»ints 8S rs88srrs," in der Praxis aber machen sich alle die genannten Bande noch fühlbar, theils mit Recht, theils mit Unrecht.
Das Herabstimmen, das Verleugnen der Bande, die das Individuum z. B. an das Vaterland fesseln, märe mit deni Aufgeben des Staatenthums gleichbedeutend, und man darf nie vergessen, daß die internationalen Interessen des Individuums blos durch den Staat erfolgreich

vertreten werden können, daß somit dem Staate umso mehr Garantien der Erhaltung gegeben werden müssen, je mehr Pflichten ihm die Wahrung und Förderung dieser Interessen auferlegt.

Der Staat steht dem Staate gegenüber, wie Individuum dem Individuum, und die Erhaltung seiner Individualität ist und bleibt die vornehmste Aufgabe, die heiligste Pflicht des Staatsbürgers, welcher er die eigene Individualität, sei sie persönlich oder collectiv, unterordnen muß.

Aber das sich Identificiren des Individuums mit der Individualität des Staates führt leicht zur gemeingefährlichen Uebertreibung, zum Chauvinismus, zu welchem, durch dessen Ueberhandnahme bei den Staatsbürgern, auch der Staat hingerissen werden kann.

Und dies ist der Ausgangspunkt jener Gegensätze, die sich zwischen verschiedenen Staaten durch die einseitige Entwicklung der inneren Kräfte heranbilden müssen.

Patriotismus ist das Band der'Liebe, das die Angehörigen desselben Staates an einander knüpft und zur Individualisirung der Völker führt. Chauvinismus hingegen ist der Ausdruck des Hasses, durch welchen sich ein Volk das andere, ein Staat den anderen entfremdet, was zwischen diesen schließlich zum offenen Kampfe, zum Kriege mit den Waffen führen muß.

Der Chauvinismus ist die crasseste Verleugnung der Solidarität der Menschheit, und während er einerseits die Verständigung zwischen Staat und Staat hintertreibt, vergreift er sich andererseits auch an der Individualität des Staates. Der Chauvinismus verhindert den Staat, seinen internationalen Pflichten gerecht zu werden, während er selbst Internationalismus treibt, indem er unter dem Vorwande von Blutsverwandtschaft und historischen, oft prähistorischen Erinnerungen gegen den eigenen Staat Verbindung mit Angehörigen fremder Staaten nachsucht.

Staats-Chauvinismus, d. h. der Chauvinismus der Bürger eines Staates der gesammten übrigen Menschheit gegenüber, hat noch eine gewisse logische Begründung, weil er das Vaterland mit einen,, wenn auch trügerischen Heiligenschein umgiebt, aber der Chauvinismus einer Nationalität anderen Nationalitäten desselben Staates gegenüber ist nicht nur ein Verbrechen, er ist auch unlogisch.

Den Staat als Machteinheit höher zu halten als die gesammte übrige Menschheit, kann noch als Patriotismus gelten, wenn auch als kurzsichtiger, aber der Nationalitäten-Chauvinismus ist ein Attentat gegen den eigenen Staat, er ist einfach Selbstmord.

Daß eine Nationalität, sowie eine Klasse, in den meisten civilisirten Staaten, trotz der überall anerkannten Gleichheit vor dein Gesetze, auch heute noch die Oberhand besitzt, ist unvermeidlich. Es ist dies mit den Traditionen, vielleicht mit der Entwicklungsgeschickte des Staates eng verknüpft und dürfte die natürliche Folge der Dienste und Opfer sein, die von der

herrschenden Race oder Klasse für die Nildung und Erhaltung des Staates geleistet und gebracht worden sind.

Und diese Oberhoheit ist nicht nur historisch begründet, sie kann auch ein Postulat des richtig verstandenen Opportunismus, sie kann auch Pflicht sein dem Staate gegenüber, dessen Erhaltung die vornehmste Aufgabe aller Staatsbürger ist. So lange eine Race oder Klasse das begründete Bewußtsein hat, allein im Stande zu sein, den durch sie errichteten Staat zu erhalten; so lange unter und außer ihr sich keine Kraft entwickelt hat, deren Leitung das Staatswohl gefahrlos überlassen werden könnte, darf die herrschende Nace oder Klasse die Zügel nicht aus der Hand fallen lassen.

Daß die übrigen Staatsbürger heute an allen Früchten Betheiligung suchen, auch wenn sie den Baum weder gepflanzt noch gehegt haben, ist verständlich; ebenso verständlich aber ist es, daß das Mittel zur Verwirklichung dieses Wunsches blos darin besteht, ihrerseits den Nachweis zu liefern, daß sie gleiche Liebe, gleicher Opfermuth und gleiches Verständnis; nn's Vaterland kettet, wie jene, mit denen sie gleiche Rechte beanspruchen.

Daß also eine Nationalität, weil sie zu Hause nicht absoluter Herr ist, für sich hieraus das Recht vindicirt, gegen den Staat, dem sie angehört, die Vundesgenossenschaft außerhalb des Staates lebender Blutsverwandter nachzusuchen, ist ebenso Hochverrach, als wollte eine Klasse in internationale Verbindungen treten, weil sie sich zu Hause als der ihr gebührenden Herrschaft beraubt erachtet.

Was würde der heutige Fortschrittler zu einer internationalen Liga der Ritterschaft sagen? Was sagt er zu der Möglichkeit einer internationalen Liga des Capitals, der Arbeit, der Presse oder einer Confession?

Die von Tocqueville constatirte Lockerung der Bande von Race und Klasse ist ein Zeichen des Fortschrittes unserer Zeit; um aber dein großen Bande der Menschheit zu dienen und nicht zum Factor des Rückschrittes zu werden, muß diese Lockerung sich zu Gunsten des Staates vollziehen.

Der Weltfriede sowohl als der Bürgerfriede ist von der Erhaltung des Staatenthums bedingt.

Die einzige internationale Liga, deren Bestand und Entwicklung dem Bestände und der Entwicklung der Gesellschaft völlig entsprechen kann, ist jene der Staaten. Jede das Staatenthum ignorirende internationale Verbindung von unter dem Schutze des Staates lebenden Individuen aber ist ein Attentat gegen die Menschheit.

Die Bedürfnisse unserer Zeit manifestiren sich in zwei Bewegungen. Beide sind auf die Emancipation des Individuums vom übermäßigen Drucke einer localen BetlMigung der centralen Staatsgewalt gerichtet, find

aber in der Wahl des Mittels wesentlich von einander verschieden. Die
erste Bewegung, kurz als Internationale zu bezeichnen, ist bestrebt, die
Grenzen des Staates, durch welche das Individuum in der Verfolgung
seiner internationalen Interessen gehemmt wird, zu durchbrechen; die
andere beschränkt sich darauf, das Eingreifen der centralen Staatsmacht in
locale Interessen der Staatsbürger zu verhindern.
In ihrer weitesten Consequenz müßte die erster« Bewegung zur Ent-
staatlichung der Menschheit führen und ist Utopie. Um praktisch zu sein,
muß sie sich begrenzen und bei der Verschmelzung kleiner
Staaten in den Großstaat stehen bleiben.
Die internationalen Interessen des Individuums kommen im Groß-
staate in doppelter Weise zur Geltung: 1. fallen durch diese die Schranken
der vielen kleinstaatlichen Marenzungen, die der Entwickelung ihrer inter-
nationalen Interessen hinderlich sind; 2. kommen durch die große Macht-
entfaltung, deren der Großstaat fähig ist, diese Interessen nach außen
kräftiger zur Geltung.
Um jedoch der Anforderung des Individuums, in der Verfolgung
seiner Interessen möglichst ungehindert zu sein, voll zu entsprechen, muß
der Großstllllt auch der anderen modernen Bewegung, dem Drange nach
Autonomie Rechnung tragen.
Wenn es einerseits im Wesen des Großstaatenthums liegt, alle inneren
Kräfte in seiner Hand zu concentriren, um nach außen als große indivi-
duelle Einheit seinem Worte das nöthige Gewicht zu verschaffen, so liegt
es andererseits gleichfalls in seinem Wesen, diese Kräfte sich innerhalb
seiner Grenzen nach Möglichkeit entwickeln zu lassen.
Die individuelle Freiheit, welche der Großstaat seinen Staats-
angehörigen dadurch sichern kann, daß er sie nach außen zu vertheidigen
im Stande ist, darf er im Innern nicht hindern wollen.
Je größer der Staat ist, um so fähiger ist er, die individuelle Ent-
wickelung seiner Bürger gegen das Eingreifen fremder Mächte zu schützen;
aber auch desto unfähiger, diese Entwickelung vom Centralsitze
seiner Allgewalt bis in die entferntesten Winkel seines Gebietes
activ zu fördern.
Das „Alle für Einen" muß im Großstaate zur vollen activen Geltung
kommen, das „Einer für Alle" hingegen muß auf die passive Rolle des
Sich-Entwickeln-Lassens beschränkt werden.
Nur durch die genaue Scheidung des allgemeinen Staatsinteresses von
den vielen rein localen Interessen der Staatsangehörigen vermag der Groß-
staat den Anforderungen zu entsprechen, für welche er geschaffen wurde.
Wie die Decentralisation der Staatsinteressen, so mühte
auch die Centralisation der Local-Interessen zum Untergange
des Großstaatenthums führen.

Die Gefahren, welche der Local-Egoismus, der sogenannte Particular-
Patriotismus für den Bestand und die Machtstellung des Gesammtstaates
im Gefolge hat, finden in der Centralifation der Wehrkraft und der Ver-
tretung nach außen die nöthige Remedur.
Die Gefahr, die allgemeine Entwickelung aller inneren Kräfte eines
Staates durch die unberufene, unheilvolle, weil nothwendig einseitige Ein-
mischung der Centralgewalt gehemmt zu sehen, kann nur durch die Locnli-
sirung der Localinteressen, d. h. durch die gröhtnlögliche Autonomie beseitigt
werden.
Die Interessen von Individuum und Staat sind hier in vollster
Übereinstimmung. Die Freiheit des Individuums und die Macht des
Staates werden beide durch Kräfte gefährdet, die darnach trachten, Staat
im Staate zu werden.
Die Hintanhaltung des Clique-Wesens ist es, die Beide anzustreben
haben; in dieser Bestrebung soll Individuum und Staat seitens der
Friedensfreunde Unterstützung finden.
Hier öffnet sich ein weites Feld für eine ersprießliche Thätigkeit der-
selben. Nicht auf die Vermittlung bei eventuellen äußeren
Conflicten der Großmächte sei ihr Auge gerichtet; worauf sie
sich mit voller Kraft zu werfen haben, das fei die Verhütung
von Anlässen dieser Conflicte, deren Urgrund doch immer in der
unharmonischen Entwickelung ihrer inneren Kräfte zu finden ist.
Jener Staat, dessen äußere Machtstellung nicht durch Reibungen seiner
inneren Kräfte geschädigt wird, bedarf keines Krieges, um sich im inter-
nationalen Concerte Geltung zu verschassen, während es andererseits keinem
Staatsbürger beikommen wird, an eine äußere, ob staatliche, ob anti-
staatliche Macht zu appelliren, so lange der eigene Staat ihm nach bestem
Wissen und Gewissen gerecht wird.
Allen Aeußerungen des individuellen Egoismus sollen die Friedens-
freunde, jeder bei sich zu Hause, mit Wort und Schrift entgegentreten,
ilnd der Gesammtegoismus des Staates gegen den Staat wird nicht die
acute Form des Krieges annehmen können.
Nicht „die Waffen nieder" sollten die Friedensfreunde zum Schlag-
worte erheben, sondern: „nieder mit den Scheingründen, den Schein-
interessen, welche die selbstständigen Großmächte miteinander in Hader
bringen könnten", dies sei ihr Wahlspruch.
Die Scheingründe und Schein-Interessen, durch welche Staaten mit-
einander in Kriege verwickelt werden könnten, sind aber Producte ein-
seitiger innerer Entwickelung.
Um einige Beispiele anzuführen, erwähnen wir die heute allenthalben
bemerkbaren Bewegungen des Agrarierthums, des Schutzzolles, des Bimetallis-
mus, die den schroffsten Gegensatz zum wirklichen Bedürfnisse,
zur Internationalisirung aller materiellen Interessen bilden

Friede. 62
In einem Staate hat sich der Ackerbau, im anderen die Industrie
unverhältnihmäßig entwickelt, im dritten Staate die Silberproduction.
Die Ueberproduction auf einem dieser Gebiete führt zum Drange nach
künstlicher Beschützung derselben.
Das Correctiv liegt jedoch im Gegentheile der gewünschten schütz«
zöllnerischen Maßnahmen; in der Möglichkeit des unbeschränkten, dem wirk-
lichen Werthe entsprechenden Austausches aller dieser Produkte.
Selbst der vorübergehende Nachtheil einer Werthverminderung des be-
treffenden Export-Artikels wird durch die gleichzeitige Werthverminderung
aller Import-Artikel aufgehoben. Wo der Staatsbürger durch die Ueber-
fluthung mit fremden Concurrenz-Producten in Wirklichkeit geschädigt wird,
geschieht dies blos, weil die Vertretung fiscalischer Interessen mit der
wechselnden Productions-Newegung nicht Schritt hält.
Die Besteuerung hat das Gleichgewicht herzustellen, das im Säckel
des Staatsbürgers gestört wird, sobald seine Einnahmequellen sich durch
fremde Concurrenz vermindern. Der Fiscus darf heute nicht fordern, was
er gestern mit Recht gefordert hat, wenn der Steuerzahler aus derselben
Quelle heute unmöglich so viel einnehmen kann, als er gestern eingenommen
hat; andererseits ist aber der Fiscus vollberechtigt, heute dort mehr zu be-
anspruchen, wo dem Steuerzahler der Genuß nicht von ihm erzeugter Güter
um geringeren Preis erreichbar geworden ist.
Die Stabilität gewisser Steuersätze ist ein Haupthinderniß
der gerechten Steuer-Vertheilung.
Allerdings werden hiermit an die Gestion fiscalischer Interessen un-
geheuere Anforderungen gestellt, aber diese Anforderungen sind nur billig,
denn der Staat ist dazu da, um rechtzeitige Vorkehrungen zu treffen, deren
Notwendigkeit und Tragweite der einzelne Steuerzahler nicht in der Lage
ist zu erkennen, zu ermessen.
Zum Grundprincipe jeder gesunden Steuervertheilung sollte der Zehnt
erhoben werden. Ein x-beliebiger Theil des wirklichen Prosites, welcher
dem Haushalte eines jeden Steuerzahlers aus der Bilanz aller seiner
Einnahmen und Ausgaben erwächst, bildet den vollberechtigten An-
spruch des Staates auf seinen Säckel.
Heute sind seine Einnahmen, morgen seine Ausgaben mehr zu be-
lasten, je nachdem die einen zugenommen oder die anderen abgenommen
haben. Unleidlich erscheint nur jene Steuerlast, die nicht auf
einem thatsächlichen Vortheile beruht, der dem Steuerzahler aus
seiner Staatsangehörigkeit erwächst.
Blos durch die streng wissenschaftliche Handhabung der Steuerver-
theilung, welche Rücksicht auf den fortwährenden Wechsel des Verhältnisses
zwischen Production und Consumtion nimmt, kann durch Anwendung bald
der directen, bald der indirecten Steuer das Interesse des Steuerzahlers
gewahrt werden.
Nord und Süd, I.XXXI, 241, 5

Dort nehmen, wo am leichtesten gegeben, und nicht dort, wo
am leichtesten genommen wird, dies sei der Wahlspruch der siscalischen
Organe aller Staaten, und ihre ökonomische Solidarität wird ebenso
erwiesen sein, wie ihre politische es heute schon ist.
Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, welch' unermeßliche Dienste die
internationalen Friedens-Ligas der Menschheit erweisen könnten, wenn sie
ihre volle Kraft auf dieses Gebiet werfen wollten.
Ein jedes ihrer Mitglieder sollte durch Eid oder Handschlag verpflichtet
werden, bei sich zu Hause, auf legalem Wege mit Wort und Schrift dahin
zu trachten,
I. daß in der inneren Entwickelung ihres engeren Vaterlandes Alles
vermieden werde, was den einheitlichen Charakter der Grohstaaten und ihre
Machtstellung nach außen vermindern könnte; daß somit die Particular-
Interessen der Vestandtheile großer Staaten den Interessen ihrer Groß-
machtstellung untergeordnet werden, um deren möglichst schlagfertige Wehr-
kraft zu erhalten und zu fördern;
II. daß die Großstaaten im Interesse der eigenen Machtstellung an-
gehalten werden, der Entwickelung aller inneren Kräfte durch übergroße
Centralisation in der Behandlung localer Fragen nicht hindernd in den
Weg zu treten. Mit einem Worte: daß der Egoismus der Vestandtheile
eines Großstaates nicht durch Particular-Chauvinismus, der Egoismus der
Staatsmacht nicht durch centralen Chauvinismus großgezogen werde, daß
somit die einzelnen Vestandtheile einer Großmacht sich nicht gegen die
harmonische Entwickelung' dieser Großmacht, die einzelne Großmacht sich nickt
gegen die harmonische Entwickelung der Solidarität aller Großmächte auf-
lehnen könne.
Wie aber hätte der Kleinstaat sich dieser großstaatlichen Solidarität
gegenüber zu stellen?
Zwei Fehler haben sich in die bisherige Thätigkeit der Friedensfreunde
hineingeschlichen, die sie eher als subversive, staatsfeindliche Clique erscheinen
lassen, denn als Elemente der Erhaltung.
Den ersten dieser Fehler waren wir im bisher Gesagten beflissen auf-
zudecken, er besteht in der Verbindung des großen Zweckes der Friedens-
sicherung mit dein Verlangen nach Abrüstung. Der zweite Fehler liegt
darin, als berechtigte Einheit der menschlichen Gesellschaft das
Volk hinzustellen und nicht den Staat.
„I^e» Nation» vßuvßnt proty^tsr eolitr« I«8 aetes eontrnire» a
1» irmrals ou »v. 6roit, »ecoiupli» uar I'uue cl'eotre e1>68, st retuLer
6vLlltlis1l«in6„t 6ß oontinner aveo slls 6s8 relation» rsßulii>r68."
„1,68 N3,tion8 ont 16 droit cl'aecroäiwl auvli)8 6'llll Ntat hui
oau86 pr^uäicL ü autiui v»r Iß ßÄ8ni!lÄ^s cls 368 I688uurc:e8 c»u czui

ulß»ui8S on normet Is ma88aere a'une partie 6s ««8 uaditantz, nn
couzeil 6e ^eraues, äont Is8 vouvoir8 et 1e8 iininnnitS8 8sront 66-
termin68 var un traits international."
(Oo6s vote v»r 1e <üon^rö8 cks Lnä»ns8t.)
Was unter „Nation" zu verstehen ist, wird mit folgendem aus-
gedrückt: „I^a Population ä'uns oolouie lormöe ä'inäiviäu8 »upartenant
ä uns uatiou polioee ,i ls äroit cks roclainsr 8on antonomis ot äs
86 con8tituer en Nation inäöpeuäante."
Somit hätte „Nation" zwei Bedeutungen, die mit einander im Wider-
spruche stehen.
Nation heißt einerseits eine Gruppe von polizeilich organisirten Indi-
viduen, also Staat; und andererseits eine Gruppe von Individuen, die
erst das Recht beansprucht, einen Staat zu bilden.
Es wird für die Nation das Recht vindicirt, bei bestehenden Staaten
einen Oon8eil äs ßöranoe zu beglaubigen.
Für welche Nation? Für jene, die sich bereits in einen Staat ab-
gegrenzt hat, oder auch für jene, die erst daran geht, einen Staat zu
gründen?
Es kann hier gewiß nur der bereits bestehende Staat gemeint sein;
warum diesen mit dem Namen „Nation" bezeichnen?
Und selbst als Staat hat eine als solcher anerkannte Gruppe von
Individuen in Folge ihrer Selbstständigkeit noch nicht sofort das Recht er-
worben, auf das Gebühren eines anderen Staates Einfluß zu nehmen.
Dieses Recht entspringt für einen Staat erst durch den gelieferten Nach-
weis der Staatengesellschaft gegenüber bereits geleisteter Pflichten oder
mindestens des guten Willens, gepaart mit der Befähigung, sich diesen
Pflichten zu unterziehen.
Von Nation, Volk, d. h. einer Gruppe zusammengewürfelter Indi-
viduen, selbst wenn sie ihre Zusammengehörigkeit aus freiein Willen
manifestirt haben, kann völkerrechtlich wohl kaum mehr die Rede sein, als
z. B. von einer noch so mächtigen Priuatfamilie.
Wie eine Dynastie, so ist auch eine Nation an den Staat gebunden;
hat sie diesen verspielt, so ist sie völkerrechtlich gleich Null.
Als Einheit in der menschlichen Gesellschaft kann das Voll in diesem
Sinne gewiß nicht gelten; diese Einheit ist und bleibt der Staat, so lange
man dein Staatenthum, der Staatengesellschaft nicht die Eristenzberechtignng
absprechen will.
Die in Wirklichkeit bestehenden, völkerrechtlich anerkannten Staaten
würden wir in drei Kategorien eintheilen:
I, Großstaaten, die mächtig genug sind, um die eigene Selbstständigkeit
zu wahren und jene anderer Staaten zu garantiren.

II. Staaten, deren geographische Lage oder deren z. B. aus Colonial-
besitz stammender Neichthum einer fremden Garantie zur Erhaltung der
eigenen Selbstständigkeit nicht bedürfen, wenn sie auch nicht in der Lage
sind, für jene anderer Staaten einzutreten.
III. Staaten, die sich selbstständig nur erhalten können, wenn sie von
außen geschützt werden.
Ueber die Aufgaben der Staaten I. Kategorie nach innen und außen
haben wir uns im bisher Gesagten geäußert. Staaten der II. Kategorie
können im wohlverstandenen Interesse der Gesammtheit füglich sich selbst
überlassen werden, so lange sie nicht durch Unterstützung gemeingefährlicher
Doctrinen oder mit den Anforderungen des Humanismus unvereinbaren
Mißbrauch in der Wahrung ihrer Colonial-Interessen mit dem Gesammt-
Interesse in Widerspruch gerathen und so drohen, das von Anderen mit
Mühe und Opfern geschaffene Werk der Solidarität des Staatenthums zu
gefährden.
So wäre z. V. die Gewährung eines unbeschränkten Asylrechtes für
Individuen, die von irgend einem Staate gemeingefährlicher Umtriebe
wegen verfolgt sind, oder die Aufrechthaltung von Sklaverei und Sklaven-
handel begründete Motive eines internationalen oder besser gesagt: inter-
staatlichen Einschreitens gegen dieselben.
Die Staaten der III. Kategorie aber sind es, mit denen wir uns
hier näher zu beschäftigen haben.
Ein Staat, der materiell aus eigner Kraft nicht nur Nichts für
das Gesammtinteresse der in selbstständigen Staaten gruppirten Menschheit
zu leisten im Stande ist, aber nicht einmal vermag, die eigene Indi-
vidualität zu wahren, ist in der richtigen Bedeutung des Wortes eigentlich
gar nicht ein Staat. Es ist dies eine Gruppe von Menschen, die durch
Umstände meist zufälliger Natur aus der großstaatlichen Gruppirung der
Menschheit herausgefallen sind oder durch das Mißverstehen der vornehmsten
Interessen und Pflichten ihre staatliche Organisation nicht gehörig zu be-
gründen, nicht nachhaltig zu uertheidigen vermochten.
Stellen wir uns z. B. eine Sekte vor oder eine philosophische Schule
oder eine Kunstgenossenschaft, die ohne Anlehnung an irgend einen geo-
graphisch begrenzten, materiell, d. h. durch Gesetz und Heer vertheidigten
Staat, es sich zur Aufgabe gestellt hat, für die Beglückung der Menschheit
selbstständig zu wirken. Gewiß bleibt ihnen das unbenommen, so lange
die in Staaten gruppirte Menschheit es zuläßt, und diese kann es nicht
nur getrost zulassen, sie kann und wird die hohen Zwecke solcher Genossen-
schaften sogar mit Freuden und Begeisterung fördern, so lange sie das
Bewußtsein hat, materiell durch diese Genossenschaften nicht dazu gezwungen
werden zu können.
Aber mit dem Augenblick, als eine solche, wir möchten sagen, auf
rein ethischen Kräften beruhende Genossenschaft sich der menschlichen Ge-
^v

sellschaft mittelst materieller Gewalt aufdrängen will, hat sie aufgehört, die
Rolle des schutzbedürftigen Förderers menschlichen Wohles zu sein; sie tritt
als Streiter auf, der mit der Waffe in der Hand anderen Streitern
gegenüber nur so viel gilt, als sie sich durch Gewalt erkämpfen kann.
Diesem gegenüber hat die Gesellschaft sich zu vertheidigen und wird
es thun durch den Staat, sobald die Solidarität des Staatenthums mit
jener der Menschheit als identisch anerkannt ist.
Im besten Falle ist der Staat IH. Kategorie berechtigt, darauf An-
spruch zu machen, als eine dieser ethischen Menschengruppen zu gelten,
trotzdem er zufällig auch ein begrenztes Stück Grund und Boden sein
Eigen nennt.
Diese Staaten, oder besser: diese Korporationen, höchstens Gemeinden,
verdanken ihre Selbstständigkeit lediglich dem guten Willen der anderen
Mächte und sollen gegen deren Solidarität, von welcher ihre Existenz be-
dingt ist, in keiner Weise störend eingreifen können.
Hier ist den Friedensfreunden Gelegenheit geboten, auch
den Traum der Abrüstung, wenn auch in beschränktem Maße,
zur Realität werden zu lassen.
Staaten, deren Selbstständigkeit nur durch die Wehrkraft anderer
Staaten erhalten werden kann, bedürfen keiner eigenen Wehrkraft; diese
wäre somit auf ein für die Erhaltung der inneren Ordnung nothwendiges
Minimum zu zu beschränken. Es werde ihnen freigestellt, ihren heutigen
Bestand unter die Garantie der Staatengesellschaft zu stellen und sich unter
der Bedingniß der Abrüstung neutralisiren zu lassen; oder auf der Er-
haltung und Entwickelung der eigenen Wehrkraft zu bestehen und auf die
Garantirung ihres Besitzstandes seitens der anderen Mächte
zu verzichten.
Ist das Bedürfnis; nach Abrüstung wirklich so groß, wie die
Friedensfreunde behaupten, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß
die Kleinstaaten III. Kategorie mit Freuden auf ihre Neutralisirung ein-
gehen werden, die ihnen gestattet, ohne eigenes Zuthun, ohne für die nutz-
lose eigene Wehrkraft Opfer zu bringen, für die materielle und moralische
Entwickelung der Menschheit im eigenen Bereiche ungestört zu wirken.
Wollen sie aus dieser behaglichen, gesicherten Einzel-Existenz heraus-
treten und sich am fortschrittlichen Gange der Staatengesellschaft selbst-
ständig betheiligen, so stehen ihnen zwei Wege offen: Entweder sie schließen
sich einer der bestehenden Großmächte an, oder sie trachten, mit anderen
Kleinstaaten eng verknüpft, einen neuen Großstaat zu bilden. In beiden
Fällen wären sie genöthigt, einen Theil der ihnen eigenen
Freiheit für die gewonnene Betheiligung an der Macht zum
Opfer zu bringen. Sie müßten dem Particular-Patriotismus, den
Traditionen der eventuellen Racen-Identität ihrer Bevölkerung entsagen

und aufgehen im Gesmnmtpatriotismus eines bestehenden oder erst zu gründenden Gesammtstaates.

Sollten sie jedoch vorziehen, die eigene Individualität zu erhalten, unter der einzigen Bedingung, diese nicht im Gegensatze mit den solidären Interessen der Staatengesellschaft geltend zu machen, sollte insbesondere die Menge der garcmtirten Neutralitätsstaaten zu große Proportionen annehmen, und den Großstaaten auf unabsehbare Zeiten zu große Opfer auferlegen, für welche ihr streng friedliches Gebahren erkauft werden müßte, dann käme eine neue Frage auf die Tagesordnung, die Frage der Betheiligung der Kleinstaaten an den für sie gebrachten Opfern.

Der Proceß der Großstaaten-Bildung würde in diesem Falle seinen natürlichen Verlauf nehmen. Die Kleinstaaten würden sich genöthigt sehen, mit Gut und Blut für die Erhaltung der Gesammtheit einzutreten, und würden selbstverständlich verlangen, nunmehr auch an der Macht betheiligt zu werden, zu deren Erhaltung sie beitragen müssen.

Läuft mit dieser Bewegung auch die Befriedigung des anderen Bedürfnisses der Menschheit parallel, nämlich die berechtigte Entwiäelung der Autonomie, so steht nicht zu befürchten, daß die freiwillige Einschmelzung kleiner Staaten in das Gebiet des einen oder des anderen seiner großen Nachbarn zwischen diesen Eifersucht erregen müßte.

Sobald das friedliche Aufgehen eines Kleinstaates in einem Großstaat für letzteren nicht mehr bedeutet, als die Vermehrung seiner Pflichten nach innen und außen; sobald der auf diefe Weise vergrößerte Staat den ihm neu zugekommenen Besitz nicht in der Lage ist als Colonie zu behandeln, die von der Centralmacht nach Herzenslust ausgebeutet werden kann; sobald ein Großstaat durch den ihm gewordenen Gebietszuwachs auch die Macht mit einer Bevölkerung wird theilen müssen, die ihm bisher fremd und gleichgiltig war; sobald dieser Zuwachs nichts Anderes ist als die Ausdehnung des Vermaltungsgebietes mit der Aufgabe, ihn nach außen zu verth eidigen; wird der eine Großstaat dem andern diesen Zuwachs gewiß nicht mißgönnen und eher darauf bedacht sein, diese neue Last von den eigenen Schultern abzuwehren.

Es wird somit das Gegentheil dessen zu beobachten sein, was bisher Annexionen hervorgebracht haben; es wird nicht für einen Gebietszuwachs gekämpft werden, und eine der größten Ursachen internationaler Kriege hat aufgehört, die Welt zu beunruhigen.

Einen Krieg wird es allerdings immer noch geben, den Krieg der höheren Cultur gegen die weniger hohe; den Krieg jener Kräfte, die das Gemeingut der Menschheit, den Erdball, besser zu verwerthen wissen als andere; den Krieg der Colonisirung, des Welthandels, der Industrie. Aber dieser Krieg, wenn er auch Opfer heischen, wenn er auch schwächliche Pflanzen, vielleicht duftende Blüthen grausam zertreten wird, ist mindestens

kein Krieg des entwickelten Menschen gegen den gleich entwickelten Menschen.
Es ist dies ein Krieg ähnlich dein Kampfe, welchen der Mensch ununter-
brochen gegen die Thierwelt gekämpft hat, der dazu führen wird, den
Zähmbaren zu zähmen, für die Gesammtheit nützlich zu machen, den Un-
bezähmbaren aber zu verdrängen, zu vertilgen. Es ist dies der Krieg
der geistig Starken gegen jene, die blas körperlich stark sind; der im
geordneten Staate verbundenen geläuterten Menschheit gegen jene, die
die Nothwendigkeit der Bermittelung des Staatenthums nicht
anerkannt haben oder nicht zu respectiren gewillt sind; der
Krieg der gesellschaftlichen Ordnung gegen Räuber, Diebe oder Schwäch-
linge; der Krieg des Gesammtwohles gegen den behäbigen, kurzsichtigen
Egoismus desjenigen Theiles der Menschheit, der da meint, sich ohne
Rücksichtnahme auf Andere ewiglich selbst zu genügen.
Die Gefahren der Vergewaltigung der gesammten ciuilisirten Welt
durch einen ciuilisirten Staat sind geschwunden.
Nicht mit dieser hat heute der Politiker von Fach und der Welt-
beglückungs-Dilettant zu rechnen.
Der gewappnete Friede ist eben Friede, und zwar der einzige
Friede, der Aussicht auf Dauer hat.
Die möglichst große Heeresmacht eines Staates wird, so lange sie auf
die Bewaffnung der eigenen Bürger beschränkt ist, durch die gleichzeitige, auf
derselben Basis entwickelte, möglichst große Heeresmacht anderer Staaten
wettgemacht und ist keine Bedrohung des Friedens.
,(5i» Messer in des Mndes ^cmd,
O welch' ein großer Unverstand" —
ist zutreffend, aber von einem seiner Sinne mächtigen, seiner Kraft be-
wußten, entwickelten Mann ist nicht vorauszusetzen, er werde sofort auf
seinen Nachbar schießen, sobald er ein Gewehr in Händen hat.
Wer sein Auge krampfhaft auf einen Punkt richtet, verfällt leicht in
Hallucinationen; Hallucinationen sind die Gefahren, deren Grund die
Friedensfreunde im Bestehen großer Heere zu erkennen glauben.
Durch die heilte bereits vielfach anerkannte Solidarität des Staaten-
thums gegenüber den staatsfeindlichen Bestrebungen aller subversiven Elemente
innerhalb und außerhalb des Staates werden die sonstigen idealen oder
egoistischen materiellen Interessen, durch welche die Staaten mit einander
in Conflict gerathen könnten, in den Hintergrund gedrängt.
Nicht diesen Conflict hätten die Friedensfreunde immer wieder als
drohende Gefahr hinzustellen; sie hätten den Teufel, der nur in ihrer Ein-
bildung besteht, nicht herauf zu beschwören, nicht an die Wand zu malen.
Was sie zu thun haben, ist: die Wege des Teufels zu durchkreuzen.

Diese Wege zu erkennen, ist heute leichter denn je; sie sind einfach
gegen Alles gerichtet, was die Erhaltung, den Fortschritt der heutigen Civi-
lisation zu schützen vermag, gegen alle Grundpfeiler der gesellschaftlichen
Ordnung.
Dort, wo der offene Kampf gegen die bestehende Macht, wo der Sturm
gegen die wohlvertheidigte Festung nicht möglich ist, beginnt die Minir-
arbeit.
Es wird der Menschheit glauben gemacht, die Gefahr der lieber«
fluthung sei geschwunden, die errichteten Dämme seien überflüssig; die Opfer
für ihre Erhaltung ein unmotivirtes Verlangen, das den ökonomischen Fort-
schritt der einzelnen Völker, der gesummten Menschheit unmöglich macht.
Es wird behauptet, die vorgeschrittene Menschheit bedürfe heute der
Vormundschaft, der Vermittelung nicht mehr, sie könne sich in Liebe ver-
binden, ohne des Staates zu bedürfen.
Gegen das einzige Recht, jenes des augenblicklichen Bestandes durch
erfolgreiche Kämpfe der Vergangenheit begründeter Mächte, werden Rechte
in's Feld geführt, die längst durch begangenen Selbstmord verwirkt sind;
es wird die Jahrhunderte über mühsam und consequent erkämpfte Indivi-
dualität der zur Macht entwickelten Nationen durch das Dogma der
Gleichberechtigung der gesammten Menschheit von heute als überwunden
hingestellt, das heißt, es wird dem entwickelten Theile der Mensch-
heit das Recht bestritten, sich als Führer der Massen zu geriren.
Die Freiheit wird bekämpft durch die Gleichheit, die Wahrheit durch
die Lüge.
Unter dem trügerischen Feldzeichen der Solidarität der Menschheit
wird jeder Einzelne aufgestachelt, diese Solidarität durch Verfolgung egoisti-
scher Zwecke zu vernichten.
Sei es der einzelne Mensch, sei es eine Race, Klasse oder Confession,
ja sei es ein selbstständiger, aber kleiner, ohnmächtiger Staat, sie werden
aufgestachelt, sich der bestehenden Weltordnung entgegen zu stellen und Mchts
unversucht zu lassen, was diese zerstören könnte.
Dem einen Staate wird die Existenzberechtigung abgesprochen, weil
dessen Bürger verschiedenen einst feindlichen Nacen angehören (Nationalitäts-
Princip); der andere Staat soll nicht bestehen dürfen, weil er Anhänger
verschiedener Confessionen birgt.
Dem einen Staate wird zugeflüstert, er könne nicht auf die Freund-
schaft des anderen Staates bauen, weil seine vergangene und zukünftige
Geschichte mit jener des anderen Staates im Widerspruche steht.
Und erst die Solidarität mehrerer oder gar aller selbstständigen Groß-
stallten, was wird nicht gegen diese in's Feld geführt! Diese bedeutet
soviel, wie die Begründung einer tyrannischen Weltherrschaft der bis an
die Zähne bewaffneten Minoritäten über die armen, enterbten Massen.
^ >

Internationaler Militarismus, internationale Gendarmirung, internationale Eindämmung der Entwicklung jeder Einzelexistenz, dies ist die Parole der Machthaber der Erde. Nicht früh genug könne gegen diese Vergewaltigung Stellung genommen werden.
Dies der vielseitige, bald geflüsterte, bald auf allen Dächern laut verkündete Mahnruf jener, die in der Klärung und Sicherung der internationalen Verhältnisse mit Recht die Gefährdung ihres egoistischen, weltfeindlichen Handwerkes erkennen.
Auf denn, Ihr Freunde des Friedens, wenn Ihr nicht blos den Zweck verfolgt, durch das Spielen einer dankbaren Rolle den Applaus des gedankenlosen Publicums von heute zu erlangen; wenn ihr ernst darauf ausgeht, den Frieden zu sichern; so unterzieht Euch der schmucklosen, mühsamen, stetigen Aufgabe der Errichtung von Contreminen; beleuchtet mit dem Lichte der Wahrheit das innerste Wesen jener hochtönigen Argumente, mit denen Lüge die Menschheit zu berücken strebt..
Lehrt Eure Zeitgenossen jene Wälle hochschätzen, die, von den Vorfahren mühsam errichtet, sie vor Ueberfluthung schützen; lehrt ne Jenen Glauben schenken, die erhalten wollen, und sich abwenden von den Verkündern jener Menschenrechte, die nichts Anderes sind als eine Verleugnung des Fortschrittes, eine Aufopferung der Vorrechte seiner Anhänger zu Gunsten der unbegründeten Reklamationen der sogenannten Enterbten, die Alles verspielt haben, die Nichts geleistet haben, die aber dennoch gleichen Genuß am Werke ihrer siegreichen Gegner beanspruchen.
Haltet die Fahne der Verbrüderung, der Nächstenliebe, des Friedens hoch; aber vergeht nicht, daß Verbrüderung, Nächstenliebe, Friede, Mittel sind, nicht Zweck.
Zweck ist die Sicherstellung des von den Vorfahren gewonnenen Vodens und die Betheiligung an dessen Genüsse durch alle jene, die bereit sind, ihn heute zu pflegen und zu erhalten, gegebenen Falles auch mit den Waffen in der Hand.

Marie von Lbner-Lschenbach.

von

Aar! Vienenstrin.

— ^5t. tconbard a. Forst. —

wäre sicherlich ein ganz interessantes Thema: die Stellung der deutschen Dichter zum Adel. In keiner anderen Richtung, die religiöse Frage etwa ausgenommen, läßt sich der jeweilige Zeitgeist so scharf erkennen, als in dieser. Von Goethes schöngeistigen Adelsgesellschaften, wie wir sie z. B. ans dein Wilhelm Meister oder den Wahlverwandtschaften kennen, bis herab zu unseren „Jüngsten", welche oftmals mit Recht, häufig mit Unrecht ihre giftigsten Pfeile gegen das „Iunkerthum" abschießen, hat sich jede litterarische Richtung mit dem Adel auf ihre Weise beschäftigt. Wie groß aber auch die Zahl der Dichter ist, welche ihre Stoffe den Kreisen der Aristokratie entnahmen, so ist doch die jener, welche wahrhaft getreue und glaubwürdige Adelstypen und Charaktergestalten geschaffen haben, eine auffallend kleine. Zu den hervorragendsten Dichtern letzterer Art zählt nun unstreitig Marie von Ebner-Eschenbach. Sie wurde am 13. September 1830 als eine Tochter des Grafen Dubskn zu Zdislavic in Mähren geboren. Nach dein frühen Tode der Mutter leiteten die Großmutter, sowie die Stiefmutter ihre Erziehung mit außerordentlicher Sorgfalt, und als auch letztere wieder starb, war es die zweite Stiefmutter, welche die kleine Comtesse mit den Schätzen unserer Litteratur vertraut machte und damit gewiß schon den poetischen Keim in die jugendliche Seele legte, welcher später zu so herrlicher Blüthe emporwuchs. Im Jahre 1848 vermählte sich die Dichterin mit dem jetzigen Feldmarschalllieutenant Baron von Ebner-Eschenbach und führt ein sehr glückliches Familienleben.

Aus diesen kurzen biographischen Daten mag man ersehen, daß die Dichterin in Sachen des Adels comvetent ist und daß sie zur Schilderung des österreichischen Adels geradezu berufen erscheint, lind sie hat auch.

obgleich die Anzahl ihrer Dichtungen eine verhältnißmäßig geringe ist, eine bedeutende Reihe von Typen und Originalen geschaffen, die in ihrer Totalität ein ausgezeichnetes Nild des österreichischen Adels geben. Sie kennt diesen in allen seinen Erscheinungen. Jetzt führt sie uns auf seine Schlösser und zeigt uns das Leben auf denselben, hier im Verkehr mit den Standesgenossen, dort das leichtsinnige Genußleben, dann wieder ein Leben strenger Arbeit und Pflichterfüllung. Und wie den Adel, kennt sie auch seine Dienerschaft vom Verwalter abwärts bis zum gewöhnlichen Knecht, und sie kennt auch den Bauern, wie er als Unterthan der Herrschaft lebte, und weiß uns Erschütterndes von ihm zu erzählen. Aber selbst dort, wo die Dichterin ihre Stoffe aus Sphären holt, die ferner liegen, wird man den Eindruck nicht los, daß adelige Anschauungen und Verhältnisse darin das Tonangebende sind, daß sie hinter dem Ganzen stehen, wie der Grundton hinter rauschender Melodie. Er kommt fast gar nicht zun, Bewußtsein, weil er immer da ist. Es ist über allen Schöpfungen der Dichterin eine echt aristokratische Luft, feinste Noblesse, vornehme Ruhe; aus Allem weht es wie das eigenthümliche Parfüm in alten, reichen Herren schlossern, welches gleichsam zusammengesetzt erscheint aus ehrenvollen Familientraditionen, stolzem Selbstbewußtsein, aus Wohlhabenheit und Unnahbarkeit gegenüber allen demokratischen oder gar communistischen Ansichten. Das macht, weil sich die Dichterin immer gleich bleibt, weil sie es versteht, alle ihre Werke mit ihrem eigensten Empfinden zu erfüllen. Und ihr Empfinden, ihre Betrachtungsweise ist ganz aristokratisch. Für sie ist der Adel wirklich das, was er gemäß seiner historischen Entwickelung sein soll: eine Auslese der Besten und Edelsten des Volkes, die sich zu diesem in kein anderes Verhältniß stellen kann, als in das eines leuchtenden Beispiels.

Dieser Geist edelster Vornehmheit ist, wie schon gesagt, der Hintergrund aller Werke Marie von Ebner-Eschenbachs, ihr Lebensnerv, und die Motive der Erzählungen sind manchmal ganz aus diesem Geiste heraus gewählt. Gleich im ersten ihrer Bücher findet sich eine Erzählung „Der Edelmann", deren Motiv nicht besser bezeichnet werden kann, als: das Wesen des echten Adels. Der Held der Erzählung ist ein Adeliger, der eine Bürgerliche geheirathet und sich deshalb mit seiner Familie entzweit hat, weil sie darin eine Verletzung des Standes erblickt. Wie hoch er aber trotzdem über ihnen steht, die eigentlich Nichts sind als Krämer, und wie sehr er sich dessen bewußt ist, geht aus den Worten hervor, die er an seinen Sohn richtet und die nichts Anderes sind, als der Dichterin eigene Ansichten. Sie sind einzig schön: „Was immer zu werden Du Dich entschließest, das sei ganz. Sei als Graf von Tannberg kein Fabrikant, nenne Dich nicht Graf Tannberg, menn Du Fabrikant bist. Das Eine schließt das Andere aus. Der ehrenwertheste Kaufmann verfolgt materielle, der Edelmann im Sinne des Wortes verfolgt ideale Zwecke. In dem Augenblicke, wo der letztere vergaß, daß in ihnen und in ihnen allein seine Macht wurzelt, hat er

sich als Edelmann aufgegeben. Ein Geschäft, in dem er gewann, ist ein
Geschäft, in dem er verlor. Seines Amtes ist es, Nutzen zu gewähren,
nicht Nutzen zu nehmen. Die getreue Befolgung der hohen und subtilen
Ehrbegriffe, die seinem Stand die Existenzberechtigung geben, legt Pflichten
auf, denen heutzutage keine Rechte mehr entsprechen, und derjenige, der
ihnen nachlebt, ist nicht allein ein Diener, er ist ein Opfer der Tradition.
Wenn Du jemals Tannberg als Herr betrittst, so müssen die Räder stille
stehen in den Fabriken . . . Erwiderst Du mir: Gut, ich will weder ein
adeliger Kaufmann noch ein im Vorurtheil eingesponnener Landjunker werden,
aber ich will heißen, wie meine Vorfahren hießen, und einen Lebens-
beruf ergreifen, der sich mit meinem Stande verträgt, weil er gleichfalls
ideale Zwecke verfolgt, den künstlerischen z. B. oder den wissenschaftlichen,
den geistlichen oder den kriegerischen — dann antworte ich: In den beiden
ersten Fällen wird der Adel Dir hinderlich fein, denn ein ungünstiges und fast
unbesiegbares Vorurtheil begrüßt seine Mitglieder auf diesen geistigen Gebieten,
welche den meisten von ihnen bisher fremd geblieben sind, gegen deren
Vertreter sie sich abwehrend verhalten. — In den beiden anderen Fällen
wird der Adel Dir unnütz sein, wenn man ihn als gleichgiltig ansieht —
verderblich jedoch, dem Besten in Deiner Seele verderblich, wenn er Dich
zum Gegenstand einer Bevorzugung macht, welche Du ihm, nicht Dir selbst
verdankst." Mag man sich zu diesen Anschauungen stellen, wie man will
und hat auch die Zeit so Manches daran corrigirt — man könnte ja die
Dichterin selbst als Beispiel contra anführen — so kann man ihnen gewiß
hohe Idealität nicht absprechen. Eine nicht minder anziehende Gestalt ist
Baron Schwarzburg in der Erzählung „Comtefse Paula". Das tolle Genuß-
leben des Vaters hat die Familie in's Unglück gestürzt, und der Sohn sieht
sich genöthigt, die Beamtenlaufbahn anzutreten. Schon das ist ein Grund,
warum er unter seinen reichen Standesgenossen eine untergeordnete Rolle
spielt; aber noch mehr hat er sich ihnen durch seinen Idealismus entfremdet.
Besonders eine That ist es, die man nicht begreifen kann. Die Einen sehen
in ihr etwas Außerordentliches und bewundern, die Anderen nennen sie
krankhafte Schwärmerei und belächeln sie. Schwarzburg hat nämlich einen
Proceß gegen sich selbst geführt. Seine Clientin war die Wittwe eines
alten Dieners, welche ihr Vermögen in blinder Vertrauensseligkeit seinem
Vater hingegeben hatte, nachdem ihr derselbe die beste Hypothek versprochen
hatte. Das Geld wäre verloren gewesen, hätte nicht der Sohn sein Erbe
hingegeben. Und darum mußte er einen Proceß führen, daß diese That
nicht als eine des Edelmuthes, sondern als eine des Rechtes geschah. Er
verwahrt sich auch dagegen, daß man sie als etwas Besonderes auffaßt,
nachdem er sie selbst nur als das einfach Rechte betrachtet. „Sie" (die
Wittwe) meint er, „hat Alles gesehen, aber dein Wort ihres Herrn mehr
getraut, als dem Augenschein. Und dafür soll sie bestraft werden? Und
der Sohn des Herrn sollte es zugeben? — Ich habe nicht in lächerlichem.

Opfermuthe gehandelt; ich habe meine Rechtschaffenheit gegen mein Geld vertheidigt, etwas Unschätzbares gegen etwas Schätzbares." — Auch hier nnden wir also wieder das Bewußtsein, heilige Pflicht erfüllen zu müssen, als ein Charakteristikum des wahren Adels. Und wie die Dichterin den Adel von seiner höchsten und schönsten Seite nimmt, so auch das Leben. „Sie nimmt das Leben ernst, als eine sittliche Aufgabe, als eine Pflicht, und sie denkt hoch und edel von denen, welche diese Pflicht als etwas Heiliges empfinden," sagt Dr. H. Mielke gelegentlich der kurzen Betrachtung der Dichterin in seinem prächtigen Buche: Der deutsche Roman in» 19. Jahrhundert. Den Beweis für diese Behauptung findet man in fast allen Büchern. Sie wählt mit Vorliebe Personen, welche aus diesem sittlichen Gefühle heraus handeln, und läßt uns tiefe Blicke in deren Seele thun. Da ist z. B. Graf Vohburg in der Novelle: „Margarethe". Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß durch seine Hochzeitseouipage ein Knabe überfahren wurde, der die einzige Freude seiner Mutter ist. Es wäre dem Grafen ein Leichtes, seine vollkommene Unschuld zu beweisen und sich damit aller Unannehmlichkeiten zu entledigen. Aber sein Pflichtgefühl läßt dies nicht zu. Nicht nur, daß er dem Knaben bis zu dessen Tode die sorgsamste Pflege angedeihen läßt, er sucht auch der Mutter auf alle mögliche Weise zu helfen und leidet die furchtbarsten Gewissenskämpfe, als er sieht, daß er nicht das geben kann, was ihr das Kind ersetzen würde, seine Liebe. In diesem Seelenleiden, das noch durch die unterdrückte Liebe zu dem dämonischen Weibe verstärkt wird, liegt die Sühne. — Doch nicht nur in den Kreisen des Adels findet die Dichterin solch edle Naturen, sondern auch in denen des Bürgerthums und denen der dienenden Klasse. Z. B. „Lotti, die Uhrmacherin". Trotz der feinen realistischen Züge, mit denen sie Lotti bedacht hat, ist diese doch das Idealbild des selbstlosen Weibes. Sie hat ihre Liebe an einen jungen Poeten hingegeben, dessen Werk sie begeistert hat. Er gelangt zu Ruhm und Ansehen und wird in vornehme Kreise gezogen, in denen er Lotti vergißt. Aber auch seine Muse leidet, er sinkt zum Sensationsromancier herab. Lotti, die den treuen Gottfried geheirathet hat, sieht mit wachsendem Kummer den Niedergang Halwigs. Und als er endlich vor der Alternative steht, entweder für eine große Summe, die seine adeligen Schwiegereltern vor den: Ruin retten könnte, innerhalb 10 Jahren 30 Bände Schund zu schreiben und damit litterarisch zu Grunde zu gehen, oder es nicht zu thun und in ernster Arbeit wieder zu echter Dichtung emporzusteigen, da verkauft Lotti ihre kostbare Uhrensammlung, um ihn zu retten. Man hat diesen Uhrenuerkcmf als unrealistisch gebrandmarkt, umso mehr, als Lotti halb und halb davon überzeugt war, daß Halwig damit doch nicht gerettet werden würde. Dieser Vorwurf ist aber nicht stichhaltig. Lotti hat wohl unvernünftig gehandelt, aber ganz nnd gar ihrem Charakter entsprechend. Die Liebe fragt eben gar nicht, ob ihr Gegenstand eines Opfers werth ist, sie bringt es scrupellos, ohne zu überlegen; es ist ein

Muh, das sich durch kein Naisonnement aus dem Einpsinden hinausdrängen
läßt. — Wahrhaft erschütternd wirkt „Das Gemeindekind", ein Buch, in
dein uns erzählt wird, wie ein armes Weib aus Liebe zu seinem Manne
dessen Schuld — er hat einen Raubmord begangen — auf sich nimmt und
opferfreudig für den Geliebten büßt.
So einfach die Stoffe der meisten Erzählungen Marie von Ebner-
Eschenbachs sind, so finden sie doch einen tiefen Nachhall in der Seele des
Lesers. Und fragt man sich um den Grund, so findet man, daß es bei
aller Zartheit die Wahrheit der Seelenschilderung ist. Darin ist sie groß.
Aber ihre Seelenschilderung weicht von der moderner Schriftsteller weit ab.
Während diese eine Seele bis auf's Kleinste zergliedern, jedes Gefühl und
jedes Gefühlchen an's Licht hervorziehen, jede kleinste Neroenschwingung
photographiren wie der Physiker die Tonwelle, während sie ihr Seelen-
gemälde aus einer Anzahl lyrischer Momente zusammensetzen, geht Marie
von Ebner-Eschenbach episch vor. Sie setzt die Seele aus einer Anzahl
von Handlungen zusammen. Sie zeigt uns nicht nur, wie eine Person in
wichtigen Lebenslagen handelt, sondern mehr noch die kleinen Alltäglichkeiten.
Nur ein Beispiel. Sie schildert eine Dame, die um jeden Preis originell
sein will und sich zu diesem Ende auch eine Schnupftabakdose eingesteckt hat.
Da heißt es nun: „Sie zog ein goldenes Döschen aus der Tasche, nicht
größer als ein Guldenstück. „Es ist immer Etwas darin, nur gerade heute
nicht. Sehen Sie, ich habe mir einen Todtenkopf auf den Deckel grauiren
lassen. Ich habe auch Todtenkopf-Vriefpapier. Ich denke immer an den
Tod; ich glaube, daß ich durch Selbstmord enden werde." Wer könnte
mit wenigeren Worten schöner darstellen, daß die ganze Originalität dieser
Frau nur mühsam erkünstelt ist, als es' die Dichterin thut mit der Be-
merkung: „Ich habe auch Todtenkopf-Briefpapier!" Solche Züge ungemein
feiner Beobachtung ließen sich überaus viele anführen.
Das führt uns jedoch schon hinüber auf die starke satirische Be-
gabung der Dichterin. Es ist klar, daß sie im Adelsstande auch die vielen
Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten entdecken mußte, die so manchem seiner
Glieder anhaften. Und daß sie dieselben schonungslos aufdeckte, stellt nicht
nur ihrer Wahrheitsliebe das beste Zeugniß aus, sondern macht sie zu dem,
was sie ist, zur treuesten Schildern, der österreichischen Aristokratie. Ihr
satirisches Meisterstück steht in dem Buche „Zwei Comtessen" und heißt
„Comtess« Muschi". Es läßt sich uicht leicht ein liebenswürdigeres und
oberflächlicheres Geschöpf denken, als diese Sportscmntesse. Außer der
Jagd und den Pferden liebt ne Nichts, und ihr ganzes Leben ni eine
einzige Albernheit. Und wieder ist es etwas ganz Nebensächliches, in dem
die Dichterin den Charakter der Comtesse am deutlichsten zeigt: die
Schilderung einer Abendunterhaltuna, die sie, nachdem vier gute Bekannte,
Offiziere, angelangt sind, arrangirt. Ich kann mir nicht versagen, diese
köstliche Schilderung anzuführen: „Ich habe gleich eine Circusproduction

arrangirt, inir eine Viererpeitsche kommen lassen und zuerst den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dresiirten Vollbluthengst Arabn. Es war zum Todtlachen, wie er über die Sessel gesprungen ist und traversirt und gewechselt und zuletzt dann das Sacktuch mit den Zähnen vom Boden aufgehoben hat. Dann hat die Kegel (die Gouvernante) an's Elavier gemußt, und die vier Herren haben die Herolds-Quadrille zum Besten gegeben. Köstlich waren sie! So liebe Buben! Der kleine Hochhaus, der herzige Kerl, hat wirklich ein Gesicht wie ein Pferd. Zuletzt ist Fred seinen, Bruder auf den Buckel gesprungen und hat sich vräsentirt als Mlle. Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Nob-Noy. Ach, wenn Du das gesehen hättest! ... die koketten Augen, die er gemacht hat, und Is Mit, nir pinL6, und das ruckweise Grüßen mit dem schiefen Kopferl — man kann sich nichts Spaßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama." Und nach einer ähnlichen Albernheit geht es weiter: „Wir waren ganz echauffirt vor lauter Lachen, und ich habe zur Abkühlung ein j«u ä'sLprit, von meiner Erfindung proponirt. Die ganze Gesellschaft hat sich um den Tisch setzen müssen, es ist eine Schale voll gestoßenem Zucker gebracht worden, und Einer nach dem Anderen hat seine Nase hineingesteckt. Wie das fertig war, habe ich commandirt: Eins, zwei, drei! und jetzt hat Jeder sich Niesenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von seinem Nasenspitzel abzulecken . . . Wer's zuerst getroffen hat, der hat gewonnen . . ."

Von der Satire zun, Hunior, zum echten, goldenen Humor ist ein weiter Schritt, und es sind nicht allzu Viele, die ihn gemacht haben. Marie von Ebner-Eschenbach gehört zu den Wenigen. Wenn auch ein schelmisches Lächeln zwischen den Zeilen vieler ihrer Erzählungen herausklingt, so geht ein lautes, herzliches Lachen doch nur durch eine Erzählung, und das ist die Geschichte von den beiden „Freiherren von Gemperlein". Es sind zwei Brüder, die sich innig lieben und doch in beständiger Fehde leben. Der Eine huldigt demokratischen Ansichten, der Andere ist Vollblut-Aristokrat, und täglich platzen die divergirenden Anschauungen aufeinander. Das Gelungenste sind aber ihre Liebesgeschichten. Der Aristokrat verliebt sich in eine altadelige Dame, die er im Gotha gefunden hat, muß aber nach drei Jahren erfahren, daß er einen Druckfehler geliebt hat; denn besagte Dame ist -- Oberlieutenant. Der Demokrat verliebt sich in eine Bürgerliche, mit der er ein paar gleichgiltige Worte getauscht hat, wartet aber mit seiner Erklärung, bis sich das Mädchen verheirathet hat. Dann umwerben Beide eine schöne Nachbarin. Einer wie der Andere spielt in aufopfernder Bruderliebe den Freiwerber für den Anderen, nno Jeder holt sich einen Korb, denn die Dame ist schon verheirathet. Man muß Paul Heyse vollständig Recht geben, wenn er diese Novelle zu den besten Stücken unserer humoristischen Litteratur rechnet.

Bevor ich zu anderen in umfassenderer Weise ausgebeuteten Stoff-

gebieten der Dichterin übergehe, möchte ich zweier Dichtungen gedenken, die zu ihren besten gehören. Es sind „Nach dem Tode" und „Krambambuli". „Nach dem Tode" ist das subtilste Seelengemälde der Dichterin. Das Problem, das sie sich darin gestellt hat, ist eines der tiefsten und schwierigsten, die es giebt, eines, an dem Jeder, der nicht ein gottbegnadeter Dichter ist, scheitern muß, nämlich das: daß Jemand erst nach seinem Tode geliebt wird. Gin junger Graf heirathet auf Wunsch seiner Eltern deren Ziehtochter. Während sie ihn aber abgöttisch liebt, hat er kein Verstandniß für ihr zartes, anschmiegendes Wesen. Darum trifft ihn auch ihr Tod nicht schwer. Nachher zwingt ihn eine sehr schöne, doch herzlose Comtesse in ihren Bann. Vor seiner Verlobung besucht er jedoch seine Eltern. Er findet sie gebrochen von dem Verlust der geliebten Schwiegertochter, er findet' sein Kind, das ihm aber ganz fremd ist. Und wie er so inmitten der Heimat überall den Spuren der Verstorbenen begegnet, da beginnt er Vergleiche zwischen ihr und seiner Braut in 8vs anzustellen, die aber immer zum Nachtheil der Letzteren ausfallen. Schöner und schöner, von reinstem Lichte umstrahlt, steigt das Bild der Verklärten in ihm auf, bis er endlich, von namenlosem Sehnsuchtsschmerz gequält, vor dem Bett in ihrem Zimmer niederkniet und bitterlich weint. Er entsagt seiner Liebe und widmet sich seinem Kinde und seinen alten Eltern. — Nur mit wenigen trockenen Worten konnte ich den Inhalt der Erzählung angeben; ganz unmöglich ist es, den tiefen Stimmungszauber wiederzugeben, der über dem Ganzen liegt und der zum Schluß mächtig ergreift. „Krambambuli" ist eine Hundegeschichte. Es ist nichts Anderes, als der Kampf zwischen Liebe und Pflicht, unter dem eine Thierseele leidet und erliegt. Jedenfalls ist es ein höchst seltsames Motiv und, es spricht von gewaltiger, poetischer Kraft, daß es die Dichterin bewältigt hat.

Diese Erzählung grenzt aber bereits an ein anderes Gebiet, welches die Dichterin gerne poetisch durchstreift, nämlich an die Dorf« und Dienergeschichte. Sie führt uns in derselben gerne in die ihr wohlbekannten slavischen Länder und zugleich in die Zeit vor dem Jahre 1838. Mit Vorliebe schildert sie auch hier Leute, welche aus irgend einem idealen Gefühle heraus handeln. Und da ideale Gefühle gerade in bäuerlicher Umgebung am wenigsten geschätzt werden, ist das Loos dieser Menschen meist ein tragisches. So leidet „die Unverstandene auf den: Dorfe" alle Qualen desjenigen, der sich mit einem hohen Streben in eine Umgebung versetzt sieht, die das reine Widerspiel seiner Ideale ist: die „Resel" geht an den: Uebermaß ihrer hingebungsvollen Liebe zu Grunde! Und wie ergeht es erst dem galizischen Bauern „Jacob Szela"! Er ist der Führer der kaisertreuen Bauern, die gegen die revolutionären polnischen Adeligen zu Felde ziehen. Nur seinen« Einfluß ist es zu danken, daß manches Unheil verhütet wurde, und doch muß er in die Verbannung ziehen. Man schiebt ihm nämlich die Gräuel in die Schuhe, welche von den Bauern

verübt wurden, die er aber nicht hindern konnte. „Jacob Szela" ist weniger eine Novelle, als ein getreues historisches Bild aus den galizischen Unruhen des Jahres 1846. Stoffverwandt ist die Erzählung „Der Kreisvhvsikus." Doctor Nathaniel Nosenzweig ist ein jüdischer Arzt. Mit Treffsicherheit hat die Dichterin Nosenzweig als einen nur auf Erwerb bedachten, allerdings auch arbeitsamen Mann dargestellt. Er liebt nur seine Großmutter, sonst ist er kalt und herzlos. Aus Neugierde wohnt er einmal einer Versammlung bei, in der ein polnischer Emissionär, Dembowskn, seine Menschheitbe-glückungs-Ideen vor den Bauern entwickelt. Dembowskn selbst, eine Art Tolstoi, hat sein Leben nach seiner eigenen Lehre eingerichtet. Er hat alle seine Güter verschenkt und lebt nuu als armer Apostel der Liebe. Wie nun Rosenzweig durch diesen Schwärmer von seinem Egoismus bekehrt und ein warmherziger Freund aller Menschen wird, das ist eine Aufgabe, in der Marie von Ebner-Eschenbach alle ihre psychologische Kunst entwickeln konnte und entwickelt hat. Nebenher geht aber noch die ausgezeichnete Schilderung des polnischen Adels und der geheimen revolutionären Gesell-schaften, die ein so schmähliches Ende fanden.

Dann die Dienergeschichten. In ihrer Mitte steht immer eine Charaktergestalt. Die Dichterin hat vorzugsweise die Dienerschaft im Auge, wie sie in slcwischen Ländern zu finden ist. Sie ist der Herrschaft mit hundetreuem Gehorsam ergeben, nimmt Gutes und Schlechtes mit gleicher Devotion entgegen und ist zu jeder Zeit bereit, für das Wohl der Herrschaft das eigene in die Schanze zu schlagen. Eine solche Natnr ist „Bozena", eine slavischs Magd, welche an Frau, Kind, Enkel und Urenkel mit gleicher Liebe hängt, den Kampf gegen das Schicksal derselben auf-nimmt und ihn dank ihrer unwandelbaren Treue und Selbstaufopferung zum Guten wendet. Künstlerischer als dieses umfangreichste Werk der Dichterin, ist die kleine Skizze: „Er läßt die Hand küsfen." Ein seiner Herrin blind ergebener Diener wird eines kleinen Versehens halber von derselben auf's Härteste bestraft. Sie läßt ihn durchpeitschen, und der Arme stirbt unter den Streichen. Die Begnadigung kommt zu spät. Phlegmatisch meldet der Diener die letzten Worte des Unglücklichen: „El' läßt die Hand küssen." Dieser lakonische Schluß wirkt ergreifend.

Das wären die bedeutendsten Werke, mit denen sich die Dichterin das uneingeschränkte Lob der Kritik und die Gunst eines weiteren Publicums gewonnen hat. Den auserlesensten Genuß bereitet sie aber dein Kenner durch ein Buch, das den unscheinbaren Titel: „Parabeln, Märchen und Gedichte" trägt. Seit Herder und Rückert sind keine so schonen und tief-sinnigen Parabeln geschaffen worden, ja, sie reihen sich würdig an die Meister- und Musterstücke der Bibel an, wenn sie auch ganz von modernem Geiste erfüllt sind. Sie stehen vor uns wie Gebilde aus blendendem Marmor in prachtvoller Formenschönheit. Sie sind nicht todt, sondern sprechen zu uns wie der Marmor eines Buonarotti. Eine unendlich reiche

Gedanken- und Gemüthswelt thut sich vor uns auf, es ist, als spräche das Leben und die Kunst zu uns. Doch statt aller weiteren Lobsprüche sei es nur vergönnt, nur ein Beispiel anzuführen:

Der Kleinen Lob.

Einige Künstler uud Kunstfreunde standen vor dein Moses des Michelangelo. Die Einen liehen ihrer Begeisterung Worte; die Anderen schwiegen, von Ehrfurcht übermannt. Es war auch ein Drechsler aus der Vorstadt da, der blinzelte zu dem mächtigen Bildwerk empor, musterte es eine Weile und sprach dann mit Gönnermiene: „Recht nett!"

Verwandt mit den Parabeln sind auch die „Aphorismen". Auch hier wären Beispiele wohl das Beste, doch will ich mich mit Rücksicht auf den Raum derselben enthalten. Sie sind interessant, verhalten sich aber doch zu den Parabeln nur wie die Lehre zum Beispiel.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick ans die Art der Dichtung Marie von Ebner-Eschenbachs. Man hat sie auf beiden Seiten, der realistischen und der idealistischen, beansprucht nnd damit bewiesen, daß sie über beiden steht. In einer Parabel erzählt sie von einem Maler, der nach dem Kopf seines stummen Pferdelenkers einen gemalt hat, welchen man für den eines berühmten Redners hielt, und nach dem Modell der Tänzerin Mira schuf er das Bild der keuschen Zenobia. Die einen Kritiker loben dies, die anderen tadeln es. Der Maler aber sagt einfach: „Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur, wie sie, (die nur malen, was Jeder, auch der Gemeinste sieht), wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: den edlen Zug im Gesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen." Damit hat sie ihre litterarische Art auf's Beste ausgedrückt.

Sie nimmt die Natur, wie sie dieselbe findet. Sie giebt Nichts dazu, sie nimmt Nichts weg; sie weiß uns jeden Menschen so zu schildern, wie er wirklich ist, bis auf seine Sprache und sein Benehmen herab. Sie ist wahr vom Anfang bis zum Ende. Wer neben dem, was Alle sehen, hat sie noch die köstliche Gabe, auch das zu entdecken, was den Anderen verborgen bleibt, was den Menschen über die Alltäglichkeit hinaushebt, das Ideale, das Heilige uud Schöne in ihm. Und daß sie das sieht, verdankt sie nur ihren: Glauben an die Menschheit, ihrer festen Ueberzeugung, daß selbst im Verworfensten noch ein göttlicher Funke glimmt. Das ist es auch, was uns so überaus sympathisch aus allen ihren Dichtungen anspricht, was uns erhebt und begeistert, entzückt und mit lieber Wärme umwebt: daß sie aus den Wirren und Schmerzen des Alltags den Weg zum Frieden, zur Harmonie zeigt an ihrem eigenen Beispiel, das da heißt: „Wer glaubt, der wird erlöst."

Bilder aus Dante
in deutschen 5tanzen.
von
Paul Püchhammer.
— Zürich. —

Drei ihr tebensschicksal selbst darstellende Zünder des VIII, und IX. Höllen »Kreises:
Vdysseus, Vertrand de Vorn und Ugolino.

Z

I. Odysseus.

(Inleroo XXVI, !?. 12—!>»2: ^ Stanzen »u« « Terzinen.)

,urü<t die Zwfen wir nun aufwärts zogen.
Erst half virgil mir auf des Damme« Rand.
Dann ging'« hinan zum nächsten Vrückenbogen
Zo steil, daß oft ich brauchte auch die Hand,
seitdem Hab' viel ich still in mir erwogen —
3o ernst Hat nachgewirkt, was dort ich fand, —
Vb nicht auch mir durch Mißbrauch Zchaden brächte,
was durch den 3tern mir gaben höh're Mächte.

Denn wie vom Verg, den er zum Rnhsitz wählte.
Der landmann, wenn die Zonne abwärts schleicht.
Die gar zu lang mit ihrem strahl ihn quälte.
3obald die Fliege dann der Mücke weicht.
Dort, wo er pflügte oder Trauben zählte,
Glühwürmchen sieht, soweit das Auge reicht.
öo sah ich hier bis in die fernsten weiten
Im Grund der achten Vucht nur Flammen schreiten.

wie Llisa. das Haupt gewandt nach oben.
Mit Staunen den Llias sah verklärt.
Und wie, als in die Wolken er erhoben,
Li» Funke schien sein feuriges Gefährt,
Zo vor mir her im Thal die Funken stoben,
von denen jeden hier ein Zünder nährt! —
Ich stand weit vorgebeugt. Um nicht zu fallen,
Mußt' einen Felfenzacken ich umkrallen.

.'.5

Mein Führer sah, wie ich dein »chau'n inich weihte.
Und sprach: „Es brennt ein Geist in jedem licht.
Die Flamme weicht nicht mehr von seiner ?eite!"
Und ich: „Ich dacht' es selbst mir anders nicht.
Doch sage mir: wen hüllt wohl ein die breite.
Die in zwei Hörner ihre 3pitze bricht.
Als sah' Eteocles man hier verbrennen
Und sich in» Code noch vom Vruder trennen?"
„Ulysses siehst und Diomed Du leiden."
Er drauf, „wie Zorn sie aneinander schloß.
vereint auch hier die Strafe diese Veiden.
Hetzt schmerzt sie ihre list mit Crojas Roß,
Die Den bestimmte, von der 5tadt zu scheiden,
Aus dem der Römer edler 3ame sproß.
Auch die, die Deidamia Thränen brachte.
Und die aus Helden Tempelräuber machte!" —
„wenn jene lohe nicht sie zwingt, z» schweigen.
?o bitt' ich." rief ich, „ein für tausend Mal,
laß mich das durst'ge <vhr zu ihnen neigen,
wenn unter uns sie stehn im Iammerthal!" —
Und er: „Ich will mich gern gefällig zeigen,
Nur triffst zum Reden Du nicht rechte Wahl,
laß mir das wort, ich lenne Dein Vegehren.
Und Griechen sind's, die ich nur weiß zu ehren."
Als nah genug sie drauf gekommen schienen.
Und schicklich fand der Meister Zeit und Vit:
„Ihr zwei vereinte!" sprach er da zu ihnen.
„Wenn ich's um Luch verdiente durch mein Wort.
Mag viel, mag wenig sonst mein lied verdienen.
5o geht von uns nicht ohne Antwort fort!
Vewegt Euch nicht! Doch Einer von Euch fage,
wo endlich er beschloß die Erdentage!"
Das größre Hörn von dieser alten leuchte
Vegann nun flackernd hin und her zu wehn,
Als wenn der wind es hier und dorthin scheuchte.
Ein murmelnd Knistern hörte ich entsteh«.
Dann mir die spitze eine Zunge däuchte.
Und feurig sprechen glaubt' ich sie zu sehn.
Vis endlich Töne auch sich ihr entrangen.
worauf zum Ghr mir diese Worte drangen:
„Als ich von Eirce einst mich losgerissen,
Die mich gehalten länger als ein Jahr,
Dort, wo wir jetzt Eajeta ruhen wissen,
5o groß »nein schmerz um ^ohn und Vater war,

Und meidend selbst der liebe Ruhekissen,
Erwählt' ich mir von Neuem die Gefahr:
von gut und bösen Menschen wollt' ich Runde
Mir selbst gewinnen auf dem Erdenrunde.
Mit einem schiff und wenigen Getreuen
Verrat ich wiederum das höbe Meer,
wir wollten kühn mit ihm den Kampf erneuen.
Durch viele Inseln warf'« uns hin und her,
Rechts fah'n wir Felsen, links die wüste dräuen,
Vis dann wir fah'n, schon alt und sorgenschwer:
Das säulen-paar, von Hercules gegründet,
Das laut: Vis hierher und nicht weiter! kündet,
,V, Vriider, seht! Zum fernsten West wir drangen
Durch tausendfache Noth!' so rief ich da,
,Nicht laßt uns vor der Abendwache bangen,
wo uns das letzte, höchste Ziel so nah:
Der sonne folgend, Kunde zu erlangen
von jener Welt, die noch kein Auge sah!
Nicht ziemt's dem Menschen gleich dem Vieh zu leben,
Nach Cugend soll er und nach Kenntnis; streben!'
Und zündend traf die Rede meine Alten!
Ich hätte jetzt nicht mehr am sichern Strand,
selbst wenn ich's wollte, sie zurückgehalten,
schon unser steuer hin nach Morgen stand
Und um die Ruder sich die Fäuste ballten.
Nun ging's hinaus, dann stets zur linke» Hand,
Und kraftvoll schlugen wir die grauen wogen,
so daß dem stürme gleich wir vorwärts flogen.
Des südens sterne jetzt ich schauen konnte.
sie brannten uns zu Häupten jede Nacht,
Und unser Pol verschwand im Horizonte.
schon fünf Mal war verlöscht und neu entfacht
Das licht, das uns die nächt'gen Fahrten sonnte,
seit wir von spanien uns aufgemacht:
Da sah ich einen Verg zum Himmel ragen,
wie nie ich solchen sah in ird'schen Tagen.
wir jauchzten, doch — zu früh! Ein sturmeswehen
Erhob vom lande sich mit einem Mal,
wir mußten wirbelnd uns im Kreise drehen.
Drei Mal durchschneidend wellewVerg und »Thal,
Dann sah ich Häuptlings unser schifflein stehen,
Der schnabcl sank — wies Höh're Macht befahl —
Vis über meinem Haupt und der Genossen
Für immer sich die Meeresstuthen schlössen!"

ßa, Vaul Oochhammer in Zürich.

II. Vertrand de Vorn.

(Inlerno XXVII. r>, l!2-!,2! , Slanzen »Ol >0 I«zm»n)

Ich blieb, gefesselt immer noch vom schauen,
Da sah ich «Ltwas, das ich so allein
Nicht wagte meinem liebe zu vertrauen,
war' nicht in Wahrheit mein Gewissen rein
Und fähig, jenen schild um mich zu bauen.
Der uns erlaubt, im Kampfe stark zu sein:
Ich sah wahrhaftig einen Rumpf dort gehen,
Ganz ohne Kopf, und glaub' ihn noch zu sehen!
In seiner Hand ihm schwebte als laterne
Das abgeschlagne Haupt; er trug'? am Haar:
„M weh' mir!" sprach's. Ich sah die Augensterne,
Es sah uns an, sobald es nahe war. —
»o leuchtete er selbst sich in die Ferne,
Aus Zweien Eins und doch ein grausig Oaar!
Wies möglich war, daß dies sich zugetragen,
Kann der nur, der es angeordnet, sagen,
Ich sah bis dicht zur Nrücke vor ihn dringen.
Dann hob den Arm er mit dein Haupt empor,
Um näher so mir dieses wort zu bringen:
„Der lebend Du durchschrittst der Hölle Thor.
Trafst größere Pein Du wohl in ihren Ringen,
Als die der Himmel hier für mich erkor?
Geh! Künde, daß Du sahst Nertram vom Vorne,
Der trotzen hieß den söhn des Daters Zorne!
Ich säte Feindschaft, und der Kön'ge Frieden
ward nur durch meinen bösen Rath verletzt.
wie Absalom und David sie sich mieden,
Ahitophel hat schlimmer nicht gehetzt!
Und weil zwei eng verbund'ne ich geschieden.
Muß tragen schmerzdurchzuckt mein Haupt ich jetzt
Getrennt vom Vuell, der hier im Rumpf geblieben:
Vergeltung ist's für das, was ich getrieben!" —

Ugolino.

(InlülNO XXXll, v. !ly—13><, XXXUI, o, !—lO; ,2 5<!>nzcn NU5 » leijinen.»

wir waren endlich weiter jetzt gegangen,
Da fahen vor uns wir ein grausig f>aar,
Das gleichfalls schien in einem loch gefangen. —
von ihnen der uns Nächste größer war.
Der Andre drum von ihm fo überhangen.
Als wenn ihm Mühe sei des Großen Haar.
Doch da, wo endet' seine eigne Mähne,
schlug gierig ein der Vbre seine Zähne.

Nagt hier am Melanip Tydeus von Theben?
„G Du, der Du am Feind so viehisch nagst!"
Zo rief ich, „willst Du Runde wohl mir geben,
In wessen leib Du Deine Hauer jagst,
Und welche Ursach' er Dir gab im leben
Zu solcher wuth? wenn Du mit Recht ihn klagst
Und Teufel nicht mir selbst die Zunge brechen,
will droben in der Welt ich für Dich sprechen!"
Den Mund sich wischend mit des Andern Haaren,
Erhob der Zünder sich vom grausen Mahl —
Der Untre hatte schweren Viß erfahren —
Und sagte: „Zoll erneuen ich die Vual,
Die ich so heiß noch fühle wie vor Jahren?
Doch bleibt mir freilich dann wohl keine Wahl,
wenn diesem Erzverräther, den ich nage,
Zum Strafgericht noch wird das, was ich sage!
Ich kenn' Dich nicht, wenn ich auch wohl erkannte.
Daß Dich da? heilige Florenz gebar,
Noch weiß ich, was hierher den Fuß Vir bannte,
pernimm, daß ich Graf Ugolino war.
Und Roger dies, den Erzbischof man nannte,
Nun hör', warum ich beiß' ihm Haut und Haar:
Du weißt bisher doch nur, daß mein vertrauen
Zu ihn» mir eintrug tödtlich Kerkergrauen, —
Doch wie ich starb, will jetzt ich Dir entdecken,
Auch über ihn das, was Du noch nicht weißt:
Ich lag in einer jener dunklen Ecken
Des Hungerthurms, wie er nach mir noch heißt.
In den man Zchuld'ge pflegt noch heut zu stecken.
Vft hatte fchon der Mond mich dort umkreist;
Da plötzlich brach ein Traum des Schicksals Ziegel,
Und wies die grause Zukunft mir im Spiegel:
von Pisa ward gehetzt ein Wolf mit Jungen
Zum Neig, der dort am weg nach lucca liegt:
Der hier befahl die Hatz! — Die Kraft der lungc»
Erprobt Gualandi, und voran er stiegt,
Zismond, lanfranchi kommen nachgesprungen,
Die magre, gut geschulte Meute siegt . , .
Ich sah's: der Vater wie die Zöhne sanken.
Und scharf Gebiß zerriß der Wölfe Flanken. —
Der Traum mich weckte, eh' die Nacht vergangen.
Im schlaf die Zöhne weinten, und erwacht,
Hört' ich sie, träumend noch, nach Vrod verlangen. —
Vedenkst Du, was ich selbst hierbei gedacht,

wird bald die Thräne Dir am Auge hangen,
wer da nicht weint, den Nichts wohl weinen macht!
Die stunde rann! — wir harrten bang der speise,
<Lin Zeder traumgeschreckt in gleicher weise!
Da — hört' ich unten sie den Thurm verschließen,
Und sprachlos starrte ich ins Angesicht
Den Meinen, ohne Thränen zu vergießen.
Doch sie. sie hielten nun sie länger nicht;
Mein kleiner Anselm läßt die seinen stießen-
,was, Vater, siehst Du mich so an?' er spricht!
Ich weinte nicht, und auch nicht Antwort sagte
Den Tag, die Nacht, und bis es wieder tagte. —
sobald den ersten 5trahl das licht uns schickte,
Zu hellen traur'gen Kerkers öde wand.
Ich schnell in alle vier Gesichter blickte.
Und als das eigne leid ich viermal fand:
Viß ich in meine Hände, — Mich erstickte
Der schmerz! — und sieh! Die eigne Hand
Hielt jedes Kind mir hin: ,Iß, Vater, meine!
Mein Fleisch ist elend, doch es ist das Deine!'
Da mußt' ich — ihretwegen — still mich halten.
wir schwiegen diesen — auch den nächsten Tag!
V harte «Lide! Konnt'ft Du nicht Dich spalten!?
Der dritte Tag verrann . . . und dann erlag
Zuerst mein Gaddo dieses Wurms Gewalten:
.Warum denn hilfst D» nicht, mein Vater, sag?'
Noch hör' ich's, und noch drei Mal mußt ich sehen,
Ein Kind — durch Hungertod — zu Grunde gehen!
Am sechsten Tag war ich's nur, der noch lebte,
Vlind, stolpernd über sie . . doch früh und spat
Zwei Tage noch vom Mund ihr Name schwebte,
was nicht der schmerz vermocht, dann Hunger tbat!"
Kaum war sein Wort verhallt — zurück er strebte
Zu dem, der büßte für den Henkerrath:
Als wenn ein Hund am Knochen satt sich machte,
so unter seinem Viß der schade! krachte. —
V Pisa! schandfleck Du im schönen lande
Melodschen laut's! Dein ström bestrafe Dich!
Tapraia und Gorgona, eilt zum strande!
Des Arno stolze Mündung schließe sich,
Vis Du ersäufst! schlugst Du den Mann in Vande.
Mit welchen. Rechte trafst so fürchterlich
Die Knäblein Du? — von diesen zwei ich nannte,
Doch auch Vrigat und Hugo einst ich kannte!

Mann und Weib.

vo»

Fr. Nubinstein.

— Vellin. —

!er Kampf der Geschlechter hat nicht geruht, so lange es Menschen auf Erden giebt. Wir erleben das Gleiche bei gewissen elektrischen Vorgängen, wobei Substanzen, die eben wie von heißer Sehnsucht gepackt, sich zu vereinigen strebten, nach kurzer Zeit mit der gleichen Kraft der Abstoßung von einander eilen. Auch die todte Natur haßt und liebt. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn unter den Menschen die beiden Geschlechter, trotz aller Sehnsucht, aller gegenseitigen Anziehung, die nach dem Hohen Liede stark ist wie der Tod, gelegentlich in feindselige Beziehungen gerathen und von Generation zu Generation Streitpunkte mit einander nuszufechten habeu. Die Litteratur aller Zeiten und Völker spiegelt das wieder. „Das Weib, das Du mir zugesellt hast, verführte mich, und ich ah," sagte der erste Mensch im Paradiese zu dem Herrn des Gartens. Die List des Weibes hat hier den ersten Sieg erfochten über das Gewissen des Mannes. Goethes Ivhigenie ineint, des Weibes Schicksal sei betlagenswerth. Hans Sachs beleuchtet den Kampf der Geschlechter in seinem Possenspiel: „Das heiß Eisen"; Turandot, Katharina, die ungezähmte Widerspenstige, sind Beispiele für stolze, herrische Frauen, die sich dem männlichen Geschlechte nicht unterwerfen wollen.

Der Kampf der G:schlechter wiederholt sich in jeder Ehe, in jedem Haushalt, mit wechselndem Erfolge. Das Weib, mit einer stärkeren Subjektivität, mit zäherem Egoismus ausgestattet, mit seiner geringen socialen Veranlagung, wenigstens soweit diese aus dem Bewußtsein entspringt, ist in diese»« Kampf hänfig genug im Vortheil. Immer die

primitivere Natur strebt nach unbegrenzter Herrschaft. Sie muß an der Außenwelt ihre Schranke finden, die nach Erpansion trachtenden Kräfte müssen durch gleich starke äußere Gegenkräfte in Schach gehalten werden. Der Mann verfügt eher über die hemmenden Kräfte der Selbstbeschränkung. Der Kampf der Geschlechter ist in den Händen der Natur das Mittel, beide Seiten aneinander höher zu schrauben. Der männliche Geist hat in höherem Grade das Streben nach Differenz, er will über die Menge hinausragen, sich auszeichnen, er ist aristokratisch. Der Frau wohnt wiederum mehr ein Streben nach Gleichheit inne. Was die eine hat, muß die andere auch haben. „Auch" und „gleich" sind die Stichworte der Frauen. Sie sind Demokraten. Diese beiden Kräfte, Streben nach Differenz und Streben nach Gleichheit, sind die Grundkräfte der menschlichen Gesellschaft wie überhaupt der Natur. Der Kampf der Geschlechter wird in der Gegenwart, ihren Eigenheiten entsprechend, auf verschiedenen Gebieten geführt. Zunächst auf dein wirthschaftlichen. Da zahlreiche Frauen nicht in die Lage kommen, sich zu verheirathen, die bisherigen Gebiete weiblicher Thätigkeit aber überfüllt sind und iu Folge dessen nur schlecht bezahlte Arbeit gewähren, entsteht naturgemäß der Drang, weitere Felder mit geringerem Wettbewerb den Frauen zu eröffnen. Diese Bewegung macht keine Prätensionen, erhebt keine socialen Ansprüche, will die Grundverfassung der Gesellschaft nicht antasten. Sie hat die meisten Erfolge zu verzeichnen und ist beständig noch weiter siegreich.

Eine mit der ersterwähnten nur wenig innerlich verwandte Bewegung geht auf die Freiheit der akademischen Fächer für die Fraueu. Sie will uns weibliche Prediger, Juristen, Philologen, Naturforscher, Aerzte bescheren. Hier spornt bereits der weibliche Ehrgeiz weit mehr als in der ersten Kategorie. Der wirtbschaftliche Factor tritt zurück. Das gebildete, selbst gelehrte Proletariat ist zahlreich genug, um vor dem weiteren Zustrom zu diesen Fächern zu warnen. Allein die „moderne Frau" ist überzeugt, daß sie Alles das ?ann, was der Mann kann, er soll Nichts voraus haben. Darum sollen Mädchengymnasien gegründet, Frauencurse in allen akademischen Fächern eingerichtet, Frauen selbstverständlich auch als Professoren auf die Lehrstühle befördert werden.

Der dritte Zweig der Frauenbewegung richtet sich auf die „Emancipation in der Ehe". Damit ist nothwendig mich eine völlige Umwandlung der gesetzlichen Bestimmungen über das Erbrecht der Frau, über das Bestimmungsrecht bezüglich ihres eingebrachten Vermögens, über Vormundschaft. Erziehungsrecht, Stimmrecht verbunden.

Die Argumente für und wider sind jedem gebildeten Menschen bis zum Ueberoruß bekannt. Die Führerinnen der Frauenbewegung und ihre Gegner haben nun aber allmählich einsehen gelernt, daß bloße Behauptungen ihre Sache nicht fördern. Ist es wahr, daß die Intelligenz der Frau, daß ihre körperliche Kraft, die Schärfe ihrer Sinne, ihre geistige Spannkraft,

ihre Widerstandsfähigkeit gegen äußere Beeinflussung geringer sind als die entsprechenden Eigenschaften des Mannes, so hat die Natur ihr Urtheil gesprochen, und die Fmuenfrage ist zu Ungunsten der Frau entschieden.
Die Frauenfrage ist also im Grunde nur mit Hilfe der Naturwissenschaft zu lösen. Da ist es denn erfreulich, daß neben dem vielen unsinnigen Zeuge, das in dieser Frage geredet und geschrieben wird, auch einmal ein Untersucher erstanden ist, der in zwölfjähriger unverdrossener Arbeit ein geradezu erstaunliches, wissenschaftliches, gründlich gesichtetes Material aufgehäuft hat, das geeignet ist, unendliches Geschwätz, unnütze, leere Streitereien abzuschneiden. Dieser Forscher ist Dr. Havelock Ellis, der uns das Ergebnis seiner Arbeiten in einem mäßigen Bande von 4M Seiten vorlegt*).
Man spricht von deutscher Gründlichkeit, aber die „tdorou^tinegZ" dieses Buches hält ihr reichlich die Wage. Jeder Leser wird die einführenden Worte des Uebersetzers gutheißen: „. . . ich führe einen . . . englischen Schriftsteller ein, der glänzende Leistungen hinter sich und eine bedeutende littemrische Laufbahn vor sich hat und dessen höchst umfassende Bildung, klares Urtheil, warmes Gefühl und künstlerische Gestaltungskraft ihn in seltenem Maße befähigen, die Natur des Weibes zu verstehen und darzustellen."
In einer höchst anziehenden Einleitung führt Ellis aus, wie die kriegerischen Zeiten des Alterthums und Mittelalters nothwendig die Stellung und Schätzung der Frau beeinträchtigen mußten, wie dagegen seit dem 18. Jahrhundert, mit dem Aufblühen der Industrie, der Entwickelung der Maschinenarbeit, der wirthschaftlichen Umwälzung die sociale Tendenz dahin geht, die künstlich geschaffenen Unterschiede in der Stellung der Geschlechter aufzuheben. Beide Geschlechter werden in ganz ähnlicher Weise unterrichtet, mit gleichen Spielen und Körperübungen beschäftigt, die gröberen Symptome des Uebergewichtes eines Geschlechts über das andere gerathen allmählich in Vergessenheit. Dieser Proceß des Uebergangs schreitet immer noch fort. Während Ellis durchaus der Ansicht ist, daß die künstlich geschaffenen Differenzen zwischen Mann und Weib im Laufe der Entwickelung verschwinden werden, ist er doch als Arzt einsichtig genug, zu erkennen, daß so lange die Natur den Frauen die Aufgabe der Fortpflanzung der Species zuertheilt, sie dem Manne niemals in den höchsten psychischen Processen gleich sein werden. Alsdann wendet er sich den von ihm sogenannten secundären sexuellen Charakteren zu, d. h. jenen natürlichen Eigenschaften und Anlagen, die immer einen unvermeidlichen Einfluß auf die Vertheilung der Arbeit unter die beiden Geschlechter ausüben werden. Diese secundären Geschlechtereigenthümlichkeiten sind solche, welche die beiden

*) Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der secundären Geschlechtsunterschiede von Di. Hauet«! Ellis. Autorisirtc deutsche Ausgabe von Doctor tz. Kurellci. Leipzig, Georg tz. Wiganbs Verlag, 1894.

Geschlechter, indem sie sich stärker differenziren, anziehender für einander machen. Man kann sie sich sehr wohl durch die geschlechtliche Zuchtwahl im Sinne Darwins entwickelt denken. Eine weitere Gruppe sexueller Unterschiede wird als tertiäre bezeichnet.

Zwei Typen dienen zum Vergleich für die sexuellen Charaktere beim Manne und beim Weibe; den einen bildet das Kind, den anderen der Affe, Wilde und Mensch im Greisenalter. In diesem Capitel finden sich sehr tieft biologische Einsichten, die aber, als vom eigentlichen Thema abweichend, nicht weiter berücksichtigt werden können. Halten wir uns an obige zwei Typen, so haben wir auf der einen Seite die Merkmale der Unreife (kindlicher Typ), auf der anderen die der Ueberreife. Jede Charakteristik eines erwachsenen männlichen oder weiblichen Individuums geht nach der einen oder der anderen Richtung. Hier fallen schon interessante Streiflichter auf die Unsicherheit der so lange und weithin angenommenen Behauptung, daß das Weib auf keiner Altersstufe größer oder schwerer ist als der Mann, ebenso auf die Angabe von dem größeren Stirnlappen des Gehirns bei Männern. Aber wir wissen jetzt, daß das Stirnhirn des Assen relativ größer ist, als das des Menschen, und keine besonderen Beziehungen zu den höheren geistigen Functionen hat! Die Voreingenommenheit der Forscher für ein bestimmtes Resultat macht die Gewinnung sicherer Ergebnisse außerordentlich schwierig.

Dagegen erweckt die Methode des Verfassers das größte Vertrauen. Mit ruhiger, kritischer Sicherheit werden nicht blos von Anderen Zahlen- und Vergleichsreihen angenommen, sondern stets wird geprüft, wie sie gewonnen sind, ob das Veobachtungsmaterial groß genug und sonst geeignet war, die gemachten Schlüsse zu gestatten. Die Beobachtungen der einzelnen Forscher auf gleichen Gebieten werden gegenübergestellt und wo — wie häufig — sich Widersprüche ergeben, wird die Frage als nicht spruchreif zurückgestellt. Auf diese Weise bleiben freilich die meisten Fragen in der Schwebe, aber was nur von Antworten erhalten, ist wissenschaftlich gesichert, uud man kann damit weiter operiren, ohne fürchten zu müssen, morgen oder übermorgen schon widerlegt zu werden. Das litterarische Material, das Ellis in seinem Buch verwerthet hat, ist von erstaunlichem Umfang. Man kann wohl sagen, daß er keine wichtige Abhandlung, die sich mit seinem Gegenstand beschäftigt, unberücksichtigt gelassen hat.

Was hat Ellis nun untersucht?

Einmal die Größe nnd Proportion des Körpers bei Mann und Weib. Die Größe bei der Geburt, das Verhalten des Körperwachsthums, die Unterschiede der Statur bei Erwachsenen, das Körpergewicht und weiter viele Einzelheiten des Rumpfes und der Gliedmaßen. Als Ergebniß zeigt sich vollkommen deutlich, daß die Unterschiede zwischen Mann und Weib sich nicht nur auf allgemeine Proportionen und Wachsthumsgesetze erstrecken, sondern auf jeden Theil dei Körpers einzeln genommen, daß ein Mann

Mann ist bis auf seinen Daumen, und ein Weib Weib bis in ihre kleine
Zehe. Mit voller Deutlichkeit ergeben sich drei allgemeine Schlüsse: 1. Das
Weib ist früher reif als der Mann. 2. Beim Weib tritt die Entwickelungs-
hemmung früher ein. 3. Die Proportionen des Weibes haben in Folge
dieser beiden Thatsachen die Tendenz, sich denen der Kinder und der Männer
von kleiner Statur zu nähern. Der körperliche Typus des Weibes ist
jugendlich. — Kein Wunder, daß sie alle so lange wie möglich jung sein
oder doch scheinen wollen.

In zwei Capiteln werden weiter die wichtigen Unterschiede des Vecken-
ringes (Beckenknochens), des Kopfes und Gebisses abgehandelt. Sie haben
größtentheils nur für den Fach-Anthropologen Interesse. Bemerkenswerth
ist die gesicherte Thatsache, daß bei primitiven, niedrigstehenden Völkern
der Schädelinhalt bei Mann und Weib nahezu gleich groß ist, durch die
Cultur und in ihrem weiteren Verlaufe steigert sich der Unterschied beider
Geschlechter beständig.

Viele landläufige Irrthümer werden hier zerstört. Der Stirntheil des
Schädels ist bei Frauen vielfach größer gefunden worden als bei Mannen«,
dafür war wiederum der männliche Schädel breiter, über die Seitenwcmd-
beine gemessen. Eine hohe Stirn ist durchaus nicht immer die Geleitschaft
einer hohen Begabung. Aus der Untersuchung des Schädels ergiebt sich
jedenfalls kein triftiger Grund, dem einen Geschlecht eine höhere Stellung
von Natur wegen einzuräumen als dem anderen. Der männliche Schädel
nähert sich dem senilen (greisenhaften), der weibliche dem kindlichen Typus.
Sehr drastisch sind die Bemerkungen unseres Autors in der berühmten
Gehirnfrage, die ich wörtlich anführen will: „Die Anschauungen über die
Geschlechtsmerkmale des Gehirns haben ihre Geschichte, die nicht sehr ruhm-
volle Blätter in den Annalen der Wissenschaft füllt, denn sie wimmeln von
Vorurtheilen, grundlosen Hypothesen und übereilten Verallgemeinerungen.
Mancher wissenschaftliche Ruf ist an diesem weichen glatten Organ ge-
scheitert."

Bei den europäischen Nassen ist zweifellos das absolute Gewicht des
Männergehirns beträchtlich größer als das des Weibergehirns. (Mendel
giebt im Artikel „Gehirn" in Eulenburgs Nealencyclopädie das durchschnitt-
liche Mehrgewicht auf 100 ß an; nach den Quellen, die Ellis citirt,
schwankt es zwischen 128 ss und 154 F.) Bestimmt man aber das Gehirn-
gewicht im Verhältniß zum Körpergewicht, was logischer ist, so ergiebt sich,
daß das Weib im Vergleich zum Körpergewicht ein größeres oder ein un-
gefähr eben so großes Gehirn hat wie der Mann. Nach v. Bischoff, einem
berühmten Gehirnanatomen, verhält sich das Körpergewicht des Weibes zu
dem des Mannes wie 83 : 100, das Hirngewicht dagegen wie 90 : 100.
Das weibliche Gehirn ist danach sogar relativ größer. Auch der französische
Anatom Topinard leugnet jeden erheblichen Unterschied der Geschlechter
in dieser Beziehung. Da aber beim Weibe die Tendenz zur Unbildung

von Fett eine größere ist, so kann man nur 70"/n der entsprechenden Gewebe des Mannes rechnen. Dann hat das Weib mit einem absoluten Hirngemicht von 90"/n des männlichen fnctisch einen erheblichen Ueberschuß an Hirnmasse!

Freilich hatten Turgenjew und Cuuier schwere Gehirne, aber noch um 20(1 3 schwerer war das von Bisch off untersuchte Hirn eines ganz gewöhnlichen Individuums. Ein Arbeiter und ein Ziegelstreicher wiesen fast dasselbe Hirngewicht auf wie der berühmte russische Schriftsteller und ein noch größeres als Cuuier. Die sechs schwersten Frauengehirne stammen zur Hälfte von Geisteskranken oder Zlbnormen. Ein großes Gehirn ist anscheinend ein gefährlicher Besitz. Es muß im rechten Verhältniß zur Muskelmasse stehen. Wahrscheinlich haben große Denker meistens große Gehirne, aber unter ausgezeichneten Männern der That scheinen kleine Gehirne ebenso häusig zu sein wie große. Das Endurtheil des Autors läuft darauf hinaus: Vom gegenwärtigen Standpunkte der Hirnanatomie und Hirnphysiologie aus hat man keinen Grund anzunehmen, daß ein Geschlecht irgend welche Superiorität über das andere besäße.

In der gleichen, vorsichtig tastend voranschreitenden Weise, wie ein Jäger, der auf Moorgrund vordringt, hat nun Ellis weiter untersucht: Die Sinne mit besonderer Berücksichtigung der Schinerzempfindlichkeit beider Geschlechter, die Newegungsfuuctiouen d. h. die Muskelkraft und die größere oder geringere Leichtigkeit, mit der sich Impulse in Muskelaction umsetzen, die intellectuelle Veranlagung bei Männern und Frauen, den Stoffwechsel mit allen Einzelheiten (Blut, Athmung, Allsscheidung, Giftwirkung, Verkeilung von Haar und Hautfärbung), die inneren Organe; den periodischen Verlauf der weiblichen Lebensfunctionen, die hypnotischen Erscheinungen und verwandten unbewußten Phänomene (Träume, Hallucinationen, Wirkung von narkotischen Mitteln, Neurasthenie und Hysterie, religiös-hypnotische Erscheinungen), die Affecte des Weibes, die künstlerische Begabung, dann krankhafte (psychopathische) Erscheinungen des Geisteslebens (Selbstmord, Wahnsinn, Criminalitcit), die Variabilität (Fähigkeit, sein Wesen unter äußeren Einwirkungen zu verändern) des Mannes. Endlich werden in einem Schlußcapitel die gewonnenen Resultate übersichtlich zusammengestellt. Es würde die Leser ermüden, wollte ich alle Capitel eingehend analysiren. Ueberall stützt sich die Untersuchung auf sorgfältige, gewissenhafte Experimente, eigene oder solche erprobter Forscher, große Zahlen, vorsichtigste Schlußfolgerung. An diesem Werke kann der Laie lernen, was Wissenschaftlichkeit, was Oberflächlichkeit ist.

Das Endergebnis; ist ein überraschendes. Ellis erklärt am Ende seiner großen Untersuchungsreihe, fundamentale und wesentliche Merkmale von Mann und Weib, wie sie vor allem Einfluß äußerer Umstände bestehen, nicht mit Sicherheit bestimmen zu können. Es ist demnach nicht erlaubt, starre Dogmen über die besondere Sphäre des einen oder anderen Geschlechts

aufzustellen. Die kleine Gruppe von Frauen, welche eine absolute Inferiorität des männlicheu Geschlechts beweisen will, die zahlreichere Klasse von Männern, welche die Frauen in enge undurchbrechbare Schranken bannen wollen, müssen beide vor dem Richterstuhl dieser Erkenntnis; abgewiesen werden. Die Thatsachen sind viel zu complicirt, um sofort zu Schlüssen zu führen, die auf praktische Anwendung drangen, viele Thalsachen sind unter wechselnden Lebensbedingungen wandelbar. Nur die Natur kann entscheiden, ob sociale Veränderungen legitim sind. Ihr Spruch kann Tod oder Sterilität sein, aber kein anderes Tribunal kann dies ersetzen.

Wenn Ellis somit den größten Theil der angeblichen sekundären Geschlechtsunterschiede abweist, so verdienen seine Feststellungen wirklicher Differenzen um so mehr Credit. Dahin gehört in allererster Reihe die nachgewiesene größere Variabilität des Mannes. Ich sagte schon gleich im Anfange, der Mann wünscht sich auszuzeichnen, das Weib will nur anderen gleich sein. Das ist der Sinn der größeren Variabilität.

Vorbild des Mannes ist in dieser Hinsicht Julius Cäsar, der lieber in einer kleinen Stadt der Erste sein will als in Rom der Zweite*).

Ein anderes, schon früher erwähntes, allgenleines Ergebniß von gleicher Tragweite ist die Frühreife des Weibes. Seine Entwickelung ist rascher und früher abgeschlossen. Ein Resultat dieses Gesetzes ist, daß Frauen im Allgemeinen Merkmale kleiner Männer und theilweise auch die von Kindern besitzen. Schon allein aus diesem Grunde ist der ganze Organismus des Durchschnittsweibes physisch und psychisch fundamental von dem des Durchschnittsmannes verschieden. Wenn das Kind den ursprünglichen Typus, gleichsam den „Standard" darstellt, so liegt die Abweichung immer auf Seiten des Mannes. Ellis hält den lindlichen Körper für höher entwickelt als den des Erwachsenen und begründet dies ganz eigenartig. Der Mensch wächst im weiteren Verlaufe der Degradation und Greisenhaftigkeit entgegen. Geniale Männer behalten am meisten vom kindlichen Typus. Von Goethe sagte Riemer, er wäre sein Leben lang ein großes Kind gewesen. Ellis' Meinung ist also doch wohl etwas mehr als ein geistreiches Paradoxon.

Das Weib steht dem Typus, dem die menschliche Entwickelung zustrebt, am nächsten. Dies gilt von den körperlichen Merkmalen: der moderne, gebildete Städter mit seinem großen Kopf, zartem Gesicht und zarten Knochen steht dem weiblichen Typus viel näher als der Wilde. Der Gelehrte, dessen Typus sich der moderne Mann sehr nähert, nimmt physisch wie geistig eine Stellung zwischen der des Weibes und der des

*) Goethes Ausspruch: „Nach Freiheit stiebt der Mann, das Weib nach Sitte/' besagt genau dasselbe. Sitte, das ist das Allgemeingiltige, Freiheit das dem Individuum Eigenthümlichc.

Durchschnittsmannes ein. Im ganzen Verlauf der Culturentwickelung sehen wir, wie der Mann dem Weibe näher kommt. Wilde und barbarische Völker sind gewöhnlich kriegerisch, d. h. männlich in ihrem Charakter, während die moderne Civilisation ihrem Wesen nach industriell, d. h. weiblich ist. Die Gewerbe haben die Tendenz, den Mann dem Weibe gleich zu machen. Dieser Uebergang von der kriegerischen Staatsform zur mercantilen ist bereits von Stuart Mill und Herbert Spencer hervorgehoben, in England und den Vereinigten Staaten auch schon erheblich weiter vorgeschritten als z. B. in Deutschland, das zur Zeit anscheinend am Scheidewege zwischen beiden Entwickelungsrichtungen steht. Noch überwiegt die militärische Richtung, aber sie ist bereits in ihren Grundfesten erschüttert, und an ihren: Fundament nagt jeder Tag. Ellis meint, daß der Ausspruch: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan," eine biologische Wahrheit enthalte.

Ein Werk wie dies ist eine Welt. Ich bin mit meiner Wanderung durch diese Welt zu Ende. Auf jeder Seite interessante Probleme, tief erfaßt und geschickt formulirt, glänzende Einblicke in die Werkstatt der Natur, ein reifer Geist, gesättigt mit allem erforderlichen Wissen, eine gründliche Gerechtigkeit für das, was mit Worten schwer definirt werden kann. Während bisher die Frauenfrage eine wahre Pein für alle Verständigen war, hat Ellis die Erörterung auf ein Niveau erhoben, das uns die größte Anregung, hohen geistigen Genuß und bleibenden Gewinn an Erkenntniß verspricht.

wer war's?
3chauspiel in drei Acten
von
Felix Wilippi.
— Verlin, —

Personen.

Geheimiath Professor (5'duard von Nainwald, Major a.
Imhoff.
Helene, seine Frau.
Union Alexander von Nomberg.
Gräfin Türen.
0 r. (5 rnst Iustus, Kreisphysicus.
Lucy, seine Tochter.
Dr. Hessin«, Redacteur.
Zeit:
Lump recht, Bürgermeister.
Hübner, Stadtrath.
Grieb enow, Buchhändler.
Sperling, Wirth der Weinstube
„goldenen Anler".
Fritz, Kellner.
Franz, Diener bei Imhoff.
Tie Gegenwart.
zum
Ort: Eine Neine Universitätsstadt.

Erster Act.

Tie Weinstube zum goldenen Anker.

Ein nicht zu hoher N»um, breit und b«häb!g. Wände und Decken ein wenig eingeiäucheit. Mitte «allgemein«! Auftritt) Glasthüre nach der Straße hinan». Draußen vor der Thiire eine grabe rothe unangesteckte Gaslaternc, Recht« (Alles vom Zuschauer) sichren einige Stufen zu einer Glasthüre, auf der „Comptoir" steht. An beiden Ihüren, so »ie auch »m Fenster blaue Gazcvoisetzer, Linl» von,« ein tiefe» Fenster ohne Gardinen, offenstehend, oben ein Lambreauin, recht« von der Mittelthür« ein altmodische» Vuffet mit Gläsern und Flaschen, oben als Decoration eine Bowle und ein paar Eillübel, In der Nähe eine Kellerthür« lein Vrettl. Linls von der Mittelthüre ein altmodischer, grüner Kachelofen, die linl« Ecke wird eingenommen von einem abgenutzten Äunbledersopha, davor ein runder, ungedeckter Tisch und einige
Stühle, Ueber dem lisch eine uncmgesteckt« Gaslampe, Im Vordergrund« linl», in der Nähe de» Fenster»,
ein langer, ungedeckter Tisch mit Feuerzeug, Aschbecher, einem Ständer mit „Neservirt", die Stühle in peinlichster Ordnung, An dem über dem Tisch befindlichen Ga»ar»! ein Klingelzug für die Bedienung. Rechts im Vordergründe ein lleiner viereckiger Tisch, auf dem ein Schachbrett mit aufgestellten Figuren, Zwei umgelegte Stühle, Eine große altmodische Ltehuhr. An den Wänden ein paar alte unelegant ein» gerahmte Kupferstiche, Nerein«bilder, ein Wir!h»diploni. Neclamen von Weinhandlungen, ein Abreisckalendei
mit einer „3", eine Schiefertafel, aus der mit Kreide deutlich geschrieben steht: »Heute Fricassee von Huhn",
ein Ständer mit einigen Zeitungen, Die Möbel, wie man sie in Weinstuben vormärzlicher Zeit findet, womöglich hellpolirt, schwerfällig, mit Lederüberziigen, Die Dielen blanlgescheuert und mit Sand bestreut.
Der Eindruck behaglich, keinesfalls modern ober gar elegant, E« ist Frühiahisnachmittag,
Fritz schläft in einer Eck«, das Gesicht in einer Serviette «cigiaben. Dl. Jus!»», Mitte der Fünfziger, sein Wesen Inurrig und polternd, »der dennoch liebevoll und gütig, tritt mit seiner Tochter Lue» ein.)

Iustus (st« umsehend, »r«»,. Natürlich wieder kein Mensch da!
Lucy. Der Kellner schläft ja dort in der Ecke.
Iustus. Aha! c»uft., Fritz! Fritz! Das schläft wie'n Murmelthier. (Oeffnet die Lomptoiithii« und licht höhnisch,) Hahllha! Hier schlaft der Kerl, und da drin steckt der Herr Wirth alle Wen von sich! Verflixte Bummelwirthschaft! Das ist ja keine Kneipe, das ist ja ein Schlafwagen!
Lucy. Es scheint Dir, liebster Papa, in dieser „Bummelwirthschaft" doch recht gut zu gefallen. Wie lange kommst Du eigentlich in den »goldenen Anker"?
Iustus («r°°), 32 Jahre!
Lucy. Zeit genug, um sich mit dm Gewohnheiten des Hauses vertraut zu machen.
Iustus. Naseweis!
Fritz (noch im Schlaf« sprechend.) Beefsteak mit Bratkartoffeln 4 Mark 75, einen Schoppen Trabener 11 Mark 20 . . .
Iustus (lachend). Ill, die Preise passen Dil wohl, alter Gauner! Zum Glück kann der Kerl seine Kunden nur im Schlafe betrügen. «Ihn rüttelnd., Entschuldigen Sie, sehr verehrter Herr, wenn ich störe . . .
Fritz <ei«üchnib und aufspringend). Verzeihung, Herr Kreisphysicus, aber ich war eben ein bischen eingedusclt . . .
Iustus. Das brauchen Sie uns nicht erst mitzutheilen, das haben wir schon so bemerkt. Am hellen lichten Tage zu schlafen! Sagen Sie mal, wovon sind Sie denn mit Ihren 3 oder 24 Jahren fchon so müde?
Fritz. Seitdem der Herr Baron Romberg auch Abends zu uns kommt, wird's immer später. Gestern war's drei Uhr!
Iustus. Gott soll Einen bewahren! Drei Uhr! Da hatte ich schon meine fünf Stunden 'nmtergehlluen! Mit wem kneipt eigentlich der Herr Baron hier?
Fritz. Wie's gerade so kommt. Vorgestern mit einem Champagneireisenden, den er hier zufällig traf. Ach, Herr Doctor, der hat saftige Anekdoten erzählt . . .
Iustus. Unterstehen Sie sich!
Fritz. . . . und gestern Abmd hat er paar von den Kunstreitern mitgebracht, die jetzt im Circus auftreten. Fräulein Amanda war auch dabei!
Iustus. Und mit der kneipt der Herr Baron Alexander von Romberg, Freiherr auf Tannhausen, Majoratsherr von Leuckhoff, Obeistallmeister und weiß der Teufel sonst noch was? (gu Lucy leiser., Und da wundert sich der Mensch, wenn ihn die Leute in dem Kliihwinlel hier durch die Zähne ziehen!
Fritz. Und einen Durst hat die Gesellschaft! Elf Flaschen Sect, dreizehn Knickebeins und neun Schlummerpünsche! Und dann wurden sie Alle riesig fidel, und zum Schluß hat Fräulein Amanda . . .
Iustus <einen Vlicl auf Lucy., Halten Sie gefälligst Ihren Schnabel! Ich habe Sie gar nicht gefragt, was Ihre Amanda zum Schluß zu thun für gut befunden hat! Also rufen Sie 'mal Heirn Sperling.
Fritz. Sofort! II»'» Comptoir,,
Lucy. Papa, in den Circus konntest Du auch 'mal mit mir gehen!
Iustus. Blödsinn! Für die Hopserei Geld ausgeben!
Lucy. Das ist auch gar nicht nöthig. Doctor Hessina, hat uns seine zwei Redactionsplätze für die ganze Zeit zur Verfügung gestellt.
Fritz (in der offenen Comptoiithiire, leise). Herr Sperling schläft.
Iustus (Ihn hohnisch copirend,. Herr Sperling schläft, (laut) ich will meine Jahres» rechnung bezahlen und neuen Krätzer bestellen!
Fritz lyineiniufend.) Herr Sperling, der Herr Kreisphysicus wollen zahlen!
Sperlings (Stimme,. Zahlen? Komme schon!
Fritz (zurück).
Lucy (tritt an'» Fenster und sieht auf die Straf,« hinab).

wer war's? 9?
Iustus <Fri« bei Seit« nehmend). Sagen Sie mal, Fritz, was hat denn eigentlich
dieses Fräulein Amanda zum Schluß aufgeführt?
Fritz (leise). Getanzt hat sie auf dem Stammtisch da (versucht e» nachzumachen) so
hochl Nur viel schöner!
Iustus. Kann ich mir denken! Schade, wäre gern dabei gewesen!
Fritz. Und dem Herrn Varon liefen vor Lachen immer die Thronen in seinen
langen Bart.
Sperling (seidene VÄtze, weiße Weste, Baitcotelette). Entschuldigen viele Male, Herr
Physicus, aber ich war . . .
Iustus (hält ihm den Mund ,u). ... um Himmelswillcn, sonst erzählen Sie mir
die ganze Geschichte noch 'mal (Indem er mit ihm zur EomptoiKhnre geht». Der Zeltinger,
Herr Sperling, war wieder nicht zu trinken.
Sperling (dexot lächelnd). Das behaupten der Herr Doctor nun schon seit
32 Jahren!
Iustus. Lucy, warte hier 'nen Augenblick.
Sperling. Fritz, geben Sie Fräulein Iustus Etwas zu lesen. (»»>»« Coniptoir od.)
Lucy (will sich an den langen Tisch sehen).
Fritz. Um Gotteswillen, Fräulein!
Lucy (erschrocken,. Was giebt's denn?
Fritz. Der ist ein für alle Male icseruirt. Lebenslänglich! Wenn die Herren
kommen und die Stühle stehen nicht ganz genau in der Reihe und das Feuerzeug statt
rechts vom Aschbecher links ... na, das Donnerwetter! Wollen Sie vielleicht (aufrechten
Tisch) hier Platz nehmen?
Lucy. Aber der ist ja auch belegt?
Fritz. Der ist für Excellcnz Imhoff und den Herrn Baron Romberg reservirt.
Die Herren kommen erst später, und dann nehmen die'8 auch nicht so genau.
Lucy (setzt sich).
Fritz (giebt ihr eine Zeitung). Neuesten „Fliegenden" gefällig?
Lucy. Danke. (Sie beginnt zu lesen.) Ill, Fritz, die sind ja vom 4. April, und
wir haben heute den 3. Mai?
Fritz. Die neuesten „Fliegenden". Zuerst ist das Museum darauf abonnirt, in
der zweiten Woche die „Harmonie", bann die Buchhandlung von Griebcnow, wir bekommen
sie immer erst vier Wochen später!
Lucy (lacht,. Ach so! . . . Kommt Herr Doctor Hessing auch regelmäßig zum
Nachmitlagzschovpen?
Fritz. Heute jedenfalls! (Heimlich.) Heute haben sie nämlich fo 'ne Sitzung, da
soll irgend 'was Wichtiges berathcn weiden.
Lucy. Wer kommt denn noch?
Fritz. Um drei viertel fünf der Herr Major Roimvold, sieben Minuten vor fünf
der Herr Bürgermeister mit dem Stadtrath Hübner, dann der Buchhändler Griebcnow.
Lucy. Und wer ist Ihnen, ehrlich gesagt, der Liebste von Allen?
Fritz. Der Herr Baron Romberg! der zahlt doch wenigstens Trinkgelder!
(Durch die Mitte tritt)
Dr. Hessing (sympathische Erscheinung, Anfang der 2N),
Lucy (erschrocken aufstehend). Paftll ist nebenan im Eomptoir . . .
Fritz (eilfertig). Der Herr Papll ist wirklich nebenan, Sie können's uns glauben!
Hessing. Fritz, Sie sind zwar noch jung, aber schon ein kolossaler Esel! Vor
Allem bringen Sie mir 'mal den 96 er Rachenputzer Ausbruch.
Flitz (ssellerthiirc ad).
Hessing (lachend). Also NM Sie zu sehen, Fräulein Iustus, muß man in die
Weinstube zum „goldenen Anker" gehen!

Lucy. Der Vorwurf trifft nur Sie selbst, Sie haben sich volle acht Tage nicht
bei uns blicken lassen. (S!e setzt sich,,
Hessina (nimmt gleichfall» am Ochllchiisch Platz). Daran war . . .
Luc» (einfallen!», ... die Arbeit Schuld! Wie oft haben Sie nun das schon
den Leuten vorgelogen?
Hessin«. Sehr oft! Aber dieses Mal ist's ausnahmsweise die Wahrheit!
Fritz (dringt den Wein und Ipiilt wählend de» Folgenden <!!N «uffet die Gläser, ohne sich um
die Neiden zu liimmern»,
Lucy. Und finden Sie immer noch nicht mehr Befriedigung in Ihrer Thätigltit?
Hcffing (sich einschenkend). Im Gegentheil, sie wird mir immer lästiger! (Trinlt.)
Donnerwetter, schmeckt das Zeug scheußlich! Pardon, darf ich Ihnen anbieten?
Lucy (lächelnd). Außerordentlich liebenswürdig, aber ich danle!
Hcssing. Sie, mein liebes Fräulein, haben glücklicherweise keine Ahnung von den
Pflichten des Chefredacteurs eines Weltblattes in einer Stadt von 45311 Einwohnern.
So viel waren's »venigstens bis gestern Abend. Eine Zeitung, die nicht Kritik üben darf,
ist ein Unding.
Lucy. Wer hindert sie daran?
Hessing. Die 45311 Personen. Sind nämlich Alle unsere Abonnenten. Dieses
ewige Rücksichtnehmen auf alle die Gevatterschaften, diese ewige Begeisterung . . . selbst
für die dümmsten Sachen . . . man bekommt's wahrhaftig satt!
Lucy. Ihnen steckt Ihre Neigung, Nomaue zu schreiben, zu sehr im Kopf.
Hessing (aufstehend und umhergehend», III, weiß es der Himmel, bll haben Sic Recht.
Fräulein Iustus. Ich fühle es, darin könnte ich Etwas leisten, das würde mich be-
friedigen! Wenn ich nur einen Stoff fände, der mir inteiessant genug schiene, ihn zu
packen. (Ei trinlt,) Wenn das Zeug warm wird, schmeckt's immer graustliger!
Lucy. Das kann doch nicht schwer sein, ein Thema zu finden. Schauen Sie sich
doch in der Welt um. Da vassirt so viel!
Hessing. Ja, in der Welt! Aber nicht in der Welt, in der ich hier lebe! Die
ist so jämmerlich eng, so klein! Die hiesige Gesellschaft! Gewiß meist sehr brave, pflicht-
treue, anständige, in ihrem Beruf fehl tüchtige Leute, aber so geradlinig, so unangenehm
correct... so ... so .. . penetrant wacker l Außer Excellenz Imhoff, seiner Frau
und Baron Rombcrg wüßte ich hier leinen Menschen, der interessant genug wäre, ihn auf
Herz und Nieren zu prüfen. (Sich leicht »»beugend,» Die dumme Redensart von den
„Anwesenden" ersparen Sie mir natürlich. «Wird lebhafter.) Wenn ich mich so ganz hinein-
versenke in die Arbeit mit ihren Zweifeln und Fortschritten, und wenn endlich der Tag
kommt, an dem mein Buch erscheint und ich es in den Schaufenstern der Buchhandlungen
sehe . . . (noch dem Titel suchend, na also . .. „Temtemtem," Roman in zwei, meinetwegen
in drei Bänden von Wilhelm Hessing . . .
Lucy. Kommt Zeit, kommt Rath. Ich verspreche Ihnen, ich werde die Augcu
offen halten und Ihnen Alles, was ich sehe, getreulich berichten. Vielleicht wird's doch ein
Roma».
Hessin«. Und wissen Sie auch, wem ich das Buch widme? „Fräulein Lucy
Iustus in herzlicher Zuneigung der Verfasser." (Li ergreift ihre Hand» Und wenn's Ihnen
gefiele, das würde mich so glücklich und stolz mache» . . .
Lucy (aufstehend, leise». Der Papa!
Hessin«. ... Und Ihren Papa macht's natürlich auch glücklich und stolz . . .
(Iustus bemerlend und im Ion abfallend,) Ach so!
Iustus (auildemüomptoil). Was . . . was macht mich denn gar so glücklich und
stolz, Herr Doctor Hessing?
Hessing (gewandt fortfahrend). . . . daß unsere geliebte Stadt so blüht und gedeiht
und Friede und Eintracht herrscht. . .

Iustus. Was wissen Sic denn von „Friede und Eintracht"? In der „Harmonie"
reißen sie sich die Köpfe herunter, in der „Concordia" sprechen unter drei Mitgliedern
mindestens zwei nicht mit einander . . . wissen Sie, wer die beliebteste und gesuchteste
Persönlichkeit im ganzen Ort ist: der Schiedsrichter!
(Durch die Mitte tritt Major Nainwald ein.,
Lucy «.leise ,u Helling, während Iustus Rainwold begrüßt». Das wäre vielleicht gleich ein
Stoff, das vielgerühmte gemüthliche Leben einer kleinen Stadt zu schildern.
Hessin«. Nicht übel!
Iustn 3 c,u Lucy,. Mach', daß Du fortkommst!
Lucy. Vergiß nicht, Toctor Hcssing heut Abend zum Skat einzuladen. Onkel
Mercker hat ja Gott sei Dank abgesagt.
Hessing (begleitet Lucy, ihr die Hand küssend). Auf baldiges Wiedersehen!
Rllinwllld »sich vor Lucy verbeugend). Mein Fräulein . . .
(Lucy Mitte ab. ülllinwald in Civil, angenehme Erscheinung, Mitte der 40 er, man sieht ihm den
früheren Militär an. Fritz beingt ihm, wie später iedem Eintretenden, den «blichen Schoppen, man muß
sehen, daß er mit den verschiedenen für Jeden charakteristischen Gewohnheiten durchaus vertraut ist,
Sie
letzen sich; sie nehmen die Plätze nicht nebeneinander ein, sondern Rainwald Längsseite Stuhl 2,
Hessing Stuhl 5, Iustus rechter Eckplatz.)
Iustus. Na, Major, wie stehts mit der Gesundheit?
Rllinwllld csich auf da« Nein klopfend). Muß 'mal wellen des Pedals dll nach
Teplitz! Aber sehen Sie mal den Ann und die Hand! Die können Gott sei Dank noch
fest zugreifen. Im Pistolenschießen nehme ich's heute noch mit dem Jüngsten ans! <3u
Hessin«,. 'Was Neues in der Politik, Herr Toctor? (Da Hessing verneint., Oder im
Städtchen?
Hessing. Das wollte ich gerne hier erfahren. Man hat mir eine sehr feierliche
Einladung zu einer Sitzung geschickt. . .
Rllinwllld. Ill, eine höchst fatale, mehr als das, eine sehr ernsthafte Geschichte!
Hessing. Klingt ja recht aussichtsuoll!
(Währenddessen treten in lebhaftem Gespräch ein Lamprecht, Bürgermeister, und Hübner, Stadtrath,,
Lam brecht. . . Dieser Ansicht bin ich auch . . . nur nichts Halbes ... energisch
muß die Sache angepackt weiden, denn dieser Zustand ist unhaltbar . . .
Hübner. Das sagt meine Fran auch.
Lamprecht. Guten Tag, meine Herren! (Er schüttelt Hessing die Hand.) Mein lieber
Herr Toctor, ich danke Ihnen für ihr pünktliches Vrsclieincn. Ich wünschte mir, ich hätte
Sie zu einer weniger traurigen Angelegenheit hierherbitten können.
Hessing (leise zu Iustus). Sind wir denn hier zn einer Hinrichtung eingeladen?
Iustus (nickt),
Hessing. Der Delinquent?
Iustus. Witt're so 'was!
Lamprecht. Sind wir vollzählig?
Instus. Griebcuow fehlt noch.
Hübner (am Fenster,, Kommt eben um die Ecke.
Oriebenow (tritt ein; allgemeine, ganz kurze, dc» Darstellern überlassen« Unterhaltung),
Sperling (aus dem ssomptoir begrüiit die Gäste,,
Fritz (hat Iedem seinen Schoppen hingestellt.,
Lamprecht. Herr Sperling, Sie sorgen wohl dafür, daß wir jetzt nickt gestört
werden!
Sperling. Zu Befehl, Herr Bürgermeister! «Er giebt Fritz Ordre, dann in's Lomptoir.)
Flitz «in den Keller,.

(Alle haben jetzt Platz genommen.)
3i»in»»ll> HUbner Glitten«!» Hefflng
2 3 4b
Lamprecht 1 l !Iuftu« «
Gliebenow (bietet eine Piiefe »n, die circulirt).
Lampiecht («eilt sitzen). Meine Heuen, ich habe Sie heute Alle hierhergebeten
nicht zu dem gewohnten PKiudeistündchen, sondern um Ihnen eine sehr ernste, unsere ganze
Stadt bewegende Angelegenheit vorzutragen. Ich möchte auch mit Ihnen berathen, welche
Schritte dagegen zu thun sind. Und dann noch Eins, meine Herren, ich spreche hier nübt
als Bürgermeister zu »Ihnen, nicht etwa als das sogenannte „Oberhaupt der Stadt",
sondern einfach als Mann zu Männern, zu Ehrenmännern.
Julius (brummt). Vischen lange Einleitung!
Hübnei. Pst!
Lamprecht. Glauben Sie also ja nicht, daß ich irgend welchen Druck auf Sie
ausüben möchte . . .
Iustus. Ja, lieber Lampiecht, zum Drücken gehören immer Zwei. Einer, der
drückt, und der Andere, der... na ja, eben der Esel!
Hübnei <sp!tz>. Der Herr Kieisfthystcus scheint ja wieder bei trefflicher Laune
zu sein.
Iustus <»i°b). Bin ich immer! Also gefälligst weiter im Text. Habe um sieben
meinen Skat.
Lamp recht. Ihnen Allen ist ja bekannt, daß in unserer Stadt seit Monaten ein
Unfug getrieben wirb, der in der letzten Zeit immer größere Dimensionen angenommen
hat. Ich meine die anonymen Briefe!
Hessing (leise,u Just»«,. Also da soll's hinaus?
Lampiecht. Daß der Anonymus aus unseren Kreisen stammt, ist leider ganz
zweifellos . . .
Rainwald. Auch meine Ansicht!
Lampiecht. Dafür spricht die intime Vertrautheit mit allen gesellschaftlichen
Verhältnissen, und auch die elegante Fonn, in die alle diese Anklagen und Verleumdungen
gekleidet sind!
Iustus. Na, Witz ist^auch dabei, verteufelt viel Witz! (Zu Hessin».) Dm
Menschen müssen Sie ausfindig machen und bann für Ihr Blatt engagiren. Und wozu
denn, lieber Lampiecht, gleich fo starke Worte wie „Verleumdungen"! Soviel mir bekannt
ist, sind die Briefe alle ein bischen leidenschaftlich, das gebe ich zu, von .Verleumdungen"
weiß ich Nichts. Uebeilegt'L Euch nur, liebe Leute, wild schon Einer sein, den Ihr auch
ordentlich gepiekt habt und der nun keine andere Gelegenheit hat, sich zu revnnchiren.
Hübnei »scharf). Aber, Herr Physicus, unterbrechen Sie doch nicht immer dm
Herrn Bürgermeister!
Iustus. Erstens meinen Sie wohl den Herrn Lamprecht, denn wir find hier
nicht in einer Magistratssitzung . . . Gott sei Dank! sondern in der Kneipe, und zweiten»
Herr Stadtrat»,, rede ich, wenn mir's paßt! Das thuc ich seit fünfundfünfzig Jahren,
und an dieser mir liebm Gewohnheit weiden Sie wahrhaftig auch Nichts ändern!
Rainwald (beanlillenb,. Aber, meine Herren!
Lamprecht (ein wenig lebhafter). Der Herr Physicus scheint doch keine Ahnung von
dem Umfang der Sache zu haben. Nicht ein Haus ist verschont geblieben von den ver»
gifteten Pfeilen, die . . .
Instus. Puh puh! Werden Sie nur nicht poetisch, lieber Lamprecht! Und
dann: nicht ein Haus? Ich habe zum Beispiel noch nie solchen Wisch bekommen, und
Geheimrath Imhoff auch nicht. Mit dem sprach ich 'mal kürzlich über die Sache. Na,
und bei dachte ich, führt doch hier das allererste Hans!

wer war's? ^0^
Hübner ^scharf). Das hat vielleicht seine besonderen Gründe, daß der Herr Geheim-
mth bisher verschont geblieben ist!
Iustus. Nana, oraleln Sie nur nicht! Und überdies, wo soll das Alles hinaus?
In solchen Geschichten muh sich Jeder seiner eigenen Haut wehren!
Lamprecht «aufstehend und stehenbleibend). Das beabsichtigen wir auch zu thun, und
deswegen habe ich Sie, meine Herren, also den Gesammtvorstand der „Harmonie", hierher»
gebeten. Dem Vorstand des Verein« ist dieses anonyme Schreiben zugegangen. Es ent-
hält schwere Anklagen gegen die Ehre unseres Vereins.
Griebenow. Man verlangt strenge Untersuchung oder droht mit Austritt!
Iustus. Nanananll!
Hübner. Meine Frau betritt die „Harmonie" nicht wieder!
Iustus. Wird sich schon beruhigen!
Hübner (miithend). Meine Frau beruhigt sich nie! Sie sitzt zu Hause und weint
sich die Augen roth!
Iustus. Soll sie sich Bleiwasserumschläge machen!
Rainwald. Meine Herren, wir müssen nach diesen Vorkommnissen Stellung
nehmen in der Sache!
Iustus. Ach was, Kleinstädtereien!
Rainwald (energisch). Nein, Herr Physicus, das sind nicht Kleinstädtereien. Mit
Ihrem beliebten Schlagwort kommen Sie dieses Mal nicht durch! Ob 'ne Stadt groß
ist oder klein, ob sie zwei Millionen oder fünfzig Tausend Einwohner hat . . . das ist
in solchem Falle ganz egal! Ter Ehrenstandvunkt fangt nicht erst bei Stadtbahnen »nd
Nachtcafes an . . .
Hübner. Bravo!
Griebenow. Nrauo!
Rainwald. Las ist so die Manier der Großstädter, gleich geringschätzig von
Krähwintelcien zu sprechen . . .
Hübner. Bravo!
Griebenow. Bravo . . . bravo!
Rainwald. . . . wir werden also eine Erklärung in der Zeitung erlassen. In
der werden wir Alle, der Gesammtvorstand, unserer Entrüstung über dm Sccmdal Aus-
druck geben und strengste Untersuchung versprechen!
Lamprecht «sich wieder setzend). Und dabei <z» Hessing), Herr Doctor, rechnen wir
auf Ihre gütige Unterstützung im Tageblatt!
Hessing. Gegen eine bezahlte Annonce wäre natürlich Nichts einzuwenden,
»vährend . . .
Rainwald. Nein, Verehrter, wir bitten um mehr. Wir möchten aus Ihrer
Feder einen Artikel haben, der gegen anonyme Briefe im Allgemeinen und gegen unfern
Fall im Besonderen vorgeht. Tas würde klärend und befreiend wirken.
Hessing. Ich kann Ihnen da leider nicht entgegenkommen, meine Herren, unsere
Zeitung hat vorläufig leine Veranlassung, sich mit der Sache zu beschäftige»!
Iustus ccopiiend). Bravo! bravo!
Lamprecht. Und jetzt, meine Herren, komme ich zu dem heikelsten Punkt der
traurigen Angelegenheit. Wer ist der Schreiber dieser aiwnymen Briefe?
Iustus. Ja, „die Nürnberger thäten keinen hängen . . ."
Lamprecht «energisch). Wir glauben, ihn aber schon zu haben, Herr Kreisphysicus!
Ter Verdacht hat sich gegen eine ganz bestimmte Persönlichkeit gewendet, die wir Alle
kennen: gegen den Herrn Baron Romberg! «Allgemeine Zustimmung.)
Iustus (auffahrend). Sind Sie bei Sümen, Lamprecht?
Lamprecht. Dieser Verdacht wird bereits von der ganzen Stadt getheilt. Der
Name des Barons als Urheber dieser Briefe fliegt bereits von Mmd zu Mund!

«Ariebenow. Ich bitte um's Wort: sehr merkwürdig ist es jedenfalls, daß diese
Briefe begannen kurze Zeit nach der Rückkehr des Barons von seinen großen Reisen.
Warum war denn Ruhe, so lange er bei den Nowtudm und ilamtschadalm war?
Hübner. Wäre er nur lieber dort geblieben! Das sagt meine Frau auch!
Iustus. Paperlapapft d» mit Ihren Botokuden!
Lamprecht. Und — so weit sind wir schon bei den Recherchen — nachgewiesener-
maßen gelangten die Briefe nur an solche Familien und Persönlichkeiten, mit denen der
Herr Baron sich durch sein brüskes Benehmen verfeindet hat.
Rainwald. Ich bitte auch um's Wort. Der Erste, der einen anonymen Brief
bekommen hat, war ich, und ich zögere durchaus nicht, uni Licht in die Sache zu bringen,
diesen Brief hier vorzulesen. Er lautet: „Mein Herr! Mit aufrichtiger Bcsoigniß sehe
ich, daß Sie Stellung gegen den Baron von Romberg nehmen. Ter Schreiber dieses
weiß genau, daß nur persönliche und ganz unbegründete Empfindlichkeiten die Ursache sind.
Er appellirt an Ihr männliches Ehrgefühl, um durch Ihren Einfluß die Kleiustadthetzereieii
zu beendigen ..."
Iustus. Der hat ja so Recht!
Rainwald. . . . „die dem Baron Romberg den Aufenthalt in der Stadt zu uer»
laden begonnen haben". Herr Kreisphysicus, ich frage Sie nun, in wessen Interesse ist
dieser Brief geschrieben? Doch nur im Interesse des Heim Barons! Wer hat nun den
zweiten, den dritten, den zehnten Brief bekommen? Immer nur solche Personen, mit
denen der Herr Baron in offener Feindschaft lebt . . .
Hüb uer. Zum Beispiel Herr Eberti . . .
Iustus. Ach so, der? Dem 'mal der Herr Barou 'ueu dummen Jungen auf-
gebrummt hat?
Hübucr (giftig). Bitte, Herr Eberti ist mein Neffe!
Iustus. Das ist Ihr Pech, Herr Stadtrath!
Rninwald. Aber selbst in den Briefen, in denen Rombergs Name gar nickt
genannt wird, weisen die Fäden, genau verfolgt, doch immer wieder auf ihn hin.
Lamprecht «erregt». Sie gestatten mir wohl, Herr Physicus, daß ich Ihnen dm
Brief an die „Harmonie" vorlese . . . wenigstens die markantesten Stellen . . . „bisher
war dieser Verein nur ein Tummelftlatz von Intriguen und Motteuburgercieu" , . . M-
gcmcine große Entlüftung,?
Iustus <»»! Neigmige» <mf den Tffch klopfend». Motteuburgereim ist ausgezeichnet!
Lamprecht. . . . „aber demnächst wird Ihnen «Gelegenheit geboten sein, frischen
Luftzug einzulassen." Und was bedeuten diese Worte? Die Ankündigung, daß . . .
Gricbenow. Ja, meine Herren, wir sind nun in eine höchst peinliche Lage ver-
setzt worden. Romberg hat sich in der „Harmonie" als Mitglied vorschlagen lassen . . .
Hübner. ... nud zwar durch seineu besten Freund, den Herrn Oeheimrath Imhoff!
Lamprecht. Daß der Herr Baron nicht den geselligen und künstlerischen Zwecken
unseres Vereins dienen will, sondern nur aus Uebcrmnth Eintritt begehrt, »Verden Sie
Wohl Alle zugeben!
Hüb uer. Einen Menschen, auf dem ein so schwerer Verdacht ruht, nehmen wir
nicht i» unseren Verein auf!
Rninwald. Exzellenz Imhoff wird davon unterrichtet werde»!
Iustus «auf den Tifch Mögend), Das wird nicht geschehen, solange ich mit Vorstand
der „Harmonie" bin, und ich bin schließlich ihr Begründer! Blech! Alles Blech! In
unserem Verein entscheidet, wie überall, die Bollotage. Die schwarze nnb die weiße Kugel.
Wollen die Mitglieder Romberg nickt, so werden sie schon wissen, was sie zn thun haben.
Vorsehung brauchen wir nicht zu spielen! Voltes stimme — Gottcsstimme! <«ir greift
wllthenb den Klingelzug, Friy bringt !hm einen neuen Schoppen,)
Lamprecht «gleichfall« auf den Tifch fchlagend). Und ich sage Ihnen, Herr Physicus, der
Mann wird nicht vorgeschlagen werden, und diese Erklärung wird noch heute, vom Oe-

sammtuoistand unterschrieben, an den Herrn Geheimrath abgeschickt! Sie lautet: „Ew>
Ezullenz müssen wir auf Ihr gefälliges Schreiben vom 20. vorigen Monats zu unserem
lebhaften Bedauern mitthcilen, bah wir nicht in der Lage sind, den von Ew. Hochwohl-
geboren vorgeschlagenen Herrn Baron von Romberg in den Verein .Harmonie' als Mit-
glied aufzunehmen. Mit vorzüglichster Hochachtung Ew. Excellenz ergebenste." Hier ist
meine Unterschrift.
Rainwald «rufend). Tinte und Feder! Das unterschreibe ich auch!
Gliebenow. Ich gleichfalls! «Fli« bringt Schreibzeug.)
Hübner. Ich natürlich auch!
Iustus ««»»brechend». Und ich unterschreibe nicht! Ja, zum Donnerwetter, wollt
Ihr Euch denn Alle unsterblich lächerlich machen! Kann mir Einer von Ihnen etwas
wirtlich Belastendes gegen den Baron anführen, das; er diese Briefe geschrieben hat?
Na, gefälligst heraus mit der Sprache? «Kurze Pouse., Nichts, gar Nichts!
Hübuer. Das werden wir schon nachweisen!
Iustus. Erst weist es nach, und dann wollen wir weiter reden!
Lllmprecht. Das werden schon die Schriftexperten entscheiden!
Iustus. Ach, Du lieber Gott, diese Esel! Auf ein albernes Weibergeklatsch hin
einen anständigen Menschen beleidigen? Das überlassen Sie gefälligst den Schandmäulern
in den verfluchten Kaffceschlachten!
Hübner. Die Begriffe über „anständige Mcnfchen" sind eben verschieden. Ein
Mann, der bei seiner Rückkehr den Damen der Gesellschaft keinen Antrittsbesuch macht,
ist kein anständiger Mensch. Das sagt meine Frau auch!
Iustus ««lithendx Das sagt Ihre Frau, und Sie sagen es auch!
Griebenow. Ich bitte auch um's Wort. Am zweiten Osterfeiertage kommt Herr
Baron Romberg in meinen Laden und fragt, (empört, während die Frau Consistoiial-
rath Fiomaun und die Frau Oberlehrer Gottschalt Erbauungsschriften ausfuchen, ob
ich nicht Nana vorräthig hätte! Und das an einem Feiertage! Ist das vielleicht
anständig?
Iustus (ooi Wuth mit beiden Händen tiommelnd». Iesses, Iesses, Iesses!
Lllmprecht. Ein Mann, der es nicht unter seiner Würde hält, mit Komödianten-
pack hier die Nacht durchzutneipen, ist anch nach meinen Begriffen kein anständiger Mann!
Iustus. Ach, machen Sic sich doch nicht lächerlich, Lllmprecht! Wohl 'ne Tod-
sünde, 'paar hungrigen Seiltänzern ein warmes Abendbrod zu poniren?
hübner «höhnisch,. Bitte: eine Teiltänzerin war auch dabei!
Iustus. Wenn sie hübsch war, hat er ganz recht. «Allgemeine Entrüstung.» Wissen
Sie, Herr Stadtrath, als Sie bei den Bonner Husaren standen, haben Tie Ihre Abende
wohl auch nicht ausschließlich in der „Herberge zur Heimat" ober im „Iünglingsverein"
verlebt!
Hübner «giftig). Herr Krcisphysicus, jetzt reißt mir die Geduld!
Iustus (grob). Lassen Sie sie reihen!
Lamprecht «beschwichtigend'. Aber, meine Herren, Ruhe, Ruhe! Tic sind doch hier
nicht in der „Harmonie"!
Iustus. Meine lieben Leute, sind Tic sich denn auch ganz klar über die Folgen?
Solveit ich den Herrn Baron kenne, wird er Euch, wenn er's erfährt, nicht gerade zu
Chocolade mit Schlagsahne drüben in der Conditorei einladen. Da wird geschossen
weiden, meine Herren, ja: geschossen, und Kinderpistolen werden's nicht sein, darauf tönneu
Sie sich verlassen!
Rainwald «energisch). Dafür ist ja unseicius auch noch da!
Iustus. Und dann, wenn er Sie, Herr Stadtrath, niedergeknallt haben wird.. ,
Hübncr «furchtbar erschrocken). Warum denn gerade mich?

Iustus. ... dann wird ei unseicr geliebten Stadt den Rücken lehren. Dann
habt Ihr den reichsten Mann vertrieben, den einzigen Menschen, der Leben und Bewegung
in die öde Bude brachte...
Lamprecht. Vom Standpunkt der Steuerzahlung und im Interesse der Commune
würde ja allerdings das Fortgehen des Barons zu beklagen sein . . .
Iuftus. Haha! Also doch!
Lamprecht. Aber die Moral, die Sittlichkeit stehen allezeit obenan!
Rainwald. Das ist auch meine Meinung!
Griebenow. Bravo!
Hübner («Ii«5t»o« die H»nd schüttelnd). Ich danke Ihnen im Namen meiner Frau!
Iustus (lmmei lebhafter). Aber nicht allein den reichsten Mann wollt Ihr zum
Tempel hinausjagen, auch den wohlthiitigsten Mann! (Den «tuhl vor Zorn umwerfend.)
Ja, wackeln Sie nur mit dem Kopf, so viel Sie wollen, Herr Stadtrath, und Sie auch,
Herr Bürgermeister! Wenn der Stadtsäckel geplündert war durch Bälle und R«union3
und solchen Blödsinn und Ihr keinen Pfennig übrig hattet für meine armen Kranken,
dann bin ich jedes Mal zu diesem vielgeschmähten Mann hinausgepilgert auf sein Gut.
Denn ich wußte ganz genau: der giebt mit vollen Händen und aus vollem Herzen!
Keine geachtete Familie gewährt ihm mehr Einlaß? Keine Dame erwidert seinen Gruß?
l«lm Fenster.) Bemühen Sic sich gefälligst hierher! Da fährt ja der „schwarze Mann"
auf'm Velociped vorbei. Euer Kinder» und Weiberschreck, der Herr Baron von Romberg!
Und neben ihm radelt die erste Frau in unsrer Stadt, die Gattin des Geheimraths von
Imhoff, Frau Excellmz Imhoff, geborene Comtesse Bretten!
Hübner (nach lurzer Pause mit bedeuluna««olleul Lächeln zu Grieben»»). Hm! Hm!
Iustus. Wenn Sie Husten haben, Herr Stadtrath, will ich Ihnen Lalritzen ver-
schreiben, andernfalls möchte ich Sie bitten, Ihre Hmhms! etwas geschickter zu placiren!
Griebenow. Sie werden wohl erlauben, daß nicht Alle von ... der... Eigen»
art der Frau von Imhoff so begeistert sind!
Lamprecht. Am wenigsten die Damen!
Rllinwalb. Bitte, meine Herren: Darum kümmere ich mich nicht! Daß Rom»
berg dircct oder indirect mit diesen anonymen Briefen zu thun hat — das ist meine
Ueberzeugung, und die werde ich vertreten. An irgend welchen abfälligen Urtheilen über
Frau von Imhoff betheilige ich mich nicht, das wollte ich ganz ausdrücklich betonen!
Hübner. Na, ich würde meiner Frau einen so ... so intimm Verkehr mit
Heim Baron Romberg nicht gestatten Indessen, die Frau Geheimräthin muß wohl
daran ihr ganz besonderes Gefallen finden.
Griebenow. Angcnscheinlicherweise!
Iustus laus,» sich,. Tlls dulde ich nicht! Wenn Sic schon keine Achtung haben
vor dem genialen Gelehrten, dessen Name einen Weltruf hat, dessen Wirten unsere lumpige
Universität zu einer der ersten in Teutschland gemacht hat. . . haben Sic gefälligst
Achtung vor dem Mann! Mit erhobener Stimme.) Imhoff ist mein Freund, und ich
leide 'es nicht, daß seine Frau verdächtigt wird! Wer meines Freundes Ehre beleidigt,
beleidigt auch mich! Vcrftanbez-vous? (Da Lamprecht erwidern will,) Jetzt rede ich noch!
Weil sie anders ist, als die andern Frauen hier? Weil sie reitet? Well sie ihre Toiletten
nicht vorschriftsgemiiß ans der hiesigen Schnittwaarenhandlung bezieht, sondern aus Paris
und Wim? (Immer schneller.) Weil sie glänzend ist und schön und geistvoll und über die
Lästermäuler geringschätzig die Achseln zuckt... deswegen »vagt man es, ihre Ehre an-
zutasten? «Donnernd.) Wissen Sie, meine Herren, was ich darauf nur sagen kann:
Pfui Deibel! (Gl spuckt au« und rennt wiichenb umher.)
Lamprecht. Ihre Wuth, Herr Physicus, beweist gar Nichts. Wie stets wird die
Majorität entscheiden. Die Majorität hat die Absmbung der Erklärung an Herrn <Ze»
heimrath Imhoff beschlossen? cZunimmu,,».) Und damit basta! (Ihm die <5rn»rung hinhaltend.
Zum letzten Male also, Herr Toctor, wollen Sie unterschreiben?
^

wer war's? l>05
(Gcheimrath von Imhoff tritt unbeobachtet «In.)
Iustus ^da» Papier ergreifend und In der Mitte entzweireißen!,, bonn schleudert ei es wnthend
unter den Tisch,. So unterschreibe ich diesen Wisch! (Allgemeine gros;« Entrüstung., Und hier-
mit zeige ich meinen Austritt an aus Eurem Verein für sittliche Entrüstung, und Einer
soll mir folge», der Herr Ge . . .
Imhoff (vornehme «irscheinung, linde bei 40, leicht ergraute« H»»r, Gelehrtenlopf, »bei ferne
««der Pedanterie), Guten Abend, meine Herren!
(Alle sind ganz unwillkürlich aufgestanden.)
Griebenow «devot,. Guten Abend, Herr Geheimrath!
Hübncr (lriecheiiich,. 'N Abmd, Excellcnz!
(Pause, während welcher Imhoff noch vor» gegangen ist, er legt den Havelock ab, wobei ihm Fritz be-
hilflich ist; die Sonne geht unter; die Anderen unterhalten sich scheu im Flüstertöne.,
LaiNPItcht (tritt noch einmal »n Iustu« heran, der ihn schroff zurückweist).
Verschiedene. .Zahlen!" .Ich auch!" .Nach Ihnen!"
Imhoff (steht hinter dem Dchachtisch, höflich und formell,. Die Herren alle wohlauf?
Iustus (auf und ab). O ja, wir haben die Zeit sehr angenehm verplaudert! Na,
wer von Ihnen hat denn nun die Courage? . . .
Rainwald (vortretend und mit der Hand abwehrenb», Bitte, Herr PtWcus, hier in der
Kneipe leinen Eclat! (Nr tritt vor Imhoff hin, männlich und vornehm,. Herr Geheimrath, wann
tann ich die Ehre haben, Sie in Ihrem Hause zu sprechen?
Imhoff (en> wenig verblüfft). Mich? . . . Entschuldigen Sie ich habe morgen
Mancherlei vor . . . um vier ... um fünf . . . darf ich um ein halb sieben um den
Vorzug bitten, Herr Major?
Rainwald (sich verbeugen»). Werde pünktlich erscheinen, Excellenz!
(Langsam in leiser, lebhafter Unterhaltung gehen die Anderen ab. Alle mit Verbeugung gegen Imhoff.)
Imhoff (macht Hessin«, der sich sehr ergeben verbeugt, ein besonder» freundliche» (lompliment).
Gut, daß ich Sie hier treffe, Herr Doctor! Meine Frau und ich bitten Sie, morgen den
Abmd bei uns zu verbringen.
Hefsing. Wrd mir eine besondere Ehre sein, Herr Geheimrath!
Imhoff. Und ehe ich's vergesse, Iustus, Du kommst natürlich auch und bringst
Deine Lucy mit. Wir erwarten morgen Nachmittag die Gräfin Düren. (Er setzt sich.)
Iustus (leise zu Hessin«). Erwarten Sie mich zu Hause. Komme gleich nach.
(Helling ab.)
Iustus (immer erregt »uf und ab). Fritz, noch 'nen Schoppen!
Fritz. Herr Docwr haben schon den zweiten!
Iustus. Halten Sie's Maul und thuen Sie, lvas ich Ihnen sage! .
Fritz (ab>.
Iustus. Ich muß meinen Aerger 'runterspülen!
Imhoff (ruhig und freundlich). Aerger? Worüber, Iustus?
Iustus. Ach was, Aerger! Eine Schandwuth habe ich!
Imhoff (lächelnd). Das ist mir bei Deinem ein bischen cholerischen Temperament
nichts Neues! Alter Freund, was zwickt und zwackt Dich denn gar so sehr?
Iustus (»m Fenster,. Da geht diese Schwefelbaude! (Er wirft da» Fenster zu.) Hol'
Euch Alle der Satan!
Imhoff «lacht». Hllhaha! Wie menfchenfrcundlich! Sag'mal, Iustus, »vas will
Rainwald von mir?
Iustus (gr°i). Weiß ich nicht!
Imhoff. Der Mann hat noch nie mein Haus betreten. Du weißt es übrigens
ganz gut, was er von mir will!
Iustus (grob). Ach was, laß mich zufrieden!
Imhoff. Ich scheine ja da gerade zu einer recht animirten Scene gekommen zu
sein. Steht denn Rainwalbs Wunsch, mich zu sprechen, in irgend einem Zusammenhang
mit Eurer Debatte?

Iustus «brummt etwa« Unverständliche« in lein Gl»«),
Imhoff. Du, höre mal, Iustus, Du flunkerst mir da Etwas vor! In Deiner
Rage apostrovhirtest Du ja die Herren mit den Worten, ob „Jemand die Courage habe?"
Iustus «betroffen,. So? Hab' ich das?
Imhoff. Also heraus mit der Sprache! Halbe Worte und Andeutungen machen
mich nervös und unruhig! Gesteh mir'3 ein, mein Alter, sie haben auf mich räsonnirt?
Iustus (Ihn ansehend. Nllch !»l,er Pause,, Auf Dich uicht!
Imhoff «lebhaft«!,. Mach' mich nicht ungeduldig, Iustus, ich mcrle ja, ich fühl- es
ja, ich war der Gegenstand Eures (Gespräches! Also bitte, vorwärts!
<(f« beginnt im Zimmei »nb auf bei Gasf« zu dunleln,)
Iustus. Na, wenn Du'3 durchaus wissen willst ... 's ist auch besser, daß Tu's
von mir erfährst, als von Anderen . . . also . . . (»„entschlossen, nein ... ich sag's
doch uicht!
Imhoff (streng,. Jetzt muß ich aber erustlich darum bitten!
Iustus «nach luizei Pause, Sag', Imhoff, wenn Du spazieren gehst und wirst mit
Stillhenschmutz bespritzt — was thust Du da?
Imhoff. Ich ärgere mich vielleicht ein Vieche», dann, gehe ich nach Hause und
lasse mir die Kleider reinigen.
Iustus (tnnlt). Schön! Wenn Du »um aber sichst, daß ein paar Gassenbuben
Dich absichtlich mit Schmutz bewerfen?
Imhoff. Dann züchtig: ich die übeimüthigen Schlingel! (Geiingich2»ig,) Vielleicht
auch das nicht einmal! Ich weiche ihnen aus und vermeide es, ihnen »wchmals Gelegen-
heit zu einem solchen Nravourstiickchen zu geben!
Iustus (aufspringend und am Tifch stehen bleibend). Recht so! Und so sollst Du auch
handeln!
Imhoff (unruhig.). Aber Ernst, ich verstehe Dich gllmicht!
Iustus. Glaubs, daß Du mit Deiner reinen Kindcrseele das nicht gleich capirst!
Hinaufgeklettert bist Du in der Wissenschaft zu Ruhm und Ehren, mit Deine,! Erfindungen
hast Du Dir 'neu Namen gemacht, der unsterblich . ..
Imhoff (abwehrend), Aber Iustus!
Iustus. Na also gut. Darüber wolle» wir uns nicht streiten, ob Du unsterblich
wirst. Das können »vir hier auch nicht abwarten. Aber «ernst, Eduard, der Mensch hat
auch noch andere Pflichten, als mir der Wissenschaft, der Menschheit zu dienen! Hat auch
Pflichten gegen sich selbst! Zwischen uns giebt's keine Redensarten! Daß ich kein Ge»
schichtentrager und Einbläser bin — na, das weißt Du! lind «eine H»nd ergreifend, daß
ich's von Herzen gut mit Dir meiue . . . alter Junge, glaubst Du's mir . . . Also
kurz und gut: ich rathc Dir, schränke den Verkehr zwischen Deinem Hause und Romberg
ein . . . «Die Sonne sendet die letzten Strahlen in'« Zimmer,)
Imhoff «gedehnt,. Wie?
Iustus. Oder besser lein wenig benommener und leiser, den Verlehr zwischen Rombera
und . . . Deiner Frau!
Imhoff «überlegen llchelnd). Ach, ist meiu alter Iustus auch schon unter die Phari-
säer gegangen? Schüttelst wohl auch schon Dein weises Haupt über die Extravaganzen
Rombergs? «Innig,) Den muß man kennen, wie ich ihn seit langen Iahrm kenne mit
seinen kleinen Schwächen nnd seinen großen Tugenden, und dann . . . liebt man ihn!
Iustus. Nein, Imhoff, mach' der Sache ein Ende! Denn — also 'rauö muß
es — man tuschelt und flüstert vorläufig noch ganz leise, daß . . .
Imhoff »schnell aufstehend, scharf,. Iustus!
Iustus. Kein Wort weiter, mein Iuuge, weiß Alles, was Du sagen willst!
Daß es nichtswürdige Verleumdung ist . . . Rombcrg ist ein Ehrenmann . . . na, über
Deine Frau eiu Wort zu verlieren, wäre wirklich Frevel!
Imhoff «starl). Dieser Ansicht bin ich auch! «Er setzt sich,,

wer war's? ^0?
Iustus. Aber . . . wozu den infanlen Klatschbasen unnöthig die Mäuler auf-
reihen! . . . cEi »cht umhel,> Nomberg ist ein recht rares Exemplar! Der hat gewiß mal
an einem Sonntag bei hellstem Sonnenschein die Nase in die Welt gesteckt! Ein schöner
Kerl, reich, unabhängig, begabt, so recht der Mann, um die Weiber toll zu machen! Mag
er wollen oder nicht — die einfache Thatsache, daß er mit einer Frau verkehrt, sei es
auch noch so freundschaftlich ... die genügt, um dieses Femininum in schlechten Ruf zu
bringen. Man muß auch den Schein vermeiden! Und wozu . . .
Imhoff. Du stockst? Du siehst ja, ich bin ganz ruhig.
Iustus (mit einem Null, den ei sich »lebt». Ja, Imhoff, wozu die Frau in die Gefahr
bringen? (Er legt ihm leide Hunde auf die Schultern, milde undwlllm.) Mein guter, alter Freund,
mir kannst Du ja doch keinen blauen Dunst vormachen . . . Tn bist . . . nicht
glücklich iu Deiner Ehe! (Paus«! eindringlich, ob« leisei,, Nicht wahr, Du bist nicht glücklich?
Imhoff «noch liirzer Pause, leise und zitternd). Nein! ... Ich habe das Glück nicht
gefunden, das ich gesucht habe! . . .
Iustus. Wüßt' ich! Fühlte ich! Deine traurigen, müden Augen . . . Ja, die
sprachen beredter, als Dein stummer, stolzer Mund! lind Deine Frau ist auch nicht
glücklich! Kann es nicht sein! Die hat sich aus ihrem strahlenden Leben nicht in die
enge Welt hier hineingewöhnen können, vielleicht auch nicht wollen! Kann mir's wohl
denken, wie Du zuerst an ihr herumgemodelt und — gebosselt hast. Aber dann hast ein-
gesehen, daß der Stein zu hart war . . .
Imhoff (ergreift dement Iustu«' Hand). Du hast Recht, Iustus!
Iustus. Und, Eduard, eine unbefriedigte oder gar unglückliche Frau taun nicht
ungestraft mit Nomberg verkehren! (Pause.) Noch Eins, liebst Tu sie noch? .^
Imhoff. Ja!
Iustus. Dann mache 'mit Romberg ein Ende, bevor es zu spät ist, bevor . . .
Nomberg (durch die Mitte, In elegantem Nelocipedanznge, lbleidt in der Thiir stehen, auf der
Ollsse und »iihne herrscht Zwielicht). Hllhaha! Wißt Ihr, Kinder, wie Ihr mir vorkommt?
Wie so in der Spinnstube die alten Weiber, die sich in b^r Schummerstunde Grusel»
geschichten erzählen! (Er kommt herein» Na, im Dunkeln, sagt man ja, sei gut munkeln!
(Ei reicht Imhoff die Hand, die dieser, in Zinnen versunlen, ihni langsam giübt.) Guten Abend, Mein
Junge! (El deariislt Iustus Scrvus! Na, altes Medicinalhuhn, wieviel Menschen haben
Sie heute in die Welt hineingeholfen und wicvielen wieder 'raus? Wegwerfend.) Ich weiß
übrigens immer noch nicht, was angenehmer ist für die Passagiere: die Ankunft oder die
Abfahrt!
Iustus. Mir ist eiu längerer Aufenthalt auf der Hauptstation doch das Liebste!
Nomberg, So hängen Sie am Leben? Geschmackssache! (Gr uerdeugt sich gegen
den leeren Stammtisch.) Sic erlauben doch, meine Herren? Meinen unteithänigsten Gruß,
Herr Bürgermeister! . . . Herr Stadtrats), Frau (Gemahlin 'mal wieder den Hausschlüssel
confiscirt? (Währenddessen zündet Fritz die Straßenlaterne an, welche ihr rothe« Licht in die Weinstube
wirst.) Weißt Tu, Eduard, wie lange Teine Frau und ich bis Fichtenthlll gebmilcht
haben und dann über Langenhöhe zurück? 'ne Stunde 55 Minuten! Hui, das ging!
Wie die Frau radeln kann, es ist wahrhaftig großartig! Als wir beim Waldschlüßchen
vorbeikamen, wurde da grade bei Kaffee und Kuchen so 'nc große Schlacht geschlagen!
Alle waren sie da: die Frau Stadträthin und die Frau Bürgermeisterin und natürlich
die baumlange Tante Griebcnow! Und da gab's nun ein Gewisper und Getuschel! Wir
das sehen und vorbei . . . haste nicht gesehen! . . . Krnder, die Augen hättet Ihr sehen
sollen! Ach was Augen! Glühende Dolche, vergiftete Pfeile, Ihr kennt ja die edlen
Sippen aus der „Harmonie"! Scheußlich!
Iustus. Und in diesen Verein begehren Sie Einlaß, Baron?
Romberg. Natürlich! Das Stiftungsfest nächste Woche muß ich .mitmachen.
Das sehe ich schon Alles vor mir! Der ganze Saal erfüllt von Beomtenwürde und Bicrdunst

und absoluter Hcirathsfähigteit und . . . hahaha . . . dazwischen ich! Ich glaube, ich mache so viele schlechte Witze, daß ich 'rausgeworfm »verde!
Iustus. Vielleicht weiden Sie gar nicht 'reingelassen!
Romberg (lochend). Oho, Eduard, hast Du mich denn nicht angemeldet?
Imhoff. Bereits vor vierzehn Tagen. Die Ballotage findet übermorgen statt, nicht wahr, Iustus?
Iustus. Nein! Sie findet gar nicht statt.
Romberg. Also ein Abiturium mit Erlassuna des mündlichen Examens? So gut ist's mir auf dem Gymnasium nicht gegaWm!
Iustus. Baron, ich will Sie vor Unannehmlichkeiten schützen. Sie werden gar nicht aufgenommen weiden!
Romberg. Die Geschmacklosigleit habe ich den Brüdern zugetraut, die Courage nicht!
Imhoff. Da ich Romberg vorgeschlagen habe, wäre das ja auch eine persönliche Beleidigung für mich. Sprichst Du im Namen des Vorstandes?
Iustus. Bin soeben ausgetreten!
Romberg. Potz Tausend, das wird ja ganz dramatisch! <Di<h «», die Tischlom« setzend.)
Iustus. Daß Sie nicht 2nt»nt ßHt« bei den Leuten sind, das wissen Sic . . .
Romberg. Das rechne ich mir Mr ganz besonderen Ehre an, Herr Physicus!
Iustus. Daß aber die ganze Meute sich auf Ihren ehrlichen Namen stürzt, na, das wird. . .
Romberg <einstho,ftei). Mein ehrlicher Name?
Iustus. Baron, man hält Sie allgemein für den Schreiber der anonymen Briefe!
Imhoff <m»cht empoit eine lebhaft llbwehlende Vewegung).
Romberg (blicht in ein unbändiges Gelächter °u»), Hahaha! Und darauf fallen Sie auch 'rein, Herr Mebicus? hahaha! Mein alter Iustus, man merkt, Sie haben auch nicht ungestraft dreißig Jahre in diesem Nesselfeld gesessen. Wissen Sie, um lvas ich Sie längst beneidet habe? Um Ihre göttliche Grobheit!
Iustus. Was das anbetrifft, glaube ich, baß auch Sie . . .
Romberg. Ja! Vlber in Ihrer Grobheit liegt mehr Verve, mehr — mehr Schmitz! Ich weiß schon, was ich thun werde! Am nächsten Sonntag Vormittag, wenn die Militärmusik spielt und der ganze Svietz beisammen ist — dann stelle ich mich mit meiner Reitpeitsche auf den Marktplatz und rufe: „Wer von Euch hallunlenpack es wagt meine Ehre anzutasten . . . (« zieht duich die Luft) dem werde ich mit dieser Feder da, meine Initialen in's Gesicht schreiben, dann kann er ja vergleichen, ob die Handschrift mit der der anonymen Briefe stimme!"
Imhoff. Alexander, man muh eine Verständigung zu erzielen suchen . . . man muß den Leuten beweisen, doh sie Unrecht haben . . .
Romberg. Faule Compromisse schließe ich nicht!
Imhoff. (Gedulde Dich noch bis morgen. Rainwald hat sich bereits bei mir angemeldet.
Romberg. Ach, ist mein Spezi natürlich auch dabei? . . . (Nrnsthoftel.) Bis morgen Abend lasse ich Dir Zeit, die Bande zu einer dcmüthigen Abbitte zu zwingen. Wenn nicht ... die Lerchen draußen im Birlenwiildchen haben lange genug kein Pulver gerochen!
Iustus «noch bei uhi sehend), Donnerwetter, ich muß fort. Zum ersten Male in meinem Leben freue ich mich nicht auf meinen Skat. Gute Nacht, Eduard!
Imhoff. Oute Nacht, Iustus! Auf morgen!
Iustus (ob, e« ist jetzt auf bei Nilhne g»n, bunlel).
Romberg <z« Flitz, bei llus demssomptoil kommt). Sie, Kcimeel, mache»? Sic mal hier gefiilliast Licht!

wer wai'5? 1.09
Flitz (steckt ile eine «»»»flamme Übel bem Schachtisch an; nur diese biennt und beleuchtet die
Gruppe bei beide» Männer, wählend der übrige Iheil der Vühne in tiefer Dunlelheit liegt; ab).
Romberg. Komm Eduard, wir wollen UN« den Abend nicht mit solchen
Lumpereien verderben! (Setzt sich Imhoff gegenüber, steckt sich «ine Ligarette UN). Wenn ich
mir's recht überlege, was habe ich denn eigentlich gethan, daß man mir so 'was zutraut?
Imhoff «zieht einen «lluer). Du paßt nicht zu diesen Menschen hier . . . (nach
kurzer Paus«, Alexander, warum lebst Du eigentlich hier?
Romberg (einen Vau« dagegenziehend). Das fragst Tu mich? Einige Verechligung
hätte ich doch dazu! Bin ich etwa nicht der größte Grundbesitzer auf zwanzig Meilen im
Umkreis? Habe ich vielleicht Tannhausen nur dazu geerbt, daß die Stallknechte auf den
Sopha's herumlungern und die Bedienten meinen Rothwcin austrinken ... und überdies,
ich fühle mich wohl hier, trotz all' des kleinstädtischen Packs, heidenmäßig wohl!
«Warm,) Hab' ich nicht Dich, Hab' ich nicht Dein Haus? (Paust.) Und nun laß uns
vernünftig spielen! <P<wie.)
Imhoff (macht einen Zug,.
Romberg. Eduard, spiele doch nicht so zerstreut! (Leicht.) Wenn Tu nicht Acht
giebst, nehme ich Dir Deine Königin fort!
Imhoff (ruhig). Glaubst Du? <Er sieht nicht auf vom Vrett, nach etwa« längerer Pause
zieht er wieder)
Romberg (lacht lurz, aber herzlich auf.) Ach so, Du willst das Spiel verlieren?
Imhoff (ruhig und einfach). Nein, Alexander, ich will das Spiel gewinnen! (»<ide
stützen den Kopf In dl« Hand; tiefe Slille; während die Männer, nunmehr gan, vom Spiel gefangen ge>
nommen, auf da« Schachbrett blicken, fällt ganz langsam der Vorhang),
Aweiter Act.
Bei Geheimillth von Imhoff.
«in Salon «an reichster und »ornehmfter Eleganz mit breiten Glasschiebethüren nach dem Pari. Da«
Mobiliar de« Salon« in hellen, heitern Farben gehalten. Wiegestühle. Theetische, Chaiselongue«, Steh-
lampen, Damenbibliothel, Schreibtisch, geöffneter Flügel, viele laxschige Vcken. Linl» eine Thür«. Draußen
unmittelbar an der 0>I»«!hür eine grobe Veranda mit schöner Steinbalustrade, auf der buntglasirte Nasen
mit Nlumen gestillt stehen. Auf der Veranda einige Wartenftühle, die »bei bie ssirculatlon nach dem Pari
nicht hemmen dürsen. Ueber b!« Veranda ist ein« buntgestrelfte Marquise gespannt. Au«blick !n einen großen
wohlgepflegten Varl. Sonnenschein. Nachmittag de« folgenden Tage».
Franz (alter, vornehmer Dimer, begießt die Pflanzen um eine Statue).
IustUs l»om Garten her mit aufgelnöpfter Weste, nimmt den Hut ab). 'Tag, FlUNZ!
Franz. Guten Tag, Herr Kreisphysims!
Iustus (sich den Schweiß von der Stirn trocknend). Närenhitze! Am vierten Mai!
Wenn'L so weiter geht, Franz, halte ich meine Sprechstunden nächstens im Schwimmbassin
ab . . . Hier wird wohl noch allgemeines Nachmittagsschläfchcn gehalten?
Franz. O nein, bie gnädige Frau hat die Frau Gräfin Düren von der Bahn
abgeholt, und der Herr ist schon seit zwei Stunden in der Universität.
Iustus. Für mich Nichts hinterlassen?
Franz. Der Herr Geheimrath läßt den Herrn Physicus bitten, hier auf ihn zu
warten.' Sie wüßten schon, wegm gestern.
Iustus. Also, die Frau Gräfin 'mal »nieder da! Immer noch so heiter und guter
Dinge?
Franz. Zu dienen, Herr Doctor! Wenn die kommt ... das ist für uns Alle
ein Festtag. Tu ist der Herr immer gleich so anders . . .
Iustus. Hm! ... Wo sind dnin die Damen?

Franz, Im Pait bei den Taubenschlage». (Anlegen.) Herr Toctor, ich hätte
auch 'ne recht große Bitte.
Just»3. Raus damit. Aber gefälligst ohne lange Einleitung.
Franz. Meine Frau ist seit einigen Tagen nicht so recht wohl, und da möchte ich
den Heim Toctor bitten, doch 'mal nachzusehen!
Iustus. Na also vorwärts! Wo ist sie denn?
Franz öffnet die linle Thiir. Nelke »b, währenddessen kommen vom Port her Helene von Im Hof f.
linde der !N; Ann in An» mit Gräfin Düren, lfnde der bvi beide Damen in Zommertoilcltcn ohne
bitte.)
Türen Köstlich, Helene,
wirklich charmant! Wie das Alles gepflegt ist! Ans den Blumenarrangements erkenne
ich Ihren Geschmack! «Wende» sich »och recht«.) Pardon, noch einen Augenblick! Tic
Aussicht ist womöglich noch schöner! Ganz englisch, diese turzgeschüitteneu Nasen . . .
süperb . . . Zagen Sie, Helene, gehört der Kirchthurm schon zu TamilMisen?
«Neide kommen vor.)
Helene. Es ist die Pfarrkirche von dort. Man hat eine Stunde zu Pferd
hinüber. Bei günstigen! Winde hören wir die Abendalockeu von drüben läuten! (Li«
setzen sich vorne recht».)
Düren. Kommt Nürnberg oft?
Helene. Alle Tage.
Düren. Das freut mich, daß Sie mit diesem Prachtmenschen so gute Nachbar«
schaft halten!
Helene. Wir reiten, fahren, rudern zusammen. Er leiht mir Bücher und Musi»
lalien . . .
Düren. Spielt er noch so gut Elavier?
Helene. Wundervoll! Unser neuester Sport ist das Vclocipcd. Tas habe ich
zum größten Entsetzen der hiesigen Damenwelt gelernt.
Düren «launig). Ja. ja, das Vclocipcbfahrcn! Scandalirt eine Frau über das
Radfahren des weiblichen lyeschlcchts — nns hört doch hier Niemand — so setz« ich immer
ein gewisses Mißtrauen in die Gradhcit ihrer Beine. Und mit wem verkehren Sie sonst?
Helene «verächtlich». Mit Niemandem!
Düren <sie lächelnd betrachtend). Und was sagt Imhoff dazu? . . . wild Ihr Mann
da nicht cm bischen eifersüchtig?
Helene «stolz). Dafür ist kein Grund vorhanden!
Düren «ihr die Hand drückend). Bon Ihrer Seite gewiß nicht, Helene! Aber halten
Sie es nicht für möglich, ja sogar für sehr wahrscheinlich, daß sich Nomberg über Hals
und Kopf in Sic verliebt?
Helene «sieht »»f. l»r, abweisend). Darüber babe ich iwch nie nachgedacht!
Düren lue prüfend ansehend, dann langsam). Wissen Sie, Helene, daß Sic da soeben
eine Unwahrheit gesprochen haben? Ich bin sogar überzeugt, das 3ie schon sehr viel
darüber nachgedacht haben! «Mitig., Nunzeln 3ie nicht die Stirn, mein Liebling, nnd
setzen Sic sich 'mal zu mir! «Geschieht., Ganz nahe. So ist's recht. Und nun beichten
Sie mir 'mal cm wenig. <2!e streichelt ihr über da« Haar.) In Ihren Briefen an mich
stand immer so viel zwischen den Heilen. Sie erzählten mir da von Ihren weiten
Ritten mit Romberg, Sie berichteten mir in Ihrer amüsanten, manchmal sogar ein
bischeu boshaften Weife von dem Leben in Eurem Krähwinkel, von den lächerlichen
Intriguen, die man gegen Sie spinnt. . . über die scheinen Sie sich übrigens viel zn
sehr zu tränten ... Sic erzählten mir von Sonne, Mond und Sternen, nur von Einem
sprachen Tic nie:
Helene «richtet den Kopf stolz in die Höhe).
Düren. ... von Ihrem Mann! Und so haben Sie mich dazu verleitet, über
Ihre Ehe ein wenig nachzudenken. «Gütig.) Helene, Sie wissen doch, daß ich Sie lieb
habe, nicht wahr?
^x

werwar'5? N!
Helene. Ja.
Düren. Ich habe mich oft gefragt: wie lamen Sie dazu, ein so schönes, viel«
umworbenes Mädchen, den so viel älteren Mann zu Heimchen? Wie kam so viel Lebens-
lust zu so viel Ernst? (Leu«.) Haben Sie Imhoff geliebt?
Helene, Sein Charakter, sein Genie haben mich stets mit Bewunderung erfüllt...
Düren Nur mit Bewunderung? So, so! (Nach lurzer Pause.) Und jetzt sind Sie
mit Romberg so befreundet?
Helene, Er ist hier der einzige Mensch, der so denkt und fühlt wie ich! Sollich
vielleicht mit diesen lächerlichen, hämischen Krämerseelen verkehren? Ich hob's versucht!
Ich kam hierher mit dem festen Vorsatz, Alles zu vergessen und mich hier einzugewöhnen ...
ich kam mit guteni Willen, glauben Sie mir's, Elisabeth, aber ich konnte mich nicht
unterducken lassen. . . wollte ich mich nicht selbst und alle Freude am Leben verlieren.
(N»ll Hohn.) Gräfin, wenn Sie diese Menschen kennen würden, wie ich sie kenne! Diese
Männer: engherzige Pantoffelhelden', und diese Weiber, diese Weiber! (Leidenschaftlich.)
Können Sie mir's verdenken, daß es mir ein wahres Labsal ist, mit einem Menschen wie
Romberg sprechen zu tonnen? .., ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich ohne ihn beginnen
sollte! (Pause.)
Düren. Fürchten Sie nicht die Gefahr?
Helene (stolz). Welche? Ich weiß, (schroff) was ich dem Namen meines Mannes
schuldig bin! (Flammend.) Was ich da drinnen empfinde ... das geht wohl nur mich
an! <2I« «cht «liegt noch hinten.)
Düren (aufstehend, für sich). Schlimme Dinge!
Iustus (»onlinl«).
Düren (bemerlt Ihn und versucht, sich zul Heiterteit ,u zwingen). Ah, da ist ja auch mein
lieber alter Grobian!
Iustus. Herzlich willkommen, Frau Gräfin! (Indem « ihr d!« Hand licht.) Heut
ist Donnerstag. Bin also rasirt.
Helene (»oilommend, mit geliinsteltei Heiterleit). Halt, halt! Sonst werde ich eifer-
süchtig!
Iustus (licht auch Helenen die Hand). Hat der Spaziergang Sie erfrischt, Frau Gräfin?
Düren (nimmt linls Pl»h>. Diese Luft hier, köstlich! Ihr Leutchen in der kleinen
Stadt wißt ja gar nicht, wie gut Ihr es habt!
Iustus. Mit der „guten Luft" ist das bei uns fo 'ne Sache. Frau Gräfin!
Hier draußen — na ja, da geht's ja! Aber da drunten im Nest, da brodelt's wie in
'ner richtigen Großstadt!
Düren. Haben Sie denn hier jetzt so viel Fabriken?
Iustus. Fabriken? Nee! Wer Kaffeekränzchen! (Er zeigt in den Pail.) Da kommt
Einer, der pfeift noch aus 'nein ganz andern Loch, wenn er auf das Thema zn sprechen
kommt! (Noinderg lommt durch den Part)
Düren (lachend). Ist wohl der schwarze Mann, mit dem man die ungezogenen
Bälger zu Bett schickt? „Kinder, seid artig, sonst kommt der Baron Romberg!"
Romberg (lachend,. Das habe ich mir gedacht, daß Sic nur von mir sprechen,
Gräfin! (Kicht ihr die Hand.) Ill, ja, alte Liebe rostet nicht! (Dann licht er Helenen die Hand.)
'Tag, Frau Helene! Bitte um etwas weniger Regenwettervisage, Herr Physicus! . . .
Frau Helene, nachher reiten wir noch ein Stündchen bis zu Tisch . . . ein Wetter,
kolossal ... die Chaussee schon im Schatten ... die ganze Luft so erfüllt von Fliederduft!
Iustus. Prosit Mahlzeit, nach Kaffee riecht's!
Romberg. Das sage ich Ihnen gleich, beste Gräfin, unser Tagesprogramm dürfen
Sie nicht stören . . .
Düren. Noch ganz der Alte! Wissen Sie, Romberg, von wem ich Sie grüßen
soll? Von dem schönsten Mädchen in der Residenz, das sich recht oft und ich glaube recht
ungeduldig nach Ihnen erkundigt!

Romberg. Der Engel soll sich erkundigen, bis er so alt wird wie eine Valleteuse!
Nein, Gräfin, den Pelz verdienen Sic nicht! Mit den beiden himmlischen Menschen hier
fühle ich mich so wohl ... ich wäre ein Narr, wollte ich'3 ändern!
Düren ««cistündMüoll nillenb fni sich». Hm! Hm!
Imhoff (von «nl«). Guten Tag allerfcits! Nim, Gräfin, haben Sie sich schon
wieder eingelebt hei uns?
Düren. Gewiß, lieber Imhoff, ich bin ganz orientirt.
Imhoff (tritt «n den rechten Tisch und liest ein!«« »liefe,.
(Lucy und Hessing kommen vom Port her,)
Lucy. Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, gnädige Fron, daß ich fo früh
lomme. Aber Papa hatte natürlich verschlnmmert, um welche Uhr gegessen lvird, und da
dachte ich, lieber ein bische» zu früh, als zn fpät!
Iustus. Hast'e ganz Recht, mein' Tochter!
Helene «der GM« vorstellend,. Fräulein Iustus . . . Herr Doctor Hessing!
Düren (sie wohlgefällig deiiochtend,, Gin hübsches Brautpaar! Meine Gratulation!
Lucy, Hessing (lochen,.
Lucy. Weit gefehlt, Frau Gräfin, »vir haben ganz und gar nicht die Absicht!
So nett nämlich der Herr Doctor aussieht, so unausstehlich ist er!
Düren (leise ,» Helene und Romberg,. Und dabei lacht ihnen Neiden die Liebe aus
den Augen!
Lucy «ist auf ihren V»!er «»getreten und lniipft ihm die Weste zn». Wie das wieder aus»
sieht — schrecklich!
Iustus. Aber bequem!
5>,ll!nn i liehen noch der Veranda und plaudern dort,.
Franz (servirt Thee).
Düren (Thee nehmend,. Gott sei Dcml, eine gute Tasse Thec. Dm Menschen,
der mir heute das Diner im Speisewagen scrvirtc, sollte man wahrhaftig aufhängen.
Iustus . . . od« in die Harmonie aufnehmen! (Do Just»» ihm den Th« servirt, ent-
rüstet,. Thee? Nee!
(Stellung.)
Luch Hessing
Helene » »
'Iustu«
Düren »
ülomberg
» Imhoff
Helene
Düren ^ <unterh«lten sich sehr lebhaft,,
Romberg
Iustus ltritt on den noch «riefe lesenden Imhoff heron. leise,. Imhoff, einen Augenblick!
Imhoff (leise und schnell,. Hast Du Rainwald nochmals gesprochen? Wild er
kommen?
Iustus. Schlag halb siebm.
Düren (rufend,. Allons, allons, Messieurs!
Imhoff. Gleich, Gräfin! (Leise.) Sprach er nicht sein Bedauern über den Vor-
fall aus?
Iustus (leise,. I bewahre! Ich weiß nicht: der Mann macht heute einen ver-
teufelt sicheren Eindruck! (Spreche» »eitcr.,
Lucy und l . ^ . . ^ „> ^,
5, li; l (lochen lont auf der Veranda,.
Peiiing 1
Düren (da» Paar mit der Lorgnette detrachtend., Das zwitschert, wie ein paar Lerchen,
die sich über den erwachenden Frühling freuen!

Rombcig »sich <m> l«<n«m Stuhl n»ch Imhoff umbichen!,). Kinder, seid doch nicht so ungalant gegen die Damen! (sil steht auf und tritt ungefähr i» die Mitte,. Was steckt Ihr denn da schon wieder so gchcimnißvoll die Köpfe zusammen . . . Ln avant! (Er will ,u den Damen.)
Imhoff. Alexander!
Lucy und l .
Hessina j "°"'"°«""«<"'
Romberg. Du willst wohl über die Dummheit von gestern mit mir reden? Nein, mein Junge, ich gehe zu den Damen, das ist mir wichtiger! Bis sieben hast Du noch Zeit, dann sind die vieruildzwanzig Stunden um.
(Die allgemeine Aujinerlsamleit lichtet sich auf da« Gespräch,)
Imhoff. Und bann?
Romberg <ihm auf die Schult« llopfenb,. Dann überlasse die Sache gefälligst mir.
Imhoff (lebhaft«, °hn« auf die Oesellschast zu achten). Das eben will ich vermeiden, wenn es irgend möglich ist.
Helene <zu Düren). Die Sache scheint ernsthaft zu sein!
Düren «beschwichtigen!». Vielleicht ein Sturm in einem Glase Wasser!
Romberg. Aber Eduard, hier vor den Damen . . .
Imhoff (unbeirrt,. Laß mich gewähren, Alexander! Ich werde den Mann von seinem Unrecht überzeugen und Dir jede Satisfaction verschiffen. Ich habe noch eine Stunde Zeit, die werbe ich nützen.
Romberg (iibelnmthiai. Wenn Dir's aber nicht gelingt, mein llltcr Spezi?
Düren. Darf man vielleicht erfahren?
tzefsing (leise ,u Lucy), Hier finde ich den Stoff zu meinem Nomon.
Romberg. Meinetwegen! Wir wolleil 'mal die Sache ein paar klugen, unparteiischen Nichtem vortragen. Also, me« 6»me», kurz und bündig: ich bin beleidigt worden! Name und Ursache können Sic nicht interessircn. Hundsföttisch beleidigt worden! Nicht wahr, Eduard, das giebst Du doch zu?
Imhoff (bestimmt,. Jawohl!
Romberg. Iustus, Sie auch?
Iustus. Als 'ne Schmeichelei kann man's allerdings nicht auffassen!
Nomberg. Ich frage Sie cilfo, verehrte Anwesende: was hat ein Mann von meiner Herkunft in solchem Falle zu thuu? Nun, Frau Gräfin? (Nurze Pause,.
Düren (einst). Wenn es sich um die Dame Ihres Herzens handelt, müssen Sie die Afflliic mit zehn Schritt Bairwre abmachen!
Romberg. Nein, Gräfin, es handelt sich ausnahmsweise um gar leine Dame! . . . Herr Docwr Hessing, darf ich um Ihre Ansicht bitten?
Hessing (selbstverständlich). Herr Vllion, ich war Korpsstudent!
Romberg. Verstehe! Sanctiuniren also! . . . Fräulein Iustus?
Lucy. Ich verstehe von diesen Dingen »virllich zu wenig. Ich war nämlich nicht Loipsstudent.
Romberg. Iustus, was würben Sie thun, wenn Sie beleidigt würden?
Iustus. Strychnin verschreiben und 's den Andern saufen lassen!
Romberg (lacht). Hat 'was für sich! Frau Helene?
Helene (aufstehend, ruhig,. Ein Mann, wie Sic, muß sich unter allen Umständen schlagen.
Romberg. Bravo. Sie sprechen doch immer meine Sprache!
Helene. Bist Du nicht auch dieser Ansicht, Eduard?
Inihoff. Ich stehe ans dcm Standpunkt der Gräfin! Ein Mann hat meinem Enlpfindm nach nur das Recht und die Pflicht, mit der Waffe für die Ehre seiner Frau einzutreten oder sich zu rächen, wenn sie selbst seinen Namen beschmutzt. Alle anderen Gründe sind ff« mich nicht stichhaltig! Wenn cs ein Vube in frechem Ucbcrmuth wagt,

mich zu beschimpft«, soll ich deswegen mein Leben auf's Spiel sehen? Soll ich Alles dem blöden Zufall des Laufes einer Kugel preisgeben? Alles, was ich erstrebt und erreicht habe und genieße? Die Achtung meiner Mitmenschen, die Früchte meiner Arbeit, dm Frieden meines Hauses? Das Alles hinopferu, weil es einem Thunichtgut beliebte, mich körperlich oder moralisch anzurempeln?
Düren. Imhoff, Sic weiden diese Sitte nicht aus der Welt schaffen!
Im ho ff. Gewiß nicht! Aber ich habe nicht nöthig, mich an dieser mittelalterlichen Barbarei zu betheiligeu! Was wird denn mit solchem Ehrenhandel bewiesen? In den meisten Fällen weiter Nichts, als daß der Beleidiger ein besserer Schütze ist, als der Beleidigte! In den meisten Fällen nur, daß eine Familie unglücklich gemacht wird durch die Rauflust eines salonfähigen Wegelagerers!
Rombcrg. Ich theile Deine Ansicht nicht, Eduard! Beweisen will ich nur, daß ich mir von Niemandem auf Gottes weiter Erde eine Nichtswürdigkeit ungestraft nachsagen lasse! Wie ein Mensch ohne Geld leben lann — schön muh es nicht sein, aber ich rann mir's deuten! Wie aber ein Mann leben kann, ohne seine Ehre verthcibigt zu haben bis zum letzten Athemzuge: das verstehe ich nicht! Mehr als mein Leben kann ich für meine Ehre nicht einsetzen, der Preis ist hoch, aber doch nicht zu theuer!
Imhoff. Du würdest als verheiratheter Mann nicht so sprechen!
Romberg. Ob ledig oder nicht, das ändert an der Sache gar Nichts.
Imhoff. Mehr als Du glaubst! Mau setzt sein Leben nicht so leicht auf's Spiel, »nenn man noch Pflichten gegen Andere hat!
Romberg. Mein guter Eduard, was meine Urahnen und Väter gethan haben in solchen Fällen, das werde ich auch thun, uud so Gott will, sollen's meine Iungens mir 'mal nachmachen! Glaubst Du, daß wir umsonst die drohende Faust in unserem Wappen führen? Glaubst Du, es würde sich für mich schicken, mir von einem Amtsrichter und ein paar Schöffen meine beleidigte Ehre reparire» zu lassen? Ich heiße Alexander von Romberg! Gebe Dir gerne zu, daß Dein Adel wahrscheinlich viel mehr werth ist: Du hast Dir Deinen Adel durch Deine Hcldenthaten in der Wissenschaft errungen ... mir ist mein Adel in die Wiege gelegt worden! . . . Nenn's junkerliches Borurtheil, nenn's mittelalterliche Brutalität, unm's, wie Du willst. . . aber dieses „Borurtheil" habe ich mit der Muttermilch eingesogen, mit diesem Borurtheil bin ich aufgewachsen, mich zu wehren mit der Waffe in der Hand, wenn ich angegriffen werde; ja, das steckt uns Allen nun einmal ini Blute — mit diesem Borurtheil werde ich. . . und wcnn's bestimmt ist, durch dieses Bonirthcil einmal sterben!
Helene Ust ihm m!t leuchtenden Augen gefolgt). Wenn ich ein Mann wäre, ich dächte ebenso!
Imhoff. Ich kenne bessere Mittel, seiue Ehre zu vertheidigen und wiederherzustellen, klügere uud menschlichere! Dem Gegner sein Unrecht beweisen, den Feind zur Abbitte zwingen! Weise Rainwald uach, daß Du nicht der Schreiber dieser anoumen Briefe bist . . . zwinge ihu, an Deine Ehrenhaftigkeit zu glauben! <Immer lebhafter,) Ich gebe Dir mein Wort, Alexander, ich will Dich darin unterstützen, so weit es in meinen Kräften steht. Meine Beibindungen hier reichen weit, mir stehen alle Kreise offen, alle Mittel zur Verfügung, und es sollte doch wahrhaftig mit dem Teufel zugehen, wenn es nicht gelingen würde, den Missethäter unter dieser Handvoll Leute ausfindig zu machen! (Immer stürmischer,) Ich werde suchen, unablässig suchen, thue das auch. . . . Iustus, Toctor Hessing, meine Frau werden Dich unterstützen . . . (Mit hinreißend« Wärme.) . . . Und glaub' mir's, au dem Tage, an dem »vir den Frevler ausliefern und an den Pranger stellen, an dem Tage, an dem Rainwald Dich um Verzeihung bitten muß ... Alexander, an diesem Tage wirst Du einsehen lernen, daß man durch andere Mittel seine besudelte Ehre reinigen kann, als durch einen brutalen Kugelwechsel l
Romberg !>»« Uhr ziehend, ton,) Halb sieben? Noch eine halbe Stunde, Eduard, bann ist die Frist abgelaufen!

lver war's? ^Z
Franz («»«). Herr Major Ranuuald wünscht Excellenz zu sprechen. (Kurze Pause.)
Imhoff. Führen Sie den Herm Major in mein Arbeitszimmer!
Düren. Franz, holen Sie mir doch, bitle, meinen Umhang! iHran, ob,) Ich
denle, wir Promeiliren ein bischen im Park und sehen uns die Fasaneric an! (Während sie
mit l»omb«r« und H«l«»e nach hinten geht., Ich muß nämlich zu meiner Schande gestehen,
daß ich Fasanen mir in getrüffeltem Zustande kenne! (In die Hand« klatschend,) Ach, wie
schön: sehen Sie doch den Mond!
Lucy (leise zu Hessi»»i. Sie haben Recht: den Stoff zu Ihrem Roman haben Sie
gefunden. Wird er traurig enden?
Hcssing. Ich hoffe nicht.
(Die Gesellschaft in lebhaft« Unterhaltung I» den Pari,)
Helene (dreht sich noch einmal auf der Schwelle NM, sie tritt einige Schliite vor, Ol« od sie Etwa«
sagen wollte, dann folgt sie den »Indern),
Imhoff <zu Franz, der der Gräfin Ken Umhang gebracht hat und nun von der Veranda zuriill«
lehrt). Franz, bitten Sie den Herrn Major doch lieber hierher. Die Luft in der Bibliothek
ist jetzt immer so stickig!
Franz c»b).
(Die Sonne vergoldet Part und Salon mit ihren letzten Strahlen.)
Iustus. Na, weniger schwül ist's hier auch nicht!
(Pause, während welcher Imhoff einen Gang durch'» Zimmer macht, dann einen Moment auf die Veranda
tritt, sich frifche Luft zufächelt und bann zurilillehit,)
Rainwlllb (von linl«>. Excllenz! (El verbengt sich).
Imhoff (erwidert höflich den Grus,),
Iustus. Warum haben Sic denn, Herr Major, nicht den Herrn Bürgermeister
mitgebracht, wie Sie mir Vormittags zusagten?
Rainwald. Der Herr Bürgermeister ist verhindert . . .
Iustus. Haha! Erst ist er furchtbar entrüstet, und dann spielt er den Drücke-
berger!
Rainwald. Herr Geheimrath, dürfte ich um den Vorzug bitten, allein mit
Ihnen verhandeln zn dürfen?
Iustus. Die versleckte Nuspiclmig scheint mir zu gelten! Oche schon, Herr Major,
da draußen athme ich wenigstens frische, reine Luft! (Ergeht in den Pari; e« beginnt letzt
allmählich im Port und Salon z» dunkeln,)
Rainwald (fetzt sich auf eine erneute Einladung Imhoff«),
Imhoff (ihm gegenüber), Sie haben mich zn sprechen gewünscht . . .
Rainwald. Ja, Exccllenz!
Imhoff. Gestatten Sie mir, Ihnen der Kürze halber zu bemerken, daß ich über
den Zweck Ihres Besuches unterrichtet bin. Ich hoffe, Herr Major, Sie haben das
Unrecht eingesehen, welches Sie meinem Freunde zugefügt haben!
Rainwald. Ich bedauere, Exccllcnz, das ist nicht der Zweck meines Besuches.
Ich bin hier, nm den Verdacht zu bekräftigen, den man in der ganzen Stadt gegen den
Herrn Baron hegt. Nach den Statuten nnferes Vereins hätte es ja genügt, wenn wir
schriftlich . . .
Imhoff (mit verbindlicher Handbewegung Uüterbrechend), Bevor Sie fortfahren, Herr
Major, und vielleicht Worte ausgesprochen »Verden, die unwiderruflich sind ... daß die
anderen Herren des Vorstandes, die Herren Lamprecht, Griebeiww ... (str sucht nach weiteren Namen)
Rainwald (ergänzend). Stadtrats, tzübner . . .
Imhoff. . . und Hübner die Aufnahme des Herrn Barons verweigern ... das
hat wohl immerhin erklärliche (Münde. Nomberg ist ein Mann, der sein ,5crz auf der
Zunge trägt, dessen Lebensanschanniigcn in schärfstem Widerspruch stehen zn den Ansichten
der Herren ... es sind wohl auch ein paar Hitzköpfe nnter ihnen . . . genug, das ist

in einer so kleinen Stadt Wohl nicht verwunderlich. Daß aber Sic, Herr Major, ein ernsthafter Mann, sich gewissermaßen zum Fahnenträger dieser Herren bereit erklären .. . das verleiht der Affaire doch eine eminente Bedeutung!
Rainwald (entschieden). Die verdient sie auch, «Zxcellcuz!
Imhoff. Herr Major, ich habe nicht die Ehre, Sic genau zu kennen. Ich weiß nur, daß ich es mit einem Ehrenmannc zu thun habe, dafür bürgt mir der Rock, den Sie lange Jahre getragen haben . . .
Rainwald («glimmt,, . . . und den ich auf Betreiben des Herrn Naron ablegen mußte!
Imhoff. Wir sind bereits bei dem Punkte, den ich erwähnen wollte. Sie waren gleichzeitig mit Romberg Adjutant bei Hofe. Sie hegten die Hoffnung, Oberstallmeister zu werden. Als Romberg diese Auszeichnung zu Theil wurde, glaubten Sie, daß er gegen Sie intriguirt habe, und nahmen Ihren Abschied. Die Sache wirbelte viel Staub auf. Seit jener Zeit verfolgen Sie ihn, wie ich höre, ganz offenkundig mit Ihrem Haß. Hand auf's Herz, Herr Major, glauben Sie nicht, daß dieser Groll — wie foll ich mich llnsdrückeu? — diefer gekränkte Stolz Sie auch bei der Veuitheilung des Falles verwirrt, der Sie heute hierhergeführt hat?
Rainwald. Nein, Excellenz, das sind ganz getrennte Dinge! So fest ich davon überzeugt bin, daß ich den Kabalen des Barons meinen Abschied vcrdanke < Imhoff mehrt lebhaft ab. «einwald steht auf, !»!t Energie), so fest glaub« ich daran, daß er der Schreiber dieser anonymen Briefe ist! «Paule),
Imhoff. Da ich mir unmöglich denken kann, daß Sie lediglich auf ein Gerücht hin den unbescholtenen Mann anklagen . . .
Rainwald (sich wieb« setzend». Ganz recht, Herr Geheimrath, den Klatfch überlasse ich den Anderen, und es wird in unserer Stadt wahrhaftig genug albernes Zeug geklatscht!
Imhoff «plötzlich lebhaft). Nicht wahr, das glauben Sie auch? «Er »thmet ein wenig auf, bann langfam,) Welche BeWelse haben Sie also in Händen?
Rainwald. Zunächst: sämmtliche anonyme Briefe sind auf demselben englischen Papier mit dem gleichen sehr seltenen Wasscrstcmpel geschrieben. Keine Handlung w der Stadt führt diese Sorte Papier. Baron Romberg hat nun eine Bücherbestcllung für die Universitätsbibliothek genau auf demfelben Papier gemacht, auf dem die anonymen Briefe geschrieben sind. Hier die Beweisstücke: den Brief an die Harmonie — die Bestellung des Barons. Das beweist seine Unvorsichtigkeit zur Genüge!
Imhoff (der einige Zeit bie »riefe prüft, bann ruh!« lächeln!», Herr Major, verzeihen Sie, das beweist gar Nichts. Ich selbst bin zufällig in der Lage, Sie über diese Pllpier-geschichte aufzuklären. Ich machte vor einiger Zeit Romberg auf ein fehl lesenswerthes Buch aufmerksam. Da ich mein Exemplar nicht entbehren konnte, bestellte er sich das Wer! in der Universitätsbibliothek. Und zwar — ich entsinne mich ganz genau — er schrieb die Be-stellung bort, am Schreibtisch meiner Frau, die gerade nicht anwesend war. Sie sehen also, daß da eine Zufälligkeit vorliegt, daß meine Frau zufällig dasselbe Briefpapier be-sitzt, wie der anonyme Briefschreiber! Die Sache also klärt sich in ganz natürlicher Mise auf! Dadurch wird die Frage nicht beantwortet: wer war's? Das also sind keine Beweise, Herr Major! (Dämmernd« Mondschein Im Port.)
Rainwald. Excellenz, Sie zwingen mich, eine Angelegenheit zu berühren, welche ich lieber nicht zur Sprache gebracht hätte! Weil dabei eine Ihnen sehr nahestehende Persönlichkeit, die ich aufrichtig verehre, eine gewisse Rolle spielt: Ihre Frau stiemahlin!
Imhoff (ihn erstaunt ansehend). Meine Frau?
Rainwald. Urtheilen Sie selbst, Herr Geheimmthl Ich hatte auf dem letzten Nniucrsitlltsball das Unglück, das Mißfallen Ihrer Frau Mmahlin zu erregen durch eine abfällige Bemerkung, welche ich über Romberg machte. Ich gebe zu, das war unvorsichtig, aber bei meinen Gefühlen für den Herrn Baron wohl verzeihlich . . .

Imhoff (ungeduldig llüf die Lehne leine» Sessel» llopfend, lebhafter,) Beweise, Beweise,
Herr Major.
Rainwllld. Ain nächsten Morgen erhielt ich diesen anonhmen Brief. Der
Schreiber bezieht sich offenbar auf das Gespräch mit Ihrer Gemahlin und giebt mir in
einer recht leidenschaftlichen Weise den Nath, mich mit der Person Rombergs nie mehr z»
beschäftigen! Mt diesem Briefe schivand für mich jeder Zlveifel an der Urheberschaft.
Die Sache liegt wirklich zn einfach. (Inchoff folgt Nainwald mit Immer lebhafterer Xheilnllhnie.)
Ihre Gemahlin ist, wie Sie selbst, mit dem Baron sehr befreundet. Sie war zornig
über die Aenßerung, die ich gemacht hatte. Das merlte ich sofort. Sie hat sie in ihren,
Freundschaftsgefiihl am nächsten Tage Nombcrg wiedererzählt und lauf den »rief llopfend!
der Schluß crgiebt sich von selbst!
Imhoff (der long« in den Vlies storrt). Seltsam! Seltsam! (iiebhofier,) Irgendeine
zufällig in der Nähe befindliche Person wird Ihr Gespräch belauscht habe» . . .
Nninwald (bestimmt). Niemand, Excellenz!
Imhoff (immer lebhaft«). Besinnen Sie sich nur genau, Herr Major, irgend ein
Unberufener. . .
Nninwald. Niemand, Excellenz! (Aufstehend, mit all« Energie,) Diesen Brief
hier kann nur Herr Baron Nombcrg geschrieben haben!
Imhoff (fährt sich mehrere Male verwirrt iil>«r die Siir», er will zu sprechen beginnen, man
merlt Ihm die »ochsende Unruhe an. endlich zögernd), Herr Mlljor ... ich selbst bin . .
(Plötzlich llusspringend und auf den Tisch lchlagend). Nein und tausend Mal nein! Der Mann
kämpft nicht mit geschlossenem Vis«! Der Mann ist einer Feigheit unfähig!
Nninwald. Das sage,! Sie, als sein F«und, Excellenz, aber ich brauche doch
diesen Standpunkt nicht zu thcilen!
Imhoff (immer steigernd). Ich werde dm Urheber erforschen, »erlassen Sie sich auf
mich »nd . . . (wahrend dieser Worte erscheint aus der im Mondschein daliegenden Veianda üiombeig»
wenn ich Ihnen den Frevler stelle . . . (leidenschaftlich) weiden Sie sich dann zu einer
öffentlichen Abbitte bereit erklären?
Nainwald <stege»gew<l». Dann? ... zu jeder!
Äomberg (vortretend). Nein, so lange wollen wir mit der Affaire nicht warten!
(»««.) Kurz und bündig: halten Sie mich für den Schreiber dieser Briefe: ja oder nein?
(Sie stehen sich gegenüber.)
Nainwald (ihm fest in die Augen sehend). Ja!
Nomberg (verächtlich). Ich bin lein Freund von Verzögerungen! Wenn es Ihnen
genehm, können wir die Sache bereits morgen früh austragen!
Rainwllld (haßerfüllt, ober ruhig). Es ist mir genehm!
Romberg (lolt,. Die Bcdingnngen in einer Stunde?
Nainwald (e°lt). Einverstanden!
Romberg (höhnisch). Hm! Hm! Sie haben doppeltes Pech, Herr Major, Sie
schießen sich mit mir an einem Freitag!
Rainwald (mit eisiger Ruhe), Ich bin nicht abergläubisch, Herr Baron! <«r »er
beugt sich ehrfurchtsvoll vor Imhoff, der seinen Grus; Höftich, ober llllt erwidert, und verlilht dann de»
Salon linl«)
Imhoff (geht erregt durch'« Zimmer). Umsonst I Umsonst!
Nombcrg (wieder iu leichterem Ton), Du hast Dir gewiß alle Mühe gegeben,
diesen . . . verunglückten Oberstallmeister umzustimmen ... ich danke Dir dafür, mein
Junge! aber ich verlange noch einen Dienst von Dir! Du mußt sofort zu ihm gehen
und ihm die Bedingungen überbringen!
Imhoff (ihn starr ansehend). Ich?
Romberg (ernster). Ich habe Niemanden hier in der Stadt, von dem ich diesen
Freundschaftsdienst verlangen könnte. Tu hast mir vorher ja allerdings deutlich genug ge»
sagt, wie Du über das Duell denkst! Aber den Dienst darfst Du mir nicht verweigern!

Ich verlange von Dir viel, sehr viel ... ich verlange von Tir, daß Du mir zu Liebe
Deine Ueberzengung opferst . . . aber unsere Freundschaft wiegt mehr als das Alles!
lM!t inniger Wärme) Nicht Wahl, alter Kamerad, Du wirst mir das nicht verweigern?
(Er hält Hm die Hand hin,)
Imhoff (sieht Ihn lange <m, dann schlägt er ein, mit edler Grütze), Weil ich Von Deiner
Unschuld überzeugt bin, soll es geschehen!
Romberg. Ich lxmle Dir!
Imhoff (drückt die eleltrilche Mingel),
Franz (von ««»»,
Imhoff. Bitte Hut und Mantel!
Franz <»l>.
Imhoff !in sichtbarer cziregung). Wo wohnt Rllinwald?
Romberg. Ta hinten, wo sich die Hasen und Füchse gute Nacht sagen ... am
Mühlenberg . . . schöiu Gegend . . . Also Schlag 6 Uhr, 500 Schritt vom Eisenbahn-
bamm links bei den drei Pappeln . . .
Imhoff <°n ihn herantretend,. Und die Bedingungen?
Romberg. Zehn Schritt Barriere, gezogene Pistolen ohne Stecher und Visir
(bestimm») unbeschränkter Kugclwechsel bis zur vollständigen Kampfnnfähigleit des Einen!
Imhoff (schaudernd leine Hand ergreifend.) Alexander, das ist der sichere Tod des
Mannes!
Romberg. Er verdient nichts Anderes!
Franz (mit Hut und Mantel und dann ad).
Imhoff. Auf Wiedersehen, Alexander! (Mit inniger Wärme.) Wahrhaftig, wenn
Du's nicht wärst ... für einen Anderen thät ich's nicht!
Romberg. Weiß schon, mein Alter! Ueber Dein Ausbleiben werde ich die Ge»
sellschaft beruhigen . . . (nach der Uhr sehend) und überdies ... es wird ja erst in einer
Stunde gegessen.
Imhllff «In» ab).
Nomberg (geht durch'» Zimmer, setzt sich in einen Wiegestuhl und pfeift »Ol sich hin; der Mond
beginnt ganz allmählich in den Salon zu scheinen! eine Weile tiefe Stille).
Helene (irüt vom Park ein, leise). Romberg!
Romberg (aufspringend,) Ah, meine beste Freundin!
Helene (vorkommend.) Mein Mann nicht hier?
Romberg (leicht »nb unbndlchtig,) Ich glaube, er wollte noch einen kleinen Spazier-
gang machen. Und Sie so allein? Wo haben Sie denn die ganze Gesellschaft gelassen?
Helene. Die Gräfin macht Toilette, die Anderen sind weit hinten im Park, wir
sind also ungestört!
Nomberg «inst,. Ungestört! Das klingt ja gerade so, als ob Sie mich sprechen
wollen?
Helene. Das will ich auch!
Rom beig. Schönste Frau, ich bin ganz Ohr! Frau Helene, Sie machen ja
ein Gesicht, wie acht Tage Regenwetter? Dieser verflixte Iustus steckt mit seiner ewigen
Arummerei wahrhaftig alle Lente an! Also, was befiehlt meine Herrin?
Helene. Ich möchte morgen einen großen Spazierritt machen, über das tieft Moor
nach Eckersberg und Schönlinbc und dann über Wallingen zurück.
Romberg. Die Entfernung imtcrfchätzen Sie! Das bekommen wir an einem
Tage unmöglich fertig.
Helene. Wenn wir früh aufbrechen, geht's vortrefflich! (Sie sieht ihn prüfend »».)
Ich darf Sie also morgen früh um fechs Uhr hier vor der Terrasse erwarten?
Romberg. Morgm früh? Bedauere, aber das ist unmöglich!
Helene. Warum?

Rombeig (»»«»eichend). Erstens habe ich Abrechnung mit den Inspektoren ... ich
glaube, die Herren betrügen mich doch an allm Ecken und Enden . . . dann will um
sieben Uhr eine alte Frau von 93 Jahren aus meinen Sprengel beerdigt sein .. . tonnen
Sie sich das vorstellen, Frau Helene, 93 Jahr! .. Na muß ich als Gutsherr wieder einige
tiefempfundene Worte sprechen und die Leidtragenden trösten, die schon seit 25 Jahren n»f
den Tod der alten Dame warten . . . kurz, morgen früh geht's wirklich nicht!
Helene. Weil Sie nicht wollen!
Romberg. Sie sind recht offenherzig!
Helene. Weil Sie sich morgen früh mit Nainwald treffen wollen!
Nomberg. Wenn Sic's den» errathen haben! (Ächselznclend.) Mi kann mich wohl
daran hindern?
Helene (ihn fest ansehend). Ich!
Rombeig. Sie?
Helene. Ich will nicht, daß Sie sich mit ihm schießen!
Rombcrg. Ihr Wille in Ehren, Frau Helene, aber dieses Mal muß ich schon
ungehorsam sein! Ter Kerl hat mich hier vor zehn Minuten noch einmal auf's Schmäh-
lichste beleidigt, und . . . „ein Mann, »nie ich, muß sich doch unter allen Umständen
schlagen«!
Helene. Und wenn Sie fallen?
Rombeig. Das ist höchst unwahrscheinlich! Ich treffe ziemlich sicher! Wenn's
aber schief geht . . . 'nen schöneil Kranz legen Sic mir auf's Grab — aber wem ich
bitten darf, ohne weiße Atlllsschleife, die kann ich nicht ausstehen — und wenn Sie die
Glocken von drüben länten hören, fo wissen Sie, baß ich mich zu meinem Vätern ver-
sammelt habe. Soweit ich die Herren kenne, werden sie mir einen ontzeiordentlich warmen
Empfang bereiten! ... Ein Mann über Vord, basta!
Helene <tonlo« vor sich hi„ip«che,il>>. Und . . . was soll dann werden?
Romberg «blickt sie betroffen an). Frau Helene, würde denn mein Tod wirklich eine
solche Lücke in Ihr Leben reihen? (Kurze Pause-, dam, wieder leicht.) Machen wir uns doch
gegenseitig leine Complimente! Oder wollen Sie? So will ich Ihnen sagen, daß es
leine schönere und liebenswerthere Frau auf der weite» Erde giebt, als Sic! <Er steht sie
lächelnd »on der Seite »».> Sind Sie jetzt zufrieden? . . . Und nun spreche ich 'mal aus-
nahmsweise ciust: und für den Fall daß ich morgen um diese Zeit ein stummer Mann sein
sollte ... das will ich Ihnen doch noch sagen, daß ich Ihnen Dank schuldig bin, ja,
Helene, wahrhaftig, heiße» Dank! . . . Denn . . . ohne Phrase . . . alle Freude am
Dasein verdanke ich doch nur Ihnen! <<?r «eht umher.. Das habe ich Ihne» für alle Fälle
sagen wollen: ob's nun ein Abschied ist oder nicht ... und sprechen wir nie mehr darüber!
(Er hält ihr die Hand hin.) Abgemacht?
Helene (die, während er sprach, vor sich hinatstarrt hat,, Abschied! Das ist das richtige
Wort! Deswegen wollte ich mit Ihnen sprechen. Wir müssen Abschied nehmen, Rom-
berg . . . noch heute . . . Abschied für immer!
Romberg (betroffen), Helene! Ich entdecke ja ein ganz neues Talent au Ihne»:
Räthsel aufzugeben! ... Ist das nun Scherz oder Ernst?
Helene. Bittrer Ernst! ... Es wird Ihnen ja nicht so schwer fallen, Sie sind
ja schon einmal fortgegangen, ohne Abschied!
Romberg (sehr ernst). Ich bitte Sie, Helem, erinnern Sie mich nicht an die größte
Dummheit meines Lebens! Weiß es der liebe Himmel, wenn je zwei Menschen für ein-
ander bestimmt waren ... (Pause.) Jetzt kann ich' Ihnen ja sagen ... ich habe Sie damals
geliebt . . . unsinnig ... bis zur Raserei ... ich glaube, ich wäre im Stande gewesen,
Gedichte zn machen! . . . Und wissen Sie auch, was mich fortgetriebcn hat? . . . Trotz,
dummer, einfältiger Trotz . . . würdig eines Gymnasiasten, der sich in der Tanzstunde
verliebt hat . . . Begreife, wcr's kann! . . . Well die Vettern und Aasen und die ganze

liebe Verwandtschaft tuschelte: „Da kommt er nicht mehr los, jetzt ist er endlich ge-
fangen!" Sehen Sie, Helene, das fuchste mich, und deswegen habe ich Reißaus genommen,
ich Narr!
Helene sseise,. Und ließen mich allein!... und ich habe Sic nicht einmal hassen können!
Rombcig lgeht «legt umher, dann bleib! er stehen. !,, »ornehmer Mlnnlichleit), Als ich da-
mals vor Ihnen davongelaufen war, da tröstete ich mich mit dem recht bequemen Mittel:
„Betäube Dich 'mal wieder ein bischen!" . . . Das habe ich redlich gethan! Ich habe
in den fiiuf Jahren das Leben studirt in seinen Höhen und Tiefen! Ehrlich gesagt, viel
mehr in seinen Tieft»! . . lind das Resultat? Plunder, Nichts als Plunder! Von außen
— na ja — da sieht ja mein Leben so aus, was die Menschen nntcr Glück verstehen...
ein festes Tuch übcr'ni ssopf und festen Grund unter den Füße» ,.. für die blöde Mengt
genug, uni Einen zu beneiden . . . aber die Menschen kennen mich nicht ... ich glaube,
Helene, selbst Sie kennen mich nicht . . . schauen Sie mir einmal genauer hin . . . (Ans
lein Heiz beulen!,,) Da drin lliär's doch erbärmlich einsam . . . ohne Sic! Ja, sehen Sic
mich nicht so entgeistert an, Frau Helene! Denn wenn die Ausgelassenheit zur Tollheit
ausartete uud ich beinahe Ekel bekam vor mir selbst . . . dann brauchte ich mich nur in
eine schöne, stille Erimicrung zurückzureiten . . . und fühlte mich wieder als anständiger
Keil! Dieser Eiinnemng danke ich, daß ich nicht mit Haut und Haaren in dem Morast
stecken geblieben bin! Und als ich zurückkam, das Herz voll von Sehnsucht nach dem Glück,
als ich zugreifen wollte ... da war's zu fftät . . . wause,, Zugestanden, ich bin Ihnen
damals viel schuldig geblieben, und das wolle» Sic heute mit Zinsen eillkassire»! Groß-
müthig ist das nicht! . . . (Paus«., Helene, warum »vollen Sie mir denn eigentlich den
Stuhl vor dic Thür setze»? «Mit bebender Glimme,) Warum wollen Sie beim eine Freund-
schaft fo gewaltsam zerreißen, die so schön nud so stark war? «5r tri» vor sie hl» »nl> fiel,!
sie leldenschastlich an). Warum?
Helene !M! beide Hände bor'« Gesicht, wie um sich vor seinem Anblick zu schützen, dann leiden
schastlich «»«blechend,) Lassen Sie mich gehen, Nombcrg!
Nomberg. Nein, Helene, so leichte» Kaufs komme» Sie nicht davon! Jeder Ver-
brecher hat doch das Necht, nicht allein das Urtheil zu hören, sonder» auch die Begründung
... ich dächte, dann hätte ich wohl auch noch darauf Anspruch! <I» liefstem strust,. So
sehr hasse» Sie also dic Vergangenheit, Helene?
Helene lschlieh! schaudernd einen Momenl die ülugen und biilckt Uli! beiden Händen die schlafen
dann bebend,, Ich bitte Sie, gehen Sit und kommen Sie nie mehr wieder!
Nomberg «steh! sie lange lovfschuüelnd an,. Hm! . . Seltsam! ... lind somit wollen
Sie ein großes Todtenkreuz unter meinen Name» setzen: „Hier ruht" und so weiter ...
„Friede seiner Asche" . . . also im Haiidumdrehe» »volle» Sie mich aus Ihrem Lebe»
streiche», als sei Ich nie gewesen? Versuchen Sie's doch, ob Sic's können! Ich bin ehr-
lich genug zu sage», ich kami's »icht! <P»»se, d°,m innig,, Helene, «icht ei» Wort, nicht
ei» einziges, <»ifkläre»des, beruhigmdes Wort?
Helene «sich abwendend, leise). Verlassen Sic mich . . . cPause),
Nombcrg >!» tiefer »itterleit». Seien Sie liiibesorgt, Frau Helene, unsere Wege
werden sich nicht mehr krcnzcn! <str llitt dich! auf sie zu, in glnhender Leidenschaft, leise., Wissen
Sie, was Sie i» diesem Augenblick aus mir gemacht haben! Einen Menschen, dem das
Leben werthlos geworden ist! <La»ll°«,, Gute Nacht, Helene! st»r wende! sich „ach derRlchwng
der Gilllthüei leiser Dänimerfche!» de« Monde« im Zalon, er gehl langsam, ol» od ihn seine Fuße nicht
»ragen, nach hinten, dann wende! er sich «och einmal nach ihr »m. flüsternd,) Gute Nacht!
Helene lhat sich ,!! ihm gewendet, Ol« er in der Ihnr stehl, ruft sie), Nombcrg! . . .
Nombcrg (eill zurück).
Helene <in rothloser «erwirrnng», Nomdcrg ... ich muß mit Ihnen sprechen . . .
ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll . . . aber es muh sein . . . ich . . .

wer war's? 1,21.
Rombeig sieht sie prüfend <ln, dann herzlich,. Helene, was haben Sie auf dem herzen?
Haben Sie doch Vertrauen zu mir, sagen Sie mir doch Alles, was Sie bedrückt . . .
vielleicht kann ich Ihnen helfen . . .
Helene (immer angstvoller,. Romberg ... Sie dürfen sich morgen nicht schlagen.
Rombeig. Ich darf nicht?
Helene. Für mich nicht schlagen . . .
Romberg. Für Sic?
Helene. Hören Sie mich an! . . Wenn ich darüber nachdenke, so ist's mir, als
hätte Alles anders weiden tonnen, wäre ich hier in glückliche Verhältnisse gekommen . . .
Hätte ich hier Menschen gefunden . . . Menschen! . . Da hätte sich wohl Vieles der»
gessen lassen . . . Aber ich fand nicht ein einziges warmes Herz! . . Wo ich mich freund»
lich und liarmlos gab, begegnete ich nur verletzenden Mißverständnissen ... wo ich an-
klopfte, fand ich nur kleinstädtische Klatschsucht, da zog ich mich dann erkältet und erbittert
zurück! (Flammend,, Alle die Nadelstiche habe ich stillschweigend ertragen, die Neid und
Bosheit nlir zufügten, aber als Sic zurückkamen, Rombcrg ... als sich das elende
Spiel wieberholte . . .
Romberg (stürmisch einfüllen!». ... als man mich angriff, als mau mir das
Leben verbittern wollte, da haben Sie mich durch jene Briefe zu schützen versucht?
Helene. Da habe ich versucht, die Menschen zum Schweigen zu bringen, die
Ihnen den Aufenthalt hier verleiben wollten, denn ich konnte ... ich mochte . . . <m!t
dem »elenntniß tlmpfenl» ja, daß Sie's nur wissen! . . ich wollte Sie nicht wieder vei»
lieren!
Romberg (aufjauchzend in toller Lust). Herr Gott im Himmel, Helene, dann liebeu
Sie mich ja auch? <Er um«mt und lützt sie lange und leidenschaftlich, dann sieh! er sie lange »n,
schaudernd und leise), Helene, es mußte so kommen . . . früher oder später. . . Da nützte
kein Kämpfen und Wehren!
Helene (tiaumneiloren). Kein Kämpfen und Wehren! cP°us«,)
Rombeig <l>M noch einmal leidenschaftlich und lange Helene),
Helene. Nun Rombeig . . . sind Sie jetzt bereit, das Opfer für mich zu bringen?
Romberg. Welches Opfer?
Helene. Sie dürfen sich für mich nicht schlagen!
Romberg «innig,. Helene, ich will Ihnen jedes Opfer bringen, das Sie von mir
verlangen ... das tonnen Sie nicht verlangen!
Helene. Sie müssen, Rombcrg! meine Thorheit darf kein Menschenleben fordern!
Romberg. Was soll denn sonst geschehen? Toll ich morgen früh als Feigling
dastehen?
Helene. Das sollen Sie auch nicht, denn ich . . .
Romberg. Jetzt ist Nichts mehr zu halten . . . (Da sie ihn wieder anfleht,, Kein
Wort weiter davon, Helene, das kann nicht sein!
Helene «sich »on ihm losmachend), Ihr Stolz ist also ställer als Ihre Liebe?
Rombeig (leidenschaftlich). Ich beschwöre Sie, verbittern Sie uns diese einzige
Stunde nicht! . . . Lassen Tic mich doch endlich Alles wieder gutmachen, was ich früher
an Ihnen verschuldet habe! . . . Den Teufel auch, jetzt ist's doch meine Pflicht, die Affaire
auf mich zu nehmen! . . . (Immer stürmischer,, Und wenn der Mensch dennoch besser
treffen sollte, als ich ... ich wüßte doch, wofür ick stürbe! Das war mir immer ein
schrecklicher (tzedanle, wie Millionen Andere körperlich und womöglich geistig gebrochen
in einem Krankenbett dahinzusiechen! . . . (Hinreißend., Aber so heransgerissen zu werden
aus dem frischen, blühenden Leben und zu wissen, für wen man stirbt, für Jemanden,
den man lieb hat . . . fo lieb! . . . (Ueleistiomenb., Da verliert der Tod wahrhaftig
alles Grausige ... da ist er nur noch verlockend und verführerisch!

Helene. Und das ist Ihr letztes Wort, Romberg?
Nomberg. Mein letztes Wort! Ich werde mich für Sic schlagen!
Helene. So zwingen Sie mich, mir selbst zu helft«!
Romberg. Helme, Sie wollen doch nicht etwa . . .
Helene. Ja, ich werbe noch heute Abend meine Schuld eingestehen!
Romberg. Und dadurch das Duell vereiteln? i ^
Helene. Das werde ich!
Romberg lin höchster Leidenschaf!). Helene, wenn Sic mir unmöglich machen,
für Sie und meine Ehre einstehen zu tonnen . . . dann . . .
Imhoff (tritt »on linl« ein, ahn»ng«l°« und li«»tn«wüldig>, Ihr Neide so allein und
iu dieser poetischen Beleuchtung? (Pause.)
Romberg (Fassung gewinnend,. Wir haben uns hier ein bischen Gespenstergeschichten
erzählt, nicht wahr, Frau Helme?
Imhoff (««««gl, Helme, mau erwartet Dich dort, Iustus brummt fchon, daß
nicht gegessen wird.
Helene (geht langsam und müde mit geschlossenen Augen linl» ab).
Imhoff (der sich noch ein Mal vergewissert, daß sie allein sind, dicht an Romberg herantretend,
leise und schnell). Ich habe Rainwald nicht zu Hause getroffen. Seine Wirthi» erwartet
ihn erst in einer Stunde. Ich habe hinterlassen, daß ich noch ein Mal kommen werde.
(Er legt Romberg deide Hände auf die Schulte!», sieht ihm tief in die Augen, dann mit innigster Wime.)
Ja, ja, was thut man nicht Alles für einen Menschen, wie Du!
Romberg <»ie an« einem Traum erwachend, unwillNillich überwältigt, ergreift er Imhoff« Hon»
und preßt sie an sich),
Imhoff. Aber Alexander, fchämc Dich doch! So lenne ich Dich ja gar nicht!
(Mit absichtlicher Bedeutung.) Weil ich weiß, daß Du mir treu bist und ich mich
auf Dich verlassen kann . . . deswegen thue ich gern Alles für Dich! (»omberg
schlägt die Augen vor Imhoff« Blick nieder). Kein Wort weiter! Komm, wir wollen uns jetzt
starken! (El geht nach llnl«, NollmonKschein,)
Romberg. Ich . . . komme gleich nach! lImhoff ab! Romberg hält sich an einem
Stuhl fest, bann bricht er zusammen, ohne laut zu werden). Was NU!!? . . . Was NUN? . . .
(Vi starrt vor sich hin, dann bäumt er sich gegen sich selber auf, springt auf, stampft ärgerlich mit dem
Fuß, giebt sich Haltung.) Dounettuetter, Kerl, nicht die Contmance verloren! !«r geht nach
llnl«, wo er mit lauten Zurufen der Gesellschaft empfange» wird,)
(Der Vorhang fällt fchuell.)

Dritter Act.

Scenerie des vorigen Actes.
Abend desselben Tage«, Die Warquise über der Veranda ist hinaufgezogen. Mehrere Stehlampen mit rothen Schirmen erhellen du» Zimmer, Der Varl I» verichwimniendem Monblicht, Die Niihne ist einen Moment leer,
Franz l«on llnl«, sieht nach, ob Alle« in Ordnung Ist, rückt hier und dort noch einen Sessel
zurecht, stellt mehrere lligarren» und Wgarettenlästchen mit brennendem Licht «uf eine» Rauchtisch »nb
öffnet Ka« sslavier! dann öffnet er die beiden Flügel der linlen Thür),
<Au« Ken, Nebenzimmer Stühlerücken, lebhafte» Stimmengewirr und da» Geräusch einer eben aufgehobenen
Tafel. In lebhafter und heiterer Unterhaltung lommen in zwanglosen Gruppen: Düren, Helene,
Lucy, Imhoff, Romberg, Iustu« und Hessin«,)
Düren. O, welche Barberci, bei Mondschein die Lampen anzustecken! (Sie setzt
sich dorn linl«, fächelt sich Luft zu und lacht herzlich zu dem vor ihr stehenden Imhoff.) Nein, Imhoff,
so gut habe ich mich bei Tisch lange nicht unterhalten.
Imhoff. Mit Romberg?

wer war'5? 1,23
Düren. Nein, den fand ich heute so gezwungen heiter. Aber über den alten
Iustus habe ich Thronen lachen müssen. (Sie »«sucht ihn ,» imitiren.) Ist mit all seiner
Grobheit doch ein Prachtcxeniplar! (Sie unterhalten sich weite:,)
Stellung:
Iustus
Helen« Romberg
Hessing
Inihoff Lucy
» »
Dünn
Lucy (leise). Nun, was macht der Roman?
Hessing. Den Entwurf habe ich im Kopfe ungefähr fertig. Mir fehlt nur noch
die Löfung, der Schluß.
Lucy. Kommt auch Etwas von Liebe in Ihrem Buche vor?
Hefsing. Viel!
Lucy. Glücklich oder unglücklich?
Hessing (bedeutungsvoll). Neides, Fräulein Lucy!
Romberg <zu «elden tietend, übennüth!«,. Na, junges Volt, wollt Ihr nicht ein bischen
hllpscn? (Man wechselt die Stellungen.)
Lucy (in die Hund« klatschend). Tanzen, Herr Baron? Himmlisch!
Romberg. Gräfin, thucn Sie doch den jungen Leuten den Gefallen und spielen
Sie Eins auf!
Düren. Sie Quälgeist! . . Meinetwegen, den Beiden da drüben zu Liebe!
(Wählend sie zum Flügel geht.) Aber nur einen Walzer!
Lucy <«m Clllviei stehend, jubelnd). Ja, ja, Frau Gräfin, lvenn Sie ihn sechs Mal
hinter einander spielen, sind wir ja vorläufig ganz zufrieden.
Düren (seht sich an den Flügel und intonirt einen Walzer; da» Spiel darf nicht da» Gespräch
(undeutlich machen ober gar »vertonen).
(Währenddessen hat Hessing Lucy gravitätisch zum Tanz aufgefordert und Lucy mit einem liefen, sehr
cereinonlellen Knii eingewilligt).
Lucy) (tanzen auf der Veranda: man sieht sie ab und zu recht« und linl» verschwinden und
Hessing 1 ba,»n wieder vorlommen).
^" "l ^„ n„„ rauchend,.
Iustus
Imhoff (da» tanzende Paar wohlgefällig betrachtend und nach hinten nickend). Du, Iustus,
. . . wird das Etlvas?
Iustus. Meinetwegen! Meine weißen Handschuhe sind ans alle Fälle gewaschen!
Imhoff (lächelnd). Er paßt zu ihr!
Iustus. Und zu mir! Ist mir noch wichtiger! Spielt'nen ausgezeichneten Slat!
(Sie sprechen weiter.)
Helene (letzt recht»).
Romberg (tritt zu ihr, laut). Nll, Frau Helene, halten Sie nicht auch Lust, ein
bischen zu walzen? (Leise und schnell.) Sie haben bei Tisch ein so verdächtiges Gesicht
gemacht ... ja, ja, ich kenne Ihre Augen . . . lvenn Sic vielleicht doch entschlossen
sein sollten, das Duell noch durch 'ne Genemlbeichtc zu vereiteln . . .
Helene (leise». Ja, dazu bin ich jetzt entschlossen.
Romberg (leise). Sie spielen ein gefährliches Spiel!
Helene. Ich wiederhole es, meine Thorheit darf morgen früh kein Unglück herbei»
führen!

Romberg (leise, »»lnenb». In Ehrenhändeln verstehe ich keinen Spaß, Helene!
Helene (fleht ihn noch einmal mit einem »ick «n>.
Düren (blicht do« Spiel ob). Ich kann nicht mehr!
Lucy. Ach, wie schabe, Frau Gräfin, wir sind noch gar nicht müde!
Düren (steh« lochend auf). Aber ich! ... Fräulein Iustus, ich mache Ihnen einen
anderen Vorschlag. Ich habe gehört, Sie Neide sängen so reizende Duette. Gehen Sic
jetzt mit Herrn Doctor Hesfing nach dem See, rudern Sie dort im Mondschein und singen
Sic. Wir hören hier gerne zu. Oder ist das Opfer zu groß?
Lucy (Hessin« schelmisch von bei Seite ansehenb). Wollen Sie? Mir liegt nämlich gar
Nichts daran!
Hessing. Mir auch nicht!
Lucy. Also gehen wir! <»e>de nach dem Portob,)
Düren. Wenn jetzt der Mondschein nicht seine Schuldigkeit bei den Neiden thut,
dann gebe ich selbst die Hoffnung auf. Wissen Sie, Helene, wie es werden wirb? Wir
wcidcn hier ganz genau wissen, wann die Beiden sich dort den Verlobuugstuß geben!
Iustus. Nanu?
Düren. Sehr einfach! Plötzlich wird im Gesang eine längere Pause entstehen.
In diesem Augenblick, 5?err Kreisphysicus, werden Sic Schwiegervater!
In st US. Bin ich auch 'was Rechts!
Düren. Uebrigcns, Romberg, wollen Sie mit mir ciuc Partie Ecart« spielen? ich
habe lange keinen so gefährlichen Gegner gefunden.
Romberg. Mit Vergnügen, Gräfin!
Helene (die iint« TWi hold offnen!». Franz, stellen Sic den Spieltisch ini Voudoir auf!
Iustus (nach der Uhl sehend). Muß mich noch auf ein halb Stündchen empfehlen.
Will noch Einer heute das Licht der Welt erblicken!
Romberg. Natürlich arme Schluck«?
Iustus. Nichts zu beißen!
Nvmbeig (ihm ou» dem Portefeuille einen Schein gebend». Legen Sic dlls dem junge»
Menschenkind von mir in die Wiege! Das, Gräfin, gewinne ich Ihnen ja doch gleich
wieder ab!
Düren (Nnl, »b>,
Romberg (folgt ihr; in der Thül stehend, sucht er noch einen Vlick von Helene ,u eihoschen,
donn mit ärgerlichem KopfschNtteln «l),
Iustus. Komme nachher wieder und hole mein Kind ab. Adjes so lange! (<tr
geht summend In den Port.)
Im hoff (folgt ihm ewige Schritte und will nach Im« abgehen).
Helene (dorne recht»). Eduard, hast Tu einen Augenblick Zeit für mich?
Imhoff. Ich wollte eigentlich noch eine wichtige Correctur lesen und muß nachher
noch einmal fortgehen. Hat es nicht bis morgen Zeit?
Helene. Nein, ich möchte Dich gleich sprechen!
Imhoff. Bitte!
Helene. Ist die Sache zwifchen Nainwold und Romberg durch Deine Vermittelung
jetzt beigelegt?
Imhoff. Leider nicht. Dieser Nainwald ist ein unbeugsamer Starrkopf. Er hat
sich nun einmal in die Idee verrannt, baß Romberg mit diesen anonymen Briefen zu thun
hat. Der hat ihn gefordert. Ich habe mein Möglichstes gethan, es z« verhindern. Aber
diefe Hitzköpfe lassen Einem ja gar keine Zeit, Nachforschungen anzustellen. Und ich bin
ganz sicher, ließe man mir Zeit... ich würbe der Sache auf de» Grunb kommen.
Helene (ruhig). Hast Du beim bereits irgend einen Verdacht? (Der dovpeistimmige
Gesang vom See her, le!ne»f»ll» störend, beginnt und begleitet leise die folgende «ccne: vielleicht ein be»
tonnte» ernste» Duett von Schumann, Schubeil oder »rahm», leinelfoll» eine banale llomPofition.)

wer war's? ^25
Imhoff. Vorläufig nicht den geringsten. Nur Eines scheint mir ftstzustcheu: da
die Briefe thatfächlich nur an solche Personen gelangt sind, mit denen Romberg sich ver-
feindet hatte, so muß es Jemand sein — darin wirst Du mir Recht geben — der an
ihm ganz besonderen Anthcil nimmt ... der es für feine Pflicht hält, fich . . . wie soll
ich sagen ... sich gewissermaßen für ihn zu rächen. <ßr »cht umher.)
Helene mihi«, und bestimmt). Also eine Frau!
Imhoff. Eine Frau? . . lßr dreht sich nach ihr um ,>»d bleibt bann stehe«: luize Pause.)
Wie kommst Du darauf, Helene?
Helene. Eine Frau, die ihn liebt!
Imhoff (starrt «Ine» Moment vor sich hin, tonn langsam wiederholend! ... die ihn liebt?
Helene. Würdest Du nicht verstehen, daß eine Fran aus Liebe zu einem solchen
Mittel greift?
Imhoff «steht sie einen ganz kurzen Moment an, dann). Nein! Ihre Mittel sind nicht
allein unwürdig, sie sind auch unklug! Demi der Mann, für den sie diese Thorheit
begeht, würde ihr wahrscheinlich wenig Dank wissen!
Helene. Wenn er ihre Liebe nicht erwidert, gewiß! (Pause.)
Imhoff (geht wieder umher, bleibt nervo« hier und bort stehen, ersieht seine Frau wieder eine»
Moment an, dann schüttelt er heftig mit dem Kopf, al« od er die ihn destüimenden Gedanken abwehren
wollte.
Endlich bleibt er stehen). Zugegeben, Dn hättest Recht, die Schrciberin wäre eine Frau, die
ihn liebt! Versetze Dich iu ihre Lage! Rombcrg ist ein guter Schütze, er wird nicht
fallen . . . aber wenn die Fran vielleicht morgen früh hören wird, daß Rainwald auf
dem Platze geblieben ist . . . Kannst Du Dir vorstellen, wie sie weiter leben kann?
Helene. Sie kann doch auch ihr Unrecht wieder gut machen, bevor es zu spät ist?
Imhoff «bleibt stehen, fährt sich ewige Male über die Ztirne). NeVoi es zu spät ist? . .
(Teine Unruh« wächst sichtlich., lind morgen früh bereits soll das Duell sein? . . . Ich. . .
ich verstehe Dich nicht . .
Helene (langsam) ... ja ... ihr llnrecht gut machen . . . vor . . . morgen
früh.. .
Imhoff (tritt aus st« zu, feine Angst wächst immer mehr, endlich jede« Wort langsam betonend)
Vor morgen früh ... (er steht sie durchbohrend an, sie schlägt vor seinem Vlicl die Augen nieder,
plötzlich ergreift er stürmisch ihre Hand und zwingt sie gewaltsam, ihn anzusehen: lurze Pause).
Helene. Jetzt weißt Du AllesI
Imhoff (Mt ihre Hand fahren, dann hält er sich, am ganzen Körper bebend, »in nächsten Sessel
fest; «r grtift sich krampfhaft nach d«m Hälfe, um Luft zu schöpfen, endlich murmelt er bor sich hin)
Mein Gott, träume ich denn? . . . träume ich denn?
(Der Gesang wird immer leiser und verstummt allmählich ganz,)
Imhoff (rafft sich auf, er geht in höchster Erregung durch'» Zimmer, dann zur linken Thüre,
dies« halb öffnend). Franz!
Franz' (Stimme). Ezcellcnz?
Imhoff. Friedlich soll sofort anspannen! Ich fahre iwch zum Major Rainwald!
(Thüre zu; Im Zimmer umher, inglimm!« vor fich hin.) Wieder gut machen . . . wieder gut
machen! (Immer umher und vor stch hlnfprechend, als ob er sie ganz vergessen hätte.) Jetzt nur
gerecht sein . . . gerecht sein!
Helene (gefaßt). Nur einen Augenblick noch ... ich bitte Dich! Ich will mich
ja gar nicht vertheidigen, Eduard . . .
Imhoff solM auch nur einen Moment seine Vornehmheit zu verlieren). Daß Dn diese
Briefe geschrieben hast, war eine unwürdige Thorheit ... Tu hättest mehr Achtung vor
Dir selber haben sollen . . . und mehr Achtung (fchmerzlich), wenn auch nicht vor mir, so
wenigstens vor meinem Namen!
Helene. Meine größere Schuld liegt weit zurück. Ich habe ihu geliebt, Eduard,
bevor ich Deine Frau wurde . . . Das habe ich Dir verschwiegen . . . (leiser) ich habe

nie aufgehört, ihn zu lieben! (Pause., Ich wollte Dir ja Alles langst sagen, aber ich fand noch nicht den Muth dazu!
Imhoff (vornehm). Und woher hast Du heute den Muth dazu genommen? Weil sein Leben morgen auf dem Spiele steht?
Helene. Sein Leben und das Leben des Anderen! Ich hätte mit Dir gesprochen, wäre ich auch nicht durch das Duell dazu gezwungen worden! Denn heraus muhte ich ... das fühlte ich längst . . . aus dieser Unfreiheit, aus diesem ewigen Lügen! (Pause.) Die drei Jahre unserer Ehe waren ja doch nur ein gräßlicher Kampf für mich und . . . für Dich! Ja, Eduard, auch für Dich! Du fühltest, daß ich Deine treue, ehrliche Liebe nicht erwiderte, aber ... ich konnte Dir nicht mehr bieten ... ich empfand wohl in den eisten Jahren, wie zart und innig Du um meine Neigung warbst, wie Dich jeder freundliche Mick von mir glücklich machte und Dir wieder neue Hoffnung gab! . . . und dann fühlte ich auch, wie Du nach und nach erlahmtest, wie Du Dich immer mehr und mehr in Deine Wissenschaft vergrubst! . . . Eduard, Dich trifft wahrhaftig keine Schuld! Du bist mir ehrlich entgegengetreten, aber mein Jawort damals war eine Lüge! ... Ich habe mit meinem Geständniß wenigstens erreicht, daß sich die beiden Männer morgen nicht gegenüberstehen! ... Ich habe damit viel erreicht, aber . . . (vor sich I>!nsp«chendi ich habe wohl noch mehr verloren . . .
Imhoff (sieht sie kopfschüttelnd »N! kurze Pause).
Helene. Nun ist es endlich klar geworden zwischen uns, und uun wollen wir . .. ich bitte Dich, Eduard, ohne harte Anklagen auseinander gehen!
Imhoff «noch kurzer Pause». Du hast Recht, wir müssen uns trennen! Die Vliese, die Du geschrieben hast ... die trennen uns nicht . . . Das „warum" Du sie schriebst . . . Das ist es, was ein Zusammenleben zwischen uns unmöglich macht! ... da würde es auch Nichts nützen, wenn ich Dir Zeit lassen wollte, Dich noch einmal zn prüfen! Nur noch Eins, Helene: ^schmerzlich und beben« Du trennst Dich leichter von mir, als ich mich von Dir! . . . (El geht umher nach kurzer Pause, vornehm.) Die Gräfin DÜIM ist Dil eine treue, ergebene Freundin, vielleicht berathest Du Dich mit ihr über die Zukunft . . . Ihr Haus bietet Dir gewiß Schutz!
Helene (ruhig und ««faßt,. Ich danke Dir, Eduard! tele geh» langsam nach be» P«rl.)
Düren (von link»). Halt, Halt, Helene, wohin wollen Sie denn?
Helene (mühsam). Ich . . . wollte noch ein wenig gehen!
Düren «heiten. So allein? Und in die tiefe Nacht hinaus?
Helene (bedeutungsvoll). Ja, Gräfin, in die tiefe Nacht hinaus!
Düren u'ieht sie und dann Imhoff einen Moment prüfend an, bann Verständnis!» und liebevoll). Zu Zweien geht sich'I besser! (Indem sie Ihren »IM um Helenen» Nacken legt.) Stützen Sie sich nnr auf meinen Arm ... nur muthlg ... so ist's recht! («eide Park »b^
Imhoff (öffnet schnell die linke Thül), Franz, angespannt?
Franz (von iwl«,) Zu Befehl, Excellenz . . . Aber, Excellenz . . . Der Herr Major Nainwald ist selber da . . .
Imhoff «betroffen,, Der Herr Major?
Franz. Er wollte den Herrn Geheimrath durchaus uoch sprechen.
Imhoff. Lassen Sie sofort eintreten! (Fron, ab! er sieht einen Moment vor sich HI», bann setzt er kopfschüttelnd seinen Gang durch'« Zimmer fort.)
Nainwald «von link«, verbeugt sich), Excellenz, verzeihen Sie, daß ich noch zu so später Stunde störe. Ich habe zu meinem Bedauern Ihren Bcsnch verfehlt, und da ich hörte, daß Sie sich heut Abend noch ein Mal zu mir bemühen »rollten . . .
Imhoff. Ich war beauftragt, Herr Major, Ihnen im Namen meines Freundes cinc Forderung zu überbringen!
Nainwald (hoflich, ab« cait), Excellenz, dem Manne, den ich verehre, wollte ich den Weg zu mir ersparen, dem Secundantm des Herrn Baron Nomberg gewiß nicht! «zr ver. (beugt sich und will gehen,)

wer war's? 1.2?

Imhoff. Herr Major, bitte noch einen Augenblick I Ich wollte soeben zu Ihnen kommen, um Ihnen zu sagen, baß das Duell nicht stattfinden kann!

Rainwalb <ihn starr ansehend). Nicht stattfinden laim? (Ttol, und lalt.) Ich habe bis zu diesem Augenblick nicht gewußt, daß es dem Herrn Baron Romberg an Muth gebricht!

Imhoff (energisch). Bitte, Herr Mllior! . . . csl geht ein Mal durch'« Zimmer, dann starrt er »or sich hin, endlich mit festem Entschlüsse.) Ich habe Ihnen versprochen, nach dem Schreiber dieser anonymen Briefe zu forschen... Ich habe nicht lauge zu suchen brauchen ... Ich habe ihn bereits gefunden!

Rainwalb. Gefunden?

Imhoff cmit erzwungener üiuhe). In meinem eigenen Hause! Meine Frau hat diese Briefe geschrieben!

Rllinwald lhält sich MI einem Stuhl fest), Excellenz!

Imhoff. Ich bin Ihnen diese Erklärung schuldig, um Sie von Ihrem Unrecht zu überzeugen! ... Sie weiden also einschen, daß das Duell zwischen Ihnen und meinem Freunde nicht stattfinden lann! Herr Baron Romberg selbst weih noch Nichts von der Nfflirc. Ich habe mein Versprechen gehalten und Ihnen den Thäter genannt; Sie, Herr Major, werden Ihr Versprechen halten und dem Herrn Baron Abbitte leisten, für die Beleidigung, die Sie ihm zugefügt haben!

Rllinwald (verbeugt sich,.

Imhoff. Ich werde morgen die Ehre haben, Sie zu besuchen und Ihnen die Revocation zur Unterschrift vorzulegen, deren Wortlaut Herr Baron Nomberg zu bestimmen hat! ... Im Uebrigen, Herr Major, gestatte ich Ihnen, von der Mittheilung, daß meine Frau diese Briefe geschrieben hat, nach Belleben Gebrauch zu machen. Mir liegt daran, daß die Wahrheit zu Tage lommt und auch nicht der leiseste Schatten mehr auf dem Namen des unschuldig Verdächtigten ruht! Ich will nicht, daß durch Ver» schleierungen wieber Stoff zu neuen abenteuerlichen (Hellichten gegeben wird! (Mt «nergi«.) Mir liegt daran, daß die Frage llar und deutlich nicht nur von Ihnen, sondern vor der ganzen Stadt beantwortet wird: wer war's?

Rllinwald lstch aufrichtend, In edler Mlnnlichleit). Exccllenz, verzeihen Sie, wenn ich widerspreche. Ich sehe meinen Irrthum ein und bin selbswerständlich bereit, Herrn Baron Romberg jede Erklärung zu geben, die er verlangt. Aber, Herr Geheimillth, damit muß die Sache auch obgcthan sein. Welche Gründe Ihre Frau Gemahlin hatte, diese Briefe zu schreiben ... ich weiß es nicht . . . Aber wozu auch noch den Namen der Dame in die Ocffentlichlcit ziehen! Ich bürge dafür, daß die Ehre des Herrn Baron in dieser Afflire schon morgen vollständig hergestellt sein wird! Ich bürge dafür, daß auch nicht der leiseste Male! an ihm haften bleibt! Aber wozu wollen Sic, Herr Geheimrath, Ihre Frau Gemahlin compromittiren und sich selbst unglücklich machen! . . . Was Sie mir gesagt haben, Excellenz, haben Sie nur mir gesagt, darauf mein Ehrenwort! Ucber meine Lippen wird niemals ein Wort kommen, wer es war! <Nr verbeugt sich.,

Imhoff. Ich danke Ihnen für Ihre ritterliche Gesinnung, Herr Major . . . Aber an meinem Entschluß werden Sic Nichts ändern! ... Ich werde das Uebrige mit Herrn Baron Romberg berathen! lD» st« «ainwald verabschieden wm, tritt er »uf ihn ,u und reicht ihm die Hand.) Ich habe in dieser Stunde einen Ehrenmann kennen und schätzen gelernt! (Gl klingelt.)

Imhoff. Begleiten Sie dm Herrn Major hinaus uud bitten Sic dm Herrn Baron Romberg auf einen Augenblick zu mir.

lWlhrend ülllinwald fchon linl« abgegangen ist.)

Franz. Der Herr Baron promenirt im Park ganz allein. lEr folgt Rain»»».)

Imhoff (geht nach der Veranda, er beug» sich über die Nalustillbc, legt die Hand Nber die «lugen, um in der Dunlelheit besser sehen zu können, dann rust er): Alexander! <«urz« Paus«, er ruft lauter,) Alexander!

Rombergs «Stimme <w« der Nähe). Halloh! . . . Komme schon!
Imhoff (geht langsam »ach vorn).
Romberg (mit lligllitlte, von der Veranda,. Willst Du Etwas von mir? (sr dreht
sich noch einmal kurz nach dem Par! um.) Sllg' Mll, Eduard, ist Mit dll nicht eben RllMUiald
im Parl begegnet? (Höhnisch lachend). Hllhll! Der. kann sich jll gar nicht von hier trennen:
. . . (Die «lchieln ,»<lend.) Soll Wohl so 'nc Neuerung ün 6« »ieole sem, sich die Forderung
selbst vom Sccundanten abzuholen? (Verächtlich.) Pah! . . . Also angenommen für
morgen früh? . . . csr sieh» Imhoff an). Wie siehst Tu denn aus? . . . Hältst Dich ja
kaum noch auf den Beinen! ... Ja, ja, zu dickes Vlut ... Du arbeitest und hockst
zuviel ... So 'was rächt sich immer . . . mußt 'mal ausspannen! . . . (ihn n°chm»l an-
sehend., Also losgeschossen: was fehlt Dir denn?
Imhoff (sich noch dezwingend). Nichts!
Romberg. Glaube ich Dir nicht! Aber . . . (große Wollen paffend) was wolltest
Du mir denn sagen?
Imhoff (langsam). Ich wollte ... Dir fagen, das, das Duell unterbleibt!
Romberg lsieht ihn lange an, dann schroff,. Ah! Dll werde ich wohl auch noch ein
Wörtchen mitzureden haben! . . . Das nenne ich doch einigermaßen über meinen Kopf
handeln! Hat's Dich also doch im letzten Augenblick gereut, ihm meine Forderung zu
überbringen? Na . . . hiitt's eigentlich für richtiger gefunden, wenn Du mir erst Mit»
theilung davon gemacht hättest! (Ihn prüfend ansehend.) Ober hast Du Dich am Ende gar
von diesem Schwätzer übertölpeln lassen?
Imhoff. Nichts von alledem!
Romberg (schroff). Aber ich darf doch ganz ergevenst nach dem Grunde fragen?
Imhoff. Dil wirst Dich mit Rainwald auf meinen Wunsch nicht schlagen!
Romberg (ihn beunruhigt ansehend). Auf Deinen Wunsch?
Imhoff «tritt auf ihn zu). Ich wlll's Deiner Ehre und unserer Freundschaft
schuldig! . . . (ergreift seine Hand leidenschaftlich) verlaß mich nicht, Alexander, ich habe nur
noch Dich auf der Welt!
Romberg (der ihn immer »ngstuoller anstarrt, mit behender Stimme). Imhoff, was solle«
denn Deine wirren Reden bedeuten?
Imhoff (langsam,. Helene hat mil gestanden, daß sie selbst diese Briefe . . .
Romberg cwüthend auffahrend und aufstampfend,. Hat sie also doch gesprochen! (<5l
erschrickt Im Moment über seine eigenen Worte,.
Imhoff (sieht ihn an). Doch? . . . doch gesprochen? (Kurze Pause, er sieht Nomberg
immer scharfer an, er fährt sich seiner Gewohnheit gemäß mehrere Male «bei die Stirn«, dann ganz lang»
l°m sprechend.) Du wußtest also, daß sie diese Briefe geschrieben hat ... Du wußtest es
. . . Und wolltest Dich dennoch schlagen? (Er starrt ihn mit furchtbarem Auldiucl an, dann mit
erhobener Stimme., Alexander, das thnt mllll nur, wenn man eine Frau liebt! . . . Ant-
worte mir! (Sie stehen sich Äug' in »luge gegenüber.)
Romberg (der den Vlick langsam bor Imhoff senlt, schrei! plötzlich »erzweiftlt auf). Eduard
... UM Gotteswillen . . . schlag mich nieder! (Lange tiefe Pause: da» Duett, »der in
weiter Gntfernung, wird von, See wieder hörbar', fieberhaft). Ich schwör' Dl'r's, Edullld, ich allein
war schuld daran! Als sie mich bat, nie wieder zu kommen ... dll hat's mich über-
wältigt! Nur ich allem trage die Schuld, ich allein, ... ich ganz allein! (Lange Pause.,
Imhoff (eisig). Ich werde morgen früh nicht als Dein Secunbant neben Dir
stehen, aber ... ich will Dir als Dein Gegner gegenüberstehen!
Romberg (schlägt die Hände »or'ü Gesicht),
Imhoff (mit eisiger Ruhe). Bist Du bereit?
Romberg <w!ld>. Das kann ja nicht sei»! (Ihn anflthendi. Bedenke doch, Mensch,
wir Neide! . . . Einer von uns auf dem Nase»! . . Einen Ausweg hiitt's gegeben ...
den hast Du mir aber verrammelt ... ich hatte mich morgen früh fo schön als an-
ständiger Kerl aus der Welt drücken tonnen! Kein Hahn hätte danach gekräht, hätte ich

nnch von Raiwualb erschichen lassen! . . Aber was mm? . . Fehlte noch gerade, daß ich
Dir außer Deinem Glück noch Dein Leben nehme . . . Scheußlich! . . Nicht aus»
zudenken! . . Oder soll ich mich von Dir niederknallen lassen? . . . Wäre freilich lein
Kunststück! . . Aber willst Du mit dieser Last auf dem Buckel durch's ganze Leben keuchen?
. . . Donner und Doria! Soll denn Alles vergessen sein? . . All' die lange, schone
Zeit, die wir zusammen marschirt sind? . . All' die Freundschaft und Liebe, die wir beiden
Kerle doch wahrhaftig für einander gefühlt haben? . . Soll denn das Alles zertrümmert
und kurz und Nein geschlagen werden um dieser einen Stunde willen? . . Kannst mir's
glauben, Eduard, ich hob' mich Jahre lang vor dieser Stunde gefürchtet ... ich fühlte
ja, daß sie kommen mußte . . aber ich hatte nicht mehr die Willenskraft, zu gehen . . .
die war fchon langst zum Teufel! . . Wie mit so'ner wilden Nestle habe ich jahrelang mit
dieser Leidenschaft gerungen ... aus Freundschaft zu Dir! . . . Jahrelang führte ich
ja ein Leben, um das mich kein Hundsfott beneiden möchte ... aus Freundschaft zu Dir!
. . . Jetzt muß 'mal ehrlich Farbe bekannt weiden . . . manchmal beschlich mich doch so
Etloas wie Neid, so'ne Art von Bitterkeit gegen Dich . . ja, man kommt auf zu dumme
Gedanken, wenn man so allein in seinen vier Wänden haust und Niemanden hat, der
Einem den Kopf wäfcht . . . aber das waren doch mir immer Augenblicke ... die waren
ja doch vorüber, sobald ich Dich wiedersah ... Ich schwöre Dir's, Eduard, nie hat in
diesen langen vier Jahren ein Wort, ein Blick ihr verrathen ... bis vorhin! . . Sic
hatte wahrhaftig mehr Courage als ich! . . Sie bat mich, zu nehm, und in diesem ver-
fluchten Augenblick hat's mich überrumpelt ... da gingen alle guten Vorsätze in die
Brücke . . . Alles Gefühl der Freundschaft, der Pflicht ... der Liebe zu Dir ... (»»>>>
Alles . . . Alles ... auch die Vernunft blieb stumm und still .. . die hätte mir doch
sagen müssen, daß ich nie und nimmermehr auf den Trümmern Deines
Glückes mein eignes würbe aufbauen tonnen! (Hinreißend) Eduard! . . . alter
Freund ... Ich will ja Alles thun, was Du von mir verlangst ... Du follst mich
nie wiedersehen ... ich will mich ja vor Dir veitriechen, wie so'» Thier im Walde...
<!n stammendem Nngesilim) jage mich, wie'nen Bedienten aus dem Hause! . . beschimpfe mich,
schlage zu . . . mach' mit mir, was Du willst! . . .Nur verlange nicht, daß ich
Dir morgen gegenüberstehen soll!
Imhoff (tritt nach lurzer Paule auf ihn ,«, mit et«»« still!««! Vetonung al» vorhin,)
Bist Du bereit?
Romberg (!»ßt den Kopf stnlen, tonlo»). Ich . . . bin . . . bereit!
(Der Gesang vom See h«l wild letzt vernehmlich« und zwar im Gegensatz zum Anfang eine heitere
Melodie,!
Romberg trafst sich auf, dann geht er langsam nach hinten),
IustUs llommt durch den Parl und erscheint eben auf der Veranda).
Nombeig (dreht sich noch einmal nach Imhoff um, dann bebend, aber schnell), EdUllld, leb'
Wohl! (»l» er Just»« sieht, tiltt er an ihn heran, leise,) Gut, daß ich Sie trefft, IustUs!
Lassen Sie sich morgen Vormittag doch 'mal auf Tannhausen sehen ... '3 giebt dort
vielleicht mancherlei für Sie zu thun! Gute Nacht, Iustus! (Er dnictt ihm die Hand und
will schnell ab,)
IustUs (hält ihn bei der Hand fest, voll Nnergie), Halt! . . llicht V0N der Stelle! . . .
(Da sich Romberg losmachen will, packt er Ihn Immer fester,) Nee, Nlcin Lieber, los kommen Sie
mir nicht! Wie in 'nem Schraubstock halte ich Sie, bevor Sie mir nicht gesagt haben,
was das mit morgen zu bedeuten hat! . . So'n Gesicht wie Sie macht man nur, wenn
man sich drücken will auf Nimmerwiedersehen! . . . Imhoff, mir kannst Du Alles
sagen . . . ehrlich und offen ... was habt Ihr Beide mit einander vor? Paus«! mit
heizbezwingender Innigkeit,, Eduard ... rede jetzt, damit Du morgen Nichts zu bereuen hast!
Imhoff (in wildem schmerz aufschreiend). Iustus! Die Leute haben doch Recht
gehabt!
Iustus (leise und traurig), O, das ist schade!
Romberg (will sich losreißen). Leb' wohl!

Iustus (bebend). Und Du läßt ihn wirklich gehen, Imhoff? . . . (Schaudernd,)
weiht Du auch wohin?
Imhoff (In überwallendem Gefühl). Mzander!
Romberg (stürzt zu ihm, ergreift stürmlfch leine band und will sich über ste beugen),
Imhoff (entztcht Ihm w furchtbar«! «ziiegung leine Hand, er ficht Ihn nochmlll »n, dllMl mit
steinernem »«»druck). Geh! . . wir wollen uns nie mehr Wiebelsehen! cilurze Paust,)
Romberg (steht ihn verklärt »n, au» tiefstem Herzen). Eduard ... ich will geduldig
warten, bis Du mich wieder einmal rufst! (<5r eilt nach hinten »l.>
Imhoff (steht vorn an einem Tisch gelehnt, Ol» er Iustu» ficht, stürzt er ihm iu die Arme).
Ich dante Dir, mein treuer, mein einziger Freund!
Iustus (seine «ührun« belamvfenl», Unsinn! . . . Nichts zu danken! . . Habe nur
meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan!
(Nährend der Gesang U«m See her in eine übermüthlg jauchzende Weise übergeht und fortdauert, fällt schnell der »»rhan«,)

Hllustrirte Bibliographie.

Zwischen KaSPi nn» P«nt«s. Kaukasische Skizzen von Bernhard Stern. Mit Illustrationen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlllgs-Anstalt o. S. Schottlaender.

Die Kaukasusländer gehören noch immer zu den ethnographisch, culturgeschichtlich und historisch interessantesten Gebieten unseres Planeten. Sie haben wunderbare Schicksale erlebt, wie kaum irgend eine andere Gegend der Erbe: Perioden blühender Cultur und tiefer Barbarei haben hier wiederholt mit einander abgewechselt: blühende Reiche und Städte sind hier entstanden, zerstört und von neuen Gründungen abgelöst worden, die wiederum in Trümmer fielen und den Dünger für künftige Culturblüthen bildeten. Und da all« diese wechselnden Perioden der Geschichte und anscheinend jedes der hier durchgezogenen Völker Spuren zurückgelassen hat, so findet man hier eine wunderbare Mannigfaltigkeit sowohl in den lieberresten von Monumenten aller Art, wie in den Völkerschaften dieses Gebirgslanbes. In Vezug auf die Letzteren sei auf die von einer Autorität, wie Heinrich Brugsch, herrührende Versicherung hingewiesen, daß noch heute im Kaukasus, — von Dialecten abgesehen — mehr als 70 Ursprachen geredet werden! Von diesen haben sich manche nur iu wenigen Dörfern, manche mir in wenigen Familien lebendig erhalten. Im Kaulasus wandert man immerfort zwischen uralter Vergangenheit und jüngster Gegenwart. „Neben den Wohnungen des Troglodyteu" — sagt der Verfasser des Buches „Zwischen Kaspi und Ponrus" — .neben Höhlenstädten und in Felsen gehauenen Ortschaften sieht man grandiose Triimmerstätten von Prachtbauten, Canälen und Aguäducten, welche in den Zeiten der Weltmonarchicn Assyrien, Babylonien und Alt-Persicn errichtet wurden. Neben Hütten aus Erde und Lehm, neben strohbedcckten Kosalenstanitzen, neben den Filzzelten der Nomaden und den Schneehäusern der Bergbewohner ragen lllthellenische und römische Burgen, genuesische Kirchen und Capellen, mohamedanische Moscheen uno Medressen, Bauten

^

ffaboidixenn.
Au«: Veinhoib Stein, .Zwischen Ka«pi und Pontiii".
ü!«rl»g>>« Schlei, »uchbliüleiei, ülunst- und Neilllg»-Anstalt v, S, Schot tlllendei, Vle»!llu,

!>l»ph!l,l>!0,!t<!lne.
Au«: Bernhard Ltern. „Zwischen Kaopi und Pontu«",
Verlag der schief. Buchbruckerei, Kunst» u, Nerlazs-Anstalt », S, Schottlaender. Breslau,

und Festungen bei neuesten Zeit. Im Kaukasus sind die ältesten Städte, die ältesten christliche!! Gotteshäuser. Im Kaukasus gicbt e» ab« auch Städte, die kaum ein Jahr» hundert alt sind." —

Einen Streifzug durch dieses .Wunberieich" — da« unter dem Fittich des russische!! Adlers schon Manches von seiner ursprünglichen Eigenart eingebüßt hat und naturgemäß unter dem Einfluß der stetig weiter vordringenden modernen Civilisation noch mehr von seinen dem Ethnographen und Cultuihistoritcr weichvollen Eigenthümlichleiien verlieren muß, macht Bernhard Stern in dem vorliegenden Buche; und der Leser desselben wird nicht bereuen, an diesem Streifzuge sich bethciligt zu haben. In sieben Aufsätzen schildert der Verfasser die kaukasischen Trachten, die Frauen im Kaukasus, den Parsentempel Atesch Dillh. die kaukasischen Petroleumfelber, die Juden im Kaukasus, erzählt uns von der georgischen Apostelin Nina und von dem großen Alexander. —

Ischerlesse,
llu«: «üern^ord Stein, »Zwischen K»«»! »nb P»nt»»".
Verla« der Fchles, »uchbiixleie!. »uns», und Verlllgl-Anstolt »,D. Lcho!!l»«n»«r. »«»lou.

In dem Abschnitt über die kaukasischen Petroleumfelder werden uns interessante Mittheilungen über die Naphihainbustric, »oelchcr die Handelsstadt Baku ihre Nlüthe verdankt, gemacht. Die einst vxltberühmte Stadt lvar vor 50, ja, noch vor 20 Jahren öde und belnohe verlasse» und schien dem baldigen Untergang verfallen zu sein. Da trat eine plötzliche Besserung ein, und binnen »ocnigen Jahren schioang sich Baku zu einer der eisten rujsischen Handelsstädte empor. 1879 besaß sie 15600; im Jahre 1884 bereits 40000 und 1891 gegen 100 000 Einwohner! Die gewaltige EntWickelung verdankt sie lMvtsäcklich dem aus Schweden eingewanderten Ludwig Nobel, dem Bruder des Dynamit» Nobel, durch den die Gewinnung und Nafsinining von Naphtha, die bis dahin kaum der Rede werth war, einen ungcahnten Aufschwung nahm. —

Das interessante Buch, dos ein wcrthvolles Material in einer gewandten Darstellung bietet und mit hübschen Illustrationen ausgestattet ist, von denen wir einige als Probe beifügen, wirb in gewissem Sinne durch ein anderes Werl des Verfassers ergänzt, das in demselben Verlage erschienen ist: „Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ocean. Zustände und Strömungen im modernen Rußland."

Der Verfasser hat hier ein reiches, aus schwer zugänglichen älteren und neueren Quellen gesammeltes Material, das durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen ergänzt worden ist, in 10 Aufsätzen, die künstlerische, wirthschaftliche und politische Fragen be» handeln, sehr geschickt verarbeitet. Besonderes Interesse weiden gegenwärtig Aufsätze er-regen wie: „Russisch-französisch? Bündnisse und Händel", »Deutsch-russische Handelsbe-ziehungen", .Eine Hohenzollernfüistin in Kurland", „Zarenkrönuugen", „Hunger und Pest in Rußland". — 1 —

Bibliographische Notizen.

Arcti» und sei« Hof. Roman von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebr. Paetel.

Wir lauschen nickt nur dem Nestor unserer zeitgenössischen Erzähler, Rudolf von Gottschall, immer von Neuem gern, wir hören auch nicht auf, ihn immer von Neuem hoch zu schätzen. Gottschall ist ein sehr hervorragender Stilist, und von seineu ge-reiften Lebensanschauungen, seinen reichenEr-lebnissen, seinem umfassenden mannigfaltigen Wissen erklingt es so fesselnd und so anregend immer wieder aus seinen Erzählungen, daß uns schon deswegen diese Bücher werthvoll erscheinen. Nicht was er erzählt — denn ein sehr erfindungs-glücklicher Fabulist ist Uottschall nicht — sondern wie er erzählt, läßt uns ihm noch immer unter den deutsch?» Belletristen einen ersten Platz einräume«. Auch in seinem neuesten, uns vorliegenden Auckie ist die Fabel das Minderwerthigc. Es handelt sich hierbei um zwei Liebespaare, denen als Originalität höchstens nachgerühmt weiden kann, baß sie sich nicht kriegen, daß nicht Flitterwochen ihr Hoffen erfüllen, sondern der grimme Tod sie auseinaudcr-reißt. Aber das Milien, in dem diese beiden Paare sich bewegen, das bnnte Treiben in der stolzen Adria-Stabt Venedig in den Anfänaen des sechzehnten Jahr-hunderts, ist nnt seinen grellen Controste», seiner Pracht und seiner Fänlniß, meisterlich geschildert und findet in dem Hause Pietro Arelinos eine Art Centralstell«. Es klingt lmrklich oft, als hörten wir den witzigen, geistsprühenden und frivolen Aletino selbst berichten, wenn Gottschall die Personen seines Buches in der Sprache und den Anschauungen ihrer Zeit sich über Begebenheiten, über ihr Hoffen und ihr Fürchten unteihalten läßt, wie überhaupt, vielleicht sogar ohne es zu wollen, uns Gottschall in seinem Roman einen sehr geistvollen litteraturgcschicktlichen Essay über Pietro Aretino, jenen Voltaire des sechzehnten Jahrhunderts, giebt, den

Werth seiner fesselnden Dichtung hierdurch
wesentlich erhöhend. H. Iss.
Die Sünder»». Realistischer Roman von
Max Luft. München, August
Schupft.
Die moderne Litteratur hat sich ver-
schiedene Schlagworte geschaffen, d. h. sie
hat Begriffe, mit denen man langst künst-
lerisch gerechnet, in einer ganz willkürlichen
Auslegung sich zurecht gestutzt. Wie alt
z. B. in ästhetischem Sinne der Begriff
„Realismus" schou ist, Kurde sich nur be-
antworten lassen, wenn man die Geschichte
der Cultur bis zu ihren Anfängen verfolgt,
und nun, plötzlich, soll der Realismus in
der Kunst, also das Streben, die Wirklichkeit
künstlerisch zu vcrwerthen, als ein litterarischer
Fortschritt unserer Zeit betrachtet werden!
Wir können uns hier nicht vertiefen in die
Berechtigung uud Bedeutung dieser pseuoo-
revolutionäreu litterarisch'n Bewegung: nur
kurz sei erwähnt: Nicht die realistische
Richtung, sondern deren Auswüchse halten
luir für mobern!
Zum Belege hierfür macheu wir auf
das obengenannte Buch aufmerksam. Einen
„realistischen Roman" nennt es der Autor,
und dabei strotzt es von Unwirklichkcitm,
ja, die Heldin selbst können »vir sogar nur
aus der Erfahrung, daß die Perversitäten
innerhalb der Frauemmtur unbegrenzt sind,
für auch nur möglich bezeichnen. Ob sich
auf jene Thatsache, auf die erwähnten Per-
versitäten, wohl des Dichters wüthcnder
haß wider das Weib im Allgemeinen
zurückführen läßt? Und ob der Zlveck des
Buches vielleicht darin gipfelt, diesem Hasse
Ausdruck zu geben, rhu in die Erscheinung

treten zu lassen? Möglich; für die Be-
friedigung solcher Privat-Bedürfnisse halten
wir unsere Zeit entschieden für zu kostbar,
und andrerseits steht fest, daß sonst „wirt-
lich" in dem Buche nur einzelne nebensäch-
liche Episoden und (leiber!> die hier und
dort angewandte halb cynische, halb vulgäre
Ausdruckswcise sind, von der wir, nebenbei
bemerkt, eigentlich wünschten, daß sie nach
wie vor in jeder ästhetischen Bethiitigung
„unwirtlich" bliebe,

Ilm bis zu Ende gerecht zu sein, wollen
wir aber nicht unterlassen, auf das Aus-
klingen des Buches aufmerksam zu machen,
das uns des Autors Fähigkeit, auch echte
Herzenstöne anzuschlagen, in einigen turzen
Äccorden beweist. X. >^.

Des Lebens ewiger Dreillang. Von
A. von Flllstein. Berlin, Schuster
und Loeffler.

Die Erzählung von FMcins enthält die
erschütternde Beichte eines Menschen, der im
Leben Schiffbruch gelitten hat. Philipp Haller,
der als Schreiber bei einem zweifelhaften
Winkelndvocaten einer kleinen Stadt endet,
legt sie dem ehemaligen Schulgefährtc» llb,
der zu Rang und hohen Ehre» gekommen;
das Lebc,i hat die Beiden vollkommen von
einander getrennt, und geliebt hat Haller den
Iugendgefährten eigentlich nie, aber Achtung
hat er vor ihm, dem Zielbewußten, er, der zu
der großen Armee der Charakterschwachen
gehört, die trotz der größten Begabung den-
noch untergehen im Sturme des Lebens,
wenn sie vor den Kampf gestellt werden!
freilich, wenn das Schicksal sie weich bettet,
können auch sie aufwärts steigen, aber weich
gebettet hat es Philipp Haller niemals, —
im (yegentheil, nnd so ist des Schulfreunds
prophetischer Ausspruch zur traurigen Wahr-
heit geworden: „Dn bist zwar gescheidter
als wir Alle, aber ans Dir wird Nichts,
weil Du ein Lump bist." Nun, ein Lump
im landläufigen Sinne ist Philipp Haller
nicht geworden, aber wie es kam, daß er
zum elenden Schreiber des schmutzigen
Winkeladvocaten wurde, das möge Jeder
selbst nachlesen, Zeit und Mühe wird ihn
nicht verdrießen. ml.

Vergebens «nl> andere Geschichten.
Bon Mania Kniff. Eduard Moos,
Zürich, Erfurt, Leipzig.

Der Baud enthält fünfzehn Erzählungen,
in Stimmung und Inhalt vollkommen von
einander abweichend, einzelne sind ganz
skizzenhaft gehalten: die größte Novelle
„Vergebens" zeigt, daß Mania Korff mich
größeren Aufgaben gewachsen ist, und die

Art und Weise, in »oelcher sie einen oft be-
handelten Conflict löst, bekundet bei all«
weiblichen Feinfühligkeit, daß ihr Talent
männliche Kraft besitzt. ma.
Der Kaladu und Prinzessin aus der
Ifrbsc. Zwei Novelle» von Anna
Croissant-Rust. Leipzig, August
Schupp.
Anno Croissant-Rust besitzt ein starkes
Talent, von dem wir zweifellos noch werch«
volle Gaben zu erwarten hoben. Die
Dichterin beobachtet scharf sowohl die Er»
eignisse auf dem Markte des Lebens als die
Merkmale befondeiei Individualitäten, die,
aus der Tiefe erschaut, wir als Beitrage
zur Geschichte des Menschenthums schätzen
tonnen. Die Dichtcnn hat über auch den
rechten Muth ihrer Meinung: sie spricht
aus, was sie erschaut und was sie ergründet,
rückhaltslos und eindringlich, und sicher nicht
ihr Verschulden ist es, wenn nicht Lehren
hieraus geschöpft werden, die besonders dem
Reinmenschlichen zu gute lommm. In
der Wahl des Stofflichen hascht, so will
uns scheinen, die Dichterin zu viel nach
Absonderlichem; sie hat es nicht nöthig, ihre
Darstellungen intcressiren durch die lebhaften
Farben nnd die psychologische Fcinfnbligteii
ihrer Durchführung ohnehin, und schließlich
fesseln nns die Wiederholungen jener alten
Geschichten, die immerdar neu bleiben und
nns hier so ergreifend berichtet weiden, mehr,
als die Wunderlichkeiten, von denen wir,
allerdings gleichfalls in ansprechender Form,
erfahren. ^. >V.
hnnwreölen und Phantasien. Von
Max Kalbeck. Wien, Verlag der
Littcrarischcn Gesellschaft.
Eins bat uns in dem Buche zunächst
gewundert, und das ist: wie ivenig der Auwr,
der in Wiener Journalisten» Kreisen schon
jahrelang eine hervorragende Position besitzt,
im Grunde genommen zu erzählen weih!
Wie er erzählt, das ist reizend, wiyig und
geistreich, geschmackvoll und unterhaltend;
aber was er erzählt, fesselt stofflich fast
durchgängig nur durch den Gedanlenwerth,
die viel umfassende Nelesclcheit, die anregend,
interessirend, wir an ihren Früchten häufig
erkennen und durch die belebten Schilderungen,
die warme Empfindung, die uns vielleicht
niehr noch Gefallen an dem Autor, als an
seinen Gaben erweckt. Nicht gleichwerthia
sind diese; hier und dort hat der Auwr sein
Thema nicht richtig geschätzt und giebt uns
zu viel oder zu wenig, wird zu breit oder

ist zu kurz: aber eine anmuthende individuelle Lebensauffassung, gemüthvolle Weltanschauungen, die poetisch beschwingten Ausdruck finden, ist der Vorzug aller Eapitel der in ihrem Genre sehr schätzenswertben Sammlung. Vielleicht ist es aus diesem Grunde, daß uns sene Skizzen und Bilder, die aus der Jugendzeit des Dichters stammen, die Breslau, seiner Vaterstadt gelten, am gelungesten erscheinen! jedenfalls tritt uns hier Max Kalbeck am liebenswürdigsten entgegen.
^. V?.

Kindergeschichten. Von PaulVictor. Berlin, Deutsche Schiiftstellergenossenschaft.

Die Kiiidergeschichten sind wohl hauptsächlich für Nrivachsenc berechnet: einzelne darunter, wie „der Brief an den lieben Gott", belunden des Verfassers Feinfühligleit für! das Seelenleben der Kinder, aber der um»! fangreiche Band enthält auch viel Minderwerthiges, und eine engere Auswahl, welche die Spreu vom Weizen sondert, würbe dem Werte zum Vortheil gereichen. m?.

Unter fremder 3«nne. Von Paul Remei. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Die Gepflogenheiten des „papiernen Zeitalters" haben es mit sich gebracht, daß jeder einigermaßen Federgewandte, der „eine Reise thut", besonders, wenn dieselbe über Salzwasser geht, sich bemüßigt fühlt, seine Erlebnisse auch anderen — oft wenig Neugierigen — mitzutheilen und ein Buch daraus zu machen, an dem die äußere Ausstattung, das gute Papier, der schöne Druck oft das einzig Lobenswerthe ist. Man wird deshalb immer zufrieden sein, wenn sich unter dieser Art von Littcratur Etwas findet, das sich über das allgemeine Niveau voithcilhaft erhebt; ein derartiges Vuch ist das vorliegende.

Paul Remei macht eine Reise von Haniburg nach Venezuela und beschreibt uns dieselbe mit Gemiith, Laune, Humor und Gnst. Das Buch liest sich angenehm und giebt Aufschluß über noch wenig bekannte Gegenden, z. B. die Ansiedlung schwäbischer Bauern im venezolanischen Urwald, Cura^ao, Caracas, Haiti u. A. Bei des Verfassers guter Beobachtungsgabe hatten wir gewünscht, über die wenig bekannten Erdstriche mehr und Eingehenderes zu erfahren, was bei Beschränkung des gcmüthlichen Inhaltes recht gut angegangen wäre; aber wir wollen uns — da es nicht geschehen — auch mit dem Gebotenen begnügen und das hübsche Buch geni empfehlen. V. I.

Lin8e8»nzeue ülieiier. Lezpreedun^ nxen .^n»»»ni Her üeällotiun vordelmlteii.

^»»»»«lubsl», I^n<!v1«r, <ie«lmmelte Vei-lie,
I.ielerun»' 6—10. LtuttM't, ^, L. cottü'üen«
Luennlmulunß, K«:blll«el.
^»U-I^onb^iÄ, »n»o, LIu äeutü«!«!» 1u«w-
meut. 1. Die Kutur «I» Olgnnium»«, Vien,
8«lb»tvelI»L <le« Vülll^»«l».
^U» ll«l>I<I«Il 2lUl^»l». I^UU I!»Ii»N0!Illt!i'
»ebrilt, l«»?, llelt 2. 8tutt«nrt, DeuU,eue
VerIllW-Hll»t»It.
N«n<1->»', Ä«cl^»ilf, kuiiuünpiiie, lletlli>i!,v»ill un,i
l!iu2e!lnl8enune. Duteszuellun^eu Über <!»»
V>'«3«u Her k!i!l<)««i>n!« Im allgemeinen uuÄ
Uder äie zlügiiediieit Her iletHpdvzill »w
Vi5«eu»cn«llt uns inr Vernilltniü» «ur lultur-
«i^euzemlltiielluu I°ur8e!>unß im Le^onüeren,
I^einüiß, Nennnnn Nnaeile.
N«i-t»I. Dl. 1^, c>««un>ie3 Nlut uuä »wriie
Keinen. 2veite ?»!ee. Uittel un>I >Veße
llll Llullltunz Hei- I^edenzlilllst uu(! Vei-
Kutunl; v»n Knlnllnelten, I^l5H<!N« UN,I
Ueilunl; Her 2ueiierlls»u>il!eit et«. I>nv!,io-
lugi^eli e!,eml8e!>e llllilutelungen nuen ^uliuü
llen.xe!» ürnilulungülnenrleu, l»p?.!^, N«Kllr
NottvalH» Verl»«.
2«tlul»v ^»o, V»l«»I«, NriiNn I^InlN« von
Ileieliennaen), 8uuna>>lei'. Line I^nH- un,I
^Vl>IHße»en!e!,te. Ule»<!eu, Olli lie!,-«,«',',
Loill»»nn, Nivin, Der Kllmpl um 8!i»!>>'
«pe»le. Humoi-!»ti«oue« llillobenÄiÄM» >»
einem .Vete, I^elpliss, I»«in Loi-nmnn!,
8e!büt?el!^,
2«ui-»»ol», Rm!I I.uÄ»i« XIV. iu Li!<I und
^oi-t mit <». 550 ?ext!llul!ts»t!llnen, Voll-
Kiicleitllleln, »rill»!»»'«« unä >ut»ssNlp!>en.
X»eu <Ieu berl!nmle»teu ll»!eln, LIinnnuern
und 8tee!i«l-n Hllmllligel 2eit, UedertiÄzen von
0. NnrüolmII von Liebelt«!». I^l?, «—12,
I.e!n«iss, Ileinriel, senmist ^ c»rl UI!ntI,ei,
<ü«rll>«iil», Ixnli», Kovelieu. >ut»ri«ilte Hu»-
Vlue, Unerzetüt vun L, Ntte», 2 Ltiu<le.
L<!, I: üiu« III»«!»», — ^»n>ui«e »I'Vrmen»,
— Lin »eeloiien. U>!, II' »obe I^Uinple, —
Kleine Iliitll»e>. — Li» Velwnzen, Lerii«,
UleLlii«! LlunbHcd.
ll»Ul-!l«IlN«ll>N, üb«ik»«l, ?«U!SlI von,
Xllllt »!« !Iz«ti!>er?! lüue 8tu<iie, IXpliss,
Nelmllnn U»»e!le,
— tümKeLneüi'e in »einen Sonetten. Di» 8eu<!-
üebreiben »n Uellu 1.1c, vi-, 8en»umiie»,
Odellebler in IiUi!»!LüIu»t i, !I. I.eii>l!ss,
Üelllmnn üHoelie,
vnbo«, Iilllu», Dr. pdi!^ Huti Kietü»obe, I'i-
«eitei-tei-Lep»r»t HixirueK»u»(ie» Vell!!«!«>>r«
^^en«eil« vnm Virliüeuen," llle««<!eu. Kell-
mutn llenKIer» Vella^ Uulll,, Neulclel ^
senirrmewter,)
— 2vol 2e!tüe<!iente, 2ur I'wurnllz-e. üine
LpIZtel nn <IW iliinnelvelt, 55ui- ^uuenllllLe.
vle««<leu, Ileilmutli Ueniilei» Ver!»g <^uu»,
Keuiile!- ^ 8el>ii-M!e!»l«l,>
Nnti,,»«!', Nsn>li»lll, Onlei, 8e!»»u»p!el >»

<irei Xeteu, Neu Uulineu xegenlllier llnnu-
»ellpt. tl»nklult »M,, Uebl, Knäuel,
ü»«i>«It>»ot>, ^»u», >utioel>u». vlllm» in,ilui
^cten, Kempten, lo«. Ko«el'«cne Luebb.
?llIH«U», Olov»nl>I, ^, kliltelli liulNn!. 8toi i»
<!elll> Liovin« It»!I». l^Ibru IV HuppIIli!
miütÄll, lorln», üoux ri-»«»»ti Hi (!o.
?l«vt»><l, <Irl»t»v, UeWmmelte VeiKe 2, Hu»,
L»n>i I—VI. I.eli>ü!ss, 8. »Illel.

<3n«llv. ^»»», liir uu«! lI«>llo>it«. I.elv«l3, «reltlinpc K Ullrt«!.
N»u«o, ilernu»,nll. K»u»ilc»». ?r»uer8p!el in lUnl Xullü«. Vl«u, >. H»rtle!>en8 Verloz.
H»ii»te1ll, Di. ^a»1o«il von, Dl« 8oei»Ie lrlUM In sei- !>»««!«. ürveiterter Hixirueil »»« äer HI»<!«mi8cl!en Nunnzolmu 1836. t!l8t«» l'unzenÄ, I^eipliz, H!>»>IemI«<:Ker üeitooblilten Verl»«. ?reunH ^ llijgon!:«,
H«Illit,o1l», ^. voll, Vorlesungen Über tneo-retlaebe?bv8lll. U«u<lV. Vurle8un8en Über sie ele!ltrom»ßneti»el!« ^Iieurle se» 1,!e!>t8, 1Ier»u»zegei>e» von ärtuur Illinig »n<l 0»r! IlunM, «it 54 Figuren Im lext. Illluidurg, 1«up»!<1 Vo»8.
^ll«o, Vlotoi, 3tr»dleu uns Lcwlttell. (lx» r»von8 et le» omdre8.) UeHieute. In 6»« veutscn« tibertroeen von rüIseMlÄ 8ti»üHl. I^Ipllss, Lreitliups H liürtel.
Iill ü»ml>t <!«» I^bsll». Line lvriüelie XutNo-loßi«. ü»eli »lttliedeu un<l Itstnetiseneu «lrunuzlit^en «u»»mmemze8t. v.O. üelzeimer. 8tutt<z»rt, V. Xonl!i»mmer, Verluß,
^llll»>n»l!ll, H»L Ileinrieli Hein« «In ü»tlu-n»1juHo. Line Ilritisebe Zzutlie««, Lerlin, 3Ie3lr!e<! Lrund»en.
Xs.dlellbnl'U, ^»n» voll, Ul^ere. Ilunien. Dre8>ien, Ü»r! llei»8ll«r.
Xsulplll, vi. 1»». »llllll«. IteeKtubrevier lllr Heut»o!ie IHelr»uen. 52 ller>!«prU<:i!« l»u» >iem LUrLerlielien Oe«et«buel! mit ürlitute-lullten, Lerlln V,'^ ^. ^. Keine» Xerllur,
X«n»«r voll Il^rllAllll, H^lllon. ?üllll«en leben. Avelte, Anlllel, ueubelli-lxlitet« .^»l-!»««. 1, L»uä, Neütilt uuÄ I^den >!er rNanüe. «it 215 ^bnIIÄunMn im ?«t, 21 lllruenärueli- un<! 13 liollseliuitl-l'alel» von Lrn«t iievn, 1'r!t2 von Xeruer, U, von X,>»lMdl»,!n, 1), von Il»n«onnet, ^, 8eelo», ^, 8elleu.v, f", leuciüimnn, Nlol >V!nl>ler u, H,, I>«!p?.>8 uu6 Vien, Uibilogr. Institut,
X1»u«!«i-O»vo«, I.uÄvI«', ^»end. Libliselie» Llmrllliterärllm» In fllnl äeten. Lerlin, 8ioj;lr1e,I ^lnuuoeli.
Xol»Ii»>»««ll, Itoosrt, VI« U»!er Vlneen?. Iloumniüeli lernte n»>> »u<!ere Novellen. 8tuttL»rt, Kuvert 1,utl.
Xie,«, Q«»r, »er >l»r<<ni8 von I'om>»>, Iloiwlu, Kit einem llteluil,! von lo^i «»!-!>c» in I^Älbon. Uvsli», ^»!i» 8^nve,in« Ver!»^ Hetie»j;^eIl8^llHlt.
XlltUl, Dl». Vueliengcimu <ic» üllentüenen 1,ed«n8. HeiÄUüiebüli Mulmn! ^Vreäe. IV. ^IirMnss. Xo. ,22, ,23, ,21, 125. Ucrlin, «litlii-Verl»«.
I.lu»»i>l)ol>ll, De., Die Onemio im Uisslwwn lieben. <!emeinvo,^!li!,'1!i<'>,>! VnrtrilM, 2., umss<!»!'!x>!t0w un,i v>'sm^iirte >»!!»ze. Ait

21 HiiniMunßeu. U»,ni>»l^, I^n>«>iÄ Vo««.
I^orslli ?«1l», ^»genil uns 1o<i, lle,»el>te,
Lerün, l!sn«t Il»um.
m«l»t»i, ?ll«<Irl<>b, X!»r «um Vonärii! 8ee-
re!«/!!!,>nt«u u. >!»ut!8«!,e sicille». I>le»l!l>n,
l!»,I lle!»«ner.
H»v«i« Il«l»«t,u«2«i. Nivier», 3tMs»n!ileicu,
Oor»!<H, ^igeri^n un<! ?u»i». Von v,-. m^ä,
l'n. «»eü-ruw. Viert« >u!1»ge von ^8U>!'
liÄuin-elc!^. «!t 25 Kalten u, 3U ?I>ine,i.
1>iPxiß «na >Vien, LIb!i»ssl2i>bi»c!!e!! Institut.
0llll«t, <3«oi»«», vnnUtiel Heientnnm. Nom2i>.
Hlunlle »utorlzilte Ileberzetiun^ von U21
von «^iü8»'lltdui'n. Lerlin, Ilien»r>l?»eu!i!el'.
?«t«i»«Iol«i', ^»Iilllulll v^ Der el8le Honen-
no!lelnli»i8er Im V!en8t« vrer>88i«>:l!ei' un<1
ieutZeuer U1838«. ünm I<X)Knlißeu l!ebUlt!l-
t»ß« ^Villielm» I, 1^eli«iss, Li^itliopl unH
Uiilt,!!.
««llt«i, X«.i1 ^,u«ll»t ^«nll»llll, Xlini^ Nltc,
äer 2»eite, Ueulzebe» 8eu»u«i»e! in lunl
>uf«uMU. rrnnillui-t »M., lielnnoliiziHb^».
»1«utlll1, (3lu»«i>i>« u. Q»K»i Null», Xeue»
it»I!en>8en><ieut!«:!,e« u, «ieuwen!t»!!eul3oue3
iVui-telbuen. Uelei-uuL II. Ix'Iniiss, Lein-
b»l>i l^uclinltl.
8cün1t»», ^rll»t> VolliLnoenseuulen un,1 Ini-
vei^itlit« HusHelmune« Levessunß, ilit «in«!'
lüuieitunL von Dr. lÄmllä Ne^er. I^Ipli^,
U?. ?reu»^,
8«llll1«-Dr«»<Iell, ll»il lusoo^, üine neue Le-
8t»ttu»ß5Hi't. — Vei!>ei38UN88v»I! llll äie
2u!lunlt, >V'«Iel üi-,1- noeu keuei-de8t»ttunj;.
Ilerliu, Ves>«U s. Xetieusse^elwctullt?iouier.
LliulptlliVllXlNllt», X!»»»i»Q>i«i, nen»nzß«Mb.
v, ?. von Neber u, ^. L».ver5ä»rlei'. Hell !i
bi» 5, zlilnelien, VerI»ß»»i!8t»It ?. Lineli'
UMllN ,^.<5.
8l>»ui«l« i!1u»tilrt« 1V«I!«s«»LllicHlt»> mit
KeZuulici'el NerU<?>!8icl!t>8»Nl; 6er Xuilur-
sMiel'ient« uuter Uitvirliunss von ?rol. Dl.
5. vie«tel, rrnl. Kr. r. «n5lßer, ?rol. vr.
0. 15, Sebmiät »nä Dr. X. 8turmno«lel nen-
beilrdeitet unü bl8 Tur Oe8«n»»rt lort-
Mlunit v. ?rol, Dr. Otto X«emmel. DriUe.
völlig neu^«8t»Itete Huml^e. llit n»nolu
«XX> ?ext ^bk!!<!nnssen nedst vielen Xun,<I-
beilnße», lillten, I>lK»«ll u, », «°, ü»u>I IV ^
Neseuielite ses «>tlel»lter8. II. "Niei!: Von
<!en Kieu?.?.Uleu biz «nui Zeitalter <ler
Nenl»i83»ne>', In äritt<>r ^ululge b>>»rk«it>t
von ?rol. «r. U. I»e«U'l. Uit 41! 7ext-.^b>
nilliuussen u. 14 Leil»ssen u, K»rte». I.eipi!i:,
0, 8i»mer,
8t«ll^Ull, ?«U» voll. I^i^en.'übHlt. Neriin,
Veut8ci>e 8ebr!lt8te»er<!ell0l>»en8e!!»ll,
Ltern, »«n»ll»«I, >n>ier Volz?». Von Xisonuv-
Kov<;oro>! n»od X»«»u. üeisemomente. ljerlin.
8ie^irie<! ^ru»!»e!i,
Ltnclllill», Dr. ?. ^l.. L>8 au'8 I^näe >ler Velt!
.^«tronomizcl«: <?«»5»'neu. 2«eite er^init«/

Huttllß«. (ilil lalilrei^iien II!»^tr»t>»nen.)
?r»F, !?r, llivn»ü,
I«rl»1, X»il ^>»«ll»t von, VIe erlerne ioli
<!aü Ilvpnntwlren? <3e!neinver8tllu<!!!,:t> er-
illutert. ljerlin, UennlUln Krieger,
Iilllll, I'rin«>>ü»!ll I^e«, Vieuer iionmn, Uerlin,
?, 1'mutvein'üelie N»^!>>,»n!i!uuss.
Vi«!», ?rl«<lil«l» voll. ?NW!>t. I>r»»,»tl«vl.>
8tu<!le ill einem ^ul/.uze, 8»lTl>ur^, lleri,,.
Keiner.
2»lt»llürlkt, H«llt«ll», für Ne8'n>l'bt«»i!^«i!
«,'!>«lt. LeffrUnäet von 1,, <i»u!>!u. üeu«
r'ol^e Im Verein mit N, Nneunoli, II. 1»M'
nre^lit, ü, N»rc!i8, b«r»U8^>M>x>n von <3er>
!>»!'<! 8ee»»'r. I, 1»brMn« »ÄUl»? «on»i.<-
l'liitler. X«.?.».!!. I. ^»!>rß»n8 IX«:>7,
VieitelMreübelt 3. rreidnr^ i. L» ^K»>
,Ieml8c>!e Ver!l>ß8b»0l>!mu>1!ullL von ^. (.'. l!.
«obr.
Rldigir! unter veranlworilichsei! »« yeiauigebe«,
schleNsch» Vuchl>r»cke«i, Kunst» un« 0erI»g»>AnN»It ». 3. Schatllaend«, Vr«!l>».
Unb««cht!g!»r Nachdruck »»« d»m Inh»» dieser Ie!l>chrif< »n!«rs»g>, U»b»rs»!,imglrech!
lx>rb»hal«i».

>^^^Â»>^>^> ^^^^^^^^^^^^^^^^>^>^^^_Â«^^<Â»^^^^^^^^^Â»^^^^^^^^II2^IÂ«^^^
i"

>>llMMMI!!!Nsll!lll!l!l!!l!!!!l!!l!!!l!!!!!!!M!l!M!N!l!l!!!!U!l!!NUNI!!Â«!l!l!!!!!!!!!!!!!!!l!,

^M "^

,,Uin 8t3r1isro8 unä ssün8ti^Lr ^n»
8awM6Nß080t2tS8 Nlltülliono8 Littor-
^v»88er i8t nn8 niollt dßkimnt."
„vio8S8 ^N880l 18t 2N 6en do8ten
Üitt0lvvä88orn iln reonnon nnä i8t
lluoli l»1g oin8 äoi- 3!är!i8tLN ?.n do-
^uiclmon."
«LUIÄUN^II riwi'. 0. s.ILLIil!:i0II,
„Nin in 8einel 2u8llinmon8ot2nn^ eou8tunto8 ^Va88sr. I)»8 Hodormns«»
von 8onvvokyl8anrsm Naznogium, c>»8 Voinan6on8sin von Ni8on in or-
^ani8<'!wr Vsldinllun^, ^vio cla3 von I^nninm und uovvoltlloulon8au!'sm
Xlltriuin, cii« Lpnion von Lrom, Lor, ?iuor unä Gallium 8inä »Ü08
Vol2ÜFU, WSlcUO (Ü6 LollCNtNNF lÜ68i>8 Litl6IWU886I8 Von llem 1'ULrll'
nsntiiior toräorn unä 08 äsin ornkticiionäsn H,l2t omvkonlsn."
v«. O ?0U0IIN1',

,,^v6nta i8t llnssousdin im l3s8onm»o^, ^»nn nnoegonaäst ßonommsn
wsräon nnä igt oin an8n>>.um8woi89 wirlt8ams8 ^.dknnrinittol."
LlilllgH ANVI0H,!. 50VIi^^I..
Zsil'lui<8iontiF0nä 6io dsilannto Xlltni äsr nnß»ri8olien Littsr-
^va88oi'-<)uc>1ion, i^t 68 dsr mocIioini8<:!iLN ^»«nltät offondnr von 'Wioutiß-
i^oit, in anwritMvLr VVoi80 ver8ioliei't 2N 8oin, a»88 äio üxploitirnnss
6or odi^on <HnsiIsu in «inor nir tnLiavsuti3(!No Lvveccko 2nvorl»88ißkn
^?vi8S ^o«o!nodt und uiodt nnr vom eommoi^ibllon 8tan6pun^to »U8
geulllmlindt wirä. ^U8 6iß8om ttruncls 8tensn äio odi^en (Huollou nnä
ikr Zßtiiod uuwr nolior ^vi88LN8cli3,ftIi(MLl nnä t>v^ioni8c:bor ^.nfgiodt
nnä Controls.
Xärlüioli d«i »11s2 ^.potlisksrn nuä I>IiliVr»1v»8»sr-IIän<il9iu.

Preis pro Heft 2 «A., pro Quartal (3 Hefte) 6 »«,,
uro lalir ^12 ki-f»«''» 34 «^

Mai l8y?.

Inhalt.

hierzu ein Portrait: G. Planck.
Radirnng von Johann lindner in München.

»Nor!» »»!> 2ll>' erschei« »m Anfang je»» Monat» In yeflen inl! j» «tner llunftbeiiag».
prei» pr, «voortal <l y«s!«> » Mail.
All» Vuchhanolungen und p«st»»st»It»n n»!,m«n i»l>erz«ll Veftellungen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Sord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Vorn und Süd" Vreslau.
siebenhufenerstr. ^<, <3, ^5.

/. ^<
^Â«4
5!/,k5ixckikX^s!Â«u^5,3sH!lv Z^Ã¤,,",!^!^?Â«!/'^.'!^!,

!ord unÃ¶ ^-!
Eine deutsche Monatsschrift.
t)ci,>ius^ . aclv,!
!'Â°N
f>aul Tind.,
I.XXXl Aand. -' ^,ai <8i>7, â€" Heft 2^'

H^^s
^> r c ?! .1 l>
r. --. v ^,'!>Â«!!^!'nder.

Aord und öüd.

Eine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben

VON

Laut tindau.

I.XXXI. Vand. — Mai ^89?. — Heft 2H2.

<Mi! einem poitloi! in 8adi>-ung: G, Planck)

VreFlau

^chlesische Vuchdiuckeiei, Kunst» und veilag5>Ansta!t

v. 3. 3chottlaendei.

Der kluge öcheikh.

Ein Sittenbild aus Nordafrika,

von

Ludwig McobowM.

— Veilin. —

scheikh Hamed war seit einigen Tagen sehr mißgestimmt. Das Kußkussuh, das seine alte Mutter Nlscha so trefflich zuzubereiten verstand, hatte er nur zur Hälfte aufgegessen, obschon die Für-sorge der Alten es so stark gepfeffert hatte, daß es ihm fast die Kehle zerschnitt. Und gestern war ihm beinahe Etwas zugestoßen, was einer schweren Sünde gleichkam. Als die Sonne hinter den mächtigen Palmen-bäumen in die Wüste gesunken war, stieg der Mueddin auf das Minaret, pflanzte die weiße Fahne auf und pries in näselndem Lobgesang den Schöpfer und Muhamed, seinen Propheten. Beinahe hätte er, der fromme Muselmann, das Gebet des Mueddin überhört, er, der Scheikh, der sick selbst rühmte, ein direkter Nachkomme des Propheten zu sein!

Seine alte Mutter war gestern mit verschobenem Turban in die Kniee gesunken und ein paar Augenblicke in dieser Haltung geblieben, wie ein Christ, ein richtiger Christ — Allah verderbe sie, dachte Hamed bei sich — weil ihr Sohn, der große und mächtige Scheikh von El Kcmtarah sich so hatte vergessen und vor lauter Schläfrigkeit das Gebet des heiligen Mueddin hatte überhören können! Was war nur mit ihm? O, sie wußte es genau! Vor zwei Monden war er aus Viskarah zurückgekehrt, aus dieser gottlosen Stadt, wo jeder Muselmann inmitten des Lärms und der Vergnügungen der Kaffeehäuser die Lehren Muhameds vergaß! Neber einen Monat war er in Viskarah geblieben, und von den sechshundert und dreiundsiebzig Francs, die er mitgenommen hatte, war nicht ein ein-ziger nach El Kantarah zurückgekehrt.

Biskarah und seine bösen Vergnügungen mußten schuld sein, daß ihr
herrlicher Sohn jetzt wieder so düster und traurig vor seinem Zelte saß
und mit Niemandem sonst sprach als mit dem jungen und tollen Ben
Mssa und den: alten Junggesellen, dem Sidi Ali el Kebir.
Was mußte El Biskarah auch für ein schrecklicher Ort sein! Der
alten Fran fiel ein, was ihr eine andere gläubige Frau über das fluch-
beladene Treiben dieser Stadt erzählt hatte! Das ewige Höllenfeuer, in
dem die Ungläubigen einst dampfen und winseln sollten, muhte sich über
die schamlose Stadt ergießen, denn sie hatte mit ihren schändlichen
Tänzerinnen den Scheith so mürrisch gemacht! Ganz Biskarah sollte voll
von diesen abscheulichen Mädchen sein, und in jedem Kaffeehaufe sollten sie
in sinnberückender Anmuth tanzen, schön wie die Huris in: seligen Paradies.
Die alte Alscha senkte den Kopf. Sie ließ die braunen Töchter
ihres Stammes einzeln vor ihrem inneren Auge vorbeiwandeln, und ab
und zu nickte sie mit dem Kopf, als wenn sie eine Schöne im Geiste
freundlich begrüßt hätte. Eins stand bei ihr fest: Sie mußte ihn zu be-
wegen suchen, sich ein Weib zu nehmen. Er, der Scheith Hamed, war
schon dreißig Jahre alr, und noch nicht ein einziges Mal hatte er seiner
Mutter gesagt: „He, Täubchen, wie ist's? Willst Du nicht fragen, was
die schöne Semila kostet, oder Leila, das schlanke Mädchen mit den runden
Augenbrauen?"
Eben senkte sich die Sonne hinter die weiße Moschee, daß das
kugelige Minaret in rothein Feuerschein erglühte. Am dunkelnden Himmel
hoben sich die Orangenbäume fcharfgezackt ab, so daß die strengen Linien
der Aeste stark hervortraten; das tiefe Grün der Olivenbäume schien fast
fchwarz, und ihre Stämme glitzerten wie Bronze, während die letzte Gluth
der sinkenden Sonne an ihnen hinabglitt. Ein Roß wieherte von einem
nahen Zelte her, und ein paar Hunde bellten durch die Dämmerung.
Aber selbst als ein paar Kameele heiser kreischten, störte das den
Scheith nicht in seiner Ruhe. Erst als sich eine Hand leise auf seine
rechte Schulter legte, wandte er das Gesicht um, das er eben den: tief-
rothen Glanz der Abendwolken zugekehrt hatte. Er erkannte das gebräunte
welke Gesicht seiner Mutter, und einen Augenblick glitt ein sanfter Zug
über sein verfinstertes Gesicht.
„Mn, was ist's, Alscha!" Hub er an.
„Allah segne Dich, Scheith." Sie machte eine Pause und suchte
u«ch Worten. Wie selten kam es vor, daß sie ihn zuerst ansprach, denn
es ziemte sich nicht für ein Weib, dein Herrn und Scheikh mit einen:
Anliegen zu nahen, sondern zu warten, bis er sich zu den: demüthig da-
stehenden Weibe herabließ. Und so stand sie und suchte nach Worten.
Da fiel ihr eine List ein, und in lebhafterem Tone fuhr sie fort:
„Achmed hat schon wieder drei Töpfe zerschlagen."
„Was? Der Hund? Drei Töpfe?" Zornig funkelten die Augen des

Scheiths, denn seine Habsucht berechnete sofort den Schaden mit ein und einem halben Franc. „Gieb ihm die Peitsche, dem Hundesohn!" Und er ballte die rechte Faust, als wollte er selbst den armen Negersklaven züchtigen.

„Scheikh, ich werde alt und schwach. Ich kann's nicht mehr. Nimm Dir eine Frau, eine junge schlanke Frau!"

Jetzt war's heraus, und die Alte wich einen Schritt nach dem Zelte zu zurück, ganz erschreckt über ihre eigene Kühnheit und um dem drohenden Jähzorn ihres Sohnes auszuweichen.

Aber seltsam! Er fuhr nicht auf; er packte sie nicht bei den Schultern und warf sie nicht in das Zelt zurück, sondern zu ihrem maßlosen Erstaunen drehte er den Kopf von ihr weg und starrte wieder vor sich hin über die weihe glänzende Moschee hinweg zu den Oliven- und Palmenbäumen und dann zu der grauen Wüste, die sich hinten in unendlicher Weite verlor.

Aber als sie noch immer keine Antwort erhielt, huschte sie wie ein Schatten in das Zelt zurück, äußerst zufrieden mit der ersten Wirkung ihrer Worte.

„Nimm Dir eine Frau, eine junge schlanke Frau!" Diese Worte gingen ihm nicht aus den Ohren, und imnier mehr versank er in süßes Nichtsthun und in Träumereien.

Eine junge schlanke Frau! Ein Name drängte sich stumm über die Zunge: Assaidy ... Er sprach ihn nicht aus, aber er fühlte, daß er auf seinen Lippen lag und daß ihre schlanke Gestalt sich in sein schläfriges Sinnen drängte. Wo war sie geblieben, die junge Tänzerin von Biskarah, die ihn vom ersten Tage seiner Ankunft an gefesselt hielt wie ein junges stürmisches Roß an der wallenden Mahne? Ein Fluch entrang sich seiner Brust. O, hätte er sie jetzt in seinen Händen, er hätte sie erdrosselt mit einem frommen Gebet auf den Lippen, weil sie eines Tages mit einem Franzosen auf und davon gegangen war! Und doch, wie schön waren ihre Gazellenaugen! Wie konnte sie tanzen, die junge Assaldn vom Stamme der Ulad-NaN! Kein Muskel an ihrem schmalen Körper ruhte dann, es flogen an ihr die Gewänder und die bebenden Glieder, nur das braune, ovale Gesicht blieb unbeweglich, und die tiefliegenden Augen schauten starr und stumm. Wie war er an dem ersten Tage, an dem er sie tanzen gesehn, aufgesprungen und hatte ihr ein Zehnfrancsstück an die Stirn gepreßt, wo es einen Augenblick haften blieb, um dann von ihrer braunen Hand aufgefangen zu werden. Auge in Auge standen sie sich da gegenüber, und heiß flog sein Athem um ihre Wange. Als sie sich völlig erschöpft auf die Strohmatte des Fußbodens hinfallen ließ, hatte er keinen Blick von ihr gewandt und nicht gehört, wie ein alter Schriftgelehrter von dem großen und berühmten Sidi Abd-el-Kader zu erzählen anfing und es still wurde im ganzen Kreis. Und als dieser endlose Bericht den NaNijah-

Mädchen zu langweilig wurde und sie aus dem Kaffeehaus stürzten, um
in das zweite zu laufen, da war er ihnen fast taumelnd gefolgt. Dort
hatte er zum ersten Mal den gottverfl . . . Wein genossen, und keiner
seiner Blicke glitt ab von den blitzenden Goldketten der leichtfüßigsten der
ganzen Tänzerinnenschaar, der lustigen Assaidv. Ueber einen Monat lang
war er in Biskarah geblieben, und als das letzte Goldstück gewechselt war,
war sie verschwunden, und er zog mit dem Morgengrauen nach El Kan-
tarcch zurück, um nicht dem Spott der klügeren Kabylen EI Biskarahs
anheimzufallen.
Eine Frau fehlte ihn», braun und schlank wie Assaldy. Er fühlte es,
seine Mutter hatte Recht.
„He, Alscha!" rief er halblaut in das Zelt hinein und hockte sich
wieder mit gleichmüthigem Gesicht hin. Die Dämmerung hatte zugenommen,
und ein leiser Wind strich durch die Palmenbäume und streute würzige
Düfte in die Abendluft. Die Blätter der dunklen Oliven erschienen jetzt
tiefschwarz, und durch die federartigen schmalen Palmenzweige leuchtete das
letzte schwache Abendroth.
Die Alte schlich sich zaghaft aus dem Zelt, in der bangen Erwartung,
jetzt den Zornesausbruch ihres Sohnes ertragen zu müssen. Schweigend
stand sie am Eingange und wartete mit gesenktem Kopfe auf die ersten
Worte des Scheikhs. Dieser schwieg, um seine Worte möglichst unbefangen
und gleichgiltig erscheinen zu lassen. Endlich nach längerer Pause Hub er
mit leiser Stimme an:
„Allah hat Dich hellte mit Klugheit gesegnet. Weißt Du, wen ich
zur Frau nehmen soll?"
Ein maßloses Erstaunen zog über die verwitterten Züge der Alten,
und ihre Hände strichen erregt über ihre zerlumpte Kleidung. Aber sie
wußte, daß sie nicht mit der Antwort zögern durfte, wenn sie nicht seinen
Zorn erregen wollte, und sofort fand sie einen Namen: „Fatthüme".
Als er, um seine Erregung nicht zu verrathen, von Neuem schwieg,
fuhr sie, sicher gemacht durch seine Ruhe, geschwätzig fort: „Der alte Sidi
Muftapha ist Dir gut. Und er hat vier tapfere Sühne. Sie können
mit Dir zusammen alle Tuaregs davonjagen, wenn Du ihre Schwester
Fatthüme nimmst."
Während sie so weiter schwatzte, schloß der Scheith die Augen halb,
und in seinem Geiste sah er die prächtige hohe Gestalt des jungen Kabylen-
mädchens, wie sie zum Brunnen schritt, neben sich die kleine unscheinbare
Subida, ihre liebste Freundin, mit der sie zusammen Wasser holen ging.
Was für große ernste Augen sie hatte! Wie still sie meist war, wenn
die beiden Mädchen mit anderen Frauen zusammen sahen und Kußkussuh
aßen oder süße Mandeln! Sie gefiel ihm, und bald glitt in seiner Phantasie
der Schatten der leichtfüßigen und leichtsinnigen Assaldy weit weg, um
dem Bilde der schwermüthigen Fatthüme Platz zu inachen.

Aber, sie war gewiß nicht billig! Er fragte Aischa, wieviel Rinder
er noch habe. Die Alte verstand ihn sofort, schüttelte aber bedenklich den
Kopf.
„Nun!" stieß er hervor, ärgerlich, daß sie schwieg, und runzelte die
schwarzen Augenbrauen.
„Zweihundert Francs!" sagte sie endlich und erhob sich von der Erde.
„Wa—s? Zweihundert? Fatthüme zweihundert Francs?" Die
Zahl schnitt ihn» in die Seele, denn geizig war er wie ein echter Kabuls,
der jahrelang in seinen: schmutzigen Burnus umherlief, ehe er ein paar Francs
für einen neuen hervorholte. Zweihundert Francs, das war eine ungeheure
Summe, zumal jetzt, wo er in Biskarcch sechshnndertdreiundsiebzig Francs
seines Vermögens verloren hatte. Aber hatte Sidi Mustapha, Fatthümes
Vater, nicht jüngst erst seinem lustigen Freunde Ben Alfs« Fatthüme ab-
geschlagen, als er nur 20 Francs geboten? Hatten nicht die vier Brüder
über den Spaßmacher aufgebrüllt, als er wirklich zwanzig Francs hervor-
geholt hatte?
„He, Ben Alssa," hatte Grofon, der Aelteste geschrieen, „dafür kauf'
Dir ein Kalb und heirath' es."
Zwanzig Francs war in der That wenig, aber Ben Alssa hatte
nickt mehr.
Freilich, schön war ne, so schön, daß Ben Alssa ein langes Gedicht
gemacht hatte, das er an demselben Abend zum Besten gegeben, um sein
Leid in die tiefe Abendstille auszusingen:
.Vor Liebesgiam want' ich daher;
Mein Schatten, der wankt hinterher.
Mich macht in die Sehnsucht so matt,
Die tief mich getroffen hat,
Du Kind mit den schmachtenden Augen."
Und während den, Scheith ein paar Töne dieses traurigen Liedes
einsielen, lächelte er befriedigt. Er würde nicht klagen und ein Lied singen,
wie der närrische Ben Alssa. Das hatte er nicht nöthig. Mehr als zwanzig
Francs würde er schon bieten, denn er besaß mehr, viel mehr, so viel,
daß er es Memandem sagte, als nur sich allein, wenn er in seinem ein-
samen Zelte lag. Kein Laut seiner klingenden Francsstücke durfte in die
Stille hinausgehen, so eifersüchtig bewachte er seine Krüge voll Münzen.
Aber freilich, zweihundert Francs, das war eine harte Mß. Und
dock, wenn er sie sich vorstellte, wie sie Morgens zun, Brunnen ging, wie
sie sich in den Hüften wiegte, daß das lange Gewand sich in prächtigen Falten
um den Leib schmiegte, wie ihr dunkles Auge durch die Luft starrte und
die Stirn leuchtete gleich den. Blitz in den Wolken . . . dann . . .
„Alscha!" schrie er seine Mutter an. „Geh hin zu Sidi Mustapha.
Und sage seiner alten Mutter: Der Sckeikh Hamed will Fatthüme zum

Weibe. Und biet' ihm hundertundfünfundzwllnzig Francs. Und geh hinauf bis zweihundert Francs. Aber Du weißt, Alscha, immer wenig, immer ganz wenig. Sagt sie: ‚Noch zehn Francs'/ so leg fünf hinzu! Hörst Du, nur immer fünf!"

II,

Es dunkelte schon stark, als sich Scheith Hamed trage erhob, um seine beiden Freunde aufzusuchen. Warum sollte er auch heute von seiner Gewohnheit abweichen, heute gerade, wo er ihnen den wichtigen Entschluß, ein Weib zu nehmen, mitzutheilen hatte! Waren sie nicht die beiden Einzigen, denen er sein Herzeleid um Assaldv anvertraut, die Einzigen, denen gegenüber sich die ganze Gluth seines heißen Blutes offenbart hatte? Als er nach der Heimkehr aus der verruchten Stadt seine Wuth in maßlosen Schimpfworten ausgelassen, hatte ihn nicht Ben Alssa, der Junge, kräftig unterstützt und der alte Sidi el Kebir bedächtig zustimmend mit dein Kopfe genickt?

Freilich, der Weiberhaß des Alten war komisch. Wenn er an Alis Eheepisode dachte, dann verzog sich sein braunes Gesicht ein wenig, als wollte es lächeln. Wie Ali zu seinen: Weibe gekommen, das wußte ja das ganze Dorf! Vier große Eapitel des Koran kannte er auswendig, so gelehrt war er, und er wäre ein tüchtiger Mufti geworden, wenn das unsterbliche Gesetz nicht befohlen hätte, erst dann einen Mufti anzustellen, wenn er verheirathet war. Und Jahr und Jahr hatte der gelehrte spindeldürre Mann gewartet, da er die Weiber haßte und Nichts liebte als seinen Koran und den gelehrten Commentar des heiligen Zamachscharl. Endlich aber, da seine ganze Sehnsucht doch darauf stand, ein großer und gelehrter Mufti zu werden, hatte er sich der alten Alscha anvertraut, und für sein ganzes Vermögen von sechzig Francs hatte sie ihm eine angejahrte Fran besorgt. Nun, wie hatte er damals aufgeathmet.

Hamed lachte, während er daran dachte und weiterschritt.

Jetzt mnßte Ali zum Mufti gewählt werden! Da vergrub sich der Unglückliche immer tiefer in den weisen Commentar des Zamachscharl, und Tag für Tag hoffte er, seine neue Würde zu erlangen. Endlich sollte er zum Mufti gewählt werden; in zwei Tagen sollte er ein bedeutender Mann werden, der den Koran im Kopf und Herzen trug und die klugen Gesetze des heiligen Buches ernst und bedächtig auslegen würde. Aber — Scheith Hameds Gesicht verzog sich jetzt zu einem breiten Lachen — da fiel es dein Weibe Alis ein, zun» Kadi zu laufen und auf Ehescheidung zu klagen, weil ihr Mann sie ganz und gar vernachlässige. Was gab es nun für eine Scene! Der Alte wurde zum Kadi gernfen und auf alle giftigen und boshaften Fragen seines Weibes konnte er nur trübselig dareinschauen und „Ja" sagen. Er hatte ihr Nichts zu essen gegeben, er hatte ihr keine Kleider geschenkt, er hatte sie nie geschlagen und angeschrieen, er hatte sie

kaum angesehen! Gewiß, Alles gab er zu, denn Lügen, beim Barte
Muhameds, die kamen nicht über seine geweihte, vor lauter Gebetsprüchen
schon heilige Zunge. Und so stand er am Tage vor seiner Wahl zum
Mufti wieder ohne Weib da. Das Gesetz gebot es: er konnte nicht Mufti
werden und war es nicht bis zum heutigen Tag geworden. Er hatte für
immer von den Weibern genug und haßte sie ingrimmig.
Der Scheikh fuhr aus seinem Brüten auf. Ein Esel hatte aus einem
entfernten Zelt geschrieen, und ein vielstimmiges kreischendes Echo antwortete
auf den Mißton. Hinten verschwanden die dunkelgrauen Wellenlinien der
Wüste völlig in dem schwarzen Horizont, und die Orangenbäume zu seiner
Linken regten sich kaum im Abendwind. Nur ein naher Bach rieselte
deutlich durch die Dunkelheit mit geschwätzigen! Gefäll, und ein paar
Nachtigallen sangen selige Töne aus den dunklen Oliuenkronen. Ueber die
Fächer der Palmen floß das erste fahle Mondlicht und tropfte durch die
breitgeüffneten Blattfedern hindurch, um sich im trüben Bache zu spiegeln.
Da schlug der leise, melancholische Klang einer maurischen Quitzra
(Guitarre) an sein Ohr. Nun war er an das Ende des Dorfes angelangt,
und drüben unter der letzten Palme sah er schon das Zelt Ben Alssas.
Der Scheikh zog die Augenbrauen halb hernieder, um die immer tiefer
sinkende Dunkelheit zu durchspähen, und seine scharfen Augen erkannten
bald die beiden Gestalten, die vor dem Zelte hockten. Ohne seine Schntte zu
beschleunigen, näherte er sich ihnen, indeß die einförmigen Töne der Quitzra
immer lauter durch die Stille klangen.
„Allah behüte Euch!" rief er ihnen zu und setzte sich auf die breite
Rasenbank vor dem Zelt.
„Der Prophet segne Dich!" klang die zitternde, leise Stimme des
Alten zurück, indeß Ben Aissa nur nickte und fortfuhr, zu den traurigen
Tönen seiner Guitarre zu summen. Endlich hotte er mit einem scharfen
Klang auf und hob den Kopf. Ein volles Lachen lag auf seinen jungen
Zügen, und als er jetzt zum Himmel aufsah, glitt das bleiche Mondlicht
kühl und gespenstisch über die schmalen und fast kindlichen Züge.
„Paß auf, Scheikh, ich habe heut ein neues Lied gemacht!" -^
„Ah!" entschlüpfte es dein Alten, und er sah Ben Aissa an, um auf
seinem offenen Gesicht zu lesen, welcher Art seine neue Improvisation sein
würde. Er hatte immer Angst, wenn Ben Aissa ihn mit seiner kurzen
schrecklichen „Liebesehe" aufzog. Zlber als dieser den Kopf ein wenig hin-
und herwiegte, gleichsam als ob er sich ans seinen Text besinnen wollte und
ein paar Töne lustig und schnell anschlug, erkannte er zu seiner Beruhigung,
daß es ein friedliches Gedicht sein mußte, ohne grausame Anspielungen.
Und das war doch gut! Wie oft hatte Ben Aissa durch ein paar lose
Verse den Zorn manches reichen Kabnlen erweckt, und wenn er noch dazu
einmal den jähzornigen Scheikh reizte, dann war der arme Teufel, der keine
Verwandte hatte, kaum noch seines Lebens sicher, und Niemand war da.

der ihn rächen würde. Er hatte ihn zwar gern trotz seiner losen Streiche,
aber was konnte er für ihn thun, wenn ihm der Scheikh zürnte?
Die Quitzra klang jetzt in vollen rhythmischen Tönen, und langsam,
mit starker Betonung sang Ben Aissa halblaut durch die Nacht, indem er
ab und zu den Oberkörper nach vorn beugte, gleichsam, als wollte er damit
einen Vers oder einen Ton nachdrücklich hervorheben:
«Geh weg, Assllidy, Du falsches Weib.
Bring Datteln nicht und braune Feigen an.
Denn jetzt ist Fastenmonat Ramadan
Wieg nicht so zitternd Deinen schlanken Leib,
Und wag' es nicht, mit Mandeln mir zu nahn,
Denn jetzt ist Fastenmonat Ramadan.
„Was, Du willst fort, Assaidt,?« . . . O bleib' . . .
Biet' mir nur Deine rothcn Lippen an,
So brech ich, Allah, gern den Ramadan! —
Mit ein vaar kräftigen Tönen schloß Ben Wssa das Lied, lachte laut
auf und bog den Oberkörper nach vorn, um die Wirkung seines Liedes auf
den Scheikh zu erkunden. Er konnte nicht sehen, daß Ali ängstlich das
Gesicht des Scheikhs musterte und daß dieser die Stirn gerunzelt, weil der
Sänger keck an seine schmerzlichste Wunde gerührt hatte. Aber zu stolz,
um den: armen Teufel einen Vorwurf zu machen, schwieg er, obschon er
fühlte, daß Ben Aissa auf eine Antwort wartete. Es wurde still im
Kreise, und nur der ängstliche Ali, der vergebens nach einer Koranstelle
suchte, um die Aufmerksamkeit der Beiden abzulenken, fing an zu hüsteln.
Der Mond war indeß voll aufgegangen, und die weite Wüste lag iu
hellein Grau vor ihren Blicken da. Der Wind war fast still, und kaum
regte sich ein Blatt in den Palmenkronen über ihren Häuptern. Durch
die klare ruhige Luft drang scharf der tiefe Schrei aufgeweckter Kmueele
und wurde von einem Chor blökender Schafe und heulender Hunde fast
endlos fortgesetzt.
Endlich brach Ben ZN'ssa das Schweigen.
„Nun, Scheikh, ist die süße Assai'dv, denn in Deinem Herzen schon
todt? Du thust, als ging Dich mein Lied Nichts an."
„Assaldy?" fragte der Scheikh mit gedehnter Stimme und so ruhig,
als spräche er den Namen zum ersten Male aus. „Was geht sie mich an?
Was Allah will, geschieht und muß geschehen. Was kann ich dagegen
thun?"
„Recht so!" bestätigte Ali und fügte salbungsvoll den Spruch aus dem
Koran hinzu: „Gott ist Herr über Ost und West, und wohin Ihr Euch
wendet, da ist Gottes Auge, denn Gott ist allgegenwärtig und allwissend."
„Und noch vorgestern hast Du mit den Zähnen geknirscht und gesagt.

daß Du sie haben wolltest, um sie zu zerschneiden, Stück für Stück!" warf Ben Aissa lachend und erstaunt ein.
Der Scheikh wiegte den Kopf ein paar Mal nach vorn, als betete er, wie es fromme Moslems zu thun pflegten. Endlich sagte er und beobachtete die verblüfften Mienen der Neiden genau:
„Assai'dy ist bei mir so vergessen wie Fatthüme bei Dir, Ben Aissa!"
Der junge Mann fuhr auf, aber der Name, den er eben gehört, verschloß ihm den Mund, der sich schon zu einer zornigen Antwort geöffnet hatte. Nur sein Herz pochte so heftig, daß er es zu, hören vermeinte.
„Nicht wahr, Ben Aissa, Du hast sie doch ganz vergessen? Und das ist gut! Man muß solche Mädchen vergessen, wenn es auch in den Eingeweiden brennt und rast. Assaion ist bei mir längst vergessen, denn ich habe einen — Ersatz!"
„Was?" klang es durch die Nacht. Ben Aissa bog seinen Kopf dem Haupt des Scheiths zu, um ihm in's Gesicht zu sehen, indeß der alte Ali erschrocken an sein erstes und einziges Weib dachte und sich trübe den Bart strich.
Langsam, mit scharfer Betonung, ein leises Lächeln in den Mundwinkeln, fuhr Scheikh Hamed fort:
„Ja, ich will heirathen!"
Einen Augenblick herrschte Todtenstille. Auch die Thiere im Dorfe waren verstummt, so daß die drei Männer in der Stille der Nacht ihre eigenen Athemzüge hören konnten.
Ben Aissa lachte jetzt laut auf, und auch der Alte wiegte den greisen Kopf hin und her, wobei der Turban sich ein wenig nach links verschob.
„Aber Scheikh," rief Ben Aissa aus, „weißt Du nicht, daß die Frauen uns den Weg zur Hölle zeigen? Hast Du das nicht selbst oft genug gesagt?"
„O tiefe Wahrheit!" murmelte Ali.
„Nein!" wehrte Hamed ab und sah ihn ruhig an. „Es giebt gute und schlechte Kameele, und es giebt gute und schlechte Frauen!"
„Aber Scheikh," wiederholte Ben Aissa, „wird sie sich nicht mit der alten Mutter prügeln?"
„Hm," antwortete er gelassen, „ist ein junges Füllen tückisch, bekommt es die Peitsche."
„Scheikh," fing er von Neuem an, „giebst Du Dein Herz einem Weibe, wird es darauf herumtreten, sagt ein Weiser!"
Ali nickte wiederum lebhaft.
„Geh, Ben Aissa," rief ihm lachend Scheikh Hamed zu, „das heilige Buch sagt: ‚Wenn die Frauen Euch erzürnen, gebet Verweise, sperret sie in ihre Gemächer ein und züchtigt sie^."
Da ermannte sich der alte Sidi Ali el Kebir und murmelte fast traurig:

„Nun wirst Du nicht mehr Abends zu uns Beiden kommen. Wer ein junges Weib im Zelt hat, der bleibt des Abends daheim!"
Ben Aissa fing von Neuem zu lachen an. „Ei, woher weißt Du das? Doch nur vom Hörensagen!"
Ali verstand diese Anspielung wohl, aber er war dem jungen lustigen Ben Alfs« zu freundlich gesinnt, als daß er ihm zürnen konnte. Mit einen, Weisheitsspruch that er ihn ab:
„Wer einen weißen Bart zaust, der wird im Jenseits von seinen eigenen Kindern gezüchtigt!"
Ben Alfs« hörte nicht auf das Gemurmel des Alten, denn aufgestachelt durch die überraschende Neuigkeit Hameds, regte sich seine Neugier geschäftig, und so fragte er:
„Hast Du denn schon gewählt? Hat Deine Mutter schon mit ihrer Mutter gesprochen?" — Er stützte das Kinn in die rechte Hand, indeß sein Ellenbogen auf dem rechten Knie ruhte.
„Gewählt habe ich fchon! Und morgen geht Alscha zu ihr!" klang die ruhige Antwort des Scheiths zurück.
Er wollte nicht den Namen sofort sagen. Unbewußte Scheu und stille Schadenfreude verschlossen ihm noch den Mund.
„Ist sie schön?"
„Wie eine Huri!"
„Schlank?"
„Wie die Palmen von El-Äghuat!"
„Augen?"
„Wie junge Gazellen; ihre Blicke versengen die Eingeweide!"
„Kennen wir sie? Ist sie aus El Kantarah?"
„Gewiß, Ihr kennt sie gut. Du sagst sogar . . . sehr gut!"
„Fatthüme?" schrie es laut durch die Nacht. Mit einem Ruck fuhr Ben Aissa auf und griff nach dem Dolch in seinem Gürtel.
Der Scheikh hob langsam den Kopf empor und sah ihn: ruhig in's Auge. Der Bursche würde es doch wohl nicht wagen, den Scheikh anzu-greifen, der ihn um Haupteslänge überragte!
Schlaff ließ Ben Aissa die Rechte sinken, und als der Alte, erschreckt über die Heftigkeit Ben Alssas, ihn auf die Nasenbank niederziehen wollte, folgte er kraftlos der zitternden, schwachen Hand und setzte sich still zu Boden, als sei Nichts geschehen. Scharf durchstießen die Blicke des Scheiths die monderhellte Dunkelheit, aber das Gesicht des jungen Kabylen lag tief im Schatten der hohen Palmenfächer, und die Linien seines Burnusses lagen unbeweglich da, als trüge ihn eine unbewegte Brust.
Mit berechneter Langsamkeit erhob sich der Scheikh.
„Bringt den Abend gilt zu, Ihr Beide!" rief er ihnen zu, und der grausame Hohn dieser Worte fiel wie Gifttropfen in das zuckende Herz Ben Alssa5.

„Vleib' in Allahs Hut!" klang die dünne, spärliche Stimme des alten
Ali als Antwort zurück.
Auch Ben Aissa wollte antworten, aber kein Laut kam über die arme
zuckende Lippe. Was sollte er sagen? Er wußte, wie es kommen würde.
Morgen würde die Mutter des Scheiths den Kaufpreis Fatthümes bestimmen,
der Scheikh würde zahlen, und in acht Tagen knatterten die Büchsen zum
Hochzeitsfeste. Er stöhnte auf. Was sollte er dazu thun? Nichts! Hatte
er Geld? Nein! Und er senkte den Kopf. Wie Allah bestimmt, ist es
gut . . .
In acht Tagen war Fatthüme die Frau des Scheikhs.

III.

Fatthüme war eben dabei, zwei große rothbraune Krüge auszuwaschen,
um sie nachher am Brunnen zu füllen. Obschon es noch früh am Morgen
war, brannte die Sonne schon schwer, und es überlief sie immer wie ein
glühender Strom, wenn sie sich bückte und mit feuchtem Sand den schlank
gerundeten Henkel sauber rieb. Kein Windhauch griff in die Feigen- und
Dattelbäume. Die Luft lag heiß und träge da und verhieß einen sengen-
den Wüstentag. Ab und zu ließ sie den Blick auf dem Eingang des Haupt-
zeltes ruhen, aus dem ihr Gatte, der Scheikh Hamed, heraustreten muhte,
denn in ihrem Nachbarzelt hatte sie schon sein Kußkussuh fertig, das er jeden
Morgen aß, und auch der tiefschwarze Kaffee dampfte schon auf glühenden
Kohlen, damit der Scheikh nicht einen Augenblick zu warten brauchte.
Einmal, als sie vergebens gelauscht hatte, ob er schon wach sei, hatte
sie die Krüge behutsam in den Sand gestellt und sich emporgerichtet mit
hoch erhobenem Kopfe. Schlaff hingen die scbmaleN braunen Hände an
dem grünen Untergewand herab, und in dem Blick, der weithin über die
Zeltreihen und weithin über die Palmen- und Feigenbäume flog, lag eine
sonderbare stille Gluth; die Lippen öffneten sich, als wollten sie zu einem
Entfernten sprechen.
Da schlugen ein paar Hunde an.
Sie fuhr zusammen und bückte sich hastig, um von Neuem feuchten
Sand in die Töpfe zu werfen.
Sie hörte Schritte eiligst über den Sand knirschen, aber mit gesenktem
Vlick arbeitete sie weiter, denn an dein festen Tritt erkannte sie einen
Mann, und wie durfte sie, die echte Moslemfrau, einen fremden Mann
anschauen? Nur wenige Schritte uon ihr entfernt hielt der Fremde an.
Sie hörte sein heftiges Athmen deutlich, und plötzlich vernahm sie die
laute Frage:
„He, Scheikh Hamed! Seid Ihr schon auf?"
Sie erkannte jetzt die Stimme. Das war Hassan, der Sklave Usseid^,
mit dem ihre Gespielin Subida verehelicht war. Sie horchte gespannt hin.

während ihre Finger mechanisch an den Wänden der Krüge auf und ab-
glitten.
Wieder rief Hassan:
„Scheikh Hamed? Seid Ihr auf? — Kommt zu meinem Herrn
Meld. Sein Weib Subida ist todt!"
Mit einem leisen Schreckenslaut ließ Fatthüme den Krug fallen, den
sie eben in der Hand gehalten, daß er hin- und herschaukelnd im Sande
liegen blieb, und hockte mit abgewandtem Gesicht am Boden hin.
Scheikh Hamed erschien mit ruhigem Gesicht vor seinem Zelte. Er
gähnte, während er fragte:
„Was, todt?"
„Allah behüte und bewahre Euch, Herr. Kommt nur hin. Ich weiß
nicht, weshalb. Sidi Meld erwartet Euch!"
Scheikh Hameds Blick traf setzt das am Boden kauernde Weib. Er
sah, wie sie zitterte, und verstand, warum. Die Todte war ja die lang-
jährige Vertraute Fatthümes gewesen! Da wurde seine Stimme ein wenig
milder, und er bot ihr den Morgengruh.
„Allah segne diesen Tag für Dich! Fatthnme!"
„Ich danke Dir, Herr!" antwortete sie leise und erhob sich. „Willst
Du nicht Kaffee trinken und Kußkussuh essen?"
„Nein, bei Meld trinke ich ihn!"
Sie sah ihm nach, und in ihrer Brust schlug es so laut, als ob sie
ahnte, warum ihre kleine, schmale Subida so plötzlich gestorben war. Hatte
sie nicht noch gestern Nachmittag mit ihr gelacht und mit ihr Mandeln ge-
gessen? Hatte sie nicht noch gestern Abend für sie einen geheimen Auftrag
ausgeführt?"
Was war mit ihr?
Sie grübelte und grübelte. Erst gestern hatten sie einander ge-
standen, daß sie sich als junge Frauen so lieb hätten wie einst als Mädchen,
da sie mit den andern zum Brunnen gingen, am Boden niederhockten und
sich Liebesgeschichten erzählten. Und Beide waren zu dem Ergebnis; ge-
kommen, daß sie erst ein Jahr lang ihren Männern gehörten und in dieser
Zeit fast ganz das Lachen verlernt bätten! Und die arme kleine Subida
hatte still vor sich hingesehen und dann plötzlich gesagt: „Wie Gott will!
Es geschieht ja Nichts ohne ihn!" Und dann hatte sie aufgelacht und ein
Liedchen gesummt, das sie, Fatthüme nur zu gut kannte. Ben Alssa hatte
es früher an manchem Mend in El Kantarah gesungen, früher als er noch
der Freund des Scheikhs war und noch in El Kantarah wohnte . . ,
Ihre Gedanken verirrten sich. Lässig lag die Hand in ihren« Schoß,
und aus dem Gewirr der Empfindungen, die ne durchströmten, löste sick,
die eine stumme Frage: „Wird er heute da sein?"
Vergessen war die todte Snbida, das ganze weite Dorf. Sie sab
nur den Brunnen, in dessen Schatten Ben Alssa kauerte und ihrer harrte.

Ein Zittern durchlief ihren Körper, und helle Schweißtropfen traten
auf die Stirne. Da sah sie weit hinten den Scheikh zurückkehren, in
eifrigem Gespräch mit Sidi Ali el Kebir. Sie fühlte den Drang, ihm
entgegenzueilen und ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß Subida todt und
warum sie so plötzlich gestorben, aber ihre Glieder waren wie an dem Boden
geheftet, ihre Sinne so verstört, daß sie den Gruß, den ihr der greise Ali
bot, nur mit scheuem Kopfnicken erwiderte und kaum hörbar Etwas murmelte.
Jetzt standen die beiden Männer dicht vor ihr, aber unterwürfig, wie
sie es von Kindheit an gewöhnt war, hielt sie den Kopf gesenkt und wartete
auf ein gnädiges Wort ihres Herrn.
„Meld traf gut. Mitten in's Herz," sagte der Scheikh mit tiefer
Stimme. „Möge jeder Moslem seine Ehre so rächen, wie es Meid that."
„Allah allein ist der Herr; er macht, was er will!" hüstelte der Alte
und trat mit dem Scheikh in das Hauptzelt, durch dessen offene Eingangs-
spalte das volle heiße Sonnenlicht strömte.
Wie erstarrt kauerte Fatthüme am Boden. Aus der beengten Brust
stieß pfeifender Athem. Meld hatte Subida getödtetü Mitten in ihr
Herz hatte er den Dolch gestoßen.
Und heute früh?
Warum heute früh?
Was hatte seine Wuth erregt? Was konnte die stille sanfte Subida
verbrochen haben? Sie grübelte in Einem fort, aber ihr tiefes Weh über-
wand ihr klares Sinnen, und so jagten sich die Gedanken in ihrem ver-
wirrten Kopf in irrer Hast, und sie saß da und stierte vor sich hin, indeß
ihr große Thränen über die gebräunten Wangen rannen.
Die Sonne war höher und höher gestiegen, und auf dem hellen Sande
lag schwere und träge Gluth. Ein leiser Wind hatte sich jetzt aufgemacht
und trug von nahen Oliven- und Granatenbäumen leise Düfte herüber;
wenn er über den Sand hinmegstrich, hob sich feiner Staub vom Boden
auf, der die Luft noch trockener und Heiher machte.
Die tiefe Stimme des Scheikhs weckte sie aus ihrem ruhelosen
Brüten.
„Also, Ali, schreib das Protokoll!" klang es aus dem Zelte. „Ich
war gerade dabei, aus dem Zelt ?u gehen. Da höre ich draußen rufen!
‚Scheikh Hamed! Seid Ihr auf? Kommt zu meinem Herrn Meid. Sein
Weib Subida ist todt!' Ich gehe hinaus. Draußen steht !Hassan, Melds
Sklave. Ich gehe mit ihm zu Meld. Meid sitzt auf einer Strohmatte,
Neben ihm liegt Subida todt. Ich sage: .Allah segne Deinen Tag!' ‚Dich
behüte Muhamed!' sagt er. ‚Hast Du Subida getödtet?' frage ich.
‚Ia!' sagt Meld, ‚ich habe sie getüdtet/ Da frage ich: ‚Warum?'
— Meld sagt: Heute früh schlafe ich nur halb, und da seh ich,
wie Subida leise aufsteht. Sie guckt mich lange an, und ich thue, als

wenn ich schlafe. Ganz still geht sie aus dem Zelt, und ich schleiche hinter-
her. Weißt Du, Herr, wohin sie ging? Zum Klckt (Kuppler) Killo, den
kein Schakal anbellt und kein Hund ansieht. Killo wartet schon vor seinem
Zelt, und Subida spricht zu ihm und streichelt seinen Bart. Ich stehe
hinter einer Dattel und sehe Alles. Endlich nickt der Ku»t — dieses
Hundeblut! — Ha', und sie lacht und geht hastig und leis zurück. Ich
gehe auch zurück. Und wie sie in's Zelt tritt, ganz behutsam und lang-
sam und sich bückt, da sieht sie Memanden. Sie schreit auf, ich packe sie
am Hals und ziehe sie ganz zu mir herein. Und wie sie am Boden liegt,
setze ich ihr den Dolch an den Hals und sage: , Subida, was «lachst Du
beim KM? Mit wem hältst Du's?' Sie röchelt und spricht kein Wort.
Saq's oder ich schneid' Dir den Hals durch!' schrei' ich und faß' den
Dolch fester. Sie beißt die Lippen zusammen und zischt: ,Nein!' Da
schnitt ich ihr den Hals durch, und den großen Dolch stieß ich ihr mitten
in die Brust! . . . Das, Scheikh, Hab' ich gethan'/ Darauf Hab' ich, der
Scheikh Hamed, gesagt: — Hast Du Alles geschrieben, Ali? Gut! Weiter
— Da habe ich, der Scheikh Hamed, gesagt: ,Du hast Recht gethan.
Meid, Allah wird Dich segnen. Du bist ein Mann, und Deine Ehre ist
rein wie frische Stutenmilch. Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!
. . . Darauf ..."

Er hielt plötzlich inne, denn vor dem Zelt hörte er ein Krachen, und
dann fiel ein Körper schwer zur Erde. Er ging hinaus, indeß Ali el
Kebir langsam die krausen arabischen Buchstaben seines Protokolls weiter
malte. Vor dein Zelte lag zwischen zerbrochenen Krügen Fatthüme lang
ausgestreckt, das Gesicht grau und blutleer. Aus den« Mchbarzelt stürzte
Ai'scha mit einem Sklaven hervor, und noch ehe der Scheikh zu der Ent-
scheidung kam, ob er sie liegen lassen oder aufheben sollte, trugen Ai'scha
und ein paar hinzugeeilte Frauen die Ohnmächtige in ihr Zelt. Als sich
die Wand hinter ihnen geschlossen und nur noch das Gemurmel einiger
alter Weiber hörbar wurde, die mit in das Zelt gegangen waren, kehrte
er nachdenklich zu Ali zurück.

„Wo habe ich aufgehört?" fragte er und ging, den Oberkörper hin-
und herwiegend, auf und ab.

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" hüstelte die heisere
Stimme des Graubarts.

Die Plilmeinweige, welche die Zelte überdachten, bogen sich im Winde,
und die schlanken Blätter raschelten wie unter- dem Griff einer festen Hand.
Durch die Eingangsöffnung wehte die schwüle Sommerluft herein und
lagerte ''ich drückend um seine Wangen.

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" murmelte er wie
mechanisch nach . . . Ihm wollte das Bild, das er eben gesehen, gar nicht aus
dein Sinn. Gewiß hatte ne gebort, was er gesprochen, vielleicht gar ge-

horcht, wie es dies erbärmliche Geschlecht der Weiber so gern that! Aber
ein Jahr lang hatte sie schon mit ihm zusammen gelebt, und nie hatte sie
sein Argwohn beim Horchen ertappt! Warum jetzt? Gewiß, sie wollte nur
wissen, warum ihre Subida, diese Tochter einer Hündin, dieses ‚Hunde-
blut', erdolcht worden war! Aber konnte sie das nicht ahnen? Legte ein
getreuer Muselmann — Allah segne seine Tage und vernichte alle Christen-
und Iudenhunde! — doch nur Hand an sein Weib, wenn sie treulos war
und zu einem andern Manne die Augen aufschlug! Warum hatte sie also
gehorcht? Warum fiel sie zu Boden?
„Nun, Scheikh," wiederholte Ali und lachte, denn er wollte einen
Witz machen, „Allah sagt zwar: ‚Am Ende der Geduld liegt das Himmel-
reich', da aber Dein Protokoll kein Himmelreich ist, möchte ich nicht, daß
Du es erst am Ende meiner Geduld zu Ende bringst."
Er lächelte still vor sich hin, obschon sein prüfendes Auge bemerkte,
daß seine witzige Bemerkung nicht die Spur eines Lächelns auf dem tief-
braunen Gesicht des Scheikhs heruorgerufeu hatte. Und so wiederholte er,
lauter, als es seine Art war, indem er den Kopf vorstreckte, die Worte:
„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!"
Wie vom Blitz getroffen, stand der Scheikh da. Ein Verdacht stieg
in ihm empor, der ihm den Athem nahm, und seine Hand griff nach dem
Dolch, der im Gürtel steckte. Aber als er den Blick des Alten verwundert
auf sich ruhen fühlte, besann er sich und zwang sein Herz zur Ruhe. Wie
weibisch, sich hinreißen zu lassen! Er athmete tief auf, als ginge mit seinem
Athemzug auch sein niederdrückender Gedanke fort.
„Melds Dolch muß heiß bleiben. Es ist noch nicht zu Ende. Noch
lebt der Versucher Subidas," fuhr er mit harter Stimme fort.
„Weiß er, wer es ist?" entgegnete achselzuckend der Alte. „Subida
hat Nichts uerrathen. Sonderbar!" Und er wunderte sich im Stillen maß-
los, daß ein Weib einmal still geschwiegen hatte.
„Hat er den KM schon gefragt?"
„Nein!"
„Er muß ihn nennen, der Hund, der Bastard. He, Achmed," rief
er mit mächtiger Stimme und wartete ein paar Augenblicke, bis die unter-
würfige Gestalt des Schwarzen vor dem Zelt erschien, „lauf zu Killo, dem
Kuät. Der Hund soll sofort herkommen, sonst reiße ich ihm die Leber aus
dein Leib und werfe sie den Schakalen zum Fratze hin."
In Eilsprüngen lief der Neger über den Sand. Stillschweigend hatte
Sidi Ali el Kebir zugehört. Ihn ging es eigentlich wenig an. Ihm siel
eine mystische Ansicht ein, die der berühmte Zamachschan über die Dschin
(Geister) ausgesprochen hatte. Und sein grüblerischer Sinn versenkte sich
in die Geheimnisse des Urgrunds der Existenz der bösen Geister und ihrer
endlichen Besiegung durch Muhamed, den heiligen, den seligen. Während
er still nachdachte, ob das Princip des Bösen vor oder gleichzeitig nach

denl Princip des Guten zur Welt gekommen mar, überhörte er ganz, wie der Scheith, der neben ihm regungslos stand, einmal wie geistesabwesend hervorzischte: „Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!"

IV.

Achmed verschwand sofort wieder, als ihm eine kurze Kopfbewegung seines Herrn zu eilen befahl, und schloß das Zelt hinter sich zu. Der hagere Killo stand an der Thür, und seine grauen Augen flogen ängstlich von dem Scheikh, der unbeweglich vor sich hinsah, zu dem greisen Ali, dessen behagliches Denken über den Ursprung des bösen Princips in der Welt noch zu keinem Ergebniß gekommen war. Killo murmelte halblaut einen Gruß, aber kein Laut antwortete ihm.

Sein Kopf verkroch sich in die schmalen Schultern, daß der spärliche weihe Bart fast bis zum Gurt seines schmutzigen Vurnus reichte. Aber so durchbohrend sein Mick einen Augenblick lang auf den Zügen der Beiden ruhte, er konnte Nichts aus ihnen lesen, denn nur zu gut wahrten sie Beide die muhamedanische Etikette; regungslos schienen ihre Gesichter, als machte jede tiefe Erregung hinter dem Antlitz Halt.

Eine Schaar von Flughühnern «lochte jetzt über das Zelt hingerudert sein, denn scharfes Flügelschlagen und ein vielstimmiges Helles „Küllü, tüllü" scholl in die Stille hinein, um sich dann mit dem Echo des Gesanges aufgescheuchter Ammern und Finken zu vermischen. Ein Edelfink schien eben auf der Spitze einer Zeltstange sich niedergelassen zu haben, denn sein Ruf erklang aus nächster Nähe.

Wieder wagte Killo den scheuen Blick langsam vom Boden zu erheben, aber ängstlich blieb er an dem Gurt des Scheikhs hängen. Er sah, wie sich plötzlich die linke Hand Hameds um den Griff des Dolches legte, der im Gürtel hing, und ein Zittern durchlief ihn, als ahnte er, was ihm bevorstand.

„Du Hund!" fuhr ihn der Scheikh jetzt mit rauher Stimme an.

Killo kroch so tief in sich zusammen, daß der Blick des Scheikhs nicht eine Linie seines verwitterten Antlitzes sehen konnte, nur die spärlichen grauen Haare, die der Turban hinten am Halse freiließ.

„Mit wem war sie zusammen?" fragte der Scheikh schneidend und mit einer Festigkeit, die den Kickt erbleichen machte.

„Ich hab's geschworen, Herr, bei Allah Hab' ich's geschworen, daß ich nicht reden will, so lange ich meine Zunge Hab'!"

„Dann reiß ich ne Dir heraus!" schrie der Scheikh. Ali sah ihn erstaunt an, und Hamed fühlte, daß in seinem Blick ein Vorwurf lag. Ali hatte Recht. Wie konnte er sich vor diesem Hunde so verrathen!

Er schwieg einige Augenblicke still und holte tief Wem. Diese

Schurken vom Schlage Killos schworen immer, ihre bösen Geheimnisse zu bewahren, und brachen die Schwüre, wenn es ihnen cm's Leben ging.
Aber er wollte, er mußte wissen, wer der Geliebte war.
„Wo hat Subida ihn zuletzt gesehen?" fragte er nach langer Pause.
Mit einein Ruck schnellte der Kopf des Alten empor, und für einen Augenblick bemerkte der Scheikh in seinen grauen Augen einen so erstaunten Ausdruck, daß er stutzig wurde. „Sollte er doch auf falscher Spur sein?" dachte Killo. Aber er wußte, daß er über kurz oder lang doch vor dem Dolche Hameds die Wahrheit gestehen mußte,, und so leitete er seine Beichte mit dünner Stimme ein:
„Subida? Nein! Warum sie Meld erstochen hat, weiß ich nicht!" . . .
„Ah!" — — — schrie der Scheikh auf. Er taumelte an einen Pfosten und lehnte sich schwerathmend zurück. Seine Ahnung hatte das Nichtige getroffen.
Natürlich, wie konnte er auch nur denken, daß die kleine, schmale, blaßgraue Subida bei einein jungen Kabylen Liebe erwecken konnte, außer bei dem armen Dssew. Sah er nicht jetzt im Geiste, wie sie als Mädchen mit Fatthüme dahinschritt, jene klein und unscheinbar, und diese hoch und herrlich, so hoch, daß der kleine Kopf Subidas an ihrer Schulter ruhen konnte! Und hatten die jnngen Krieger nicht über die so ungleichen Freundinnen gelacht? Hatte nicht Fatthüme stets den rechten Arm um Subida gelegt, gleichsam um Allen zu zeigen, daß sie ihr die Liebste war, obschon kaum ein Krieger ihrer begehrte? Hatte nicht das Lästermaul Ben Alfs«, als er die Beiden früher einmal zusammen zum Brunnen gehen sah, den Witz gemacht, sie gingen einher, wie ein großes königliches Kameel, das sein Junges zur Tränke führe? . . .
Sein Weib verriet!) ihn. Sein Weib hatte ihn uerrathen!
„Allah!" drängte es sich fast unbewußt auf seine trockene Zunge, während sein Gesicht fahl wurde wie Wüstenstaub in der Frühe.
Der Sand knirschte leise unter dem schlürfenden Schritte Killos, der sich langsam an der Wand entlang der Thürspalte zuschob, aber der Scheikh hörte es nicht, auch, nicht den Schlag des lustigen Finken, der noch immer auf dem Dache saß und sein Lied in die durchsonnte Luft hinauspsiff. Als aber die Hand des Kupplers leise den Vorhang zurückschob, der in's Freie führte, nnd plötzlich ein Heller heißer Streif goldenen Lichtes in das verdüsterte Zelt fluthete, schreckte der Scheikh aus seinem Brüten auf.
Mit einem Blick überschaute er, daß Killo sich aus dem Staube machen wollte. Ein Satz zum Eingang, ein mächtiger Griff seiner rechten Faust, und Killo lag stöhnend am Boden. Nasend vor Wuth beugte der Scheikh den Oberkörper über den Aechzenden; in seinen Augenhöhlen trat das Weiße hervor, während sein Athem schwer und heiß über das furcht-entstellte Gesicht des Alten wehte.

„Scheikh!" wimmerte er unter dem Griff der würgenden Rechten.
„Was willst Du? Bei Allah! Laß mich los. Ich sag' Dir, was Du
willst. Nur laß mich!"
„He!" höhnte Hamed grimmig und hob die Hand vom Halse des Alten,
um seinen Dolch zu packen, „erst schwörst Du bei Allah, sie nicht zu ver-
rathen. Jetzt schwörst Du bei 3lllah, es mir zu sagen! Du Hund Du!"
Und mit einem Ruck zog er den Dolch und strich, gleichsam um seine
Schärfe zu prüfen, mit der Spitze über die Stirn des Kupplers, daß aus
der geradlinigen Wunde das Blut über das entsetzte Gesicht strömte.
Da riß Ali den Ann des Scheikhs zurück.
„Pfui, ein Ku»t! Mach' Deinen Dolch nicht gemein!" rief er tadelnd
aus. Unsagbare Verachtung lag in seinen Worten. Sofort erhob sich der
Scheikh und duldete es, daß Killo vom Boden ausstand und sich mit seinem
schmutzigen Aermel das Blut aus dein Gesicht strich.
Mit geducktem Kopf schlich er von Neuen» zum Eingang.
„He! Du! mit wen» war sie zusammen?" grollte die tiefe Stimme
des Scheikhs. „Sag's, oder ich reiße Dir die Leber aus dem Leib!"
„Mit Ben Alssa!" klang die Antwort des Alten zurück, und blitz-
schnell schob er sich hinaus, um dein neuen Zornesausbruch des Scheikhs zu-
vorzukommen. In sinnloser Wuth riß dieser den Dolch aus dem Gürtel
und schleuderte ihn dein Fliehenden nach. Aber seine zittemde Hand ver-
fehlte das Ziel, das Eisen fuhr knirschend in ein Palmenrohr, daß der
blanke Stahl zitterte und schwirrte.
Da legte sich die Hand Alis langsam auf den schlaff heruntergesunkenen
Arm des Scheikhs, und sein weißer Turban drängte sich dicht vor dessen Ge-
sicht. Aber der Scheikh achtete nicht darauf. Weit in's Leere starrten seine
Augen, und nur das Ans- und Niedergehen der breiten Männerbrust ver-
riet!) die gewaltige Erregung, die ihn durchtobte. Wie von einer unsicht-
baren Macht getrieben, drängten sich wieder die Worte über seine Lippen:
„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" Und gleichsam, als ob ihn
der fremde Klang seiner Ttimme aufgeweckt hätte, fuhr er mit der Linken
über das Gesicht und schüttelte dann die Hand des Alten von seinen: Arm.
Jetzt war er wieder Herr über sicki selbst, ein großer Scheikh, ein echter
Muselmann, Mit ruhigen Schritten ging er in die eine Ecke seines Zeltes,
in der seine Waffen hingen, und prüfend glitten seine Augen über die
glänzenden Lanzenspitzen hin. Kurze, geradlinige Dolche hingen dort über
langen, mit Messing ausgeschmückten Steinschloßflinten, und dazwischen
drängten sich die Widderhörner, angefüllt mit Pulver.
Mit durchdringenden Blicken verfolgte der Alte die Bewegungen des
Scheikhs. Er wußte, daß das Leben Ben Alssas und Fatthümes kein
Durrakorn nnd keine Dattel mehr werth waren, wenn er nicht dazwischen-
trat. Und das mußte er thun, um des Scheikhs, um Ben Alssas willen
dein ganzen Stamme zu Liebe.

Pah, Fatthüme ging ihn Nichts an. Ob sie lebte, ob sie im Wüsten-
sand verendete, wie ein gestochenes Füllen, hm, das rührte ihn wenig.
Sie war nur ein Weib, und der heilige Prophet verachtete die Weiber
und jeder echte Moslem mit ihm. Aber sie stammte aus der großen und
mächtigen Familie des tapferen Sidi Mustapha, dessen Wort und Einfluß
fast so viel galten, wie die des Scheichs. Und hatte Sidi Mustapha nicht
vier Söhne, vier große starke Söhne mit blitzenden Gewehren und ragen-
den Lanzen?
War der älteste, Gorfon, nicht fast so groß und stark wie der Scheikh
selbst? Und kannten sie nicht die strengen Gebote der Blutrache so gut
wie Hamed? Der Tod Fatthnmes hätte einen ewigen Krieg beider
Familien zur Folge, der Niemanden schonte, nicht den entferntesten Ver-
wandten, nicht das kleinste Kind, nicht das geringste Schaf, das ihr
Eigenthum war. In Rauch würde das ganze weite Dorf aufgehen und
der Stamm aussterben in dein Kampfe dieser beiden Familien!
„Allah!" klang es dumpf aus dem Munde des nachdenklichen Greises.
Das mußte verhindert werden! Und Alles um eines elenden Weibes
willen! „Ach, diese Weiber! . . ."
Und er begann leise zu reden:
„Was willst Du thun, Scheikh?" —
„Wer ein treuloses Weib hat, der tüdte es!" zischte dieser zwischen
den Zähnen hervor, und mit eineni Ruck riß er ein Gewehr herab und
betrachtete den blinkenden Lauf mit gierigen Blicken.
„Fatthüme hat noch einen Vater!" wagte der Alte einzuwerfen.
„Was hat er solche Hündin zur Tochter!" schrie der Scheikh ihn an.
Unbekümmert um seinen Zorn fuhr der Alte fort:
„Und sie hat vier Brüder. Gorfon ist kühn wie Du! Büchsen tragen
weit. Ist FatthQme heute todt, ist Dein Leib morgen ein Sieb. Die
Schakale werden dann ein paar Nächte lang weniger vor Hunger heulen."
Der Scheikh starrte ihn durchdringend an. Er hatte die Warnung
verstanden. Langsam stellte er das Gewehr an die Wand und ließ das
Widderhorn fallen. Ja, Ali hatte Recht. So sehr sich sein Groll dagegen
wehrte, so sehr sein Nachegefühl danach verlangte, Fatthnmes weißen Hals
zu würgen, bis kein Laut mehr zwischen ihren Zähnen hindurchkonnte,
so sagte ihm blitzschnell sein Verstand, daß er lebendig nicht aus El
Kantarah kommen würde, wenn er Fatthüme tödtete.
In diesem Augenblick war sie gewiß weit draußen am Brunnen, und
ehe sie zurückkam oder ehe Hanred sie einholen konnte, konnte Killo — der
Schakal! — schon längst beim alten Mustapha gewesen sein. Dann waren
freilich fünf Büchsen geladen und fünf Speere geschärft, die darauf warteten,
daß er Fatthüme erstach. Konnte Killo jetzt etwas Anderes thun, als sich
in den Schutz Mustaphas begeben? Gewiß war er schon da, sagte sich
der Scheikh, und erzählte in diesem Augenblick die Geschichte seiner, des

Scheikhs, Schande. Und würde Mustapha nicht sofort zur Flinte greifen? Er hörte fchon dessen heisere tiefe Stimme: „Fatthüme ist in Gefahr. Der Scheikh ist nur noch ein Sandkorn werth. Blutrache bis in's letzte Glied!" Und wie der Blitz griffen jetzt seine vier Söhne nach den Lanzen und Gewehren, und aus der Halle Mustavhas schufen sie eine bewaffnete Festung. Vielleicht standen sie schon draußen, weit hinter den dunklen Palmenbäumen. Gewiß, sie waren schon draußen, sagte sich die unruhig tastende Phantasie des Scheikhs. Und er horchte, als hätte er nicht eine Vision, sondern als ob draußen schon ein paar Flintenschlösser knackten.

Es war jetzt seltsam still im Zelt. Der Finte oben hatte sein Schlagen eingestellt. In den Lüften schienen sich die Flughühner und Ammern nicht mehr fröhlich zu tummeln, nicht das Blöken eines einzigen Schafes drang in das ruhige Zelt, nur die Fliegen fummten vorlaut durch die Stille, und ab und zu knirschte der Sand unter den langsamen Schritten Alis.

Wie sonderbar still es war, dachte sich der Scheikh, und unwillkürlich sah er sich um. Aber sein Blick begegnete nur dem ernsten Auge des Greises und blieb an ihm hängen. Er holte tief Athem und steckte die Daumen in den Gürtel.

„Du hast Recht! Es darf nicht so sein. Aber meine Rache muß ich haben. Soll der Stamm mit Fingern nach mir zeigen, und sollen die Mädchen die Nase ziehen, wenn ich vorbeigehe?"

„Ach was!" lehnte Ali unwillig ab. „Keiner wird wagen. Dich scheel anzusehen. Und bist Du klug, Scheikh," — hier lachte er leise — „so läßt Du Fatthüme gehen und bemühst Dich, das Kaufgeld zurückzubekommen! Weiber sind Weiber. Kaufst Dir eben ein anderes!"

Gewiß, Ali sprach ganz klug. Aber Fatthüme mar eine gute und tüchtige Hausfrau. Er konnte den ganzen Tag in die Luft schauen und rauchen und Kaffee trinken. Sie war eine stille Frau, die er kaum hörte, und nahm seiner alten Mutter Aischa alle Arbeiten ab. Was konnte sie für die Alte Kuchen backen! Wenn die Tage des Ramadan zu Ende gingen, des großen Fastenmonats, den er als getreuer Muselmann gewissenhaft einhielt, da zeigte sie ihre Künste. Da gab es .Kuchen in zweiunddreißig Arten, und wenn er an den Mschelwisch dachte, der vor lauter Honig und Oel schon von Weitem duftete, und an den süßen Nuret, da regte sich in ihm der leise Wunsch, sie zu behalten und sich nicht scheiden zu lassen. Aber was half es! Die Schande war zu groß, und sein ganzer Stamm würde ihn anspeien, wenn er erfuhr, er hätte Beweise von ihrer Untreue und lebte mit ihr weiter in alter Gemeinschaft.

Und Ben Aissa! Wenn er an dessen lachendes Gesicht dachte, dann kochte es in ihm.

Dieser Spaßmacher also war es, der immer Gesichter schnitt und Abends so täuschend nie Schakale schreien konnte, damit die Hunde aus den Hütten

heruorliefen und wie toll bellten. Der Lump, der nicht einmal die erste Sure des Koran auswendig wußte und nur Verse machen konnte von früh bis spat, der sich einmal in einen Frauenburnus verkleidete und am hellen Tan den alten Schriftgelehrten Omar umarmte, so daß alle Frauen das fluchuer-gessene Weib steinigen wollten, bis sein lachendes Gesicht zum Vorschein kam. Dieser Spaßmacher — sein Nebenbuhler!

Aber er wollte klug sein, sehr klug, denn Ali hatte Recht.

„Allah! Ich werde sie würgen, bis sie keinen Laut mehr schreien kann. Dann laß' ich sie los und geb' sie frei, wenn sie bei Allah schwört, daß sie die Schuldige ist. Dann muß der alte Knauser Mustapha mir mein Kaufgeld wiedergeben!"

Seine Augen leuchteten wie im Triumph, denn nun regte sich seine Habsucht auch. Mochte sie gehen, wohin sie wollte, auch zu Ven Aissa — dieser Lump würde die Ehebrecherin gewiß nehmen —, wenn er nur seinen Kaufpreis wiedererhielt, seine zweihundert Francs, für die er sich drei oder vier Sklavinnen kaufen konnte.

Sidi Ali war sehr vergnügt über den Scheikh. Er war doch klug, und so erschöpfte sicki der Alte in Lobeserhebungen und pries Hameds Ver-schlagenheit. Aber als er den Scheikh anguckte, bemerkte er, wie dessen Augen weit offen in's Leere starrten und wie sein Gesicht von ingrimmiger Lust durchleuchtet war.

„Was hast Du?" fragte er erstaunt.

„O, ich Hab' jetzt meine Rache! Warte ab, wart' ein ganzes Jahr ab! Dann wirst Du sagen: Ich bin ein kluger Scheikh!"

Ein Zug des Triumphes glitt über sein Gesicht, indeß der Alte un-gewiß den Kopf schüttelte. Aber als würdiger Moslem verschmähte er es, neugierig zu sein, und so schwieg er . . .

Ein Jahr war vergangen, und wieder reiften die Datteln. In der Strohhütte Ben Alssas hockte Fatthüme auf einer weichen Matte. Eine leise Dämmerung wogte durch das Innere der Hütte, und nur ab und zu hüpften ein paar goldige Sonnenstrahlen durch das dichte Dach. Vor ihr dampfte auf einem kleinen Tischchen der Kaffee, und das weiße Schälchen, das neben dem ihren stand, bewies, daß Ben Wssa erst vor kurzer Zeit aufgebrochen war, um seine kleine Schafheerde auf die Weide zn führen.

Draußen war die Luft voll schwerer träger Sonne. Kein Windhauch strich durch die Lüfte und griff in die Wipfel der schlanken, kerzengeraden Oliven; das helle Grün der Granatbäume schieu von der Hitze noch Heller geworden zu sein, daß es fast grau schimmerte, und das tiefdunkle Laub der Karuba hing regungslos im schweren und schwülen Dnnst des Sommers. In den Zweigen der Feigen- und Pfirsichbäume war es still, und nur

selten klang der helle Schlag eines Finken oder eines Wiedehopfs durch den Frieden. Im Dorf« drüben selbst schien das Leben eingeschlafen zu sein. Selten zeigte sich ein Negersklave auf der Straße, der mit schweren Krügen beladen zum Brunnen ging; selten schlug ein Hund an, und das Echo, das er erweckte, war nur ein müdes Gebell, das bald erstarb.

Reglos lag Fatthnme da. Die Hände unter den Hinterkopf gelegt, starrte sie niit großen Augen in die Luft, und das stille Lächeln, das auf ihren Lippen ruhte, zeigte, daß ihr Geist glücklichen Gedanken nachging.

Und konnte sie nicht glücklich sein? Erst gestern, als eine Schaar junger Frauen und Mädchen an ihrem Zelte vorbei gegangen war, gerade als sie davor stand, hatte die Eine in Einem fort geschluchzt, weil sie ihr Mann tagaus tagein schlage; eine Andere wies mit zuckenden Lippen auf eine tiefe Wunde am Oberarm, und Niemand hatte Lust zu fragen, von wem sie herrührte, denn sie wußten Alle, daß nur ihr Herr und Gebieter der Thäter sein konnte. Und eine alte Frau hatte ruhig gelacht und gesagt: „Wie Allah es bestimmt; es war so und wird immer so sein. Wie Allah es bestimmt, so geschieht's!"

Wie glücklich war sie im Vergleich zu diesen armen Frauen! Me hatte die Faust Ben Alssas sie unsanft geschüttelt; sein Stirnrunzeln hatte ausgereicht, sie still und gefügig zu «lachen, wie die demüthige Frau eines echten Moslems es sein sollte. Wenn er Morgens aufbrach, um seine Schafheerde auf die Weide zu treiben, lehnte sie an dem Pfosten des Eingangs innerhalb der Thür, um ihm nachzuschauen und dann fromm zu beten: „Mir hat Allah einen guten und weisen Gebieter gegeben. Jedem Derwisch will ich darob die Füße küssen, und keiner soll von mir gehen unerquickt und unbelohnt!"

Und wenn die Sonne sich langsam hinten auf die Berge senkte, dann wartete sie vor dem Zelt, bis er heimkam, ohne Furcht zu haben, daß die andern Weiber sie auslachten ob ihrer verliebten Narrheit. Wohnte sie doch in der letzten Hütte des Dorfes, meist unbeobachtet von den neugierigen Äugen der spähenden Frauen, die noch immer mit Fingern auf sie wiesen, weil sie der Scheikh verstoßen.

Welch ein stilles Glück, wenn er heimkam! Lachte er nicht immer? Und fragte er nicht immer gleich: „Hat Allah heute Deinen Tag gesegnet?" Und wenn sie lautlos in's Zelt huschte, um ihm dann glückselig in's Gesicht zu sehen, dann lachte er wieder, daß die weißen Zähne hervorguckten, und sie bekam dann nur mühsam die Frage heraus: „Willst Du Kußkussul, essen? Oder Mandeln? Oder Weizenkuchen?"

Wie anders war es früher gewesen! Den schmutzigsten Topf hatte ihr die alte Ni'scha in die Hand gedrückt, daß sie ihn mit Sand wüsche; die zerrissenste Matte hatte sie ihr aufgedrängt, daß sie die großen Löcher geschickt zusammenflechte, indeß die Alte immer rief: „He, sput' Dich. Du kriechest ja fast!" Und wenn sie einen neuen Hcnk wollte, mußte sie bei

Alscha betteln, die nach tagelangem Reden dem Scheikh drei Francs für
das Kleidungsstück abpreßte. Nie hatte sie selbst gewagt, vor dem jäh-
zornigen Manne einen Wunsch zu äußern, selbst nicht an den heißen, stillen
Wüstenabenden, in denen er sich wie ein verliebter Sklave geberdete.
Wie anders war ihr zu Muthe, wenn sie Ben Alssa gegenüberstand.
Sie sehnte sich nicht nach einem blauseidenen Turban, und wenn eine junge
Araberfrau hochfahrend vorüberging, daß die Armspangen aneinander klirrten,
lief sie nicht in's Zelt und flehte auch um welche. Nein, sie empfand ein
unendliches Wohlgefühl, sich ihm zu Füßen hinzukauern, wenn er gegen
Sonnenuntergang heimgekehrt war. Dann reichte sie ihm die kurze Elfenbein-
pfeife, die er in Marocco erworben hatte, und sie wurde nicht müde, zu-
zuhören, was er in dieser großen, heiligen Stadt gesehen.
Nein, wie klug er auch war! Immer wieder konnte sie den Beschreibungen
der fremden Stadt lauschen, und Einzelnes vermochte sie fast schon wörtlich
zu wiederholen. Wenn er ihr von dem »nächtigen Meer erzählte, dann
hatte sie die Vorstellung, als ob es so weit und unendlich wäre wie die
Wüste, die sich draußen vor ihren Augen ausdehnte, und schüttelte immer
ungläubig den Kopf, wenn er erzählte, daß das ganze Meer nur blau und
grün aussehen sollte. Und wenn er berichtete, wie die Christen — diese
Ungläubigen! — aussähen in ihren steifen Kragen und starren runden
Hüten, dann machte sie den Mund auf wie ein kleines Kind, lachte hell
und schlug die Hände zusammen über diese unerhörten und neuen Dinge.
Und einmal — sie lächelte jetzt still, als sie daran dachte — hatte sie ihn
gefragt, wie viel eine weiße Frau koste! Da hatte er den Mund verzogen
und mit beiden Händen ihren Kopf umfaßt: „Fatthüme!" hatte er lachend
gerufen, „diese Ungläubigen bekommen ihre Frauen geschenkt und soviel
Ochien und Kühe und Franken, harte, blanke Franken dazu!" Da hatte
sie verblüfft gesagt: „O, da muß es viel weiße Frauen geben und soviel
Ochsen und Kühe! Nicht wahr?"
Wie hatte er sie damals ausgelacht und in seiner Lustigkeit ihr den
weißen Turban verschoben, damit er sie beim Haar zupfen konnte!
Sie lächelte wieder still vor sich hin und versank immer tiefer in
Träumereien. Unbeweglich stand die Luft im Zelt, und nur ein paar
summende Fliegen spielten im Scheine der Sonnenstrahlen, die sich hellgoldig
durch die Ritzen des Palmenrohrs hindurchschoben. Einmal hörte sie ein
Rauschen über dem Zelt, als ob eine Vogelschcmr mit breiten Flügeln
darüber hinweggestrichen wäre, und sie hob einen Augenblick den Kopf hoch,
um zu horchen, ob es die Flughühner waren, die alltäglich am 'Nachmittag
vom Walde her über das Dorf flogen. Aber sie ließ den Kopf sinken.
Die Sonne konnte jetzt erst gerade über dem Dorfe stehen, und ehe Ben
Alssa heimkam, mußte sie tiefer und tiefer sinken.
Manchmal empfand sie es mit leiser Trauer, daß sie tagaus tagein
allein blieb. Niemand suchte eine Frau auf, die der Scheikh verstoßen

hatte, und sie selbst hätte nie gewagt, in's Dorf zu gehen und eines der Mädchen wie ehedem anzusprechen. Früher, als ihre kleine Subida noch lebte, da hatte sie ein Wesen, mit dem sie plaudern und dem sie die wichtigen Schicksale jedes einzelnen Tages anvertrauen konnte. Mehr als je sehnte sie sich jetzt nach der Todten, und oft fiel ihr ein, wie sie Beide am Brunnenrand gesessen und geklagt hatten und wie Tubida immer leise geantwortet hatte: „Wie Allah will!" Wenn Subida jetzt bei ihr gesessen hätte, vor ihr auf der Matte am Fußboden . . . Allah sei gesegnet! — Fatthüme und Subida hätten nicht geklagt und gejammert, sondern gelacht und Mandeln gegessen und Kaffee geschlürft.

Freilich, ob Ben Aissa gütig zu Subida gewesen wäre ... hm, das bezweifelte sie doch. Hatte er nicht einmal mit gerunzelter Stirn gesagt, als sie über ihr Alleinsein geseufzt hatte: „Ist es nicht gut, daß Du das ganze Dorf nicht siehst? Sollen sie Dich anschreien? Sollen die Kinder mit Steinen nach Dir werfen?"

„Hätt' ich nur eine, wie Subida war!" hatte sie geantwortet. Wie zornig war er da geworden! So hatte sie ihn noch nie gesehen! „Ein Weib ist schon schlimm!" hatte er geschrieen, „und wenn zwei zusammen sind, dann ist der Betrug fertig!" Damals hatte sie geschluchzt, und an demselben Abend, als sie im Zelt gesessen, waren ein paar Buben vorbeigelaufen und hatten geschrieen: „Mit wem betrügt sie ihn jetzt?"

Fatthüme seufzte tief. Sie wußte, daß ein leises Mißtrauen gegen sie in Ben Alssas Brust schlummerte. „War' ich der Scheikh gewesen, ich hätte Dich damals erstochen wie ein tolles Füllen!" hatte er einmal gesagt. Da hatte sie ihn ängstlich angeguckt, und er hatte sofort wieder gelacht.

Mit Bangen hatte sie damals die Worte gehört, und mit Bangen traten sie ihr jetzt vor die Seele. O, er konnte unbesorgt des Morgens fortgehen und, wenn die Sonne auf den Hügeln lag, heimkehren. Immer lebte nur sein Bild in ihrer Seele, ob schon eines sie an manchen Tagen und in mancher Nacht beunruhigte: das war der Scheikh!

Sie zog die Stirn kraus, als sie jetzt an ihn dachte, und seufzte schwer. Allah! wer ihr nur sagen konnte, was er von ihr wollte! Und während sie den Oberkörper erhob und die Knie noch mehr anzog, stand ihr wieder die Schreckensscene vor Angen an jenem Tage, an dem Subida ge« storben . . .

. . . Mit gefüllten Krügen war sie in sein Zelt geschlichen und hatte demüthig und leis wie immer: „Allah segne Dich!" geflüstert. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt und blieb in dieser abweisenden Stellung eine gan^e Atinute, ohne ihrer zu achten. Vielleicht, dachte sie, füllt er seine Puluerhörner nur, und in dieser Männerarbeit pflegte er nie seinem Weibe einen gnädigen Blick zu schenken. Langsam ging sie mit den beiden Krügen

an ihm vorüber, und als sie ihn verstohlen anschaute, um zu sehen, in
welcher Stimmung er war, traf sie ein Blitz aus seinen verdüsterten Augen
so scharf, daß sie regungslos stehen blieb, wie eine Maus vor dein Blick der
Schlange. „Was hat er nur?" fragte sie sich angsterfüllt und neigte
demüthig das Haupt auf die Brust. Aber das Herz schlug ihr, daß sie
meinte, er müßte den Schlag hören.

Hamed verschloß die Thür.

„Stell' die Krüge hin!" befahl er mit rauher Stimme, und leise trug
sie sie in eine Ecke. Aber trotz aller Behutsamkeit rann das Wasser über
den Rand des einen auf den Boden. Sie erblich, denn sie wußte, selbst
dieses geringste Versehen genügte, seinen Zorn zu wecken.

In der Ecke blieb sie schüchtern stehen und wagte nicht aufzuschauen.

„He!" schrie er sie an.

Sie hob, erschreckt durch seinen Schrei, den Kopf.

Da geht er zur Wand, an der die Gewehre hängen, und sein Auge
fliegt ruhelos von einem Lauf zun: andern, bis er an einein geraden Dolche
hängen bleibt. Langsam hebt sich seine rechte Hand hoch, langsam sinkt sie
herunter, und langsam zieht er den schlanken schmalen Stahl aus der
blinkenden goldgelben Scheide. Er dreht sich zu ihr um und prüft die
scharfe Spitze an dem Ballen seiner linken Hand.

„Allah!" schreit sie auf und sinkt in's Knie.

Er weih Alles! Und in wahnsinniger Flucht jagen sich die Bilder
vor ihrem inneren Auge: Ein Brnnnen, aus dem sie Wasser schöpft, Ben
AM, der vor ihr steht, Subida, die auf eine neue Notschaft wartet,
Killo, der seine Franken schmunzelnd einstreicht . . . Dazwischen hört sie,
als ob es meilenweit ist, entferntes Gebell von Hunden. Ihr ist, als sei
ne ganz allein mit dem fürchterlichen Manne auf der Welt, und wenn sie
auch nach ihrem Vater Sidi Mustapha rufen will, nach ihren Brüdern, . . .
sie sind gar nicht da; ihre Brüder, wo sind sie? ... Wo ist überhaupt
das ganze Dorf geblieben? Ist nur die Wüste da, die große, weite
durstige Wüste, und Niemand in dein heißen Sonnenbrand, als sie und er
und der schrecklich blitzende Dolch? . . .

„Allah!" schreit sie noch einmal. Aber eine eherne Faust packt sie an
dem Burnus, und ehe sie noch einen Laut ausstoßen kann, liegt sie lang
auf dem Boden, und der Scheikh mit blutunterlaufenen Augen kniet auf
ihrer Brust.

Sie schließt die Augen vor entsetzlicher Angst, und ihr fallen nur ein
paar Worte ein, die sie tagaus, tagein von den Derwischen gehört, und die
ihre kleine Subida in jeder Roth gesprochen hat: „Wie Gott will. Es
kommt, wie es kommt. Und ich sterbe auch, wie Allah will."

Rettung giebt es nicht. Auf den Verrath eines Weibes sieht der Tod,
und das Weib war begnadet, dem nur ein milder Dolchstich zu Theil
wurde.

Da hört sie seine Stimme heruorkeuchen:
„Ben Alssa ist's. He?"
Sie schweigt.
Da wird er wüthend und schlägt sie mit der geballten Faust in's
Gesicht. „He, Ben Ai'ssa? Du Tochter einer Hündin?"
Sie «lacht müh'am die Augen auf und nickt nur ganz wenig mit
dem Kopf.
„Du weißt, daß ich Dich tödten kann, wenn ich Lust Hab', und wie
ich Lust Hab', Stück um Stück?"
Sie nickt wieder, fast gefühllos. Eine lange bange Pause vergeht,
und sie mustert mit unstetem Blick sein Antlitz. Endlich fliegt ein entsetz-
liches Lachen über sein Gesicht. Er erhebt sich, und ganz betäubt, daß er
den Dolch noch unbenutzt in der Hand zückt, steht sie auf und starrt ihn
wie irre an.
„Ich laß' Dich leben, wenn Du mir bei Allah dreierlei versprichst!"
Sie vermag vor Ueberraschung keinen Laut herauszustoßen, nur das
Blut schießt ihr in den Kopf, und sie hält sich zitternd an der Wand fest.
„Schwöre mir bei Allah, daß Du Sidi Mustapha sagst. Du hast
Schuld, und daß ich Dich gehen lasse, weil Du ein schlechtes und faules
Weib bist!"
„Aha!" durchblitzte es ihr Gehirn. Er wollte den Kaufpreis zurück-
haben. Und obschon sie dumpf vorausahnte, daß sie nun im ganzen Dorfe
vervehmt war, weil der Scheikh sie verstoßen, obschon sie wußte, daß ihr
Vater sich die Haare ausraufen würde vor Zorn, wenn er den theuren
Preis zurückzahlen mußte, schwor sie mit zitternder Stimme: „Ja!"
„Bei Allah und Muhamed schwöre, daß Du Ben Ai'ssa heirathest und
mit ihm in meinem Dorfe leben wirst!"
Sie sah ihn verständnitzlos an. Sie wußte nickt, was er beabsichtigte,
denn sein Gesicht war wieder undurchdringlich geworden; nur in den Augen
zuckte ein seltsames Feuer:
„Allah segne Dich!" flüstert sie inbrünstig, nachdem sie den zweiten
Schwur geleistet.
Und schwüre mir bei Allah und Muhameds heiligem Haupt, bei allen
Heiligen im Paradies, daß Du heute über's Jahr mit mir freundlich thun
wirst^ als wäre ich Ben Ai'ssa!" . . .
Der Scheikh trat so dicht auf sie zu, daß nur eine kleine Luftsckickt
zwischen Beiden stand, aber seine Augen waren so flackernd, daß sie meinte,
die Luft brenne fast, die zwischen ihnen lag. Instinctiv wich sie einen
Schritt zurück. Aber obgleich er die letzten Worte noch einmal hervorstieß
und sie beim Handgelenk packte, verstand sie ihn nicht und bewegte blos die
Lippen.

Aber glücklich, auch den letzten Schwur leisten zu können, schwor sie znm dritten Male: „Ja!" Erschöpft sank sie dann zur Erde, und ihre brennenden Augen sahen nur noch, wie der Scheikh den Dolch wieder an die Wand hing und mit einein sonderbar teuflischen Gesicht aus dein Zelt ging . . .

VI.

In ihrem Geiste wanderten die Bilder jenes schrecklichen Tages in jagender Eile vorüber. Stundenlang lag sie da, ohnmächtig, ihrer Herr zu werden; sie sah nicht, daß sie die Schale voll Kaffee umgestoßen hatte, und achtete nicht darauf, daß eine schmale grünliche Eidechse behutsam unter einer Decke hervorschlüpfte, um sich in dem schmalen Sonnenstreif zu sonnen, der ab und zu durch den Eingang siel, wenn ein leiser Windstoß dagegen fuhr. Sie wollte sich erheben, um hinauszugehen, aber sie fand nicht den Willen dazu.

Ihr siel jetzt ein, wie sie dann eines Tages regungslos in dem Zelt ihres Paters hockte und von Neue»! die Klagen vernahm, daß er das schöne blanke Geld habe zurückzahlen müssen. Stumm saß ne da, als plötzlich der Vorhang beiseite geschoben wurde und Ben Uissas Gestalt in dem Zelte erschien.

„He, Ben Mssa! Willst sie wohl holen?" schrie ihn Sidi Mustapha an. „Bei Allah, für zwanzig Francs hast Du die Tochter einer schlechten Mutter!"

„Du hast Recht. Ich komme, um Fatthüme zu holen," klang seine tiefe Antwort, und sie ging ihr durch Mark und Bein. „Allah hat den Schwur gehört. Hier sind zwanzig Francs."

Wie Sidi Mustapha ihn anstarrte! Man sah es ihm an. Er grollte, daß er nicht mehr erhalten, aber ein Schwur war ein Schwur. Dann ließ Sidi Mustapha sie Neide allein. Sie wäre am liebsten zu den» armen Hirten hingestürzt und hätte sich vor ihm hingeworfen mit dem jungen, heißen Körper und hätte seine Füße geküßt vor inbrünstiger Dankbarkeit. Damals hatte sie sich nur sinnlos vor lauter Glück den Turban vom Kopf gerissen und in Einen« fort gestammelt: „Allah, Allah . . ."

Wieder rissen ihre Gedanken ab, und ihr ,^opf sank müde hintenüber auf die Matte . . .

„He, Du, Fatthüme!" rief eine Stimme draußen vor dem Zelt. Mit einen« Schrei fuhr sie auf und taumelte dann zurück. Den Laut kannte sie. Das war des Scheikhs Stimme. Sie zitterte an« ganzen Leibe. Was wollte er? Er hatte sie seit einem Jahr nicht angesehen, sie nicht gerufen, nie ein Wort mit Ben M'ssa gesprochen. Und nun kam er ^u ihr, während Ben A'lssa fort war!! So beliandelte ein Moslem nur ein schlechtes, ein ehrloses Weib! —

Regungslos blieb sie stehen und wagte kaum Alhem zu schöpfen. Aber

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1897:1.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Aber glücklich, auch den letzten Schwur leisten zu können, schwor sie znm dritten Male: „Ja!" Erschöpft sank sie dann zur Erde, und ihre brennenden Augen sahen nur noch, wie der Scheikh den Dolch wieder an die Wand hing und mit einein sonderbar teuflischen Gesicht aus dein Zelt ging . . .

VI.

In ihrem Geiste wanderten die Bilder jenes schrecklichen Tages in jagender Eile vorüber. Stundenlang lag sie da, ohnmächtig, ihrer Herr zu werden; sie sah nicht, daß sie die Schale voll Kaffee umgestoßen hatte, und achtete nicht darauf, daß eine schmale grünliche Eidechse behutsam unter einer Decke hervorschlüpfte, um sich in dem schmalen Sonnenstreif zu sonnen, der ab und zu durch den Eingang siel, wenn ein leiser Windstoß dagegen fuhr. Sie wollte sich erheben, um hinauszugehen, aber sie fand nicht den Willen dazu.

Ihr siel jetzt ein, wie sie dann eines Tages regungslos in dem Zelt ihres Paters hockte und von Neue»! die Klagen vernahm, daß er das schöne blanke Geld habe zurückzahlen müssen. Stumm saß ne da, als plötzlich der Vorhang beiseite geschoben wurde und Ben Uissas Gestalt in dem Zelte erschien.

„He, Ben Mssa! Willst sie wohl holen?" schrie ihn Sidi Mustapha an. „Bei Allah, für zwanzig Francs hast Du die Tochter einer schlechten Mutter!"

„Du hast Recht. Ich komme, um Fatthüme zu holen," klang seine tiefe Antwort, und sie ging ihr durch Mark und Bein. „Allah hat den Schwur gehört. Hier sind zwanzig Francs."

Wie Sidi Mustapha ihn anstarrte! Man sah es ihm an. Er grollte, daß er nicht mehr erhalten, aber ein Schwur war ein Schwur. Dann ließ Sidi Mustapha sie Neide allein. Sie wäre am liebsten zu den» armen Hirten hingestürzt und hätte sich vor ihm hingeworfen mit dem jungen, heißen Körper und hätte seine Füße geküßt vor inbrünstiger Dankbarkeit. Damals hatte sie sich nur sinnlos vor lauter Glück den Turban vom Kopf gerissen und in Einen« fort gestammelt: „Allah, Allah . . ."

Wieder rissen ihre Gedanken ab, und ihr ,^opf sank müde hintenüber auf die Matte . . .

„He, Du, Fatthüme!" rief eine Stimme draußen vor dem Zelt. Mit einen« Schrei fuhr sie auf und taumelte dann zurück. Den Laut kannte sie. Das war des Scheikhs Stimme. Sie zitterte an« ganzen Leibe. Was wollte er? Er hatte sie seit einem Jahr nicht angesehen, sie nicht gerufen, nie ein Wort mit Ben M'ssa gesprochen. Und nun kam er ^u ihr, während Ben A'lssa fort war!! So beliandelte ein Moslem nur ein schlechtes, ein ehrloses Weib! —

Regungslos blieb sie stehen und wagte kaum Alhem zu schöpfen. Aber

in ihren Augen irrten die Flammen der Angst, und die Hände, die schlaff herabhingen, zitterten und vermochten kaum, sich am Burnus fest zu halten.
Da sieht sie, wie eine knochige Hand sich um die Matte am Eingang legt und sie mit einem Ruck zurückstößt. Die ganze goldene Fluth des Lichtes strömt in das Zelt, mit so plötzlichem Glänze, daß sie nicht aufschauen kann. Dann fällt der Vorhang zu und leises Halbdunkel webt wieder seine matten Schleier im Innern des Zeltes. Erst jetzt vermag sie den Kopf zu heben.
Sie schreit auf.
An dein Eingange steht der Scheikh.
Wie sie seinem heißen Blicke begegnet, da überläuft es sie kalt. Als ob sie noch sein Weib war wie ehedem, steht sie ihm fassungslos und angsterfüllt gegenüber. Das Herz schlägt ihr unter dem Burnus hörbar, daß sie meint, sie müßte sich das Gewand vom Leibe reißen, um Luft schöpfen zu tonnen.
Wie ein Blitz fuhr es ihr durch den Kopf. Ist jetzt ein Jahr um und kommt er, sie an das dritte Versprechen zu erinnern? War jetzt wirklich ein Jahr vorbei? Wie ausgehöhlt erschien ihr der eigene Kopf, denn nicht ein einziges Bild aus dem letzten Jahre drang in ihr Bewußtsein; sie sah nur sich wieder am Boden liegen und das verzerrte Gesicht des Scheikhs über sich. Sonst war jede Erinnerung verschwunden, als ob das ganze letzte Jahr wie ein Hauch vorübergegangen war, ohne Sinn, ohne Spur, ohne Ereigniß! So sehr sie auch ihr Gedäckitniß anstrengte, sie sali sich nur immer am Boden liegen, und jede Zeit war ausgelöscht wie ein Regentropfen in erhitzter Luft.
„Weißt Du, Fatthüme?" hörte sie eine schreckliche Stimme spreckien, und wieder bezwang der tiefe schneidende Klang ihren gan-en Mutb.
Kraftlos ließ sie den Kopf auf die Brust sinken.
„Heut ist ein Jahr um! Es war der dritte Tag vor dem Ramadan!" sprach dieselbe fürchterliche Stimme wieder.
„Ah!" stieß sie hervor. Run wußte sie, daß er Recht hatte. Drei Tage vor dem Ramadan war sie in Sidi Mustaphas Haus zurückgekelm, und damals hatte sie ihr Vater in die Hütte der niedrigsten Sklavinnen gestoßen, wo sie alte Matten flicken mußte . . . Ein Jahr war um, und nun fielen ihr seine Worte ein: „Schwöre nur, daß Du mit mir freundlich bist, als wäre ich Ben Alssa!"
Mit schreckensbleichem Gesicht wich sie tief in das Zelt zurück. Ein triumphierendes Lachen auf den verzerrten Zügen, folgte ihr der Scheikh ein paar Schritte; als sie abwehrend die Hände ausstreckte, um seiner Berührung zu entgehen, blieb er stehen und ließ die Blicke im Zelt herumwandern.
Er fand, was er suchte. Nur ein altes Gewehr hing an der Wand und daneben ein Pulverharn, sonst war kein Schwert und keine Lanze da. Mit einem Ruck riß er das Gewehr herab und prüfte genau, ob es un-

geladen war. Dann hing er es befriedigt wieder auf und griff nach dem
Pulverhorn. Er fand es gefüllt.
„Hast Du Wasser?" fragte er herrisch.
Sie wies auf eine Ecke des Zeltes, in der ein gebräunter Wasserkrug
stand, ahnungslos, was er im Sinne hatte. Sie fah, wie er das Pulver in
den Krug schüttete und hörte das Gurgeln und Klatschen der nassen Kugeln.
Der Scheikh war zufrieden. Ben Aissa konnte nur den kleinen ge-
raden Dolch bei sich haben, denn die Hirten trugen nie eine andere Waffe,
und gegen diesen schützte ihn das breite Schwert, das an seiner Seite
hing, seine größere Körperkraft und seine Geschicklichkeit.
Er zog, um sich grausam an ihrer Angst zu weiden, das Schwert halb
heraus. Sie schrie wieder auf.
„Warum schreist Du so? Ich thue Dir Nichts, und Ben Aissa auch
Nichts, mein Schätzchen!" lachte er und schritt auf sie zu.
„Geh, geh," jammerte sie, und die Thränen stürzten ihr über das
entsetzte Gesicht. „Wenn Ben Aissa kommt! . . ."
„Er soll kommen. Paß auf, er muß jeden Augenblick kommen. Ich
erwarte ihn gerade, mein Täubchen!"
„Allah! er ist rasend, wenn Du hier bei mir bist. O Scheikh, Allah
soll den Bart Deines Vaters segnen und Deine Mutter nnd Deine Kinder
bis in's zwanzigste Glied. Nur geh, uur geh! . . ."
Sie stürzte zum Eingang, aber mit einen» Griff schleuderte sie der
Scheikh zurück. Ihr Athen» jagte, und auf der Stirn erschienen die heißen
Schweißtropfen bebender Angst.
Da hörte sie draußen einen Schritt, der ihren Willen vollends lähmte.
Sie wollte den Mund öffnen, saber der linke Arm des Scheikhs legte sich
blitzschnell fest um ihre Brust und die breite Hand verschloß ihr die Lippe,
indeß seine Necbte dm Griff des Schwertes packte.
Fast ohnmächtig lag sie an seiner Schulter. Die Haud des Scheikhs
preßte sich so jäh auf ihren Mund, daß sie kaum Athem erhielt und das
heiße Blut ihr jagend in's Gesicht strömte.
Näher und nWr kam der Schritt. Er muhte jetzt dicht vor dem
Zelt sein. Da suchte sie sich mit einem gewaltigen Ruck zu befreien, aber
wie Eisen lag Hameds linker Arm um ihren Leib, daß sie kein Glied be-
wegen konnte.
„Fatthüme!" schrie es am Eingang.
Mit einein einsigen Satz sprang eine Gestalt auf sie zu. Ein Dolch
blitzte durch die Luft, und mit gellendem Schrei stürzte das Weib, durch
die Brust getroffen, zur Erde. Der Scheikh fprang zur Seite und zog
blitzschnell das Schwert. Ein Streich und die wüthend erhobene Rechte Ben
Mssas flog mit dein Dolch zur Erde. Noch einen Blick befriedigter Rache,
und der Scheikh ließ den Verwundeten bei der Todten allen . . .

„So war es, Sidi Mustapha!" schloß Scheikh Hamed seinen auf-
geregten Bericht. Die vier Sühne des Alten schwiegen, nur ihr Vater
antwortete gelassen:
„Du bist hineingegangen und wolltest Wasser?" fragte der Alte und
sah ihn mit durchdringenden Blicken an.
„Nur deshalb! Ist das schlimm?" fragte er geringschätzig und hielt
ruhig den Blick des Alten aus. „Nein!" antwortete er sich selbst, „sie
mar doch noch vor einem Jahr in meinein Zelt!"
„So geb' ich für Ben Alssas Leben kein Durrakorn!" schrie der
älteste Bruder Fatthümes, Gorfon, und sprang auf. An der Wand hingen
die Gewehre der jungen Männer, und in wenigen Minuten waren sie ge-
waffnet, brennend vor Durst, Blutrache für die todte Schwester zu nehmen.
Mit glänzenden: Auge prüfte der forschende Blick des Scheikh die Gestalten,
die hoch und stark waren wie er.
„Er hat kein Pferd, der Hund!" rief Gorfon. „Wir treffen ihn noch
im Zelte."
Als sie langsam durch das Dorf schritten, im Gürtel den Dolch, an
der Seite das Schwert und in der Rechten das lange Gewehr, zogen sich
alle Frauen und Mädchen scheu zurück. Nur die Männer traten vor die
Zelte und folgten in kurzer Entfernung mit dein Scheikh dem alten Sidi
Mustapha und feinen vier Sühnen. Erwartung und Kampfeslust glühten
in den Blicken Aller, und je näher sie dem Zelte Ben A'issas kamen, desto
langsamer wurden ihre Schritte. Endlich machte Sidi Mustapha Halt
und mit ihm seine Sühne.
Ueber fünfzig Schritte hinter ihnen stand der Scheikh inmitten der
Männer seines Stammes, denen er leise die Einzelheiten der Ermordung
Fatthümes mittheilte. Lautlos horten sie es mit an, und mancke Faust
ballte sich drohend.
In tiefer Stille lag das Zelt Ben Alssas da. Die Sonne war hinter
den Palmenwald gesunken, und der Himmel schimmerte in einem tiefen
Noth, das einzelne Strahlen über die Kuppel der weißen Moschee warf.
Eine Schaar aufgescheuchter Tauben zog über das Zelt binweg und verflog
sich in die Zweige der Olivenbäume, und manchmal fuhr ein Pärchen auf.
um erschreckt von dem Geklirr der Waffen auseinander zu stieben und
Zuflucht in dem dnnklen Vlattgewirr zu suchen.
Kein Laut drang aus dein Zelte. Lange und schwere Minuten standen
die Männer davor, endlich erhob sich Gorfon, der stärkste und ungestümste
der Brüder Fatthümes, aus seiner geduckten Haltung. Er schwang sein
Gewehr wie ein dünnes Palmrohr in der Hand und schrie, daß es weit-
hin scholl:
„Ben Aissa, Du Hundesohn. Wo ist Fatthüme, meine Schwester?"
Bei den ersten Worten Gorfons durchlief ein Zittern die schweigsame

Reihe der Männer. Sidi Muftapha athmete tief auf, und die Hähne von
vier Gewehren knackten laut.
Da klang des greisen Ali Stimme durch die Schaar der Männer
hindurch: „Allah segnet die Guten und straft die Bösen. Ohne seinen
Willen stirbt kein Wurm der Welt!"
Noch einmal schrie Gorfon durch die Stille: „Hundesohn, komm' heraus!
Wo ist Fatthume, ineine Schwester?"
Wieder horchte die schweigende Reihe der Männer, und alle Blicke
hingen an dem Eingang des Zeltes. Aber Alles blieb still. Da flüsterte
Gorfon seine:» jüngsten Bruder ein paar Worte zu. Wie ein Pfeil schoß
dieser in das Dorf zurück und kam mit einem flammenden Holzscheit
wieder. Das Gewehr in dein linken Arm, das brennende Holz in der
Rechten, kroch Gorfon dem Zelte zu. Bewegungslos harrte die Masse
hinten auf den Augenblick, in dem die trockenen Palmzweige der Hütte
Feuer fangen würden.
In Eilsätzen flog Gorfon von dem Zelte fort und zurück zu seinen
Brüdern. Kaum hatte er das Gewehr wieder in die Rechte genommen,
als eine mächtige Flamme kerzengerade emporstieg. Die Hände zitterten
ihm vor Erregung.
Endlich!
Ein Fuß schob sich durch den Eingang und stieß ihn bei Seite, dann
erschien ein Kopf, und endlich stand Ben Aissa vor dein Zelt. Mit seinem
linken ßlrm hielt er die Todte umschlungen, daß die Füße am Boden
schleiften, das Haar hing ihm wirr um das rauchgeschwärzte Gesicht, und
an seinem Burnus klebte dunkelrothes Blut. Als er aufsah, erblickte er
in einiger Entfernung Sidi Mustapha und seine Söhne und weit hinter
ihnen die dunkle Kette seiner schweigsamen Stammesgenossen.
Da ließ er den Leichnam seines Weibes auf den Sand gleiten und
streckte ihnen hilflos den blutenden Armstumpf entgegen ...
Rollend zischten vier Kugeln durch die Luft, und in's Herz ge-
troffen fiel Ben Alisa vornüber auf sein todtes Weib.
Gleich einer Habicbtschaar schössen die Männer auf die Neiden zu, und
schwatzend und gesticulirend, mit glühenden Auge», umstanden sie die
Dodte». Als der Scheikh herantrat, machten sie ihm ehrerbietig Platz.
In seinen Augen funkelte es seltsam. Er hatte erreicht, was er wollte:
Ei- hatte jetzt erst seine Rache voll gekostet, nur war Ben Alssa das Werk-
zeug gewesen, derselbe Ben Aissa, um dessenwillen ihn Fatthmne verrathe»!
Wer wollte ihn anklagen? War er nicht ein klnger Scheikh?
Er wandte sich um, sein Zelt aufzusuchen; dann sah er den alten
Ali vor sich stehen mit bleiche,» Gencht.
„Also Du warst bei ihr, Scheikh?" stotterte er mit zitternder Stimme.
'„Ja!" antwortete er erstaunt und mit hochmüthigem Blick.

„Allah weiß und sieht Alles, Scheith!" erwiderte der Alte und sah
ihnl starr in die Augen. „Wenn Du am Tage des jüngsten Gerichts über
die Brücke der Gläubigen gehst, ich sage Dir, Scheith, bei Allah und dem
heiligen Propheten, füllen wirst Du in den Nachen der Hölle, in den
Nachen der Hölle wirst Du fallen!"
Der Scheith zuckte die Achseln, sah ihn von oben herab an und ging
mit langsamen Schritten in das Dorf zurück. Er war sehr befriedigt!
Wo gab es, wie ihn, einen so klugen Scheith?

Die Bürgerlichen Gesetzbücher in Deutschland und ihre Verfasser.

von
Ernst Schwartz.
— Altona. —

^enn wir in Berlin, dem Geleise der Pferdebahn folgend, die
Leipziger Straße östlich entlang gehen, kommen wir an dein
Abgeordnetenhause vorüber und um die Südseite des Spittel-
marktes herum durch die Seudelstraße in die Alte Iatobstraße. Die
letztere Straße, die Alte Iatobstraße, bildet hier mit der Alerandrinen-,
Stallschreiber- und Sebastianstraße einen Häuserblock in Gestalt eines
länglichen Vierecks. Zwischen ihren Häusern Nr. 54 und 56, einem Post-
amte gegenüber, befindet sich eine Lücke, durch welche man in das Innere
des Häuserblockes tritt und nun nach wenigen Schritten vor dem Portal
der Luisenstädt'schen Kirche steht. An die Kirche schließt sich ein großer
Garten an, welcher von dein Kirchplatze durch ein eisernes Gitter getrennt
ist, nur auf einer kurzen Strecke, wiederum durch ein Gitter eingefriedigt,
unmittelbar an die Sebastianstraße stößt und im Uebrigen von den Hinter-
häusern der genannten vier Straßen bezw. den Höfen derselben umschloffen
wird. Mit alten Linden, Ebereschen und Kastanienbänmen besetzt und
durch die hohen Häuser vor dem Tosen des weltstädtischen Verkehrs ge-
schützt, wird dieser Garten gegen eine geringe Iahresmiethe von den Be-
wohnern der benachbarten Straßen als Erholungs- und Spielplatz benutzt,
und so spielen an sonnigen Nachmittagen der guten Jahreszeit auf den
von Jasmin, Svringen und Flieder eingehegten Wegen Kinder, sitzen auf
den Bänken Kindermädchen, in den von Waldrebe und Geisblatt be-
schatteten Lauben ehrfame Bürger- und Veamtenfrcmen. Mehrere hohe
Grabsteine unter ehrwürdigen Trauerweiden, ein von einen: verfallenden

Holzstaket eingehegter und von Epheu übersponnener Grabhügel, mehrere alte Erbbegräbnisse an der Mauer der Südostseite zeigen uns, daß mir uns auf einem alten Kirchhofe befinden. Ungefähr in der Mitte dieser Mauer ist eine schwarze Eisenplatte eingelassen, welche ein Relief in Goldbronze trägt, ein männliches Brustbild, von Eichenlaub umrahmt, darunter die Inschrift. Das Bild hat kurzes, welliges Haar und ein mit seinem ruhigen Ausdruck entfernt an Uhland erinnerndes feingeschnittenes, bartloses Antlitz. Die Inschrift lautet:

„Dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Svarez, welcher den Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein Allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpferischer Kraft ausführte, weiht dieses Tenlmal die Juristische Gesellschaft zu Berlin. 1876."

Wir stehen an dem Grabe des am 27. Februar 1746 in Schweidnitz geborenen, am j14. Mai 1798 in Berlin als Geheimer Oberjustiz- und Tribmilllsrath gestorbenen Schöpfers des Allgemeinen Landrechts, Karl Gottlieb Svarez. Wohin wird der seine Schritte lenken müssen, welcher dereinst das Grab des Schöpfers des vor Kurzem publicirten Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich aufsuchen will? Und wer ist dieser Schöpfer? Warum ist sein Name noch nicht bekannt? Oder läßt sich überhaupt keine einzelne Persönlichkeit nennen, die den Anspruch erheben darf, als der Verfasser, der Schöpfer des vom I. Januar 1900 an im ganzen Deutscheu Reich geltenden Bürgerlichen Gesetzbuches bezeichnet und gefeiert zu werden?

Mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich werden das Gemeine Recht uud die territorialen Codificationen, also das Allgemeine Landrecht, lÜocie civil, das Vadische Landrecht, das Bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen und der Ooäsx Uaximili»neu8 LavnriouL OivililL der Geschichte übergeben werden, nachdem sie, das älteste seit 1756, das jüngste seit 1865, das territoriale Rechtsleben beherrscht haben. Wird die Entstehung dieser Gesetzbücher mit der des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches verglichen, so sieht man, wie mit jeden» jüngeren Gesetz die Person des Verfassers mehr und mehr aus einer greifbaren Einzelpersönlichkeit zu einer unfaßbaren und uncontrolirbaren Sammelmehrheit sich erweitert, ja aus einer concreten Individualität zu einem abstracten Begriff sich verflüchtigt. Das älteste der genannten Gesetzbücher ist das Bayerische. Der Verfasser desselben, Franz Xaver Alonsius Wigulcius Freiherr von Kreittmayr, dessen Andenken kürzlich durch die Nectoratsrede des Münchener Universitätsrectors v. Vechmann erneuert wurde, ist als Sohn eines bürgerlichen Beamten am 14. December 1705 in München, woselbst seit 1845 ein ehernes Standbild von Schmanthalers Hand einen der öffentlichen Plätze ziert, geboren. Der frühreife Jüngling studirte die Rechte zu Ingolstadt, darauf Geschichte und Staatsrecht, wofür

es damals in Ingolstadt keinen Lehrstuhl gab, zu Utrecht und Leyden. Nach vollendeten Studien praktisirte er zunächst kurze Zeit am Reichskammergericht zu Wetzlar und wurde sodann, noch nicht zwanzig Jahre alt, zum Mitglied des Kurfürstlichen Bayerischen Hofrathes ernannt. Im Jahre 1745 wurde er in den Reichsfreiherrnstand erhoben und, nachdem er einen Ruf in den Reichshofrath zu Wien abgelehnt, zum Geheimen Rath und Hofrathskcmzler, im Jahre 1749 zum Geheimen Rathsvicekanzler und Conferenzminister ernannt, welches Amt er bis zu seinem am 27. October 1790 erfolgten Tode bekleidet hat. Er war außerdem erster Vicepräsident und Kanzler der am 28. März 1759 unter seiner lebhaften Theilnahme gegründeten Münchener Akademie der Wissenschaften, und drei Mal, 1740, 1745 und 1790 Beisitzer und Kanzler des Reichsuicariats-Hofgerichts. Als Chef der Justiz hat er das gesammte Bayerische Recht — mit Ausnahme des öffentlichen — codificirt, unter Einziehung der gutachtlichen Aeußerungen der verschiedenen Gerichtshöfe und der Landschaftsverordneten, aber ohne weitere Gehilfen, indem ausschließlich in seine Hände die Ausführung des ganzen Werkes gelegt mar und von ihm in sechs Jahren vollendet wurde. Am 7. October 1751 wurde der Strafrecht und Strafproceß umfassende Criminalcoder, der nach Feuerbachs Ausspruch in drakonischem Geist gehaltene Ooclex Mi-is Lavai-ici (Di-imillaUZ, am 14. December 1753 der den Civilvroceß in höchst verständiger und tüchtiger Weise regelnde Ouäsx ^uri8 Lavarici ssuäioiarii, endlich am 2. Januar 1756 das Bürgerliche Gesetzbuch, der Ooäsx UllximiIiau6U8 LavarieuZ Civilis, auch genannt Kurbayerisches Landrecht, publicirt. Die von Kreitt» mayr bei der Abfassung dieses Civilcoder befolgte Absicht ist, wie der ursprüngliche Titel ausspricht, die,

„alle zur bürgerlichen Rechtsgelchrsamkeit gehörige Materien, so viel nicht schon in dem bereits 1731 resp. 1753 neu eröffneten llnlice «riminzli et ^u6iei»iio besonders hiervon enthalten ist, sowohl nach deren Gemein- als statutarischen Rechtsgrundsätzen, mit durchgängiger Apvlicirung des Ersten auf sdie Letztere, wie auch mit nöthiger Entscheidung oder Suftplicining, deren vorher entweder in tus»i streittig und zweifelhaft oder clefeetuo» befundener Stellen benebst dem am Ende beigefügten Lehnrecht"

zu begreifen,

„lohin mit Einschluß obgedacht neuer Gerichts» und Eriminal» Ordnungen ein lurz, deutlich, ordentlich und vollständiges 8M«ma ^iris privati universi, wie solches in hiesigen Knrlanden vermählen üblich und eingeführt ist, in I V, Theilen, X1,IX Eavituln, doch allerwegen in ganz natürlichem und ungezwungenem Zusammenhang"

darzustellen. Das Gesetzbuch bezweckt nur eine klare und übersichtliche Fassung und Redaction des im Lande geltenden Gemeinen und partikularen Rechts, um dadurch der Unsicherheit, der Ungleichheit und der Willkür in der Rechtsanwendung abzuhelfen. Es ist in dem Coder, so sagt das Einführungspatent,

„eben nicht tviel Neues enthalten, sondern nur das ältere, sowohl Gemeine als statutarische Recht, wie solches in hiesigen Kurlanden bisher meistentheils gangbar und üblich gewesen, aus seiner fast unübersehbaren Weitschichtigkeit und höchst beschwerlichen Unordnung in solche Gestalt und Enge gebracht worden, daß es auch jeder, welcher selbes entweder von Amts» oder eigenen Angelegenheiten wegen zu wissen bedarf, desto Kichter begreifen, behalten und befolgen kann."

Gemäß dieser Stellungnahme zu dem überlieferten Rechtsstoffe wird das Gewohnheitsrecht ohne Beschränkung für eine ebenbürtige Rechtsquelle erklärt, dem Gerichtsgebrauche fein Einfluß auf die Rechtsentwickelung gewahrt, die Fortgeltung des Statutar- und Localrechts an keine befondere Bedingung geknüpft und die subsidiäre Geltung des Gemeinen Rechts ausdrücklich anerkannt, dabei aber dem kanonischen Recht seine Geltung nur

,in geistlichen Händeln und so weit solches mit denen Oneor^tiz und der Obseiviruug einstimmig ist,"

gewahrt. Das System ist das der Iustinianeischen Institutionen. Der erste Theil enthält nämlich allgemeine Sätze über Recht, Gerechtigkeit, Rechtsquellen und sodann Bestimmungen über die Geburts« und Berufsstände, Familie, Verwandtschaft, väterliche Gewalt, Ehe, Vormundschaft, Leibeigenschaft: der zweite Theil enthält das Sachenrecht, der dritte das Erbrecht, der vierte Verträge (auch die bäuerlichen Besitzrechte), Delicto und Lehnrecht. Ein besonderes Interesse nimmt das Gesetzbuch, nimmt überhaupt diese ganze Legislation noch deshalb in Anspruch, weil sie das erste Beispiel einer ausführlichen Darlegung der f. g. Materialien bietet, indem zu dm drei Gesetzen umfangreiche Anmerkungen veröffentlicht sind. Die auf den Ooäsx (Ävili8 bezüglichen sind von 1757—1768 in fünf Foliobänden erschienen, ebenso wie das Gesetzbuch ausschließlich von Kreittmanr verfaßt, und stellen ein vollständiges Nepertorium der praktischen wie theoretischen juristischen Litteratur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dar.

In denselben Jahren, in welchen Kreiltmayr für Kurbayern, war auch der Chef der Preußischen Justiz für das junge Preußische Königreich an einem umfassenden bürgerlichen Gesetzbuch thätig. Samuel Freiherr von Cocceji, der Sohn dcs berühmten Staatsrechtslehrers Heinrich Freiherr von Cocceji und Erbe seines juristischen Ruhmes, ja zun, Theil Erbe seiner eigenthümlichen juristischen Anschauungen, war geboren zu Heidelberg 1679, wurde 1699 Doctor und 1701 Professor der Rechte in Frankfurt a. O., ging dann aber zur juristischen Praris über und wurde 1704 Regierungsrath zu Halberstadt, 1711 Regierungsdirector daselbst, 1712 Subdelegat zur Visitation des Neichskammergerichts, 1714 Geheimer Justiz» und Oberappellationsgerichtsrath in Verlin, 1718 Geheimer Kriegsrath bei dem Generalcommissariate, 1722 Präsident des Kammergerichts, 1727 Staats-

und Kriegsminister, 1730 Präsident des Deutschen und Französischen Ober-
consistoriums und Director über die Königliche Bibliothek, Antiquitäten-,
Medaillen-, Naturalien- und Kunstkammer, des 0ou8sil Irnnyoig und des
Kirchenraths am Doin, auch aller geistlichen und Kirchensachen, zugleich
Obercurator aller Königlichen Universitäten und des Ioachimthal'schen
Gymnasiums. Im Jahre 1731 wurde er zum Präsidenten des Ober-
appellationsgerichts und Lehendirector, endlich am 1. März 1738 unter
Übertragung des allgemeinen Präsidiums in allen und jeden Iustizcollegiis
zum ersten Chef der Justiz in den gesammten preußischen Landen ernannt,
als welcher er am 28. März 1748 mit dem schwarzen Adlerorden Rang
und Charakter als Grohkanzler erhielt. Er war ein Mann, der mit der
strengen Gründlichkeit des gelehrten Juristen die erfahrene Einsicht des
ausübenden Richters, mit der massenhaften Kenntniß der Gesetze die ver-
einfachende Betrachtung des die Principien suchenden Nechtsphilosophen,
mit dem im Leben schaffenden Gedanken eines einrichtenden Staatsmannes
den klaren Blick des ordnenden, umfassenden Gesetzgebers verband und noch
im hohen Alter seinem um ein Menschenalter jüngeren Monarchen an Energie
gewachsen war. Friedrich der Große gedenkt seiner wiederholt mit dankbarem
Lobe. So in der am 22. Januar 1750 in der Akademie verlesenen
lli88srtati«u 8ur Io8 rai80U8 sl'öwoiir ou cl^dro^sr 6e8 1oi8. Ferner gedenkt
er seiner im Eingang zu der Geschichte des siebenjährigen Krieges, wo er
kurz die Geschichte der Nechtsoerbesserung erzählt, als eines unbescholtenen
und geraden Charakters, als eines gelehrten und aufgeklärten Mannes, als
eines Tribonians, als eines Mannes, der sich zur Wohlfahrt der Menschen der
mühsamen und schwierigen Arbeit, die Gesetze zu bessern und die Gerichts-
höfe zu reinigen, mit Eifer hingegeben habe. Noch in den 1779 erschienenen
Briefen über die Vaterlandsliebe schreibt er: „England rühmt sich Newtons,
Deutschland Leibnizens. Wollt Ihr neue Beispiele? Preußen ehrt und
achtet den Namen seines Großkanzlers Cocceji, der seine Gesetze mit so
viel Weisheit verbesserte." Und von ihm ist die herrliche Marmorbüste
Coccejis gestiftet, welche noch heute den großen Sitzungssaal des Kammergerichts
schmückt. Beider, des Königs und seines Iustizministers, Gedanken be-
gegneten sich so eng, daß der König dem Letzteren am 18. August 1747
schrieb: „Ich kann auch nicht umbhin Euch zu danken, daß Ihr in allen
solchen Sachen entriret, die meinen i66s8 und 8entimsnt8 ganz völlig
ooutorin seien." Es war aus der Seele Coccejis gesprochen, wenn
der König in der erwähnten Abhandlung erklärt: „Was die Processe ver-
längert, giebt den Reichen ein beträchtliches Uebergewicht über den Gegen-
part, der arm ist." „Die gerechte Mitte, welche die Kraft der Verträge
aufrecht hält, aber die zahlungsunfähigen Schuldner nicht unterdrückt, ist
der Stein der Weisen in der Jurisprudenz. Ueberhaupt sind klare Ge-
setze, welche keinen Auslegungen Raum geben, ein erstes Mittel, und die
Einfachheit mündlichen Verfahrens das zweite."

Zunächst wurden Gerichte und Anwaltschaft neu geordnet, wurde der, schließlich allerdings in eine praktische Unmöglichkeit auslaufende Versuch gemacht, die Erledigung der Processe — alle drei Instanzen in einem Jahr! — zu beschleunigen, und wurde ein mündliches Verfahren angebahnt. Der hiernach befolgte Gang, die formale Seite, die Handhabung des bestehenden Rechts, zuerst zu reformiren und für das bestehende Recht, damit es gelte und regiere, sowohl Männer mit der rechten Kenntniß, als auch Formen mit der rechten Wirkung zuzubereiten, war der einzig richtige und ist daher sowohl dreißig Jahre später von Carmer und Svarez, als auch in unserer Zeit eingehalten worden. Aber das mündliche Verfahren, wenn es lebensfähig sein soll, setzt ein einfaches und sicheres, d. h. ein codificirtes Recht voraus, und auch diese Wahrheit wird von dem großen König und Cocceji bethätigt. Schon am 9. Mai 1746 hatte Cocceji erklärt, daß das 6oi-pu8 juris abzuschaffen und ein deutsch geschriebenes Gesetzbuch zu verfassen sei, welches sich blos auf die Vernunft und die Landesoerfassungen gründen dürfe. Die Haupt« Ursache der vielen und langwierigen Processe sei der Mangel eines sicheren („gemissen") Rechts: „Die Justiz»OollsZi» müssen sich nach dem alten Römischen Lateinischen Recht richten, welches in lauter ohne Ordnung zusammengeflickten Stücken besteht, und wovon die Hälfte auf diese Lande nicht Äpplioadls ist, ja, worin kein Gesetz ist, welches nicht pour st enutre ausgelegt werden kann. Dieses confuse Recht wird durch das Sachsen« und kanonische Recht und durch die unzählige Näict» noch in größere Confusion gefetzt." Dieser Erklärung entsprach der § 24 der natürlich von Cocceji selbst concipirten Königlichen Verordnung vom 31. December 1746: „Und well die glühte Verzögerung der Justiz aus dem ungewissen Lateinischen Römischen Recht herrühret, welche nicht allein ohne Ordnung compllirt worden, sondem worin sinßulae le^eg pro st, ooutr» disputiret, oder nach eines Jeden oaprio« legitimiret oder extendiret worden, so befehlen Wir gedachtem unserem Nat^-Umistr« von Cocceji ein Teutsches Allgemeines Lcmdrecht, welches sich bloß auf die Vernunft nnd Landesverfassungen gründet, zu verfertigen und zu Unserer Approbation vorzulegen, worüber Wir hiernechst aller Unserer Stände und Collegioiu m auch Universitäten Mmiw einholen und die besonderen 8t»tut» einer jeden Provinz besonders veydrucken lassen wollen, damit einmahl ein gewisses Recht im Lande etabliret und die unzähligen Edicte aufgehoben weiden mögen."

Einen Bericht vom 16. August 174? schloß Cocceji «nit den vom König „mit ausnehmendem Vergnügen" vernommenen Worten: „Hiernächst fehlet nichts als ein in der Vernunft und denen Landesverfassungen gegründetes Landrecht, welches ich gleichfalls binnen Jahresfrist verfertigen, und Ew. Majestät allerunterthcinigst präsentiren werde." Also auch Cocceji nahm das Werk ausschließlich in die eigene Hand. Bereits 1749 erschien der erste Theil des neuen Gesetzbuches. Der volle Titel lautet: „Project des oorporig Mris I'i-iäsrieiüni das ist 2r. Königlichen Majestät in Preußen in der Vernunft und Landes-Verfassungen gegründete Landrecht, worinnen

das Römische Recht in eine natürliche Ordnung, und richtiges 8?8t«m3,, nach denen dreyen nhsotiZ iuri» gebracht: Die Genclal-rrjueipi», welche in der Vernunft gegründet sind, bei einem jeden Objecto festgesetzet, und die nöthige Lonolusilm»», als so viel Gesetze, daraus deducirt: All! Subtilitaeten und I'ictione», nicht weniger was auf dm Teutschen 8t»tum nicht »pplieMe ist, ausgelassen: Alle zweifelhafte ^urn, welche in denen Römischen Gesetzen vorkommen, oder von denen lloLtoiibug gemacht worden, decidirt, und solchergestalt Ein ^>i8 esrwm und uni-v«r»2l« in allen Tero Provintzen stawirt wird."

Dieser erste Theil behandelt nach einer kurzen Einleitung in einem ersten Buch die 8taw8 1idoi-tati8, civitatis und tamiliae, in einem zweiten das Eherecht und in einem dritten das Vormundschcutsrecht. Der zweite Theil erschien 1751 und enthält das Sachenrecht unter den Rubriken dominium, 8srviw8, pißnu3 und bsi-eäitÄ8. Der dritte Theil — auch dieses Gesetzbuch hält also das Institutionensystem inne, nur noch steifer und un-selbftständiger als der Ooäex Lavai-iou8 — der dritte Theil sollte das Obligationen- und das Straftecht behandeln. Das erstere wurde von Cocceji vollständig ausgearbeitet, aber das Manufcrivt ging 1754 zwischen Verlin und Minden, nach welchem letzteren Orte es dem erkrankten Ver-fasser nachgesendet worden, spurlos verloren, und von den: Strafrecht wurde nur der Abschnitt über den Ehebruch fertig. Als Cocceji am 24. October 1755 starb, hatten das zweite und dritte Buch des ersten Theils in einer Anzahl Landestheile Gesetzeskraft erhalten; alles Uebrige blieb eben Project.

Gleichwohl ist die Arbeit nicht vergeblich gewesen. Die Nachfolger haben mehr, als sie selbst wußten oder nur ahnten, in den von Cocceji gezogenen Geleisen ihre Bahnen durchschritten. Coccejis Gesetzbuch ist zwar nicht das Werk eines Gesetzgebers, der aus seinem Volke heruorwächst, sondern das eines gelehrten Juristen. Die Terminologie ist die lateinische. Man findet, so heißt es in § 31 der Vorrede,

„man findet nöchig annoch zu erinnern, daß man gezwungen worden, die mehreste lateinische Titul, wie auch die Namen der Actione« und andere termino« artis beizubehalten; well eines Theils die Advocaten sowohl als die Richter von zu langen Jahren her daran gewohnt, und die Isriuini gleichsam naturalisirt sind; andern Thells sehr schwer fallen dürfte, dieselbe in das Teutsche zu versetzen; lveil diese Sprache nicht dazu gemacht ist, eine Sache auf eine kurze Art zu czvri«miren."

Statt kurz und schlicht zu verordnen, hat das Ooi-pu8 jui-i8 Friäsri-ciHui eine Neigung, lehrhaft zu fein, trägt sogar Antiquitäten aus der Römischen Rechtsgeschichte, z. B. die Geschichte des Erbfolgerechts der Ascen-denten vor, ja, der Verfasser vergißt auch wohl einmal, daß er Gesetzgeber ist, und citirt sich wie ein Gelehrter (II. 6. Tit. 2, § 3):

„Wir haten an einem andern Ort gezeiget, daß die Familie ein oorrm« sei, welches die Natur selbst formiret hat und auf zweierlei Art consideriret werden kann."

Materiell will das Cocceji'sche Gesetzbuch eine Verwirklichung der Sätze des abstrakten Naturrechts, will es „in der Vernunft gegründet" fein. Daher wird in H 30 der Vorrede gesagt:

„2e. !>lönigl. Majestät haben die in dem Corpore Miig — d. h. dem Römischen — und in denen angeführten Extrcicten versteckte piinciriia ^iri« naturalis hervor» gesucht, solche bei einer jeden Materie uorausgeseyet, vernünftige con.<:Iu3i<me» daraus deducirt, folglich das Nomische Recht »ä »item redigirt, das ist, in eine vernünftige Ordnung gebracht: So baß dieses Landrecht mit Grund ein ^« uaturas privatum genannt weiden kann."

Die dem Römischen Recht innewohnenden und nun zu Tage geförderten Principien werden also den Principien des Naturrechts gleich geachtet. Das Detail ist daher im Wesentlichen römisch-rechtlich, die Stellung des Gesetzbuches zu den, nicht römischen Rechtsstoff geradezu eine feindliche. Aber auch dem Römischen Recht gegenüber nimmt das Gesetzbuch formell eine völlig selbstständige Stellung ein, indem es keineswegs wie das Bayrische die subsidiäre Geltung des Gemeinen Rechts anerkennt. Es verbietet das Gewohnheitsrecht, soweit es nicht ausdrücklich zugelassen ist. Die Provinzial- und Statuarrechte sollen binnen Jahresfrist zur landesherrlichen Approbation eingesendet werden, widrigenfalls sie als beseitigt gelten. Im Uebrigen werben die nicht aufgenommenen Rechte kurzweg „cassirt". Es wird ferner verboten (Vorrede 8 28 IX),

„einen oommentarium über das ganze Landrecht oder einen Theil desselben zu schreiben, oder der Jugend limitutwn«», »mpliatiane» ober exoeptione» onntr» verda le^ig an die Hand zu geben, oder dergleichen ex ratioue le^iö zu formtreu."

Und ebenmäßig wird verböte!», in Proceßschriften und Urtheilen das Römische Recht oder gar die Autorität eines Nechtsgelehrten anzuführen, vielmehr soll das Recht eben nur aus dem Gesetzbuch geschöpft, und in zweifelhaften Fällen an die Eentralstelle berichtet weiden. Wen erinnert nicht alles Dies an die Bestimmungen des um ein Menschenalter jüngeren Allgemeinen Landrechts?

Coccejis dritter Nachfolger Johann Heinrich Casimir von Larmer, im December 1779 zum Grohkanzler ernannt, war von vornherein darüber nicht in Zweifel gewesen, daß, wenn das Werk überhaupt gelingen sollte, die Arbeit nicht in die Hand eines Einzelnen gelegt werden durfte, nicht einmal in die alleinige Hand seines langjährigen Mitarbeiters und Vertrauten Svarez. Aber Svarez' Antheil nicht blos an der Leitung der Arbeit, sondern an der Arbeit selbst war ein so großer, sein Einfluß auf seine Mitarbeiter ein so mächtiger, daß er mit Recht von jeher nicht lediglich für den allerdings hervorragendsten Theilnehmer an einer Mehreren übertragenen Arbeit, sondern für den eigentlichen Schöpfer des Allgemeinen Landrechts erklärt worden ist, welchem die Anderen als seine Gehilfen unterstanden. Allerdings fügten sich seine Mitarbeiter bereitwillig seiner Ueberlegenheit. Dagegen sollten fast 90 Jahre verstreichen, ehe die wahre Bedeutung feiner selbst den Preußischen Juristen fast zu einer mystisch gewordenen Persönlichkeit durch die Stülzel'sche Biographie nachgewiesen

wurde. Erst kürzlich, am letztnerflossenen 8. November, ist ihm auf dem Ritterplatz in Breslau, woselbst er fünfzehn Jahre als Mitglied der Oberamtsregierung gewohnt hat, ein von dem Berliner Bildhauer Peter Breuer geschaffenes, ganz vortreffliches Denkmal, welches ihn in Lebensgröße darstellt, errichtet, und in dieser Veranlassung das Deutsche Volk daran erinnert worden, daß es in ihm den Schöpfer des Allgemeinen Landrechts zu verehren hat.

Zur Ausarbeitung des Gesetzbuches wurde um Svarez ein Kreis von Juristen versammelt: Generalsiscal Pachaly, Assistenzrath Klein (der rühmlichst bekannte Criminalist), die Kammergerichtsrälhe Kircheisen (der spätere, 1825 verstorbene würdige Iustizminister), von Goßler und Baumgarten und, jedoch nur für kurze Zeit, Referendar Volkmar. Zunächst wurde eiu Auszug aus den« 6orM8 .jlli-iz angefertigt. Diefer Auszug wurde dergestalt legislatorisch bearbeitet, daß bei jeder einzelnen Bestimmung bemerkt war, ob sie beizubehalten oder abzuändern sei, daß ferner dasjenige, was die Landesgesetze über die betreffenden Materien enthielten, hinzugefügt, und unter Berücksichtigung von Präjudizien neue Vorschläge gemacht wurden. Das auf diese Weise erwachsene Rohmaterial wurde von Klein überarbeitet und formulirt. Sobald ein HauvtthM fertig war, wurde er zuvor noch von einem anderen Mitarbeiter geprüft und dann schließlich von Svarez revidirt, geprüft, ergänzt und in eine gewisse Form und Ordnung gebracht. So entstand der erste Entwurf, sehr wesentlich abweichend von der Kleinschen Arbeit, welche, so werthvoll und verdienstvoll sie auch an sich war, für Svarez nur als eine Vorarbeit, eine Erleichterung bezüglich der Sammlung des Materials diente. Dieser erste Entwurf wurde einer im März 1781 errichteten Gesetzcommission, zu welcher außer Svarez und Naumgarten die Geheimen Tribunalsräthe Scherer, von Konen, Heydenreich, Lamprecht, Goldbeck (der spätere Großkanzler) und Scholz gehörten, und solchen Männern, welche bereits durch öffentliche Schriften sichere Proben ihrer Einsicht in dem Fache der Gesetzgebung abgelegt hatten, zur Eröffnung ihrer Gutachten und Erinnerungen mitgetheilt. Die eingegangenen Aeußerungen wurden von Svarez geprüft, und auf Grund der Nevisionsbemertungen ein neuer Entwurf von ihm ausgearbeitet. Dieser zweite Entwurf wurde bruchstückweise, wie er entstand, von Svarez, Carmer und Klein berathen, endgiltig festgestellt und von 1784 bis 1788 in sechs Abtheilungen unter dem Namen „Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten" veröffentlicht. In einer Vorerinnerung zur ersten Abtheilung war eine allgemeine Aufforderung an philosophische Rechtsgelehrte und praktische Juristen ergangen, den Entwurf zu prüfen und etwaige Erinnerungen einzusenden. Außerdem wurden die einzelnen Abtheilungen bei ihrem Erscheinen an berühmte praktische und theoretische Juristen, an besondere Sachverständige und an die höheren Gerichte der Monarchie zur Prüfung und Aeußerung versendet. Die Prüfung follte sich besonders ans

die Abweichungen vom Römischen Rechte, auf die Ergänzung desselben, wo es sich um dem Römischen Rechte unbekannte Verhältnisse und Institute handelte, ferner auf die Vollständigkeit des Inhalts und auf die sprachliche Fassung richten. Für die besten Gutachten wurden Preismedaillen mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift „Vriäerioug lessislatoi- Lolvit »sniffin»" ausgesetzt. Auch die Stände sämmtlicher Provinzen erhielten Auftrag, ihre Erinnerungen und Bemerkungen nicht blos über das Project überhaupt, sondern vorzugsweise auch über die auf die particularen Statuten und Einrichtungen bezüglichen Bestimmungen mitzutheilen. Endlich wurde über Materien, welche in specielle Zweige der Staatsverwaltung einschlugen, mit den betreffenden Behörden in besondere Verbindung und Berathung getreten. Die durch dies Alles bedingte umfangreiche Correspondenz, die Concipirung aller Verfügungen bis in das kleinste Detail, fogar die Prüfung der eingehenden Preisschriften zum Zwecke ihrer Prämiirung lag wiederum Svarez ob. Aus den massenhaft heranströmenden, schließlich 38 Actenfolianten umfassenden Erinnerungen, Gutachten und Kritiken wurde nach einer von Svarez aufgestellten Instruction 6. 6.19. August 1787 in den Jahren 1787 bis 1790 durch fünf Juristen ein Auszug gefertigt. Diese fünf Juristen waren Goßler, der 1840 im 101. Lebensjahre verstorbene spätere Obertribunalspräsident und damalige Kammergerichtsrath H. D. von Grolmann und die Kammergerichtsassessoren Eggert, Silberschlag und Beyme, Letztere der bekannte spätere Kabinetsrath und Minister. Der Auszug selbst Mte noch 8 Folianten. Sämmtliche in ihm enthaltenen Erinnerungen umerzog Svarez einer begutachtenden Erörterung mit Vorschlägen zu anderer Fassung oder gänzlicher Abänderung des Entwurfs; diese Erörterung, in seiner mikroskopisch kleinen Handschrift einen starken Folioband umfassend, ist als das würdigste Denkmal feines Genies und unglaublichen Fleißes unter dem Namen „Lsvigio monitorum" in der Preußischen Iuristenwelt hochberühmt geworden. Die einzelnen Erinnerungen wurden an der Hand der Svarez'schen Revision in Conferenzen unter Vorsitz des Großkanzlers geprüft. Gleichzeitig mit dem Vorschreiten der Revision arbeitete Svarez unter Zuziehung zweier seiner Mitarbeiter — Gohler für das Handels«, Post- und Bergwerksrecht, Klein für das Strafrecht — den Entwurf um. Hierbei wurden wieder über mehrere Materien Sachverständige — z. B. über das Handels- und Seerecht der Hamburger Nüsch, über das Verlagsrecht F. Nicolai — gehört und die Chefs der betreffenden Behörden befragt, auch mehrere Punkte durch besondere Cabinetsordres entschieden. Den neuen Entwurf erhielt sodann die Gesetzcommission zur Prüfung, welche jedoch nur geringe Ausstellungen machte. Hiermit war das Wert vollendet. Das von Svarez entworfene Publicationspatent wurde vom König Friedrich Wilhelm II. am 20. März 1791 vollzogen. Im Juni desselben Jahres gelangte das Gesetzbuch unter dem Namen „Allgemeines Gesetzbuch für die Preußischen Staaten" in 10 000 Exemplaren zur Aus-

gäbe, um am 1. Juni 1792 in Kraft zu treten. Zunächst trat aber, veranlaßt durch den „betriegerischen und Intriganten Pfaffen" Wöllner, den damaligen Cultusminister, ein Stillstand ein, das Gesetzbuch wurde durch Cabinetsordre vom 18. April 1792 bis auf Weiteres suspendirt und fchien bereits für immer begraben zu sein, als die politischen Verhältnisse, insbesondere die Notwendigkeit, den Nechtszustand der neuen Provinz Südpreußen rasch zu ordnen, es wieder an das Tageslicht führten. Am 17. November bezw. 18. December 1793 wurde eine Revision bezüglich aller neuen, weder aus den bisherigen Gesetzen fließenden, noch zu deren näherer Bestimmung und Ergänzung dienendm Vorschriften befohlen, auch ein neuer Name für das Gesetzbuch angeordnet. Diese Arbeit, für welche vom König eine Frist von nur sechs Wochen gesetzt war, mußte wiederum auf Svarez fallen, welcher allein das ungeheure Material genügend beherrschte, um jeden Paragraphen auf die Frage prüfen zu können, ob derselbe im Verhältniß zum bisherigen Recht etwas Neues enthalte. Seine Arbeit, die sogenannten „amtlichen Vorträge bei der Schlußrevision des Allgemeinen Landrechts" wurde von dem inzwischen zum Minister avancirten Goldbeck geprüft, welcher aber nur an einigen wenigen Stellen eine Randbemerkung machte, und sodann von Svarez selbst im Ministerrathe Vortrag über sie gehalten, wobei seine Vorschläge fast ausnahmslos Billigung erhielten. Durch Patent vom 5. Februar 1794 wurde das Gesetzbuch unter der nunmehrigen Bezeichnung „Allgemeines Landrecht für die königlich Preußischen Staaten" mit Gesetzeskraft vom 1. Juli 1794 ab publicirt. Bestehend aus einer Einleitung und zwei Theilen mit 43 Titeln und 19189 Paragraphen, von denen über 15 000 auf das Privatrecht entfallen, und in der amtlichen Ausgabe 4 Bände von zusammen 2470 Seiten stark, war es in der Zeit vom 14. April 1780 — dem Datum der der Carmer'schen Iustizreform als gesetzliches Fundament dienenden Cabinetsordre — bis zum 20. März 1791, also in nicht elf, und wenn bis zur zweiten Publicirung 6. 6. 5. Februar 1794 gerechnet wird, in nicht vierzehn Jahren zu Stande gekommen, wobei die gesammten Materialien schließlich auf 88 Folianten angewachsen waren. Der Leiter und geistige Beherrscher der ganzen Arbeit und zugleich der Hauptarbeiter, der dem so umfangreichen Gesetzbuche bis in das kleinste Detail das Gepräge gab, und zu welchem die anderen Arbeiter sich als Gehilfen verhielten, welche noch in späteren Jahren stolz darauf waren, seines Geistes einen Hauch verspürt zu haben, in Wahrheit, wie ihn auch die Inschrift auf dem Revers des Breslauer Denkmals nennt, der „Schöpfer des Allgemeinen Landrechts" ist „der ruhmreiche Mann Svarez".

Friedrich des Großen ebenbürtige Nebenbuhlerin war auch auf diesem Gebiete seine Concurrentin, und wenn auch das Österreichische Bürgerliche

Gesetzbuch nicht zu denjenigen Gesetzbüchern gehört, welche am 1. Januar 1900 der Geschichte übergeben werden, so darf es als ein gleichfalls Deutsches Gesetzbuch für einen erst vor fünfundzwanzig Jahren aus der Nechtsgemeinschaft ausgeschiedenen Deutschen Territorialstaat, dessen Dynastie drei und ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland seine Kaiser gegeben hat, auch hier vorgeführt werden.

Maria Theresia berief, nachdem sie durch Handbillet von: 1. Mai 1749 die Trennung der Justiz von der Verwaltung angebahnt hatte, in der ausgesprochenen Absicht, durch einen vollständigen Coder allen ihren Provinzen „ein sicheres gleiches Recht und eine gleichförmige rechtliche Verfahnmasart" zu geben, im Jahre 1753 eine Commission theoretischer und praktischer Juristen aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober-, Nieder-, Inner- und Vorderösterreich. Von ihnen waren der Advocat und Professor von Azzoni zu Prag, der Regierungsrath von Holger zu Wien und der am 15. August 1726 zu Nevo in Tirol geborene, 1754 zum Professor des Naturrechts in Wien, 17«2 zum Staatsrat!) in inländischen Geschäften, 1790 zum Präsidenten der Hofcommission in Gesetzgebungssachen ernannte, am 7. August 1800 gestorbene, um das Unterrichswesen und die Gesetzgebung Österreichs in gleicher Weise verdiente Freiherr Karl Anton Martini zu Wasserberg die bedeutendsten. Die Commission, welche in Brunn ihren Sitz nahm, sollte nach der Instruction

„sich einzig auf da« Priuatrecht beschränken, so viel möglich das bereit« übliche Recht beibehalten, die verschiedenen Provinzialrechte, insoweit es die Verhältnisse gestatten, in Uebereinstimmung bringen, dabei das (Gemeine Recht und die besten Ausleger desselben, sowie auch die Gesetze anderer Staaten benutzen und zur Berichtigung und Ergänzung stets auf das allgemeine Recht der Vernunft zurück« sehen".

Bezüglich des Geschäftsganges wurde dabei empfohlen, vorerst einen Plan des ganzen Gesetzbuches zu entwerfen, fodann die Bearbeitung der einzelnen Materien unter die Mitglieder zu vertheilen, über die gelieferten Arbeiten gemeinschaftlich zu berathschlagen und schließlich den Entwurf einer in Wien zusammenzuberufenden Nevisionscommission zu unterbreiten, welche der Brünner Commission, der sogenannten Compilationscommission, ihre Bemerkungen mitzutheilen und, wenn keine Vereinigung zu erzielen sein würde, die Entscheidung der Kaiserin einzuholen hätte. Azzoni entwarf den Plan, wonach wiederum im Anschluß an das Iustinianeische Institutionensystem der Nechtsstoff in die drei Theile Personen-, Sachen- und Obligationenrecht gegliedert wurde. Gleich die Einsendung der ersten Capitel gab in Wien Anlaß zur sofortigen Einberufung der Nevisionscommission, welche das ihr Vorgelegte als ungenügend verwarf. Nach drei Jahren war der erste Theil vollende!. Das Manuscript desselben umfaßte drei, das der von Holger verfertigten Motive siebzehn Foliobände. Diese Arbeit wurde verworfen, die Brünner Commission, deren Geschäftsgang

sich als zu schleppend erwiesen hatte, aufgelöst und die Weiterführung des Werkes der Wiener Commission überwiesen, in welche Azzoni und Holger eintraten. Nach Umarbeitung des ersten Theils, 1761, starb Azzoni, schied auch Holger aus und trat an ihre Stelle das Commisstonsmitglied Hofrath von Zenker. Dieser hatte bereits 1766 einen acht geschriebene Folianten großen Entwurf vollendet, welcher aber von der Kaiserin namentlich auf Kaunitz' Nach verworfen und dem Regierungsrath Horten zur Umarbeitung bezm. Abfassung eines Auszuges übergeben wurde. In: Jahre 1772 trat eine neue Comvilationscommission zusammen, welcher die Kaiserin durch Handschreiben vom 4. August folgende Instruction ertheilte:

1. „Soll das Gesetz- und Lehrbuch nicht mit einander vermengt, mithin Alles, was nicht in den Mund des Gesetzgebers, sondern »ä eatlieäram gehört, aus dem Codex weggelassen;
2. Alles in möglichster Kürze gefaßt, die <-28u» raiiorsg übergangen, die übrigen aber unter allgemeinen Sätzen begriffen; jedoch
3. alle Zweideutigkeit und Undeutlichkeit vermieden werden.
4. In den Gesetze» soll man sich nicht an die römischen Gesetze binden, sondern überall die natürliche Billigkeit zum Grunde legen; endlich
5>. die Gesetze, soviel möglich, fimplificiren, daher bei solchen Fällen, welche wesentlich einerlei sind, wegen einer etlva unterwaltenden Subtilitiit nicht vervielfältigen."

Die Berathungen der Commission begannen sofort, schliefen aber 1776 ein, nachdem der erste Theil des Gesetzbuches vollendet war, welcher 1782 von Hofrath von Keeß auf's Neue umgearbeitet und als „Iosephinisches Gesetzbuch" 1786 für die Deutschen Eiblande und Galizien publicirt wurde. Leopold II. löste 1790 die Commission auch formell auf und ernannte eine neue, die sogenannte Hofcommission in Gesetzgebungssachen oder Gesetz-coinpilations-Hofcommission, welche sowohl das Iosephinische Gesetzbuch als auch die sonst vorhandenen Entwürfe revidirte und aus der Hand ihres Präsidenten Martini von 1794 bis 1796 abermals einen Entwurf in drei Theilen ausstellte. Durch Cabinetsschreiben vom 20. November 1796 wurde der Druck verfügt, „damit jeder Sachverständige im In- oder Auslande seine Meinung hierüber eröffnen könne". Zugleich wurde in jeder Provinz eine aus Nichtern, Verwaltungsbeamten und Ständemitgliedern bestehende Commission zur Prüfung des Entwurfs ernannt und der Entwurf zu gleichem Zwecke den Iuristenfacultäten mitgetheilt, auch, um eine praktische Probe zu machen, in West- und Ostgalizien als geltendes Gesetz eingeführt. Erst 1801 hatten die Commissionen in den Provinzen ihre Arbeit beendigt. Wiederum ward eine Hofcoinmission bestellt, um den Entwurf mit Rücksicht auf die eingegangenen Erinnerungen zu revidiren. Vorsitzender war der Staatsminister Graf von Nottenhann, Neferent der 1751 zu Graz geborene, am 23. August 1828 zu Hietzing gestorbene Wiener Universitcits Professor Franz Alons Edler von Zeiller, der nachmalige erste Commentator des Gesetzbuchs. Die Plenarsitzungen der Commissionen dauerten fünf Jahre. Von Ende 1806 bis Anfang 1808
^

war ein engerer Ausschuß der Commission beschäftigt, die bei der Detllil-
berathung übersehenen Widersprüche und Lücken zu beseitigen bezw. auszu-
füllen und dem ganzen Werte eine einheitliche Form zu geben. Dieser
revidirte Entwurf wurde im Staatsrat!) geprüft, in Folge dieser Prüfung
von der Hofcommission abermals in einigen Punkten geändert und, nach-
dem endlich noch mehrere auf siscalischen Rücksichten beruhende Be-
anstandungen überwunden waren, am 7. Juli 1810 genehmigt. Durch
Patent vom 1. Juni 1811, achtundfünfzig Jahre nach dem Beginn der
ersten Arbeiten, erfolgte die Publication als „Allgemeines Bürgerliches
Gesetzbuch für die Deutschen Erblande der Oesterreichischen Monarchie", mit
Gesetzeskraft feit 1. Januar 1812.
Bedeutend rafcher, in nicht ganz vier Jahren, kam das bürgerliche
Gesetzbuch in Frankreich zu Stande.
Hi«r war bereits 1790, also gleich im Beginn der Revolution, die
Ernennung eines Ausschusses zur Entwerfung eines allgemeinen Civilgesetz-
buches beantragt, in die Verfassung vom 16. September 1791 der Satz:
„II 8«I» t»it UN ecxl« ä«8 loi» civil« enmllMll » tout Is INV2UIU«"
aufgenommen, vom Convent zur Ausführung dieser Bestimmung eine Ge-
setzgebungscommission ernannt und von dem Berichterstatter derselben, dem
bekannten Juristen und Politiker, Präsidenten des Conoents, Iustizminister
und zweiten Consul Jean Jacques Mgis de Camlmc6rös nach einander
am 9. August 1793, 9. September 1794 und 12. Juni 1796 dem Convent
bezw. dem Rache der Fünfhundert jedesmal ein neuer Entwurf vorgelegt
werden. Das Consulatsgesetz vom 10. November 1796 verhieß wiederum
das baldige Erscheinen eines allgemeinen Civilgesetzbuches, und nun nahm
Napoleon die Angelegenheit in die Hände. Am 17. August 1800 wurden
vier hervorragende Juristen zu einer Commission vereinigt, um einen Ent-
wurf auszuarbeiten. Diese Juristen waren: Felix Julian Jean Vigot de
PKwmeneu, geboren am 26. März 1746 zu Nedon, Advocat am Pariser
Parlament, 1807 Cultusminister, gestorben zu Paris am 31. Juli 1825;
Jacques de Maleville, geboren den 19. Juni 1741 zu Domme, Advocat
in Bordeaux, 1796 Mitglied des Cassationshofes, 1806 Senator, 1814
Paire, gestorben zu Paris am 23. November 1824; Franyois Denis de
Tronchet, geboren am 23. März 1726 zu Paris, Advocat am Parlament
und einer der drei Vertheidiger Ludwigs XVI., 1802 Präsident des
Cassationshofes und Senator, gestorben zu Paris am 10. März 1806;
endlich Jean Etienne Marie Portalis, geboren am I.April 1746 zu
Vausset, 1765 Advocat zu Air, 1794 zu Paris, 1801 Mitglied des
Staatsrathes, 1803 Senator, 1804 Cultusminister, gestorben zu Paris
am 25. August 1807 und als der grüßte Französische Jurist seiner Zeit
— Suarez' Biograph nennt ihn den Französischen Svarez — im Paw

theon beigesetzt. Diese Männer konnten, indem sie unter sich die Materien vertheilten, schon am 21. Januar 1801, also nach vier Monaten, den „proM äs eoäs civil" vorlegen. Derselbe wurde dem Cassationshof und den Appellationsgerichten zur Prüfung mitgetheilt und fand bei diesen allgemeinen Beifall. Nach Eingang der Antworten wurde der Entwurf im Staatsrat!) unter lebhafter Betheiligung Napoleons berathen und dabei die einzelnen im Staatsrat angenommenen Artikel sofort an die gesetzgebende Versammlung überwiesen. Da diese auf Antrag des Tribunals gleich den ersten Titel verwarf und die Verwerfung des zweiten Titels vorauszusehen war, zog die Regierung am 3. Januar 1802 ihre Vorschläge zurück. Napoleon säuberte zunächst das Tribunal von den oppositionellen Elementen, leitete vertrauliche Mittheilungen zwischen Tribunal und Staatsrat!) ein, ließ von Beiden eingehende Berathungen abhalten und die gefaßten Beschlüsse dem gesetzgebenden Körper vorlegen, welcher sie in den Jahren 1803 und 1804 nach und nach annahm, wobei die jedesmalige Publication sofort erfolgte. Die auf diese Weise erlassenen Einzelgesetze wurden durch Gesetz vom 20. März 1804 zu einem Ganzen unter dem Namen „lloäs civil ä«8 ?lanoai,8" vereinigt, welchen Namen das Gesetzbuch nach mehrfachem Wechsel mit der Bezeichnung Ooäs Aapol6ou auch gegenwärtig trägt.

In Art. 5 des Einführungsgesetzes ist bestimmt:

„^ oomptsr «In ^onr oü ee3 Ioi,3 8ont executoire», I«8 loi» romaiueZ, I«» oräonuanee», I«3 eontums» ^eu«r»1s» on 1oe»1«8, 1s» 8i2tut3, 1e» rösslemeut«, e«88eut ll'avnii iore« ä« loi ss«n«l»1s on pkrtieulisi'« l!an8 1«s m»^i«re3 <zni 30llt 1'ndM (I«3 (Iit«3 1ul3 <ü>ll!i>o«2nt 1« z>r«3«nt <üc,<ls,"

Publicirt wurde der Code mit Geltung „6an8 Wut I« tsri-itaii-s sr»n<,'»i8". Somit wurde das bereits bei der Publication einen Theil des Französischen Kaiserreichs bildende linke Rheinufer sofort, die hanseatischen Departements durch Senatsconsult vom 10. December 1810 des einheimischen Rechts beraubt und dem Code unterworfen. Der Code wurde ferner eingeführt in der Stadt Dnnzig gemäß Schreibens des General Napp vom 19. November 1807, jedoch nach Nathsverordnung vom 17. August 1808 nur subsidiär an Stelle des Römischen, kanonischen und des Preußischen Landrechts. Weiter im Königreich Westfalen durch Gesetz vom 15. November 1807, im Fürstenthum Arenberg durch Verordnung vom 28. Januar 1808, im Großherzogthum Frankfurt durch Geseb vom 15. September 1809, im Großherzogthum Baden durch Edicte vom 3. Februar, 22. Juni und 22. December 1809, im Großherzogthum Berg durch Gesetz vom 1. Januar 1810, im Herzogthum Köthen durch Patent vom 28. December 1810 und im Herzogthum Nassau durch Verordnungen vom 1. und 4. Februar 1811. Nach dem Sturze Napoleons wurde in einer Reihe Territorien das einheimische Recht wieder hergestellt und blieb das Französische Recht nur bestehen in den» linksrheinischen Theil

der Preußischen Nheinprouinz und dem Grotzherzogthum Kleue-Verg (jetzt
Bezirk des Kölner Oberlandesgerichts mit Ausnahme der früheren Land-
gemeinde Oberbonsfeld), in Birkenfeld, in Rheinhessen, in Rheinbayern
und in Baden. Ebenso gilt es noch in Elsaß-Lothringen. In Baden
erfolgte die Einführung nicht in reiner Gestalt, sondern in beutscher Be-
arbeitung und mit mehreren Hundert Zusätzen, unter dem Titel „Das
Badische Landrecht nebst Handelsgesetzen" und mit Gesetzeskraft seit
1. Januar 1810. Der Verfasser dieser Bearbeitung war der am 14. Fe-
bruar 1754 zu Büdingen geborene und am 17. November 1813 in Karlsruhe
gestorbene Staatsrat!) Johann Nikolaus Friedrich Brauer. Dieser ausge-
zeichnete, außerhalb seiner engeren Heimat nicht nach Gebühr bekannt ge-
wordene Mann war reich ausgestattet mit nicht gewöhnlichen Geisteskräften,
war ein kenntnißreicher und gut geschulter theoretischer Jurist und zugleich
in der bedeutenden und einflußreichen Stellung, welche er nach einander
im Ministerium des Aeußeren, des Inneren und der Justiz einnahm, als
geübter und erfahrener Geschäftsmann bewährt, drei Jahrzehnte hindurch
der treue Freund und zuverlässige Verather seines Fürsten, maßgebend für
die weltliche Gesetzgebung und zugleich betraut mit den Ausführungen der
Wünsche und Gedanken, die der Großherzog für die Förderung des kirch-
lichen und religiösen Lebens seines Landes hegte.

Savigny hat das Französische Gesetzbuch schwer getadelt, es geradezu
„eine politische Krankheit" genannt, und dieser Tadel ist vielfach nachgesprochen.
Aber es war keineswegs ausschließlich niedrige Liebedienerei, welche dem
Code einen leichten Weg nach Deutschland bahnte, sondern die Unzufrieden-
heit mit den: eigenen Nechtsznstande war mehrfach weit gewichtiger. Wenn
Sllvigny in seinem berühmten Streit mit Thibaut seiuer und als über-
zeugter Gegner der Codification eigentlich jeder Zeit den Beruf zu einer
codisicirenden Gesetzgebung absprach, so hatten die verschiedenen Deutschen
Iustizminister in dem praktischen Rechtsleben Gelegenheit genug, sich davon
zu überzeugen, daß eine solche zusammenfassende Gesetzgebung nothwendig sei
und daher auch dann in's Werk gesetzt weiden müsse, wenn man über den
Beruf, d. h. die Befähigung dazu zweifelhaft sei.

Den buntesten Nechtszustand wies Bayern auf, welchem während der
Napoleonischen Kriege nach und nach gegen hundert verschiedene Territorien
einverleibt worden waren. In den Kreisen Oberbayern, Niederbayern
.und in dem Neuburg'schen Theil von Schwaben gilt neben einigen Stadt-
rechten der 6o6ex NllximiIianLU8-, in den ehemaligen Fürstenthümern
Ansbach und Bayreuth neben den älteren Statuten das Preußische All-
gemeine Landrecht; in dem ehemaligen Visthum Bamberg das Bamberger
Landrecht; in dem ehemaligen Bisthum Würzburg das Würzburger Land-
recht; in den übrigen Theilen von Ober-, Mittel- und Unterfranken und

Schwaben außer Neuburg gelten einundvierzig größere Statuten und Gesetzgebungen; endlich in der Pfalz der Code. Zur Beseitigung dieser unseligen „Civilgesetz-Statistik" wurde schon 1809 beschlossen, den Code in Deutscher Umarbeitung auf Bayern zu übertragen, und der berühmte Criminalist Paul Johann Anselm von Feuerbach, seit 1808 mit dreiunddreißig Jahren Geheimrath im Justizministerium, mit der Arbeit betraut, der Plan aber schon 1810 wieder aufgegeben und eine Commission eingesetzt, um den (!oclex NaximiliaiwuL in eine für die ganze Monarchie passende Form umzugießen. Der von der Commission bis 1811 fertiggestellte Entwurf fand wegen seiner starken Abweichungen vom Coder keinen Beifall. Der Freiherr Christoph von Aretin, geboren am 2. December 1773 zu Ingolstadt und gestorben als Präsident des Amberger Appellgerichts am 24. December 1824, bekannt als charakterloser Lobhudeler Napoleons und jämmerlicher Denunciant der nach München berufenen norddeutschen Gelehrten, stellte bis 1816 einen neuen Entwurf fertig, der sich dem Ooclsx Hlaximiliansu8 mehr anschloß, so daß er für gut befunden und seine Publication mit Geltung seit 1. October 1818 beschlossen wurde. Nikolaus Thaddäus von Gönner, geboren am 18. December 1764 zu Bamberg und gestorben als Staatsrat!) am 19. April 182? zu München, ein vielseitiger und trefflicher Jurist, aber von Charakter ein neidischer, gehässiger Streber im schlechtesten! Sinne des Wortes, setzte es durch, daß dieser Beschluß aufgehoben wurde, und übernahm selbst den Auftrcg zur Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches, kam aber mit seinem sich weit freier bewegenden Entwurf nicht über die Einleitung und das Familienrecht hinaus. Dagegen ein vollständiger Entwurf in 1395 Artikeln, welcher die Rücksicht auf den Ooäex Nnxi-miIi»n6U8 ganz aufgab und die Österreichische Gesetzgebung zur hauptsächlichen Grundlage nahm, freilich aus diefem Grunde nicht gefiel, ward in den Jahren 1832 bis 1834 ausgearbeitet von dem verdienten Präsidenten des Appellationsgerichts zu Eichstädt, dem am 6. April 1774 zu Windheim geborenen, am 3. Januar 1859 zu Nürnberg gestorbenen Freiherrn Karl Ludwig von Leonrod, dem Vater des gegenwärtigen Bayerischen Iustizministers. In: Jahre 1844 wurde eine Gesetzcommission ernannt, um die Entwürfe zu einem bürgerlichen, Handels-, Strafgesetzbuch, einer Civil- und einer Strafproceßordnung auszuarbeiten, jedoch im März 1847 aufgelöst, nachdem das mit dein Entwurf zu dem bürgerlichen Gesetzbuch speciell betraute Commissionsmitglied, der damals an der Universität München docirende allbekannte Pandektist Karl Ludwig Arndts, ein vollständiges Sachen- und Obligationenrecht im Vrouillon entworfen und über die zu befolgenden Grundsätze einen ausführlichen, von der Commission im Wesentlichen genehmigten Bericht erstattet hatte. In Folge Cabinetsordre vom 8. October 1854 wurde die Arbeit wieder aufgenommen und bis zum Jahre 1858 ein Entwurf in sieben Büchern und 4583 Artikeln

vollendet. Eine Eommission unterzog ihn einer zweimaligen, zum Theil
völlig umgestaltenden Lesung und veröffentlichte in den Jahren 1861 und
1864 aus Theil I. das Hauptstück von den Rechtsgeschäften in 172,
Theil II, „das Recht der Schuldoerhältnisse" in 976, Theil III, „Besitz
und Rechte an Sachen" in 450, aus Theil I ferner 30 auf Sachen
bezügliche Artikel, sowie dazu zwei bezm. 298 und 131 Seiten starte
Bände Motive. Das Gesetzbuch war als ausschließendes, nicht blos als
subsidiäres Recht gedacht, und zu Grunde lag ihm die — in dem bürger-
lichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich wiederkehrende — systematische
Anordnung: Allgemeiner Theil, Recht der Schulduerhältnisse, Rechte cm
Sachen, Familienrecht, Erbrecht. Die ausdrücklich zur „allgemeinen Beur-
theilung" bezw. „allgemeinen Prüfung und Würdigung" aufgeforderte
Kritik äußerte sich dahin, daß das im Entwürfe Dargebotene im Vergleiche
mit anderen Gefetzbüchern und Entwürfen unbedingt das Beste fei, und
rühmte die klare und verständige Schreibart, die Genauigkeit und Umsicht
des Ausdrucks, die kernige und vräcife Sprache, die feste, so viel als möglich
deutsche Terminologie, die Übersichtlichkeit des Ganzen, die Tüchtigkeit
der Nedaction der einzelnen Artikel und das richtige Maßhalten zwischen
zu großer casuistischer Ausführlichkeit und übermäßig dürrer Kürze. So
hatte die Bestimmung der Bayerischen Verfassung vom 26. Mai 1818
Tit. VIII. § 7: „Es soll für das ganze Königreich ein und dasselbe Bürger-
liche Gesetzbuch bestehen" einen mächtigen Schritt zur Verwirklichung
gemacht, aber die politischen Ereignisse überholten das Werk, nachdem bereits
die auf Schaffung eines einheitlichen Rechts gerichteten Bestrebungen des
Deutschen Bundes von einer weiteren Fortführung abgemahnt hatten.
In Hessen-Darmstadt bestimmte die Verfassungsurkunde vom 17. De-
cember 1820 ebenmäßig, daß für das ganze Großherzogthum ein Bürger-
liches Gefetzbuch eingeführt werden solle. In diesem aus 45 verschiedenen
Territorien zusammengebrachten Staate galt und gilt noch heute in der
Provinz Nheinhessen der (^ocls civily, in den Provinzen Starkenburg und
Oberhessen das Genieine Recht neben zahlreichen localen Verordnungen und
einer Reihe von mehr oder weniger ausführlichen Landrechten. Der
Ministerialrath Moritz Wilhelm AugustVreidenbach, geboren am 13.December
1796 zu Offenbach, der Verfasser und Commentator des Hessischen Straf-
gesetzbuches vom 17. September 1841, erhielt den Auftrag, einen Entwurf
zu einem Bürgerlichen Gesetzbuch auszuarbeiten. Die erste Abtheilung
(Personen- und Familienrecht) erschien gedruckt 1842, die zweite (Vermögens-
gegenstände und deren Eintheilung, Besitz, Eigenthum, Dienstbarkeiten, Ver-
jährung, Ersitzung) und die dritte (Erbrecht) 1845, die vierte (Von den
Verbindlichkeiten) 1853. Der allgemeine Theil sollte erst nach der ständi-
schen Annahme der einzelnen Stücke entworfen und schließlich sämmtliche
Theile gemeinsam als einheitliches Gesetzbuch publicirt werden. Diese Ent-
würfe, begleitet von ebenso ausführlichen, wie von echt ^wissenschaftlichem

Geiste getragenen Motiven, waren unter gleichmäßiger Benutzung des Gemeinen und des Französischen Rechts mit vielem Geschick selbstständig und nach eigenem Plan ausgearbeitet und bewiesen einen unverkennbaren Fortschritt in der Kunst der Gesetzesverfassung. Daß auch diese Mühen vergeblich waren, lag wesentlich in dem Widerstände der rheinisch-hessischen Coolsten, welche der Rechtsgemeinschaft mit dem großen Gebiete des Französischen Rechts nicht zu Gunsten einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung des kleinen Großherzogthums entsagen wollten, und zudem siel mit dem am 2. April 1857 erfolgten Ableben Breidenbachs die treibende Kraft weg.
In Sachsen war schon 1763 die Anfertigung „eines eigenen Deutschen Gesetzbuches" in's Auge gefaßt worden, hatte von 1791 bis 1819 eine allerdings sehr unthätige Gesetzcommission bestanden, und waren seit 1830 wiederholte, jedoch mit Unwillen zurückgewiesene Stimmen laut geworden, das Oesterreichische Gesetzbuch anzunehmen. Im Jahre 1846 wurde die Sache endlich ernstlich zur Hand genommen. Gustav Friedrich Held, geboren am 28. Mai 1804 zu Meuselwitz, 1828 Aduocat, 1832 Assessor am Schöppenstuhl zu Leipzig, 1835 Appellationsgerichtsrath in Dresden, vom 25. Februar bis 2. Mai 1849 Iustizminister, darauf wieder, Geheimrath im Justizministerium, am 24. April 1857 zu Dresden gestorben, stellte bis 1852 einen sich zum Theil sehr eng an das Oesterreichische Gesetzbuch anlehnenden „Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen" fertig, der zwar 1853 den Standen vorgelegt, aber von Karl Georg von Wächter, dem Mri8 consultornin 6srin2,in2S ^uriZ oon8ulti88iniu8, und von Iofeph Unger, dem bekannten Österreichischen Juristen und Staatsmann, so ungünstig beurtheilt und in der bis zun, Obligationenrecht gediehenen ständischen Berathung so zerfetzt wurde, daß die Negierung ihn zurückzog. Nun wurde der Plan gefaßt, sich mit den benachbarten Staaten des Sächsischen Nechts zu einer gemeinsamen Ciuilgesetzgebung zu vereinigen. Dem zu Folge trat im Jahre 1856 eine aus Abgeordneten des Königreichs Sachsen, der Thüringischen Staaten und des Herzogthums Anhalt-Dessau bestehende Commission zusammen. Borsitzender war der Sächsische Apvellationsgerichts-Präsident von Langenn, Referent zuerst Held, dann der Geheime Iustizrath Siebenhaar, eifrigstes Mitglied der Verfasser des bekannten dreibändigen Werkes „Das praktische Gemeine Civilrecht" Karl Friedrich Ferdinand Sintenis, geboren am 25. Juli 1804 zu Zerbst, 1825 Advocat, 1837 Professor in Gießen, 1841 Rath in Dessau, 1850 zweiter und 1853 erster Präsident des Oberlandesgerichts für Anhalt« Dessau-Köthen, 1863 Anhaltischer Iustizminister, gestorben am 2. August 1868. Durch den Referenten wurde ein neuer Entwurf ausgearbeitet, den die Commission bis Mai 1860 in zwei Lösungen beriet!) und mit allgemeinen Motiven begleitete, während Siebenhaar für die ständische Berathung in großer Eile specielle Motive ausarbeitete. Die Borlage an den Landtag erfolgte am 30. November 1860, die Annahme durch denselben im

Juli 1861, die Publicinmg als „Bürgerliches Gesetzbuch für das König-
reich Sachsen" am 2. Januar 1863. Das am 1. März 1865 und nur
für das Königreich Sachsen, nicht für die anderen Commissionsstaaten in
Kraft getretene Gesetzbuch besteht aus 2620 Paragraphen und zerfällt in
die fünf Theile Allgemeine Bestimmungen §§ 1 bis 185, Sachenrecht 186
bis 661, Recht der Forderungen 662 bis 1567, Familien- und Verwandt-
schaftsrecht 1568 bis 1998, Erbrecht 1999 bis 2620. Sein Inhalt erstreckt
sich nur auf das allgemeine Privatrecht, nicht auf die Specialrechte; insoweit
sind aber alle früheren Gefetze, deren Giftigkeit nicht ausdrücklich vorbehalten
ist, aufgehoben. Das Gewohnheitsrecht ist als Rechtsquelle nicht anerkannt.
Wenn man sieht, wie seit dem Tage, an welchem das Österreichische
Gesetzbuch in Kraft trat, alfo in mehr als fünfzig Jahren, die einzige Frucht
der vielfachen und angestrengten Bemühungen das nur für das kleine
Sächsische Königreich in Geltung getretene Gesetzbuch ist, muß der Erfolg
derjenigen Bestrebungen, welche von den beiden großen Deutschen Einigungen,
dem Zollverein und dem Bunde, ausgingen, als ein großartiger Fortschritt
erscheinen, mögen sie auch nur das Obligationenrecht betreffen. Zu nennen
sind nämlich die Wechselordnung, das Handelsgefetzbuch und der in dem
Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich zu einem wundersamen
Leben erwachte Dresdener Entwurf eines allgemeinen Deutschen Gesetzes
über Schulduerhältnisse.
Der berüchtigte Demagogenjäger, aber höchst kenntnitzreiche und fleißige
Jurist Karl Albert Christoph Heinrich von Kamvtz, von 1832 bis 1842
Preußischer Gesetzgebungsminister, hatte bis zu seiner Entlassung vierzig
mit Motiven ausgestattete Gesetzentwürfe fertig gestellt, darunter 1836 einen
Entwurf des Wechselrechts, welcher 1838 durch den Berliner Stadtgerichts-
rath Grein revidirt und erweitert worden war. Dieser revidirte Entwurf
war den Beschlüssen des Siaatsministeriums entsprechend umgeformt und
fodann einer Commission des Staatsrats unterbreitet worden, in welcher
Kamptzs Nachfolger Friedrich Carl von Savignn, also der größte Jurist,
den Deutschland, aber unfähigste Iustizminister, den Preußen bis dahin
gehabt hatte, den Vorsitz führte. Grein als Referent, der große Germanist
Carl Friedrich Eichhorn, damals Mitglied der Gesetzcommission, und Ge-
heimer Iustizrath, als Correferent fungirte, und welche ihn im Laufe des
Jahres 1843 in dreizehn Sitzungen prüfte. Den aus dieser Prüfung
hervorgegangenen Entwurf hatte eine neue Commission zur Prüfung er-
halten, welche, mit dem damaligen Geheimen Legationsrath v. Patow, dem
bekannten Staatsmann, als Vorsitzenden und dem Geheimen Iustizrath
Bischoff als Referenten ihren Bericht im October 1846 erstattete, indem
sie mit Hinblick auf eine Vereinbarung der Zollvereinsstaaten, eine gemein-
same Wechselordnung abzufassen, den Entwurf fo zu gestalten bemüht

gewesen war, daß er den andern Vereinsstaaten zur gleichmäßigen Annahme vorgeschlagen weiden könne. Der Entwurf war dann wieder in die Savigny'sche Commission zurückgekehrt, hier einer neuen, vielfach ändernden Prüfung unterzogen und endlich mit einer Denkschrift vom 31. August 1847 veröffentlicht worden. Diese Denkschrift enthielt eine seitens der Preußischen an die Regierungen sämmtlicher Deutschen Bundesstaaten gerichtete Einladung, behufs Nerathung eines allgemeinen Wechfelrechts auf den 29. October d. I. Deputirte in Leipzig zusammentreten zu lassen. Am genannten Tage trat die Conferenz zufammen. Sie bestand aus den Abgeordneten der Staaten Oesterreich, Kurhessen, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Oldenburg, Holstein und Lauenburg, Mecklenburg-Schwerin, Weimar, Meiningen, Altenburg, Koburg-Gotha, Araunschweig, Nassau, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß-Greiz, Schleiz, Lobenstein und Ebersdorf, Hohenzollern-Sigmaringen, Hohenzollern-Hechingen, Liechtenstein, Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg. Die Abgeordneten — zwanzig Juristen, zehn taufmännifche Sachverständige — waren: für Oesterreich und Liechtenstein Hofrath Dr. Heister; für Preußen v. Patow, Bischoff, Bankier Magnus und Präsident der Handelskammer zu Köln Camvhausen; für Bayern Oberappellationsgerichtsrath Dr. Kleinschrod und Bankier Assessor Schmidt; für Sachsen Vizepräsident Kr. Einert, Krämermeister Poppe und Kaufmann Georg:; für Hannover Schatzrath Lehzen und Bankier Hostmann; für Württemberg und beide Hohenzollern Obertribunalrath Dr. von Hofacker; für Baden Ministerialraty Brauer und Bankier Hohenemser; für Hessen-Darmstadt Nreidenbach; für Hessen-Kassel Obergerichtsrath Fuchs; für Oldenburg und Bremen Senator Dr. Albers; für Holstein und Lauenburg Bürgermeister Etatsrath Behn; für Mecklenburg-Schwerin Professor Dr. Thöl, der berühmte Handelsrechtler, damals in Rostock lehrend; für die Sä'chsifch-Thüringifchen Staaten Geheimrath Thon; für Vraunschweig Hofrath Liebe und Kaufmann Haafe; für Nassau Geheimrath Vollpracht; für Lübeck Syndikus Dr. Eider; für Frankfurt Syndikus Dr. Harnier; für Bremen neben Senator Dr. Nlbers der Aeltermnnn Lürmann; für Hamburg Senator Lutteroth-Legat und Handelsgerichtspräses Dr. Halle. Die wissenschaftlich bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder waren Vifchoff, Einert, Breidenbach und Thöl. Den Vorsitz in den fünfunddreißig Sitzungen führten abwechselnd von Künneritz und von Patow, und als Referent fungirte wiederum Bifchoff, als Protokollführer der Leipziger Stadtgerichtsrath Dr. Haenfel und der Preußische Kammergerichts-Assessor Siegfried Borchardt, Letzterer bereits damals als juristischer Schriftsteller aufgetreten und bis zu feinem am Weihnachtsabend 1880 erfolgten Tode Autorität auf dem Gebiete des Wechselrechts nicht blos in Deutschland, sondern in allen Cultnr- und Handelsstaaten.

Die Verathung schloß sich an den Preußischen Entwurf an, unter Berücksichtigung jedoch einiger anderer Entwürfe und einiger particulären Wechsel-

ordnungen. Bereits am 1. December fand die Schlußsitzung und in der Zeit vom 14. Februar 1848 bis 25. Juli 1850 die Einführung der „Allgemeinen Deutschen Wechselordnung" in allen Bundesstaaten, ausgenommen in Luxemburg und Limburg, statt. Das Gesetz ist an wissenschaftlicher Klarheit und Sicherheit, sowie an praktischer Brauchbarkeit das beste Gesetz, welches Deutschland besitzt.

Die Reichsverfassung vom 28. März 1849 bestimmte in § 64:

„Der Reichsgewalt liegt es ob, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wcchselrecht, Stmfrecht und gerichtliches Verfahren die Ncchtseinheit im Deutschen Volte zu begründen."

Bereits am 26. November 1848 hatte der Reichsverweser die Wechselordnung als Neichsgesetz verkündet und gleichzeitig der Reichsjustizminister, der am 5. November 1875 in Berlin während seiner Betheiligung an den Arbeiten des Reichstages verstorbene berühmte Staatsrechtler Robert von Mohl eine Commission zur Ausarbeitung eines „Entwurfes eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland" berufen, welche aber in ihrer Arbeit nicht weit kam. Dagegen nahm der reactivirte Bundestag das Werk mit einer Umsicht und Entschlossenheit zur Hand, welche das letzte Decennium seiner Eristenz insoweit zu einem nicht unrühmlichen gemacht hat.

Zunächst wurde der schon früher aufgeworfene Plan eines allgemeinen Handelsgesetzbuches aufgenommen. Am 21. Februar 1856 beantragte Bayern die Niedersetzung einer „Commission zur Entwerfung und Vorlage eines allgemeinen Handelsgesetzbuchs für die Deutschen Bundesstaaten". Am 17. April 1856 wurde der Antrag zum Beschluß erhoben und an: 18. December näher beschlossen, daß die zu dem Ende niederzusetzend!: Commission am 15. Januar 1857 in Nürnberg zusammentreten solle. Die Commission trat zur festgesetzten Zeit in Nürnberg zusammen, und zwar hatten sich als Commissäre eingefunden:

für Österreich: Handelsgerichtspräsident Dr. Ritter von Raule und Sectionsrath im Handelsministerium Dr. Schindler aus Wien;

für Preußen: Geheimer Oberjustizrath Dr. Nischoff und Commerzienrath R. Warschauer aus Berlin;

für Bayern: Iustizminister Dr. von Ningelmann aus München, Avvellationsgerichtsdirector Dr. Seuffert aus Nürnberg, Kaufmann und Hllndelsgerichtsassessor Chr. Merk aus Nürnberg, Fabrikant und Wechselgerichtsassessor Th. Sander aus Augsburg-,

für Sachsen: Staatsminister a. D. N. Georgi aus Dresden;

für Hannover: Professor Dr. Thöl aus Göttingen;

für Württemberg: Professor Dr. von Gerber aus Tübingen, der am 23. December 1891 als Sächsischer Cultusministei gestorbene Verfasser des allbekannten „System des Deutschen Privatrechts", und Staatsrat!) a. D. Kaufmann v. Goppelt aus Heilbronn;

für Baden: Mimsterialrath C. Ammann aus Karlsruhe;

für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser: Professor
Dr. von Hahn aus Jena;
für Nassau: Präsident Vollpracht aus Wiesbaden;
für Mecklenburg-Schwerin: Senator Dr. Mann aus Rostock;
für Lübeck: Nichter Dr. Haltermann aus Lübeck;
für Frankfurt: Senator Dr. Müller aus Frankfurt;
für Bremen: Senator Dr. Heineken und Aelttrmann E. F. Gabein
aus Bremen;
für Hamburg: Präses a. D. Dr. Halle.

Diese Commission wählte den Iustizminister Dr. v. Ningelmann zu ihrem ersten, den Nitter von Raule zu ihrem zweiten Präsidenten und Bischoff zum Referenten und bestellte den Bayerischen Assessor Lutz, den späteren langjährigen Cultusminister, zu ihrem Secretär und Protokollführer. Der Berathung wurde ein von Bifchoff schon vorher ausgearbeiteter Entwurf in sechs Büchern zu Grunde gelegt, welcher neben dem Handelsrechte auch das Seerecht und das Assecuranzwesen, den kaufmännischen Concurs und die Gerichtsbarkeit in Handelssachen umfaßte. Ueber denselben wurden in 176 Sitzungen vom 21. Januar bis 2. Juli 1857 und vom 15. September 1857 bis 8. März 1858 zwei Lesungen gehalten. Während dieser Zeit ergaben sich in den Mitgliedern der Commission theils Vermehrungen, theils Veränderungen. Außer den oben angeführten Bundesstaaten ließen sich nämlich noch vertreten:

Kurhessen durch ObergerichtZrath Schuppius aus Kassel;
Hessen-Darmstlldt durch Ministerialrath Frank aus Darmstadt und
Kaufmann Nüder aus Mainz;
Vraunschweig durch Obergerichtsrath Trieps aus Wolfenbüttel;
Anhalt-Dessau-Köthen durch Professor Dr. von Hahn.

Schon in der ersten und zweiten Sitzung traten noch ein: für Preußen Geheimer Commerzienrath Ruffer aus Breslau und für Sachsen Appellationsgerichtsrath Dr. Tauchnitz aus Leipzig. Für Bayern traten später an die Stelle Merks der Kaufmann und Handelsgerichtsassessor Zahn und dann der Handelsgerichtsassessor Kirchdörffer, und für Hamburg wurden noch zu Cammissären ernannt der vormalige Handelsrichter de Chapeaurouge, Senator Dr. Haller und Dr. Trümmer. Endlich trat für den am 11. Juli 1857 verstorbenen Dr. Bischofs der Geheime Oberjustizrath und Senatspräsident Dr. Heimsöth aus Köln ein, welcher wie sein Vorgänger das Amt eines Referenten übernahm.

Nach Beendigung der zweiten Lesung siedelte die Commission zur Berathung des Seerechtes nach Hamburg über, woselbst am 26. April 1858 die Eröffnung statt hatte. Als Commissäre hatten^ sich eingefunden:

für Oesterreich: Dr. Nitter von Naule, OberInndesgerichtZrath
Benoni von Llanisberg aus Trieft und Nitter von Sartorio
aus Trieft;

^9H Linst öchwait; in Altona.
für Preußen: Dr. Heimsöth, Tribunalsrath Pape aus Königsberg
— der spätere Präsident des Reichs-Oberhandelsgerichts und
Vorsitzender der Commission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines
Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich —, Commerzien«
rath Rahno aus Stettin und Navigationsschuldirector Albrecht
aus Danzig;
für Bayern:-Dr. Seuffert;
für Hannover: Dr. Thol;
für die Grohherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser und Anhalt-
Dessau-Käthen: Dr. von Hahn;
für Braunschweig: Dr. Triers;
für Mecklenburg-Schwerin: Dr. Mann;
für Oldenburg: Generalconful H. Th. Schmidt aus Hamburg;
für Lübeck: Dr. Afher aus Hamburg;
für Bremen: Dr. Heineken und Handelsrichter C. E. E. Klugrist
aus Bremen; .
für Hamburg: Dr. Halle, H. I, Herz und N. Hudtwalcker aus
Hamburg.
Während dieser seerechtlichen Berathungen starb Generalconful Schmidt und
traten ferner ein:
für Österreich: Dr. Schindler;
für Preußen: Commerzienrath Schnell aus Königsberg und Kauf«
mann Behrend aus Danzig;
für Württemberg: Dr. von Gerber;
für Oldenburg: Dr. Föhring aus Hamburg;
für Bremen: Senator H. F. Weinhagen aus Bremen;
für Hamburg: Senator Dr. Petersen, Präses Dr. Versmann.
Capitän Göde und Oberappellationsrath a. D. Dr. Oppenheim,
sämmtlich aus Hamburg.
Als Präsident fungirte Dr. Ritter von Raule, als Referent zuerst
Dr. Heimsöth und sodann Pape, als Protokollführer Lutz und Dr. Ullrich
aus Hamburg. Ueber den Entwurf des Seerechts wurden zwei Lesungen
abgehalten, welche nnt 371 Sitzungen vom 28. April 1858 bis zum
25. October 1859 und vom 9. Januar bis 22. August 1860 dauerten.
Sodann kehrte die Commission zum Zwecke einer dritten Lesung der
vier ersten Bücher des Handelsgesetzbuches nach Nürnberg zurück, woselbst
sich am 19. November 1860 zusammenfanden:
für Österreich: Dr. Ritter von Raule und Dr. Schindler;
für Preußen: Dr. Heimföth und Pape;
für Bayern: Dr. Seuffert;
für Sachsen: Dr. Tauchnitz;
für Hannover: Dr. Tühl;
für Württemberg: Dr. von Gerber;

für Baden: Ammann;
für Kurhessen: Oberappellationsgerichtsrath Gleim aus Kassel;
für Hessen-Darmstadt: Geheimmth Frank;
für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser und Anhalt-Dessau-Kochen: Dr. von Hahn;
für Mecklenburg-Schwerin: Kr. Mann;
für Lübeck: Dr. Haltermann;
für Bremen: Dr. Heineken;
für Hamburg: Dr. Trievs.

Vom 28. November an war Dr. Seuffert auch für Nassau bevollmächtigt, und am 15. Februar 1861 trat für Thöl der Oberjustizrath Dr. Leonhardt aus Hannover, der spätere, langjährige Preußische Justizminister, ein. Als Präsident fungirte Dr. Ritter von Raule, als Referent Dr. Heimsöth, als Secretär und Protokollführer Lutz. Die Berathung erfolgte in 41 Sitzungen vom 19. November 1860 bis 11. März 1861. Am 12. März fand die Schlußsitzung statt. Am 14. März wurde, unterzeichnet von Raule, Heimsöth, Pave und Lutz, der Entwurf in fünf Büchern und 911 Artikeln der Bundesversammlung mittels Begleitschreibens vom gleichen Tage übersendet. An den Berathungen hatten teilgenommen 56 Commissäre, nämlich 36 Juristen und 20 kauf- und seemännische Sachverständige, welche voni 15. Januar 1857 bis 12. März 1861 im Ganzen 589 Sitzungen abgehalten haben. Soweit bekannt, sind von diesen Männern heute nur noch zwei am Leben.

Das Handelsgesetzbuch ist das umfangreichste und neben der Reichsverfasslmg und dein Neichsstrafgesetzbuch einflußreichste Gesetz, welches bisher für ganz Deutschland gegolten hat. Sein großer Werth ist unbestritten, seine Einwirkung auf die Gestaltung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist offenbar, und es ist mit der Wechselordnung die einzige große Codisication der Vergangenheit, welche, obschon mit manchen Abänderungen, auch neben dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Geschäftsleben in Deutschland beherrschen wird. Um so näher liegt die Frage, ob einer seiner sechsundfünfzig Verfasser in so nachhaltiger und eindringlicher Weise eingewirkt hat, daß trotz der großen Zahl der Baumeister der geschaffene Bau an seinen Namen angeknüpft werden darf. Diefe Frage scheint niemals aufgeworfen zu sein und kann auch nicht für einen Einzelnen beantwortet werden. Aber wenn es Einer verdient, nicht blos als einzelner Theilnehmer an der fo Vielen übertragenen Arbeit, sondern als das Haupt, als der geistige Führer und Bannerträger genannt zu werden, so ist es derselbe Mann, der als der Erste aus der großen Schcmr, nicht ein halbes Jahr nach Beginn der Arbeit, abgerufen wurde, nämlich Bischofs. Nur eine Pflicht der schuldigen Dankbarkeit und Verehrung ist es, wenn das Andenken an diesen so völlig vergessenen Mann, dessen Namen „kein Lied, kein Heldenbuch meldet", an dieser Stelle wieder heraufgeführt wird.

Friedrich Wilhelm August Bischoff war am 26. August 1804 zu
Halberstadt geboren, wo sein Vater als Calculator bei der Königlichen
Kammer diente. Dort besuchte er Schule und Gymnasium. Die Eltern
verlor er schon, bevor er die Hochschulen Halle und Berlin bezog. Nach
beendigtem Rechtsstudium legte er im Jahre 1825 an seinem Geburtstage
die erste juristische Prüfung ab, trat dann aber zu seiner allgemeinen Aus-
bildung eine Reise nach Italien und Frankreich an, von welcher er erst
nach Neujahr 1827 zurückkehrte. Am 30. Januar 1827 wurde er als
Auscultator beim Berliner Stadtgerichte verpflichtet. Bereits bei seiner
Präsentation zur Neferendariatsprüfung, gegen Ende 1828, berichtete das
Stadtgerichtsdirectorium unter sonstigen Aeußerungen des Beifalls: „Be-
sonders im Criminalfache hat er sich als einen ganz außerordentlichen
Arbeiter bewährt; mit Recht zählt das Stadtgericht ihn unter seine
hoffnungsvollsten Zöglinge." Am 10. April 1829 wurde er zum Referendar,
am 17. Januar 1834 zum Kammergerichtsassessor ernannt. Im folgenden
Jahre berief ihn von Kamptz als Hilfsarbeiter M das Ministerium für
Gesetzgebung und die Justizverwaltung der Nheinprovinz. Bereits 1838
wurde er unter Velassung in seinem Dienstverhältnisse zum Landgerichtsrath
befördert, 1840 zu den Arbeiten des Staatsrats herangezogen, im Februar
1842 zum Geheimen Referendar beim Staatsrat!) und im September des-
selben Jahres zum Geheimen Iustizrath ernannt. Im Staatsrats arbeitete
er an dem Entwurf des Strafgesetzbuches, sowie an der Revision des
Handels- und Wechselrechts und wurde deshalb, wie oben mitgetheill, aus-
ersehen, mit Patow, Magnus und Camphausen Preußen 184? auf der
Leipziger Wechselconferenz zu vertreten, wobei ihm das Referat und damit
der wichtigste Theil der Arbeit zufiel. Am 29. Juli 1848 trat er als
vortragender Ruth in das Justizministerium, und hier begann sein erfolg-
reichstes Wirken, sobald die ruhiger gewordenen Verhältnisse im Jahre 1849
gestatteten, wichtige und vielfach erörterte Fragen der Legislation zum
Austrag zu bringen. Der eigentlichen Justizverwaltung' dem Negieren
und Ordnen, dem Einrichten und Controliren war seine Neigung am
wenigsten zugewandt; das überließ er gern, voll Anerkennung der Be-
fähigung Anderer, fremder Hand, und wo es auf Zahlenverhältnisse ankam,
bemerkte er wohl lächelnd: „Ich bin doch ein gar zu schlechter Rechen-
meister." Dagegen waren die schmierigsten Arbeiten aus dem Gebiete des
Staatsrechts bei ihm vortrefflicher Erledigung 'gewiß; in internationalen
Verhandlungen geleitete seinen Fleiß und seine Kenntniß ein seltener Tact
zum erwünschtesten Resultate; wichtige, die tirchlichstaatlichen Verhältnisse
betreffende Angelegenheiten wurden von ihm in gründlichster und rücksichts-
vollster Weise erörtert; der Verbesserung des Gefängnißwesens war seine
Neigung und sein Studium lebhaft und erfolgreich zugewendet. Das
Strafrecht vor Allein fand in ihm den gelehrten Kenner, der mit dem
Lichte lauterer Humanität im Dunkel des Elends und des Nebels die

Grenze zu finden bemüht war, über welche hinaus „die Liebe zur Gerechtigkeit und der gemeine Nutzen" eine Minderung der Buße gestattet. War deshalb bereits früher im Staatsrath und in der Versammlung der vereinigten Ausschüsse der Landtage seine Thätigkeit bei Berathung eines neuen Strafrechts vielfach erprobt worden, so konnte der Iustizminister Simons, der bald nach Uebernahme des Portefeuilles die endliche Erledigung des oft unterbrochenen Werkes sich zur Aufgabe gestellt hatte, keinen erfahreneren und zuverlässigeren Mitarbeiter finden als ihn. Der Entwurf des Strafgesetzbuches, welches dem Landtage in der Session 1850/1851 zur Veschlußnahme vorgelegt wurde, ist vorzugsweise sein Werk, und er war es, der als Regierungscommissar viele Monate hindurch an den Verhandlungen Theil nahm, bis der Entwurf zur Annahme gelangt war, um am 14. April 1851 als „Strafgesetzbuch für die Preußischen Staaten" publicirt zu werden. Ein Freund von ihm, damals Mitglied der zweiten Kammer und Vorsitzender der von dieser erwählten Strafgesetzcommission, zugleich der zeitlich erste Commentator des Preußischen Strafgesetzbuches, der ausgezeichnete Germanist Georg Veseler hat in seinen Erinnerungen, „Erlebtes und Erstrebtes" (1884, S. 104/105), sich nach einem Menschenalter in folgender Weise über jene Zeit ausgesprochen:

„Vor Allem aber lag in der Persönlichkeit des Regierungscommissars, Geheimen Iustizrathes Nischoff die Gewähr erfolgreicher Thätigkeit. Ich habe den vortrefflichen Mann bei dieser Geleneuheit zum Freuude gewonnen und bewahre ihm ein treues Gedächtnis;. Seit Svarez hat Preußen keinen für die Gesetzgebung so begabten und so einflußreichen Juristen gehabt wie Bischoff. Er beherrschte vollständig deu Stoff und faßte die Gcsetzgebungstuvst im höheren Sinn auf. indem er an Stelle der casuistischen Behandlung der früheren Zeit die knappe Methode, welche die Rechtsprincipien bestimmt hervortreten laßt, zur Geltung brachte. Die maßgebende Revision des Strafgesetzbuches vom Jahre 1845 war hauptsächlich sein Wert, er vertrat als Referent in der Leipziger Wcchselconferenz die Preußische Regierung, ihm ist hauptsächlich die Preußische Concnrsordnung zu verdanken, in der Nürnberger Nimdcscommission für das Handelsgesetzbuch fungirtc er wieder als Berichterstatter über den von ihm verfaßten Preuhischeu Entwurf. Tic Ueberspaimuug der Kräfte raffte ihn hier mitten in der Arbeit frühzeitig dahin. Als Regierungscommissar war Bischoff unübertrefflich: immer auf das Beste unterrichtet, vou großer Schärfe und Sicherheit in der Redaction, gewandt in der Debatte, freundlich und eiitgegmkommend in der Form, im Unwesentlichen zum Nachgeben bereit, in der Hauptsache fest uud zähe."

Als ein äußeres Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste ist seine am 28. Juni 1851 erfolgte Ernennung zum Geheimen Oberjustizrathe zu betrachten. Auch an den Gesetzen, die seitdem dem Strafgesetzbuch ergänzend und modiftcirend hinzutraten, hatte er vorzugsweisen Nntheil. Sorgsam und treu forschte er, wo die Erfahrung auf Aenderungen des kaum geendeten Werkes hinwies; geschickt paßte er neues Detail in das bleibende Nechtssystem, ohne letzteres zu gefährden.

Kaum mar hier seine Hand einigermaßen frei, so drängte sich neuer Stoff zu wichtiger Arbeit heran. Das Eoncursverfahren und die mit

demselben in Verbindung stehenden Bestimmungen des materiellen Rechts waren nicht mehr im Stande, den Ansprüchen einer raschen und sicheren Rechtspflege zu genügen; Nachhilfe der Gesetzgebung im Einzelnen reichte nicht aus; es galt eine Umgestaltung im Ganzen. Auch hier war es Bischoff, der im Auftrage des Ministers die Aufgabe übernahm und sie in ähnlicher Weise wie beim Strafgesetzbuche durch alle Stadien der Gesetzgebung durchführte. Die aus diesen Mühen hervorgegangene Concursordnung von» 8. Mai 1855 ward wegen der durch sie bewirkten Vereinfachung, Elasticität und Beschleunigung des Verfahrens sogleich als ein großer legislativer Fortschritt anerkannt, hat sich, die Sicherheit des gemeinrechtlichen Processes mit der Ungezwungenheit des Französischen Verfahrens verbindend, während ihrer vierundzwanzigjährigen Geltung allseitigen Beifall erworben und liegt, wie fast allen späteren Gesetzgebungen anderer Länder, so insbesondere der Neichsconcursordnung zu Grunde, wie sie überhaupt von Vornherein mit der Tendenz ausgearbeitet war, auch in andere Nechtsgebiete eingeführt zu werden.

Ein neues Feld der Thätigkeit bot sich Vischoffs rastlosem Eifer fofort dar. Der Versuch, der bei dem Wechselrechte unter günstigen Umständen gelungen war, sollte in größerem Maßstabe erneuert werden: der Versuch, dem gesummten Deutschen Vaterland« ein gemeinsames Handelsrecht zu geben. Sollte dies gelingen, so bedurste es dazu einer in so seltener Weise begabten Persönlichkeit, wie die seinige war. Zu der besten Kran des gereiften Mannes gesellte er gerade für diese Aufgabe fast jugendlichen Enthusiasmus. Eiuer der bedeutendsten und der nach Soarez in der Verschwiegenheit des stillen amtlichen Wirkens einflußreichste Jurist, den Preußen je gehabt hat, verband er mit dem vollsten Vertrauen und Stolz auf sein engeres preußisches Vaterland die wärmste Begeisterung für Deutfchlands Ehre und Einigkeit, und so schien er das neue Wert als die wichtigste Aufgabe seiner amtlichen Thätigkeit anzusehen, ja, wie er selbst wiederholt aussprach, er lebte nur für dasselbe. Schon nach kurzer Frist konnte er einer Versammlung ausgezeichneter rechtsverständiger und praktischer Fachmänner den umfangreichen Entwurf vorlegen, der mit gleicher Geschwindigkeit unter Benutzung der begutachtenden Beschlüsse revidirt und in seiner neuen Fassung den anderen Bundesstaaten mitgetheilt wurde.

Bei der am 15. Januar 1857 in Nürnberg zusammentretenden Conferenz war er stimmführendes Mitglied für Preußen, wurde sein Entwurf der Verathung zu Grunde gelegt, er selbst ebenso wie einst in Leipzig zum Referenten erwählt. All sein vielseitiges Wissen, alle glänzenden Eigenschaften seines Verstandes, alle gewinnenden Tugenden seines edlen Gemüthes offenbarten sich auch in dieser Versammlung. Fast ein halbes Jahr währte die aufreibende Arbeit; da warf ihn, als eben die erste Lesung beendet war, eine heftige Krankheit, gegen welche der ermattete Geist und der leidende Korper nicht länger zu kämpfen vermochte, auf das Lager

und entriß ihn schon nach zwei Tagen dem Werke, dem Vllterlande und den Freunden, nur acht Monate älter als Svarez und wie dieser — er war unverehelicht geblieben — ohne Hinterlassung von Nachkommen.
Im Herbste zuvor hatte die Greifswalder Iuristenfacultät bei ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier unter Beselers Decanat ihn zum Doctor der Rechte ernannt. Nicht leicht hat diese Ehrung einen Würdigeren getroffen als ihn, der für das Recht gelebt hat und in seinem Beruf gestorben ist. Sattelfest in jeder Disciplin des Rechts, sicher im Gemeinen Necht und zugleich der größte Kenner des Preußischen und Französischen, beseelt von einem Fleiße, der keine Ermüdung kannte, und durchdrungen von einer Treue im Kleinsten, die stets den Blick auf das Ganze gerichtet hielt, suchte er nie das Seine, aber gerade der Zug der Anspruchslosigkeit, der Milde, der Nachgiebigkeit, der durch sein ganzes Wesen ging, machte sein Wirken, besonders in berathenden Versammlungen so ungemein erfolgreich und segensvoll. Seine Ruhe und Mäßigung bei lebendigstem Widerspruch, sein bereites Nachgeben bei Unwesentlichem, seine vermittelnde Zuspräche beim Kampfe der Meinungen brachten oft der gefährdeten Sache den Sieg. Sicherte ihm sein klarer, Heller Verstand, der in ausgezeichnetem Nedactionstalent, rascher Auffassung der Debatte, eleganter und erschöpfender Erörterung des zur Verathung stehenden Gegenstandes besonders hervortrat, die Hochachtung der Fachgenossen, ließen Besprechungen über Kunst und Litteratur den feinen, klassisch gebildeten Geist erkennen, dessen Urtheil, durch Studien und Reisen gereift und geläutert, gern gehört und gesucht wurde, so war es doch noch viel mehr die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit einer treuen Seele und eines reinen Herzens, die ihm unbewußt die Zuneigung und Freundschaft derer zuführte, welche ihm nahetraten. Und wer weiß heute noch Etwas von ihm, den man am 14. Juli 1857 „allzufrüh und fern der Heimat" nach dem Iohanniskirchhofe in Nürnberg zur letzten Ruhe hinaustrug? Auf den Hügel des besten Deutschen Mannes sollten die besten steinernen Zeugen Deutscher Herrlichkeit in stummer Trauer herniederschauen, in seinen Todesschlummer die Wasser des schönsten Brunnens Sagen Deutscher Einigkeit rauschen, das nahe Sebaldusgrab daran erinnern, was Deutscher Sinn und Wesen zu schaffen und zu vollenden vermögen, aber im neuen Deutschen Reiche ist sein Name vergessen, als ob er nie gewesen wäre, wie hell immerhin aus dem Schutt und Moder des versunkenen Hügels und des verwitterten Grabsteines das alte Wort ,<Imiv6i-itu8 morl" heraufleuchtet. —
Noch während das Handelsgesetzbuch noch im Werden begriffen, ging der Bundestag bereits einen Schritt weiter. Am 17. December 1859 beantragten die Negierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Sachfen-Meiuingen, Sachfen-Altenburg und Mecklenburg-Strelitz eine Erörterung der Frage, ob und inwieweit die Herbeiführung eines gemeinsamen Eiuil- und

-NN Linst öchwartz in Altana.
Criminalgesetzbuchs wünschenswerth und ausführbar sein werde. Der mit der Prüfung des Antrages betraute Ausschuß erstattete am 12. August 1861 einen meisterhaften Bericht, welcher für das Sachen-, Familien- und Erbrecht eine gemeinsame Gesetzgebung wenigstens zur Zeit als theils nicht Bedürfniß, theils unmöglich bezeichnete, für das Obligationenrecht dagegen eine solche dringend empfahl und mit dem Antrage schloß, eine Commisfion zur Ausarbeitung und Vorlage des Entwurfs eines allgemeinen Gesetzes über die Rechtsgeschäfte uud Schuldverhältnisse (Obligationenrecht) für die Deutschen Bundesstaaten mit dem Sitz in Dresden in Aussicht zu nehmen.
Am 6. Februar 1862 beschloß die Bundesversammlung diesen» letzteren Antrage gemäß, und in Folge eines weiteren Nundesbeschlusses vom 13. November 1862 trat die Commisfion am 5. Januar 1863 in Dresden zusammen. Als Vertreter waren auf ihr erschienen:
für Oesterreich: Dr. Ritter von Raule;
für Bayern: Geheimrath Apvellationsgerichtsdirector von Metz aus München;
für Sachsen: Geheimer Iustizrath Kr. Siebenhaar aus Dresden;
für Hannover: Obergerichtsdirector Dr. Lüder aus Verden;
für Württemberg: Obertribunalsrath Dr. Kübel aus Stuttgart;
für Hessen-Darmstlldt: Geheimrath Dr. Müller aus Darmstadt;
für Frankfurt: Senator Dr. Gwinner aus Frankfurt;
für Mecklenburg-Schwerin: Professor Dr. Meibom aus Rostock.
Nassau ilnd Meiningen übertrugen das Commissariat an den Abgeordneten für Bauern bezw. Sachsen. Kurhessen und Schwarzburg-Rudolstadt standen durch fortlaufende Entnahme der Sitzungsprotokolle mit der Commisfion in Verbindung.
Meibom und Gwinner schieden im Laufe der Beratungen aus.
Vorsitzender war Raule, Referent Siebenhaar, Protokollführer Bezirtsgerichtsrath Dr. Franke und Bezirksgerichtsactuar Just, Beide aus Dresden.
Die Vertheilung der Arbeite« fand in der Weise statt, daß neben dem Plenum drei Ausschüsse bestanden: ein vorbereitender zur Ausarbeitung der Vorlage« für die materiellen Beratungen, ein Nedactionsausschuh zur Formulirung der in den Plenaroersammlungen gefaßten Beschlüsse und ein Ausschuß zur Prüfung der Protokolle. Als Grundlage der auszuarbeitenden Vorlage diente der Bayerische Entwurf, jedoch unter anhaltender Berücksichtigung des Hessischen Entwurfs und des Sächfifchen Gesetzbuches. Daneben wurden die Grundsätze des Gemeinen Rechts, sowie die Bestimmungen der größeren Civilcodisicationen — Allgemeines Landrecht, Oesterreichisches Gesetzbuch, Noäs eivil, Züricher'sches Gesetzbuch — und die sonstigen particularen Gesetzgebungen berücksichtigt, und war»'« die Vorschriften des Handelsgesetzbuches in vielen Punkten maßgebend.
In 321 Plenarsitzungen, also ungerechnet die zahlreichen Ausschußsitzungen, wurden zwei Lesungen, die erste vom 'i. Januar 1,^63 bis 16. Juni

1865, die zweite vom 6. October 1865 bis 28. Mai 1866 vorgenommen.
Am letztgenannten Tage schloß die Commission ihre Arbeit ab. Der
1045 Artikel enthaltende Entwurf wurde im Jahre 1866 durch Dr. Franke
im Auftrage der Commission veröffentlicht und gelangte natürlich in der
Bundesversammlung nicht mehr zur Berathung. Ihm war aber beschieden,
zweiundzmanzig Jahre später zu neuem Leben zu erwachen, indem er, was
in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden oder doch unbeachtet geblieben
zu sein scheint, zu einem großen Theil in das Bürgerliche Gesetzbuch für
das Deutsche Reich hinübergenommen ist.

Der dem constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes am
4. März 1867 vorgelegte Entwurf einer Bundesverfassung erklärte in
Artikel 5 Nr. 13 für der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der
Gesetzgebung desselben unterliegend

„die gemeinsame Civilproceßordnung und das gemeinsame Concursuerfahren,
Wechsel- und Handelsrecht".

Lasker stellte hierzu den Abänderungsantrag:

„die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels-,
und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren",

wogegen Miquel die Fassung:

„die gemeinsame Gesetzgebung über das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das
gerichtliche Verfahren"

beantragte. Miquel wurde bei der am 20. März 1867 stattfindenden
parlamentarischen Berathung insbesondere von Gerber und Wächter unter-
stützt, von denen Gerber allerdings eine alsbaldige Codisication ablehnte
und ein stückweises Vorgehen empfahl, der greise Wächter dagegen in
jugendlicher Frische die Codification anrieth und nur für die nächste
Zukunft andere Arbeiten ^ ein gemeinsames Strafrecht ^ für dringender
erachtete. Die Abstimmung entschied für den Laster'schen Antrag, der von
den verbündeten Regierungen angenommen uud somit geltendes Recht wurde.
Aber gleich bei den ersten dem Obligationenrecht angehörenden Bundesgesetzen
erfüllte sich Miquels Prophezeiung, daß es unmöglich sein werde, das
Obligationenrecht abgesondert von dein übrigen Rechtssysteme zu behandeln
und bezüglich der übrigen der Competenz des neuen Bundes unterstellten
Gesetzgebung von dem bürgerlichen Recht abzusehen, ohne in die größten
Conflicte und Schwierigkeiten zu gerathen. Im Jahre 1869 wurde daher
der Miquel'sche Antrag von Miquel und Laster zusammen und ebenso in
den Jahren 1871, 1872, 1873 von Lasker wieder eingebracht und jedes
Mal im Reichstage mit großer Majorität angenommen, begleitet oon einer
lebhaften Agitation in den territorialen Landtagen. Endlich, am 12. December
1873, trat der Bundesrath mit vierundfünfzig gegen vier Stimmen (beide
Mecklenburg und Reuß ältere Linie) bei, und durch das Gesetz vom

20. December 1873 wurde die Nr. 13 des Artikels 4 der Reichsverfassung dahin formulirt:

„Die gemeinsame Gesetzgebung über da» gesummte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gesetzliche Verfahren.

Bei Annahme des Laster'schen Antrages hatten die verbündeten Negierungen im Bundesrathe sich dahin verständigt, daß in Ausführung des Gesetzes alsbald die Codisication des bürgerlichen Rechts für das Deutsche Reich in Angriff genommen werden solle. Dem entsprechend war schon am 12. December 1873 der Ausschuß für Iustizwesen beauftragt worden, über die Einsetzung einer Commission zur Ausarbeitung eines Entwurfs sich zu äußern. In Erledigung dieses Auftrages beantragte der Ausschuß am 8. Februar 1874:

„Der Bundesrath wolle beschließen, fünf angesehene Deutsche Juristen zu berufen, mit der Aufgabe, über Plan und Methode, nach welchen bei Aufstellung des Entwurfs eines Deutschen Bürgerliche» Gesetzbuchs zu verfahren sei, gutachtliche Vorschläge zu machen."

Diesen Antrag erhob der Bundesrath am 28. Februar 1874 zum Beschluß und berief nachstehende Juristen: Reichs-Oberhandelsgerichtsrath Dr. Goldschmidt aus Leipzig, Oberlribunalsdirector Dr. von Kübel aus Stuttgart, Appellationsgerichtspräsident Meyer aus Paderborn, Oberappellationsgerichtspräsident von Neumayr aus München, Oberappellationsgerichtspräsident von Weber aus Dresden, und demnächst an Stelle des gleich bei Beginn der Verathung schwer erkrankenden Präsidenten Meyer den Appellationsgerichtspräsidenten von Schelling aus Halberstadt. Von diesen Männern sind gegenwärtig nur noch Goldschmidt als Geheimer Iustizrath und Professor der Rechte in Verlin und von Schelling als pensionirter Iustizminister ebenda am Leben. Die Commission berieth in vierzehn Sitzungen vom 18. März bis 15. April unter Schellings Vorsitz in Verlin und überreichte am letztgenannten Tage ihr Gutachten nebst Vorschlägen dem Bundesrathe. Geistiger Vater dieses Gutachtens war Golbschmidt, der sich hierbei als ein wahrer Pfadsinder für das bei Ausarbeitung des Entwurfs zu beobachtende Verfahren bewährt hat. Allerdings wurde bereits durch ihn der irrige Weg gewiesen, den die spätere Commission betrat. Bei dem Abschnitt über das Verhältnis; zu dem bestehenden Recht und den früheren Entwürfen heißt es nämlich:

„ . . . Hiernach untersagt es sich, dem künftigen Gesetzbuch oder einem tzcmptthnl desselben eines der innerhalb des Deutschen Reiches bestehenden Civilgesetzbiicher oder eine» der für einen Deutscheu Einzelstaat oder für den Bereich des ehemaligen Deutschen Bundes ausgearbeiteten Gesetzentwürfe unmitelbar zu Grunde zu legen."

Die Commission zur Ausarbeitung des Entwurfes hat nämlich demnächst sich dahin geeinigt:

»es sei, ohne principielle Beschlußfassung darüber, in wie weit die Vorschläge der Borcommission zu Folge der Beschlüsse des Vundesraths für bindend zu gelten haben, an den Gruudpriiicipien der Vorcommission in dem Sinne festzuhalten, daß kein vorhandenes Gesetzbuch und lein vorhandener Entwurf die Grundlagen der Berathungen bilden, daß vielmehr aus dem Schöße der Commission selbst ein den Berathungen zu Grunde zu legender Boreutwurf hervorgehen solle."

Dieser Beschluß, keines der vorhandenen Gesetzbücher, keinen der vorhandenen Entwürfe zu Grunde zu legen, also von einer directen, unmittelbaren Heranziehung des in reichstein Maße vorhandenen gesetzgeberischen Materials abzusehen, hat dazu genöthigt, statt blos ein bereits gesammeltes und gesichtetes Material zu formuliren, in mühevoller und insbesondere ungemein zeitraubender Arbeit das Rohmaterial selbst zu sammeln und zu sichten. In der That wäre es viel zweckmäßiger gewesen und die Arbeit wäre in erheblich kürzerer Zeit beendigt worden, wenn man den Bayerischen Entwurf zu Grunde gelegt und für das Obligationenrecht den Dresdener, für das Erbrecht eine hervorragende Privatarbeit, nämlich den Mommsenschen „Entwurf eines Neichsgesetzes über das Erbrecht" herangezogen hätte. Genöthigt wurde man schließlich doch zu einem entsprechenden Schritte. Denn der Nedactor des Theilentwurfs des Rechts der Schuldverhältnisse starb vor Beendigung seiner Arbeit, die Übertragung der Vollendung des Torso an einen neuen Nedactor hätte den Abschluß des ganzen Werkes auf eine ungewisse Reihe von Jahren verzögert, und daher wurde für die Plenarberathungen das Fehlende aus dem Dresdener Entwürfe ergänzt.

Der Bundesrath erhob am 22. Juni 1874 die Vorschläge der Vorcommission zum Beschluß und erwählte am 2. Juli 1874 folgende Juristen zu Mitgliedern der Commission zur Ausarbeitung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich:

1. Avvellltionsgerichtsrath Verscheid aus Colmar, gestorben als Neichsgerichtsrath 1892;
2. Ministerialrat!) Dr. Gebhard aus Karlsruhe, jetzt im Ruhestande in Freiburg i. B. lebend;
3. Obertribunalsrath Iohow aus Berlin, jetzt als Geheimer Oberjustizrath und Kammergerichtsrath a. D. im Ruhestand in Verlin lebend;
4. Obertribunalsdirector i>r. von Kübel aus Stuttgart, gestorben als Senatspräsident beim Oberlandesgericht daselbst am 5. Januar 1884;
5. Geheimer Iuftizrath und vortragender Nach im Justizministerium Dr. Kurlbaum II. aus Verlin, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Stettin;
6. Neichs-Oberhandelsgerichtsprasident Dr. Pape aus Leipzig, gestorben als Vorsitzender der Commission am 11. September 1888;
7. Appellationsgerichtsrath Dr. Planck aus Celle, jetzt im Ruhestände in Güttingen lebend;
8. Professor Dr. von Roth aus München, gestorben am 29. März 1892;

9. Ministerialrath Dr. von Schmitt aus München, jetzt Präsident des Obersten Landesgerichts daselbst;
10. Oberappellationsgerichtspräsident Dr. von Weber aus Dresden, gestorben am 8. Februar 1888:
N. Geheimrath und Professor Dr. von Wmdscheid aus Heidelberg, gestorben als Professor in Leipzig am 26. October 1892.
Für Dr. von Kübel trat am 26. März 1884 ein
12. Professor Dr. von Mcmdry aus Tübingen
und für Dr. von Weber am 28. März 1888
13. Geheimer Iustizrath und vortragender Nath im Justizministerium Dr. Rüger aus Dresden.
Als Hilfsarbeiter wurden der Commission beigegeben:
1. Kreisgerichtsrath Neubauer aus Berlin, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Naumburg, seit dem Zusammentritt der Commission;
2. Stadtgerichtsrath Achilles aus Verlin, jetzt als Neichsgerichtsrath a. D. im Ruhestände in Berlin lebend, seit October 1874;
3. Gerichtsralh Noerner aus Leipzig, seit Oclober 1874;
4. Obergerichtsrath Braun in Celle, jetzt Oberconsistorialrath in Berlin, von Oclober 1874 bis Juli 1877;
5. Stadtgerichtsassessor Vogel aus Darmstadt, als Geheimer Iustizrath gestorben am 28. December 1883, seit November 1874;
6. Kanzleirath Dr. Martini aus Rostock, von Februar 1875 bis October 1877;
7. Obergerichtsassessor Dr. Struckmann, jetzt Geheimer Oberregierungsrath und vortragender Nath im Reichsjustizamt, seit Juli 1877;
8. Kreisrichter von Liebe aus Braunschweig, jetzt Neichsgerichtsrath, seit Juli 1877;
9. Landgerichtsrath Ege aus Stuttgart, jetzt Neichsgerichtsrath, seit December 1879.
In der Commission wareu somit die verschiedenen Rechtsgebiete vertreten, nämlich:
das Gemeine Recht durch von Windscheid (Romanist), von Roth (Germanist), von Kübel, Planck, von Schmitt, Braun, Vogel, Martini, Struckmann, von Liebe;
das Preußische Landrecht durch Iohow, Kurlbaum, Pave, Neubauer, Achilles;
das Französische Recht durch Verscheid (Ooäo oivil) und Gebhard (Nadisches Landrecht):
das Sächsische Gesetzbuch durch von Weber und Voerner.
Zum Vorsitzenden der Commission ernannte der Reichskanzler den Präsidenten Dr. Pape, welcher für die Zeit seiner Abwesenheit von Berlin die Wahrnehmung derjenigen Geschäfte, welche er selbst von Leipzig aus nicht würde versehen können, Iohow übertrug. Die Besorgung der geschäft-

lichen Interna übernahm Neubauer, welcher sich dabei als eine Geschäfts-
kraft ersten Ranges erwies. Fünf Mitglieder der Commission, unterstützt
durch Hilfsarbeiter, übernahmen die Ausarbeitung der beschlossenen Theil-
entwürfe nebst Sammlung uud Sichtllng des überreichen Materials und
Ausarbeitung von Motiven. Es waren dies Gebhard mit Voerner für
den allgemeinen Theil, von Kübel mit Vogel und Ege für das Obliga-
tionenrecht, Iohow mit Achilles, Martini und Liebe für das Sachenrecht,
Planck mit Braun und Struckmann für das Familienrecht, von Schmitt
mit Neubauer für das Erbrecht. Die Commission trat zum Zwecke ihrer
einleitenden Berathungen am 17. September 1874 unter Paves Vorsitz in
Verlin zusammen und bericth in acht Sitzungen bis zum 29. desselben
Monats. Unmittelbar nach Schluß der letzten Sitzung traten die fünf
Nedactoren der Theilentwürfe ebenfalls unter Paves Vorsitz zu einer ersten
Sitzung zusammen und versammelten sich in der Folge unter Iohows
Leitung regelmäßig in jeder Woche einmal. Der durch den einmal ein-
geschlagenen Weg bedingte kolossale Umfang der Vorarbeiten der Nedac-
toren — dieselben waren schließlich auf neunzehn gedruckte Foliobiinde
angewachsen! — die Behinderung Paves bis zum 1. October 1879
durch seine richterliche Thätigkeit und das aus persönlichen Gründen im
Oclober 1883 erfolgende Ausscheiden Windscheids, also der beiden Männer,
welche dem ersten Entwurf materiell und formell ihren Stempel aufgedrückt
haben, ferner mehrfache Erkrankungen, von Kübels Ableben, endlich der
mehrfache Wechsel der Hilfsarbeiter: alles dies war Schuld daran, daß
die ursprüngliche Hoffnung, bereits im Laufe des Jahres 1876 die Theil-
entwürfe vollendet zu sehen, schwer getäuscht, und der erste Theilentwurf,
der des Erbrechts, erst 1879 vollendet, ein nothgedrungener Abschluß erst
1884 erreicht wurde. Wahrend dieser Vorbereitungszeit vereinigte sich die
Gesammtcommission sechs Mal zu insgesammt 78 Plenarsitzungen, um in
eingehenden Berathungen den inneren Zusammenhang und die Einheit der
Arbeit zu wahren. Am 1. October 1881 trat sie dauernd zusammen, um
nunmehr durch fortlaufende Plenarberathungen ans Grundlage der Theil-
entwürfe den Gesammtentwurf festzustellen. Nebenbei wurde zur Herstellung
der nothwendigen Harmonie zwischen den einzelnen Theilen für jeden Theil
ein Nedactionsausfchuß gebildet, welcher aus Pape, von Weber und dem
betreffenden Nedactor bestand. Während dieser Berathungen wurden mit
Ausnahme der Sommerferien wöchentlich drei Sitzungen abgehalten und
über jede Sitzung von einem der Hilfsarbeiter ein Protokoll aufgenommen,
dessen Verlesung und Feststellung unter Papes ganz besonderer Leitung in
einer vierten wöchentlichen Sitzung erfolgte.

Schließlich wurde der Gesammtentwurf zum Zwecke feiner endgiltigen
Feststellung einer allgemeinen Revision unterzogen, welche am 30. Sep-
tember 1887 begann und bis zum 22. December dauerte. Die Sitzungs-
protokolle dieser sechs Jahre drei Monate beanspruchenden Berathungen,

734 an der Zahl und 12 309 metallographirte Folioseiten stark, gaben die Anträge, die gefaßten Beschlüsse und deren Begründung vollständig wieder. In ihnen und den Motiven zu den Theilentwürfen sind die eigentlichen authentischen Motive zum Entwurf enthalten.
Am 27. December 1887 überreichte Pave den Entwurf nebst durch die Hilfsarbeiter unter Leitung der Theilredaction, jedoch ohne Prüfung durch die Gesammtcommission ausgearbeiteten Motiven dem Reichskanzler. Dieser legte ihn dem Vundesrathe vor, welcher am 31. Januar 1888 die Veröffentlichung beschloß, worauf vom März bis Juli 1888 die Veröffentlichung auf dem Buchhändlerwege in sechs Bänden ein Band Entwurf, fünf Bände Motive — erfolgte. Die Aufnahme seitens der Deutschen Iuristenmelt war im Ganzen keine günstige, „der kleine Windscheid", wie der Entwurf nicht unzutreffend genannt wurde, fand bei den Theoretikern sogar eine recht unfreundliche Aufnahme. Aus der überreichen kritischen Litteratur, die sich bis zum Beginne der zweiten Lesung anhäufte, sind die umfangreichen Besprechungen von dem Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Bahr in Cassel und von Professor Dr. Gierte in Verlin jedenfalls von bleibenden: Weich. Alle diefe Kritiken und Besprechungen wurden im Reichsjustizamt durchgearbeitet und in ihren Resultaten geordnet. Durch Bundesrathsbeschluß vom 4. December 1890 wurde eine neue Commission von 22 Mitgliedern berufen, um die zweite Lesung des Entwurfs vorzunehmen. Die Zusammensetzung dieser Commission war eine sehr bunte, hat sich aber als eine glückliche bewährt: juristische Theoretiker und Praktiker aus allen Deutschen Rechtsgebieten und neben ihnen als nichtständige Mitglieder und zugleich Vertreter der hervorragendsten politischen Fractionen im Reichstage besonders sachkundige Angehörige der Landwirlhschaft, des Handels und des Gewerbes. Die ständigen Mitglieder waren der Staatssekretär im Neichsjustizamt Dr. Bosse, die Mitglieder der ersten Commission Dr. Planck, Dr. Gebhard, Professor Dr. von Mandry und Dr. Rüger, die Geheimen Oberjustizräthe und vortragenden Näthe im Preußischen Justizministerium Küntzel, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Marienwerder, und Eichholz (gestorben 12. Mai 1895), Obcrregierungsrath Iakubetzky aus München, Ministerialrat!) Dr. Dittmar aus Darmstadt, Rechtsanwalt Dr. Wolffson «en. aus Hamburg (gestorben am 12. October 1895) und der Director im Neichsjustizamt Hanauer aus Verlin. Zu den nichtständigen Mitgliedern gehörten die Neichstagsabgeordneten Dr. von Cunn, Freiherr von Gagern, Goldschmidt, von Helldorf-Vedra, Hoffner, Leuschner, Freiherr von Manteuffel-Krossen und Spahn, der Geschäftsinhaber der Discontogesellschaft Generalconsul Rüssel aus Verlin, Oberforstmeister Dr. Dcmckelmann aus Ebersmalde, Professor Dr. Konrad aus Halle, Professor Dr. Sohm aus Leipzig und Rechtsanwalt Iustizralh Wille aus Berlin. Den Vorsitz führte zuerst Dr. Bosse. Als dieser zum Preußischen Cultusminister avancirte, übernahm nach seiner am 2. April 1892 erfolgten Ernennung zum Staats-

secretär im Reichsjustizamt Hanauer den Vorsitz und führte ihn bis zu seinen« Tode am 30. April 1893. Sein Nachfolger Nieberding überließ, da die Arbeiten der Commission schon zu weit vorgerückt waren, den Vorsitz dem Geheimen Oberjustizrath Küntzel und behielt sich nur die politische Oberleitung vor. Zu Commifsaren der Neichsjustizverwaltung wurden Boerner, Struckmann und Achilles bestellt, von denen die beiden ersteren später als ständige Mitglieder der Commission beitraten; außerdem mar aus dem Reichsjustizamt auch der Director Gutbrod an der geschäftlichen Leitung betheiligt. Schriftführer waren Professor Dr. Andr6 aus Göttingen, Amtsrichter Greif aus Berlin, Amtsrichter Dr. Unzner aus München und die Berliner Gerichtsassefsoren Dr. von Schelling und Nitgen.

Am 1. April 1891 begannen die Sitzungen dieser Commission. Generalreferent war Dr. Planck, Specialreferenten für den allgemeinen Theil Dr. Gebhard, für das Recht der Schulduerhältnisse Iakubetzky, für das Sachenrecht Küntzel, für das Familienrecht Dr. von Mandry, für das Erbrecht Dr. Rüger und nach dessen Ernennung zum Sächsischen Generalstaatsanwalt Geheimrath Boerner. Im Herbst 1894 wurden die ersten drei Bücher, im Sommer 1895 auch das vierte und fünfte vollendet, und im October 1895 das Ganze dem Reichskanzler überreicht. Die Commission durfte sich rühmen, den Entwurf in materieller wie formeller Hinsicht vielfach verbessert zu haben, ohne gegen die Pflicht pietätvoller Bescheidenheit gegenüber den Arbeitern der ersten Lesung sich verfehlt zu haben. Als die ausgezeichnetsten und einflußreichsten aus ihrer Mitte werden genannt Boerner, Iakubetzky, Küntzel, Planck und Sohn«. Ende October 1895 wurde der Entwurf dem Bundesrat!) und am 17. Januar 1896 dem Reichstage zur Beschlußfassung zugestellt. Die erste Lesung dauerte vom 3. bis 6. Februar und gipfelte in den Darlegungen Plancks. Alsdann wurde der Entwurf einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen, welche vom 17 Februar bis 11. Juni berieth und sich einer anerkennenswerthen Mäßigung befleißigte. Die Mitglieder dieser Commission waren Dr. Vachem, Dr. von Nennigsen, Graf Vernstorff, Dr. von Bucht«, Dr. von Cum), Dr. Enneccerus, Dr. Förster, Frohme, Freiherr von Gültlingen. Gröber, Himburg, Kauffmann, Lerno, Dr. Lieber, Munckel, von Norman«, Dr. Schädler, Schröder, Spahn, Stadthagen, Dr. von Wolslegier, und in Folge späteren Wechsels Lenzmann, Müller, Pauli und Freiherr von Stumm. Den Vorsitz führte Spahn, und die Berichterstattung übernahmen für den allgemeinen Theil und das Recht der SchuldverlMnisse Dr. Enneccerus, für das Sachenrecht Dr. von Nuchka, für das Familienrecht Dr. Bachem, für das Erbrecht Schröder. Im Plenum dauerte die zweite Lesung vom 19. bis 27. Juni, die dritte vom 30. Juni bis 1. Juli.

Bei der Schlußabstimmung erfolgte die Annahme mit 222 gegen 48 Stimmen. Am 18. August wurde das „Bürgerliche Gesetzbuch für das

Deutsche Reich" vom Kaiser vollzogen und demnächst im Reichsgesetzblatt publicirt. Der Beginn seiner Geltung ist auf den 1. Januar 1900 gesetzt.
So lange es Culturstaaten giebt, hat noch kein Gesetzbuch eine so große Seelenzahl unter seiner Herrschaft vereinigt, als vom 1. Januar 1900 an mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich der Fall sein wird. Wer ist sein Verfasser, wohin werden spatere Generationen ihre Schritte lenken müssen, wenn sie das Grab seines Schöpfers aufsuchen wollen? Zu Beginn dieser Darstellung hieß es, daß mit jedem jüngeren Gesetze aus der Reihe der Bürgerlichen Gesetzbücher in Deutschland die Person des Verfassers mehr und mehr aus einer greifbaren Einzelpersönlichkeit zu einer unfaßbaren Sammelmehrheit sich erweitere, ja aus einer concreten Individualität sich zu einem abstracten Begriff verflüchtige. Es bedarf nur eines kurzen Rückblickes, um die Richtigkeit dieser zuerst befremdenden Worte klar vor die Seele zu führen.
Das Bayerische Gesetzbuch vom Jahre 1756, der Lockex Naxiiuiii»-nßu8, knüpft fest und sicher an einen bestimmten Verfasser an, an Kreitmayr. Um das Allgemeine Landrecht sammelt sich bereits ein Generalstab von Arbeitern, aber Svarez' persönliche Mitarbeit ist eine so umfangreiche, sein Einfluß auf seine Mitarbeiter ein so mächtiger, daß schon seine Zeitgenossen in ihm die Seele des Ganzen erblickt haben und die Nachwelt ihn als den eigentlichen Schöpfer des Gesetzes feiert, unter welchem die übrigen Mitarbeiter gestanden haben wie der Generalstab unter dem Feldherrn, unentbehrlich und ehrenvoll, aber immer doch untergeordnet.
Das Oesterreichische Gesetzbuch hat zu seiner Vollendung so viele Decennien beansprucht, die Kräfte so vieler und zum Theil nicht einmal ihrem Namen nach bekannt gewordener Männer verbraucht, daß nur die Namen von Martini und Zeller besonders hervorgehoben werden können, und zwar die österreichische Jurisprudenz als Wissenschaft sich auf einen bestimmten Begründer, nämlich auf Unger zurückführen läßt, nicht aber das Gesetzbuch auf einen bestimmten Verfasser. Der Oäs civil ist von vier Juristen in vier Monaten entworfen. Savignn, hat in seiner berühmten Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" ihre juristische Befähigung als eine geradezu bemitleidenswerthe dargestellt, aber die Unzulänglichkeit seines eigenen Standpunktes zur Genüge charakterisirt durch den Ausspruch: „Eine Rechtswissenschaft, die nicht auf dem Boden gründlich historischer Kenntniß ruht, versteht eigentlich nur Schreiberdienst bei dem Gerichtsgebrauch", — wonach die römischen Pandektenjuristen und die Glossatoren kümmerliche Pfuscher gewesen sein müßten. In der That waren jene vier, sämmtlich aus der Advocatur hervorgegangenen Männer zwar leine Professoren und Buchgelehrte, aber in mannigfaltiger

Praxis geschulte ausgezeichnete Juristen, obenan Portalis. Aber Savigny hat Recht, wenn er andererseits behauptet, daß bei dem Code die politischen Elemente der Gesetzgebung vor den technischen von Einfluß gewesen seien. Die Franzosen feiern und zwar mit Fug ihr Gesetzbuch als den letzten, unvergänglichen Nachhall eines größeren Geschlechts, als einen Nationalschatz aus größerer Zeit, und wenn sie dabei an den Verfasser denken, denken sie mindestens eben so oft wie an Portalis und dessen Gefährten, an ihren unsterblichen ersten Kaiser. Vei dem Sächsischen Gesetzbuch nennen wir Held als den Verfasser, Wächter und Unger als die zermalmenden Kritiker des ersten Entwurfs, Sintenis und Siebenhaar als die Hauptarbeiter am zweiten. Aber sobald dieser zweite Entwurf der Oeffentlichkeit und später der ständischen Berathung übergeben wird, zerrinnt uns das ohnehin schon verblaßte Bild des Verfassers vollends unter den Händen. Die Wechselordnung führt ursprünglich zurück auf eine Umarbeitung der M 713 bis 1249 des Theil II, Titel 8 des Allgemeinen Landrechts, und diese Umarbeitung ist, bis sie an die Leipziger Wechselconferenz gelangte, ihrerseits so oft unigearbeitet worden und hat in der Conferenz so gewichlige Einwirkungen erfahren, daß mir wohl Bischoff als das geistige Haupt der an der Abfassung betheiligten Schaar, nicht aber als Verfasser bezeichnen können. Aehnlich verhält es sich mit dem Handelsgesetzbuch. Nur erscheint Bischoff, als Verfasser des zu Grunde gelegten Entwurfs und als Neferent bei der ersten und wichtigsten Lesung des Handelsrechts, hier in noch höherem Maße als der 8piritu8 rsctor, in so hohem Maße, daß, wenn überhaupt einem einzelnen Manne, die Ehre ihm gebührt. Während endlich der Hessische Entwurf noch auf den Namen Breidenbach geht, läßt sich bei dem letzten Bayerischen und bei dem Dresdener nur die Gesammtheit der mit der Abfassung betrauten Commission nennen. Am weitesten verflüchtigt sich die Person des Verfassers bei dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Neich. Im Reichstage ist Miquel der Vater, Lasker der Treiber des Gedankens. In der Vorcommission ist Goldschmidt der Pfadsinder. In der Commission des ersten Entwurfs ist Pap«, unterstützt durch Neubauers geniale organisatorische Thätigkeit, der zusammenhaltende und anspornende Führer, Windscheid der mit seinem Pandektenlehrbuch die gemeinrechtliche Praxis beherrschende und die romanistische Wissenschaft noch einmal, zum letzten Mal eng zusammenfassende, gewiß mehr durch sein Pandektenwerk als durch seine unmittelbare Persönlichkeit einflußreiche große Kathedergelehrte, sind Iohow und Planck die erfahrenen Praktiker der land- und der gemeinrechtlichen Schule. Der erste Entwurf, so viel er auch angegriffen worden, ist gleichwohl das feste sichere Fundament geblieben, aber wer will schildern, ein wie großer Theil des beeinflussenden Verdienstes auf den Einzelnen jener unzählbaren Schaar entfällt, welche durch die wissenfchaftliche Kritik, durch ihre Arbeit in der zweiten Commission, durch ihre Vetheiligung an den Arbeiten des Reichstages um

die Fertigstellung des Werkes bemüht gewesen ist? So sind es die Namen
Pllpe, Windscheid und Planck, um welche sich die anderen Mitarbeiter an
dem großen Werke schaaren. Pape, dessen Bildniß schon seit Jahren
den für die Plenarsitzungen des Reichsgerichts bestimmten Saal schmückt,
will eine Schaar Verehrer ein Denkmal in seiner Vaterstadt Brilon in
Westfalen setzen. Windscheid, dessen Marmorbüste die Räume der Leipziger
Universität ziert, bedarf keines Denkmals, da er felbst sich durch sein
Pandektenwerk ein Denkmal »ere psi-euriius geseht hat, Neide sind
bereits dahingeschieden. Unter den Lebenden weilt noch G. Planck.
Specialreferent für das Fnmilienrecht bei den, ersten Entwurf, General-
referent bei dein zweiten Entwurf, war er schließlich zu dem genauesten
Kenner des großen Werkes herangewachsen, welcher für dasselbe bei den
Berathungen im Reichstage auf's Meisterlichste und Würdigste als Commissar
des Neichsjustizamtes eintrat. Möge der Lebensabend dieses trefflichen,
nicht genug zu ehrenden Mannes, dessen Vildniß und Namenszug diesem
Aufsatze beigegeben ist, in seiner erinnerungsreichen gelehrten Vaterstadt
im Leinethal sich glücklich und anmuthig gestalten! Freilich der Verfasser
des Gesetzbuches ist auch er nicht, ein bestimmter einzelner Verfasser läßt
sich überhaupt nicht nennen, die ganze Deutsche Iuristenwelt hat sich an
der Arbeit betheiligt, und so muß, weil die Juristen die Vertreter der
Nation in Dingen des Rechts sind, das Deutsche Volk selbst als Verfasser
seines Gesetzbuches gelten. Das Grab dieses Verfassers wird die Nach-
welt hoffentlich vergebens suchen.

Preisen wir uns deshalb glücklich Denn ist dein wirklich so, ist das
Bürgerliche Gesetzbuch als ein Werk des Deutschen Volkes zu betrachten,
nicht blos als das Werk mehrerer oder gar eines einzigen Mannes, so
wird es auch dem Geiste unseres Volkes verwandt und zugethan sein.
Wir hoffen schon jetzt und sind sogar fest überzeugt, daß mit ihm für das
Deutsche Nechtsleben und die Deutsche Rechtswissenschaft eine neue Zeit be-
ginnen werde. Gehen wir dieser nüt voller Zuversicht entgegen! Der bis-
herige Wettlauf des Deutschen Nechtslebens und Deutscher Nechtstunst ist
beendigt, eine neue Bahn tlmt sich vor uns auf, und es gilt zu erproben, ob
uus Apollo auch hier den Sieg verleiht, welchen er uns dort nicht versagte.

Oaris nach der Belagerung
und wahrend des Commune-Aufstandes.

von

LH. Veillng.

— Wien, -

Inter den Hunderttausenden, die in Verlin den rauschenden
Festlichkeiten des hundertjährigen Geburtsfestes des ersten
Kaisers von Neudeutschland und der Enthüllung seines Denk-
mals beiwohnten, wie viele mag es wohl noch gegeben haben von jenen
deutschen Kriegern, die vor 25 Jahren als Jünglinge auf der Ostseite
der Riesenstadt Paris in den zerstörten Dörfern und GeHüften gelagert,
stolzen Hauptes, aber ernst sinnend auf den zu ihren Füßen liegenden
Hexenkessel hinabschauten, in welchem im brudermörderischen Kampfe alle
Dämonen des Hasses, der sinnlosen Wuth losgelassen waren? Bei
Vielen mag die Erinnerung an jene blutige, grauenvolle Zeit verblaßt
sein, doch nimmermehr kann sie verlöschen bei Jenen, die nicht nnthätige
Zuschauer von außen waren, sondern sich zu ihrem Unglück in der Stadt
selbst befanden und von der wilden Bewegung unwiderstehlich mit fort-
gerissen wurden.

Die erhabene Feier der Erinnerung des ganzen deutschen Volkes an
den vor 25 Jahren ausgefochtenen Niesenkampf um Existenz und Volks-
tum führte mich so lebhaft wieder in das damals Erlebte zurück, daß ich mich
gleichsam gezwungen fühlte, in kurzen Zügen meine Leidensgeschichte
während der drangvollen Zeit vom Ausbruch des Krieges bis zur Ver-
nichtung des nichtswürdigsten aller Aufstände, des Commune-AufstandeZ,
niederzuschreiben, schlicht und wahrheitsgetreu, ohne irgend welche geschicht-
liche oder philosophische Bemerkung.

Meine Familie war in den fünfziger Jahren von München nach
Paris übersiedelt, und ich hatte mich daselbst sehr bald so akklimatisirt, daß

ich für einen vollendeten Pariser gelten konnte, obwohl ich im Herzen stets
ein Deutscher blieb. Es war auch damals gar kein Grund vorhanden,
für einen Deutschen sich dort unbehaglich zu fühlen oder gar feine Heimat
zu verleugnen. Im Gegentheil, die Franzofen hatten einen gar gewaltigen
Refvect vor der profunden Gelehrsamkeit der Deutschen, denen sie mit Vorliebe
die Erziehung ihrer Kinder anvertrauten, da sie von der höheren Moralitöt
und Erziehungsweise der Deutschen überzeugt waren. Natürlich in poli-
tischer Beziehung galten ihnen die Deutschen als harmlose Geschöpfe, die
da absolut Nichts dreinzureden hatten; der Deutsche sollte sich bei seinem
Krug Vier und bei seiner Pfeife mit Kannegießern begnügen. Die hohe
Politik, dazu war 1» Kranes, la zranäs imtiou, da; das taugte Nichts für
solche träumerische, poetisch angelegte Naturen, wie solche die Deutschen
waren.

Wohl veränderte sich diese Anschauungsweise vom Jahre 1866 an-
gefangen; empfand man doch die Niederlage der Oesterreicher bei König-
grätz, als ob dort Frankreich felbst besiegt worden wäre, so daß man ganz
ernsthaft von einer „lisvanody pour 8a<1ovvn," sprechen hörte. Uebrigens
wird Jeder, der damals Frankreich bewohnte, bestätigen, daß fchon zu
jener Zeit die Franzosen einen Unterschied zwischen Deutschen und Preußen
machten. Sei es instinctive Abneigung, seien es geschichtliche Ereignisse,
Is ?ru88isn war nie beliebt bei den leichtlebigen Franzosen. Zum Ve-
weise diene das fo oft gehörte „travaillor pour Is roi <Is?rn88o", um-
sonst arbeiten, oder die besondere Anwendung des Wortes ,,^ru88ion" auf
jenen Körpertheil, an dem man unartige Kinder zu strafen pflegt. Das
konnte man fchon lange vor dem Kriegsjahr 1870 hören.

Im besagten Jahre war ich wohlbestallter Professor an einem Pariser
Luteum, einzig und allein damit beschäftigt, die jungen Franzosen in die
Mysterien des deutschen Satzbaues und der Grammatik einzuführen; da
kam zunächst der Nummel mit der Besetzung des spanischen Königs-
thrones durch einen Hohenzollern, bis endlich die verlotterte napoleonische
Wirtschaft und wohl auch die Unhaltbarkeit der inneren Zustände den
blutigsten der Kriege des Jahrhunderts heraufbeschworen. Man hetzte
und schürte den nationalen Eigendünkel so lange, bis endlich zum Siede-
punkt gelangt, der Chauvinismus alle Schranken durchbrach, und der Ruf
„u Loi-Iiu, ä, d»8 168 ?ru88i«n8" durch alle Straßen gellte.

Wer Gelegenheit gehabt hat, auf einem französischen Gymnasium
Geschichte zu studiren, der kann sich über die nationale Ueberhebung der
Franzosen nicht mehr wunden:; er saugt sie sozusagen mit der Muttermilch
ein. Seit den Zeiten des Sonnenkönigs, so lernt er in seiner Geschichte,
dreht sich Alles um Frankreich und um Paris, die Hauptstadt dieses
Landes und der Welt. Die Siege Napoleons verdrehten nun vollends
die Köpfe und, wenn man von Leipzig und Waterloo zu sprechen wagte, so
hieß es, um das durch 25 Jahre dauernde fortwährende Kriege erschöpfte

Frankreich zu überwältigen, habe ganz Europa sich gegen das isolirte Land vereinigen müssen. Natürlich dachte und sagte man allgemein: „Mit den l... . Preußen werde man im Handumdrehen fertig"; das Napoleons-fest am 15. August mußte unbedingt in Berlin gefeiert werden; das war nicht allein die Ansicht des Pariser Mobs, sondern geistig hochstehender Personen. Nur so ist der Taumel zu erklären, in dem sich im Juni und Juli die ganze Pariser Bevölkerung befand.
Hatte ich schon die größte Mühe, die unruhigen Geister meiner Schüler in gewöhnlichen Zeiten zu zügeln, so war das nach der Kriegs-erklärung eine wahre Sisyphusarbeit; ebenso bitter empfand ich die sofort eingetretene Zurückhaltung und Kühle meiner College«, ihre theils mit-leidigen, theils hohnvollen Blicke. Glücklicherweise war das Ende des Schuljahres nicht mehr ferne, und so konnte ich hoffen, das Gewitter würde vorüberziehen, ohne nur besonderen Schaden zuzufügen.
Es wäre unnütz, von den täglichen, ja stündlichen Aufregungen zu sprechen, denen während jener Zeit ein ruhiger Mensch in Paris ausge-setzt war. Das fortwährende Gethue und Brüllen der früher so verpönten Marseillaise, das Rasseln der Trommeln, das Hin- und Herziehen der Truppenkörper, vor Allem der Auszug der sogenannten Moblots, eigentlich Reservisten, die, mit Stöcken bewaffnet, heulend und johlend täglich unter meinen Fenstern ihren Auszug in's Lager von Chälons bewerkstelligten, die vollständige Auflösung der gesellschaftlichen Beziehungen, all das wirkte nervenzerrüttend auf mich, der mit feinem ganzen Gefühl jenseits der Grenze bei seinen deutschen Landsleuten stand, mit seiner ganzen Stellung aber, seinen Familienbanden an Paris gekettet war.
Und dennoch war der eigentliche Deutschenhaß noch nicht zum Durch-bruch gekommen, noch waren die Nachrichten von der Grenze nicht ge-eignet, das stolze Selbstgefühl zu verletzen, obwohl in Manchen der Ver-dacht aufdämmerte, daß doch nicht Alles zum Besten bestellt war, bis auf den letzten Gamaschenknopf, wie Marschall Leboeuf in der Kammer versicherte.
Ich war damals zufälliger Weise Zeuge des Abschiedes, den Marschall Leboeuf von dem aus Algier herbeigerufenen und nach dem Elsaß beorderten Marschall Mac Mahon nahm. Beide kamen über die Treppe herab, der Erstere mit fröhlicher Miene, laut sprechend und gesticulirend, Mac Mahon düster drein blickend, verschlossen. Ich hörte noch, wie Leboeuf dem Mac Mahon zurief: „Und nun, lieber Marschall, fügen Sie neue Lorbeeren zu den schon erworbenen hinzu," worauf Mac Mahon ganz trocken antwortete: ,,^o tsi-ai mon clsvoir" (ich werde meine Pflicht thun), »äieu!
Am 6. August durchschwirrten die Stadt Gerüchte von einer kleinen Schlappe in einem Vorpostengefecht, wie es die Zeitungen nannten, das bei Weißenburg staltgefunden haben sollle; doch war es schwer, aus den widersprechenden Nachrichten sich die Lage klar zu machen.

Am 7. fuhr ich auf der Imperiale des Omnibus Clichy-Odöon auf
das rechte Seine-Ufer hinüber, Geschäfte halber, als ich au einigen Fenstern
die Tricolore flattern, wie auch mit Fahnen geschmückte Fiaker in den
Straßen herumfahren fah, so daß ich mir dachte, es find sicher Sieges-
bulletins eingetroffen. In der Nue Richelieu, in der Nähe der Börse
muhte der Omnibus halten, so dicht gedrängt stand die Menschenmenge von
der Nationalbibliothek bis zum Börsenplatz. Ich stieg von meinem luftigen
Sitz herunter, um ebenfalls Neuigkeiten zu erhaschen, hörte aber nur Un-
bestimmtes; man habe verkündet, daß bei Wörth ein großer Sieg erfochten
fei, der Kronprinz von Preußen gefangen mit 30 ()()() Mann, 70 Kanonen
seien erobert und eine Menge Fahnen. Die Leute waren wie in einem
Traume, umarmten sich auf der Straße, wildfremde Menschen tauschten
ihre Meinungen aus, schwenkten die Hüte, „vivs 1» Kranes" rufend, so
daß man schier nicht mehr an der Nichtigkeit der Siegesnachricht zweifeln
sonnte.

Von ferne sah man plötzlich über die Stufen des Börsentempels einen
Knäuel von Menschen sich herabwälzen und wie einen Keil in die dicht
gedrängte Menge auf dem Börsenplatz sich einschieben; dabei hörte man
rufen: „in L8r,iou", ein preußifcher Spion, schlagt ihn todt, nieder mit den
Preußen!" Mit äußerster Mühe gelang es einigen 8ei-Zsant8 6« ville
den Unglücklichen von seinen Peinigern zu befreien und in's Polizei-
Commissariat abzuführen.

Aber noch immer blieb das schwarze Brett leer, auf dem die ofsiciellen
Bulletins angeheftet werden, noch immer wußte man nichts Ofsicielles,
bis endlich gegen 3 Uhr ein Zettel erschien, der aber alsbald von der
wüthenden Menge herabgerissen wurde. Wie man bald erfuhr, wurde in
einem Telegramm in dürren Worten mitgetheilt, Mac Mahon, bei Reichs-
hofen geschlagen, befinde sich auf dem Rückzuge nach CtMons. Mit
Windeseile verbreitete sich die Nachricht unter der Menge, die sie mit
ohrenbetäubendem Geheule und lauten Verwünschungen gegen Napoleon und
gegen die Preußen empfing; im Nu verschwanden die Fahnen, verdüsterte
sich das Aussehen der Menge, ja der ganzen Stadt.

Ich war für denselben Abend bei einem meiner Freunde, einem
der ersten Chirurgen von Paris, einem Mitglied des Institut 6« 1<r»uce
und Professor der Chirurgie an der Universität von Paris, zum Dmec
eingeladen. Seinen gewohnten vielfachen Beschäftigungen nachgehend,
hatte er sich diesen Tag um die Dinge der Außenwelt nicht gekümmert,
war daher, als ich zu ihm kam, von der Unglücksbotschaft noch nicht
unterrichtet.

Als ich ihn mit seiner gewöhnlichen heiteren Miene eintreten sah,
fragte ich ihn, ob er fchon die Zeitungen gelesen habe. Auf seine ver-
neinende Antwort theilte ich ihm in schonendster Weise die verhängnißvolle
Nachricht mit, worauf er zuerst ungläubig lächelte und einem Diener

befahl ein Abendblatt zu holen; als er nun mit eigenen Augen die Unglücksbotschaft gelesen, sank er bleich und cithemlos in seinen Lehnstuhl und sing bitterlich zu weinen an. Nie hat mich ein Schauspiel so tief gerührt, wie der Anblick dieses Mannes; der große, starke, hochangesehene und gelehrte Mann vergoß Thränen über das Unglück seiner Vaterlandes. Vom Diner war natürlich keine Rede mehr.

Derselbe Gelehrte aber ließ sich einige Tage später als einfacher Hilfschirurg in die Liste der Armee eintragen, leistete seine Dienste in der Armee Mac Mahons bis Sedan, wurde dort gefangen, nach Deutschland transportirt, entkam aus der Gefangenschaft und schloß sich, trotz der Gefahr, bei neuerlicher Gefangennahme erschossen zu werden, der Loire-Armee an, bei welcher er bis zum Ende des Krieges verblieb. Wenn man bedenkt, daß diesem Manne seine ärztliche Praxis in Paris jährlich ca. 200 WO Franken eintrug, daß er nicht allein dieses Einkommen, sondern auch Gesundheit und Leben auf's Spiel setzte, um dem Vaterlaude zu dienen, so wird man wohl zugeben müssen, daß eine Nation, die solche Beispiele von Vaterlandsliebe aufzuweisen hat, schwer zu besiegen ist. Und solche Beispiele von Aufopferung waren durchaus nicht selten. Von den drei Söhnen eines mir befreundeten mehrfachen Millionärs kämpfte einer in dem blutigen Ausfall der Pariser bei Vougival und verlor den rechten Arm, der zweite, der sich unter die Marinesoldaten hatte aufnehmen lassen, hauchte sein junges Leben auf dem blutigen Schlachtfelde bei Le Mans aus, und der dritte machte den Feldzug im Süden unter Bourbaki mit.

Das Schuljahr war unterdessen ohne Sang und Klang, ohne die üblichen Preisvertheilungen zu Ende gegangen, und ich konnte frei für zwei Monate über meine Person verfügen. Zu gleicher Zeit aber hatten sich die ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze gleichsam überstürzt: mit Entsetzen vernahm man in Paris die Einnahme von Nancy durch Ulanen, das Heranstürmen der deutschen Heeressäulen, die schon bald das Lager von ClMons erreicht haben sollten. Je düsterer die Nachrichten aus dem Osten klangen, desto erbitterter offenbarte sich in Paris der Haß gegen die Deutschen; die auf's Tiefste verwundete Volksseele bäumte sich gegeu die Thatsachen auf, witterte überall Verrath und fah in jedem Deutschen einen Spion. Der Deutsche war in jenen Tagen gewissermaßen vogelfrei, und ich halte es heute noch für eine praktische und menschenfreundliche Maßregel der französischen Regierung, wenn sie die Ausweisung sämmtlicher in Paris wohnenden Deutschen binnen drei Tagen anbefahl. Mich persönlich betraf zwar diese Verordnung nicht, da ich als Staatsbeamter gewissermaßen naturalisirt war; aber mein deutscher Name und ineine deutsche Abkunft schou machten mich bei den Hausbewohnern verdächtig, und obwohl ich dieses Hintertreppengeflüster verachten konnte, so war doch meine Lage nichts weniger als angenehm. Ich beschloß daher, wie so viele Hunderttausende anderer Pariser, während der Ferien mich

in Sicherheit zu bringen und die Gastfreundschaft meines ehemaligen Zöglings, eines Prinzen des königlichen Hauses von Italien, in Anspruch zu nehmen und erst dann zurückzukehren, wenn die Luft rein wäre. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt, oder nach galanter französischer Weise ausgedrückt, ,,«s yu« lsiums veut, visu, I« vsut", was die Frau will, will Gott. Meine Frau, eine Vollblut-Pariserin, hing mit jeder Faser an ihrer Vaterstadt, und bei den« Mangel an logischen. Denken konnte sie es nicht fassen, daß man ihren Gatten als ?ru88i«n betrachte, und noch weniger, daß Paris, die Weltstadt, je von den verhaßten Preußen belagert werden könnte. Alle meine Überredungskünste scheiterten an ihrem hartnäckigen Widerspruche, und nach langem Kampfe schlössen mir endlich einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen dahin lauteten, daß sie mit der Tochter in Paris bleiben würde, ich aber meine Person im Süden in Sicherheit bringen sollte, denn schließlich mußte sie doch einsehen, daß mein Leben in Paris in Gefahr war und daß es besser ist, einen lebenden Gatten in der Ferne als einen todten in der Nähe zu haben. Ehe ich mich noch entschloß, wollte ich mir Nath holen bei der Gemahlin eines hochgestellten, im Felde stehenden Generals, mit dem ich sehr befreuudet war. Obwohl sie mir nun die beruhigendsten Mittheilungen machte, nämlich daß der Plan in Ausführung begriffen sei, die Preußen zwischen den beiden französischen Armeecorps Nazaines und Mac Mahons einzuschließen und zu zermalmen (üeru,8sr), so meinte sie doch, ich solle den Nummel vorübergehen lassen; nach einem glänzenden Siege würde die Volksstimmung wieder umschlagen, und ich könnte getrost ruhig in Paris weiterleben. Gleichsam zur Bestätigung ihrer Nachricht brachten die Abendblätter Einzelheiten über eine fnrchtbare Schlacht, die Vazaine bei Metz gegen die Preußen gewonnen haben sollte. Ein ganzes Armeecorps, darunter das Regiment der Kürassiere von Nismarck, sollte in die Steinbrüche von Chaumont gedrängt und dort jämmerlich umgekommen sein, was natürlich die Pariser- unbändig freute. Dennoch traute ich dem Landfrieden nicht, packte meine Siebensachen und begab mich auf den Südbahnhof, um dem Höllenbreughel in Paris zu entgehen, denn schon hieß es, daß am nächsten Tage die Abfahrt der Züge auf der Ost- und Südbahn eingestellt werden sollte. Ein trostloseres Bild als dasjenige, das damals ein Pariser Bahnhof bot, läßt sich nicht denken. Der Südbahnhof wurde von Tausenden belagert, die mit Kind und Kegel und allem Hausgeräth die Vorhöfe, den Eingang, die Wartesäle besetzt hielten und auf den Abgang der Züge warteten, die in unregelmäßigen Zeitabständen abgelassen wurden, da vor Allem die Truppen und Kriegsmaterial befördert werden mußte.

Da ich allein und nur mit einen: Handkoffer versehen war, so gelang es mir, wenn auch mit Mühe, einen Platz im bereitstehenden Zuge zu erobern und mit heiler Haut der unheilvollen Atmosphäre von Paris zu entrinnen. Wie sehr meine Vorsicht gerechtfertigt war, bewiesen die Schlag

auf Schlag folgenden unheilvollen Nachrichten, die ich in Mailand empfing, sowohl von den Schlachtfeldern als auch von Paris, bis nach Einschließung der Stadt jede Verbindung mit derselben und meiner Familie abgeschnitten war.

Anstatt einiger Wochen, war ich gezwungen, Monate, lange, bange Monate in der Ferne zu verweilen, ohne Nachricht von den Meinigen, auf die Gnade und Gastfreundschaft Fremder angewiesen.

Der am 23. Januar im Hauptquartier in Versailles abgeschlossene Waffenstillstand machte endlich dem blutigen Ringen der Völker und dem Leiden der Pariser nach viermonatlicher Belagerung ein Ende. Die Thore der Festung wurden freigegeben, um Brod und Lebensmittel für die Verhungernden in die Millionenstadt hineinzulassen.

Während dieser vier langen Monate hatte ich nur ein einziges Mal von meiner in Paris eingeschlossenen Frau Nachrichten durch einen mit den bekannten Ballons beförderten Brief erhalten, worin sie mir in knappen Worten mittheilte, daß sie unsere im Quartier latin gelegene Wohnung habe verlassen müssen, nicht allein wegen der immer zunehmenden Feindseligkeit der übrigen Hausbewohner, sondern auch weil ein Wasserleitungsrohr geborsten war und, da der Schaden aus Mangel an Arbeitskräften nicht reparirt werden konnte, das in den Zimmern gefrorene Wasser den Aufenthalt unmöglich machte. Sie sei daher in die rus cls Iiills zu einer befreundeten Familie übersiedelt, woselbst sie jetzt unter dem Namen derselben als Cousine der Frau forthungere. Der Brief trug das Datum des 15. Decembers und den Poststempel „NontpsUier". seitdem hatte ich von ihr keine wie immer geartete Nachricht erhalten. Ich mußte also heim — das traute Wort hatte aber für mich jeden Wohlklang verloren: hatte ich denn noch ein Heim, konnte ich künftighin Paris als meine Heimat betrachten, die so tief gedemüthigte Stadt, deren Bevölkerung durch die unerhörten Leiden der Belagerung, durch das Bombardement und die fchließliche Uebergabe auf's Aeußerste gegen alle Deutschen erbittert war? Konnte ich mich dort noch heimisch fühlen? Nimmermehr, rief mein deutschfühlendes Herz, und doch muhte ich es zum Schweigen bringen und die gefährliche Reife nach Paris antreten, denn die Pflicht rief mich dahin auf den vulcanischen Boden. Es war jedoch viel leichter, die Reise zu beschließen, als sie von Mailand aus, wohin ich mich während des Krieges geflüchtet hatte, auszuführen, da im Südosten, also auf der direkten Linie von Turin nach Paris, der Kampf um Velfort noch fortdauerte. Es blieb daher nur der Umweg über Genua, Marseille, Bordeaux, Tours oder über Verona, München, Frankfurt, Straßburg. Ich entschloß mich für letztere Richtung, um so mehr, als ich in Wiesbaden den dort in Kriegsgefangenschaft mit seiner Familie lebenden, mir sehr befreundeten französischen General vor meiner Rückkehr nach Paris besuchen wollte. Er war in der Schlucht bei Sedan verwundet gefangen genommen und in Wiesbaden inlernirt worden. Er

bewohnte dort mit seiner Familie eine sehr elegante, an der Anhöhe gelegene, mit allen« Comfort ausgestattete Villa, von der man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Umgebung hatte. Er selbst war von seiner Verwundung wieder hergestellt und empfing mich mit der alten Herzlichkeit. Obwohl glühender Patriot, rechnete er es mir nicht zum Verbrechen an, in Deutschland geboren worden zu sein, und sah in nur nur den Freund früherer Tage. Er vereinigte in sich das Martialische des Soldaten mit dem feinen Benehmen des Aristokraten, und auch im bürgerlichen Gewände mußte sein energischer und doch feingezeichneter Kopf mit den scharf und hell blickenden Augen Jedem auffallen.
Er lud mich gleich zum Frühstück ein, wobei die ganze Familie versammelt war. Die Gemahlin des Generals, ebenfalls aus uraltem französischen Adel, ebenso liebenswürdig wie ihr Gatte, theilte jedoch keineswegs seine philosophische Ruhe und seinen Gleichmuth gegenüber Zufällen des Krieges. Denn als die Sprache auf die Kriegsereignisse im Juli und August hinüberglitt, erging sie sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Deutschen, die sie gleich allen ihren Landsleuten als „vuIeui-8 ä<? i^nckule", Uhrendiebe betitelte, ja, sie stellte sogar die Behauptung auf, daß selbst hochgestellte Persönlichkeiten des deutschen Heeres in manchen Schlössern, wo sie einquartiert waren, das Silberzeug hatten mitgehen lassen. Auf die abwehrende Handbewegung ihres Gatten fuhr sie mit der Frage heraus: „Haben sie nicht auch Dir Deine Pferde gestohlen?" worauf er mit aller Ruhe bemerkte, daß es wohl nicht angehe, die auf dem Schlachtfeld gemachte Beute als gestohlenes Gut zu bezeichnen; außerdem hätten ihm ja die Preußen zwei von seinen sechs Pferden, ohne sein Ansuchen, aus freien Stücken zurückgegeben. Nach Tisch lud er mich ein, mit ihm eine Partie Villard zu spielen, und bei dieser Gelegenheit hielt er mir ein Priuatissimum über die politische Lage. Wenn ich jetzt nach so vielen Jahren an diese Unterredung zurückdenke, so muß ich staunen, mit welchem Scharfsinn und mit welchem fast prophetifchen Geiste der schlichte Militär die politische Lage beurtheilte. Damals freilich fand er an mir einen sehr ungläubigen Zuhörer, denn wahrlich eine Revanche nach der zerschmetternden Niederlage mußte jedem Unbefangenen als Utopie erscheinen. Er gab auch zu, daß es noch lange dauern würde, um Frankreich wieder actionsfähig zu machen, auch daß es allein einen Waffengang nicht wagen dürfte, aber setzte er hinzu: „Sie werden sehen, daß, wenn Frankreich erstarkt, es an Rußland einen Bundesgenossen finden wird, denn auch dieses muß Deutschlands Uebermacht als eine Last empfinden und ein Gegengewicht suchen." Die Ereignisse haben bewiesen, daß mein General die Lage richtig beurtheilt hatte, obwohl noch lange nachher Vismarck von der thurmhohen Freundschaft sprechen konnte, die Nußland und Preußen verbinde. Die Alliance Rußlands und Frankreichs ist eine Thatsache geworden, und schon wenige Jahre nachher mußte Vismarck sagen: „Wir laufen Niemandem nach!" Da die

Zeit drängte, so muhte ich von der Familie bald Abschied nehmen, indem wir uns baldiges Wiedersehen in Paris wünschten.
Es war damals wirklich kein Vergnügen, auf deutschen Eisenbahnen herumzureisen, da sie fast ausschließlich für militärische Zwecke dienten, und so ein armer Civilist konnte eben nur mitfahren, wenn zufällig ein Platz leer war. Von einem regelmäßigen Fahrplan war keine Rede, man fuhr ab und kam an, wie es eben die Stationsvorsteher, die alle Militärs waren, für gut hielten.
Wir kamen also erst spät Abends gegen 7 Uhr in dem arg zerschossenen Bahnhofe von Straßburg an. Grauenvoll war die Verwüstung schon außerhalb der Stadt, da die Bäume umgehauen, die Häuser ringsum zerstört waren. Im Bahnhofe jedoch herrschte ein lebhaftes Drängen und Treiben. Da ein Zug nach Nancy bereits in der Halle zur Abfahrt bereit stand, so beeilte ich mich, an dem Schalter ein Billet nach Nunc« zu lösen, wurde jedoch mit einem barschen „Ihr Ini88or-pa836r zuvor," belehrt, daß es mit dem Weiterfahren seine Schwierigkeiten haben dürfte. Ein dllnebenstehender Unteroffizier deutete mir an, daß kein Neisebillet verabfolgt würde ohne Vorweisung eines von der Straßburger Eommandantur ausgestellten Passierscheines. Was nun thun? Sollte ich in später Abendstunde in die Stadt zur Commandantur laufen, wo überdies wahrscheinlich zu der Stunde nicht amtirt wurde? Unterdessen wäre der Zug über alle Berge gewesen. Die Halle wimmelte von Soldaten in allen Uniformen und von allen Graden; ich ersah einen, wie nur schien, höhergestellten Offizier, vor dem alle Andern salutirten und der ein sehr Vertrauen erweckendes Aeußere hatte. Ich trat auf ihn zu und sehte ihm «leinen Fall auseinander, indem ich ihn schließlich nach Vorweisung meiner Papiere bat, für mich beim Cassier zu interueniren, damit nur dieser auch ohne „illi886r-pll83sr" ein Billet verkaufe. Meine Physiognomik hatte mich nicht getäuscht. Mit wirklicher Liebenswürdigkeit verwandte er sich für mich, und ich erhielt auch auf feine Verwendung vom Cassier ein Fahrbillet bis Nancy, da bis Paris keine Billete verkauft wurden.
Es war höchste Zeit, schon hatte der Stationschef, ein preußischer Offizier mit rother Mütze, das Zeichen zur Abfahrt gegeben, der Locomotivführer den üblichen Pfiff ertönen lassen und der Zug sich langsam in Bewegung gesetzt, als ich mit meinem Koffer, in den ich vorsichtshalber Schinken, Würste und andere Lebensmittel eingepackt halte, schwerbeladen zu einer noch halb offenen Thüre eines Coupös III. Klasse mich hineinzwängte. Während ich aber noch den linken Fuß nachzog, schlug der Conducteur die Thüre zu, so daß ich vom Schmerz betäubt mitten unter die Passagiere hineinfiel.
Zwischen den Beinen der Mitreisenden auf dem Boden sitzend, mit dem Rücken an den kleinen Koffer gelehnt, überhörte ich im ersten Schinerz die Schimpfereien in deutscher und französischer Sprache, die den überzähligen

Eindringling beehrten. Ich muhte auch in dieser Lage bis Pflllzburg aus-
halten, woselbst endlich ein Reisender ausstieg, dessen Platz ich alsdann
einnehmen konnte. Da ich ein Pillet I. Klasse gelöst hatte, so verlangte
ich von dem Soldaten, der als Conducteur fmigirte, einen Platz in dieser
Wllgenklasse, wurde aber barsch abgewiesen mit dem Bemerken, es sei
Alles besetzt.

Unterdessen war aber der Fuß so angeschwollen, daß ich den Stiefel
ausziehen und einen der glücklicher Weise mitgenommenen Filzschuhe an-
ziehen mußte, so daß ich als patentirter Halbinvalide nach sechsstündiger
Fahrt gegen halb ein Uhr Nachts in Nancy ankam.

Seit Mittag hatte ich Nichts mehr genossen, weder Speise noch Trank
waren über meine Lippen gekommen; es war also natürlich, daß ich mich
in dem entsetzlich verwüsteten Bahnhof nach etwas Eßbarem umsah, vor
Allem also nach dem Büffet suchte, da ich die in meinem Koffer befindlichen
Eßwaaren für Paris aufheben wollte, wo angeblich Hungersnoth herrschen
sollte.

Es war jedoch von Büffet oder Schank keine Spur zu entdecken; was
nun beginnen bis früh 5 Uhr, wo der nächste Zug nach Epernay weiter
dampfen sollte? In den verwahrlosten Wartesälen lagen überall auf dem
Boden Soldaten herum; in die Stadt war es zu weit, kein Fuhrwerk zu
sehen, und zu Fuß konnte ich es in der späten Nacht und bei der Be-
schaffenheit meines linken Beines nicht wagen, in der Stadt von Gasthof
zu Gasthof zu wandern. Es blieb mir Nichts übrig, als, nachdem ich
einige Bissen von den mitgenommenen Vorrächen verzehrt hatte, in einem
leer gebliebenen Winkel zwischen den Soldaten mich auch auf den Boden
zu legen, um den Morgen zu erwarten.

Daß eine folche Nacht in den ersten Tagen des Februars nicht zu
den angenehmen Erinnerungen des Lebens zu zählen ist, versteht sich wohl
von selbst.

Endlich fchlug es vier Ubr, und damit kam Bewegung in die schlafende
oder liegende Menge. Die Schalter wurden geöffnet, aber wieder tönte
mir das fatale: „Ihr I>ai88si-.pa88sr!" entgegen. Ich berief mich
vergebens auf meine Herkunft aus Strahburg, auf die Unmöglichkeit,
um früh vier Uhr auf die Eommandatur in Nancy zu laufen; der Cafsier
wies mich kurz ab.

Ich hielt nun Umschau, ob ich nicht wieder einen Schutzengel in Gestalt
eines höheren Offiziers fände, und das Glück war mir hold wie in Straßburci,
hier noch mehr als dort, denn meine gänzlich derangirte Toilette, mein
Filzschuh und ungekämmten Haare hatten wahrlich nichts Empfehlensmerlhes.
Ein Ulcmenoberst war mein Schutzengel in Uniform. Ich hatte ihm in
beweglichen Worten mein Abenteuer geschildert, und er verbürgte sich beim
Cassier für meine Identität, worauf ich anstandslos ein Billet 2. Klasse
bis Pantin, letzte Station vor Paris, erhielt.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß, so oft ich in die Lage kam,
mit preußischen Offizieren zu verkehren, die höheren Offiziere stets von der
größten Zuvorkommenheit, Liebenswürdigkeit waren, während die jüngeren
Nichts an Hochmuth und Aufgeblasenheit zu wünschen übrig ließen, wie ich
noch im Laufe desfelben Tages erfahren sollte.
Um fünf Uhr früh verlieh der mit Soldaten vollgepfropfte Zug die
Halle in Nancy und fuhr im langsamsten Tempo gegen Westen. Endlich
gegen ein Uhr war längerer Aufenthalt in der Champagner-Stadt Epernay,
und ich hoffte doch endlich daselbst meinen knurrenden Magen zu befriedigen,
was mir auch insoweit gelang, daß ich ein Stück Brot und den bekannten
Leckerbissen der preußischen Troupiers, die famose Erbswurst, eroberte. Ich
kehrte mit meiner Beute zum Zuge zurück, um in mein Coup6 einzusteigen,
sehe aber dort beim Wagenfenster zwei junge preußische Offiziere lehnen.
Ich will nichts destoweniger einsteigen, als mir Neioe ein herrisches „Zurück"
zudonnern; ich erlaube mir die bescheidene Einwendung, daß ja mein Koffer
ini Wagen sei, ein Beweis, daß ich von Nancy bis hierher in demselben
gefahren sei. Die liebenswürdigen Herren schnauzten mich mit der Antwort
ab „Militärcoupö". Das ging mir über den Strich; ich suchte den Stations-
vorstand auf, der ebenfalls ein Offizier, aber ein artiger war, erklärte ihm
den Fall, worauf er augenblicklich mit mir auf den streitiggemachten Wagen
zuschritt und in« Commandoton den Herren bemerklich machte, der Zug sei
kein Militärzug, das Coupü kein Dienstcoup6, folglich hätten sie gar kein
Recht, dasselbe für sich in Beschlag zu nehmen.
Mit verhaltenem Grimm mußten sich die Junker bequemen, Platz zu
machen, und so saß ich mit diesen beiden unangenehmen Reisegefährten allein
bis zur Stadt Meaux, wo sie endlich säbel- und sporenklirrend ausstiegen.
Von hier bis Pantin, welches die letzte Station vor Paris sein sollte, be-
fanden sich nur mehr sehr wenige Reisende im Zug, und wir sollten bald
erfahren, daß man mit Eivilisten auf militärischen Bahnen nicht viel Feder-
lesens macht.
Schon sahen wir durch den Schleier des Abendnebels die Kuppeln des
Panthüons und des Inualidendomes und die anderen Thürme von Paris
in die Lüfte ragen, schon glaubten wir uus glücklich am Ziel, als plötzlich
mitten auf freiem Felde der Zug stehen blieb und der Zugführer in jeden
Waggon mit Stentorstimme hineinschrie: „Aussteigen, Alles aussteigen, der
Zug geht zurück."
Da stand ich nun knapp an der Bahn neben einem gänzlich durch-
weichten Ackerfelde, weit und breit keine menschliche Seele als die paar
mitreisenden Unglücksgefährten! und in einer Entfernung von etwa einem
Kilometer das zerschossene Dorf Pantin. Wie sollte! ich mit meinem zer-
schundenen Fuße und dem schwere« Koffer über die Stoppelfelder gelangen?
Außerdem befand ich mich in einer furchtbaren seelischen Aufregung, dieses
brutale, deutsche Commandowort: „aussteigen", so ganz in der Nähe von

Paris, dieser Zerrscherton im fremden Lande führte mir so recht eindrücklich den Umschwung der Dinge vor Äugen. Etwas Anderes ist es, dem Laufe der Ereignisse in den Zeitungen zu folgen, etwas Anderes wiederum, das Ergebnis) dieser Ereignisse mit Augen zu sehen, sie gewissermaßen an seinem Leibe zu fühlen.

So nahe bei Paris, wo die Familie schmerzlich auf die Heimkehr des Gatten und Ernährers nach den langen Leiden der Belagerung wartete, und, Gott, doch so fern, denn noch, mar keine Woche seit Abschluß des Waffenstillstandes verflossen; strenge Verfügungen, sagte man mir, verhinderten den freien Verkehr der Pariser mit der Außenwelt, und ich stand da ohne irgend welche Legitimation, nur mit einem Reisepaß versehen.

Da ich offenbar im Februar nicht auf freiem Felde übernachten konnte, so spannte ich alle meine Kräfte auf's Aeußerste an, um wenigstens bis nach Pantin zu gelangen und dort irgendwo zu übernachten. Pantin war aber wie ausgestorben, die Häuser ohne Thüren und Fenster mit zerschossenen oder abgedeckten Dächern (die Deutschen benützten die Dachbalken zum Bivouacfeuer), auf der Straße unergründlicher Koth, zeibrochene Flaschen und Gefäße; nirgends ein Mensch zu erblicken oder ein Ort, wo man hätte ausruhen können. Ich war der Verzweiflung nahe, als ich endlich einen fünfzehnjährigen Vurfchen über eine Hecke heruorlugen sah. Ich fragte ihn, ob er mir den Koffer bis zum Dhore von Paris, ports ä'H.I1eii>nFus, tragen wolle gegen eine ausgiebige Entschädigung für seinen Zeitverlust, erhielt jedoch nur eine unfläthige Beschimpfung als Antwort. Das 'war also der erste Gruß aus französischem Munde in meiner sogenannten Heimat.

Meine wirklich trostlose Lage — vom linken Filzschuh, im Ackerboden durchnäßt, war die Sohle abhanden gekommen, und ich stand mit dem bloßen Strumpf bekleidet im Straßenkoth — zwang mich, mit dem widerhaarigen Burschen zn Parlamentiren. Sein Patriotismus verbot ihm, eineni Preusieu Dienste zu leisten; ich mußte ihm also vor Allem beibringen, daß ich meine Familie in Paris habe nnd diese dort aufzusuchen der Zweck meiner Reise sei. Ein Fünffrankstück unterstützte meine Veredfamkeit so sehr, daß er sich endlich herbeiließ, meinen Koffer auf die Schulter zu nehmen, und vor mir einhertrabte.

Schon hoffte ich am Ziele zu sein, als ich auf der schnurgeraden Landstraße preußische Pickelhauben auftauchen sah und mir diese Erscheinung plötzlich auch die Erinnerung an die fatalen „I.m«86i--p»88sr" auffrifchte, ohne welche man ja jetzt auf französischem Boden nicht mehr circuliren durfte.

Richtig klnn auch ein preußischer Unteroffizier, der sich aber zu meinem Glücke als gemüthlicher Sachse entpuppte, auf mich zugeschritten, um meinen Passirschein zu besichtigen. In Imnmertönen erzählte ich ihm, daß ich gestern von Frankfurt abgereist, mir unmöglich einen Passirschein aus

'dem Versailler Hauptquartier habe verschaffen können, sprach von meiner Familie in Paris, von meinem Fußleiden, und, sei es nun mein aufrichtiger deutscher Accent, sei es sächsische Gutmüthigkeit, ich hatte sein Herz gerührt. Er sagte mir nur: „Gehn Se nur in Gottsnamen, aber sehn Se, daß Se da drinnen nein kommen, denn die verlang« auch » I^i^r p»88si-."
Ich wollte ihm meinen Dank in Gestalt von einen» Dutzend guter Eigarren abstatten, ^doch würdevoll winkte er mir mit der Hand ab und wandte sich zu seinen Kameraden, die auf der Straße hin und her patrouillirend, von den vor der ?c>rw ä'^IIsmaßNL angesammelten Parisern angegafft wurden, als ob sie wilde Thiere aus dem »larcim clo8 ?1anw8 wären.
Während ich auf diese Menge Neugieriger zuschritt, ertönte ein Kanonenschuß vom nahen Walle. Ich fragte meinen Burschen, was das bedeute, worauf er nur, indem er den Koffer niederstellle, erwiderte: „Punkt sechs Uhr wird geschlossen, Sie haben gerade noch fünf Minuten Zeit, um hineinzukommen. Ich kann Sie nicht begleiten, weil ich nicht mehr heraus könnte." Damit verduftete er. Natürlich nahm ich schnell meinen Koffer auf, schob mich unbemerkt in die Menge der Neugierigen, kam mit ihnen durch das Thor, an der Wache und den Zollaufsehern vorbei, ohne daß irgend Jemand mich nach einem Passirschein gefragt hätte, und stand nun in der eingebrochenen Dunkelheit am Anfang der rus ä'H,I1ein»Fn«, die in ihrer Fortsetzung als rus I^ta^tt« ungefähr vier Kilometer lang ist und bei der Oper endet.
Ich war nun also nach so vielen Fährlichkeiten wirklich in Paris, und ich hätte allen Grund gehabt, mein Glück zu preisen, so schnell und so unerwartet an's Ziel gelangt zu sein, aber diese Einsicht kam mir erst später, in dem Augenblicke, als ich Scylla und Charvbdis, den preußischen Wachtposten und das Pariser Festungsthor, hinter mir hatte, war ich doch an Geist und Körper zu erschöpft, um viele Betrachtungen anzustellen. Nur das Eine bemerkte ich beim Weiterschreiten, daß für Reinigung der Gehwege nicht gesorgt war, daß anstatt der Gasflammen hie und da dürftige Petroleumlampen brannten uud im Allgemeinen eine unheimliche Stille herrschte. Die Läden waren alle geschloffen, von Fuhrwerken irgend welcher Art keine Rede, und die wenigen Passanten sahen alle abgehärmt und trotzig aus. Unwillkürlich lfiel mir das deutsche Studentenlied ein: o ^ei-um, sernm, Arilin, o czuas mutatio rsruiu! Unter dem Geschrei „u Lsrlin" hatte ich Paris verlassen, und jetzt fand ich die Pickelhauben knapp vor den Thoren!
Doch war ich, wie gesagt, in diesem Augenblick unfähig, historisch-philosophische Betrachtungen anzustellen, denn die Vorübergehenden betrachteten mich mit meinem Koffer und meinem defecten Schuhwerk mit äußerst mißtrauischen Blicken, und ängstlich spähte ich in die Ferne, ob denn nicht irgendwo ein Einspänner als Netter in der Roth auftauchen möch!e.

Und richtig, zu allen Glücksfällen des Tages gesellte ich noch der, daß
ein vereinsamter Wagen die ra« iHtavstte heraufgekrochen kam, wahr-
scheinlich, um auszuspannen.
Ich rief ihn an und bat ihn, mich nach der ruo äs I^illß, am linken
Seine-Ufer, zu fahren, er könne begehren, was er wolle. Und wirklich war
er so bescheiden, nur 10 Franken für die Fahrt zu verlangen, die unter
anderen Umständen eben nur 2 Franken gekostet hätte.
Also endlich, endlich hatte ich das ersehnte Ziel erreicht, wieder in
meine Familie zurückkehren zu können nach sechsmonatlicher schmerzlicher
Trennung.
Es ist hier nicht der Platz, die Leiden und Schrecknisse der Aermsten
zu schildern, welche während der Belagerung die Schrecknisse des Hungers,
der Kälte und des Bombardements mehrlos über sich ergehen lassen mußtm.
Ich sah noch das schwarze, mit Häcksel und sogar mit Sand vermengte
Brot, von dem jedes Mitglied der Familie per Tag ein Pfund sich beim
Bäcker gegen Vorzeigung einer Anweisung holen mutzte. Der Hunger war
schrecklich gewesen, doch noch schrecklicher der Mangel an Kohlen, weil man
sich nicht erwärmen, nicht kochen konnte. Die Beschießung hatte anfänglich
wenig Bestürzung verursacht, man war an den Tag und Nacht fortdröhnenden
Kanonendonner schon so gewöhnt, wie etwa der Müller an das Klappern
der Mühle.
Erst in den letzten Tagen des Bombardements, als die ^4 Meter
langen eisernen Zuckerhüte bis nach Notre-Dame, also in die innere Stadt
flogen, krachend die Häuser vom Dach bis zum Keller durchbohrten, in die
Haufen der armen, am Gehwege paarweife aufgestellten Perfonen schlugen,
die da seit 5 Uhr früh vor Kälte zittemd warteten, bis die Bäcker- und
Fleischerläden geöffnet wurden, um ihren kärglichen Vorrath von Brot und
Pferdefleifch zu beziehen, erst in diesem Moment wurde der durch Leiden-
schaft blind gewordenen, durch lügnerische Siegesbulletins aller Art irre-
geleiteten Pariser Bevölkerung der ganze blutige Ernst des Krieges offenbar.
Dennoch war das Resultat des Bombardements für das Auge nicht
so sichtbar, als man nach der furchtbaren Beschießung hätte denken sollen;
man sah wohl hie und da klaffende Löcher in den Häusern, aber doch keine
Ruinen, keine Trümmer, und ich schreibe dies der Bauart der Pariser
Häuser zu, deren Vorderfront durchwegs aus Quadersteinen besteht.
Wie fchon bemerkt, hatte ich von Frankfurt bis Paris Eßvorräthe
mitgeschleppt in der Befürchtung, daß es dort an Lebensmitteln noch mangeln
würde, und hatte deshalb lieber gehungert, um diesen Vorrath nicht an-
zutasten.
Glücklicherweise war meine Befürchtung ganz grundlos; schon am Tage
nach Abschluß des Waffenstillstandes gab es hinreichend Wein, Brod und
Fleisch. Letzteres wurde sogar in Karren durch die Straßen geführt und
war damals billiger als zu gewöhnlichen Zeiten. Woher dieser Ueberfluß

kam, war mir ein Rätbfel, denn es lag jll um Paris herum auch noch
das ganze deutsche Heer mit 350 000 Mann. Nur Kohlen waren noch
schwer und mit großen Kosten zu erlangen, so auch frisches Gemüse, aber
Fleisch, Kaffee, Chocolade, Thee, Wein war im Ueberflusse vorhanden.

In dem mir durch den Ballon zugekommenen Brief meiner Frau
hatte sie mir ihre Uebersiedelung in die rus 6« I>il>6, sowie den Umstand
mitgetheilt, das; sie, um allen Anfeindungen aus dem Wege zu gehen, den
Namen ihrer Cousine, also einen französischen Namen sich beigelegt habe,
da man hinter jeden, deutschen Namen einen Spion wittere.

Vor der Hand muhte ich also im Hause unter falschen, Namen auf-
treten, was ja auch keine weiteren Schmierigkeiten machte, da von einer
Polizei keine Rede war, meine Bekannten mich im Auslande vermuthelen
und ich zunächst keine Briefe erwartete.

Der Cerberus des Haufes, ein echter Pariser Concierge würde mich
auch keine Viertelstunde im Hause geduldet haben, hätte er meinen deutschen
Namen gehört; er sagte mir auch einmal gelegentlich, als wir auf die
Deutschen zu sprechen kamen:

„Sehen Sie, Herr, ich ließe mir eher die Hand abhacken, ehe ich so
einem verfluchten ?ru88isn auch nur eine Dachwohnung vermiethete."

Solches und Aehnliches mußte ich jetzt auf Schritt und Tritt hören,
und es ist leicht begreiflich, daß mir fchließlich der Aufenthalt in Paris
ganz unleidlich wurde. Man kann diese Ausbrüche einer urtheilsloseu
Wuth beim gemeinen Volk begreifen und ignoriren, hatte man ihm doch
feit Monaten den Preußen als das teuflischeste Geschöpf, als einen Aus-
bund von Gemeinheit, Raubsucht und Mordlust, als den Urheber aller
Leiden geschildert.

Geradezu ekelerregend wurde dieses Geschimpfe aber ini Munde von
Personen, die, den höheren Ständen angehörend, die Fähigkeiten hatten,
ein sachgemäßes, unparteiisches Urtheil zu fällen.

Für's Erste war ich vor der Berührung mit der rauhen Außenwelt
durch meinen hochangeschwollenen Fuß bewahrt, der mich zwang, acht Tage
das Zimmer zu hüten, Zeit genug für die Meinen, all' ihre Leiden zu er-
zählen. Unfer armer Papagei war leider ein Opfer der Belagerung ge-
worden, er war buchstäblich Hungers gestorben.

Unser herziges, kleines Windspiel, das meine Frau während der Be-
lagerung wie ihren Augapfel gehütet hatte, weil überall auf Hunde und
Katzen förmliche Treibjagden veranstaltet wurden, um daraus Pasteten zu
machen, unsere kleine Bella, hatte mich zwar bei meiner Ankunft noch leb-
haft angebellt und Luftsprünge ^vor Freude gemacht; des anderen Tages
aber war sie unsichtbar, und erst nach langem Suchen fanden wir sie in
der Küche, unter dem Herde, im Kohlenbehälter — verendet. Die Freude
hatte das von Entbehrungen erschöpfte Thier getödtet.

Mein erster Gang führte mich selbstverständlich zum Direclor des Lnceums, in Paris „pi-oviöLui" genannt, um mich zum Antritt meines Amtes zu melden. Dieser Mann war wohl mein Vorgesetzter, aber auch ein langjähriger Freund, so daß ich ziemlich ruhigen Herzens bei ihm anklopfte. Ich wurde jedoch bald grausam enttäuscht. Bein» Eintritt in's Zimmer bemerkte ich auf dein Kamin anstatt der friedlichen Pendeluhr einen jener eisernen Zuckerhüte, vul^u Bomben, mit welchen die Deutschen Paris überschüttet hatten. Daneben lagen Bombensplitter und ein Schwarzbrot» aus der Zeit der Belagerung.

Das Gesicht des Directors, sonst die Freundlichkeit selbst, verdüsterte sich bei meinem Anblick; steif und förmlich bot er mir einen Stuhl an und frug nach meinem Begehren. Als ich ihm fagte, daß ich komme, um mein Amt als Professor am Lyceum wieder anzutreten, meinte er: „Da müssen Sie beim Unterrichtsministerium ein Gesuch einreichen, da ich Sie als Demissionär betrachten mutz, weil Sie Ihr Amt, ohne um Urlaub einzukommen, sechs Monate nicht versehen haben."

Ich bemerkte ihm hierauf in aller Gemüthsruhe, datz ich Paris nach dem 15. August, also wahrend der Ferienzeit verlassen hätte, und ein Professor während der Ferien das Recht habe, hinzugehen, wohin er wolle; daß aber bei Wiederbeginn des Schuljahres am 10. October Paris bereits von den Deutschen so cerniert war, daß ich mich in eine Maus hätte verwandeln müssen, u»i hineinzukommen. Daß also t'orce iun^urs mich abgehalten habe, während ich gleich nach Abschluß des Waffenstillstandes herbeigeeilt sei, selbst unter persönlicher Gefahr, um mich pflichtgemäß zu melden. Diesen unwiderlegbaren Thatsachen gegenüber beschränkte er sich, mich auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß er vom Ministerium meine Entlassung verlangt habe, weil er in seinem Professoren-Collegium keinen Deutschen von Geburt dulden könne, und sich immer mehr erhitzend, wies er auf die Bombe, die in den Hof den Lyceums gefallen sei, ohne zu platzen, und sagte:

„Mit solchen Mordbrennern kann ein Franzose künftig keine Gemeinschaft haben, ich werde bei dieser Bombe alle unsere Schüler den Schwur Hannibals ablegen lassen: Nache, Tod den Mordbrennern von Vazeilles und Chuteaudun."

Anl liebsten hätte ich den wüthenden Menschen vor mir mit einem Faustschlage niedergestreckt; seine grauen Haare, sowie die Erwägung, daß ich nicht allein ein Deutscher, sondern auch Familienvater war, ließen mich kaltblütig bleiben, ich erhob mich und verließ das Zimmer, nachdem ich ihm das einzige Würtchen „Komödiant"! zugeschleudert hatte.

„Nun, das kann schön werden," dachte ich mir beim Nachhausegehen; „wenn mich alle meine früheren Freunde und Bekannten mit derselben Herzlichkeit empfangen, wie der Director, so bleibt mir Nichts übrig, als mein Bündel zu schnüren und anderwärts mein Glück zu versuchen."

Im Unterrichtsministerium, wohin ich mich zunächst begab, war man wohl nicht so fanatisch, doch merkte ich, daß man erfreut wäre, wenn ich um meine Entlassung einkäme. Dieses Vergnügen ^wollte ich ihnen aber nicht machen, bis ich nicht mit meinem Gönner und Freunde, dem mehr-erwähnten General, Rücksprache genommen hatte.
Ich hatte nun Zeit und Muße, mir Paris näher anzusehen, Beob-achtungen anzustellen über den muthmaßlichen Ausgang der Dinge, denn davon hing ja in letzter Linie meine eigene Existenz ab.
Doch was ich sah, was ich hörte, zeugte von einer Zerfahrenheit, von einer Planlosigkeit der Behörden und leitenden Kreise, daß man, ohne Prophet zu sein, eine Katastrophe voraussehen konnte.
Die ganze männliche Bevölkerung von Paris, vor Allem aber die Arbeiter, waren in die Nationalgarde aufgenommen worden und feit Monaten der Arbeit entwöhnt. Diese Leute bezogen l Franc 50 Centimes pro Tag als Lohn, hatten ihre Nahrung, Nichts zu thun als mit dem Schießprügel zu paradiren, der ihnen leider bei der Capitulation von Paris belassen wurde; was Wunder, wenn sich diese Leute bei diesem Geschäfte recht behaglich fühlten und von ihren« früheren Gewerbe oder Handwerk Nichts mehr wissen wollten. Da sie Nichts zu thun hatten, waren alle Straßen voll von diefen militärisch gekleideten Bummlern, die natürlich auch bei einem Glase Absynth in der hohen Politik machten.
Man konnte schon damals, Ende Februar, hören, daß man mit diesen Schwätzern, den Advocaten, in der Deputirtenkammer in Versailles auf-räumen müsse, daß das Volk, das alle Lasten trage, auch die Herrschaft haben müsse, es waren hinreichende, untrügbare Anzeichen des herannahen-den Sturmes, die Negierung aber wollte oder konnte sie nicht verstehen, sie war ohnmächtig gegenüber der socialistischen Partei; die Armee eristirte nicht mehr, sie war gefangen in Deutschland, was noch in Frankreich sich vorfand von den Trümmern der Gambetta'fchen Heerescolonnen, war demoralisirt und ohne Discivlin.
Es wäre jedoch thöricht, die ganze Bewegung auf Rechnung der Un-fähigkeit der Regierung oder des Hanget der Arbeiter zum Faullenzen zu fetzen. Der Grund lag tiefer und fand sich in der Mißwirthschaft des Kaiserreiches, in der Verzweiflung über die beispiellosen Niederlagen der französischen Heere und der dadurch verursachten Desorganisation des ganzen Verwaltungsapparates und infolge dessen der Verachtung jeder Obrigkeit, die in den Massen Platz gegriffen hatte. «Zchw« fow,,

Die Seele im sichte der Sprache.

von

Georg Biedenlwup.

— Frankfurt a, M, —

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheine»?
Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.

Schiller.

Ob zwei Seelen es giebt, welche sich ganz versteh»?

Platen.

WoI sind Worte und Töne anders denn Regenbogen und
Scheinbrücken zwischen ewig Geschiedenen?

Nietzsche.

cm dein französischen Staatsmann«: Talleyrand stammt bekanntlich
das Wort, daß die Sprache dazn da sei, die Gedanken zu ver-
bergen, früher verstand ich das Wart sa, als ob Jemand, der
seine Gedanken nicht errathen missen null, durch einen Schwall von Worten
und Redensarten den Zuhörer in die Irre zu führen in: Stande sei. Ob
nnn diese meine Auffassung die richtige war oder nicht, will ich dahingestellt
sein lassen. Jedenfalls aber fand ich später, daß jenes geflügelte Wort
doch einen tieferen als blos diplomatischen Sinn haben könne, einen Sinn,
der mit den oben vorgedruckten Aussprüchen Schillers, Platens und Nietzsches
nahe verwandt ist. Denn die Sprache, ein so herrliches Gut sie auch ist,
entbehrt doch nicht der Schattenseiten. Sie bewuckt nicht nur, daß die
Menschen sich verstehen, sondem sie ist auch schuld daran, das sie sich
mißverstehen. Die Menschen müssen sich aber vielfach, und gerade in
den entscheidendsten Fragen, mißverstehen, weil ebendieselben Worte bei
ganz verschiedenen Dingen gebraucht werden. Wenn zwei dasselbe thun,
ist es nicht dasselbe, sagt ein lateinifches Sprichwort. Aber auch wenn
zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. „Schön, gut, edel, gerecht,
ehrlich, anständig," das sind Worte, die auch ein Mensch im Muude führen
kann, der von schön oder gut oder gerecht oder anständig ganz andere
Begriffe hat als ich. Daher kann die Sprache über manche Kluft, die

zwischen zwei, Charakteren gähnt, leicht hinwegtäuschen, sie kann die Gedanken des Einem dein Andern verbergen, ein Umstand, der unglückliche Ehen und uerhängnißuolle Freundschaften stiften kann.

Die Sprache also trügt. Sie übt aber auch noch sonstigen Unfug. Sie dichtet und denkt für die Menfchen. So sagt Schiller:

„Weil ei« Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
„Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein?

Und Lenau bestätigt dies:

Wie das Schlachtroß proprio Nart«
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt.
Und davon eilt zur Standarte:
Wie sich'3 stellt in Neils und Glied,
Und das Bciuerlein im Bügel
Fort mufj mit verwirktem Zügel,
(Hai nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Leider aber denkt die Sprache manchmal falsch, oder vielmehr: unterscheidet sie nicht scharf genug. Em und denselben grammatischen Ausdruck verleiht sie sowohl Dingen, körperlichen, materiellen Dingen, als auch Erscheinungen an diesen Dingen, Eigenschaften, Verhältnissen und Functionen, die an sich unkörperlich und unmateriell sind.

Sonne, Mond und Erde sind Körper, Dag und Nacht aber sind es nicht. Der Grammatiker aber nennt Sonne, Erde, Dag und Nacht Dingwörter, obwohl sie doch nur zum Theil Wörter für Dinge sind. Nur Sonne und Erde bezeichnen hier Dinge, Tag nnd Nacht aber bezeichnen nur Functionen, Begleiterscheinungen an Dingen. Wenn Einer behaupten würde, Tag und Nacht wären Dinge, körperliche Dinge, so würden wir ihn auslachen. Ganz dasselbe aber müßten wir thun, wenn Einer behauptet, daß die Seele ein Ding, ein materielles Etwas, sei. Genuß, grammatisch betrachtet, ist die „Seele" ein Dingwort, aber ein Wort für ein Ding ist sie nicht. Man hat aber Dingwörter und Wörter für Dinge für ein und dasselbe genommen und so, durch den grammalischen Trug der Sprache verleitet, die Seele uerdinglicht, ein Seelending angenommen, und nun am Gängelband der für uus denkenden und diesmal schlecht denkenden Sprache die Unzerstörbarkeit dieses Seelendings behauptet und verfochten.

Gewiß, ein materielles Etwas kann niemals zu Nichts werden. Der Satz von der Unentstandenheit und Unvergänglichkeit der Materie steht bei Indern und Griechen am Anfang des logisch bewußten Denkens. Wenn also die Seele ein materielles Atom wäre, müßte sie allerdings unsterblich sein.

Aber Nichts in aller Welt ist sicherer, als daß die Seele kein materielles Etwas ist. Wir brauchen uns nur einen Augenblick selbst zu besinnen, um einzusehen, daß die Seele das Widerspiel der Materie ist. Seele ist Nichts weiter als Bewußtsein, als Denken, Fühlen und Vorstellen. Als solches ist sie bald da, bald ist sie nicht da. Eben taucht ein Gedanke in mir auf. Vorher war er nicht da, wenigstens nicht als Gedanke. Aus einem gedanklichen Nichts entsteht also das gedankliche Etwas, — niemals aber entsteht aus einem materiellen Nichts ein materielles Etwas. Wer da sagt, das Vewußtsein entsteht aus dem Unbewußten, der sagt nichts Anderes, als daß das Vewußtsein aus Nichts entsteht. Dann ist aber Bewußtsein keine Materie, denn Materie kann weder entstehen noch vergehen. Bewußtfein aber entsteht und vergeht. Weil aber Bewußtsein Seele ist, bat der Mensch im trcmmlosen Schlaf keine Seele. Die Seele selbst ist also ein materielles Nichts, welches gar nicht erst zn Nichte zu werden braucht!
Damit ist trotzdem gegen diejenigen, welche an ein Fortleben des Vewußtseins nach dem Tode glauben. Nichts bewiesen. Wenn die Naturwissenschaft das Functioniren des Bewußtseins als von der Gesundheit der einzelnen Gehirntheile abhängig gefunden hat und damit auf mühsamem Wege zu Resultaten gelangt ist, deren Hauptinhalt schon fünf Jahrhunderte vor Christus den indischen Philosophen klar geworden war, so müssen wir Eins nicht vergessen. Wir mögen noch so tief in das Walten und geheime Schaffen der Natur eindringen, ein unerklärter Nest, ein nicht weiter Erklärbares, sondern einfach als Thatsache Hinzunehmendes bleibt immer, ja es muß sogar nach den Gesetzen der Logik bleiben. Wer Alles erklären zu können hofft, beweist nur eine mangelhafte Logik. Allmählich sieht sogar die Wissenschaft selber ein, daß, wenn sie ein Näthsel löst, zwei neue damit heraufbeschwört. Wer nicht nur mit populärseichten Darstellungen einzelner Wissensgebiete bekannt ist, sondern auch in die Problemwerkstätten hineingeschaut hat, weih, daß außer den praktischen Ergebnissen der Wissenschaft auch noch ein sehr merkwürdiges Weiteres zu verzeichnen ist: die Wissenschaft enthüllt uns eigentlich erst die ganze ungeheure Räthselhaftigkeit der Welt, sie weist das, was uns selbstverständlich schien, als größtes Wunder und Näthsel nach und giebt uns die Gewißheit, daß des Forschens nie ein Ende sein wird.
Ohne also den Skeptikern nnd Orthodoxen irgend Etwas zu Willen gesagt haben zu wollen, müssen wir doch auch bei dem grandiosesten Wissen ein heiteres, geheimes Lachen in einem allergeheimsten Gehirnkammerchen nicht vergessen. Wir müssen auch noch über unsere Weisheit lachen können. Was immer wir gegen das Fortleben nach dem Tode bewiesen haben, wie sehr wir nicht einmal wünschen, fortleben zu müssen, haben wir dock, gewissenhaft wissenschaftlich betrachtet, kein Necht, von der Unmöglichkeit dessen, was gläubige Herzen erfüllt, mit Zuversicht zu sprechen. Selbst der Gottesleugner und Antichrist Nietzsche, der übrigens ein besserer Christ ist, als

man sich träumen läßt, spottet einmal der Phrasen von strenger Wissenschaft-
lichkeit, indem er sagt, daß ein streng wissenschaftliches Gewissen ein „Ab-
grund" sein müsse. Aehnliches faßt Platen in die Worte:
„Manchen Flug wogt menschliches Wissen, das doch
laum ein Blatt aufschlägt in dem Buche des Weltalls."
Besehen wir jedoch die Seele noch etwas länger im Lichte der Sprache.
Wir haben gesagt, daß die Seele materiell genommen ein Nichts, ein
absolutes Nichts ist. Wir bitten den Leser, hier einen Augenblick inne zu
halten und einmal darüber nachzudenken. Es giebt Professoren, die auf
der Höhe der psychologischen Wissenschaft stehen und gleichwohl sich nicht
ganz klar über das Wesen der geistigen Vorgänge als an sich immaterieller
geworden zu sein scheinen.
Wir wollen dies an einem Beispiel erläutern.
Die Gegenstände, die wir sehen, stehen bekanntlich in dem kleinen
Netzhautbildchen des Auges auf dem Kopfe. Nun hat man sich, d. h.
große Gelehrte haben sich mit der Frage geguält: Wie kommt es denn, daß
wir die Gegenstände aufrecht sehen, während sie auf der Netzhaut um-
gekehrt erscheinen? Allen Ernstes hat man dazu Theorien ersonnen, um
diese unschuldige Thatsache zu erklären. Die Netzhaut in aber doch nicht
der Geist, nnd selbst wenn das Netzhautbildchen mit seinen umgestülpten
Gegenständen auch noch die Sehnerven entlang bis in den „Sitz" der
Seele, immer mit kopfgestellten Gegenständen, rutschte, so ist doch damit noch
lange nicht gesagt, daß auch „die Seele" gleichsam einen Abdruck des ver-
kehrten Nehhautbildchens in sich aufnähme und nachträglich erst das Bild
umdrehen müßte. Für so grobe Auffassung hätte man immer noch die
Erklärung übrig, daß das Netzhautbildchen eben unterwegs auf der Nerven-
bahn sich vom Kopf auf die Beine zu stellen alle Zeit habe. Aber die
Seele ist ja doch nicht wieder etwas Materielles wie das Netzhautbildchen,
sie nimmt keine Abdrücke oder Bilder in sich auf in dem Sinne, wie eine
Wachstafel oder ein Spiegel Abdrücke, beziehungsweise Bilder aufnimmt.
Mag das Nehhautbildchen hundertmal auf den, Kopfe stehen, wer sich mit
der Frage befaßt, wieso die Seele die Gegenstände aufrecht sehe, der ist
sich über den Trug der Sprache, über ihr Gleichnißreden noch nicht
klar geworden.
Untersuchen wir einmal den Trug der Sprache, der hier den Natur-
forschern zu schaffen macht.
Die Sprache ist etwas Gewordenes. Wie beim Schreiben sich die
Zunge mitbewegt, so waren die körperlichen Bewegungen und inneren Er-
regungen des Thiermenschen von einzelnen Lauten begleitet, welche das
Material wurden, aus dem die Sprache entstand. Sie entwickelte sich aber
am Leitfaden der concreten, sinnfälligen Außenwelt und hatte zunächst nur
Worte für concreto Dinge und Erscheinungen an diesen Dingen. Wollte

der Mensch aber das innere geistige Geschehen zun« Ausdruck bringen, so gebrauchte er dafür Bilder und Gleichnisse ans der sinnfälligen Außenwelt. So ist die Sprache für den Sprachkenner fast durchweg Bildersprache, und Wörtchen, denen man es durchaus nicht ansieht, entpuppen sich als verblaßte Bilder. Wer denkt bei „wenig" noch an „Weinen", von dem es abgeleitet ist, oder bei „ähnlich" an die Vestandtheile „ahn" — ein, „lich" — Uta, ähnlich — ein (und denselben) Körper (habend)? Ein starkes Beispiel von der Bilderhaftigkeit und Gleichnißrederei der Sprache ist folgender Satz: „Der Vortrag war wässrig, trocken und durchaus nicht fließend.

So redet man auch vom „Lichte" oder von der „Nacht" des Geistes, der Geist „erfaßt" und „begreift", wie eine Hand einen Gegenstand faßt uud greift, der Geist „versteht" Etwas, als ob er Beine hätte, er „bedappelt", wie es in Frankfurter Mundart anstatt er „betappt" es, heißt. Dieselben bildlichen Ausdrücke und Metaphern finden wir in der Sprache der Nomer, Griechen und Inder. Auch mit einem Spiegel oder mit einer Schreibtafel aus Wachs hat man schon im Alterthum die Seele verglichen, oder auch mit einem Daubenschlage, wie wir neuerdings von Gehirnkaminern reden.

Wohl hat nun die Seele Aehnlichkeit mit einem Lichte oder einer Hand oder einem Spiegel oder einer Schreibtafel. Was heißt aber ähnlich? Wenn die Seele erkennt, so leuchtet sie weder, noch erfaßt oder begreift sie, noch spiegelt sie, noch nimmt sie „Eindrücke" in sich auf, wie die Wachstnfel es thut!

Man hat aber das Bild für die Sache genommen und sich nun vom Alterthum bis auf unsere Dage mit der absurden Frage gequält: Wie kommen nur. dazu, uns selber zu erkennen? Wie wissen wir von uns selber? Woher kommt das Selbstbewußtsein? Eine Hand greift doch nicht, und ein Licht erleuchtet doch nicht sich selber! So erfaßt, begreift, erleuchtet doch auch der Verstand nicht sich selber, mithin erkennt der Geist wohl, was außer ihm ist, aber nicht erkennt er sich, den Erkenner!

Die ganze Frage fällt in sich zusammen, sobald man sich klar darüber wird, daß „Erfassen, Begreifen, Erleuchten, Spiegeln" u. s. w. nur bildliche Ausdrücke für das geistige Geschehen sind, keineswegs aber dasselbe genau wiedergeben. Vermöge der Unvollkommenheit der Sprache sind wir ganz außer Stande, das geistige Geschehen anders als durch metaphorische, bildliche, übertragene Ausdrücke zu erfassen. Wir sind auf Gleichnisse angewiesen, wo wir den Sachverhalt benennen möchten. Alle Gleichnisse aber hinken. Kein Wunder, wenn die Sprache uns dann selber in die Irre führt und zu Fragestellungen verleitet, wo Nichts zu fragen ist.

Daß wir von uns selber wissen, daran ist gar Nichts zu erklären, das müssen wir als gegebene Thatsache hinnehmen. Wenn wir uns selbst erkennen, oder wenn wir uns unsrer bewußt werd'en, so „erfassen" und „be-

greifen" wir uns nicht in dem Sinne, oder vielmehr Un-Sinne, wie die Hand sich selber erfaßt, was sie natürlich nicht kann, sondern wir wissen einfach von uns, ohne daß es noch Etwas zu fragen gäbe. Die ganze selbstgemachte Schwierigkeit entstand blos aus dem Trug der Sprache, welche die Seele verdinglicht und das Erkennen mit der greifenden und fassenden TlMgleit der Hand grob verwechselt hat.

Wie man sieht, gelangt man an der Hand der Sprache zu Aufschlüssen über das Wesen der Seele, wie sie die Naturwissenschaft nicht bietet. Zu bedauern ist, daß das Interesse für Sprachgeschichte nicht in so weite Kreise gedrungen ist, wie die Vorliebe für Naturgeschichte. Und doch sagt der Sinologe Professor von der Gabelenh mit Necht: „Mit den Begriffen der Entwickelung, der Artentheilung u. f. w. haben wie Sprachforscher hantirt, lange ehe man Etwas von Darwin wußte, und UebergangZformen wußten wir zu Tausenden aufzuweisen, lange vor der Entdeckung des fossilen Hipparion und des Archäopteryx. Bei den Naturforschern brauchen wir also vorläufig nicht zu Tische zu gehen."

Gedichte.
von
Antonia Aonstantin.
— Nres'au. —

schmerz der liebe.

3» wähntest, liebe komme ohne »chmcrz,
Und kam sie so — sie floh, wie sie ge>
kommen,
Und öde ließ zurücke sie Dein kzciz.
Vis sie des leidens Zoll von ihm ge>
nommen,
Dan» niht sie wieder indem ^trahlcnkleid,
Dann kommen tiefe, selig'stille Wonnen,
Dann öffne Du Dein krankes Herze weit:
In ihrem Glanz wird es gesund sich
sannen!

An einem Marmorgrabe.

^)m Abendschein liegen die Vrrge.
Herbstsonne fällt leucrtend darauf.
Und all meine frühen Träume,
»chmerzzuckend wachen sie auf,
Ich wollten sie lägen begraben
In ewigem Dämmerschein
Unter schwerem INarmoigetäfel —
Und kein weckstrahl je fiele hinein.

Oierzeile.

(^s liegt ein röthlicher Schimmer
Ueber der Abendwelt,
5« glühende Herbstesstimmun^
In reifende Seelen fällt.

Einsam.

von

Mchlmi Ahn*).

IV.

°65t um, monsieiir?"

(Ichluz,>

,,8'il vou8 plliit, mkäams."

„Vou8 avsx 1'mr dien tristo, mon8isu.r."

„I^on, mlläam«, au eontraire."

Ich sitze in einein kleinen Restaurant am Boulevard de Clichn und habe soeben mein Diner beendet.

Der Raum ist länglich, und die Ausgangsthür führt direct auf den Boulevard. An der Thür steht ein Zinktifck, hinter welchem der Wirth in Hemdsärmeln den Arbeitern und Droschkenkutschern, die kommen und flehen, unablässig kleine Gläser vollschenkt. An den andern Wänden stehen lederne Sovhas und davor Marinortische mit eisernen Füßen, an denen sich Fuhrleute in rothen Westen niedergelassen haben, kräftige, weiter-flebräunte Gestalten, die essen oder ein lautes, ununterbrochenes Gespräch bei ihren schwarzen Kaffeegläsern führen. Ihre blanken, lederbezogenen Cnlinder hängen an den Riegeln über ihren Köpfen, und dort hängen auch ihre Paletots und Negenröcke. In einer Ecke ragt ein Bündel langer, dünner Peitschen auf.

Jedes Mal, wenn sich die Thür öffnet und ein Katfcher, der die ganze Thüröffnung einnimmt, hereintritt, bringt er eine Menge Boulevard-Lärm mit herein, dieses nimmer aufbore >de Gebrause einer großen Stadt, die gellen Rufe der Straßenuertaufer, die Hufschläge d:r Pferde auf das Holzpflaster, das Knallen der Peitschen und den Don aus den Hörnern der vorüberfahrenden Pferdebahnen.

*) Autorisirte Nebersetzmiss au? d.'in Finnische» von Mathilde Mann-Altoin.

Es ist ganz eigenthümlich, wenn ich bedenke, daß ich jetzt hier sitze und dies Alles höre und sehe, und daß dies Alles neben mir und um mich herum lebt und vor sich geht. Ich? Ja freilich, ich, der ich durch die Luft flog und ganz zufällig in dieser Ecke von Paris niederfiel und hier blieb.

Ich befinde mich in diese»: Augenblick sogar sehr gut. Ich habe vollständige Ruhe, Niemand stört mich oder redet mich an. Die fremden Gesichter der neuen Umgebungen, das ununterbrochene Gesumme der fremden Sprache — das Alles hält mich doch so sehr in Athem, daß die Gedanken keine Zeit haben, vollständig zu erstarren. Ich bringe gewöhnlich zwei bis drei Stunden hier zu, meinen Kaffee und Cognac schlürfend, langsam meine Cigarette rauchend und eine Zeitung lesend, um die Zeit todtzuschlagen.

Aber sobald ich auf den Boulevard hinauskomme, wo sich ein ununterbrochener Strom von Menschen bewegt, wo frohe, melodische Frauenstimmen an meinl Ohr dringen, und wo eine Kutsche nach der anderen in unaufhaltsamer Reihenfolge dahinrollt, im Schein der Gasflammen glänzend und mit den brennenden Wagenlaternen, die'wie schimmernde Perlen auf einem rinnenden Flusse aussehen, da bemächtigt sich des Gemüths abermals dieser alte, ewige Kummer, der jeden Tag um dieselbe Zeit und an demselben Fleck wiederkehrt. Ich habe nicht einen einzigen Bekannten, zu dem ich gehen könnte, ich habe keine Lust, in meine Wohnung zurückzukehren, wo es noch einsamer ist, und da lande ich denn, gleichgiltig vorwärts wandernd, in dem gewöhnlichen Caf6.

Dort verbringe ich einige Stunden, indem ich die Zeitungen durchblättere, den Villard Metern zuschaue und einen Brief schreibe.

Dies Mal bin ich mit einem langen Brief an Annas Bruder beschäftigt, und ich habe bereits mehrere Seiten geschrieben.

Wir Beide haben gemeinsam viele Stimmungen und viele Gefühle durchlebt. Wir kennen die geringsten Wandlungen in unseren Charakteren. Der Eine hat die Liebesgeschichten des Anderen mit durchgemacht, und wir haben uns gegenseitig bei unseren Abenteuern geholfen. Wenn dann so Etwas vorüber war, hatten wir die Schlußrechnung gezogen und den Gewinnst getheilt, d. h. unsere psychologischen Bemerkungen und Erfahrungen. Bis in's geringste Detail suchten nir das Seelenphänomen in uns zu erforschen und bauten mit dessen Hilfe ein psychologisches System für die Liebe und das Leben überhaupt auf.

Ich schrieb ihm jetzt, um ihm eine kurze Schilderung meines Iustandes seit der Trennung zu geben. Vielleicht hatte ich auch noch einen anderen Grund zu meinem Schreiben. Wenn ich durchlas, was ich nährend der vorhergehenden Abende geschrieben hatte, erschien es mir, als sei es darauf berechnet, von Andern als von ihm allein gelesen zu werden.

„Ich hätte nie im Leben geglaubt, daß das Ausland den Eindruck
auf mich machen würde, den es mir gemacht hat. Ganz anders hatte ich
mir die Reise hierher, diese Stadt und mein Leben in derselben vorgestellt.
Oder richtiger, ich hatte geglaubt, selber anders zu sein. Denn Alles ist
ja so, wie unsere Stimmung es »nacht.
Das Verhältnis zu dem anderen Geschlecht bestimmt, wie sich unsere
Unigebung in unseren Augen ausnimmt. Selbst in den Zeiten, wo eine
Art Waffenstillstand eingetreten ist, ein Interregnum in der Liebe, wo wir
nicht unmittelbar unter ihrem Einfluß stehen, selbst da lenkt sie uns durch
die Erinnerung an vergangene Ereignisse oder Hoffnungen für die Zukunft.
Du entsinnst Dich wohl, wie in vergangenen Tagen, als wir noch glücklich,
sorglos und sicher waren, wir uns trotzdem darauf ertappen konnten, daß
wir in die Weite hinausstarrten, und daß dann der Eine oder der Andere
einem plötzlich erwachten Gedanken Worte verlieh: ,Ietzt fehlt uns
Nichts mehr als ein Mädchen, in deren Gesellschaft man diese herrliche
Landschaft genießen konnte!' Und dann konnten wir Beide in Gedanken
versinken und lange schweigend dasitzen und unklaren, melancholischen
Phantasien nachhängen. Wenn eine Frau auf diese Weise aus weiter Ent-
fernung wirkt, um wieviel mehr muß das nicht der Fall sein, wenn man
sich mit ihr verlobt hat! Da verleiht sie Allen,, was wir anschauen und
worin wir leben, seine eigene Färbung. Für mich wenigstens giebt es
keinen Zug, keinen Menschen, an dem nicht irgend Etwas von der Frau
hängt, die damals den Inhalt meines Lebens ausmachte. Wenn ich die-
selben Menschen wiedersehe, sind sie niir sympathisch oder unsympathisch,
erregen Freude oder Kummer in mir, je nachdem meine Gefühle waren,
als ich sie das erste Mal gesehen. Durch sich selbst und um ihrer selbst
willen haben äußere Verhältnisse niemals Eindrücke auf mich gemacht,
fondern nur in ihrer Eigenschaft als Zeugen der Freuden und Sorgen
meines Herzens. So ist es bisher gewesen, und so ist es vielleicht in er-
höhte!» Grade jetzt. Der Eindruck, den das Ausland auf mich macht, ist
nicht ein Product meiner eigenen, zufälligen Stimmung. Ich glaube, es
wird Dich interessiren, wenn ich Dir das an einigen Einzelheiten erkläre.
Obwohl wir nicht darüber gesprochen haben, wirst Du sicher wissen,
in welche»« Gemüthszustande ich die Heimat verließ. Anna hat es Dir
wohl erzählt. An und für sich liegt ja nichts Neues darin, daß ein Mann
von ineinen: Alter sich in ein junges Mädchen von dem ihrigen verliebt.
Aber ich wußte nicht im Voraus, wozu sich diese ineine Gefühle gestalten
würden. Es sieht so aus, als wenn ineine Gefühle, jetzt wo ich ein ge-
wisses Alter erreicht und alle Entwickelungsstadien durchgemacht habe, ihren
Kreislauf aufs Neue beginnen sollten, gleich dem Saft gewisser Bäume
die während eines langanhaltenden Herbstes gleichsam aus Versehen zwei
Mal blühen. Während des letzten Sommers wallten in mir alle die
scheuen kindlichen Gefühle wieder auf, die ich abgestreift zu haben glaubte.
,-'

als ich zum ersten Mal verliebt genesen war. Dies kleine Mädchen, das ich beinahe auf dem Schooß gehabt und auf meinen Annen getragen habe, und das ich bisher wie ein Kind behandelt hatte, — in ihrer Nähe war ich verschämt wie ein Schultnabe, der zum ersten Mal vor seinem Ideal steht. Ich verliebte mich in sie, als wäre sie meine erste Liebe gewesen.

Ich glaubte, ich könnte meine Liebe abstreifen und sie in der Heimat zurücklassen, wie ich alles Andere zurückließ. Aber sie kam mit, sie begleitete mich auf meiner Reise, und während der ersten Wochen meines Hierseins war ich vollkommen in ihrer Gewalt, wie Du bald sehen wirst. Ich versuchte dagegen zu kämpfen, weil sie mich so unsagbar peinigte, und die Luft des Auslandes trug mit ihren neuen Eindrücken auch das ihre dazu bei, meine Vergangenheit verdunsten zu lassen. Aber meine Gefühle setzten sich zur Wehr, und die Vergangenheit nollte nicht verdunsten. Deswegen ist fast jeder Ort, den ich besucht, jede neue Straße, die ich durchwandert, jedes Caft, in dem ich gesessen habe, eine Erinnerung an diesen Kampf. Wahrscheinlich ist es auch eiue Folge dieses inneren Streites, daß ich alle diese Plätze so klar und scharf vor mir sehe, sie haben sich auch in mein Gemüth abgedrückt wie ein scharfes neues Clich6 auf ein weißes Stück Papier. Jedes Mal, wenn sich ein neues, frisches Bild in meine Gedanken drängt und durch seine Neuheit meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, glaube ich die Vergangenheit glücklich überwunden zu haben. Wenn sich dann aber die Stimmung plötzlich verändert, wenn das Licht ans einer anderen Richtung fällt und das Bild sich dem Tage zuwendet, so entdecke ich irgendwo auf dem Grunde ein klares Wasserzeichen, das durch alles Andere hindurchschimmert. Das kann nicht verschwinden, kann nicht verblassen, nicht verfälscht werden. Es zeigt ihre Conturen, ein schönes, feines Profil und eine sich ringelnde Locke am Ohr. —

Wenn ich des Morgens meine Wohnung verlasse und die Straße hinab wandere, die zum Boulevard führt, so kann ich nicht umhin, mich für einen Augenblick von dein Leben um mich her angeregt zu fühlen. Die Kleinhändler haben ihre Waareutische auf den Trottoirs aufgeschlagen, und zwischen den hohen Steinmauern sind Früchte und frische, eben angekommene Gemüse aufgestapelt gleich dem Schaum des Gießbaches, der zwischen engen Felswänden dahinbraust. Die Verkäufer fchreien aus vollem Halse, und an ihnen vorüber strömen die Käufer, meistens Frauen im Morgencostüm, barhäuptig, ein kleines Tuch über den Schultern. Auf der Schwelle seiner Dhür steht der Schlächter mit seiner weißen Schürze, und im Fenster des Bäckers erblickt man einen ganzen Stapel prächtigen Weizenbrotes, lang und dick wie ein Stück Birkenholz. Daneben schimmert durch das Fenster ein kleiner Zinktisch, und vor demselben steht eine Schaar in Blousen gekleideter Männer, eine Reihe kleiner Gläser vor sich, aus welchen sie stehenden Fußes ihren gelblich grünen Absynth trinken. Ein Haufen Schultnaben in

Linsam. 23)
Uniform, die Bücher unter'm Arm, rufen und fchreien um die Wette mit
dem Kutscher eines großen Frachtwagens, dessen Pferde mit den Hufen
Funken aus dein Pflaster Wagen und sich vergebens bemühen, die schwere
Last in Bewegung zu setzen. Fast jeden Morgen begegnet nur ein blinder
Greis, der, eine Büchse in der Hand, auf Almosen wartet und die Vorüber-
gehenden mit erloschenen Augen anstarrt. Vor dem Fenster des Papier-
händlers stehen stets Leute, welche die Witzblätter betrachten. Die Straße
endet in einem kleinen Markt, auf dessen Mitte eine Statue steht, und auf
dessen einer Seite eine lange Reihe uon Droschken mit ihren glänzenden,
schwarzen Vordecken hält. Die Hörner der Pferdebahn ertönen, und der
mit zwei weißen Pferden bespannte Wagen drängt sich durch die Straßen-
mündung. Er ist auf dem Wege nach der Ausstellung; ich eile auf ihn
zu, um noch einen Platz zu erhaschen.
Während wir uns vorwärts bewegen, sehe ich durch das Fenster eine
Pariser Ansicht nach der anderen an mir vorüberfliegen. Eafös, in deren
Fenstern und großen Wandspiegeln die Straße mit den Menschen, die
Pferdebahn und das Dreiben des Boulevards sich abspiegelt. Wände,
mit Riesenbuchstaben bedeckt. Bunte Zeitungskioske. Die Pferdebahn-
Haltestelle, wo ein schwarzer Haufe von Menschen wartet, die Alle mit-
wollen. Der ernsthafte Schutzmann, der an der Ecke auf Wache steht.
Ein neuer, offener Platz, in dessen Mitte ein Springbrunnen steht. Plötzlich
ein neuer Boulevard, schwarz uon Menschen und Fuhrwerken, die in einer
fernen Perspective rasseln und verschwinden. Und überall diese gewaltigen
steinernen Häuser, gleich in einen Berg gehauenen Tempeln emporragend,
einfach und ehrfurchtgebietend, mit eisernen Balkons geschmückt, einer grau-
gekleideten Frau ähnelnd, die einen durchbrochenen Schleier um die Achseln
trägt.
Mir gnade gegenüber sitzt eine Pariserin, graziös und gemächlich. Sie
ist wie ein Spielzeug, das aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen
und mit seinem schärfsten Messer geschnitten ist; das Material ist von
seinem saftigsten, frischesten Holz genommen. Neben ihr sitzt ein älterer
Herr, das Band der Ehrenlegion im Knopfloch und einen glänzenden
Cylinderhut auf dem Kopf. Wie geschickt sie sicb durch den schmalen Gang
bewegt, an den Knieen der Anderen vorüber. Sie erscheint mir wie ein
Vogel, der durch das Laubwert schlüpft, ohne auch nur eine Feder in Un-
ordnung zu bnngen. Ich machte ihr Platz, indem ich meine Füße zurück-
gehe, und als Dank dafür ertönt uon ihren Lippen ein leises „paräon".
Sie hüpft auf die Straße hinab, steigt auf das Asphalttrottoir, spannt ihren
Sonnenschirm auf und steckt ihre behandschuhte Hand unter den Arm ihres
Mannes.
Und mehr bedarf es nicht. Wie mit einem Schlage steht Alles vor
meiner Seele, ich werde trübe und traurig gestimmt. Und so geht es fast
jeden Dag in Folge irgend einer Veranlassung,

Die Ausstellung macht immer wieder einen großartigen Eindruck auf mich, sobald ich von den Trocadero>Colonnaden das Marsfeld überschaue. In der Mitte erhebt sich derEiffelthurm wie eine Wüstentanne mit einem Büschel an der Spitze, im Sonnenschein glänzen die vergoldeten' Kuppeln der Aus stellungsgebäude, welche jubelnd aufwärtsstrebende Statuen krönen. Unwillkürlich fängt das Vlut an, schneller durch die Adern zu fließen, wenn man auf die eiserne Brücke herabkommt, unter der die Seine dahinfließt, und durch deren Brückenbogen kleine Dampfboote voller Menschen gleich Schwalben hindurchgleiten. Und als ich mich unter dem Eiffelthurin, zwischen den Beinen dieses eisernen Riesen befinde, habe ich in dem Augenblick keinen Gedanken für etwas Anderes, als zu sehen und zu bewundern. Wenn ich dann später in den Straßen und Gängen dieser Wunderstadt umherwandere, von Palast zu Palast, deren Giebel vollständige Kunstwerke, deren Thore Skulpturen, deren Wände Gemälde sind, während die Kostbarkeiten aller Erdtheile die Räume anfüllen, so löse ich mich vollständig los von meinem eigenen Ich und kann kaum glauben, daß ich es bin, der hier umherwcmdert, den ein jeder Schritt in einen neuen Welttheil versetzt. Oder wenn ich mich in der Maschinenhalle befinde, unter deren himmelhohem Glasdach man sich wie in einer Schmiede befindet, wo alle Anne des Jahrhunderts sich spannen, wo alle diese Hämmer pochen, wo uns Dampf, Gas und Elektrizität umströmen, da werde ich ganz verwirrt, ganz betäubt von diesem Getöse, das gleichsam unter der Erde entsteht, mich durchdringt und jede Ader in mir elektrisirt. Eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt sich des Körpers, als ob in jeden: Nerv ein elektrischer Funke säße. Wenn dann bei Hereinbruch des Abends die beleuchteten Springbrunnen ihre Farbensnmphonie zu spielen beginnen und der ganze Eiffelthurin zu einer einzigen rothen Feuersäule wird, so ergreift auch mich der allgemeine Jubel, und ich stimme mit ein in die Hurrahrufe, die vor diesem Opferaltar erschallen, der angezündet zu sein scheint, um den Göttern zu trotzen und die Kraft der Menschen zu verherrlichen.

Aber dann brauche ich nur in einer etwas entlegenen Ecke eines der vielen Cafös an einem einsamen, kleinen Tisch zu stranden. Das Getöse von dein Centrum des Allsstellungsplatzes dringt nur schwach bis hierher, und das Licht, das ihm entströmt, liegt gleich einem leuchtenden Nebel über den Baumwipfeln. Hier ist freilich auch - illuminirt, an den Zweigen der Bäume wachsen runde, rothe Laternen gleich großen Kirschen, und von Zeit zu Zeit werden bengalische Flammen in den Büschen abgebraunt, bald einen gelben, bald einen blauen Schein über das Laubwerk, über die Wände des Pavillons und über die Menschen werfend, die auf den grünen Rasenplätzen lustwandeln. Es liegt etwas Ländliches über dem Ganzen, Etwas, das an die Volksfeste daheim erinnert. Und Melancholie und Mißstimmung steigen in mir auf, und mein Gemüthszustand ist wieder ganz der alte. Ich habe Alles satt, was ich gesehen, und es hat Zllles

keinen Werth mehr für mich. Dieser Thurm ist ein unnützes Gaukelbild, das von dem Streben der Menschen zeugt, und alle diese Einrichtungen sind Spielzeuge für große Kinder. Diese Zehntausende von Menschen, die an den leuchtenden Fontainen um Stühle kämpfen, sind alle mit einander Narren. Ich betrachte ihren Enthusiasmus ungefähr von demselben Standpunkt, von dem aus die Pietisten alle weltlichen Vergnügungen beurtheilen. Alles ist vergänglich, nach wenigen Monaten ist von all' Diesem Nichts mehr übrig als ein grinsender Steinhaufen. Und deswegen hat man die ganze Welt in Bewegung gesetzt! Die Gegenwart ist Humbug, Nichts als Humbug! Aber ich fühle es, daß mein Urtheil ganz anders ausfallen würde, wenn sie hier wäre, wenn ich sie überall hinführen könnte, wenn wir gemeinsam Alles beschauen könnten: Da wollte ich genießen, bewundern, mich begeistern!

Einmal kam ich in der Ausstellung zu einer ungarischen Restauration, wo ein Streichorchester spielt und wo echter Steppenwein geschenkt wird. In der Musik ist Gluth und südländische Sonne und im Wein ein Geschmack von unverfälschten Trauben. Die Musikanten tragen Nationalcostüme, es sind schwarzäugige Männer mit dicken, aufwärts gestrichenen Schnurrbarte«. Der Dirigent spielt mit und steht, während er spielt. Die Töne, die sein Bogen dem Instrument entlockt, steigen und fallen leidenschaftlich, er biegt den Körper zurück, und die Perlen an seinem Gewände flimmern. Seine Augen glänzen in den: elektrischen Licht, und scherzend wirft er bald dieser, bald jener Dame, die in seiner Nähe sitzt, herausfordernde Blicke zu. Man wirft ihm Blumen auf die Estrade; das Publicum folgt seinem Spiel und vertieft sich in die Gefühle, welchen die Violinen Ausdruck verleihen. Hie und da streckt sich eine Hand aus, ein Kopf und ein Fuß wiegen sich im Tact mit der Musik. Auch ich begeistere mich, mir wird leicht und froh um's Herz. Aber plötzlich verstummen die Violinen, und die Musik hört auf. 'Nur vom andern Ende des Saales ertönt das Geklirr von Münzen, die der Kellner einem der Gäste in die Hand fallen läßt. Der Bogen des Dirigenten hat mitten im Spiel inne gehalten, die Spitze ist hoch erhoben, und die Hand berührt das Ohr. Und als er sie langsam, kaum sichtbar, herabgleiten läßt, da hat der Ton der Violine sich verändert. Er ist tieftraurig geworden: erst klagt er, dann weint er, gleich einen» vergessenen Sehnen, das jetzt wieder in der Erinnerung erwacht ist. Seine Züge sind ernsthaft geworden, sein Blick schweift jetzt über die Köpfe der Menge hinweg, an einer Linie entlang, die vielleicht bis zu der Laterne dort über der Thür führt, die mir aber weithinaus zu schweben scheint, über die weite Steppe nach einem fernen Horizont, hinter den: die Abendsonne seines eigenen Landes untergeht.

Weit, weit weg, dort in der Ferne liegt auch meines melancholischen Vaterlandes Horizont, der Nordwind legt sich zur Ruh', die Wellen plätschern gegen die Seiten des Bootes, das Segel hängt schlaff herab, und Anna sitzt

im Vordersteven, den Rücken mir zugewandt, leise eine Melodie vor sich hin-
summend.
Hier hörte ich gestern auf. Ich will nicht mehr über die stets ein-
förmigen Wandlungen meiner Stimmungen reden. Wenn man eine Welle
gesehen hat, kennt man die folgende. Bald spiegeln sie das tiefe Blau des
Himmels wieder, bald sind ihre Kämme von weißem Schaum gekrönt. Sie
schwellen eine Weile an, lassen dann nach, wenn der Wind sich legt, und
begeben sich schließlich ganz zur Ruhe.
Ich glaube, ja, ich bin ganz sicher, daß der Wogenschwall meines
Herzens sich bald zur Ruhe legen wird. Ich habe angefangen, in der
Bibliothek zu arbeiten, und habe nicht mehr so viel Zeit, mich selber zu
beobachten, wie im Anfang. Und dazu kommt, daß die Umgebung, dieser
Pariser Himmel sich tiefer in meine Sinne einprägt, neue Wünsche, neues
Sehnen mit sich bringend. Wenn ich zum Beispiel des Abends an den
großen Boulevards entlang wandere, wo alle Welt so sorglos durcheinander
strömt, heiter und leichtsinnig, als sei das ganze Leben ein Spiel, so be-
komme auch ich Lust, mich den Anderen zuzugesellen. Was sollte mich auch
im Grunde hindern, so einen der leichten, flatternden Strahenschmetterlinge
unter den Ann zu nehmen, die in Saminet und Seide strotzen und mit
einer fast unschuldigen Miene den Kopf in den Nacken werfen und alle
Vorurtheile der Welt verlachen: Sollte nicht ein solches Wesen iin Stande
sein, mich die Vergangenheit vergessen zu machen, alle die alten Wunden
zu heilen? Sollte es nicht das Wasserzeichen verdunkeln können, indem es
selber an seine Stelle träte? Weshalb lasse ich mich nicht von demselben
Wirbel mit fortreihen? Weshalb fetze ich mich nicht in eines dieser Caf6s,
wo sich die schwarzen Cnlinderhüte der Herren und die hellen Kleider der
Damen mit einander vermischen?
So denke ich, aber trotzdem stehe ich da und bleibe ganz der Alte,
der ich immer gewesen. Ich mache nicht die geringste Abweichung, fondern
wandere stets dieselben Straßen beimwärts, und ich freue mich, daß ich es
gethan habe."
Als ich den Brief in das Couvert steckte, hatte ich ein Gefühl, daß
das, was ich über das baldige Ende meiner Liebe gesagt hatte, nicht ganz
wahr sei. Während die Feder über das Papier glitt, war es mir freilich
selber so vorgekommen, aber diesen Gedanken kreuzte ein anderer. Ich
glaubte, es sei nur eine zufällige Stimmung, die jeden Augenblick mit
einer anderen vertauscht werden könne. Und das geschah auch so bald, daß
ich schon in: selben Äugenblick die Hoffnung faßte, daß aus meinem Brief
gerade das hervorgehen würde, was ich hatte verbergen wollen. Wenn
Annas Bruder den Brief liest, wird er zweifelsohne zu seiner Mutter
sagen: „Man sieht deutlich, daß er noch nicht frei ist, daß er sie noch immer

liebt." Was aber wird Anna sagen? Natürlich wird der Vruder es so einrichten, daß sie den Brief liest. Und wenn sie ihn liest, welchen Eindruck wird er auf sie »lachen?

Als ich über dies Alles nachdachte, begann die Hoffnung wieder in mir zu keimen. Gleich den Strahlen einer aufgehenden Sonne schien mir die eine Möglichkeit nach der anderen am Horizont zu erglühen, und ich sing an, mir einzubilden, daß mein Brief nwglicherweise noch Alles würde verändern können. Wenn ich mir die Sache recht überlegte, mußte ich zu deni Resultat kommen, daß ja Anna die wirkliche Tiefe meiner Gefühle noch nicht kannte. Das Ganze war so plötzlich über sie gekommen. Ich hatte ja nicht einmal ernsthaft und ruhig mit ihr gesprochen. Nach meiner Abreise hatte sie vielleicht angefangen zu grübeln, meiner mit n ärmeren Gefühlen zu gedenken. Mit der ganzen Erbärmlichkeit eines Verliebten ließ ich sogar ihr Mitleid nicht aus meiner Berechnung und — das konnte ich mir nicht verhehlen — den Einfluß der Mutter und des Bruders. Hauptsächlich aber vertraute ich auf meinen Brief. Sie sollte daraus ersehen, wie bodenlos tief meine Liebe war, wie ich litt, wie unglücklich ich mich fühlte.

Mit ganz eigenartigen Empfindungen betrachtete ich den Brief, der dort vor nur auf dem Tische lag. Das Couvert war von feinstem französischen Papier. Es schien mir zu leben, es glich einem bleichen, sammetbeschwingten Schmetterling, der sich unbeweglich auf einem Blatte festgesetzt hat. Er bebt nicht einmal, aber sobald Du Dich näherst, stiegt er auf.

Ich kann es nicht über's Herz bringen, den Brief in die Tasche zu stecken, wo er zerknittert werden könnte. Ich lasse ihn vor mir liegen, bis ich mein Bier getrunken habe und meine Cigarette dazu geraucht habe.

Im Nebenzimmer knallen die Billardkugeln. Die Kassirerin klirrt hinter dem Schenktisch mit dem Silber. In den Wandspiegeln schimmert eine lange Reihe von Gasflammen. Draußen auf dem Boulevard, an den Glasthüren vorüber, eilen unaufhörlich Spaziergänger, Wagen und Pferde.

Ich gehe hinaus. Vorsichtig halte ich den Brief in meiner Hand, und als ich ihn auf den Boden des Briefkastens fallen höre, zucke ich zusammen. Dann gehe ich langsam auf dem Asphalttrottoir nach Hause. Alle Caf6s erstrahlen in hellein Lichterglanz, aus den Concertlocalen tönt Musik und Gesang. Durch die geöffneten Thüren und den blauen Tabaksgualm erblicke ich im Hintergrunde des Saales tanzende Damen in durchsichtigen Florgewändern. Ich beschleunige meinen Gang und sehe gerade vor mich hin, um den mir auf jedem Schritt begegnenden Frauen auszuweichen.

„Hlonüißul! 6itS3 6onc, moumLur! Vmil62-vou8, monZisur?"

Ich schüttle sie unsanft von meinem Rockärmel ab und biege in meine eigene Straße ein. Dort ist es friedlich und still. Die Läden sind geschlossen, und nur noch der Kastanienverkäufer an der Straßenecke röstet seine Waare auf der knatternden Pfanne. Und vor mir her wandelt, mit

seiner Laterne an: Boden suchend, der „Oditloimisr", der Lumpensammler, dieser nächtliche Schakal von Paris, der Alles, was Andere in den Rinnsteinen hinterlassen haben, in den Kehrichtkorb auf seinem Rücken wirft.
Ich schelle, rufe dem Thürhüter meinen Namen zu und klettere nach meinem kleinen Zimmer im sechsten Stockwerk hinauf. Ich schließe «nein Fenster und suche mit dem Blick die Finsternis; zu durchdringen. Ganz Paris liegt dort vor mir in die Dämmerung der Nacht gehüllt. Ich kann es jetzt nicht sehen, aber an dem Schein des elektrischen Lichts auf den Boulevards und an den in ungleicher Entfernung schimmernden Lichtern kann ich die Größe der Stadt ahnen. In meiner nächsten Umgebung ist nicht das geringste Geräusch zu vernehmen. Aber dort weiterhin ertönt eine ununterbrochene, warnende Stimme, gleichsam aus einein fernen Wasserfall aufsteigend, dessen Gebrause beim Herannahen des Abends durch die Tiefe der Wälder bis zu den auf den Höhen gelegenen Dörfern dringt. Es siedet, es kracht, es brüllt und wimmert, als wenn dort irgend Etwas von einen: unaufhörlichen Schmerz gemartert würde. Ich höre diese Töne jeden Abend, ich kann nicht erklären, woher sie stammen. Einige freilich glaube ich wieder erkennen zu können. Das ist der Zug, der bei seiner Ankunft auf der nächsten Station pfeift. Das sind Menschenstimmen. Dort singt Jemand!
Lange, lange, weit über Mitternacht hinaus, liege ich noch wach. Ich vergesse, wo ich mich befinde, und bilde mir ein, daß ich daheim bin, in meines Vaters Haus, in der alten Giebelstube auf dem hohen Hügel, dort, wo ich in vergangenen Zeiten die Nächte bei meinen Büchern verbrachte und mich zum Examen vorbereitete. Meine Phantasie war voller Illusionen und Zukunftshoffnungen. Ich liebte und glaubte mich geliebt. Von meinen» Fenster aus hatte ich, ebenso wie hier, eine weite Aussicht über eine Waldlandschaft, wo ich in der Ferne auf den Gipfeln der andern Höhen Feuer blinken sah. Im Hause war man zur Ruhe gegangen, und der Schall der letzten Schritte war verklungen. Aber die öde Haide hatte nicht aufgehört zu leben. Sie wachte die Nacht hindurch und entsandte stets dasselbe stille Sausen, dieselben nächtlichen Stimmen.
Ich entkleidete mich und begab mich zur Ruhe. Und in der Phantasie meiner Träume will es mir scheinen, als sei die Dunkelheit unter dem Fenster ein Wald, als sei es nur die Haide dort in der Heimat, welche sauste.
Die ganze Zeit, die zwischen diesen beiden Stunden liegt, scheint mir verschwunden zu sein. Ich bin jetzt noch derselbe, der ich damals war. Als Ziel meines Strebens erblicke ich dieselbe Hoffnung, und wie von einer sichern Möglichkeit träume ich von Zukunft, >Heim und Glück. Und ich kann nicht mehr glauben, daß ich, so wie ich noch vor Kurzem befürchtete, wirklich dazu verurtheilt sein soll, beständig ein einsames, freudenloses Leben zu leben.

Mehrere Wochen verbringe ich in dieser ruhigen Gemüthsverfassung.
Es ist etwas Neues in mein Leben gekommen, das mich aufrecht hält — ich hoffe. Ich glaube schon fester an die Möglichkeit, daß mein Brief einen guten Eindruck gemacht haben kann. Während der Tage, wo ich noch keine Antwort erwarten kann, fühle ich mich beinahe glücklich. Ich weiß, daß mein Brief unterwegs ist, daß es der letzte Versuch ist, daß der letzte Wendepunkt bevorsteht, und daß dann Nichts mehr zu machen ist. Und ich versinke in die gleichgültige Sicherheit des Fatalisten.
Meine Arbeit, an die ich nun mit Ernst herangegangen bin, schreitet schnell vorwärts, und ich bringe fast den ganzen Tag in der National-bibliothek zu. Der tempelähnliche Friede, der dort herrscht, das durch das Dach fallende Licht, die gleichmäßige, milde Wärme, die ernsten Gelehrten mit ihren grübelnden Zügen, jihren vom Denken gefurchten Stirnen und ihrem grauen Haar — das Alles erfüllt mich mit Sicherheit und Gemüths-ruhe, und die Hoffnungslosigkeit verkriecht sich in ihren Winkel.
Mag es kommen, wie es will, denke ich, ich muß mich in mein Schicksal finden. Mein Leben wird in Zukunft sehr einförmig werden, voraussichtlich ohne besondere Freude, aber auch ohne zehrenden Kummer. Und es scheint mir, als sei ich von den sonnigen Höhen meines Lebens zu dessen Ebenen hinabgestiegen.
Es ist jedenfalls eine nie erlöschende Hoffnung, die mir diese Ruhe eingeflöht hat. Denn je mehr Zeit vergeht, seit ich meinen Brief abgesandt habe, desto unruhiger und nervöser werde ich. Als zwei Wochen verflossen sind und keine Antwort gekommen ist, ist es mit mir aus. Ich gehe nicht mehr so regelmäßig auf die Bibliothek, und ich kann mich nicht von meiner Wohnung entfernen, ehe der Briefträger seine Runde gemacht hat, was ungefähr um drei Uhr geschieht. Und geschieht es doch einmal, so lasse ich plötzlich Alles stehen und liegen und kehre durch Wind und Regen und Schmntz schleunigst wieder heim.
Wenn ich komme, steht die Concierge gewöhnlich vor der Thür nnd betrachtet zum Zeitvertreib das Leben auf der Straße. Schon aus der Ferne suche ich aus ihren Zügen zu lesen, ob sie Etwas für mich hat. Ist dies der Fall, so muß sie ja, sobald sie mich sieht, in ihr Zimmer gehen. Aber vielleicht denkt sie nicht daran, nnd vielleicht ist doch ein Brief für mich da. Ich sage ihr mit meiner freundlichsten Stimme guten Tag. Sie beantwortet den Gruß ebenso freundlich, und ich schlüpfe an ihr vorüber in die Thür. Aber sie folgt mir nicht. Ich trockne ineine Füso viel länger, als es nöthig ist, auf der Matte ab. Ich steige zwei, drei Stufen hinauf. Ich kann nicht weiter! Ich muß Gewißheit haben. Außer-dem habe ich ja gar Nichts auf meinem Zimmer zu schassen. Der ganze Tag geht mir verloren. Ich mnß sie fragen.

„liien, mcin5isui-, rwu!"
Jeden Tag dieselbe Antwort und dasselbe herzzerreißende, schnarrende
„rien", von dem sie nicht ahnt, wie schmerzlich es mich berührt. Es ist
eine wohlwollende alte Frau, stets freundlich und artig. Aber trotzdem
habe ich sie in Verdacht, daß sie mir ganz im Geheimen einen Streich
spielt. Wer weiß, ob sie nicht mit Absicht meinen Brief zurückhält?
Vielleicht meint sie, daß ich ihr zu wenig Trinkgeld gegeben habe, und will
deshalb nicht damit herausrücken. Und gelegentlich stecke ich ihr ein Fünf-
francsstück in die Hand.
Aber von dem Briefe höre ich trotzdem Nichts. Stets dieselbe Antwort:
„liisu, mon8i6ur, rien!"
Eines Tages komme ich vom Frühstücke nach Hause. Ich habe es
aufgegeben, den Brief zu erwarten, und frage nicht mehr danach. Ich bin
schon im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, als di? Concierge mir
plötzlich nachruft:
„Voilü un6 lettr« pour monsisur!"
Von Anna! — Ich fahre zusammen, als ich die Aufschrift erblicke.
Sollte es möglich sein? Was hat dies zu bedeuten? Und der Gedanke
jagt mich die Wendeltreppe hinauf, so daß ich das sechste Stockwerk iu
wenigen Sprüngen erreiche. Ich verliere den Athen:, es schwindelt mir
vor den Augen, so daß ich kaum den Schlüssel in das Schlüsselloch zu
stecken vermag. Als ich endlich das Couvert öffne und ein Stück des
Briefes in der Eile mit abreiße, sehe ich, daß der Bruder ihn geschrieben
hat, und als ich die Aufschrift genauer untersuche, erkenne ich die Hand
der Mutter!
Ich kann mich nicht entschließen, den Brief zu lesen. Ich wünsche
fast, daß er noch nicht angekommen wäre, denn ich fürchte, daß er mich
ganz aus meiner sicheren Bahn bringen wird. Eine unsichere, schwankende
Hoffnung ist auf alle Fälle besser als eine vernichtete. Jetzt, wo ich den
Brief einmal bekommen habe, könnte ich die Lectüre desselben bis morgen
verschieben, ja bis auf Weiteres.
Wie ist die Aufschrift der Mutter auf das Couvert gekommen? Es
ließ sich wohl so erklären, daß der Bruder seiner Gewohnheit gemäß den
Brief abzugeben vergessen hatte. Er erwacht am Morgen, ist aber zu träge,
um aufzustehen, und die Mutter sendet den Brief zur Post. Und daher
trägt das Couvert ihre Handschrift, die derjenigen der Tochter ähnelt.
Aber einmal muß ich den Brief ja doch lesen. Vielleicht steht gar
Nichts über die ganze Angelegenheit darin.
Der Bruder spricht die Hoffnung aus, daß ich es nicht übelnehmen
werde, daß er der Mutter und Anna meinen Brief gezeigt hat. Die
Mutter hätte Mitleid mit mir gehabt. Anna habe, nachdem sie den Brief
gelesen, ihn, ohne ein Wort zu sagen, zurück gegeben, und seitdem wäre
nicht mehr die Nede davon gewesen.

„Du »lochtest sicher wissen, welchen Eindruck der Brief auf sie gemacht
hat, und ich würde es Dir gern mittheilen, wenn ich es nur selber wüßte.
Ich glaube auf alle Fälle, daß Du Nichts dadurch verloren hast, wenn Dil
auch Nichts gewonnen hast.
Uebrigens kann man ja niemals aus den Frauen klug werden. Und
um aufrichtig zu sein, will ich Dir nur sagen, daß Anna einen Anbeter
hat. Natürlich ist es ein Student, ein Grünschnabel. Sie haben sich auf
dem Studentenball kennen gelernt, er hat sie aus dein Theater nach Hause
begleitet, sie haben Costümtänze mit einander eingeübt und getanzt, und
in mondhellen Nächten hat er ihr Serenaden gebracht. Natürlich ist sie
sehr angenehm dadurch berührt. Wie tief ihre „Gefühle" gehen, kann ich
wirklich nicht sagen. Es ist möglich, daß es zu einer Verlobung kommt,
aber ebenso nwglich ist es auch, daß Nichts daraus wird.
Vielleicht kann ich mich nicht ganz auf Deinen Standpunkt stellen,
aber ganz unter uns gesagt, wundert es mich wirklich, daß Du Deine
Liebe zu ihr so ernsthaft genommen hast. Deine Gefühle an und für sich
kann ich sehr wohl verstehen. Es ist diese allgemeine Sehnsucht, diese
Leere, die in unserem Alter so schwer, ja fast unmöglich zu ertragen ist.
Sie treibt uns, Liebe und Hingebung, als die einzige Möglichkeit des
Lebens zu suchen. Und je schneller man die Zeit unter den Füßen ver-
rinnen fühlt, desto eifriger wird die Begier, auf einen festen Stein am
Strande zu springen. Aber obwohl Anna ein prächtiges Mädchen ist,
— vielleicht eins der besten, die ich kenne, — so ist sie ja doch nicht die
Einzige in der Welt. Ich glaube durchaus nicht, daß es mit Dir aus ist,
wenn Du sie nicht bekommst. Du sagst, daß so eine alte Iunggesellenliebe
der ersten Verliebtheit gleicht. Aber die Aehnlichkeit zeigt sich auch darin,
daß man jedes Mal glaubt, es sei die letzte Neigung, obwohl dies keines-
wegs der Fall ist. Eines schönen Tages triffst Du ein ebenso angenehmes,
vielleicht noch viel angenehmeres Mädchen. Männer, die auf unser»» Ent-
wicklungsstandpunkt stehen, müssen stets von ihren Forderungen ablassen, und
wenn wir das thun, so giebt es schon Frauen genug für uns in der Welt.
Was mich selber anbetrifft, so stehe ich im Begriff, in den Winter-
hafen des Familienlel'ens einzulaufen. Denk Dir, daß ich seit einigen Tagen
verlobt bin! Sie heißt Helmi und ist die Tochter eines Kaufmanns aus
Uldllborg, nicht emancipirt, nicht besonders kenntnißreich, blond, starkgebaut,
frisch und blühend, eine praktische Ostbottnierin, besucht keinen Fortbildungs-
cursus, will nicht studiren, ist aber gewandt in Handarbeit und tan: hier-
hier, um eine Kochschule durchzunmhen. Mein scharfes Auge entdeckte ihre
lange, blonde Flechte auf dem Studentenball, ich ließ mich ihr vorstellen
und tanzte eine Franyaise mit ihr. Wie Du weißt, bin ich sehr interessant
mit meinem schmalen Schnurrbart und meinem leicht blasirten Aeußern.
Alle Grünschnäbel sind augenblicklich aus den« Felde geschlagen. Sie hat
den vernünftigen Einfall, sich in mich zu verlieben, und ich erfahre das

durch Anna, mit der sie plötzlich intime Freundschaft schließt. Sie wird zu uns eingeladen, sie singt ein wenig, und ich begleite sie. Ich bringe sie nach Hause u. s. w. Mit einem Wort, diese Details sind ja stets dieselben und sind ja schon Taufende von Malen erlebt, — also nichts mehr darüber. Von meiner Seite ist natürlich nicht mehr die Rede von dem, was ich früher unter Liebe verstand. Das kam und ging mit ihr — Du weißt ja. Aber wo in aller Welt, lieber Freund, begegnen wir diesen großen und tiefen Frauennaturen, von denen wir glaubten, daß sie allein uns befriedigen und verstehen könnten! Wenn ich einmal das Bedürfniß nach feinerer, geistiger Gesellschaft habe, nach einer sogenannten Seelensympathie, so suche ich den Kreis der Kameraden auf, tausche (bei einem Glase Grog) Ansichten mit ihnen aus, und begebe mich dann in mein friedliches Heim, wo Alles in schönster Ordnung ist, und wo mich Gemüthlichkeit und Zärtlichkeit umgeben.

Im Uebrigen bin ich fest überzeugt, daß sie sich über Nichts wird zu beklagen haben. Ich werde ein guter Vater für ihre Kinder werden — ich sehne mich nach Kindern — und ein treuer Gatte. Das wird mir mich nicht schwer werden. Ich habe, ebenso wie Du, alle die wechselnden Tonarten des Gefühlslebens durchgemacht, und ich glaube, daß ich mir jetzt an der einfachen Melodie werde genügen lassen, die den Rest meines Lebens ausfüllen wird, — „am häuslichen Herd". Ich sehne mich nach Ruhe, nach ungestörter nervenstärkender Ruhe. — Oblomoff! wirst Du sagen. Ja, gewissermaßen Oblomoff. Nach der Richtung hin habe ich mich entwickelt.

Und Du solltest es versuchen. Dich nach derselben Richtung hin zu entwickeln. Hole der Teufel alle Deine Sorgen! Es verlohnt sich nicht der Mühe, sein ganzes Leben wie ein Ritter von der traurigen Gestalt umherzugehen. In Sonderheit nicht in Paris um einer kleinen, sinnischen Schönheit willen. An Deiner Stelle würde ich mich vom Strom fortführen lassen, da Du doch einmal am Ufer stehst. Löse Dein Boot, und fahre den Strom hinab! Wenn Du nicht ganz ungeschickt steuerst, was in unseren, Alter ja nicht mehr zu befürchten ist, so gleitest Du ganz allmählich in die stillen Wasser Deines Lebens. Ich stehe bereit und erwarte Dich und werde Dir helfen. Dein Boot auf einen vernünftigen ehelichen Strand zu ziehen. Wenn Anna sich Nichts aus Dir macht, was übrigens nicht gesagt ist — um so schlimmer für sie. Ich will auf alle Fälle mein Bestes thun, und Mama scheint dieselbe Absicht zu haben. Vielleicht läßt sich Alles nach Wunsch ordnen, wenn nicht, so kannst Du sicher sein, daß ick, mitsammt meiner künftigen Alten, -^ die Dich übrigens grüßen läßt — uns alle mögliche Mühe geben werden, ein tugendsames Pfarrerstöchterchen für Dich zu finden, das nicht ?u weise und nicht zu hervorragend^ ist, aber natürlichen Verstand besitzt." — — — ^-

Der Brief übt einen wohlthuenden Ginfluß auf mich aus. Nicht daß

ich die Theorien meines Freundes und seine Ansichten über die Ehe gebilligt hätte; aber er läßt mir doch noch einen schwachen Hoffnungsschimmer. Ich freue mich, daß noch nicht Alles endgiltig entschieden ist. Ich stürze mich mit erneutem Eifer auf meine Arbeit. Ich lebe wie ein Eremit, und meines Freundes Ermahnung, mich in den Strudel des Lebens zu stürzen, verklingt ungehört. Jetzt mehr denn je will ich meinein Ideal treu sein, will ich meine Grundsätze verwirklichen.

VI.

Es ist heiliger Abend. Die Uhr zeigt ungefähr fünf. Die dicke, graue Wolkenmasse hat sich im Westen und im Norden gelüftet und am Horizont einen klaren Streifen reinen Himmels zurückgelassen, der sich weiter ausbreitet und allmählich das ganze Himmelsgewölbe einnimmt. Die Nachmittagssonne kommt zun» Vorschein, scheint über Paris und in mein Zimmer hinein. Ihr Licht ist gelblich und kalt, und das Bild des Fensters an der Wand erinnert mich an die Heimat — an Finnland, an die Weihnachtsabende dort in weiter Ferne, als ich von meinem Giebelfenster aus die schneeige Landschaft betrachtete, wo die kühle Sonnenscheibe hinter dem düsteren Tannenwald versank.

Ich erinnere mich leichter, tastender Schritte, hinter der Thür wird geheimnißvolles Flüstern hörbar, eine Hand faßt nach dem Thürschloß, und in's Zimmer hinein stürzt eine Schaar von Brüdern und Schwestern, von denen der größte kaum so weit ist, daß er die Thür wieder schließen kann. Sie sind gekommen, um den Nachmittag bei mir zuzubringen, der ihnen nach Hereinbrechen der Dämmerung und in Erwartung des Weihnachtsbaumes so lang ward. Alle Spiele sind gespielt, man hat sich die Zeit mit Versteck und Blindekuh vertrieben, ist unter alle Tische und Betten gekrochen, und dock fehlen noch mehrere Stunden, bis die Thür zum großen Saal sich öffnen wird. Man weiß nicht, was man beginnen soll, die Spiele sind erscköpft, von vorne mag man nicht wieder anfangen, und mit schlaff herabhängenden Händen seufzt man in geineinsamer Trostlosigkeit und kann sich nicht einmal entschließen, die Perlen von der Stirn und Nasenspitze zu trocknen.

Da aber kommt man plötzlich auf den Gedanken, daß oben im Giebelstübchen der große Bruder sitzt, und nun hat alles Leid ein Ende. Er kann lustig sein, er versteht es, die Zeit zu vertreiben, wenn er nur null. Er wirft sich auf das Bett, mit erneuten Kräften zündet man seine lange Pfeife an und klettert dann in's Bett, sich zu beiden Seiten von ihm ssruppirend. Blaue Rauchwolken ziehen durch das Zimmer, und er erzählt Märchen, denen man mit verhaltenem Athem lauscht. Und man merkt nicht, wie das Bild des Fensters über'm Bett versckwindet, wie di.» Dämmerung hereinbricht, sich über die Möbel legt, wie man nickt mehr unterscheiden kann, was sich auf dem Tisch befindet, 100 die Nasen, Münder

und Augen der Anderen sind. Nur von Zeit zu Zeit schnaubt der Pseifen-
kopf seine Ansichten dazwischen und die Tabaksfunken glühen. — Erzähle
mehr, erzähle mehr! — und dann? Wie kam es dann?"
Man denkt nicht mehr an Weihnachten und an den Tannenbaum,
bis man plötzlich unten das Oeffnen einer Thür und die Stimme der
großen Schwester hört, welche die Treppe hinaufruft: „Kinder! Kommt
— jetzt!" Im Bett wimmelt es plötzlich von Köpfen und Füßen. Aus
der Pfeife fällt glühende Tabaksasche auf den Fußboden, ein Stuhl wird
umgestürzt, die Thür bleibt offen stehen, und ehe ich sie schließen kann, ist
man schon die Treppe hinab und hat die untere Thür knallend in's Schloß
geworfen.
Das waren Zeiten, auch das, Zeiten, die längst gewesen und ent-
schwunden sind. Die Eltern sind gestorben, die Brüder und Schwestern
über die ganze Welt zerstreut, und ich denke darüber nach, wer jetzt wohl
in meinem alten Giebelstübchen wohnt.
Es liegt ein eigenartig trübes Gefühl der Vereinsamung darin, daß
es jetzt wieder Weihnachten ist, und daß man Niemand hat, mit dem man
das Fest feiern kann. Niemand weiter als diese unendlich große Stadt mit
ihren Millionen Einwohnern, von denen ich keine Seele kenne, und von
denen mich keine kennt. Ich bereite mich trotzdem mit einer gewissen Be-
friedigung darauf vor, heute Abend einsam umherzustreifen.
Ich kleide mich langsam an, indem ich zum Fenster hinauöschaue, und
rufe mir bald diefes, bald jenes Ereigniß aus meinem verflossenen Leben
in's Gedächtnih zurück. Ich ziehe ein reines Hemd an, binde frisch ge-
bügelte Kragen und Manschetten um, knüpfe mein Halstuch mit größter
Sorgfalt und entnehme der Hutschachtel meinen hohen Cylinder, den ich
mit einer Smnmetbürste sorgsam glätte. Handschuhe und ein Spazierstock
mit silbernem Knopf vollenden meine Toilette.
Die Luft ist klar und ein wenig kalt. Ich gehe direct nach dem
großen Boulevard hinab. Lebhafter als sonst wimmelt die Volksmenge
auf den Straßen. Die Schritte und Bewegungen der Frauen erfcheinen
mir elastischer als gewöhnlich, und der Gang der Männer ist schnell und
kräftig. Das Wagengerassel ist so deutlich vernehmbar wie das Brausen
des Giehbaches bei heiterem Wetter, und die Peitschen der Kutscher knallen
fröhlich, wie zu ihrem eigenen Vergnügen. Die kleinen leichten Wagen
und die schnell auf einander folgenden Hufschläge der Pferde schmieden das
Straßenpflaster gleich den Nagelhämmern in einer Fabrik, während die
unglaublich großen Wagen, die hoch wie Häuser sind, und deren Pferde
Elephanten gleichen, ein Getöse hervorbringen, das an das polternde Ge-
treibe eines gemaltigen Dampfhammers erinnert. Und dies Alles vereinigt
sich zu einem Niesenlärm, der mit dem Gerassel der Räder anhebt, im
Geklapper der Hufe schwillt, in dem Pfeifen der Droschkenkutscher gell zum
Himmel aufsteigt, neues Leben aus dein Peitschengeknall saugt und zu

einem mächtigen, schwellenden Getöse anwächst, das an den Wänden der
Häuser in die Höhe steigt. Zuweilen tritt ein Hinderniß ein, der Weg
wird versperrt, und da schwemmt dieser Fluß, der Athem und Stimme
hat, über seine Ufer und strömt zurück, und die anstoßenden Straßen
wallen auf von gehemmten Fuhrwerken, von Pferdehufen und schwarzen
Hüten, bis die Verbindung wieder hergestellt wird, und man mit er-
höhter Geschwindigkeit und vermehrtem Getöse weiterstürzt.
Aber auf den großen Boulevards, wo ich endlich strande, ist das
Wagengerassel verschwunden. Die Gefährte sind auf das Holzpflaster gerollt
und gleiten jetzt lautlos weiter. Man hört nur den dumpfen Schlag der
Hufe, — es klingt fast, als trügen die Pferde wollene Socken über ihren
Hufeisen. In all' dieser Stille liegt trotzdem ein fieberhafter Eifer. Jeder
Nerv ist angespannt, jedes Glied ist in Bewegung wie in einer Fabrik, wo
sich das Treibrad verstohlen seufzend dreht, und die glatten Lederriemen
schnurrend von Achse zu Achse gleiten. Es giebt keine einzelnen Pferde
und einzelne Wagen mehr. Auf jeder Seite der Straße erblickt man nur
eine einzige, ununterbrochene Reihe, deren Anfang und Ende man nicht sieht.
Obwohl es noch verhältnihmäßig hell ist, sind die Lampen in den
Läden, in den Waarenlageru und Caf6s schon angezündet. Die Thüren
werden unablässig geöffnet und geschlossen, und durch dieselben hindurch
qualmen gleichsam Menschenstimmen, Lärm und eilige Geschäftigkeit. Die
Fenster der Juweliere strahlen von Kostbarkeiten, Ringen, Armbändern,
Uhren, Halsgeschmeiden-, die Leuchter und Lampen wachsen zu Hunderten
an im Restex der großen Spiegel. Die schweren Seidenstoffe schwellen
im elektrischen Licht, das noch durch Glasprismen verschärft wird. Die
großen Bazare sind von unten bis unter das Dach niit Spielsachen an-
gefüllt. Aus den Buchläden fließen Bücher und Papiere gleich Lavaströmen
auf die Trottoirs der Boulevards. In den Fenstern der Leinwand-
handlungen schimmern die Kragen, Manschetten und Wäschegegenstände wie
frischgefallener Schnee.
Ueberall wimmelt es von Kauflustigen. Vor mir her geht eine
Mutter mit ihren zwei kleinen Töchtern. Ich folge ihnen von Thür zu
Thür, von Fenster zu Fenster und bleibe stehen, wo sie stehen bleiben und
beschauen. Die Mutter sieht sich von Zeit zu Zeit gezwungen. Etwas zu
kaufen, worauf die Kleinen zeigen. Mit Packeten beladen, gehen alle Drei
schließlich durch eine Thür, die scheinbar zu ihrer Wohnung führt, und
steigen die Treppen hinan; ich höre noch den Widerhall des hellen Kinder-
lachens, während ich draußen vor der Hcmsthür stehen bleibe.
Schon werden die elektrischen Kugeln in der Mitte des Boulevards
angezündet, und auf den Trottoirs zu beiden Seiten der Straßen brennen
die Gaslaternen trüber. Aber die letzten Strahlen des Tages haben noch
die Uebermacht, und ihr Licht erinnert an Augen, die geblendet sind und
noch nicht klar zu sehen vermögen.

Ich gehe in ein Cllf6, dessen Fenster mit Glasmalereien verziert sind wie in einer mittelalterlichen Kirche. An der Thür strömt mir ein fast heimischer Duft entgegen. Ein eiserner Kamin mitten im Zimmer verbreitet eine angenehme Wanne. Ein Kellner beeilt sich, meinen Ueberrock und Stock in seine Obhut zu nehmen. Er meist mir einen bequemen Platz in» Sovha am Fenster an und holt nur die neueste Abendzeitung.
Ich bestelle einen Absnnth, dies Getränt des Vergessens und der unbestimmten Phantasien, welches die Macht besitzt, den einen Schleier nach dem andern vor unseren Augen fortzuziehen. Die elektrischen Flammen da draußen beginnen schon, über das Tageslicht zu siegen, sie haben jetzt einen wärmeren Schein, und es macht den Eindruck, als verbreiteten sie einen blauen Sammetnebel um sich. Die Omnibusse mit ihren großen, weißen Pferden und ihren feuerrothen Annoncenplacaten rollen am Fenster vorüber. Roth, Vlau und Weiß vermischt sich mit einander, und diese Mischung befindet sich in beständiger Bewegung. Aber der Zeitungskiosk nähert sich nicht, ebensowenig wie der dunkle Zug des Boulevards und der lichtausstrahlende Candelaber.
Ich halte die Zeitung in der Hand, mache mir aber Nichts daraus, sie zu lesen. Weshalb bin ich nicht früher hierher gekommen, um meine Abende fortzuvhantasiren am Rande dieses brausenden Stromes, — ja, wahrlich, am Rande eines Stromes.
Aber dort oben wölbt sich der klare, durchsichtige Himmel gleich einem Bogen über der schwarzen Häuserreihe. Die Abendröthe ist noch nicht völlig erloschen. Der Himmel ist bleich und kalt dort, wo er sich am Ende der Boulevards herabsenkt, und wird immer klarer, je mehr er sicki der Erde nähert. Aber für mich schließt er dort noch nicht, er setzt sich gleich einen, mächtigen Gewölbe nach Norden hin fort, immer weiter und weiter entfernt. Und je höher nach Norden er kommt, über Berg und Meer, desto kälter wird er, und Sterne erfunkeln an ihm. Daheim in Finnland herrscht eine scharfe Kälte. Der Schnee wird trocken und knirscht unter den Füßen. Die Bäume auf der Esplanade in Helsingfors stehen im weißen Schneegewande da, die reifbedeckten Telephondrähte hängen schwer herab, aus den Schornsteinen steigen weiße Rauchwolken auf, und die Schlittenglocken klingeln. —
Aber wer ist die junge Dame da, die so leicht einherschreitet mit einer dicken Von, der ihr bis an die Füße reicht? Sie bleibt einen Augenblick vor dein Cof6fenster stehen, — ihre Wangen sind roth, und in den Wimpern hängt der weiße Reif. Diese feine, kalte Haut, — wenn ich sie doch mit meinen Lippen berühren dürfte.
lind ob ich es nicht doch vielleicht noch einmal dürfen werde? Ich bin dessen ganz ''icher und mache mir keine Sorgen. Ich warte, bis meine Zeit kommt. Ich werde auch noch einmal mein Glück finden!
Ist es die Wirkung des feindnftenden Absynths? — — Meine

Stimmung ist plötzlich wie ausgetauscht. Ich finde, daß dies Leben, dies Paris ganz verwandelt ist. Mein Inneres schwillt vor Freude, und mein Herz wird weich. Ich habe dies Alles bisher nicht so recht verstanden. Ich glaubte, diese Stadt sei ein tausendfüßiges Naubthier, und sie ist ja eine sanfte Schönheit, warmäugig und zart von Teint, die Dir von selber um den Hals fällt. Dich einwiegt und Dich mit seidenweichen Händen streichelt. Und es scheint mir, als quöllen hier überall Lebenslust, feurige Gefühle und Freude aus warmen, unterirdischen Gewölben hervor. Die Entwicklung von Jahrhunderten sprudelt überall aus der Erde auf und legt sich wie ein feiner Regen startend und erfrischend über alle Gegenstände. Und die äußerste Spitze dieses Springbrunnenstrahls, dies jeden Augenblick wechselnde Schaumbündel, das ist diese Pariserin, die Dir überall begegnet, dieser weiche Hermelin, dies geschmeidige Eichhörnchen. Sie ist liebenswerth wie ein Kind und würdig wie eine Königin. Welche Honigsüße in ihren Bewegungen und in ihrer Stimme! Welche Elasticitcit in ihrem Gang! Wie sie im Stande sein muß zu lieben, zu schmeicheln, sich dem hinzugeben, der sie einmal gewonnen hat!

Jetzt verstehe ich es, weshalb der Franzose so entzückt von seiner Hauptstadt ist. Ich verstehe es, daß er sich nach seinem Lande zurücksehnt, sobald er diese großen, farbenreichen Boulevards, die erleuchteten Fenster der Caf6s, diese Omnibusse nicht mehr sieht, sobald er diesen Asphalt nicht mehr unter seinen Füßen fühlt, auf dem man so bequem auf und nieder gehen und sich einbilden kann, daß dies der Mittelpunkt der Welt ist.

Könnte ich nicht mit all' Diesen: verschmelzen, mich daran gewöhnen »ind den Nest meines Lebens hier bleiben? Wohl ist Finnland schön, wohl erweckt sein Himmel so milde und reine Gefühle, Aber sie sind so matt, so schwach. Wohl sind die Sommernächte klar, aber es schweben in der Luft stets diese kalten, eisigen Winde, die der Erdfrost in den Gründen der nimmer schmelzenden Sumpfstrecken ausathmet.

Wie tief der Schatten ist, wie weich
Im grünen Birkenhain,
Wie aoldbestrahlt der Strand, wie reich,
Die Wellen klar und rein!
Wie süß es ist, unendlich süh,
Ein Oerz zu wissen dort,
Das Dich in Treue nimmer ließ,
Sich sehnte fort und fort.

Hier aber ist Gluth, aufregende Bewegung, brausendes Leben. Hier muß man sich verjüngen können, und wäre man noch so alt, hier muß man das Leben mehr genießen können, als anderwärts.

Und abermals steht Anna vor mir, und ich muß an den Nath denken, den ihr Bruder mir gegeben hat. Und ich sinne darüber nach und frage mich selber, welchen Eindruck sie jetzt auf mich machen würde, wenn ich sie

hier, dort auf der Straße, zwischen allen den Andern erblickte. Wäre es möglich, daß sie mir das nicht ist, was sie mir während so langer Zeiten in Gedanken gewesen? Sollte sie farbloser, unbedeutender sein? — Sollte der Bruder Recht haben?

Ich denke nicht weiter darüber nach. Ich wandere an der großen Oper vorüber, biege in die ^.veuus äs 1'0p6r» ein und gehe am ItMtrs-I'lHuynig vorbei. Von dort durch das Gewölbe des Louvres auf den Hof des uralten Königsschlosses, in dessen Mitte sich eine hohe eiserne Säule mit zwei Querstangen erhebt, von denen elektrische Lampen herabhängen, die einen phantastischen Schein verbreiten. Ich gehe über die Seinebrücke und bleibe einen Augenblick stehen, um die kleinen Dampfboote zu betrachten, deren rothe Laternen sich wie Aalfanglichter im Wasser spiegeln.

Ich habe meine Sorgen ganz abgestreift. Ich habe einen jener seltenen Tage völliger Gemüthsruhe, an denen man an Nichts weiter denkt, als den Augenblick zu genießen. Oft ist es vorgekommen, daß, wenn ich am Abend eines solchen Tages nach Hause gekommen bin, ein Telegramm oder ein Brief auf meinem Tische gelegen und mich erwartet hat. Eine böse Ahnung durchbebt dann plötzlich mein Herz, und wenn ich den Umschlag mit zitternder Hand erbrochen habe, lese ich Etwas, woran ich seit langen Zeiten nicht gedacht habe, dessen Eintreffen ich vielleicht befürchtete, das ich aber vollständig vergessen hatte. Und solche Stunden haben dennoch wichtige Wendepunkte in meinem Leben ausgemacht.

Nachdem ich in einem Local am linken Seineufer gegessen habe, kehre ich auf demselben Weg zurück, den ich gekommen bin, und gucke im 0»fs <ls 1a Lößsuos ein, um im Vorübergehen einige sinnische Zeitungen zu durchfliegen.

Ich finde das bekannte Cafö fast leer. Die Kellner stehen müßig da, und die Billards schweigen unter ihren Bezügen. Die gewöhnlichen Stammgäste sind natürlich zu Hause in ihren Familien. Denn ein Jeder, der nur einen Freund oder einen Bekannten hat, sucht dessen Gesellschaft heut Abend auf. Nur einige alte Herren sitzen hier, lesen Zeitungen und rauchen ihre Pfeifen. Vielleicht sind es Ausländer, vielleicht Menschen wie ich, die kein anderes Heini haben als das Caf6.

In einiger Entfernung von mir, am anderen Ende desselben Tisches, sitzt ein junger Mann. Er saß dort schon, als ich kam. Er hat seinen Kaffee getrunken und sieht aus, als erwarte er Jemanden. Er ist unruhig und sieht von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Die verabredete Stunde ist gewiß verstrichen. Er beruhigt sich aber doch und rollt sich eine Cigarette. Nach einer Weile sehe ich durch das Fenster eine Dame an einem Omnibus vorbei über die Straße eilen und hierher kommen. Jetzt bemerkt auch der junge Mann sie, er sieht erfreut aus und klingelt dem Kellner, um zu bezahlen. Die Dame schlüpft durch die Thür und geht gerade auf ihn

zu. Sie reden einen Augenblick miteinander, sie erklärt ihm Etwas, man
versieht sich und geht Arm in Ann hinaus.
Stelle Dir vor, daß Du auch Jemand hast, auf den Du wartest.
Denk' Dir, daß sie es ist, daß Du gerade sie hier erwartest! Ohne sich
umzusehen, müßte sie schnellen Schrittes am Boulevard entlang gehen und
bei der Oper hierher abbiegen. Jetzt ist sie schon auf der anderen Seite
dieses kleinen offenen Platzes, ?1nes an ^dMtis-I?iAn.y»i8. Sie wartet,
bis einige Wagen vorübergefahren sind, um über die Straße zu gelangen.
Ich sehe sie nicht, sie ist dort hinter dem Springbrunnen.
„Guten Abend, sitzest Du hier ganz allein?" Und ein Landsmann,
den ich hier in Paris einige Male getroffen habe, legt mir die Hand auf
die Schulter.
„Ja, freilich. — Nun, wie geht es denn?" Seine Gesellschaft inter-
essirt mich nicht, und er hat nichts Besonderes zu berichten. Er weiß auch
nicht mehr als die Zeitungen, nämlich daß es unheilverkündende Zeiten
daheim sind, daß man im Begriff steht, uns unserer Freimarken und
unserer Münzen zu berauben. Das ist natürlich traurig, und wir schütteln
Beide den Kopf und seufzen. Sein Bericht erinnert mich auch daran, daß
es daheim Fennomanen und Svekomanen giebt, die augenblicklich um die
hohen Anstellungen kämpfen. Er ist Fennomane, und die Svekomanen in-
triguiren gegen ihn.
Wir haben keine weiteren gemeinsamen Berührungspunkte und ziehen
uns Jeder hinter seine Zeitung zurück.
„Da sehe nur Einer!" sagt er plötzlich. „Daheim thun sie Nichts
weiter, als sich verloben!"
„Wer hat sich verlobt?" frage ich, ohne meine Lectüre zu unterbrechen.
Er reicht mir die Zeitung, auf deren vorderster Seite ich eine mit
fetten Buchstaben gedruckte Anzeige erblicke:
Anna Hjelm
Toivo Nautio
Verlobte.
„Ach ja! freilich!" höre ich eine Stimme sagen.
„Du warst ja mit der Hjelm'schen Familie bekannt. Wer ist Toivo
Rautio? Ist das einer von den ostbottnischen Nautios?"
„Ich kenne ihn nicht."
„Das Mädchen blieb ja schnell hängen! Ich kenne sie freilich nur von
Ansehen. Eine verteufelt niedliche Kleine! Ich sah sie im Theater, und
auf der Esplanade erregte sie Aufsehen, wenn sie dort mit ihrem Bruder
Mg."
„6llryon!"
„Willst Du schon gehen?"
„Ich habe mich niit einem Bekannten verabredet."

Ich sehe eine lange Reihe von Gaslaternen in einer Straße und sehe, wie sie sich in weiter Ferne mit emer anderen Reihe vereinigt. Ich höre das Rollen von Rädern und das Getrampel von Pferdehufen. Vor einem Ladenfenster wird ein eiserner Vorhang rasselnd herabgelassen. Ueber der ganzen Fassade eines Hauses glänzen in großen Mesfingbuchstaben die Worte: „lluwl an I^ouvro". Ein großes Gebäude zur Linken, ein dunkles, schwarzes, finsteres Bild. Eine erleuchtete Uhr an der Spitze einer Säule. Die Zeiger derselben berühren sich.

Jetzt sitzen sie daheim in Annas Zimmer, auf ihrem kleinen Sopha. Es brennt kein Licht dadrinnen. Nur durch die halbgeöffneten Thüren dringt der schwache Schein der Lampe. Wenn sie jetzt herauskäme, so würde ihr Haar in Unordnung sein, ihre Wangen würden glühen — —

Ich gehe und gehe, ohne daran zu denken, wohin ich gehe.

In der Mitte eines freien Platzes, am Rande eines Wasserbassins befindet sich eine Gruppe grünlich schimmernder, schlüpfriger Wasserthiere mit Menschenküpfen und Füßen und einem Fischschwanz. Sie glänzen von Feuchtigkeit und scheinen mich beim Scheine des Lichtes höhnisch anzu-grinsen.

Welchen Weg habe ich nur in aller Welt eingeschlagen! Dies ist eine Seinebrücke, und auf der anderen Seite erblicke ich die Fassade der Deputirtenkammer! Dies ist ja die Place de la Concorde! Und ich wohne in Montmartre.

„Heda!"

Ein Wagenrad streift meinen Rockärmel. Mit genauer Roth biege ich aus. Der Kutscher murmelt einige wüthende Worte in den Bart.

Wenn Du nicht willst, so will ich auch nicht!

Und der Trotz, den ich an jenem Abend empfunden, als ich Abschied nahm, kommt wieder bei nur zuni Ausbruch und steigert sich, je mehr ich mich Montmartre nähere. Schnellen Schrittes gehe ich über den Markt-platz und an den Häusern entlang, die dunkle Schatten auf meinen Weg werfen. Gott sei Dank, daß endlich Klarheit in die Sache gekommen ist! Ein Glück, daß endlich der letzte Faden abgeschnitten wurde! Jetzt leisten die alten Wurzeln keinen Widerstand mehr! Grabe den Stamm in einen neuen Boden ein! Und ramme ihn dort so fest, daß die ganze Umgebung dröhnt und die alte Rinde abfallt!

Wie lächerlich diese Verlobungsanzeigen in den Zeitungen doch sind! Es fehlte nur, daß die Verlobungsanzeige des Bruders daneben stünde, mit ebenso großen Buchstaben. Vielleicht stand sie wirklich da! Wie rührend, Bruder und Schwester! Und die Hochzeit würde natürlich am selben Tage gefeiert!

Man hält es für überflüssig, mich von der Sache in Kenntnis; zu setzen. Wozu auch so viele Umstände machen! „Er wird es ja aus den

Zeitungen ersehen!" — Die Mutter und der Bruder sind natürlich ganz bezaubert von dem Schwiegersohn und Schwager.
Ich bin die Nue Blanche hinaufgegangen, die sich zwischen unansehnlichen Gebäuden hinschlängelt. Ehe ich mich's versehe, fällt mein Blick plötzlich bei der Mündung der Straße in Montmartres Abschluß auf die „Moulin Rouge". Sie erglänzt röther denn je. Ihre rothen, mit kleinen elektrischen Lampen versehenen Flügel bewegen sich in langsamem Tact und locken den Wanderer schon aus der Ferne heran. In den Fenstern brennen rothe Flammen, und auch die Thür zwischen den Füßen der Mühle ist roth.
Von allen Seiten strömen Menschen herbei. Einzelne Fußgänger und ganze Schaaren eilen vom Boulevard und den angrenzenden Straßenmündungen auf die Mühle zu. Ein Wagen nach dem andern hält davor und fährt dann weiter, anderen Platz machend. Gleich einem stets brausenden Wirbel zieht die Mühle Menschen an und verschlingt sie in ihren Schlund. Sie gehen gewohnheitsgemäß, sicher, vergnügt und lachend dahin, Männer und Frauen, wie auf einem Bilde an der Kirchenwand — eine frohe Menschenschaar, die den breiten Weg direct in die Hülle hineintanzt.
Dahin muß ich auch, gerade da will ich meinen Weihnachtsabend verleben. Ich bin ja verrückt gewesen, daß ich nicht früher dahingegangen bin. Ein Narr, der bisher fast mit Strenge an diesem Zufluchtsort der Freude vorübergegangen ist. Gleich einem elenden buckeligen Pietisten bin ich die schmale Wendeltreppe hinaufgeklettert, die in mein sechstes Stockwert unter'm Himmel führte. Weshalb? Zu welchem Zweck?
Ich bleibe vor der Thür stehen und betrachte die Vorübergehenden.
Aus einem Wagen lugt ein Frauenkopf, ein Knie folgt, und nun berührt ein kleiner, seidener Schuh das Trottoir. , Die Seide des Kleides knittert, und auf dem Haarknoten sitzt ein koketter kleiner Sammethut.
„Ol,, od, colnm6 e'e8t ulno!" höre ich eine Stimme aus dem weiter fort stehenden Haufen rufen.
Ich zögere unschlüssig. Was habe ich dort eigentlich zu suchen? Aber ein Schuhmann fordert mich auf, entweder hineinzugehen oder mich zu entfernen. Als die Thür sich öffnet, höre ich abgerissene Töne im Tanztact, und sie ziehen mich halb wider meinen Willen hinein.
Ich stehe auf der obersten Stufe der breiten Treppe, die in den Tanzsaal hinabführt. Längst vergessene Sagen aus „Tausend und einer Nacht" gleiten an meinen Sinnen vorüber. Sagen von unterirdischen Festen, von goldenen Schlössern und Krnstallpalästen, die mitten im Berge liegen, zu denen Niemand den Weg kennt, und deren Thüren nur ein „Sesam" öffnet
Ueber mir wölbt sich eine Decke mit verwegenen Gemälden. Dicht neben einander hängen leise flatternde Flaggen und Wimpel. Ich sehe Felsenhöhlen und grünende Wälder und bemerke im Anfang nicht, daß die Wände zur Hälfte aus Gemälden, zur Hälfte aus Spiegeln bestehen. Ich

weiß nicht, was Wirklichkeit und was nur Restex ist. Ich sehe lange Säulenreihen und unzählige elektrische Lampen.
Die Volksmenge, die sich dort unten bunt durcheinander drängt, scheint ein weites, unübersehbares Feld zu füllen. Die Menschen werden immer kleiner und kleiner. Sie bewegen sich auf und nieder zu den Tönen der Musik, sich bald hier, bald dort nach den Tacten des Walzers wiegend.
Die glatten Cylinderhüte glänzen und schimmern, und hier und da drängt sich dem Auge ein Bild von weißen Kragen und Cravatten. von nackten Schultern und verführerischen Frauennacken auf, die nur einen Augenblick im Gesichtskreis verweilen, eine Schwingung machen und sich in der Menge verlieren. Die Musik ist melancholisch, und eine plötzliche Niedergeschlagenheit bemächtigt sich meiner. Mir ist, als wandle mich eine Ohnmacht an, ich fühle mich müde, meine Kniee schwanken. Ich könnte beinahe weinen.
Aber aus dem allgemeinen Lärm heraus dringen einzelne, gelle Freudenrufe, und schallendes Gelächter dringt bis zu mir herauf. Die Paare drehen sich im Kreise, eng aneinander gepreßt, Männer und Frauen, Brust an Brust, fast wie ein Wesen. Die Hüte sinken in den Nacken, die Absätze stiegen in die Luft, weiße Röcke flattern unter den dunklen, ein kleiner seidener Schuh wird in einer Linie mit den Köpfen in die Höhe geschnellt, und ein rother Strumpf wird bis über das Knie sichtbar.
Die Luft ist heiß und aufregend. In schweren Zügen wälzt sie sich zu mir heran, mit Dünsten, Parfüms und Schweiß geschwängert — als entstiege ein Rauch aus dem Ofen der brennenden menschlichen Leidenschaften.
Ich gehe hinab und mische mich unter die Menge. Ich sehe Augen blitzen und fühle, wie raschelnde Seide, weiche Arme und runde Schultern mich im Vorbeidrängen berühren.
Ich wandere von der einen Seite des Saales nach der andern, stehe neben den tanzenden Gruppen und betrachte die geschmeidigen Bewegungen von Händen und Füßen, Taillen und Hälsen.
Und zum ersten Mal in meinem Leben überkommt mich die Lust, mich voll und ganz in's Leben hineinzustürzen, in vollen Zügen Alles zu genießen, was sich mir bietet. Ich will mich treiben lassen, ich will auf dieser verführerischen, schlüpfrigen Oberfläche dahin gleiten, will mich blenden und berauschen lassen. Und ich fürchte das Erwachen nicht wie früher. Mag mich die Welt in ihre Gewalt bekommen, mag dies Paris mich zu Tode drücken, wenn es mich nur erst streicheln, mich auf seinen Händen tragen will. Ich habe ja die Mittel, ich kann ja meine eigene Hochzeit und die Wonne meiner Flitterwochen bezahlen! Möge mich der Strom fortführen, mögen mich die Wasser des Gießbaches schaukeln, ich schwinge meinen Hut und rufe den Freunden, die gar nicht eristiren, ein Lebewohl zu, nehme Abschied vom Vaterlande, von seinen lieblichen Ufern, seinen Erlen, Birken, Eschen und dunklen Hainen. Und ich will das Brausen des Gießbaches nicht hören, will Nichts von dem drohenden Tod wissen!

Ich habe keine Lust, mein ganzes Leben zu vertrauern. Ich habe
auch Ansprüche an das Leben! Ich will genießen, ehe mein Blut erkaltet
und mich die Kühle des herannahenden Alters erstarrt. Heute Abend will
ich herzen und küssen, ich will einen Ersatz haben für jahrelange Qual.
Diese Lust dringt allmählich in mein Blut ein. Gierig athme ich ihre
Gluth. Mein Blick wird kühn und sicher, ich schaue und forsche, ich wähle
mir aus der Menge Gestalten und Gesichtszüge aus, die mir gefallen tonnten.
Die fachmännische Sicherheit aus meinen Iugendtagen kehrt wieder, und
Neigungen, die sich lange nicht geäußert haben, erwachen auf's Neue.
Ich habe durchaus nicht die Absicht, mir an der Ersten, Besten genügen zu
lassen. Ich verwerfe die Eine schnell, zögere ein wenig bei einer Anderen,
finde eine Weile Gefallen an einer Dritten, gebe aber auch sie wieder auf.
Die Eine ist zu stark geschminkt, die Andere zu bleich, die Dritte hat einen
gewöhnlichen Zug um den Mund, die Augen der Vierten sind zu glanzlos.
Ich will den feinsten Duft haben, den besten, der hier zu finden ist.
Eine Frau mit ernstem Aussehen ist wiederholt an mir vorüber ge-
streift. Ihr Wuchs ist üppig und tadellos, ihre Züge sind rein und fein,
beinahe edel. Sie sieht wohlwollend und freundlich aus. Sie ist nicht
gepudert, und ihre Lippen haben eine natürliche Frische. Ihre Kleidung
ist einfach und dunkel und auf der Rosette der Sammetmuffe ist ein blaues,
unschuldiges Veilchen befestigt. Sie nimmt nicht Theil am Tanze und
scheint leine Bekannte zu haben. Einmal geht sie an mir vorüber und
berührt mich gleichsam aus Unachtsamkeit mit dem Ellenbogen. Sie ver-
schwindet in der Menge, und ich betrachte abermals die Tanzenden. Als
aber die Musik aufhört, und der Kreis sich auflöst, steht sie wieder hinter
mir, und als ich an ihr vorübergehe, sieht sie mir gerade in's Gesicht, und
ich merke, daß ihre Augen groß sind und schöner als alle, die ich bisher
gesehen habe.
Sie geht wieder, jetzt aber folge ich ihr. Vielleicht ist sie keine von
den gewohnheitsmäßigen Besucherinnen dieses Locals, vielleicht hat sie nur
ein Zufall hierher geführt. Und ich male mir ein Verhältnis; mit einer
feinen Pariserin aus, wie ich es oft in Romanen gelesen habe.
Ich verliere sie nicht aus den Augen, und als sie stehen bleibt, bleibe
ich hinter ihr stehen.
Natürlich, ohne jegliche Einleitung, wendet sie sich nach mir um und
fragt:
„Sie tanzen nicht?"
„Nein, leider nicht."
„Ich auch nicht. Wollen Sie mich nicht zu einer Erfrischung einladen?"
Sie nimmt meinen Arm, und wir setzen uns an einen kleinen Tisch
nahe an der Wand. Ich frage, was sie trinken will.
Sie ist durstig und will nur ein Glas Bier haben.
Als der Kellner gegangen ist, um das Verlangte zu holen, entsteht eins

Pause, Ich ziehe mein Cigaiettenetui aus der Tasche und biete es ihr an. Sie nimmt eine Cigarette, will aber kein Feuer haben. Sie steckt sie in den Busen und sagt, daß sie lieber zu Hause rauchen mag.

„Sie besuchen mich doch natürlich heute?"

Als ich ihr das zusage, stößt sie mich mit dem Knie an und trinkt meine Gesundheit.

„Ah, wie durstig ich bin!" und sie leert das halbe Seidel in einem Zuge.

„Sie sind wirklich zu gut. Ich habe Sie lieb!" sagte sie.

Sie trinkt ihr Glas aus, und wir gehen. Die Musik spielt wieder eine melancholische, wiegende Walzermelodie. Als wir die breite Treppe hinaufsteigen, sehe ich, wie sich der dunkle Haufen da unten wieder in Bewegung seht. Auf der anderen Seite des Saales erhebt sich die Estrade der Musikanten, ich sehe die Bewegungen der Violinisten und den Tactstock des Dirigenten,

Weshalb überkommt mich plötzlich wieder das Verlangen, zu weinen? Weshalb erscheint mir Alles so herzzereißend traurig? Und weshalb wünsche ich mich weit fort von hier?

Aber sie hat sich fest an meinen Arm geklammert, und sie läßt mich nicht einmal los, als sie den Regenschirm aus der Hand der Garderobiere entgegennimmt.

Draußen hat es inzwischen angefangen zu regnen. An der Thür spannt sie den Regenschirm auf, giebt ihn mir zu halten, nimmt mit der rechten Hand ihr Kleid auf und schiebt die linke unter meinen Ann.

Ein feiner Sprühregen fällt herab. Er hat bisher nirgends richtige Pfützen zu bilden vermocht, aber überall breitet sich eine feine Schmutzschicht aus, die bewirkt, daß man bei jedem Schritt nahe daran ist, auszugleiten. Die Gasflammen und die vorüberrollenden Wagenlaternen spiegeln sich in der feuchten Straße wie in einem stillen Kanal. Die Pferdehufe klappern wie auf einer mit Wasser bedeckten Eisbahn.

Wir wandern dahin unter demselben Regenschirm. Sie hat die Führung und zieht mich mit sich fort. Ich frage, ob sie weit von hier wohnt, aber sie versichert:

„Ganz in der Mhe, ganz in der Nähe."

An einer Straßenecke will sie, daß ich sie küssen soll.

„Küsse mich, »nein Freund!"

Ich stelle mich ein wenig ungeschickt dabei an, aber ihre Wange ist so weich und ihre Haut ist so fein, als meine Lippen sie berühren, und ich küsse sie noch einmal, ohne daß sie mich dazu auffordert.

Und als die Gasflammen plötzlich ihren Schein unter den Rand ihre 5 Hutes werfen, so kommt es mir vor, wie sie so zu mir aufblickt, daß sie eine flüchtige Aehnlichkeit mit Anna hat. Dieselben Wangen, dasselbe Profil, dieselbe ringelnde Locke am Ohr.

Sie redet die ganze Zeit mit mir, sie singt leise eine Melodie vor sich
hin, nährend sie mich mit sich zieht. Aber ich gehe nicht mehr mit ihr,
ich gehe mit der Anderen. Mit Anna bleibe ich vor einer Thür stehen,
und es ist ihre behandschuhte Hand, die an dem Messingknopf der Thür-
glocke zieht. Wir haben da oben im sechsten Stockwerk eine kleine Wohnung,
einen kleinen Haushalt, zwei Zimmer und eine Küche, schwere Gardinen
vor Thüren und Fenstern, einen Alkoven und meinen Schreibtisch mit ihrem
Lehnstuhl daneben. Und während ich warte, daß die Thür geöffnet wird,
durchlebe ich einige kurze Augenblicke lang wie beim Scheine eines plötzlichen
Blitzes die Verwirklichung meiner schönsten Hoffnungen, alle meine Illusionen
und Träume, wie man sagt, daß ein Sterbender es thuu soll, kurz ehe
das Leben ihn flieht.
Als die Thür geöffnet wird, erwache ich. Sie schlüpft in den Corridor
hinein und holt ein Licht vom Thürhüter. Sie eilt vor mir die Treppe
hinauf, und ich schüttele das Wasser von meinem Regenschirm ab.
Ihr Zimmer scheint fein möblirt zu sein. Ein bequemes, breites
Sopha, große, weiche Lehnstühle, dicke, dichte Gardinen vor den Fenstern
und dem Alkoven. Eine gewisse anheimelnde Beleuchtung durch den rothen
Lampenschirm.
Ich habe meinen Ueberrock abgelegt und mich in einem Lehnstuhl aus-
gestreckt. Sie ist geschäftig als Wirthin in ihrem kleinen Haushalt, macht
Feuer im Kamin an, kniet davor und ordnet dann den Tisch, und jedes
Mal, wenn sie an mir vorüberkommt, streichelt sie mich. Sie hat ihr steifes,
zugeschnürtes Kleid mit einem weiten Morgenrock vertauscht, vor dem Spiegel
ihr Haar aufgelöst und es mit einem rothen Vande umwunden. Jetzt glaube
ich auch in der Figur und in der Haltung des Kopfes etwas Bekanntes
wiederzufinden.
Ich rufe sie zu mir, sie fällt mir um den Hals, setzt sich mir auf die
Knie, küßt mich auf die Stirn und hält meinen Kopf zwischen ihren Händen,
als wisse sie, was ich entbehre, woran ich denke. Ich nundere mich, woher
sie es versteht, gerade so M sein, wie ich sie haben will.
„Ja, aber weshalb bist Du so traurig?" fragte sie.
Sie ist nicht dumm. Welche Erfahrung sie haben muß! Wie sie die
Welt und die Menschen kennen muß! Wie sie es gelernt haben muß, sie
zu verachten, während sie auf die^e Weise bald mit dem Einen, bald mit
dem Andern lebte! Sie ist natürlich einmal verliebt gewesen, auch sie,
ivahnsinnig und unglücklich, sie ist vielleicht betrogen worden und hat nun
ihrerseits Andere mit Füßen getreten. Und was wird sie nicht noch Alles
erleben!
„Weshalb siehst Du mich so eigenthiimlich an? Sage mir doch,
weshalb?"
„Du bist so schön!"
Es ist auch keine Spur von Nohheit oder Gemeinheit an ihr iU ent-

decken. Sie ist lieb und gut und freundlich und will mich nur festhalten.
Sie versichert mich, daß sie sich auf den ersten Blick in mich verliebt habe.
Es kann keine Rede davon sein, daß ich sie gleich wieder verlassen darf.
Ich muß lange bei ihr bleiben, und ich muß oft hierher kommen, sie ist
jeden Tag zu Hause. Ich kann kommen, wann ich will. Und morgen
komme ich doch zum Frühstück, nicht wahr?
Ich werde ihrer merkwürdigerweise nicht überdrüssig. Ohne den geringsten
Widerwillen zu empfinden, lasse ich mich von ihr küssen und streicheln.
Ich betrachte sie, wie sie dort ruht. Und wieder gleicht sie Anna.
Vielleicht erscheint mir das nur so, weil ich diese Aehnlichkeit suche, weil
ich mich absichtlich betrügen, mich in diesen Glauben einlullen will. Und
während ich das thue, empfinde ich ein angenehmes Gefühl befriedigter
Rache, und ohne Erbarmen suche ich sie gewaltsam an die Stelle der Anderen
zu zwingen. Es schmerzt, aber ich schwelge in diesem Schmerz!
So hatte ich sie mir auch vorgestellt, neben mir, so wollte icki die
Finger in ihrem Haar spielen lassen, so wollte ich sie ganz in der Nähe
betrachten, ihr Antlitz, jeden geringsten Zug, ihre Stirn, ihre Augenbrauen,
die Nase, den Mund und den Hals. Und so sollte der Lampenschein in
ihren dunklen, feuchten Augen schimmern.
Sie fragt abermals, weshalb ich sie so sonderbar ansehe, und ich er-
widere, daß sie einer Frau gleicht, die ich vor langen Zeiten einmal ge-
liebt habe.
„War sie schön?"
„Nicht so schön wie Du!"
„Liebtest Du sie?"
„Ein wenig, aber das ist jetzt vorüber."
„Liebte sie Dich?"
Und ohne Weiteres denke ich mir eine Geschichte aus, wie sie mir
untreu gewesen, und wie ich sie in den Armen eines Anderen ange-
troffen habe.
„Habt Ihr Euch dulliert?"
„Wir hatten uns duellirt, und ich hatte ihn an der Hand verwundet.
„Du rächtest Dich! — — Um meinetwillen hat man sich auch duellirt,"
sagt sie im Vorübergehen und fragt dann, ob ich die Andere noch liebe.
„Nein, jetzt liebe ich Dich."
„Ja, aber nur für eine Weile."
„Ich glaube, ich könnte Dich lange genug lieben, wenn Du in Finn-
land wärest."
Sie bittet mich, sie nach Finnland zu führen, sie ist dieses Leben über-
drüssig, Caf6s und Tanz sind ihr verhaßt. Sie sehnt sich fort, weit fort
von Paris.
„Aber weshalb lebst Du denn hier?"
„Weil ich muß!"

Und wir geben uns Beide der Illusion hin, daß wir zusammen von
hier fort in meine Heimat reisen werden. Wir wissen ja alle Beide, daß
Nichts daraus werden kann, aber wir thun so, als glaubten wir es, und
wir sind ganz entzückt, wenn wir uns diese Möglichkeit einbilden. Nichts
bindet sie hier, sie hat keinen eigentlichen Freund. Und wir fahren über
das Meer, gehen am Tage auf dem Deck auf und nieder oder sitzen im
wannen Sonnenschein, und des Nachts schlafen wir in derselben Kajüte,
in der allerbesten, die auf dem ganzen Schiffe ist. Wir sind wie Neu-
vermählte.
„Ah, wir spielen Neuvermählte!"
Und wenn wir nach Helsingfors kommen, sage ich, daß sie meine Gattin
ist, und wenn wir auf den Boulevard spazieren gehen ^"
„Giebt es dort in Deiner Heimat auch Boulevards?"
„Ja, dort giebt es auch Boulevards"
„Und Alle wenden sich dann um und betrachten sie und fragen, wer
diese Frau wohl sein mag, die so schön gekleidet ist, so fein und so ,chic^?"
„Du glaubst, daß ich dort Aufsehen erregen würde?"
„Ganz bestimmt."
„Führe mich dorthin, theurer Freund! laß uns zusammen reisen, —
morgen!"
„Im Sommer ziehen wir auf's Land, wo wir eine Villa haben!"
„Ja, ja, ein kleines Haus auf dem Lande!"
„Und wir fischen und rudern und segeln."
Sie hat auf der Seine gerudert, sie hat einen Ruderanzug, den will
sie mitnehmen.
Und dann versetze ich sie überall dahin, wohin ich früher in einsamen
Stunden und zu stiller, nächtlicher Weile oben auf meiner Bodenkammer in
Gedanken Anna versetzt habe, wo sie festgewachsen ist, und von wo ich sie
jetzt losreiße, indem ich mich bemühe, das zerbrechliche Gewebe aller meiner
feinsten Stimmungen zu zerstören. Und ich freue mich darüber, ich genieße
das Bewußtsein, daß ich es thun kann. Und wenn ich an meine Liebe zu
Anna denke und an die Art und Weise, wie ich jetzt meine Gefühle be-
handle, empfinde ich Verachtung für meine Schwäche, und ich sage halblaut
zu nur selber: „War es Nichts weiter! Wahrlich, das verlohnte sich der
Mühe!"
Aber dann fange ich an, müde zu werden, und will das Ganze ver-
schlafen. Ich blase das Licht aus, fühle aber, daß ich noch nicht schlafen
kann. Ich werde nervös, ihr Kopf beschwert meinen Arm, und ihr Athem
sengt. Ich wollte, daß sie sich umwendete und nach der Wand hin athmete.
Während ich noch überlege, wie ich ihr den Vorschlag machen kann,
ohne sie zu verletzen, kommt sie selber auf den Einfall. Da ich sie in
Verdacht habe, daß sie vielleicht meiner ebenso überdrüssig ist, wie ich
ihrer, peinigt mich das ganze Verhältnis;, nnd wenn ich daran denke.

worüber ich soeben gesprochen habe, überkommt mich ein Gefühl unwiderstehlichen Ekels, und ich ziehe mich weit von ihr zurück.
Sie fängt bald an, wie eine Schlafende zu athmen, und ich versuche ebenfalls einzuschlafen. Aber die fremde Umgebung, das nächtliche Treiben auf der Straße und das Rasseln der Räder hindern mich daran.
Ich vernehme Stimmen und Schritte auf der Treppe, Unterhaltungen zwischen Männern und Frauen im Nebenzimmer und unterdrücktes Lachen. Am siörendsten aber ist mir ihre Nähe. Ich fürchte, daß sie erwachen kann, daß sie anfangen wird, mich zu liebkosen, und stelle mich daher schlafend, sobald ich höre, daß sie sich bewegt.
Schließlich versinke ich in einen Halbschlaf. Aber kaum ist das geschehen, als mich ein Alpdruck befällt. Ich träume, daß ich sie belausche, die dort liegt. Ich glaube, daß sie wacht und nur darauf wartet, daß ich einschlafen soll. Sie lauert auf einen günstigen Augenblick, um nach dem Stuhl zu schleichen, wo all mein Geld liegt. Aber es ist nicht meine neue Freundin, die ich belausche, sondern es ist Anna, oder vielmehr eine Mischung von ihnen Beiden. Sie will niir mein Geld stehlen.
Ich will mich zwingen, aufzuwachen, vermag es aber nicht, sondern schlummere ein. Ich fürchte mich, baß sie vielleicht inzwischen aufgestanden sein kann. Ich erwache, indem ich mich mit einem wunderlichen Stöhnen aufrichte.
„Was hast Du nur? Laß mich schlafen! Ich will schlafen!"
Ich wage nicht wieder einzuschlafen, ich will unter keiner Bedingung diesen Traum noch einmal träumen.
Und lange Stunden liege ich wach, höre die Uhr auf dem Marmorkamin ticken und die halben und ganzen Stunden schlagen. Das ganze Elend dieses Lebens. Die ganze Schwermut!) dieser meiner Verlassenheit bedrückt und peinigt mich. Und es scheint mir, als wäre es nicht allein mein eigenes Unglück, sondern auch das der ganzen Welt, das in dieser Stunde durch mich seinen Klageruf ausstoßen will über dieselbe Zerrissenheit und Unbill, unter der ich leide. Wie schmutzig, häßlich und lügenhaft dies Alles ist. Und ich hatte einen Augenblick glauben können, daß mir dies Trost nnd Vergessenheit bringen würde.
Und noch immer sehe ich Anna vor mir. Ich sehe sie jetzt, diese Nacht, in ihrem Heiin, den friedlichen Schlaf ihrer Unschuld iu dem junssfräulich geschmückten Zimmer schlafend, in das der reine, bleiche Mondschein fällt; an den Fenstern glitzern frostige Eisbilder, und draußen breitet sich eine mondbeleuchtete Schneelandschaft aus. Nie, nie! Es ist für alle Ewigkeit vorbei, für olle Ewigkeit verloren!
Bald aber fängt sie an, im Schlaf zu stöhnen. Sie weint, schluchzt, seufzt und windet sich, als sei auch sie von einem bösen Geist besessen. Wer weiß, wovon sie träumt, was sie leidet, nnd ob nicht ihre Träume neit schrecklicher sind als die meinen. Und ich empfinde ein grenzenloses

Mitleid mit ihr, ich stelle mir unser gemeinsames Unglück vor, wecke sie
und schließe sie in meine Arme mit der Zärtlichkeit und dem Feuer der
Hoffnungslosigkeit. Halb im Schlaf schmiegt sie sich an mich:
„Ich liebe Dich, — ich liebe Dich, — ich habe eine so entsetzliche
Angst, — küsse mich! küsse mich!" —
Und abermals vergesse ich die Vergangenheit, ich will nicht daran
denken, ich muh mich davon frei machen.
Das Licht brennt ruhig und leuchtet gleichmäßig. Ich habe ein Glas
Bier getrunken und eine Cigarre geraucht. Auf dem Rücken liegend und
im Wachen phantasirend, Körper und Seele in einem von Erschlaffung
erzeugten harmonischen Gleichgewicht, denke ich fast mit Verwunderung an
meine Liebe zu Anna und an alle die, wie es mir scheint, kindischen
Stimmungen, die ich um ihretwillen in der letzten Zeit durchlebt habe.
Plötzlich kommt es mir vor, als sei sie nur das kleine Mädchen aus meiner
Studentenzeit, dem ich auf deni Wege zur Schule begegnete und das mir
nichts Anderes war als ein bekannter Vogel, den ich von den anderen nur
deswegen unterschied, weil er mir so oft über den Weg flog. Ich frage
mich, was eigentlich all dieser Zwang, alle diese Pein gewesen ist, die ich
mir ihretwegen auferlegt habe. Habe ich wirklich so kindisch, so unentwickelt
sein können? Wie habe ich mir nur plötzlich die Möglichkeit einer feinen,
idealen Liebe, einer Familie, eines Heims, eines ehelichen Glückes vorstellen
können, alles das, woran ich seit Jahren nicht mehr geglaubt hatte? Wo-
her ist mir so plötzlich dieser Rückfall in die alte Krankheit gekommen?
Die Welt ist realistisch und roh, man muß sie hart anfassen, sie gleicht
einer Nrennnessel, welche die Hand verbrennt, die sie mild und liebkosend
berührt.
Der Tag beginnt zu grauen. Sie hat schon lange wieder geschlafen
und diesmal ruhig. Der Schein des Lichts wird gelb und bleich, und
der Tag dringt durch die Gardinen. Gestern Abend schienen sie mir von
dichter, schwerer Seide zu sein, jetzt sind sie an vielen Stellen zerfetzt und
abgescheuert. Ich stehe auf und ziehe sie zurück. Der Bezug der Sophas
ist verschossen, der Teppich und die Tischdecke sehen alt und verschlissen
aus. Mit der ganzen unbarmherzigen Kraft der Wirklichkeit!fällt das
Sonnenlicht auf sie. Sie liegt nihig da, der Kopf ist vom Kopfkissen
herabgesunken. Sie verträgt das helle Tageslicht ebenso wenig wie ibr
Zimmer. Die künstlichen Locken, die ihr in die Stirn herabhangen, sind
ausgefallen und stehen ab wie Disteln. Die Stirn ist mit Runzeln be-
deckt, sie ist schwär', unter den Augen und bat einen schlaffen Zug um den
Mund.
Ich selber sehe nicht viel besser aus, als ich mich im Spiegel beschaue.
Die Züge sind schlaff, die Anqen matt, das Haar ist zerzaust; der Bart
steht ab wie Stoppeln, das Manschettenhemd ist zerdrückt.
Die Säume meines Beinkleides sind noch nah von gestern, der Cnlinder

ist an vielen Stellen gegen den Faden gestrichen, und der Kragen ist schmutzig.
Als sie hört, daß ich im Zimmer umhergehe, erwacht sie plötzlich.
„Gehst Du schon?" fragt sie.
Sie scheint aus irgend einem Grunde besorgt zu sein, unruhig folgt sie meinen Bewegungen mit den Blicken. Und als ich meinen Ueberrock bereits anhabe und meinen Hut bürste, kann sie es nicht unterlassen zu fragen:
„Du gehst doch nicht, ohne mir eine Kleinigkeit zu schenken?"
Als sie die Goldmünze auf dem Kamin klirren hört, steht sie auf, sucht ihre Pantoffel, hüllt sich in den Morgenrock und begleitet mich hinaus. An der Thür will sie mich küssen, aber ich verhindere es, und ihr scheint nicht sonderlich daran gelegen zu sein. Wir haben genug von einander bekommen.
Als ich die Treppen hinabgehe, auf denen man überall Decken klopft, sehe ich vor einer Thür zwei Paar Schuhe, ein größeres und ein kleineres, beide lehmig und zum Putzen hinausgestellt.
Draußen schlägt mir ein kalter Heller Weihnachtsmorgen entgegen.
Aus einer nahegelegenen Kirche ertönt Glockengeläute.
Meine Pförtnerin, die mir auf der Treppe begegnet, wünscht mir fröhliche Weihnachten.
Von dem Fenster in meinem Zimmer sehe ich ganz Paris im Morgenlicht daliegen und die Dächer und die Kuppeln der Kirchen schimmern.
Mechanisch wasche ich mich, ziehe reine Wäsche an und lege mich nochmals schlafen.
Und während ich dort liege und zu der Decke hinaufstarre, habe ich noch immer die eiskalte Stimmung, die mich dort bei jenem Frauenzimmer erfaßte. Eine angenehme Mattigkeit überkommt mich, behaglich recke ich meine Glieder, die ganz geschmeidig und angenehm schlaff sind. Das Blut fließt mir so ruhig in den Adern, die mir von allem Bodensatz gereinigt und befreit scheinen.
„Ha!" sage ich, als ich an Anna denke. „Das war es also! Tiefer gingen also die Wurzeln nicht!" Ich sage das laut, ich will hören, wie es klingt. Und meine Stimme widerspricht mir nicht.
Beruhige Dich nur! So ist das Leben! Nimm es so hin, wie es sich Dir bietet!
Und in den reinen, Zum Fest frisch aufgelegten Betttüchern ruhend, male ich mir kalt, ruhig lind ironisch überlegen ein klares Bild meiner Zukunft aus. Es ist eine farblose Zeichnung, mit trockenen Linien, wie mit einem Lineal gezogen, — genau so wie meine augenblickliche Stimmung.
Es ist das Zimmer eines alten Junggesellen. In der Mitte steht ein Arbeitstisch mit Papieren in bester Ordnung und ein Bücherbord mit

Büchern. Ein Ledersopha und in der einen Ecke ein abgenutztes Rücken-
kissen für die Ruhe des alten Junggesellen. Eine eiserne Bettstelle.
Tabaksqualm im Zimmer. Sorgfältig gebürstetes Zeug. Am Tage in der
Schule. Zu Hause ein bequemer Schlafrock und Pantoffeln. Eine alte
Madam, die den Haushalt führt. Die meisten Abende im Wirthshaus,
wo man eifrig die Tagesfragen discutirt und anfängt, sich dem Conser-
vatismus zuzuwenden. Das ist doch schließlich das Sicherste. Auf einen
bestimmten Glockenschlag nach Hause. Man liest in eineni Buch, ehe man
sich legt. An der Wand über dem Bett hangt ein getrockneter Lorbeer-
kranz, eine Erinnerung an die Doctorpromotion. Aber ohne das Bild in
der Mitte. Im Sommer auf einer einsamen Insel, um zu fischen.

Ja, das ist Alles! Und darüber hinaus geht keine einzige Illusion
oder eine Hoffnung, die auf eine solche begründet ist. Der Himmel meines
Lebens bleibt klar und kalt. Ich selber erstarre und erschlaffe. Eine
völlige Leere umgiebt mich, das Todtengeläute der öden Einsamkeit klingt
mir in die Ohren. Und ich halte mich jetzt für gewaffnet, das hinzu-
nehmen, was das Leben mir bietet. Und ich wende mich nach der Wand,
um zu schlafen.

Wer da scheint es mir, als hafte in meinen Betttüchern ein Duft
von heute Morgen, von ihrem Haar, ihrer Haut, ihrem Zimmer. Sie
will mich an sich ziehen, will mich küssen und liebkosen.

Und wie mit einem Schlage ist die Stimmung, die mich eben noch
erfüllte, und die Betrachtungen, die sie im Gefolge hatte, verschwunden.
Ein nagender Ekel bringt mein ganzes Gemüth in Aufruhr, und ein
Schauer durchzuckt mich von Kopf zu Fuß.

Ich liebe sie wieder, Anna, hoffnungsloser, sinnloser denn je zuvor.
Aus der Tiefe meines ganzen Wesens rufe ich sie an, jetzt, in diesem
Augenblick zu mir zu kommen, dort zur Thür hereinzukommen, sich nur
an's Herz zu werfen, mich durch ihre Küsse zu reinigen, mich mit ihren
Liebkosungen zu einem neuen Menschen zu machen. Ich wollte ihr diesen
ganzen, häßlichen, widerlichen Traum erzählen. Sie würde mir vergeben,
und ich würde von Neuem anfangen, zu leben.

Aber sie kommt nicht. Diese Schritte auf der Treppe sind nicht die
ihren. Es ist Jemand so wie ich, er bleibt vor seiner Thür stehen und
dreht den Schlüssel im Schloß herum.

Weshalb läßt sie mir keine Ruhe, nicht einmal in meinem Grabe?
Weshalb kann ich sie nicht los werden, sie nicht vergessen, sie nicht bei
Seite schieben, wie so manche andere betrogene Hoffnung? Weshalb nicht
in meinen Genüssen und dem Egoismus nieiner Einsamkeit um Scheidung
von ihr einkommen? Weshalb kann ich nicht in meiner eigenen Gleich-
gültigkeit erstarren?

Aber vergebens frage ich. Ich fühle, daß ich es nicht kann, nicht im
Stande dazu bin. Vielleicht wird sie auf eine kur?e Weile aus meinem

Sinn verschwinden, vielleicht für einen Abend, für eine Nacht. Diese hoffnungslos nüchternen, diese unmöglichen Morgenstunden werden sich immer gleich bleiben. Sie werden stets wiederkehren, diese selben Gefühle, dieses selbe schmerzliche Entbehren, dieser zehrende, nagende Lebensüberdruß. Ich mag leben, wo ich will, ich mag Trost suchen, worin ich will. Stets werde ich die Hand nach ihr ausstrecken, obwohl ich sie nienmls finden werde. Ich mag versuchen, ihr Bild zu begraben, ihre Züge zu verschleiern, — stets wird das Wasserzeichen mit ihrem reinen Profil und der ringelnden Locke am Ohr hindurchscheinen.

)OP M^I^O Mn !e wkneMe
Die Anschrift »nf Thülespeaiez Grob in dei Heiligen Dreifaltigleitsliiche zu Ttiatfolt, Nach Photogillphle,
I>lu«: Wiillei, „Geschichte bei Englischen Litteiatui«,
(Neilag de« »idliographischen Institut» in Leipzig und Wien,)
)llustrirte Bibliographie.
EuMcheLltteraturgelchichte. Von Richard
Wüller. Leipzig, Bibliographisches
Institut. Mit 162 Abbildungen im
Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich
und Holzschnitt und 11 Facsimilebeilagen.
14 Lieferungen zu se 1 Mk. oder in Halb»
leder gebunden 16 Mk.
In.seinem hohm Alter, da hat der Ge-
heimrath Goethe mit seinen klaren braunen
Augeu schon manches Problem gesehen, das
seine Zeitgenossen noch nicht sahen, und manches
Wort gesprochen, über das eine spätere Zeit nach-
zudenken Gelegenheit nahm. Im Alter, da hat
Goethe auch das schöne Wort„Weltlitteiawr"
ausgesprochen, uud solch großes Wort braucht
.^eit, um Widerhall zu finden. Nicht pon heute
und morgen sind solche Anregungen, sondern
langsam macht sich auf hoher Stufe der Ent-
wickelung solch Bedürfniß fühlbar, und von
nachhaltiger Wirkung wird der ausgesprochene
Wunsch. Das Bedürfniß, die Literaturge-
schichte der Gesammtheit unserer Culturvölker
einmal anzuhören, wie eine Fuge, um wieder
das schöne Bild Goethes zu gebrauchen, in der
die Stimmen der Völker nach und nach er-
klingen, wie eins das andere ablöst in der Hege-
monie, aber allezeit jedes mächtig für sich in
seiner besondere» Kraft und Klangfarbe vernommen werden muß, dies Bedürfniß muß
eine Zeit empfinden, in der die Theilung der Arbeitskräfte die Auffassung eines geistigen
Zusammenhanges auf allen Gebieten um so wünschmswerther macht. Wir müssen es als
einen Beitrag zn dem großen Werte auch begrüßen, wenn das Bibliographische Institut
eine Sammlung der Litieraturgeschichten aller wichtigen Culturvölker veranstalten will.
Eine schöne Vervollständigung der voltsthümlichen uud wissenschaftlichen Bibliothek dieses
Verlages würbe dadurch erreicht werden. Die Ausstattung ist, wie immer, auch hier
glänzend geplant.

Aliled Tennpson,
Nach dem ältesten bekannten Bilde, in N, H. Hörne,
„X N°v Zpliit »f t!>« äße", London 1844,
«lu«: Wüllei, „Geschichte bei VnMchen Litte-
lotui", Meilog de« Nidliographischen In»
st! tut« in Leipzig und Wien,)

Do« Hau« ,u Lhlllfont St, Gile», In dem I, Milton wlhrend bei Pest 1««5 »ohnte.
Oiiginalzeichnung nach Photographie,
Au«: Wüllei, »Geschichte bei «Englischen Litteiatui".
(Neilllg de» Viblioglovhischen Institut« In Leipzig und Wien)

Nobei» »uin»' <8eiuet«h«u« bei Ayi <Schottlanb). Zeichnung nach Photographie.
Nu«: Will! er. .«eschicht« d» Englischen iiltterotui",
iVeilag be« Vlbllogiaphischen Institut» In Leipzig und Wien.)

Wenn das so weiter geht, wie mit England der Anfang so lchön gemacht wurde,
dürfen wir uns freuen. Diese englische Litteraturgeschichte, die bereits vorliegt, ist ein
erfreulicher Vorbote. Es ist übrigens ein durchaus in sich abgeschlossenes Werl und tanu
vollständig als selbstständige Leistung betrachtet werden, und nicht etwa wie ein Band aus

«obelt Vuin«, Aach dem stich von W, Wllllel ««emälde von A. Nasmyth), im Vritischen
Museum zu London.
Au«: Will!er, „Geschichte der Englischen Litteiotui.'
!Veilug de»»ibli»giaphischen Institut« in Leipzig und Wien>

einer größeren Arbeit, der herausgegriffen das Gefühl eines fehlenden Zusammenhanges
hervorruft. Die englische Litteraturgeschichte ist hier ganz für sich behandelt, gleichsam
sauber herausviävariit aus dem Complex der Culturgefammtheit, und nur die Fäden,
mit denen das Objcct der Beobachtung mit den anderen Dingen verlnüpft ist, lommen,
wiewohl nicht besonders markant, naturaemäh auch zur Sprache. Im Allgemeinen hat
sich der Verfasser auf England beschränkt. Eine Geschichte der amerikanischen Litteratur

«yion» Muttei,
Nach den Stich b»n W, Finden, «lu«: WNIlei.
«Geschichte der »»glischen Littelotui," (Neilog de»
»iblioglllvhilchen 5tnl!!tut» i» Leipzig
und Wien,!

ist niit weiser Beschränkung auch zurückge-
wiesen. Sehr richtig sagt Professor Wülker
im Vorwort: „Im letzten Mmschenalttr
hat sich diese so eigenartig und so ganz
frei von England entwickelt, daß sie selbst-
ständig, nicht als Anhängsel der englischen
Litteratur behandelt werden muß," wenn
freilich auch zuzufügen ist, daß der geistige
Nährboden zum Mindesten ein ähnlicher
genannt weiden muh. Englische Nildung
beherrscht doch wohl die neue Welt zum
großen Theile.

Auch über die lebenden Schriftsteller
spricht Wülker nicht, da über sie das Ur»
theil noch nicht abgeschlossen sein tonne.
Die Grenze ist freilich immerhin eine will»
lürliche, denn das Urtheil, mit dem der
Verfasser die letzten Größen der englischen
Litteratur begleitet, mochten wir auch nicht
als ein gerade abschließendes anerkennen.
Selbstständiges intimes Urtheilen ist des
Verfassers Sache offenbar nicht, er gicbt
nur die allgemeine Meinung mit großer
Nüchternheit wieder. Es ist das durchaus
kein Vorwurf, so lange der Gelehrte auch
nicht die Prätension erlebt, ästhetisch tri»
tisiren zu wollen. Ein gewisses Tact»
gefühl läßt sich dem Autor hierin nicht
absprechen. Er ist außerordentlich zurück-
haltend und maßvoll im subjeciiven Bei-
werk. Seine Stärke liegt im Fleiß, ein brauchbares nnd achtbares Litteiaturweil zu
schreiben, das als Nachschlagcbuch Werth besitzt. Nicht aber nur als Nachschlage» und
bandbuch, sondern durch die historische Folge ist etwas Neues gegeben, das uns in der
isolirten Darbietung des Lexikons nicht geboten wird. Der Zusammenhang, der sich durch
das Ganze zieht, die Entwickelnng verdient doch als wesentlicher Vorzug eines derartigen
Buches im Vergleich zu einem Künstleilexikon hervorgehoben zu werden.

Dm größten Schmuck und wirksame Unterstützung der Darstellung bietet die Fülle
beigefügter Bilder. Man hat in der That die Empfindung gegenüber diesen immer so
vornehm und luxuriös ausgestatteten Bänden des Bibliogmphisckien Instituts, als sei
man in einer schönen modernen Einrichtung; Alles ist zum Behagen des Bewohners ge»
scheheu. die neuesten Erfindungen sind in fast raffinirter Weise mit in Berücksichtigung
gezogen: wir sitzen in großen luftigen Räumen an gediegenen Tischen auf eichenen
Stühlen, wir haben Telephon nnd elektrische Beleuchtung. — Wie anders war es fri'chei.
Früher war uns das Buch ein ungleich poetischerer Gegeustaud. Uiväter»Hausrath und
alte Schmöker gehörten in dieselbe Kategorie: vergilbte Blätter, in denen schon der Ahn
mit seinem Stift Bemerkungen eingezeichnet. Shakespeare gebraucht das Buch noch als
poetisches Gleichniß, während es heute prosaischer wie so vieles Andere anmuthet.
Deshalb ist der Gesammteindruck von diesen neuen „mit allem erdenklichen Comfort der
Neuzeit ausgerüsteten" Büchern ein so ähnlicher wie der Gesammteindruck von einer be-
haglichen modernen Wohnung. Die winlligen Gassen waren poetischer, aber gute Wasser-
leitung wird nunmehr praktisch vorgezogen. Praktisch und poetisch, was doch ursprünglich
aus so ähnlicher Wurzel stammt, scheinen sich hier wie so oft zu widersprechen.

Und es wird nicht lange dauern, so wird sich vielleicht doch für den Betrachter ans
dem Stilchcirakter dieser neuen schönen Bücher eine eigene Poesie entwickelt haben. Wenn
wir dieselbe durchblättern, strömt uns doch ein eigenes ans so vielen Elementen zu-
sammengesetztes Leben entgegen, diese Buntdrucke, Kupferstiche, Facsimiles und Holzschnitte.
Es hat das auch seinen Zauber. Diese Bücher weiden ihre vergilbten Vorgänger wohl
verdrängen, wie eine Zeit eben die andere ablöst.

Besonderes Gewicht hat der Verfasser bei der Besprechung der dichterischen Haupt-
werte auf eine gedrängte Angabe des Inhalts gelegt. Da die ganze englische Literatur-
geschichte in einem Bande von etwa 632 Seiten abgehandelt ist, kann man sich einen
Begriff machen, daß das eben nur in aller Kürze angängig war. Kurz ist auch die
Charakteristik der Einzelnen, im knavpen Umriß weiden die wichtigsten Lebensschicksale
gegeben, die allgemeinen Zeitverhältnisse stizzirt. Die ersten 14 Seiten sind der keltischen,
darauf etwa 50 der angelsächsischen und etwa 100 der altenglischen Litteiatur gewidmet.
Shakespeare und Milton erfuhren die Ehre, mehrmals in Kupfer gestochen zu werden.
Neben Shakespeare hat Walter Scott vom Verfasser die andere Ehrung eines eigenen
Capitels für sich erhalten, ebenso Thomas Moore.

Die Ueberleitung ist nicht immer einwandsfrei. Wenn es heißt: Neben Dickens
ist der bedeutendste englische Humorist unter den Zeitgenossen Thackeray: freilich fehlt ihm
im Gegensatz zu elfterem jeder Idealismus: er ist Realist und Satiriker. Die schlechten
Menschen malt er in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, ohne ihrem Charakter auch nur einen
guten Zug beizumischen, nnd die Guten werden bei ihm gern so weltunerfahren dargestellt,
daß sie an's Lächerliche streifen. Selten vcrräth sich bei ihm ein Wohlwollen für seine
Romllngestalten — so ist das ein bischen zu stark auf die Spitze getrieben. Der vor-
nehme Thackeray kann auch fehl viel Herz zeigen, die Weltunerfahrenheit hat bei ihm
etwas Rührendes, durchaus nicht anders als wohlthuend ist da sein Lächeln, und nur im
Allgemeinen ist sein Humor weniger warm als die quellende Laune des göttlichen Dickens.

II. I..

Bibliographische Notizen.

Der Iulunjtslrieg im Jahre 18.. Von
U. Bjelomor. Einzig berechtigte lieber-
setzung von Karl Kupffer. 2 Aufl.
Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit
als „Vision eines russischen Patrioten", und
eine solche ist sie allerdings. Wir vermögen
uns nur schwer in die vom Verfasser ge-
dachte Situation hineinzudenken. Das, was
man nach dem Titel, namentlich mit Bezug
auf die gegenwärtige politische Constellation
vermuthm tonnte, enthält der Zukunftstraum
nicht, der sich, da das Jahrhundert zu
Ende geht, schon in den nächsten 3 Jahren
verwirklichen müßte. Nach einer ausge-
dehnten, wenig interessirenden Stizzirung
des Marinelebcns in Kronstadt im Jahre
18 .. schildert der Verfasser die Gründung
eines russischen Kriegshafcns — Alexandria
— am Nordkap, von welchem die russische
Flotte ausfahrend, in Vereinigung mit der
Flotte des Schwarzen Meeres ihre Krieas-
thllten im Mitteln,«« und zwar im Kriege
gegen Italien und Oesterreich beginnt.
Es folgen Schilderungen der Beschießung
von Genua, Livorno, Neapel, Venedig und
Trieft und der Vernichtung italienischer
sowie österreichischer Schiffe: in einem
weiteren Capitel wird die Belagerung von
Wladiwostock durch die Italiener beschrieben,
die aber auch hier unterliegen. Den Schluß
bilden wiederum Schilderungen aus Kron-
stadt. Noch vor diesen Ereignissen war es
zu dem schon lange drohenden Kriege zwischen
Deutschland und Frankreich gekommen, über
dessen Verlauf aber nichts Näheres gemeldet

wird. Bezüglich der Türkei, namentlich
in Betreff der Eroberung Eonstantinopels
durch die Nüssen wird auf Nikolaus I. Be-
zug genommen, der es als vortheilhaft und
unterstützungswerth bezeichnet hat, die
Türkei in ihrem schwachen Zustande zu er-
halten. Manches Interessante enthält aber
doch das Buch, so die Betrachtung über die
Thätigteit der baltischen Flotte bei einem
Kriege gegen Deutschland, ferner die Ent-
wickelung der maritimen Kräfte Rußlands
bei einem Kriege gegen England, als dessen
verwundbarste Punkte „der Handel und die
Kolonien" bezeichnet weiden. Für große
und schnellfahrende Kreuzer wird warm ein-
getreten uud ihnen der glänzende Erfolg
im Mittelalter gegen die italienischen und
österreichischen Schiffe beigemessen. Die
Panzerschiffe, so wird gesagt, würden nur
geringen Nutzen gebracht haben, und wer
weiß, „ob sie nicht auch in Zukunft eine
passive Rolle spielen weiden". Der Ver-
fasser schließt mit den Worten: „Die Macht
Rußlands ist groß! Und die Annalen der
russischen ruhmreichen Flotte sind noch lange
nicht geschlossen." 8^.

Vluret-Sanders' ^nlUlloväVisches Wörterbuch der englischen und deut» schen Sprache. Berlin, Langenscheidt'sche Veilagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Das groß angelegte Unternehme», das ein würdiges Seitenstück zu Sachs-Vilattes encyllopädischem Wörterbuch der französischen Sprache bildet, ist zur Zeit bis zur 22. Lieferung vorgeschritten und wird in seinem eisten, dem deutsch-englischen Theile, im Juli d. I. mit Lieferung 24 vollständig vorliegen Der kürzlich erfolgte Tod des Professors Daniel Sanders wird — wie die Verlagsbuchhandlung mittheilt — leine Stockung in der Wetterführung des Wörterbuches zur Folge haben. Der zweite (deutsch-englische) Theil ist von Professor Sanders bis F vollendet und wird von dort ab von Professor Immanuel Schmidt mit Unterstützung einer Anzahl Sprachgelehrter beider Nationalitäten derartig bcaibeitet, daß in etwa 3 Jahren die Vollendung des Werks zu erwarten ist.

Die Humboldt-Akademie des wissenschaftlichen Ktntral»VcreinS. Skizze «hier Thätigleit und Entwicklung 1878 bis 1886. Ein Beitrag zur Volkshochschulfrage. Von Dr. Max Hirsch, Neilin, Hugo Steinitz' Verlag.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sich der Drang nach erweiterter Bildung mit immer größerer Kraft im Volte geltend macht. Die Frage der Voltsbibliotheken, Lesesäle, Volkshochschulen, Unioersitlltsausdehnungsbcwegmig stehen im Vordergrund des Interesses. Es ist leider nicht wegzuleugnen, daß wir in allen diesen Fragen gegen viele andere Staaten, besonders England und Amerika, weit zurück sind: das darf uns aber nicht dazu führe», wie es bedauerlicher Weise vielfach geschieht, tüchtige und hervorragende Einrichluugen bei uns ganz zu übersehen. Eine solche auf nationalem Boden entstände,«, äußerst segensreich wirkende Institution ist die im Jahre 1878 vom Verfasser der Schrift gegründete Hum» boldtalademie zu Berlin. Der Verfasser schildert in der vorliegenden kleinen, höchst lesenswerthen Schrift, die trotz vieler Hindernisse doch stetig und ruhig aufsteigende Entwicklung der Akademie, ihre Einrichtungen nnd Leistungen und gicbt ausführliche statistische Nachweist über die Zahl der Eurse, die Hörerschaft, Finanzierung des Institutes u. s. w. — Wir können das Schriftchen allen denen, die sich für die

wichtige Frage der allgemeinen Volksbildung intcressiren, nur dringend zur Lectüre empfehlen und ihnen zurufen: Gehet hin und thuet desgleichen! Vr>.

EncyllopädischeS Handbuch der Pädagogik. Von Prof. Dr. W. Rein. Langensalza. Beyer u. Söhne.

Das großartig angelegte Werk, dessen wir schon wiederholt Erwähnung Haren, schreitet rüstig fort. Es liegt uns nunmehr auch der zweite Band, der bis zu dem Artikel „Griechische Erziehung" reicht, vollständig vor, der hinter dem ersten Bande in keiner Mise zurücksteht. Es ist natürlich nicht möglich, an dieser Stelle auf den Inhalt des Wertes einzugehen: es möge genügen, von Neuem darauf hinzuweisen, daß hier eine reiche Fülle von gediegenem Material aus dem weiten Gebiete des pätugogisclien Wissens der Gegenwart aufgespeichert ist.

Vnchftabe und «Keift. Von Otto Lelsner. britische Betrachtungen über die Bedeutung der unterrichrlichen Hilfs» büchcr. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Verfasser legt in dem kleinen, aber in» haltreichen Schriftchen den Finger in eine böse Wunde unseres Sclinlbctncbcs. Das Weilchen sei Allen, welche sich für das Un> terrichtswesen inteiefsiren, besonders aber der Unterrichtsnmvaltung und den Lehrern bestens zu empfehlen. ^Vp.

Iur Frauenfrage. Von Eliza Ichenhaenser. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase).

Die Verfasserin ist auf dem Gebiete der Frauenbewegung wiederholt mit Erfolg thätig gewesen. Auch die vorliegende Schrift, welche eine Anzahl (3l) von kürzeren Abhandlungen enthält, die ursprünglich in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlickr sind, enthält viel des Interessanten. ^Vp.

Tie Nibelungen in Vayreuth. Neue Banreuther Fanfaren von Ferdinand Pfohl, Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Tie neuen Bayreuth« Fanfaren wenden sich nicht an die Parteifanattker, sondern an das große Publicum, das Wagner und seine Weile hochschätzt nnd bewundert und sich weder durch ungesunde Verhimmelung auf der einen Seite noch durch unmotioirte Verdammungsuicheile auf der llndern beirren läßt. Ter Verfasser unterwirft die vorjährigen Bayreuther Festspiele einer eingehenden, witzigen und objectinen Kritik, die

Ludwig NnzeugruberS Gesammelte Werke. 60 Lieferungen zu 40 Pfennig ^-25 Kreuzer üst. W. Alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart, I. G. Cotta-sche Buchhandlung Nachfolger.

Von allen Dichtem der Neuzeit ist Ludwig Anzengruber einer der mit Recht — ich möchte nicht fagen „beliebtesten", denn ein so trivialer Ausdruck paßt nicht für das, was wir Alle so herzlich innig warm für die Große und männliche Schönheit dieser Dichtergeslalt empfinden. Anzengruber ist einzig in seiner Art, in seiner Art so vollkommen wie irgend einer der Aller-, Allergrößtsten und Besten. Wie er, als Dramatiker namentlich, den Ton trifft, der rief in's Herz dringt, das tief VoltMümliche, Traute, Anheimelnde in seiner Stimme, es ist unvergleichlich. Keinen größeren Gegensatz, so schrieb der unglückliche Nietzsche, als Poesie und Fremdenbücher kann man sich denken. Wir können uns auch keinen größeren Gegensatz denken als Anzengrubers Poesie »ud die Theaterstücke, wie sie gang und gäbe sind auf unseren Bühnen. Wahrhaftig, sie verhalten sich zu den Anzengruber'schcn Werken wie Fremdenbücher und Naturpoesie. Hier ist Stimmung, Kraft, Wahrheit, eine innere echte Stimmungswohrheit und eine Gefühlsatmosphäre, wie sie die Kunstwerke eines Shakespeare um sich verbreiten. Es ist der rechte Waldesodem der Natur, der würzige Duft unmittelbarer Natmproduction.

Und am schönsten, am liebsten ist der große Dichter, wenn er mit einer unglaublichen Einfachheit uns das Heiligste offenbart, in seiner Sprache, ursprünglich, mit göttlicher Naivetät das ausspricht, was der Mensch auf das Zarteste empfindet: es ist dann ein Abel in seinen Worten, eine seelische Keuschbeit, daß Nichts darüber.

Mögen sich noch viele an den Werten dieses „beliebten" Dichters erfreuen.

2. I..

Dnlilmünn, H»,»,, ^>>„, oder >V»I>lue!t? üsMuIun^. NleZden, Ueiurieb Alnden. Dlu»eK»!ln»u, übsick»iH ?«Ui»n von, X»nt »>8 Avstiliel?! Line 8tud!e. I.e!p2ig, 1897. Uermluin H»»e!<e, Ver!»ß8bu^K' usudluuL lllUuer: ?s. A»u!ie» Ver!»ß>.

— 8!m!ie8pe»i'e !u «einen 8onetten, ü!n send-»enretben »n Uerrn I>ie. Dr. 8ctmum^e», Nberlenler in I.udvi^«!u8t !. !!, I^ipiiß, 1837. Hermann N»llo!ie, Ver!llL«due>>' bondluNF ilrUber: t'r, Iloulle« Ver!»8>, ?uill»»»»l, I<»»i«u», Die Xnnzt, die!t»!ieni«cne vielleicht hier und da veischnupfen, bei ruhig

Denkenden ab« entschiedenen Anklang finden
wild. Was Pfahl über Lilly Lehmann,
die ebenso viel geschmähte wie bewunderte
Bayreuth« Brimnhilde sagt, wirb'tft der
Villa Wahnfricd schwerlich gebilligt werden,
und seine Bemerkungen über die Nayreuther
Stilschule weiden dort viel böses Blut
machen, aber anderwärts wird man ihm
für seinen ehrlichen Wagemuth und für
seine ungeschminkte Aussprache aufrichtig
dankbar sein. — Den zweiten Thcil des
Buches bilden die Nayreuther Fanfaren aus
dem Jahre 1891, die sich mit „Parsifal",
„Tristan und Isolde" und den „Meister-
singern" in ähnlicher Weise beschäftigen,
wie das vorliegende Buch mit dem „Ring
des Nibelungen". so.

Musikalische GssayS um, Dr. G. von
derPfordten. München, C.G.Heck-
sche Verlagsbuchhandlung.

Unter obigem Titel hat der Verfasser,
der als Priuatdocent an der München«
Universität wirkt, vier Aufsätze herausge»
geben, die für den Fachmann nicht gerade
Neues bringen, den zahlreichen Musikfreunden
des Laienpublicums aber vielfache Belehrung
in anregender und bequem verständlicher
Form bieten. Die vier (5ssays „Kunst
und Dilettantismus", „Grundlagen der
Gesllnaslunst", „Leonore lm Fidelio und
Elsa im Lohengrin" und „Weber und
Schumann als Schriftsteller" sind durchaus
objcctiv gehalten und zeichnen sich durch
elegante, nie unnöthig in's Breite gehende
Diction, gesundes Uithcil, sowie durch
scharfe und zielbewußte Kritik aus. Viel
Beherzigenswerthes enthält namentlich der
erste Aufsatz, der die größere Hälfte des
Buches einnimmt: was v. d. Pfordten über
Musikunterricht, Erlangung und Hand-
habung des Kunsturtheils, sowie über das
Wesen und die Bedeutung des Dilettantis-
mus sagt, verdient nicht nur gelesen, sondern
vielmehr gründlich studirt zu weiden, od.

LIii8ess»N8«i!e Lllobei'. Lespreebun^ u»cd Hll»v»l>I sei- Ned»cUon vorbetmlteii.

^oblsltü«?, ^itkni. Der 8twr von L»l2bul8.
cultulbüä 2U« dem Ueßwu de« IN, ^ebi--
uuuder!«. Lelllu, llebrUäer?»«tel.
In- NIU» ^^»iKncl«». Kr. l«un di» low.
UM« »B^ Ott« Uendol.
N«i»l»i«>, vi. lill^o, vi« 8te»unss der
Ztudeuteu «u den »oeinIpolitwlHeu ^ulMden
der 2«It, Voi-tiAss, 8«>>»>t>'n »,» !5, ^»nulli-
IW? lur üroNnunz der "NiiNiAeü de« »oci»!-
»'!»3en»<:l!».lt!wn«n Vei-eln» von 8tudlrenden
»ll der Unlverzitiit Mwenen. Allneuen,
s!. U. Lecck'gclie Vei-!»Z«!iucuba»<»»i!x.
>^

8pr»e>ie 8eline» «u erlernen, seeiuit« ^ul-
IlUe. Vien, X, U»rtleb«ll» Verlag.
?r««!»»lui, Niv»«ii /^, Ueseliieiite Äoiiien».
veutselie ^u8Mi>e von UemlHri I,uuu8.
II, L»ni, Von ien ersten Leiten ier
rrieenizcnen Loiuuieen bis üu dem Hutanz«
«er ntkenlüenen Dinmizeimnss. Alt vier
Karten. I^eipüiF, ll, U, I^eudner,
»«l,ll>««>i, !>». Hlol», Liiier ^tl»8 «nr Leo-
Li'npnle von Lurop». ilit deseureibeniem
lext, UN 2N Uol^oliultten «»eil kliow-
?r»pl,ien Uni un^n Lelebnun^en voll
L, 'I. Oom>!ton, In, von üekenureeker,
U, I,, Ueunner. 13, Ilevn, (!, ziütxei,
X, Neuilie, 0, 8c!>u!?., 0. Vlulller ll. ^.
I«ii>«i3 Ulla >Vien, Libiiozr. Institut,
Voll», Hu<lolt. üln l»lse!,e8 I^i«l<e8liei. Ku-
velle. llresien, i!, ?Ieri<on» VerlllF,
H,, N<urU»»«r>» 8tHt!stis<:l,e 1»delle Uder »lle
8t»lltell ier ürie, Vien, ^, Nllrtlebeus
Ve,1»ss,
— Kleines 8t»tistise!>es ^»«eiienducn über »lle
I>ilnier <>er Lrie, Vierter I»Krg«,,>ß, 1897.
Klieli <!eu neuesten .Vulven ue»rde!tet von
krolessor Dr. l?r!eiriei! I'inlllult. Vien,
X. Ililrtiebens Verlüß,
Iot>nnll»«>i»s», ÜU«,, l?rver!>8m<!g!!el>llel!«n
lUr brauen, prlllctlsebcr IlutuMber lUr
er«erd8uol>enie I'iÄueu in uiien ^»ßeieFen-
Iielten ier Vurbiliuiu;, <!er ^nstellun^ uns
l!er sodinlen 8eln8tilu<!!z!>eit, Ke!>8t X»el>-
veis von ^VoiillzliltseiurielituuLeu, Herliu,
rr»ül Dudürit K 0«.
X»uttn»un, Ä»x, Heinricn Heine« I>iub^s-
tr^oÄIen, I,itter»il,l8t»rlso>ie 8tuiie,
üliriek uns I,elp?.!l?, Verlag von „8leru3
UtterHrisonem Uulletlu Her 8euveii".
Xllon«-!!»»^»«, H»i«s»r»tln» vnn, Der
Ltrülünß, 8ib!riselik« 8itte»ssemiiiie in
5 ^cten, LUrion uni »lp«^, Ver!»z
von .8terns litteiÄrisedem Luüetin Her
8eu«'e>«".
vi» HilUIl. Voolienselulu ies Ullentlieiien
lieben«, Ileruuszeber i Nielulri >Vr«ie,
IV, ^Iirgang. Xo. I2U—127, Leriin, üritlii-
Verluz-
Il<ln»N«i>Ill<,no?r»pbI«ll. In Verdiniuuss mit
^niern Iier^nüMMbeu von ll, K»ÄcKlus3.
XVIII, llelre^er. >Iit W ^bbiiiunMu von
Nemiliien »»,1 Leieununzen, Uieieleli,
V,>lllllMll uni Klusin«.
— XIX, lerdoreii »n«! illn 8teen. Ult 96 ^d-
!!lI,Iu»MN von s!e>NlU<ien un>i LeieimiMLen,
Nieieleiil, Veiimßen un,i Klllslüz,
— XX. Nein!>oI<I I!«P>», Uit 11? ^nKiiliunMü
nneii Leuipturen, Uen,il!>>en »uc! LeiennunMU.
Lieiefeld, Veüiogen un>I Xillsin^,

»>»r I^lvi»», H2trsH Ni»t', Inncnieden, Ho-
veüen. I1re8<!en, Neinrieii zii»>!en.
Iiln,!l»,,w«, Iv» l2t«l»»U0!I»I. Voi, II, Ko, !l,
Ullren 1897, Linra^o, Vniou (i»»ln com-
p»n> ?ubli8i>er8,
H»n»,»»»vit»<!b, 2., Nie X»n»t, ,!Ie ruLzisede
3prHe!>e Hurcii 8e!d»tnnte,ri>:>,t 8> ime» unä
leieiit nu erlernen. Vierte XullllM, ^Vien,
X, Ilartlekens Verlüz,
Ilseboia, H,lti»H, Vox iinnmim, Leriin, c»r!
DuneKer.
Ului»«!^«, ?i, ^'iineiin <ior Nro88e. Lüiler
NU« iem Lede» lie« IIei,!en in I,ie<!ern
»ml Verden, Nerlin V,, Verl»» von Otto
8ll!le.
?»5»,nl Izilvlo, !»leu8enellleiä. ll» Zpeeeliiu
<!ell» Äuluros» e«i«tenl».! Dr»m»ti8e>>e
UllnsiunL in lüul ^btneilullßen. Xut»ri«irte
I^enersetiuiui voll U. I«ee!I». vr«8>ieu,
Oorl Lel»8uer.
?I»n <i«i 2«»<:>i,Ii»ui>t- uncl 2s«i<lSni»t»,Ät
^l«u. U, /VuNüße. Äit ^NMbe Äer neuen
NeiiiliLeilltllellun« uu<l »er lruuereu 6e-
melnäeerenlen, «ien, ^. U»rt!ebe>!8 Verlllg.
!3«IiIlii>»«Ii«i. ü,MIi», ^U8 »»er Herren IHuuer.
Ue«lmm«lte 8tu<lien unÄ Hulziitae. Inu»It:
Ilei8eb!ll!el. Utter»ri8cl>e 8tn<U«n Ulli
Kritiken. Novellen. 8«ellile8 I^deu. 2ur
lr»uenlr»«e, ?»r>8 Ulli »ipllL, Verlaß von
U. Veiter.
lloliul»'!»!««!«», l^il IllsoÄ., Diu« neu«
Le8t»ttuuz8»lt, — Verbei88unMV»II lur i!«
iluiiunlt. — Veier Li i- uoeb?euerbe«t»ltlli!k,
Lerllu, Ver!»z ier Hetieuzesellselllllt?!onier,
Lobv^lb, ll»i1 ^o»«t, l!t!i!8ed« uni ubiio
»oplilseiie Letrliebtunzen »ul empiriseder
Uruni!»«e, Dein Volk« geviämet. 2Uric!i
uni I^eipxiz, Ver!»ß von ^8tern8 I,itter»ri-
ueiieu! Uulleliu ier 8eiivei«",
8I«d»i>ll»l OttM», (je«pen8ter ier I^rinnerunL,
2llriol> uni I,eip«ig. Verwß von ^,8tern«
lilteiAlweiieni Lullelin ier Lenvei«".
Zoliiieübliin»«». U«r»u«FeFeb«u von c»r!
UelleKell. I898/97, >'r. 5. U. 7. 8. Lurieli,
(Ar! Ueueice» «c Ol.
8t«ln, Ullurio» ll«lillu>I<i von, V»It«r
Venirie>!8 Xeuo I^ie<!er. LUricli uui
I,elp2iss, Verlor von ^8teru8 I.itterurl«cu«in
llulielin ier 8eli»eii".
3tiUni>«, lll, z>ir»be»u. 8enliU8pi«! in lilul
^cten. üerlin, l'reuni <^ ^eere!.
I«I«n»l»i», Xoili»<1, Vox pupuii. Ilom»i>.
2 liieiie in einem Luuie. I«!>»l!li, 0»r!
IlelLzner,
I7luI»«N, l>»ol. Di. ?il«u^,vle 0«8t«rreiebizcl> -
I.'!>L»ll8e!>e z!oll»lenie, I,lF. 17, 1«, 19, 20.
llritte >ut!»ze. Vieu, H. U^rtiebens VerlHß.
Ull» Xooll. l!e8edie!!t« ier I)eut8e!ren
I.Ilt«r»tur von ien liltesten Leiten t>i« lur
Ueßen^ort, 14 I,iekerunßen »u ^e 1 A»r!i
llle»»!umtprei8 14 !i!»rli> mit I7N^bKi!iuuFe!i

im?ext, 25 ?»lelu in I?»rbeuirue!i, Xuuler-
«tieii u»i Ilol?.8clinitt uni 23 ?»e8iml!e'
Ijellossen, Nelt 2—5, I«lpl!8 uni Vieu,
Verill^ ie« LlvliußNlPiiiüeden In8tltut».
VeiU, /^«x»»<!ei. r>oc!> «vei ^u^euilneoter'
»liiell!:, I, vrei veutüeiie in 1'n.ri» unter ier
^»liüessierunß, I^u8t8pie! in irei ^ullU^en.
II. üin Lilrenmllllll. 8en»u«i>!el in irei
^uOUMu. Uit einem Kllelivoit üu „I!»53
uni I,l«!i«". LUrioii, VerillM - Ä»ß»llu
U. 8ci>»b«!it«>.
V5n»ÄlIi«,Il«>.», 8e!i!el>!»>? Kovelieu. 0r«8ien,
L. I>!er8un8 Verillß.
2«it»eAlltt «ll ?l!il<>»<,i>l!l» «nH pliilc».
«>i>IU»«K» Xiltill. (Vurm»>8 lieiite lüriei-
«elie 2eit8l?!>rilt.> Im Verein mit Dr. U.
Liedeell uni Kr. ^, VulKelt !>er»ui«e8eden
uni reiissirt von I)r. Klclu»ri luleiiender^.
Kene roiM. I«ip«i>r, <?, L, >l. ?leüer.
2IeIin»Ill, Oioero im Daniel ier Illnrimnieri«.
ÜIn VortiAß. I^eipliL, Ij. N. leubuer,
2lnl>M«i. H, Di. ^ilscliilll». Der üvüNMlweK«
Niliiionlevereln. 8elne H»lß»nen uni «eine
.Vrdelt, Vierte, vermeiirte >ul!üM. Ilerliurn,
Verlag <!e« Lv, Oiniconievereiu«,
Schlesssch« 2ucht,ru<ferei, Kunss. und ver!c>g»>Unst»It u, 5. Schollaend«, Vl»»Inn.

Wllllllllüll»..!! !»!!!!!!! ,!,.,!>lM!!!lll«! »!»»l!!!!!!lMll!MI
8inä in deliekeii 6uicK 6ie

«.übel 8el,oUlänllo>-, XarKbaä >/Zül,m°n

Gelullt an 6en 0u6ll6n bei Ölen.
„Diu 8<arKere8 nnä ßüu8ti^er xusam-
menßyLet^tes natürüelis» Litterwa8ser
i8t uns iiieut osllaiint."
„Vie3e3 'VVllzzei' 18t 2U civil ^«8ten
Littervvä83eln 2U rseuuen nu<1 ist
auotl als ein» äer 8tiiiil8ten 211
oexeienuyii." .'
cluu. Ilxiu rnar. 0.1.H3LNLicll, H«^,7>.
„I^in IQ seiner 2u8annneiilet2Ul,ß <.0ü5tllnte3 >Va88er. Da« Ueoermass von
8cn^vel6l8aurein Na^ue8ium, 6as Vornauäeuseiu von N8en in orssauiseüer
Veioinäuu^, wie 6»» von Lituiuin und Vosr>eltko1nei!?aurein Natrium, äie
ßnnren vou llroin, Vor, ?Iuor uuä I'üalliuin sind »lies Vorziüße, veleus äie
NeaentuuF 6ie8e8 Vitterwusser« von clem 't IierapentiKer toräern nuä es äein
vraetisirendeu ^r^t emnleiilen" />»,v«, ck« 4^» Dc^mie»-, 1896.
Dil. tt. roiKHHI^,

„ ^seuta, 18t anßeuenln im 6e8oumaH, liaun imoesenaäet ^euominen weräeu
UQ<113t eill au8iiaum8vei3e vii^8llMS8 H,t)lülirinitte1."
LN1II82 I^LVic:^!. WUIiX^I..
Verüe^8ie1iti^on<I die oeicaiiiits ^fatur äer unl^arisouen Vitter^lisser-
(Quellen, ist e8 6er meäieiiii3elieii I'acultät ollenoar von ^Violitißlleit in
autoritativer ^Veise versieliert ^u sein, äass äie NxvIoitirunF äer ooißen (Huellsn
in einer lür tnera^eutisclie ^veoilo 2uverlä88i^en ^Veise ße8enieut, nnä nient
nur voin eoinmer^iollen 8tau6nuu1ite au« ^elianä^aot ^virä. ^.us äiesein (irnilä«
Lteüeu die ooißsu <Huei1en und ilir Detrieo nnter iioner vissonsonattlieller nncl,
N)'^ieuiseüer ^.nl3iolit nuä (Kontrolle.
XHllruc« »LI MW MMMll llliv «II«LMM33LIl.8i«0l.M.

Preis pro Yeft 2 Â°/l., pro^uartal (3 l?efte) 6 ^i,,
pro Jahr (^2 yefte) 2^ <^

Juni 18Y7. H

Inhalt.

tzierzu ein Portrait: F. von 3 aar.
Radlrung von Johann lindner in München.

»Nord »nd 2Hd' »richeim »m Uirfan^ je»« Mona» !n Ueften ml> l« «nee Nn«!>be»»>,»,
— prrl» pr» V»«rl»I ll L»l!»> » M«rl. —
All» Vnchhandlnngen »nd po!l»nl>»l!»n »«I»n»» iederzei! Vesellungeii »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be»
züglichen 5endungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
öiebenhufenerstr. ^<, ^3, l.5.

Mestellzettec.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
.Nord und Süd"
herausgegeben von Paul lindau.
Schiefische Vnchdruckeie!, Annst» n, veilügzonstal! o. S, öch»t!l»«nd»i in Vi«l<>n.
«Lf.pl. Vand I,, II,. III., IV.. V., VI., VII,, VIII., IX.. X.. XI..
XII.. XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.. XXI.. XXII.,
xxm.. XXIV.. XXV.. XXVI., XXVII.. xxvm.. XXIX., XXX..
XXXI., XXXII.. xxxm.. XXXIV.. XXXV., XXXVI.. XXXVII.,
xxxvm.. XXXIX.. XI... X.I.I.. XI.II., XI.III., XI^V., XI.V.. XI.VI.,
XI.VII., XI.VIII., XI.IX., I... I.I.. I.II.. I.III., I.IV., I.V.. I.VI., I.VU.,
I.VIII.. I.IX. I.X.. I.XI., I.XII., I.XIII.. QXIV.. I.XV., I.XVI.. I.XVII.,
I.XVIII., I.XIX.. I.XX.. I.XXI.. I.XXII., I.XXIII., I.XXIV. I.XXV..
I.XXVI., I.XXVII., I.XXVI1I., I.XXIX. I.XXX.,
elegant broschirt zum Preise von e^i 6.—
pro Vand (— 3 hefte)
fein gebunden zum Preise von «^ 8.— pro Vand.
«lpl. Heft ,, 2, 3, 5, 5, 2, 7, 8, 9, ,0, ,,, ,2, ,2, ,5, ,5, ,2
,7, 1.8, ,9, 20, 2,, 22, 25, 25, 25, 22. 27, 28, 29, 2ll, 2,, 32, 32, 35, 25,
32, 27, 28, 29, 5«, 5,, ^2, ,2, ,4, ,5, 5«, 4?, 4«, 59, 50, 5,, 22, 52, 55.
55, 56, 57, 58, 59, 20, LI,, «2, «3, 25, 65, 22, «7, 68, «9, 70, 71., 72, 72,
7^, 75, 72, 77, 78. 79, 80, 8,, 82, 82, 85, 85, 8«, 87, 88, 89, 90, 9!. 92,
92, 95, 95. 92, 9?, 9». 99' IM, ,0,, ,02. ,02. 1.05. ,05, ,06, ,07, ,08.
,09, ,,n, ,,,, N2, ,,2. ,,5, ,,5, ,,6, ,,?, ,,8, ,,9, 120, ,2,, ,22, ,23,
,25, ,25, ,22, 127, ,28, ,29, ,50, ,5,, ,32, ,22, ,25, ,25, ,2«, ,27. ,28.
,29. ,5«, ,5,, ,52, ,52, ,55. ,55, >5«, ,5?, ,58, ,59, ,50, ,5,, ,52, ,52,
,25, ,52, ,52, ,57, ,58, ,59, ,20, ,2,, ,22, ,22, ,25, ,25, ,22. ,27, ,28,
,29. ,70, ,7,, ,72. ,72. ,75, ,75, ,72, ,77. ,78, ,79, ,80, ,8,, ,82. ,82.
,»5, ,85, ,82, ,87. ,88, ,89, ,90, ,9!, ,92, ,92, ,95, ,95, ,9s. ,9?, ,9»,
,99, 200, 20,, 202, 202, 205, 205, 202, 207, 208, 209, 2,0, 2,,, 2,2 2,2.
2,5, 2,5, 2,6, 2,7. 2,8, 2,9, 220, 22,, 222, 222, 225, 225, 222, 227, 228, 229,
220, 22,, 222, 222, 225, 225, 226, 227. 228, 229, 25«, 25,, 252
zum Preise von ^i. 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. I.XXXI. (April bis Juni I.89?)
Expl. do. zu Vand I.. II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX..
X.. XI.. XII.. XIII., XIV., XV., XVI., XVII,. XVIII.. XIX, XX.. XXI..
XXII., XXIII.. XXIV.. XXV , XXVI.. XXVII.. XXVIII.. XXIX.. XXX..
XXXI.. XXXII.. XXXIII.. XXXIV., XXXV., XXXVI.. XXXVII..
XXXVIII.. XXXIX., XI.., XI.I., XI.II., XI.III., XI^V.. XI.V.. XI.VI..
XI.VII., XI.VIII., XI.IX., I... I.I., I.II.. I.III.. I.IV.. I.V., I.VI., I.VII.,
I.VIII., I.IX, I.X.. I.XI., QXII.. I.XIII., I.XIV., I.XV., I.XVI., 1.XVI1.,
I.XVIII., I.XIX, I.XX.. I.XXI., I.XXI1.. 1.XXIII., I.XXIV.. I.XXV.,
1.XXVI., I.XXVII., I.XXVIII., I.XXIX., I.XXX
zum Preise von «^ f. 50 pro Decke.
Wohnung- Name:
Nichtgewlnschte« bitten zn durchstreichen.
Um z»<l, rech! deutliche N»m»n»> nnl> w«l>nnn»»»n«»b« »!rl» ersuch!

^4<^^<-^// ^5?/

!/,^/"^>"!,^ ^^'>,^,^,5> ^,' '^ ^'^/"^!^]>^

Aord nn^ öü^.
Eine deutsche >N o n a t 5 s -> ' i' 5.
t)>r^u?».'>
von
Paul tilld.^
l.X X XI. Vand. - I:nü IM. - 1'x'ft 2-l.'..
"^^IMGHM^^V-
-»».-
^/
-<^-
^.' r r « ! ,'. .

^"

Aord und öüd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
f>aul tindau.
I.XXXI. Vand. — Juni ^89?. — Heft 2H3.

Wre^Iau
-chlesische Vuchdruckerei, Kunst« und verlagS'Anstalt
v. 3. 3ch«ttlaendei.

^1/ v,^ ,,^^> >„ >„ >,' >., >„ ',' ',/ ^, m ,,, ,„ », «/ » „ ^ 1» >^>

König övend von Dänemark.

Novelle,

von

Eberhard Freiherr von VancKelman.

— Magdeburg. —

Ire Sage berichtet von einem einst mächtigen großen Reich, dessen Name Dänemark gewesen sei. Ueber alle Länder des rauhen Nordens habe sich die Macht der dänischen Fürsten erstreckt, und Odin selber sei oftmals zu seinem geliebten Volke herabgestiegen, um es zu führen von Sieg zu Sieg. Damals hatte Loki noch nicht Zwietracht gesät unter den Dänen, damals ging Baldur noch singend durch die Wälder, und Thors Hammer ruhte. Aber die Jahre sanken dahin im Laufe der Zeiten und mit ihnen das Göttergeschlecht der Äsen, und Anskar verkündigte eine neue Lehre, eine Lehre von der allerbarmenden Liebe. Trotzig lehnten die Heiden die christliche Religion ab, aber der kühne Muth und die Unerschrockenheit der Diener der Kirche ließen sie ihre alten Götter vergessen, vergessen, daß den sterbenden Kämpfer in Wallhall ewige Freuden erwarteten. Und Stürme brachen über das einst so mächtige Land herein, die ärger wütheten als der Orkan, der ihr Meer durchfurchte und die Wasser über ihr Land dahintrieb. Stürme im Innern, Stürme nach außen. Das einstige Dänemark aber schwand dahin, und was übrig blieb und noch diesen Namen trug, war uur ein kleiner Rest jenes einst so großen und gewaltigen Landes.

Zur Zeit, da uusere Geschichte spielt, umfaßte das dänische Reich nur noch den nördlichen Theil des heutigen Schleswig-Holsteins bis an den einst von Güttrik aufgeworfenen Wall zwischen Schlei und Trave, sowie die Halbinsel Iütland und die Inseln Fünen, Laaland und Seeland. Auf letzterer befand sich die Hauptstadt der dänischen Fürsten Noeskilde. In der Nähe von Roeskilde liegt ein gewaltiger, uralter Vuchenhain, einstmals

Odin gehörig, und in seiner Mitte verborgen ein dunkler See. Das war der heilige Wald von Ledra, unter dessen Bäumen die Priester Odins dcchinschritten und weissagten Sieg oder llntergang. Das war der der Göttin Hertha geweihte Tee auf Seeland, von dein Tacitus also berichtet: „Auf einer Insel im Meere liegt ein Hain und in dem Hain ein See. Aus diesem See kommt zu Zeiten die Gottin hervor und läßt sich in einem von Kühen gezogenen Wagen von den Priestern nmherfnhren, worüber die Inselbewohner so hock> erfreut sind, daß sie, für die Zeit der Anwesenheit der Göttin, Arbeit, Krieg und Streit einstellen und sie mit Jubel so lange in einer großen Procession durch das Land begleiten, bis die Königin wieder nach ihrem Haine zurückverlangt. Alsdann wird sie wieder zum Haine gefahren und mit fammt dem Wagen und dem ihn bedeckenden Teppich in den . See hinabgelassen. Allda wird ihr Bild, wie das Götterbild der timmerischen Diana, abgewaschen, die Leute aber, welche dies verrichten, sogleich vom See verschlungen und neunnndneunzig Gefangene der Göttin zum Opfer gebracht."
Aber der Vuchenhain Odins und der Hertha-See lagen still und verlassen da. Nicht mehr durchhallte Iubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Äsen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann sah man wohl eine weiße Frauengestalt am Ufer sitzen und hineinsehen in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhängenden Aeste der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und in Nebel.
Seit der alte Harald, der in seiner Jugend den jüngeren Bruder Knud meuchlings erschlug und den alten Gorm in das Grab brachte, zum Ehristenthum übergetreten war, stand die hölzerne Königsburg zu Ledra leer bis auf uusere Zeit. Erst vor Kurzem war in das alte, fast verfallene Schloß wieder neues Leben eingezogen. König Snend, der nach langen Irrfahrten sich endlich der Herrschaft auf Seeland bemächtigt hatte, residirte seit einigen Tagen in Noeskilde und belehnte mit der Burg zu Ledra einen seiner Mannen, den alten Seeräuber Thorbern. Der Alte hatte weder Weib noch Kinder; es war ihm ein Arm, und zwar der linke, im Kampfe vom Numpfe getrennt, und manchesmal brach er in unbändige Flüche auf die Sachsen aus. Doch wiewohl Thorbern allein dastand in der Welt, war er doch nicht ohne Begleitung in die Burg zu Ledra eingezogen. Zahlreiche Bewaffnete umgaben ihn wie einen Fürsten, und fürstlich war das Schloß zu seinem Empfang hergerichtet. Warum aber führte der alte Pirat so zahlreiche bewaffnete Schaaren mit sich, warum zeichnete ihn gerade Sueud so aus? Welche Waffentbaten hatte dieser Alte vollbracht, daß ihm solche Ehre zu Theil wurde? —
Als Svend, der Sohn des meuchlings ermordeten Erich Edmund, von Pommern mit einer großen Flotte kommend, über das Meer fuhr, um seinen

Vettern, Knud und Waldemar, die Herrschaft zu entreißen, da begegnete ihm von Rußland her ein prächtig gebautes Schiff, auf dessen Mast das Segel der Fürsten von Polen wehte. Suend stand gerade auf dein hohen Verdeck seines Königsfchiffes und spähte finsteren Blickes nach Seeland aus, als er des russischen Fahrzeuges ansichtig wurde. Da zuckte Etwas wie Lust durch sein bleiches, abgelebtes Gesicht, und seine lange, hagere Gestalt hoch-aufrichtend und die schwarzen Locken schüttelnd, befahl er:
„Kapert das Schiff!"
„Kapert das Schiff!" König Suend hatte es gerufen, und ein Iubel-geschrei brach aus auf den dänischen Galeeren. Dann begann eine Jagd, und es ward den Verfolgern nicht schwer, sich in kurzer Zeit des feind-lichen Fahrzeuges zu beinächtigen. Nachdem die Aemanuung überwältigt und gebunden war, legte sich das dänische Königsschiff an die Seite des russischen Seglers, und König Svend betrat alsbald das feindliche Verdeck. Da wurden ihm die Gefangenen vorgeführt. Zuerst der Befehlshaber des russischen Schiffes.
„Woher kommt Ihr, und wohin führt Euch Euer Weg?" fuhr Svend den Fremden an. Dieser, ein herkulisch gebauter Mann mit wettergebräunten Zügen, legte, da er nicht gebunden, die Hände nach Slavensitte über der Brust zusammen und sprach also:
„Von Osten kommen wir her, Herr, von der Mündung der Weichsel, abgesandt von unserem Fürsten Wladimir und seiner hohen Gemahlin Richizza, ihr einziges Kind, ihre Sophia, in König Knuds Hände zu liefern. Der ist durch seinen Vater Magnus mit ihr verwandt und will seinem geliebten Vetter Waldemar, Knud Lawards mächtigem Sobn, um sein Vündniß mit ihm zu festigen, die holde Maid als Gattin zuführen. „Doch," nnd bei dreien Worten sah er verlegen zu Svend auf, „solltest Du selbst . .?"
Um Svends Lippen spielte ein häMcbes Lächln, als er hier den Seemann unterbrach:
„Ei, das trifft sich ja prächtig, mein Bester, und ich danke Gott, dein Allmächtigen, und der heiligen Maria inständig für die Gnade, die sie mir haben zu Theil werden lassen, da sie mir so unvermuthet meine Braut schenkten, nach der ich mich schon so lange gesehnt habe. Doch sage, wo weilt die Holde?"
„Mein Fürst und mein Herr! O, mir ahnte doch, daß aus diesem scheinbaren Unfall noch ein Glück entspringen würde, mir ahnte, als ich der dänischen Galeeren ansichtig wurde, daß Du es warst, großer Waldemar, der sie führte. Du fragst nach der Jungfrau? Wohl, unten in der Kajüte hat sie sich mit ihren Frauen eingeschlossen und wird, wenn Deine Knechte nicht schon die Thür erbrochen haben, dort noch weilen."
„Geh' hinunter," sagte Suend zu dem ihn begleitenden Thorbern, „gel,' hinunter und fordere sie auf, in die Anne ihres Bräutigams zu eilen."

Er winkte dein russischen Seemann gnädig mit der Hand Entlassung,
und sich dann nach seinen Begleitern umkehrend, flüsterte er hastig:
„Von jetzt ab also, Ihr wißt es, ist mein Name Waldemar."
Da trat auch schon Sophia auf das Verdeck, begleitet vom alten
Thorbern und ihren Mädchen. Der Seewind spielte leise mit ihrem lang
herabwallenden, goldbraunen Haar, und ihre schwarzen Augen blitzten er-
wartungsvoll, als sie nun, den Kopf in die Höhe werfend, fragte:
„Und welches denn ist Waldemar, mein Bräutigams?"
Thorbern deutete stumm auf Svend, der jetzt näher an die Polin
herantrat.
„Wie lange schon," begann er mit süßlichem Lächeln, „wie lange
und wie oft dachte ich nicht schon an die schöne Tochter Wladimirs, von
deren ckuhm alle Länder am Ostmeer erfüllt sind? Da spielt mir Gott
Aeolus (er hatte am fränkischen Hofe die griechischen Götter kennen gelernt)
die Schöne in die Hände, und ich preise das gütige Geschick, das mir ver-
gönnt. Dich heute schon in meine Arme zu schließen."
Bei diesen Worten umarmte er sie und drückte schnell einen Kuß auf
ihre schwellenden Lippen.
Sophia aber entwand sich ihm, trat einen Schritt zurück und maß,
seine lange, hagere Gestalt von oben bis unten.
„Ich freue mich, Waldemar," sagte sie, „daß ich in Deine Hände
gefallen bin und nicht in die Klauen eines beutelustigen Piraten. Aber,"
und hierbei zeigte sie auf die umherstehenden gefesselten russischen Seeleute,
„warum, wenn wir doch Freunde sind, stehen diese noch gebunden?"
Eine Nlutwelle schoß durch Evends bleiches Antlitz, als er leis« und
erregten Tones sagte:
„Bindet die Gefangenen los!"
Sie aber fuhr fort:
„Meine Eltern haben mich gefandt über das Meer auf Anrathen
»«eines Stiefbruders Kmid. Durch meine Verheirathung mit Waldemar
sollte das Nündniß besiegelt werden. Und gerne folgten meine Eltern und
ich selbst der Aufforderung Knuds, denn nur halten viel von ihm und
haben ihn als treu erprobt. Er schilderte uns Waldemar als einen helden-
kühnen Recken, von kleiner gedrungener Gestalt mit blonden Haaren. Du
aber bist groß, und Dein Haupthaar ist schwarz. Hat mein Stiefbiilder
die Eltern und mich belogen, und wo ist er selbst, wo ist Knud?"
Argwöhnisch betrachtete sie ihn bei diesen Worten, er aber wurde nocki
ein Weniges bleicher, als er schon war, und rang sichtlich nach Fassung.
Doch als Sophia geendet, hatte er die Herrschaft über sich selbst wieder-
gewonnen und antwortete also:
„Du bist mißtrauisch, schöne Tochter Wladimirs, aber ich zürne Dir
darum nicht. Denn wisse, Ehre bringt es dem Mädchen, das sich nicht
so schnell dahingiebt. Doch schau hin auf das Mrer und sieh meine zahl-

losen Schiffe. Wer anders als ein König kann mit solcher Macht aus-
gerüstet sein? Und was mein Aussehen betrifft, so zweifle ich nicht an
der Wahrhaftigkeit Knuds, wenngleich er mich schon häufig verrathen und
belogen hat . . ."
„Das glaube ich Dir uicht!" unterbrach ihn die Jungfrau.
„Mag sein," sagte Svend, „mag sein, denn Du liebst ihn. Wahrlich
auch ich zürne deshalb nicht mehr. Sind wir nicht Freunde jetzt, treue,
gute Freunde? Aber er wird Dir noch mehr Helden Dänemarks beschrieben
haben, und da verwechselst Du . . ."
„Mein Gedächtnis; ist gut, Fürst, glaube mir, und ich prägte mir die
Gestalt meines zukünftigen Bräutigams wohl ein."
„Und dennoch Du irrst, sage ich Dir. Bezeugt es, Ihr Edlen, bezeugt
es allesamiut, daß ich der Verlobte dieses Mädchens, daß ich Waldemar
bin, Knud Lawards Sohn, auf den Viele blicken."
Und der alte Thorbern so wie die umstehenden Edelinge bezeugten
es: „Du bist es."
Sie blickte einen Augenblick, wie beschämt, zu Boden-, doch dann fuhr
sie wieder auf:
„Aber wo weilt Knnd, Dein Freund und mein Bruder?"
„Ei," sagte Svend lächelnd, „sind die Weiber in Polen anch neu-
gierig? Wisse, in Dänemark ist es nicht Sitte, die Frau in die Geheim-
nisse der Männer zn ziehen, und es ziemt ihr nicht, nach dem zu fragen,
was sie Nichts angeht."
Sophia wollte Etwas erwidern, doch Svend winkte ihr zu und trat
über die mit Teppichen belegte Brücke in sein Köuigsschiff zurück. Sodann
ertheilte er Thorbern den Auftrag, die Polin zu bewachen, und übertrug
das Commando des russischen Schiffes einem Dänen. Wie der slaviscbe
Schiffsführer erfuhr, daß er seines Amtes entsetzt sei, lächelte er nur.
Hoffte er doch als Ueberbringer der Braut reichlich belohnt ?u werden, und
argwöhnte er doch nicht das kommende Unheil.
Als die Schiffe sich wieder in Bewegung setzten, begab sich Sophia,
die sehr unruhig war, wieder in die Kajüte und wies Thorbern, der sie
begleiten wollte, mit harten Worten zurück.
Unten angekommen, warf sie sich auf eiu Polster und starrte in's
Leere. Ihre Mädchen kamen und fuchten sie aufzuheitern, doch sie
hörte nicht auf ihr Geschwätz. Nur einmal fragte sie: „Wohin fahren wir?"
und als man ihr antwortete, wie es der dänische Schiffsführer gesagt:
„Nach Roelskilde," seufzte sie tief und flüsterte: „Nach Odensee."
Als der Abend anbrach, ging Suends Flotte im Hafen des heutigen
Kopenhagen vor Anker, und die Ausschiffung eines Theiles der Mannschaft
begann. Am Ufer wurde Svend von einigen Einwohnern Seelands freund-
lich begrüßt. Es waren nicht viele Menschen, die ihn empfingen, meistens
Bauern und Fischer. Deshalb schickte sie Svend auch gleich heim in ihre

Hütten und begab sich mit dein Sinken der Sonne auf der großen Heer-
straße nach Roestilde, an seiner Seite seines Vetters Verlobte. Den russi-
schen Schiffsbefehlslnber belohnte er reichlich und schickte ihn mit vielen
Grüßen an Wladimir und Richizza wieder heim. Der Alte war glücklich,
seines Herrn Tochter so wohl aufgehoben zu wissen.
Auf dem Wege sprach Sophia fast garnicht, und auch Svend schien
über Etwas zu sinnen, denn manchmal murmelte er leise vor sich hin, so
daß Sophia ihn erstaunt ansah. Im finsteren Wald, durch den sie größten-
theils ritten, hörte man Nichts weiter als die Hufschläge der Rosse und das
Klirren der Waffen. In Noeskilde angekommen zur Nachtzeit mit nur
wenigen Mannen (die Andern sollten auf den Schiffen und am Strande
übernachten), wurde Sophia in ein prachtvolles, aus Stein verfertigtes Ge-
bäude gebracht, wo sie sich auf einem weichen Lager lange ruhelos wälzte.
Svend erfuhr bei seiner Ankunft, daß Waldemar nnd Knud auf dem Wege
zu ihm seien, um sich mit ihm zu versöhnen, und ihn morgen in Odensee
auf 5nmen erwarteten. Deshalb brach er noch in derselben Nacht auf und
vertraute Sophia dem alten Thorbern, den er mit der Ledrabnrg belehnte,
zur strengsten Bewachung an. Zwei Tage darauf hielt der Alte seinen
Einzug in die Burg Haralds, und nun wissen wir, warum er von einer
solchen Menge Bewaffneter begleitet war. Der heilige Hain aber war umstellt
von Söldnern, und nie ließ der alte Thorbern seinen Schützling aus den
Augen. — Nicht mehr durchhallte setzt Inbelgeschrei die Thäler um Ledra,
nicht mehr ertönten die Stierhürner zum Preise der Ase», und die blutigen
Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als
klage Jemand am Herthasee. Dann sah man wohl eine weiße Franengestalt
am Ufer sitzen nnd hineinsehen in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die
überhängenden Zweige der uralten Buchen nnd silbern der Mond spiegelten.
Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und
wie sie allmählich verschwand in Nacht und in Nebel
Um dieselbe Zeit, da Svend von Noeskilde mit seinen Begleitern auf-
brach, um in schnellem Nitte am nächsten Tage nach Odem'ee auf Fünen
zu gelangen, bewegten sich auf der schmalen nnd unwegsamen Straße von
Middelfart ebenfalls nach Odensee mühsam drei Reiter vorwärts, deren Ge-
sichtszüge wir bei der völligen Dunkelheit nicht zu erkennen vermögen
Nur das können wir wahrnehmen, daß Einer weit die anderen Neiden
an Größe übei-ragte. — Ein feiner Negen rieselte vom Himmel herab, und
rauh pfiff der' Herbstwind über das Haideland dahin. Damals war nur
we»Ws Land und auch nur das in der Nähe von Dörfern oder Städten
bebaut, denn die alten Dänen liebten den Ackerban nicht und zogen es
vor, sich ihren Lebensunterhalt durch Seeraub zu verdienen.

„Ein vermaledeites Wetter," brummte der Lange vor sich hin. „In diesem verfluchten Lande sieht man auch nicht Weg nnd Steg. Reitet langsam, meine Prinzen, langsam, damit wir uns nicht in der Haide noch verirren."
„Du hast Recht, Absalon," erwiderte eine jugendliche Stimme. „Wir müssen uns vorsehen. Wie weit haben wir von hier aus noch bis Odensee?"
„Drei Stunden, meine ich, haben wir noch bis zu dem verdammten Nest, wenn uns nicht der Teufel noch einen Schabernack spielt, was mir übrigens garnicht so unlieb wäre."
„Mir auch nicht," fiel hier der Dritte mit einer tiefen männlichen Stimme ein. „Was, bei Odin, treibt Dich denn, Waldemar, so sehr zu diesem Schurken? Ich muß gestehen, daß ich nicht die mindeste Lust verspüre, mich mit ihm einzulassen."
„Damit er uns ewig nachstellt," erwiderte der mit Waldemar Angeredete. „Freilich, Du hast gut reden, Knud. Aber bedenke, daß wir anch Sophia nach Odensee bestellt haben. Was würde sie sagen, wenn wir nicht kämen?"
Knud seufzte. „Du hast ja Recht, Waldemar! Und nun es einmal geschehen ist, läßt sich's nicht ändern. Ich war ein Thor, daß ich Deinen Bitten Gehör gab, bei Odin," und er schlug kräftig auf sein Schwert, „ich war ein Rarr."
„Ich habe Euch nbgerathen, Herren, so viel ich vermochte. Konntet Ihr Wladimirs Tochter nicht nach Ribe oder Veilen kommen lassen und den Weg in dieser verdammten Gegend, bei Nacht und Nebel sparen? Das war auch kein gutes Zeichen, als Dein Rappe beim Grabhügel des alten Gorms scheute, Waldemar. Bei Gott, ich glaube nicht an böse Geister, aber war's mir doch beinah, als hört ich Loki aus dem Grabe höhnisch kichern."
Waldemar lachte hell auf.
„Unfer Absalon sieht Gespenster. Ah, das ist das Neueste. Nun, nun. Bester," fuhr er, als der Bischof Etwas vor sich hinmurmelte, fort, „nnr nicht böse gleich. Ich sage Euch, die Nacht, das Wetter und der Weg stimmen Euch trübe. Ueberlegt doch einmal! Fünf Jahre hat Svend uns nun nachgestellt, immer haben wir ihn zurückgeschlagen, fünf Jahre hat er Gott und die Welt gegen uns aufgeboten, ohne daß es ihm Etwas genützt hätte. Er ist älter geworden nnd sieht das Vergebliche seiner Feindseligkeit ein. Er sieht, daß Du, Knud, und ich Freunde sind. Da läßt er uns bitten, ihn in unseren Bund aufzunehmen. Bei Gott, in einer so freundschaftlichen und ehrlichen Weise, daß man ihm Glauben schenken muß. Und was, fragt Euch selbst, nützte es ihm auch, wenn er uns aus dem Wege räumte? Das Volk hängt an uns. In Seeland kennen sie uns noch nicht genug, aber sonst, wo wir hinkamen, auf jedem Thing wurden nur freudig als Könige anerkannt. Glaubt Ihr, daß das Volk sich Soends

Alleinherrschaft gefallen ließe? Ich kenne meine Dünen, und Svend, glaubt
mir, kennt sie auch, denn er ist klug, sehr klug."
„Da hast Du Recht, Prinzlein, er ist klug, zu klug. Verdammt will
ich sein, wenn ich Dich, dem ich mich verschworen habe mit Leib und Seele,
je in« Stich lasse, aber Du bist jung, Prinz, noch nicht fünfundzwanzig
Jahre alt, und traust da, wo Du nicht trauen solltest."
Aber Waldemar achtete der Worte Absalons nicht, sondern fuhr, wie
im Traume sprechend, fort: „Und dann, wie schön, wie herrlich ist es nickt,
endlich in Frieden leben zu können, in Frieden regieren zu können an der
Seite seiner Brüder? Und in der Kirche zu St. Alban, wo wir, Svend,
Du, Knud, und ich uns unter den» Jubel des Volkes den Aruderkuß
gegeben haben, führe ich meine holdselige Vraut zum Traualtar, meine
Sophia." Hier stolperte sein Roß über einen Stein und sank in die
Knie. Doch schnell riß es der Jüngling in die Höhe. Eine kleine Pause
trat ein im Gespräche der drei Reiter. Der Wind trieb ihnen jetzt mit
Eis vermischten Regen gerade in die Gesichter, so daß es sie schmerzte.
„Das ist ja ein angenehmes Reiten," meinte endlich Knud. „Höre,
Waldemar," fuhr er dann fort, „thu' es mir zu Gefallen, mir zu Liebe,
meide Svend! Ich war thüricht genug. Dir nachzugeben, ich bereue es
schon lange. Wir suchen gleich nach unserer Ankunft Sophia auf und
bringen sie und uns in Sicherheit."
„Und Svend," fuhr Waldemar jetzt aufbrausend empor, „soll er Wort
halten, wenn wir treulos sind? Was soll er von uns denken? Können wir
nicht wenigstens den Versuch machen, uus mit ihm zu einigen? Wie, hast
Du Angst, daß er uns in der Kirche Etwas thäte? Nein, nein, so verrucht
ist er nicht, kann er nicht sein, daß er so Etwas im Schilde führte. Aber,
wie Du willst, Knud, Ich gehe auch allein, wenn es nicht anders sein soll."
„Er hat Recht," begann Absalon wieder, „in der Kirche kann ihm Mchts
geschehen. Aber wenn Du so wenig Lust bezeugst, Knud, können Waldemar
nnd ich ja in Deinem Namen mit Svend unterhandeln, während Du nach
Sophia forschest."
„Ja, ja," siel Waldemar freudig ein. „So wollen wir es machen, so
und nicht anders. Du führest mir, Knud, meine Braut in die Kirche und
findest dort nicht einen, sondern zwei Freunde."
Knud antwortete nicht, sondern sagte nur leise vor sich hin zwischen
den Zähnen: „Ich werde den Teufel thun!"
Inzwischen begann der Tag zu dämmern. Langsam und röthlich
strahlend stieg die Sonne im i^sten über der Haide auf. Doch sie ver-
breitete kein freundliches Licht, sondern trübe und trostlos beleuchtete sie matt
die Gegend. In der Ferne erblickten jetzt die Reiter die Spitze des Kirch-
thurms von !)densee, Waldemar trieb sein Noß zu schnellerer Gangart
an, während Absalon nnd Knud ihm nur unwillig folgten.

In Odensee wußte man, daß die drei Fürsten am heutigen Tage zusammentreffen würden, doch Niemand hatte sie schon bei Sonnenaufgang erwartet. Deshalb waren die Straßen der Stadt noch leer, als unsere drei Reiter durch das Thor einritten, und kein feierlicher Empfang wurde ihnen zu Theil.

„Ein lieblicher Tag," weinte Absalon lächelnd, und Waldemar schüttelte sich vor Frost.

„Ich denke, nur pflegen erst ein wenig der Ruhe in unserem Schloß," ließ sich Knud, dessen schönes gebräuntes Antlitz wir jetzt erkennen können, vernehmen, „denn es ist wahrlich kein Vergnügen, die Nacht bei solchem Wetter über die Haide zu reiten!"

„Aber um elf Uhr, lieber Absalon, wüssen wir Beide wieder gerüstet sein, denn dann erwartet uns Svend und die Geistlichkeit an der Kirche zu St. Alban."

Das Schloß, dem die Drei jetzt zuritten, lag auf einem, die Stadt überragenden Hügel, hart an der ^stseite der, Odensee schützend umgebenden, hölzernen Mauer. Es glich mehr einer Burg, denn ein tiefer Graben und eine hohe steinerne Mauer umgaben es. Dazu war es mit einer Zugbrücke versehen, so daß kein Unangemeldeter hinein konnte. Um das, nach Weise des Mittelalters, aus Quadersteinen aufgeführte, übrigens nicht sehr große Hauptgebäude lagen die Ställe und Wohnungen der Dienerschaft. Das Ganze aber gewährte, wenn man von der Stadt an der ziemlich großen, ebenfalls aus Steinen aufgeführten St. Albanskirche vorbeikam, und auch von der Haide aus einen imposanten Anblick. Der Thürmer der Burg hatte soeben blasend den Anbruch des Tages verkündet, als sich unten drei Reiter meldeten und Einlaß begehrten. Er mar nicht wenig erstaunt, zu so früher Stunde (es mochte gegen sechs Uhr Morgens sein) schon Gäste zu sehen, doch als ihm Absalon bemerklich macbte, wer sie seien, ließ er sogleich die Zugbrücke herunter. Drinnen wurde» die Drei von dem Hausverwalter, sowie von der Dienerschaft, die, soweit sie nicht schon auf war, sich schleunigst erhoben hatte, ehrfurchtsvoll begrüßt. Die Gemächer, in die man die Fürsten und Absalon jetzt führte, sowie der große Bankettscml waren nicht ohne Pracht ausgestattet, und man merkte auch hier bereits deu sehr verweichlichenden Einfluß der Franken. Die Prinzen begaben sich sogleich in ein G^macl», das nach der Haide hinaus gelegen war, während Absalon die Diener sämmtliche Pferde in der Burg satteln und sich selbst rüsten hieß. Dann ruhte auch er von dem anstrengenden Ritte.

Inzwischen war es in der Stadt bekannt geworden, daß die beiden Prinzen, Knnd und Waldemar, sich nebst dem Bischof Absalon bereits im Schlosse befänden, und Geistlichkeit, sowie die ganze Bevölkerung rüsteten sich, das Versäumte jetzt glänzend nachzuholen. Die Kirche von St. Alban wurde mit Tannenreisern und Blumen prächtig geschmückt. Auf dem Altar

zündeten die Priester die geweihten Kerzen an. Der Erzbischof Toggehard erschien im glänzenden Ornat und stellte sich gegen elf Uhr mit dem ganzen Clerus uor der Kirche auf, um die Fürsten zu empfangen.

Ein Theil des Volkes begab sich uor das östliche Thor, um Svend feierlich zu begrüßen, mährend Andere vor die Burg zogen, um Knud und Waldemar zu sehe». Es herrschte eine freudige Stimmung unter der Bevölkerung Odensees, denn man hatte die ewigen Kämpfe der eigenen Fürsten von Herzen satt und wünschte Nichts sehnlicher, als eine geordnete Regierung. Gegen Mittag ertönte ein Hornstoß vom Thurme herunter, und gleich darauf kamen die beiden wohlbekannten Prinzen über die Brücke gesprengt, an ihrer Seite der Bischof Absalon. Unter dem Iubelgeschrei der Einwohner begaben sie sich nach der Kirche von St. Alban, wo der Bischof sie feierlich begrüßte. Die Fürsten waren soeben von ihren Rossen gestiegen, als auch vom Ostthor her sich Lärm erhob. Gleich darauf erschien Svend an der Spitze einiger Krieger auf schweißbedecktem Rosse. Waldemar ging ihm zu Fuß entgegen, bot ihm die Hand, in. die Svend, dessen Augen unheimlich funkelten, sogleich einschlug, und verkündete ihm, daß er allein mit ihm in der Kirche zu unterhandeln habe, er allein und der Bischof Absalon. Inzwischen war auch Knud näher gekommen. Er begrüßte den Vetter aber kalt und förmlich, sagte, Waldemar würde das Weitere mit ihm besprechen, er hätte noch dringende Geschäfte. Ein böses Lächeln glitt über Evends Antlitz, als er jetzt fragte:

„Und welch' wichtige Sache bewirkt es, daß der Vetter dem Vetter in der Kirche den Versöhnnngsknß verweigert?"

Der Vischof wollte hier Einiges sagen, Knud aber sprach hastig:

„Es gilt die Braut Waldemars, Sophia!"

Da lachte Svend laut und schrill auf. „Sophia," sagte er dann, „nnd die Braut Waldemars? Was nicht Alles in Dänemark vor sich geht, wenn man fünf Jahre, er betonte das Wort fünf, abwesend sein mußte." Und seinem Vetter Waldemar wie scherzend mit dem Finger drohend, rief er: „Bei Gott, Freund, wer hätte dos gedacht!"

Knud bestieg jetzt wieder sein Pferd. „Du verzeihst," sagte er.

„Was habe ich zu verzeihen, ich, der ich als Flüchtling und Bittender zn Euch komme." Es lag so viel Haß und ohnmächtige Wuth in diesen Worten Suends, daß selbst Waldemar unangenehm davon berührt wurde. Knud aber flüsterte dem Vischof Absalon, der von Doggehard sehr in Anspruch genommen schien, dabei aber keines von den Worten, die die Fürsten wechselten, verlor, noch zu: „Nehmt Euch in Acht, ich rathe es Euch," dann gab er seinem Rosse die Sporen und ritt, ohne sich von Svend weiter zu verabschieden, eiligst von bannen.

Es war nicht böser Wille von Knud, der ihn trieb, seinen Vetter, den er in Gefahr glaubte, gerade jetzt zu verlassen; aber er wußte, daß Waldemars Entschluß unumstößlich feststand, und der kluge und selbstsüchtige Prinz liebte

sich selbst doch viel zu sehr, als daß er mit Suend, den er haßte und fürchtete, unterhandelte. Waldemar war das gerade Gegentheil, treu, aufopferungsvoll und ein ganzer Held, dabei aber leicht aufbrausend, ja jähzornig, doch auch schnell wieder bereuend. Uebrigens war es Knud doch Ernst mit dein Aufsuchen der Sophia. Einerseits liebte er seine Halbschwester selbst sehr und war in gewisser Weise um sie besorgt, andererseits aber wünschte er Nichts sehnlicher, als das Bündniß zwischen sich und Waldemar dauernd zu festigen, da er einsah, daß er ohne den kühnen Vetter und dessen Nathgeber Absalon nicht wohl die Herrschaft über Dänemark ausüben könne. Knud überlegte jeden Schritt, den er that, und scheute auch nicht vor einem Frevel, wenn es ihm nöthig schien, zurück. Die Kirche ertheilte ja immer Absolution. Svend hätte er gern schon lange aus dem Wege geräumt, doch wußte er nicht, wie das geschehen solle, ohne Aufsehen zu erregen. Wenn aber, so überlegte er bei sich, was Gott doch verhüten wolle, jetzt Suend den Waldemar erschlägt, dann fordere ich das Volk auf, den Mord zu rächen, und Absalon wird mir seine Hilfe nicht versagen. Aber dann schauderte er doch wieder bei diesem Gedanken und dachte an Absalons Aufmerksamkeit und Treue.

Während Knud so in Gedanken Pläne schmiedend und verwerfend, bald hoffend, bald zweifelnd, die Gassen von Odensee durchritt und fast seine eigentliche Aufgabe, Sophia ausfindig zu machen, vergaß, begaben sich Waldemar, Soend und Absalon unter den Segenswünschen der Einwohner in die Kirche zu St. Alban. Svend sah aus, als hätte er eine große Enttäuschung erlebt, Waldemar aber hatte seinen alten Muth wiedergewonnen und trat fast freudig au der Hand seines Vetters (sie hatten sich Beide jede Begleitung der Geistlichkeit verbeten) vor den Altar hin' Absalon stellte sich dicht hinter seinen Herrn, als Svend also zu reden anfing:*)

„Mein Mißgeschick hat, Waldemar, mich seit lange Deiner freundlichen Genossenschaft beraubt, wiewohl ich immer gut gegen Dich gesinnt war, und mein Vater nicht, allein den Mörder des Deinen gestraft hat, sondern auch Deine jedem Frevel preisgegebene Kindheit im Kriege gegen seinen Oheim liebevoll in Schutz genommen. Nach ihm hat der jüngere Erich das Werk meines Vaters fortgesetzt, in der Sorge für Dein Heil. Der dritte Hort Deiner Jugend war ich selber und nicht lässiger, wisse, als jene. Ich habe für Dein bloßgestelltes Leben gekämpft, gegen den Mann, um dessen Leben Du jetzt buhlst. War das Glück nicht mit mir, so hätte des Magnus Sohn an Dir Unschuldigem Rache genommen. Auch jetzt leidet er Dich als Zweiten nur aus Furcht vor mir, dem Dritten. Mein Leben rettet das Deine gegen seine Hinterlist. Mit meinem Falle fällst auch Du. Dein Wohlthäter vertraut auf Deine Hilfe, spricht Dich

*) Die folgenden Worte sind historisch und mis durch alaiibwüidiae Männer überliefert.

um Friedensvermittelung an. Mit jedem Laos, dos Du mir zubilligst, bin ich zufrieden, denn soviel Uebles litt ich im Auslande, daß ich lieber arm und ohne Herrschaft im Vaterlande leben, als ferner im Elend sein null. Inzwischen glaube ich, wenn Du Alles recht erwägst, wirst Du um Deiner Ehre willen den Sprößling vom Rächer Deines Vaters höher halten, als den Sohn von seinem Meuchelmörder." Hier unterbrach ihn Waldemar: „Vergeblich suchst Du meine Eintracht mit Knud zu vernichten; er war nicht Theilhaber der väterlichen Schuld und hat vorlängst mir gebührend sie gesühnt. Daß ich nicht länger in Deinen: Dienst geblieben, schreib' es nicht meinem Wankelmuth, sondern Deiner Untreue zu. Wolltest Du nicht damals, als ich auf der Reise mit Dir war. Deinem Schwiegervater mich in Vanden überantworten? Ich war verloren, hätte nicht sein Edelmut!) Deine Untreue besiegt. Wie oft hast Du mir und dem Knud täglich nachgestellt! Die Du als Deine Lehnsleute nicht vertrugst, wirst Du sie als Deines Gleichen dulden wollen? Aber, daß man nicht sage, ich habe einen Verwandten schmähend zurückgestoßen, so will ich an Deiner Wiederherstellung mit Gefahr meines Hauptes arbeiten, mehr aus Erbarmen, als weil ich traue. Vergiltst Du mit arger Tücke, so wisse. Du hintergingest uns nicht durch überlegene Klugheit, wir leiden für unsere Treue gegen den Vlutsfreund." Abermals glitt über Svends bleiches, krankes Gesicht ein höhnisches Lächeln, als er antwortete in demüthigem Tone: „Ich leide an einem Uebel, das mich kein Jahr mehr leben laßt-, keinen Sohn habe ich; wozu diente mir für den kurzen Gewinn die ewige Schande, die den Verrath begleitet?"

Waldemar sah ihn einen Augenblick verwundert an, dann sagte er erfreut:

„Steht es so, Vetter, so gieb mir die Hand. Ja, ja, ich glaube Dir jetzt. Das Schicksal hat Dick hart mitgenommen, und Du hast einsehen gelernt, daß Friede besser ist, denn ewiger Hader."

Svend schien sehr gerührt zu sein, trat dicht an Waldemar heran und drückte einen Kuß auf dessen Stirn: „Und nun. Lieber, laß uns dem Volke unsere Versöhnung verkünden, laß auch Knud mich noch umarmen, und dann lade ick Euch Veide," er betonte das Veide, „zu mir auf mein Schloß nach Noeskilde."

„Folgt der Ladung nicht, Herr," sagte leise Nbsalon zu Waldemar, dock dieser sprach laut und unbesorgt: „Ja, kommt, dem Volke uns zu zeigen. Und das verspreche ich Dir, Erich, Edmunds Sohn, Knud und ick werden bei Dir einige Tage jetzt des Friedens genießen, Knud und ick und — noch Jemand anders. Aber," und er sah sich verwundert in der leeren Kirche um, „wo bleibt mein Vetter mit Sophia?"

„Sie wird noch nickt angekommen sein," sagte Svend hastig, „denn wisse, der Weg ist weit von Nußland bis Dänemark."

„Wohl glaub' ick dns,„ antwortete Waldemar, „und doch, haben die

Eltern, hat Wladimir uns nicht sagen lassen, an« heutigen Tage würde sie
in iüdensee sein?"
„Komm, treten wir hinaus vor das Portal. Vielleicht erwartet sie
uns dort."
Als Waldemar und Svend Arm in Ann draußen erschienen, brach
das Volk in endlose Heilrufe aus, und der Bischof breitete segnend seine
Hände über die Beiden. Absalon aber sah finster drein, so finster, wie
noch nie; doch Waldemar bemerkte das nicht. Die versöhnten Fürsten be-
gaben sich darauf in die Burg, und der unninthig rückkehrende Knud fand
sie in Waldemars Gemach, einander in den Armen liegend. Da schwand
auch für eine Zeit sein Mißtrauen gegen Suend, und als ihm nun gar
Waldemar die treuherzigen Worte des ehemaligen Feindes hinterbrachte,
schlug auch er kräftig in die dargebotene Freundeshand ein und versprach,
Svends Gast in den nächsten Tagen sein zu wollen. Nur Absalon
murmelte in seiner mürrischen Art vor sich hin: „Fünf Jahre im Elend
vergessen sich nicht so leicht, und der da sieht mir nicht aus, als ob er
vergeben könne."
Er war wirklich froh, wie ein Kind, der kluge, berechnende Knud,
denn nun brauchte er ja Nichts mehr zu fürchten, und daß Svends Macht
sich nicht über Noeskilde ausdehnte, dafür wollte er schon sorgen. — Draußen
aber pfiff der Wind über die öde Haide, heulte und klagte um das Schloß
zu Odensee, trieb Regenschauer gegen die Wände und fuhr ungestüm in die
Schornsteine, fo daß das Feuer im Kamin hoch aufflackerte. — Svend
aber brach noch an demselben Abend mit seinen Edelingen nach Noeskilde
auf, nachdem er zärtlich von seinen „Brüdern" Abschied genommen hatte,
um, wie er sagte, die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang zu
treffen. Er gönnte sich wirklich gar keine Ruhe, der arme, gute, kranke
Svend, und es schien, als ob er frühere Uebelthaten durch doppelte Sorg-
falt und Liebe wieder gut machen wollte. Als die Zugbrücke hinter ihm
und den Seinen zugefallen war, sagte Waldemar triumphirend zu dem
älteren Knud: „Siehst Du, Vetter, wie Recht ich hatte, wie sehr Recht?"
Und Knud schwieg. Was sollte er auch sagen?
Am Abend ließen die Beiden noch den alten Bischof Toggehard kommen
und sagten ihm, daß er, falls Sophia morgen oder in den nächsten Tagen
ankäme, er sie nach Noeskilde unter Begleitung schicken solle, damit auch
sie Theil nehme an des Bräutigams und Bruders Freudenfeste. Dann
beteten Beide mit dem Bischof zusammen und begaben sich frohen Muthes
zu Bett.
Der Wind aber heulte fort und fort, und die Raben krächzten und
schrieen, und nur der Bischof Absalon, der einsam in seinem Zimmer auf
und ab ging, der allein verstand sie, denn er kannte die Sprache der
Vögel, wie die der Menschen.

Drei Tage hauste Sophia nun schon auf der Burg zu Ledra, arg-
wöhnisch beobachtet vom alten Thorbern, und bedient und mngeben von
Männern. Ihre Frauen hatte Svend mit dein russischen Schiffe wieder
heiin gesandt. Drei Tage innerer Unruhe und Angst hatte die schöne
Polin durchgemacht, und die durchmachten Nachte hatten ihre sonst so rosen-
rothen Wangen gebleicht. Bisher war das Wetter schön gewesen, und sie
hatte sich daher am Tage und Abends im Freien unter den Buchen er-
gehen können. Urplötzlich aber meldete sich der Herbst mit Hagel und
Regen, und Sophia mußte das Zimmer hüten, nicht weil sie, sondern weil
Thorbern es so wollte.
Der Abend des dritten Tages war hereingebrochen, und Sophia lag
allein in ihrem prächtig ausgestatteten Zimmer auf einen: Ruhebett, mit
einem leichten Gewand bekleidet. Es war fast ganz dunkel in dem Ge-
mach, nur draußen sah man sich die Bäume unter der Wucht des Windes
beugen. Sophia träumte. Sie dachte an ihren tapferen, vortrefflichen
Vater nnd ihre schöne Mutter, an die kleinen Geschwister daheim und an
den vorsichtigen, aber doch treuen Stiefbruder Knnd. Sie dachte an Walde-
mar, wie sie ihn sich so oft vorgestellt hatte. Eine jugendfrische, kernige
Gestalt mit blauen Kinderaugen stand vor ihr, und er schloß sie in seine
Arme. ^ Doch nein — nein, das war ja nicht Waldemar. Der war
groß, bleich und hager. Ihr graute. Und einem solchen Manne sollte sie
die Hand zum Bunde für's Leben reichen? Das konnte Gott, das konnten
ihre Eltern nicht wollen. Nie, nie! Sie schrie es laut und sprang erregt
auf. Sie horchte. Vernahm sie nicht Geräusch? Doch nein. Es war
wohl nur der Widerhall ihrer eigenen Worte. Im Kamin flackerte das
Feuer jetzt noch einmal hoch auf, um dann zu verlöschen. Sopln'a sah
gedankenlos vor sich hin. Sie mochte Nichts mehr denken, Nichts mehr
fühlen. Nichts mehr wissen. Doch dann kamen die Gedanken wieder,
schwarz und unheimlich, und sie konnte sich ihrer nicht erwehren. Warum
bewachte sie dieser Alte so genau, warum waren ihr die Frauen ge-
nommen? War sie einem Betrüger in die Hände gefallen? Doch warum
nannte der sich denn gerade Waldemar? Eine unsagbare Angst befiel sie, und
ganz außer sich wollte sie sich hinausstürzen, als sich leise die Thür öffnete,
und eine lange, hagere Gestalt, deren Augen uncheimlich, wie die einer
Katze, im Dunkeln lenchteten, vorsichtig hereintrat.
„Was macht meine Sophia?" flüsterte Svend, denn er war es, der
zu abendlicher Stunde, nachdem er alle Vorbereitungen in Roeskilde zun,
Empfang von Knud und Waldemar getroffen hatte, sein „Bräutchen" be-
suchte. „Was macht meine Sophia?"
Sie schrie lallt auf und starrte ihn eine Weile ganz entsetzt an.
„Deine Sophia," sagte sie dann athemlos, „Deine. Oh, so weit ,'ind
wir noch nicht, so weit . . ."
„Ah," sagte er lächelnd und ergriff schnell ihre weiche Hand. „Das

Kind will sich sträuben. Das Kind will den Eltern nicht gehorchen und
dein Nathe des Bruders nicht folgen? Wie das, meine Liebstes"
„Nein, nein," rief sie, „ich gehorche ihnen nicht, denn ich bin be-
trogen; sie. Du, Alle, Alle haben mich betrogen. Verkaufen wollen sie
mich, verrathen. Aber ich lasse mich nicht «erkaufen und verrathen." Sie
entriß ihm bei diesen Worten ihre Hand. „Diesem Waldemar ergebe ich
mich nie, nie!"
„Und wenn Du es mußt, mein Liebchen, wenn er es will?" Es
lag etwas Unheimliches, Dämonisches in dem Ton, mit dem er diese
Worte sprach.
„Lieber will ich sterben, als Dich nehmen. Du . . ., Du . . . Be-
trüger."
Er stand einen Augenblick wie versteinert, dann brach er in ein un-
bändiges Lachen aus. „Ihr Polinneu seid hitzig und scharf," fagte er
unter Lachen. „Ha, ha, das seid Ihr. Aber Dn hast Neckt, meine
Liebe," und er kicherte jetzt ingrimmig in sich hinein, „Du hast Necht, ich
bin ein Betrüger. Denn wisse, ich bin nicht Waldemar, sondern
Svend, Erich Edmnnds Sohn, Svend, den Du schon als Kind hast
hassen gelernt. Fünf Jahre bin ich geirrt im Schnee und in Eis, im
Sonnenbrand und im Negen, fünf Jahre habe ich gekämpft für mein Eigen-
thuin, fünf Jahre hat man nur mein Necht entzogen. Ich bin krank ge-
worden, fehr krank und ein alter Mann. Aber da mir auch der Kaiser
nicht zu Hilfe kam, dachte ich an Nichts weiter als an Rache, an
Rache. Seelands Bewohner habe ich durch Gaben, die ich ihnen fandte,
durch die Versprechung, die ich ihnen machte, Frieden zu halten mit Knud
und Waldemar, gewonnen, so daß sie mir ihre Flotte zur Verfügung
stellten, und um die Nache voll zu machen, habe ich Dich gekapert. Dich,
Sophia, die Verlobte Waldeinars. Aber so wahr die alten Götter noch
leben, ich schwöre Dir, Du wirst ihn nie, nie sehen. Deinen Waldemar,
und mußt schon uorlieb nehmen mit diesem häßlichen alten Manne, der
Dich aber liebt, Sophia, der Dich zum Weibe begehrt." Während seiner
Rede war er immer näher an sie herangetreten, sie aber wich wie vor
etwas Furchtbarem zurück. Jetzt war sie am kalten Kamin angekommen,
jetzt ergriff sie einen Gegenstand, der auf dem Gesimse desselben lag, es
war die Peitsche, die Dhorbern ihr gegeben hatte, um sich beim Hinaus-
treteu aus dem Schloß der wüthenden Hofhunde zu erwehren, und als das
letzte Wort seinem Munde entflohen, da hob sie die Hand, und drei blutige
Striemen im bleichen Antlitz Suends zeigten, was sie gethan. Er stand
da wie vom Donner gerührt, während sie schrie:
„Das sei D.'iu Lohn, Svend, Erich Edmunds Sohu, Du mein Ver-
lobter!"
Er sagte gar Nichts, nicht einen Laut, sondern brach nur wieder in
sein altes schrilles Gelächter aus, während seine Augen roth glühten.

Dann ging er langsam zur Thür, langsam öffnete er sie unter lautem Lachen, und während er den Fuß über die Schwelle setzte, sagte er: „Laß es Dir wohl hier sein, in Deinem Zimmer, meine Geliebte. Ich wünsche wohl zn ruhen." Dann war er verschwunden. Sie hörte nur, wie er den Riegel vor die Thür, die die einzige des Zimmers war, schob, und wie seine Schritte draußen auf dein Corridor verhallten. Da konnte sie sich nicht mehr aufrecht halten, ohnmächtig brach sie zusammen. — Draußen aber heulte der Wind durch die uralten Buchen des heiligen Haines von Ledra, und der Regen schlug an die Fenster, und der Mond verbarg sein blasses Gesicht hinter Wolken, um das nicht zu sehen, was jetzt auf Erden vor sich ging.

Es »lochte gegen neun Uhr Abends sein, als Knud und Waldemar unter fürstlicher Begleitung, prächtig gewappneten Edelingen, die ihnen Suend eine Meile entgegen geschickt hatte, vor dem Stadtthor von Roestilde ankamen. Dieses war noch geöffnet und mit Kränzen geschmückt. Es bestand, wie die ganze Stadtmauer, aus dicken Quadersteinen. Trompetenstöße verkündeten die Ankunft der Fürsten, und neugierig drängte die Einwohnerschaft herbei, um mit Iubelrufen die einziehenden Prinzen zu begrüßen. Das Schloß zu Noeskilde liegt, ohne weiteren Schuh als eine steinerne Mauer, inmitten der Stadt und war viel grüßer und bei Weitem prächtiger als das zu Odensee. Der Weg vom Stadt- bis zum Schloßthor war mit Fackelu erleuchtet, und an letzterem angekommen, empfing sie schmetternder Posaunenschall. Der Schloßhof war durch an den Wänden aufgesteckte Fackeln, die zwar recht häßlich im Oinde rauchten, hell beschienen und von Edelingen und Rittern aus Suends Gefolge ganz erfüllt, so daß Absalon, der den Prinzen begleitete, sich nicht genug über die Macht Suends wundern konnte. Unter den Umstehenden bemerkte man auch den alten Thorbern, der Blicke des Hasses auf die einreitenden Fürsten warf. Hatte Waldemar ihn doch einstmals des Landes verwiesen, da er keine Ruhe halten wollte. Jetzt aber stimmte er fast freudig in das Iubelgeschrei der Anderen mit ein. Svend selbst stand in prachtvoller goldener Rüstung vor dem Schloßvortal, half seinen „Brüdern" selbst vom Pferde, umarmte sie herzlich und sagte einmal über das andere:

„Wie freue ich mich, liebe Brüder, Euch bei mir zu sehen." Auch Absalon begrüßte er freundlich; dieser aber war äußerst zurückhaltend und sah Suend scharf in's Gesicht, wobei er die Bemerkung machte, daß dessen Antlitz mit drei blutigen Striemen geschmückt war, worüber er nicht wenig erstaunte. Er wollte Waldemar darauf aufmerksam machen, doch dreien sowie Knud ließ Suend garnicht zu Worte kommen, sondern nahm sie Beide beim Arm und ging lachend und sorglos plaudernd mit ihnen in das Innere des Tckilosses, das ganz von Wohlgerüchen erfüllt war. Der

alte Thorbern trat an Msalon heran und erbot sich, ihm ein Zimmer an-
zuweisen; Absalon aber meinte, er wollte schon allein Unterkunft finden und
ließ den Alten, der einen Fluch hinter ihm drein sandte, stehen. Es wollte
Absalon garnicht gefallen, daß Svend seine Prinzen immer mit „Brüder"
anredete, denn hatte er nach dänischer Sitte, da ihre Väter Brüder gewesen
waren, auch ein volles Recht dazu, so war es doch nicht gewöhnlich, von
dieser Freiheit so oft Gebrauch zu machen, wie es Suend that. Aber ein
Anderes war es noch, was sein Mißtrauen rege machte und weswegen er
nach der Seite griff, nach seinem treuen Schwerte und den Dolch im Gürtel
lockerte, das war die übergroße Freundlichkeit Svends und seine Bewaffnung.
Warum hatten er und fein Begleiter sich gekleidet, als ginge es in die
Schlacht? — Als Abfalon so in Gedanken die dunklen Gänge des Schlosses
zu Noeskilde durchschritt, hörte er plötzlich dicht neben sich Stimmen flüstern.
Er blieb stehen, und sein lauschendes Ohr vernahm deutlich folgende Worte:
„Alfo es bleibt bei der Abmachung, Detlev. Wenn der König sich
von: Brettspiel erhebt und nach einen: Leuchter greift, dann fchlagen wir
Beide zu gleicher Zeit auf die Prinzen los, die Anderen werden das
Weitere besorgen."
Einen Augenblick schien es Msalon, als stände sein Herz still, dann
seufzte er vor sich hin: „Meine Ahnung!" und begab sich leise auf den Rück-
weg. Er hatte genug gehört. In starken Schritten durcheilte er jetzt die
dunklen Corridore, doch er mußte sich versehentlich in einen ganz abgelegenen
Theil des Schlosses verirrt haben, denn es dauerte sehr lange, ehe er einen
Diener antraf, dessen Führung er sich anvertraute. Die Prinzen, sagte
ihn: dieser, hätten sich bereits festlich gekleidet und säßen im großen Saal
bei Tisch. Absalon begehrte, dorthin geführt zu werden, er sei ein Freund
Wllldemars, doch der Diener bedeutete ihm, daß er sich in dem Aufzuge,
in welchem er sich befände, wohl nicht vor Suend blicken lassen dürfe.
Absalon war sehr unwillig hierüber, doch wollte er jedes Aufsehen ver-
meiden, sah es auch als nutzlos ein, seine Prinzen, die nur drei Diener
im Gefolge hatten (die Übrigen waren alle Svends Leute), jetzt noch zum
Widerstände aufzurufen. Er beschloß daher, schleunigst Alles für die Flucht
vorzubereiten, wozu, wie er glaubte, noch Zeit war, da erst nach der Mahl-
zeit ein Brettspiel vorgenommen werden konnte und diese eben erst be-
gonnen hatte. Beim Ueberfall wollte er die Prinzen und vor Allem
Waldemar mit feinem eigenen Leibe schützen und sollte er auch selbst fallen,
wenn nur Knud Lawards Sohn glücklich entkäme. Er dankte dem Diener
für feine Begleitung und begab sich ans den Hof, wo Waldemars und Knuds
Diener foeben die Fackeln mit löschen halfen, die noch dort brannten. Er
trat dicht an einen von ihnen heran und rief ihn bei Seite und, da er
wußte, daß er ein treuer Bursche war, so weihte er ihn in den Plan
Svends ein. Der treue Mensch war ganz außer sich, Absalon aber mahnte
zur Ruhe. Er sollte sogleich ihre Pferde satteln und die Thiere an einer

abgelegenen Stelle, die er ihm zeigte, vor dem Thore des Schlosses auf-
stellen. Weiter sei Nichts zu thun. Dann begab er sich durch die Stadt
durch das westliche Thor und sprach lange und eifrig mit dem Thorhüter,
drückte diesem auch einiges Geld in die Hand und kehrte eilig zum Schlosse
zurück, wo er schon von Weitem den Klang von Posaunen und Stimmen-
gewirre vernahm. Er ließ sich jetzt von einem Diener sogleich ein Gemach
anweisen, wo er sich in von Svend für ihn bereitgelegte prachtvolle Kleider
warf. Seinen Harnisch aber behielt er an. Warum, das wußte nur er
allein. Dann betrat er mit möglichst sorgloser Miene den Saal. Der Dolch
in seinein Gürtel saß sicher, und kein Mensch konnte ihn gewahren. Auch
das Schwert unter dein Gewände bemerkte Niemand. Als er eintrat, stand
Svend auf und begrüßte ihn pathetisch als den Iugendgespielen seines ge-
liebten Freundes und Herzbruders Waldemar. Des Letzteren und Knuds
Wangen waren schon vom Wein geröthet. Absalon bat, in ihrer Mitte sitzen
zu dürfen, was ihm auch von Svend, wenngleich nicht ohne Ueberwinduna,
gestattet wurde. König Svend, der neben Waldemar saß, stieß jetzt mit
Absalon an, und wieder ruhte dessen Blick durchdringend auf den rothen
Striemen in Suends bleichem Antlitz, so daß dieser etwas errüthete. Auch
Waldemar hatte den Blick bemerkt und schien jetzt erst die häßlichen Zeichen
in Svends Antlitz wahrzunehmen.

„Was für rothe Streifen trägst Du denn da im Gesicht?" fragte er
erstaunt.

Soend schien auf die Frage gefaßt zu sein. „Eine wilde Katze," sagte
er lachend, „sprang mir von einem Baume herab heute Abend in's Gesicht.
Es war nicht angenehm, aber sie hat ihren Lohn bekommen, sie ist todt."

Waldemar sah ihn an. „So, so," sagte er. Doch dann kam seine
alte Treuherzigkeit und Güte wieder zum Vorschein.

„Weißt Du, Bruderherz," meinte er, „die Geschichte glaube ich Dir
nicht, aber nichts desto weniger," und er reichte ihm treuherzig die Rechte
hin, „wir bleiben Freunde. Ist ja auch ganz gleichgiltig, wie Du zu den
Schmarren gekommen bist." Er ergriff seinen Becher, erhob sich und rief
laut in den Saal hinein i „Unserem liebwerthen Freund und Bruder, dein
Mitkönig Svend von Dänemark, diesen Becher!" „Heil, heil!" riefen Alle,
und die Posaunen schmetterten drein, und eine allgemeine Freude schien
sich der Anniesenden bemächtigt zu haben. Es wurde tapfer gezecht und
gelungen. Inzwischen sprach Absalon leise mit Knud. Aufmerksame Beob-
achter konnten sehen, wie Letzterer plötzlich erbleichte und sich wie hilflos
umsah. Doch Niemand schien auf ihn zu achten. Jetzt hob Svend die
Tafel auf, das heißt, er gab Befehl, die Schüsseln und Teller abzutragen,
doch blieb Jeder auf seinem Platze sitzen, nnd es wurde tüchtig weiter gezecht.
Nur des Dithmarschen Etl^lers Sohn, Suends Getreuer, Detlev, verließ
nebst einem Anderen den Saal. Jetzt begehrte Svend ein Brettspiel, denn
damit habe er sich, so sl'gte er, in seiner Verbannung oft die Zeit vertrieben.

Er hatte aber kaum einige Züge gethan, als er zur großen Verwunderung Waldemars, mit dem er das Spiel begonnen, hatte, sich erhob und nach einem silbernen Leuchter, der auf dem Tische stand, griff. In diesem Augenblick verstummten plötzlich die Posannen, und Suend schritt raschen Schrittes, den Leuchter in der Hand, ohne ein Wort zu sagen und nur höhnisch vor sich hin lächelnd, zur Thüre hinaus. Knud wußte jekt, was kommen würde, und er umarmte Waldemar und küßte ihn. Dann griff er nach seinem Schwerte, das neben ihm auf dem Boden lag (er hatte es trotz vieler Gegenuorstelluugen Svends nicht weggegeben), und erhob sich nebst Absalon, der seinen Dolch hervorzog. „Was ist Euch, was geht hier vor?" fragte gan-, erstaunt Waldemar. Im selben Augenblicke stürmten Gewaffnete in den Saal, an ihrer Spitze des Dithmarschen Ethelers Sohn Detlev. Er drang wild auf Waldemar ein, dieser aber warf die auf dem Tisch stehenden brennenden Lichter um, schlug seinen Mantel über die Schulter und rannte den Detlev Brust an Brust zu Boden. Er selber fiel allerdings dabei und erhielt eine Wunde in die Seite. Doch kam er wieder auf, brach durch und hinaus. Auf dem dunklen Gange faßte ihn Jemand; aber sein Gurtgebenk blieb zerrissen dem in der Hand zurück. Inzwischen erhob sich Detlev vom Boden und traf Knud, der sich ihm entgegenstellte, tödtlich mit seinem Schwerte; wie er mit blutüberströmtein Haupte hinsank, fing ihn Absalon auf und glaubte eine Zeit lang den geliebten Waldemar zu halten. In seinen Armen verschied der König*). Als Absalon aber seinen Irrthum bemerkte und hörte, daß Waldemar entkommen sei, eilte er ihm wie rasend nach. Er fand ihn vor dem Thore, wo ihn der treue Diener erwartet hatte. Sogleich begaben sie sich zu den Pferden, und in wenig Minuten waren sie aus dein Stadt-Thor, das geöffnet stand, sich aber gleich hinter ihnen wieder schloß, und Nacht umgab sie, finstere schwarze Nacht. Und der Sturm heulte um die Mnneru des Schlosses von Noestilde, darinnen seht Svend wie ein Rasender tobte. War Waldemar, auf den er es hauptsächlich abgesehen hatte, doch entkommen. Er sandte Leute zur Verfolgung aus, doch bald kehrten diese, ohne Etwas ausgerichtet zu haben, wieder zurück. Sie schienen auch des Mordens überdrüssig zu sein.

Als Sophia sich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, konnte sie sich nur noch dunkel des vorher Geschehenen erinnern. Sie erhob sich vom Boden mit einem peinigenden Schinerz im Kopfe und wollte sich in ihr senseits des Eorridors liegendes Schlafgemach begeben. Doch sie fand die Thür verschlossen, und setzt erinnerte sie sich auch daran, wer sie verschlossen hatte. Ein Schauer durchrieselte ihre zarten Glieder, als sie sich umwandte

*) Bis hierher von den Worte» „Er drang wild auf Waldemar ein" diu ich wörtlich der Erzählung Tahlmanils in der „Geschichte Dänemarks" gefolgt.

und ihre Peitsche am Boden liegen sah. Doch warum hatte er sie hier eingeschlossen, warum ihr nicht gleich den Dolch in's Herz gestoßen, warum hatte er, als sie ihn geschlagen, so schrill gelacht und ihr eine gute Nacht gewünscht? Warum? Sie zermarterte ihr Hirn, warum? Und plötzlich siel es ihr auf: nie furchtbar still war es rings umher, wie namenlos öde. Nur der Wind pfiff draußen nach wie vor, und nur die alten Buchen vor ihren Fenstern rauschten unheimlich. Wollte er sie hier verhungern lassen? Der Gedanke war schrecklich. Doch das war ja nicht möglich, nicht möglich. Dann plötzlich dachte sie wieder an den Herthas« und wie schön es sich ruhen müsse auf seinem Grunde, wie wunderschön. Bald aber ergriff sie wieder die Angst, die furchtbare Angst vor Svend. Wenn er nur nicht wieder käme, nur das nicht. Da war es ihr auf einmal, als knisterte Etwas zu ihren Füßen. Doch es war Nichts. Vielleicht war es eine Maus gewesen. Sie war jetzt so schreckhaft. Aber es knisterte wieder und wieder. Sie horchte. Und immer stärker ward das Geräusch. Sophia sah hinaus. Schwarze Wolken zogen am Himmel dahin, unten war Niemand zu sehen. Alles schien wie ausgestorben. Plötzlich schlug ihr Etwas wie Dampf in das Gesicht. Sie schaute hinunter. Ja, ja, quoll es da nicht schon aus dem Thore, eine große, finstere, schwarze Wolke? Und Flammen züngelten nach, wahrhaftig, bläulich gelbe Flammen. „Feuer," schrie sie, so laut sie konnte, hinaus. „Feuer, um Gottes willen!" Aber kein Mensch antwortete ihr. Nur das Knistern wuchs zum Brausen an. Es klang ihr wie das Tosen des Meeres. Jetzt drang Rauch in ihr Zimmer. Was war das? Wollte er sie verbrennen? Das konnte er nicht, das durfte er nicht. Sie war eines Fürsten Tochter. Aber da hörte sie wieder die letzten Worte Suends: „Laß es Dir wohl hier sein, in Deinem Zimmer, ineine Geliebte. Ich wünsche wohl zu ruhen." Und da gellte ihr wieder sein schrilles, höhnisches Lachen in den Ohren. O, dieses Lachen! Sie glaubte es zu hören, von den Wänden klang es, aus dem Rauch drang es hervor. Entsetzlich, entsetzlich! Und da, sein bleiches, krankes Antlitz mit den Falten, mit den rothglühenden Raubthieraugen. Er schüttelte sein schwarzes Haar und lachte und lachte. Sie rüttelte wie wahnsinnig an der Thüre, sie schaute hinaus, ob sie den Sprung hinunter wagen könne, doch die Höhe war zu groß. Und das Feuer fraß um sich, gierig und wild, und unheimlich war seine Gewalt. Sophia konnte kaum noch athmen. — Sie fing an zu beten, und da wurde sie plötzlich ruhiger und immer ruhiger. Sie hörte nicht mehr das Brausen des Feuers, nickt mehr klang ihr in den Ohren das gellende Lachen Svends, es war, als versänke die Welt hinter ihr in einen« rothen Feuermeer, und sie sah im Geiste sich in die Heimat zurückversetzt, im väterlichen Schlosse an der Seite ihrer Mutter. Und es war ihr, als vernähme sie leise süße Musik, und Stimmen tönten so milde, so sanft. Waren es Engelsstimmen? . . .

Um dieselbe Zeit, da die alte Burg zu Ledra in Flammen aufging und die Lohe prasselnd zum Himmel aufschlug, ritten auf dem Wege nach dem heutigen Korsör zwei Männer in rasendem Galopp. Der Wald hallte wider von den» Hufschlug ihrer Pferde, und die Bäume flogen an ihnen vorbei. Es war Waldemar mit seinein treuen Bischof Absalon. Den drei Dienern hatte Absalon befohlen, auf anderem Wege Fünen aufzusuchen, da die Menge Aufsehen erregen und im Nothfalle drei Mann mehr auch Nichts helfen könnten. So war er denn allein mit seinem Herrn, dessen Wunde er noch schnell verbunden hatte, als sie den Wald erreichten, aufgebrochen, und jetzt spornten Beide ihre Rosse an, daß diesen das Blut aus den Flanken stoß. Sie mußten durch den heiligen Hain von Ledra und am Herthasee vorbeireiten. Der Wald war vom Schein/ der brennenden Burg fast taghell erleuchtet, und die Reiter beeilten sich, aus dem Bereiche des Feuerscheins zu kommen. Sie konnten sich nicht Nuhe noch Rast gönnen und mußten unermüdlich weiter rasen. Im Vorbeireiten warf Waldemar einen Blick auf den Herthasee, dessen Wasser aus Blut zu bestehen fchien. Er fchauderte. Ahnte er, daß in diesem Augenblick, wenige Schritte von ihm entfernt, seine Braut einen qualvollen Tod in Flammen erlitt? Doch nein, er wußte ja Nichts von ihrem Schicksal, er ahnte nicht, wie nahe ihm die Verlobte war. Und weiter und weiter ritten die Neiden, und bald war die brennende Burg ihren Augen entschwunden.

Nicht mehr durchhallte jetzt Iubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Äsen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann glaubte man wohl eine weiße Frauengettalt bemerken zu können, die am Ufer sitzend hineinschaute in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhangenden Aeste der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und Nebel ....

Als Waldemar, in Nibe auf Iütland angekommen, erfuhr, welch' elenden Tod seine Braut unmittelbar in seiner Nähe in den Flammen gefunden habe und daß auch Knud ermordet sei, ballte er in ohnmächtiger Wuth seine Hände, und am ganzen Körper zitternd, lief er wie ein Rasender in seinem Gemach auf und nieder, Gott und alle Welt verfluchend. Wenn ein vorzüglicher und guter Mensch durch an ihm und den Seinen begangenen Frevel bis zum Aeußersten gereizt wird, dann kennt auch sein Zorn keine Grenzen. So auch bei Waldemar. Er war wie das tosende Meer, das sich, vom Sturme gepeitscht, wild am Felsen brickt, und Niemand, selbst Absalon nicht, konnte ihn besänftigen. Den ganzen Tag

tobte er in seinem Schloß zu Ribe, so das; gegen Abend seine kaum zu-
geheilte Wunde an der Seite wieder aufbrach. Durch den Blutverlust
geschwächt, wurde er ruhiger, so daß Absalon es wagen durfte, ihn anzu-
reden. Waldemar schien völlig erschöpft. Seine jüngst noch so klaren,
blauen Augen waren matt und lagen tief in ihren Höhlen. Die blonden
Haare hingen ihm wild in die Stirn, und sein ganzer Korper bebte noch
leise. So lag er auf seinem Ruhebett. Hatte ihn der Schlag so furchtbar
getroffen, daß er ihm nun erliegen sollte, war jener fast alt aussehende
junge Mann dort wirklich noch Waldemar, Knud Lawards heldenstarker
Sohn, auf den ein ganzes Volk blickte? — Als Absalon beim Eintreten
seines Herren offene Wunde sah, wnsch er sie ans und verband sie dann
sorgfältig, ohne ein Wort zu sagen, denn er war Geistlicher, Kneger und
Arzt in einer Person. Dann deckte der riesige Bischof seinen armen Herrn
sanft zu, setzte sich auf einen Scheine! zu feinen Füßen, und als ihn
Waldemar jetzt mit Dhränen in den Augen lange ansah, begann er mit
möglichst leiser Stimme also zu reden:
„Das Unglück ist geschehen, wie ich voraussah, mein Fürst, nur noch
größer, nur noch gewaltiger hat es uns getroffen, als ich dachte. Aber
erst im wildwüthenden Winde bewährt sich die Kraft der Eiche, erst im
schrecklichsten Unheil erkennt man den wahren Helden. Wohlan, Waldemar!
Ein Sturm ist über Dich hereingebrochen mit furchtbarer Gewalt und bat
sie hinweggefegt, all' die Blätter und Vlüthen Deiner Jugend. Aber der
Stamm steht noch fest und wird nene Blätter treiben, und größer und
herrlicher wirst Du dastehen, als zuvor. Ja, Prinz Waldemar, glaube
mir. Du bist geehrt von Vielen und geliebt von Tausenden. Ich habe
schon vernommen das laute Murren Deines Volkes über die Schmach, die
man Dir angethan hat. Dein Dänemark steht in Waffen, sobald Du es
gebeutst, und von Thing zn Thing wird der Ruf erschallen: „Heil unserem
großen König, heil unserem einzigen Waldemar!"
Während Absalon sprach, hatte sich der kranke Fürst höher und immer
höher aufgerichtet, sein fast erloschenes Auge begann wieder zu leuchten;
es war, als ob ihm die Worte des Bischofs neues Leben eingehaucht hätten.
„Wohlan," rief er aufspringend, „es sei!" Dann griff er nach
seinem nn der Wand hängenden Schwerte, zog es schnell aus der Scheide
und rief mit Donnerstimme: „Kampf, auf in den Kampf mit dein Verräther
Suend", und das Schwert hoch emporhnltend: „so schwüre ich bei Gott und
der heiligen Jungfrau Maria, nicht eher zu rasten, noch zu ruhen, als bis
Svends Haupt blutüberströmt zu meinen Füßen liegt. So schwüre ich zu
rächen den schmachvollen Tod von Wladimirs Tochter, meiner Verlobten,
so schwüre ich, zu bestrafen Knnds tranriges Ende, meines geliebten Bruders.
Verdammt will ich sein und verflucht für alle Zeiten, wenn ich je breche
diesen Schwur."
Und der finstere Bischof hob feierlich seine Rechte empor und sagte:

„Und verdammt will ich sein und verflucht für ewige Zeiten, wenn ich Dir, Waldemar, nicht folge. Dir, meinem großen König, bis in den Tod."
Die Neiden hatten nicht vernommen, wie es schon vor einer Weile draußen geklopft hatte, wie sich endlich die Thür leise aufgethan, so daß man den ganzen Corridor erfüllt sah von Kriegern. Sie standen stumm bei dem Schwur Waldemnrs, wie die Bildsäulen, doch als Absalon geendet, brachen sie in endlosen Jubel aus. Aus den Scheiden flogen ihre Schwerter, und voll Begeisterung riefen sie wieder und wieder: „Auch nur, auch wir wollen verdammt sein, Waldemar, wenn wir Dir nicht folgen bis in den Tod."
Es waren die Abgesandten ganz Dänemarks, die also ihre Stimmen erhoben, es waren die Krieger, die Waldemar den Grnß des ganzen Volkes entbieten, ihn.zum Kampf auffordern sollten. Es waren die Grafen, die ihm die Königskrone auf das jugendliche Haupt zu setzen bestimmt wurden.
Inzwischen war Svend keineswegs nnthätig gewesen. Ei' hatte in aller Eile seinen Anhang gesammelt und ein ganz stattliches Heer zusammengebracht. Die Flotte Seelands war in seinen Händen. Da er auf alle Falle und mich auf den Umstand, daß sein Plan, Waldemar und Knud zu ermorden, mißglückte, vorbereitet war, so brauchte er den Seinen, ohne sich mit Rüstungen aufzuhalten, nur den Befehl zum Aufbruch zu geben, uni so schnell wie möglich Waldemar zu erreichen. Er wollte ihn überfallen, ehe er Zeit gefunden hatte, ein genügend starkes Heer zn sammeln. In wenigen Tagen war er daher mit seinen Truppen an der Küste von Iütland gelandet, und kurze Zeit darauf streiften seine schnellsten Reiter schon in der Nähe von Viborg. Wenn Suend aber dachte, Waldemar noch unvorbereitet zu finden, so irrte er sich. Dieser war schon mit einem gewaltigen Heer vor einigen Tagen von Nibe aufgebrochen und bereits bis Rauders und somit ganz in die Nähe Svends gerückt. Täglich strömten ihm aus allen Gauen des Landes neue Schaaren zu, und selbst aus Pommern, Schweden, Norwegen und Angelland kamen Söldner. Viele von Svends ehemaligen Freunden fielen von ihm ab, und als er auf Iütland gelandet, ging ein Theil seiner Flotte zu Waldemar über. Aber Suend verlor den Muth nicht. Er hatte ja Nichts mehr zu verlieren und wollte kämpfen, wie ein Verzweifelnder.
Der Landstrich, auf dem die feindlichen Heere jetzt einander entgegen i-ückten, und der zwischen den Städten Randers und Viborg gelegen ist, heißt und hieß schon damals die Grathehaide. Es ist zum größten Theil unfruchtbares Land, theils Haide, theils Sumpf, und nur in der Nähe von Städten und Dörfern wuchs kümmerlich etwas Korn.

A,n Tage der Schlacht auf der Grathehaide rieselte ein femer Regen vom Himmel hernieder und hüllte die ganze Gegend in eine fast undurchdringliche Nebelschicht. Dazu war es, da bereits der Herbst angebrochen, empfindlich kühl, so daß Absalon seinem Herrn, dessen Wunde noch nicht geheilt war, oft rathen mußte, sich fester in seinen Mantel zu wickeln.
Als Waldemar nach den Berichten von Bauern und Kundschaftern etwa noch eine halbe Stunde vom Vortrab des feindlichen Heeres entfernt war. ließ er einen Augenblick Halt machen und ordnete die Seinen so, daß auf den Seiten die Reiterei, dazwischen aber die Reihen des Fußvolkes zu stehen kamen. Die Krieger waren alle freudig gestimmt und frohen Muthes.
Jetzt ritt ein alter Skalde, Aage mit Namen, durch ihre Reihen. Er hatte eine Stimme, die dröhnte wie Sturmeswetter und scholl weithin über die Haide, als er also anhub:

Hobt Ihr gehört, Ihr dänischen Mä'mler,
Habt Ihr gchört, Ihr Krieger der Fremde,
Von des Verräthers schrecklichen Thatcn,
Von König Sucnds Mordbegier?
Wißt Ihr, wie er mit heuchelnder Miene
Seine Vriider gelockt in's Verderben,
Wie er erschlug dm lühnen ssnud?
Wißt Ihr auch wohl, wer zu Ledm verbrannte.
Wen des fressenden Feuers Glnth
Tort hat vernichtet?
Klinge mein Lied aufreizend zur Wuth,
Zum unbändigen Grimme
Aller tapferen Männer Herz.
Tröhne mein Tang hin über die Haide,
Rüttle und schüttle an all' (inrm Gliedern,
Tonnernd brause er durch das Land.
Auf den,« Ihr Dane», Ihr Männer der Fremde,
Schwinget blitzend das schneidige Schwert,
Stürmet dahin wie Tturmeswehen,
Hallend ertöne ringsum die (iide.
Stürzet zum Kampfe, stürzet zum Sieg.

Wie der Alte sang, da sah man vieler Augen blitzen, da sah man die Schwerter der Scheide entfahren, und donnernd scholl es aus tausend Kehlen wieder:

Auf denn, Ihr Täneu, Ihr Männer der Fremde,
Schwinget blitzend das schneidige Schwert,
Stürmet dahin wie Tturmeswehen,
Hallend ertöne ringsum die Erde.
Stürbet zum Kampf:, stürzet zum Sieg . . .

Die Schlacht auf der Grathehaide wurde geschlagen. Sie dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, da wandten sich Soends Leute zur Flucht. Er selbst kämpfte wie ein Löwe, doch nützte ihn all' seine Tapferkeit Nichts. Von der Masse der Fliehenden wurde er mit fortgerissen und

befand sich plötzlich mit vielen Anderen in einem tiefen Sumpf. Hier
rettete ihn der alte Thorbern, indem er einen Baumstamm, der auf der
Haide lag, in den Sumpf warf, auf den Svend hinaufkroch. Auf dem
Trocknen angekommen, wurde er von eineni herbeigeeilten Bauern mit einem
Beilhieb auf den Kopf begrüßt, so daß sein Hirn über die Haide spritzte.
Auch der alte Thorbern wurde erschlagen. Man fand ihn später auf
seinem Herrn liegend, die Rechte wie schützend über dessen Haupt breitend.
Als Waldemar das Ende seines Gegners erfuhr, sagte er gar Nichts
weiter als die Worte: „Er hat mich gelehrt, wie man zum Ver-
räther wird." Seit der Schlacht auf der Grathehaide mar er ein Anderer
geworden. Selten sah man ihn lachen, meistentheils war er finster und
mürrisch. Das Unglück hatte ihn, wie Absalon voraussah, zwar nicht ge-
getüdtet, ihm aber den Glauben an die Menschheit geraubt, und den konnte
ihm Niemand wiedergeben.

F. von öaar als syriker.

von

I. Minor.

— Wien. —

MM«- und ewig bleibst Du, hochaufstrebende Lyrik, Blnthe und >iioüe der Dichtwnst!" So singt der Dichter selbst, uud die lyrische Muse hat solche Gunst reichlich erwidert. Saar gehört zu den ersten Lyrikern unserer Zeit, und uicht blos in Oefterreich. Eine ältere Sammlung von Gedichten Hai er selber unterdrückt. Was die Sammlung der Gedichte von 1881 und die zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage von 1888 enthält, geHort durchaus der reifen Zeit an und reicht nicht über 1862 zurück. In drei symmetrisch gegliederten Büchern von je vier, zwei und wieder vier Nubrikeu ist der Inhalt vertheilt. Aber diese Nubrikeu weiseu uicht etwa auf eine bunte Mannigfaltigkeit der Gattungen und Töne hin. Was Saar nach Goethischem Muster als „Lieder" uud „Vermischte Gedichte" unterscheidet, ist im Tone nur wenig verschieden; denn auch seine Lieder sind uicht eigentlich singbar, sondeni gehören der gesprochenen Lyrik an. Unter den Ueberschriften „Aus dem Tagebuch der Liebe", „Vilder und Gestalten", „In insinolikm" werden dem Stoffe nach gleichartige Gedichte zwanglos zusammengehalten. Andere Rubriken, wie die „Freien Rhythmen" und die „Rhapsodien", fallen zusammen. Hier wie in den „Sonetten" ist der Eintheiluugsgruud den metrischen Formen entlehnt, die vereinzelt doch auch in den übrigen Rubriken vorkommen. Die antiken Versmaße hat Saar (mit einer Ausnahme) ganz links liegen gelassen, von den romanischen kennt er blos die Terzinen nnd das Sonett, das er hübsch charakterisirt und sicher handhabt. Die Vorliebe für die freien Rhythmen geht auf Goethe zurück; überwiegend aber

ist die Zahl der einfachen Strophenformen, in denen sich der Rhythmus dem Gedanken wunderbar leicht anschmiegt. Gern bietet sich dabei dem Dichter in Liebesgedichten jene Strophe aus längeren fünffüßigen Jamben dar, die Grillparzer in den I"ri»tia ex konto zur ernsten Abrechnung in Liebessachen gewählt hat („Trennung" u. a.); während sich frohe und helle Ausrufe auf kurzen Daktylen wiegen: „Herrlicher, sonniger, goldener Tag"; „Frohe, harzdnftende, heilige Nacht!" Neben der glatten und vornehmen Form ist die Kürze ein gemeinsames Kennzeichen aller Saarischen Gedichte, die fast ausnahmslos aus wenigen knappen Strophen bestehen.

Der Dichter, den wir in den Novellen blos von der Außenseite als weltmännischen Beobachter der Menschen kennen lernen, offenbart uns in der Lyrik sein geheimstes Innere. Auch in ihr ist der Dichter selbst überall gegenwärtig, und wie die Gedichte fast ausnahmslos aus der Zeit seiner Neife stammen, so begegnen nur ihm nirgends als stürmendem Jüngling, sondern überall als gebändigtem Manne mit grauem Scheitel, Ein wehmüthig elegischer, mitunter auch ein müder Zug geht durch die ganze Sammlung, deren gleichmäßiger Ernst nur selten durch einen hellen oder heiteren Ton unterbrochen wird. Das alte Lied von der Eitelkeit und Vergänglichkeit der irdischen Dinge klingt wiederholt an unser Ohr: „'Insclium vitaß", „klecMSm" am Allerseelentage, „Nigrers". In dem ersten Schmerz der Kindesthrcinen faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an; und auch in der liebenden Schwester feiert er die notleidende Dulderin, die das Weh der Andern trägt, als wär's ein Glück. Verstorbene, die ihm bei ihren Lebzeiten gleichgiltig waren, aber ihm nun im Traume erscheinen, betrachtet der Dichter als mahnende Voten der Zeit, seine Rechnung abzuschließen, und wenn er sich das eine Mal selber als indischen Säulenheiligen hinstellt, der regungslos den Qualen der Hitze und der Kälte ausgesetzt ist, aber vor dein Sprung iu's Grab doch noch zurückbebt, so ruft er ein anderes Mal ein ganz entschlossenes: „Komm, Tod!" aus.

Ein letzter Liebeshauch, ein spätes, nicht zu spätes Dichterglück, das den früh entlaubten Kranz wieder in's Grüne ausschlagen läßt, vergoldet wie ein stilles, friedliches Abendrot!) die Sammlung, die mit dein Seufzer eröffnet wird: „Ach, wie wenig ward vollendet, ach, wie wenig ward vollbracht!" Immer wieder stellt sich der nagende Selbstuorwurf ein, daß der Dichter seine Zeit verträumt, daß er zu pflanzen und zu säen versäumt, daß er nur Rosen, nicht Früchte gesucht habe. Selbst die Hoffnungen, die Andere in ihn setzen, weist er als bloße Qnal mit dem herben Grillpnrzerschen Wort zurück: „Laßt mich allein!" Aber dann wird er sich wieder bewußt, daß edle Saaten nur laugsam reifen, und daß er nur in dem Streben nach höheren Zielen das Geringere verabsäumt habe, und so ermahnt er auch die Jugend, für ernste Ziele zu leben und zu wirken, ohne Vergeltungskrmne zu erwarten. Denn jedes selbstlose Streben muß erliegen, weil die Menschheit tief im Gemeinen wurzelt und nur das Streben nach

Vortheil, nach Gewinn und nach Erfolg kennt. Die Selbstsucht und die Eitelkeit betrachtet er als die Kernschäden der wahren Menschheit, und nicht müde wird er, den Nuhmesgrößen Demuth einzuschärfen. Er verachtet diejenigen, die stets Altäre für die Kunst verlangen und sich selber zur Gottheit stempeln; nicht den Mann, nur seinen Glücksstern müßt Ihr preisen, „denn ohne günstigen Wind kann Keiner sein Höchstes vollbringen!" Jeden Wettkampf in der Kunst weist er zurück; denn die Dichtkunst ist kein Schlachtfeld, sie wird nicht aus der Eitelkeit, sondern aus innerein Drange geboren. Wie die Iungdeutschen und Grillparzer empfindet auch Saar das Schaffen als eine ^ual, nur durch innere Leiden wird der Lorbeer errungen und erstritten. Und wenn der Dichter immer und überall zu Leiden geboren ist, so gilt das doppelt in unserer Zeit. Feindlich und kalt stehen die Welt und die Menschen heute der Kunst gegenüber; die Kunst ist todt, nur abseits vom Markte zucken verendend ihre Glieder; der deutsche Dichter lebt wie sein Geist in ungelesenen Büchern ein löschpapierenes Leben; nur die todten Classiker werden gefeiert, um die lebendigen Dichter einzusargen. In solchen höchst persönlichen Anklagen ergeht sich die Verstimmung des Dichters, der aber in gefaßteren Augenblicken wieder weit davon entfernt ist, das Schicksal oder die Menschen anzuklagen, sondern vielmehr in die eigene Brust greift und dann das „Erlittene" als ein „Erlebtes" betrachten und schätzen lernt. Zur Selbsterkenntnis; führt ihn sein Weg hinauf; und während er der Klugheit nur ein sehr bedingtes Preislied zu singen weiß und sie nicht als letztes Ziel der Menschheit anerkennt, rühmt er sich des starken unbezwungenen Herzens und des rein entfalteten Geistes. Den Vollglanz echten Menschenthums aber sieht er um die Stirn dessen, der sich selbst überwinden gelernt hat. Ihm reicht er wie Goethe und wie Grillparzer die Palme; die Errungenschaft, rasche Wünsche ersticken gelernt zu haben, preist er als sein Höchstes; die Pflicht, still zu überwinden und zu entbehren, lehrt er auch Andere und fordert selbst die rasche Jugend auf, zu zeigen, daß sie nicht blos genießen, sondern auch froh entbehren könne. Wie das Innere des Dichters, so ist auch die Natur in den Gedichten Caars mit einem dünnen und leichten Flor bedeckt. Sie saugt die Thränen der Menschen auf und läßt sie als Thau wieder niederfallen. Der Dickter fühlt sich eins mit ihr, indem er wie sie blos lebt, um zu leben, und Nichts erwartet, als ein leichtes, schönes Sterben. Darum weilt auch seine Phantasie nm liebsten bei dem Winterabend, bei den« Sonnenuntergang, bei der Christnacht oder bei dem Monde, dem er wie Klopstock ein sanftsckimmerndes Menschenantlitz zuschreibt. Die hellen Stimmen des Tages dienen nur als Contrast zu dem heiligen Ernst des scheidenden Sommertages oder zu dem tiefen milden Schweigen des Winterabends. Unter den Jahreszeiten erinnert den Dichter der Frühling an alle genossene Lust und Schmerz, der Sommerabend an verlorenes Liebesglück; am meisten aber liebt er in dem Herbst „tiefer Erfüllung Ruh" und die Mahnung an

baldigen Aufbruch. Saar weiß von der Natur einen schönen symbolischen Gebrauch zu machen und findet besonders in den Blumen holde Gleichnisse der Erdendinge. In den Lilien sieht er ein Bild sich durchdringender Gegensätze (Schnee und Flamme); in den Primeln, die sich nicht wie die Veilchen durch den Geruch ankündigen, ein Bild der wahrsten Bescheidenheit, die sich nicht aufdrängt; die Pappeln streben wie der Dichter über niedriges Gestrüpp hoch zum Himmel hinauf; die Malven legen ihm die Frage nach dem Urquell aller Dinge nahe, der ihre Wurzeln tränkt; seine Wünsche wachsen wie Arombeeren reif und unreif an einem Strauch; und der Handel mit den Erdbeeren erinnert ihn daran, wie selbst die freieste Gabe der Natur nur dem menschlichen Eigennutz, dem Wucher dient. Einförmiger ist seine Thiersymbolik: wie er die fliegenden Tauben mit den Gedanken des Dichters vergleicht, so fordert er, wieder mit einer Klopstockischen Wendung, sein Lied auf, der Lerche nachzustreben, und der herumflatternde Trauermantel ist ihm ein Abbild der sanften Schwermut!) seiner eigenen Seele. Mit einer originelleren, aber nicht ungesuchten Gedankenverbindung, bringt ihn der letzte Fisch in seinem Aquarium darauf, was der Mensch empfinden müßte, der als Allerletzter seines Geschlechtes ans Erden wandelte. Aber auch ohne symbolischen Bezug, als bloßes Stimmungsbild, kommt die Natur bei Saar zu ihrem Rechte. In ein paar Strichen weiß er das Bild einer Landschaft mit dem Kreuz des Erlösers festmhalten, oder den Schloßpark, oder den Klostergarten, oder die Stille eines Sonntagsnachmittags. Auch hier locken ihn nur die Bilder der Ruhe und des Friedens, selbst Italien ist ihm durch das Touristengewühl und die redegewandten Kunstkrittler verleidet; nur Venedig preist er als den Ort für müde Lebensschwingen.

Auch „Bilder nnd Gestalten" aus dem Menschenleben, ganz objectiv hingestellt oder mit symbolischem Bezüge, bietet die Lyrik Saars reichlich dar, ja gerade hier zeigt sich uns der Dichter von seiner modernsten Seite. Die Telegraphendrähte stellen ihm eine große Aeolsharfe vor, welche die ihr anvertrauten Freuden und Leiden von Millionen verkündet. Oefter als in den Novellen aber begegnen wir in Saars Lyrik den Gestalten aus den untersten Ständen, deren resolute Realistik die romantischen Bilder des stummen Schäfers, der üppigen Zigeunerin und der lustigen Komödiantentruppe ganz zurückdrängt. Wie der Dichter zwar den Neichthnm und die Reichen besingt, aber nur weil sie sich, vor der Notb geschützt, die immer zum Gemeinen herunterzieht, frei entfalten können, so beschämt ihn umgekehrt das Kind der Noth, das seinem Vater, einem Holzknecht, die Speise in den Wald bringt und schon für Andere zu sorgen bereit ist, während der Dichter nur an sich selber denkt: „Mein ganzes Sein erschien mir hohl, und hohl auch, was ich denke." Mit einem verhaltenen Seufzer beobachtet er fahle Menschen bei ihrem eintönigen und müden Handwerk, dem Ziegelschlag, wo die Welt in Koth zu zerfließen scheint. Aber nickt immer ist es das Mit-

leid, das dos Dichters Feder regiert; weit öfter begegnen wir hier schon dein Proletariat, das die Arme in die Seiten stemmt: dem Arbeiter, der dem Dichter den Gruß versagt, weil er des Geistes Mühe und Arbeit nicht kennt und nicht achtet; dem Anarchisten als Zugführer, der weis;, daß er das Leben der reichen Passagiere in seiner Hand hat, und daraus die Hoffnung schöpft, daß morgen er der Herr sein wird — ähnlich hat bekanntlich Freiligrath deu Proletarier als Maschinisten auf einen« Nheindampfer trotzig hingestellt; und der schmutzigen und stechen „Proles", die dein Dichter ans einem Spaziergang sein bischen Frühlingswonne verdirbt. Saar ist keiu Schmeichler gegenüber den unteren, so wenig wie gegenüber den oberen Klassen.

Mit den Nouelleu haben die Gedichte einen innigen Iusmmnhang. Wie der Dichter dort die einsamen Sonderlinge aufsucht, so preist er hier die Armen im Geiste selig, auf die der leere Wissensdünkel mit Verachtung herabsieht. Weisheit spricht nur aus dem Munde der Thoren, wie der Muth nur aus schwachen Seelen bricht. Darum fordert der Dichter zwar zur Selbsterkenntnis; auf, aber mit dem letzten Urtheil über andere Menschen befiehlt er vorsichtig hauszuhalten; „denn in Jedem schlummert eine sondre Kraft!" Wie er in den Novellen so oft als der Vertraute geheimer Leiden erscheint, so fordert er hier die Andern auf, sich an seiner Brust auszuweinen, als Eines, der selbst Leiden erfahren hat. Denn, frei von der Selbstsucht und Eitelkeit der Welt, ist auch er selber nur ein seltsamer Fremdling im Erdengebiete.

Wie durch die Novellen, so zieht sich durch die Gedichte das Thema der Volllebigkeit als ein rother Faden hindurch; und der Gegensatz von Erblühen und von Verblühen ist der Inhalt fast aller Liebes- und Frauenlieder. „Du aber solltest nicht verblühen, hinschmelzen feurig nur wie Erz, so laß doch endlich rasch erglühen, erglüh'n Dein allzu zages Herz," ruft er einer Freundin (Clarissa) zu. Ein anderes Mal contrastirt er die verblühende Mutter mit der aufblühenden Dochter; und schon bei dem früh erblühten Kind kommt ihm der Gedanke, daß es Pflichten ängstlich erwägend, versagend und entsagend, in unsäglicher Oede hinsterben oder erst dann Leidenschaft entfesseln konnte, wenn es keine mehr wecke! Denn das ist das Loos der Frauen- „nach kurzen Iugendtagen verschuldetes Entbehren, die Einen durch Versagen, die Andern durch Gewähren"; wehe, wenn gar Beides zusammentrifft (An eine Unglückliche)! Noch zahlreicher als in den Novellen sind darum in den Gedichteu die Bilder alternder, um das Glück echter und rechtzeitiger Leidenschaft betrogener Franen. Sogar die alternde Magd, die nicht mehr mit zum Tanze kann, kommt vor, und ein alterndes Ehepaar, das endlich durch die bloße Gewohnheit vereinigt wird. Besonders ist es aber auch hier die Tendenz der Emancipation, welche die Volllebigkeit der Frauen stört. Der Dichter empfindet es als Widerspruch, daß die Frauen ihre Neize nicht verbergen und doch empört sind, wenn der Mann das sucht.

was sie ihm darbieten. Glücklich, ruft er den Frauen zu, werdet Ihr nur werden durch Eure Schönheit! Die Sucht nach Emancipation wird zu den Leiden der getäuschten Liebe nur noch den Schmerz verfehlten Wirkens) getäuschten Ehrgeiz und die Qual des Denkens bringen. Mit herzlicher Theilnahme sieht er die Postelevin am Schalter beim Anblick eines Mannes erröthen: „Du fühlst, ich ahn' es tief, den Bruch, der sich im Weib vollzogen, und siehst Dich mit dem Contobuch um's beste Theil betrogen."
Aber auch dort, wo nicht die Roth gebietet, ist ihm die echte Tochter unserer Zeit unverständlich, deren ganzes Wesen blos aus Hirn und aus Nerven besteht, ohne die Tiefe der Leidenschaft (Stella). Das Häßlichste freilich ist die Gefallene (Lydia), die wie Ninon in der Novelle kalt selbst bei der Sünde bleibt!

Auch in den Motiven erinnert das „Tagebuch der Liebe", das nach dem Muster einer Heine'schen Rubrik jedem Verhältniß ein, meistens mit einem Taufnamen überschriebenes Gedicht widmet, ans Schritt und Tritt nu die Novellen. Auch hier wird die Bekanntschaft von Fenster zu Fenster angeknüpft: in: Mondschein glaubt er ihre geheimsten Wünsche laut werden zu hören, sie bietet sich dem Dichter an, ihre Tugend welkt still verdrossen dahin — aber als sie ihn am nächsten Tag am Fenster sieht, tritt sie scheu und bang zurück. Ein anderes Mal begegnet er im Wartesalon zu Rom einer Holländerin, der er die unbefriedigte Sehnsucht aus den Augen liest: der Zug rollt ab, und die Beiden verbluten still an unerfüllten Herzenswünschen. Auch hier erscheint 5er Dichter mit ergrautem Haar, in der Sonnenwende der Liebe, empfänglich noch für den Zauber der Schönheit und mit geschärftem Auge den feinsten Reiz erspähend, aber trotz unverbrauchter Kraft und Gluth doch schon angeweht von den leisen Schauen« des Alters. Aber den alternden Dichter zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt gerade zu der verblühenden Frau. Zwar ist Ottiliens Antlitz durch die Jahre leise gekerbt und das braune Haar zu mattein Silber entfärbt — aber noch, wenn er ihr begegnet, fühlt er sich zu ihr, wie sie zu ihm hingezogen. Und einer anderen Geliebten (Elisabeth), von der er einst zürnend und mit Groll geschieden ist, ruft er zu: „Wir werden uns wiedersehen, vielleicht silberweiß nnd mit kahlem Scheitel, und heiß wie einst den letzten Kuß Nissen.

Dann aber lassen wir uns nieder still
Uno fühlen leise, Hand in Hand gelegt,
Tllfz jeder Keim zur Frucht gedeihen will,
Ten einmal wahrhaft tief das ,('erz gehegt."

Auch sonst besingt Saar mit Borliebe „der Herzen allerletztes Blühen"; wie Andere für die Backsische geschwärmt und gedichtet haben, so ist er der Dichter der letzten Liebe und der verblühenden Frauen.

Andere Liebschaften sind freilich von um so kürzerer Dauer, uud die darauf bezüglichen Gedichte erinnern i» ihrem losen Inhalt gar sehr an

die bedenklichste Rubrik in Heines Gedichten. Da ist die Dame aus dein „llißd. liks", ^n Weib in vollster Lebensblüthe, die nicht zu den Klugen und den Satten zählt, deren Wunsch, zu lieben und geliebt zu werden, nie ermattet, und die dem jungen Gatten in den Annen des Dichters treulos wird; gleich daneben in der Kleinstadt das Kind anner Leute, zu dem der Dichter früh Morgens im Soldatenmantel schleicht — aber die Pflegeeltern sind der Liebschaft auf die Spur gekommen und haben das „schlechte Ding" den Eltern zurückgeschickt. Unbefriedigtes Sehnen auch hier! Und wieder daneben die Briefe und das Bild Amaras, des Weibes mit dem fchlaffen Leib, das kalt selbst in der Leidenschaft geblieben ist und das einmal fast weibisch geliebt zu haben, der Dichter kaum mehr- begreifen kann — der schärfste Gegensatz zu den zahlreichen Erinnerungsbildern mit ihrem zähen und treuen Festhalten an dein Gegenstand wahrer Leidenschaft. Die Briefe Amaras, die dem Dichter jetzt selber leer an Inhalt erscheinen, erinnern uns wieder daran, daß auch in den Gedichten das geistige Element in der Liebe nur wenig zur Geltung kommt. Eine Frau, die ihn zu lieben geglaubt, bald aber ihrer Liebe unwürdig gefunden hat, ist durch den Schmerz der Enttäuschung, also doch durch ihn, zur Dichterin geworden.

Ganz abseits aber von allen übrigen Dichtungen Saars steht die „Liebesscene", die „als Epilog" das Tagebuch abschließt. Der Dichter beobachtet im Wirthshaus zwei junge Liebende, die, Hand in Hand verschlungen, im Darwin oder im Stuart Mill lesend, Liebesnähe genießen. Den, Dichter aber wird der Anblick zu einem neuen hohen Lied der Liebe,

„Da ich »erklärt sah von des «elftes Licht
Auf Erden fchon den bunlelsten der Triebe."

Tief bewegt schleicht er sich leise davon,

„Um solcher Herzen reinen Zaubertreis
Und diese hcil'ae Feier nicht zu siören."

Der ernste, fast feierliche Ton des Gedichtes, das zu allen übrigen in so seltsamem Gegensatz steht, gestattet nicht, auch nur an die leiseste Ironie zu denken; und so müssen wir annehmen, daß der Dichter diesen Epilog als ein absichtliches Gegenstück und Gegengewicht hingestellt hat, um einer Stimmung Rechnung zu tragen, die er sonst selber in den Gedichten vermißte.

In den Gedichten fehlen auch die hellen und heilen: Farben fast gan;, und oft hat man darum dem Dichter, der doch als Novellist Proben gegeben hatte, den Mangel an Humor zu», Vorwurf gemacht. Seine Antwort ist die neueste Dichtung „Die Pincelliade" s1897), ein komisches Epos in fünf Gefangen und in sehr sauberen iDttauerimen. Das Genre der —iaden, das im vorigen Jahrhundert Zachariä nach dein Muster Popes, und Wieland nach dem Muster der Italiener bei uns begründet haben, kommt uns trotz Detlev von Liliencrons neueren Versuchen schon

etwas altväterlich vor und vermag nur noch bei der feinsten Behandlung
zu wirken. Was Saar zu ihm hinzog, als er des trockenen Tones ein-
mal satt wurde, liegt auf der Hand. Nicht blos seine „Volllebigkeit"
konnte sich dabei ziemlich unverhüllt gütlich thun (er warnt die Leser gleich
in der ersten Strophe: „seht euch vor!"); sondern auch der Künstler fand
bei dem altherkömmlichen Stil dieser Dichtung seine Rechnung. Zwar den
Apparat geflügelter Wesen oder mythologischer Figuren konnte er als
moderner Dichter nicht mehr brauchen, und mit den stehenden epischen Formeln
dankte er auch jeden parodistischen Bezug auf das ernste Epos ab, wofür
ihm die moderne Dichtung, die das ernste Epos kaum mehr kennt,
ohnedies kein Stichblatt geboten hatte. Aber zu dein Stil des komischen
Epos gehört es seit jeher, daß der Dichter selber in ihm überall gegen-
wärtig ist, zwischen dem Leser und den Helden den humoristischen und
satirischen Vermittler spielt und beständig einen vertraulichen und munteren
Verkehr mit seinem Publicum unterhält. In Saars Novellen ist das
Gleiche der Fall, nur daß sich der Dichter dort überall von der ernsten
und würdigen Seite zeigt, während er hier die andere Seite des Voll-
menschen herauskehrt. So beginnt er, ganz im volksthümlichen Stile des
komischen Epos, sogleich mit einer Anrede an die Leser (auf die Leserinnen
will der Schelm diesmal freiwillig verzichten), und durch das ganze Gedicht
hindurch bleibt er in beständigem Verkehr mit ihnen: er leiht ihren Er-
wartungen Worte, befriedigt sie oder weist sie zurück; er rechtfertigt sich,
warum er dieses thun und jenes unterlassen werde; er findet es endlich an
der Zeit, den Helden zu beschreiben, nach seinen Motiven zu forschen u. s. w.
Mit heiterer Selbstironie begleitet er die eigene Arbeit: er kann wie in
den Novellen wieder nur, erzählen, was er weiß, und er muß den eigent-
lichen Schluß schuldig bleiben, obwohl er als Autor Alles wissen sollte; er
weist Zumuthungen des Lesers oder eigene Einfälle als nicht zur Sache
gehörig ab; er verwahrt sich eifrig dagegen, bei einer ähnlichen Situation
Zola auszuschreiben; er fürchtet, zu breit zu werden und Langeweile zu
erregen; er seufzt über die Schwierigkeit der Stanzen und spottet in ge-
heuchelter Neimnoth über den schlechten Reim, den er nicht entbehren könne,
trotzdem er komische Neimwörter (wie jenes köstliche Müblemang: lang) absicht-
lich häuft. Beständige Zwischenreden des Autors und Nebenbemerkungen
in Parenthese gehören hier ebenso zum Stil wie die durchgehenden satirischen
Seitenhiebe und Witzeleien auf die Schwächen der Ehemänner und die Un-
treue der Frauen. Gerade in der Satire hat sich Saar, der sich in seinen
ernsten Novellen immer Zurückhaltung auferlegt, hier am freiesten gehen
gelassen; er stichelt nicht blos ans geschlechtliche und eheliche Verhältnisse,
auf die Kellnerinnen und Liaisons, sondern auch in einer ihm sonst un-
gewohnten Weise auf die öffentlichen Zustände im nachmärzlichen, reac-
tionären Oesterreich, auf die Kleinstädterei und das Concordat, auf das
Verhältnis; der Deutschen zu den Nichtdeutschen in der üstei-reichischen

Armee, auf die schlechten Verkehrsmittel u. s. w., ja, er rückt sogar der Gegenwart zu Leibe, indem er ohne Verbitterung die Frauen frage und den Socialdemocratismus, die Währungsregulirung, die pathologische Schätzung der Verbrecher, die Zola'schen Wahrheitsschilderungen im Vorbeigehen betupft. Ueber das, was ihn während der Militärzeit kneipte, hat er sich meines Wissens nirgends so deutlich ausgesprochen wie hier. Denn wiederum erzählt der Dichter aus der Soldatenzeit, und so hängt das komische Epos auch dem Stoffe nach mit seinen Novellen zusammen. Der Held ist ein Militärschneider, der sich sein Hochzeitsbett im Mannschaftszimmer durch ein paar Vorhänge abgrenzen muß und von seiner Frau gehörnt, aber von ihrem Liebhaber, der ihr gleichfalls mit Untreue lohnt, wieder an ihr gerächt wird. In ihrer Nebenbuhlerin, der Madame Kraft, die in ihren Romanen den Frauenaufruhr predigt und für die freie Liebe eintritt, finden wir wie im „Wiener Kind" die herabgekommene Frau als Litteratin wieder, und auch der socialdemokratische Kadett ist nur Persiflage und Caricatur. Das Ganze ist mit gutem, mitunter etwas derbem Humor zu Ende geführt; aber das Verlangen nach einer größeren Komposition befriedigt es nicht; dafür ist seine Gattung zu leicht und zu dünn.

In dem Bilde des Lyrikers würde ein charakteristischer Zug fehlen, wenn ich nicht wenigstens mit einem Worte der Saar'schen Festdichtungen und Festreden gedächte, die eine mehr als locale und temporelle Beachtung verdienen, leider aber in der Sammlung der Gedichte gar nicht vertreten sind. Sie sind nicht blos durch die adelige, dabei doch immer dem Vortragenden mundgerechte Sprache ausgezeichnet, sondern noch mehr durch die seltene Gabe, sich jedem individuellen Anlaß, dem Charakter des Tages wie des Ortes anzuschmiegen und so mit einem Schlag einen traulichen Rapport mit einer, oft recht kühlen, Festversammlung hinzustellen. Als Beispiel und Muster der Gattung kann die Festrede zur Enthüllung des Grillparzerdenkmals dienen; in fünffüßigen Jamben, nur die Abschnitte durch den Reim gekennzeichnet. Von einer prächtigen Schilderung des Locales und seiner Umgebung geht der Dichter aus: von dein Volksgarten, dem Standplatz des Denkmals, schweift sein Blick zum Burgtheater hinüber und von da weiter über die Stadt, die kein Capua der Geister mehr ist, sondern sich allen Segnungen erhöhten Daseins längst erschlossen hat und ein heiteres Volk auf dem Wege zur Vollendung hinter keinem anderen zurückbleiben sieht. Wenn es den Dichter, dem die Feier galt, früher verkannt hat, so weih es jetzt, was es an ihm besitzt. An eine knappe Charakteristik der Dramen, deren Heimatsluft der Dichter besonders rühmt, schließt sich die Feier des Dichters als eines der Letzten ans der Zeit der klassischen, der großen Kunst, der neben Goethe und neben Beethoven genannt wird, mit dem und nach dem Wenige nur zu nennen sind.

Das Lob auf die Vaterstadt des Dichters, welches dieses Festgedicht durchzieht, führt uns endlich auf die „Wiener Elegien" (1893), nicht

die beste, aber die charakteristischeste seiner Dichtungen, die erste zugleich, mit der er einen unmittelbaren buchhändlerischen Erfolg erzielt hat. Mit ihr tritt der treue Sohn Wiens in die große Reihe der Schriftsteller und Dichter, die seit vier Jahrhunderten in Prosa und in Versen das Lob der heiteren Donaustadt gesungen haben. Keinen: Geringeren als Aeneas Sylvias, dem späteren Papst Pins II., verdanken wir die erste Schilderung von Wien, die in der Litteratur Beachtung gefunden hat; zweihundertundfünfzig Jahre später hat eine internationale Touristin, die Lady Montague, auf ihren Weltreisen auch Wien berührt und in einer vielcitirten Skizze (heutzutage würde man es eine Momentphotographie nennen) aufgenommen. Im sechzehnten Jahrhundert, wo die gereimten Labsprüche auf berühmte Städte einen ganzen Litteraturzweig bilden, fehlt es auch nicht an Preisgedichten auf Wien; nicht blos Ausheimische, die wie der Mrnberger Meister Hans Sachs unsere Stadt mit keinem Auge gesehen haben, fondern 'auch Einheimische haben an ihnen Theil, wie z. B. der biedere Wolfgang Schmeltzl, ein zugereister Pfälzer, der aber als Schulmeister bei den Schotten feine zweite Heimat in Wien fand und zu ihrem Lobe singt: „Wer sich in Wien nicht nähren kann, ist allweil ein verlorner Mann" — es war ein glücklicher Gedanke, daß die Stadt Wien den Dichter der „Wiener Elegien" bei feinem Jubiläum durch eine Reproduction der „Widmung" erfreute, die dreihundert Jahre früher seinein Untercollegen Schmeltzl zu Theil geworden war. Unfreundlicher lautet in der klassischen Zeit das Xenion auf das genußfrohe Phäakenvolk an der Donau, und unter den Söhnen Wiens hat kein Geringerer als Grillparzer diesen Vorwurf gegen das Capua der Geister niit seinem entnervenden Sommerhauch wiederholt, während die sogenannten „Backhändelpoeten" gerade damals im Chorus sangen: „Es giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien." In der Zeit der Iulirevolution bringt dann der „Wiener Spaziergänger" abstrakten Liberalismus in schwungvolle rhetorische Verse. Von den Epigonen seit 1848 war unser Dichter in erster Linie berufen, das alte Lied den geänderten Zeiten anzupassen. Denn nur wissen, welche bedeutende Rolle das Wien der fünfziger und der sechziger Jahre in Saars Novellen spielt; auch die Gedichte enthalten wenigstens ein Bild aus Wien, das der VotiukirHe, der „Kirche ohne Gott".

Bald nach Saar ist ein anderer Wiener Dichter, Albrecht Graf Wickenburg, mit seinen Liedern und Gedichten „Mein Wien" (Wien, Gerold 1894) hervorgetreten. Man kann sich keinen größeren Gegensatz in Inhalt und in der Form denken! Bei Wickenburg verschwindet die Person des Dichters ganz hinter dem Gegenstand, der allein die beständig wechselnde, anschmiegsame Tonart bestimmt. In drei einleitenden Gedichten charakterisirt er die Wiener Art, ihre historische Entwickelung (Alt-Wienerisch) und im Wiener Dialekt die „Weaner Sprach'". Aus dem äußeren Stadtbild greift er dann das Monumentale heraus. Zuerst natürlich den „alten Steffel",

den Stephcmsthurm, gleich daneben den Stock im Eisen und das neue Radetzkymonument. Sehr glücklich und fast vollständig ist dann die Auswahl der Typen aus dem Wiener Volksleben. Obenan, wie es sich versteht, die populären Deutschmeister-Edelknaben; hinter ihnen die „Wiener Kappelbuben", die vor der Nurgmufik hertrotten und in der echtesten Wiener-Sprache „Pülcher" heißen; dann die Harken Fiaker und die Comfortables, die ihren Namen Inou8 a nou luesnäc» haben; die Schusterbuben mit ihren kecken Fragen und ihren schlagfertigen Antworten; die „Damen vom Stand" d. h. vom Naschmartt, und die drallen Wäschermädel; zuletzt das Wiener Nürgertind, bildsauber und fesch, mit dem goldenen Herzen, mit dem leichten Sinn und dem reschen Zungerl. Als populäre Individualitäten treten heraus der Vater Radetzky und der Meister Strauß, den der Dichter mit einer überaus glücklichen Wendung als den eigentlichen Erfinder der Elektricität preist. Der Dichter sucht das Volk bei seinen Unterhaltungen und an den Vergnügungsorten auf; er schildert einen flotten Wäschermädelball, er führt uns zu den Lotterieschwestern an dem Sieveringer Vrünnel; von den nach den Ständen geschiedenen Prateralleen findet jede ihre besondere Charakteristik, und zuletzt geleitet uns der Dichter aus der Stadt hinaus in den Wiener Wald. . . Ein sattes Bild des Wiener Lebens und Strebens, so weit es sich in den untersten Klassen und auf den Straßen und Gassen sichtbar abspielt, hat der Dichter entrollt. Er verschmäht es nicht, gelegentlich den tiefsten Ton der Leutseligkeit anzuschlagen und die Lokalfarbe recht dick aufzutragen. Von den geläufigen Schlagern und Kernsprücheln der Wiener hat er kaum eines vergessen oder verschmäht: „'s giebt nur a Kaiserstadt" und „der achte Weaner geht nicht unter", „Hamur" und „Gaudee"; „Strizzi" und „Falott"; „kreuzfidel", „harb" und „baöschirlich"; „das ist dein Weaner sein Genre", der „das Herz immer am rechten Fleck hat". Aber so gut dem Dichter, wie seinen Landsleuten seit jeher die drastische Darstellung zu Gesicht steht, die sich in bequemer Breite gehen läßt und oft auf den burlesken Ton der altvaterischen Nänkelsängerballade heruntersinkt, so wenig versteht er sich mit dem Gegenstande zu erheben. Wie nüchtern ist die Aufzählung der Schlachten, in denen die Deutschmeister gefochten haben und von denen die wenigsten mehr im Gedächtniß des Volkes sind, dem es die feschen Wiener viel mehr durch ihren „Hamur" und ihre Leutseligkeit als durch die gewonnenen Schlachten angethan haben! Wie trocken ist die Aufzählung der Strauß'schen Operetten, ohne feinere Charakteristik, blos mit leeren Inhaltsangaben oder mit einer trivialen Umschreibung des Titels! Wo ihn sein Talent, den Stoff in die „Weanersprach'" zu übersetzen, im Stich läßt, da vermag er ihn auch nicht zu poetisiren. Namentlich die ernsten Töne sind, wo sie über die Wiener Gemüthlichkeit hinaus gehen, in der Negel banal, niitunter macht sich sogar eine reckt unwahre Sentimentalität geltend. Wo trifft man denn heute noch in Wien einen Stelzfuß an, der unter den« Radetzky-Monument orgelt?

Wer hofft denn noch unter den „Pillchern", die vor der Burgmusik her-
laufen, aber höchstens zur Fahne des Antisemitismus oder gar des Anarchis-
mus geschworen haben, Kriegshelden zu finden, seitdem die allgemeine Wehr-
pflicht nicht blos „Strizzi und Falott", sondern auch den edelsten Theil
der vaterländischen Jugend unter die Waffen ruft? Und je tiefer der Ver-
fasser in seinen gelungensten Liedern in die „Weanersprach" hineingreift,
um fo mehr stechen dann an anderen Stellen die Umschreibungen Wieneri-
scher Terminen in's Hochdeutsche davon ab; sie nehmen sich, wenn ich mich
auch eines Wortes von achter Wiener Prägung bedienen darf, daneben ein-
fach „patschert" aus, und der Dichter hätte meines Erachtens besser gethan,
den drastischen Ton und die dialektische Färbung durchgehend festzuhalten.
Um fo mehr, als er uns ja doch blos die untere Seite des Wiener Wesens
zeigt und dein Sprüchlein von den: Phäakenvolk und dem Capua der Heister
kein Gegengewicht zu bieten weiß. Schon in dem einleitenden Gedicht
preist er Kant glücklich, daß er nicht in Wien geboren fei, wo er den
kategorischen Imperativ gewiß nicht ausgeheckt hätte. Nicht das Wort:
„Ich soll!" ist Wiener Art, sondern der leichte Sinn und die Lebenslust,
die das Gute aus freier Neigung thut. Das hat freilich auch Schiller ge-
sagt, aber au die Wiener hat er dabei just nicht gedacht.

In Saars „Wiener Elegien" tritt uns zunächst wieder die Person
des Dichters entgegen, der aus ländlichen Fluren, wo die Muse ernsteste
Sammlung heischte, nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück-
kehrt. Die Sehnsucht hat ihn, Wiens getreusten Sohn, im Herbst seines
Lebens zurückgeführt, wie er uns glauben macht, zu dem letzten Dichter-
glück, das er in den Gedichten so oft ersehnt: wo die Wiege stand, da soll
aucli sein Grab sein. Aber wie Saar selber durch die Wünsche seiner
Freunde niemals dauernd an Wien zu fesseln war, so schildern auch die
Elegien nur Ein Jahr in Wien. Das Wiener Jahr beginnt für unseren
Dichter im Sommer, wo man, wenn man schon die Koffer zur Sommer-
reise gepackt hat, dem eben Angekommenen erstaunt in den heißen Straßen
der Stadt begegnet, und es schließt mit dein folgenden Frühling.

Nach einer kurzen einleitenden Elegie (I) fetzt der Dichter mit dem,
was den« lange Abwesenden zuerst in's Auge fallen muß, mit dem Preis
von Neu-Wien (II) ein. Zlber das laute Lob, das er der Ringstraße mit
ihren großen Neubauten zollt, stammt nicht aus dein Munde des Dichters,
er hat es absichtlich staunenden Fremden, dem Hisvanier und dein Nord-
länder, in den Mund gelegt. So schön das Alles ist — „dennoch" wendet
er sich zu dem alten Wien (III) mit seinen Vasteien und seinem fröh-
lichen Volk. In der inneren Stadt (IV), nw sich das Alte neben dem
Neuen noch behauptet und „Vergangenheit träumt still in die Zukunft
hinein", erwachen auch in dem Dichter persönliche (V) und historische Er-
innerungen. Auf der Freiung mahnt ihn das Tchottenkloster an die glück-
liche Schulzeit, mit deren Schilderung die des nahen Nikolai, und Weih-

nachtsnmrktes zugleich zusammenstimmt (Heilige Schauer der Kindheit!» und contrastirt (Schule und Spiel). In deni geschichtlichen Rückblick (VI) zeigt der Dichter, was das herrliche Wiener Herz Großes barg: er läßt die Helden und die Künstler an seinem geistigen Auge vorüberziehen, deren Namen Wien groß gemacht haben und deren Verdienste er kurz und hübsch charatterisirt. Dem Grillparzer'schen Spruch über Alt-Wien seht er hier den seinigen entgegen: „War es ein Capua auch, war es doch keines des Geists." Aus dem Centruin begiebt sich der Dichter, der auch in sommerlicher Hitze der verödeten Stadt treu geblieben ist und die Ressourcen an heißen Sonnnertagen überschlägt (VII), zunächst in die Vorstädte (VIII), die freilich auch schon mit den« Neuen prunken, aber sich doch noch einen Hauch früherer Tage bewahrt haben. Er kommt in das geliebte Döbling (IX), sein früheres Asyl, wo er einst so viel Schaffens- und Liebesqualen erduldet hat, wo so viele seiner Novellen erlebt und gedichtet sind. Und wie er selber inzwischen zwar die Tage der Noth überwunden und vieles Ersehnte erreicht hat, aber den» Herbst entgegen gegangen ist, so ist auch sein trautes Döbling kaum mehr zu erkennen, aus dem Land ist es zur Stadt geworden! Noch weiter hinaus trifft er in Grinzing und in Mßdorf (X) beim Heurigen die letzten Neste der alten Phäaken an. Der Wechsel der Jahreszeit führt ihn zu Allerheiligen auf den Friedhof (XI), wo er wie in den Gedichten die Gräber der einsam Verschollenen aussucht, die eigentlich niemals gelebt haben, deren Namen sogar vergessen sind. Der Winter (XII) bringt Theater und Concerte und die lustige Eisbahn, wo Saar freilich einmal stark aus dem modernen Kostüm fällt, wenn er den Jüngling bei elektrischer Beleuchtung dem Mädchen kniend den Schlittschuh an den Fuß „schnallen" läßt. Eine besondere Elegie verdient in der Walzerstadt die Faschingszeit (XIII), wo jetzt Humanität getanzt wird, und wo sich die ganze Welt um die Walzer von Strauß dreht, die auch das alternde Her; des Dichters noch einmal in Taumel versetzen; auch hier weiß Saar die verschiedenen Lebens- und Gesellschaftskreise, die das frohe Ballfest vereinigt, knapp zu schildern. In den beiden letzten Elegien sucht sich der Dichter über das Getriebe der Gegenwart zu erheben. Er wirft zunächst einen Mick in die Zukunft, indein er von seiner stillen Wohnung aus dem Treiben der Jugend des akademischen Gymnasiums zusieht (XIV), wie er auch in den Novellen gern den Beobachter der Jugend spielt. Und er wendet sich zuletzt in der Osterwoche, den Besuch der heiligen Gräber vermeidend, zum Kahlenberg (XV): von einem erhöhten Standpunkt, von der Bank aus, wo er einst als Knabe gesessen, überblickt er, wie Grillparzer in seinen „Iugenderinnerungen im Grünen" oder wie der „Wiener Spaziergänger" vom Kobenzl aus auf das alte Wien herunterschaut, zum Abschied das Ganze, das er früher blos einzeln gesehen. Bei dem Gedanken an dieses Ganze zuckt, wie in den letzten Novellen, mancher schmerzvolle Gedanke in ihm auf. Iung-Oesterreich gehört nicht mehr zu Deutschland, die Glieder

(die Stationen) wüthen gegen einander und gegen das Haupt — aber Wien, ihr Haupt, ist noch, und es wird ewig bestehen! Und wie Schiller seine Elegie mit dem Gedanken an die ewige Sonne Homers schlicht, so auch unser Dichter:

«Sieh', es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Fii'ihroth —
Und bei fernem Geläut segnet Dich heifz Dein P«t."

So hat ihn auch bei seinein Eintritt in Wien dieselbe Luft vom Kahlenberg begrüßt, die ihn als Kind umfächelte: so hat er auf dem Weihnachtsmarkt immer noch das Leben jung, verlangende Kinder und liebende Mütter gefunden! Auch hier ist die Natur das Neinmenschliche, das einzig Gleichbleibende im Wechsel der Dinge.

Saars Wiener Elegien sind nicht Elegien in» Sinne der Römischen Elegien Goethes: weil im elegischen Versmaß gedichtet. Sie sind auch der Grnndstimmunss nach Elegien und sollten eigentlich „Altwiener Elegien" heißen. Wie in den Novellen, so geht der Dichter auch hier den Spuren des Vergangenen und alten Erinnerungen nach, wie dort, so sucht er auch hier das alte Wien. Denn Wien ist nicht mehr, was es war! Altes, Gewohntes ist versunken — der Dichter selbst erscheint dem neuen Geschlecht wie ein Fremdling. Das lustige Wien, aus dem der Graf Wickenburg mit vollen Händen schöpft, findet unser so ganz anders gearteter Dichter nirgends mehr auf seinein Wege.

In der inneren Stadt sieht er ein ernstes Volk ohne Behagen der Arbeit und dem Gewinn nachgehen, und je weiter er in die Vorstadt hinaus kommt, um so mehr Spuren des Kampfes um's Dasein, der, wie wir aus den Gedichten wissen, für Saar kein erfreulicher Anblick ist. Ueberall das Elend der Großstadt; die Menschen dein Hunger preisgegeben und dem Alkohol, der von den „Pantschern" (einer Hauptplage der Vorstädte) auch im Wein verkauft wird. Erst weit draußen beim Heurigen findet er die letzten Phäaken, denen die Noth noch nicht den „Hamur" verdorben hat. Aber auch hier muß sich das Schiller'sche Xenion in der Noth der Zeit eine Variation gefallen lassen:

„Wahrlich, Ihr geht nicht unter, Ihr Wiener! dreht sich auch nicht mehr
An dem Spieße das Huhn — brätelt doch immer die Wurst."

Mehr noch bekümmert den Dichter der Anblick und das Schicksal der modernen Frauen. Denn auch hier beobachtet er alles Weibliche mit scharfem Auge, und die Wiener Mädchen weiß er überall gustiös zu schildern: ob sie nun, von dein männlichen Auge mit begehrendem Blick verfolgt, dnrch die engen Gassen der inneren Stadt eilen, oder auf der Eisbahn Gelegenheit haben) ihren geschmeidigen Wuchs am geschmeidigsten zu zeigen, oder auf dem Ball Schultern und Buseu wie Schnee leuchten und den blühenden Leib im Tacte der Straußischen Walzer schweben lassen. Aber mit mißgünstigen Augen sieht er daneben die Frau dem Gewinn und der

Arbeit nachgehen, und in der Vorstadt arbeitet die älteste Tochter des kleinen Beamten nicht mehr blos mit der Nadel, sondern auch schon mit der Feder. Die Abneigung gegen die schriftstellerischen Frauen kennen wir aus den Novellen und aus den Gedichten. Verhaßt gar sind ihm die emancipirten Frauen und die Vertreterinnen der freien Liebe:

„Und Du, niedliche Kleine, mit großen beweglichen Angen,
Ahnst Du Novellen bereits, üpp'ger als die des Voccoz?
Freieste Liebe versprichst Du, indessen breitspurig die Freundin
An der Seite Dir stapft, reizlos verschnittenen Haars.
Diese, ich seh's, wälzt unter der wuchtigen Stim schon die Frage,
Wie man das Männergeschlecht gänzlich vom Erdball verdrängt."

Ebenso wenig Freude bereitet dem verstimmten Dichter der Blick auf die nachwachsende Jugend; recht charakteristisch contrastirt er die alte Schule, durch das ehrwürdige Schottengymnasium revräsentirt, mit der modernen Jugend des akademischen Gymnasiunis. Da ist es freilich noch ein Rest des vormärzlichen Oesterreicherthums, wenn der Dichter aus der Zeit, wo Lesen und Schreiben genügte, fast elegisch auf die Gegenwart blickt:

„Heut ist jegliches Kind bereits ein Gelehrter! Wie oft schon
,^at mich ergrauenden Mann Weisheit des Schülers beschämt."

Die Schilderung trifft auch nicht zu: denn wir sind ja — leider! — schon bei der Ueberbürdnng und der Abrüstung angekommen, und unsere Gymnasiasten werden bald mehr heitere olympische Spiele als ernste Studien betreiben. Ich möchte keine,» Schüler des akademischen Gymnasiums das zu lernen zumuthen, was wir vor dreißig Jahren in der alten Schule des Schottengymnasiums, nicht zu unsere»: Schaden, sondern zu unserem Nutzen, gelernt haben. Ebenso wenig trifft auch die Schilderung des modernen Dichterjünglings zu, wenn Saar in einein schmächtigen Knaben, der erhobenen Hauptes hinwandelt im Schwärme, einen Collegen begrüßt, der an einem veristischen Drama dichtet, das in der Klinik beginnt und am Secirtiich verläuft. Das ist so wenig beobachtet, wie wenn er in den Novellen einen Modernen tritisiren läßt, weil er selber Nichts dichten kann, ohne zu bedenken, daß das gerade eine Unsitte der alten Zeit war, die in der neuen eher abgeschafft als aufgebracht wurde. Nein, so sehen die niodernen Dichterlinge nicht aus; sie sind noch viel unangenehmer, als Saar sie schildert. Die Schillermaske ist in Verruf gekommen, der moderne Poetaster darf sich von jedem anderen Gigerl änßerlich gar nicht unterscheiden. Zutreffender ist es schon, wenn Saar in den heutigen Schulbuben künftige Wahrer des Friedens, Vegründer der ewigen Gleichheit, Weltbefreier vom Mikrobengezücht, Maler der vierten Dimension und Entdecker der fünften sieht und den Vertretern dieser Zukunftstendenzen seinen wohlgemeinten Glückwunsch mit auf den Weg giebt, freilich nnr mit dem ironischen Zusatz:

„Wachsen die Bäume doch nicht gleich in den Himmel hinein!"

Von den Wickenburgischen Liedern unterscheiden sich die Saar'schen Elegien nicht nur durch den ernsten Ton und durch den Verzicht auf jeden populären Effect, der schon durch das klassische Versmaß ausgeschlossen ist. Dadurch, daß immer der betrachtende Dichter das Wort führt, wird auch der Ton ein gleichmäßiger; und weil Alles in das gleiche Gewand des faltenreichen klassischen Stiles gehüllt wird, verlieren die Gegenstände zwar an drastischer Wirkung, aber die Widersprüche treten nicht so grell hervor, wie in den ernsten Liedern von Wickenburg. Im Ganzen hat es Saar sehr gut verstanden. Wienerisches in klassische Wendungen umzusetzen. Die Ringstraße nennt er „ragende Vauten, die sich schließen zum Ring"; dem Sieveringer Brünnel ertheilt er durch das Epitheton „delphisch" die klassische Weihe; ganz an Schiller erinnert die Schilderung des Tanzes:

„Sieh nur die zierlichen Reiue»! es trennen und ssieh'n sich die Paare,
Aber in reizendem Bug kehren sie wieder zurück".

freilich begegnen daneben auch mitunter linkische Wendungen nie die „Bücher der Schule" (für „Schulbücher") oder die „schlechtere Note" (in: Zeugniß). Dialektische Wendungen und die bei Wickenburg so beliebten Schlager hat Saar wie sonst ganz gemieden; nur der „Hamur" fällt aus dem Stile. Sehr glücklich sind in der Regel die Abschlüsse der einzelnen Elegien; zwei davon schließen mit den Variationen und Modificationen der Aussprüche Grillparzers und Schillers besonders wirksam ab.

Saar steht heute noch im kräftigsten Mannesalter. Man möchte wünschen, daß er die Kraft fände, sich der Einsamkeit zu entreißen. Sie hat ihni gegeben, was sie geben konnte. Aber sie hat für den Dichter und den Menschen auch ihre Gefahren, und ihre Ressourcen sind nicht unerschöpflich. Unser Freund ist lang genug in Vlansco und Umgebung auf die Bilderjagd gegangen, und er hat mehr heimgebracht, als ein Anderer dort gesucht und gefunden hätte. Er versuche es nun einmal, dem modernen Leben der Großstadt in das Auge zu blicken; es wird ihm freundlicher als bisher zurücklachen. Denn Welt und Dichter werden zwar ewig miteinander schmollen, aber sie dürfen nicht von einander lassen. Frau Welt, die verblühte Frau, wäre für den volllebigen Dichter das letzte und schönste Dichterglück.

Eine Reise nach Athen.
Cagebuchblätter

Paul Lindau.

— McininZen. —

I.

ln einem schönen frische» Frühlingsabend, so etwa um 10 Uhr,
traf ich in Trieft ein. Unterwegs hatte ich mich wieder der
l landschaftlichen Herrlichkeiten auf der Strecke der öster-
reichischen Südbahn, die mir jetzt in: schüchternen Erwachen der Natur
doppelt lieblich erschien, erfreut und die alten, wohlbekannten und meiner
Erinnerung vertraut gebliebenen Flecken und Städtchen auf der Semmering-
fahrt und in der frühlichen Steiermark begrüßt. Lachende Bilder aus einer
lustigeren Vergangenheit waren mir mit einer besonderen Kraft der Ver-
gegenwärtigung vor die Seele getreten. In Laibach bezeugten die Trümmer-
haufen längs der Vahn, die verfallenen und verlassenen Baulichkeiten, die
überall wahrnehmbaren Risse, Spalten uud Berstungen in den Mauern
die Verwüstungen, die das letzte Erdbeben angerichtet hatte. Und da ich
zu ungewöhnlich früher Stunde hatte aufstehen müssen, — der Zug verläßt
Wien schon kurz nach sieben Uhr, und ich hatte während der Nacht fast
gar nicht geschlafen, — war ich, des Schauens müde und des Lesens un-
lustig, beim Hereinbrechen der Dunkelheit eingenickt. Erst kurz vor Trieft
wurde ich von tumultuarisch eindringenden Fahrgästen — ich war während
der ganzen Fahrt allein gewesen — geweckt.

So war ich denn wieder vollkommen frisch und munter, nachdem ich
in dem kleinen, engen Stübchen des Ilutsl äs 1» VUIe, das wie auf Maß
nach meinem Gepäck und mir gefertigt war, Toilette gemacht hatte. Und
da ich Lust hatte, mich einmal umzudrehen, war ich zum Ausgehen ge-

Line Reise nach Athen. Iin
zwungen. Ich hatte diese Eventualität vorhergesehen, und ein liebenswürdiger Bekannter wartete unten im Hotel bereits auf mich.

Das nächtliche Trieft ist nicht sehr aufregend. Es war kaum elf Uhr, als wir aufbrachen. Und die Straßen waren schon fast menschenleer. Vom lauten Treiben, das gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein in den großen Hafenstädten namentlich in der Nachbarschaft der Matrosenkneipen herrscht, war nichts zu verspüren. In der Mitte der Stadt waren freilich noch einige Caf6s hell beleuchtet, — auf jeden Gast mochten wohl an die dreißig elektrische Lichter kommen, — aber die Kellner lehnten schläfrig und verdrossen an den Säulen, die spärlichen Gäste gähnten und schickten sich an, das Local zu verlassen, und da Alles schlief, machte ich's wie das Kindchen im Wiegenlieds: ich that auch die Aeuglein zu.

Es blieben mir noch an« anderen Morgen ein paar freie Stunden, um Trieft, das ich seit 35 Jahren nicht gesehen hatte, flüchtig zu durchstreifen. Bis auf einige sehr schöne Monumentalbauten ist die Architektur ziemlich einförmig und langweilig; aber das Ganze, mit seinen jetzt sehr belebten großen Verkehrsstrahen, den engen verwickelten Gassen, die lebhaft an Venedig erinnern, den schönen, weiten Plätzen und dem herrlichen Ausblick auf den mit mächtigen Dampfern und Seglern dicht besetzten Hafen, auf die malerischen Hügel der Küste und das blaue Meer ist doch sehr reizvoll.

Der „Ettore" vom österreichischen Lloyd sollte fahrplanmäßig um 11 Uhr die Rhede von Trieft verlassen. Die Abfahrt verzögerte sich jedoch wegen verspäteter Ladung um volle drei Stunden.

Der „Ettore" gehört nicht gerade zu den Dampfern, die zum Vocativ der Bewunderung reizen: „o du Dampfer!" Es ist eines der sehr alten Lloydschiffe, „schier dreißig Jahre ist es alt, hat manchen Sturm erlebt." In seiner inneren Einrichtung ist manches höchst unpraktisch, — so gehen z. B. die Thüren aller Cabinen der ersten Cajüte auf den großen Speisesaal. Alles, was aus der Cabine ausgefegt wird, fliegt in den Salon, durch den Salon muß das Waschwasser zu- und abgetragen werden; das sind Unzukömmlichkeiten, die bei stark besetztem Schiffe sehr unliebsam empfunden werden. Aber der „Ettore" ist gleichwohl doch viel besser als sein Ruf. Er hat sich vortrefflich conservirt. Die Frage des Alters und des Tonnengehalts kümmert mich nicht. Das Schiff hat einen ruhigen Gang. Das Schüttern und Stoßen der Maschine ist kaum fühlbar. Wir wurden durch das unaufhörliche Zittern und Neben, das den Passagier auf den mächtigen Oceankolossen mit ihren gewaltigen Maschinen ganz kribbelig macht, nicht belästigt und unsere Nasen durch den svecifischen Steamergeruch nicht beleidigt: durch dieses unausstehliche Gemisch von Theer, Werg, Fisch, heißer Butter und Maschinenöl. Alles strahlt in blendender Sauberkeit. Wie alle Passagierdampfer ist auch der „Ettore" elektrisch beleuchtet.

Es hätte der warmen Empfehlung, mit der mich der Director des
Lloyd zu versehen die Güte gehabt hatte, kaum bedurft, um mir cm Bord
die bequemste Unterkunft zu verschaffen. Denn bis Brindisi waren wir
in der ersten Klasse, die auf vierzig bis fünfzig Passagiere eingerichtet ist.
Alles in Allem nur vier Reisende, und in der zweiten Klasse, die wohl
einer noch größeren Anzahl von Reisenden Unterschlupf zu bieten bestimmt
ist, waren sogar nur zwei Damen. Die eine, eine sehr gebildete und
liebenswürdige Wienerin, hatte auf Anregung eines Freundes in Athen die
etwas sonderbare Mission übernommen, alle Pamphlete und satirische Schriften,
die sich mit der Person unseres Kaisers befassen, zu sammeln. Sie sollten
in's Griechische übersetzt und verbreitet werden, jedenfalls zur Belebung
der hellenischen Stimmung gegen die Großmächte im Allgemeinen und gegen
Deutschland insbesondere. Die Dame plauderte darüber mit vollem Frei-
muth, sie hatte offenbar in der Sache nur ein Amt und keine Meinung.
Ich fürchte daher auch nicht, durch diese Mittheilung eine Indiscretion zu
begehen.

Unsere Gesellschaft auf dem verhältnißmäßig großen Schiffe war so
klein, daß man glauben konnte, man sei als Gast an Bord einer herrlichen
Privatyacht geladen. Schon bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit bildete
sich zwischen uns das gemüthlichste Verhältnis; heraus. Auch die Passagiere
soll man wägen und nicht -ählen, und der eine unter ihnen wog ungezählte
Dutzende von Dutzendmenschen auf.

Es war mir sogleich aufgefallen, als er in Trieft an Bord gestiegen
war. Die typische Reitergestalt, kräftig, mittelgroß, sehnig, elastisch, mit
gewölbter Brust, schmalen Hüften, schlanken und strammen Beinen, das
eine durch einen schlecht geheilten Schenkelbruch etwas gekrümmt. Auf
den ersten Blick sah man ihm an: der fürchtet sich nicht vor Tod und
Teufel. Mit seinem scharf geschnittenen Profil, den leidenschaftlich glühenden
dunkeln Augen, der kühn geschwungenen Nase, dem harten, eckigen Kinn,
das auf unüberwindliche Energie schließen läßt; mit seineni prachtvollen
Gebiß, wie man es heutzutage eigentlich nur noch bei Indianern, Negern und
sonstigen Naturkindern findet, dem glänzenden Schwarz der Haare, das, an
der Seite gradlinig abgeschoren, militärisch nach vorn gekämmt und in der
Mitte gescheitelt, in wilden Strähnen über die nicht hohe, aber kräftig
modellirte Stirn fällt: mit dein mächtigen Schnauzbart, der in lang ge-
drehten und gewichsten Spitzen trotzig aufstarrt, sah dieser Mann von tief-
brauner, wetterfester Gesichtsfarbe wie der richtige berittene Haudegen, wie
ein directer Abkömmling des wilden Illo aus. Und das Aeußere täuschte
nicht.

Es war der ungarische Rittmeister a. D. Feodor von Zubovits,
der Erfinder des Distanzritts, der unübertroffene Meister trotz aller späteren.

viel großartigeren Records, die außer schauderhafter Pferdeschinderei ja
doch nur ein höchst fragwürdiges Resultat ergeben haben.
Ein merkwürdiger Herr, dieser brave Ungar, mit dem wir Alle uns
schnell befreundeten und dessen originelle Unterhaltung in einem unsagbar
babylonischen Sprachengemenge — deutsch-ungarisch, mit französischen,
italienischen, englischen, türkischen, serbischen, arabischen Brocken versetzt —
uns bis tief in die Nacht gefesselt hielt. Das leibhaftige Urbild des
klassischen Raufbolds, den Lessing in seinem Wachtmeister Paul Werner vor-
geahnt hat: der unermüdliche Krieger, der sich für jeden großen Helden
im Abend- und Morgenlande begeistert, überall umhersväht, ob irgendwo in
der Welt Krieg ist, und nach Persien wandert, um unter Sr. Königlichen
Hoheit dem Prinzen Heraklius ein paar Feldzüge wider den Türken mitzu-
machen. „Soldat war ich, Soldat muß ich wieder sein!" ist auch die Losung
unseres braven Rittmeisters, der seit 1866 überall, wo man sich die Köpfe
blutig geschlagen hat, dabei sein mußte.
Unter allen Fahnen hat er gekämpft. Er war in Natum und
Massauah, in Burgund mit den Freischärlern unter Menotti Garibaldi
und hat in zerklüfteten Bergen die Rotten wildherrlicher Nlbanesen gegen
die Türken geführt. Da hat er sich besonders hervorgethan, und mit einem
gewissen wohlberechtigten Stolze zeigte er uns in amtlich beglaubigter Über-
setzung ein Schreiben des Hauptes der Aufständischen, des Prent (etwa
Prinz) Vib>Doda, das in seiner poetischen Einfalt und biblischen Schlicht-
heit fast rührend wirkt.
„Du hast Dich tapfer geschlagen und mit Klugheit und Umsicht Deine
Männer geführt, mein lieber Zubovits! Ich kann Dir Nichts dafür bieten
als meine Freundschaft. Wann immer Du in unsere Berge zurückkehrst,
so zeige dieses Schreiben. Und ein jeder meiner Landsleute soll Dich be-
herbergen wie einen guten Freund und bemirthen mit dem Besten, was
er hat. Und man soll Dich nach meinen, Konak geleiten, allwo Du immer-
dar herzlich willkommen sein und aufgenommen werden wirst wie der
Bruder Deines Freundes Prenk Bib-Doda." Es ist wohl nicht voraus-
zusehen, daß der albanesische Häuptling die Goethe'schen Dramen gelesen
haben wird. Aber glaubt man nicht einen Bruder der Iphigenie zu hören,
der sich von Thoas verabschiedet?
Mich interessirte besonders die Geschichte des ersten Distanzrittes
von Wien nach Paris, die ich seiner Zeit zwar aufmerksam verfolgt, aber
seitdem wieder völlig vergessen hatte. Rittmeister von Zubovits gab mir
bereitwillig jede erbetene Auskunft darüber; und da wahrscheinlich den
meisten Lesern die Einzelheiten des berühmten Rittes längst wieder ent-
fallen sind, mag es mir vergönnt sein, hier Einiges davon zu erzählen.
Es war in den ersten Tagen des October 1874. Zubovits, der jetzt
48 Jahre alt ist, war damals ein 25 jähriger Lieutenant bei den Husaren
und stand bei seinen Kameraden als schneidigster Reiter und vorzüglicher

Pferdekenner in hohem Ansehen. Schon damals hatte ihn sein Hang nach Abenteuern in die Ferne getrieben. Er war in Afrika gewesen und gab im Ofsizierkasino Abends beim Glas Wein allerlei von seinen merkwürdigen Erlebnissen zum Besten. So erzählte er auch einmal im Kreise seiner Kameraden ein Reiterstückchen, das er vollführt hatte: er hatte in zehn Tagen mit einem und demselben Pferde einen Ritt von 1000 Kilometer gemacht und das Pferd, das durchaus nicht edler Rasse war, in besten. Zustande an Ort und Stelle gebracht. Die jungen Offiziere stießen sich zuerst ungläubig an und lachten schließlich laut auf. Zubouits nahm es sehr krumm, daß man ihn für einen kleinen Münchhausen hielt.

„Hier wird nicht gelacht, ich bitte! Hier wird gewettet, ineine Herren!" rief er mit funkelnden Augen. „Ich mache die Sache noch einmal, wenn's der Mühe verlohnt. Ich setze Alles ein, was ich habe: 25000 Gulden. Wenn sich Liebhaber finden, um die Wette zu halten, reite ich in vierzehn Tagen lcs. Von hier bis Paris ist's etwa 13 bis 1400 Kilometer. Die Strecke will ich in vierzehn Tagen mit demselben Pferde zurücklegen."

Damit war die Sache nun ernsthaft eingeleitet. Die großen Sportclubs in Wien, Berlin, Paris und London betheiligten sich mit Wetten in kolossalem Gesammtbetrage daran, und Zubouits traf seine ersten Vorbereitungen. Er kannte die Leistungsfähigkeit seiner Stute Dalila und war guten Mnthes.

Da, acht Tage vor dem zum Abreiten festgesetzten Termin, stürzt eines Morgens in aller Frühe der Stallbube in sein Zimmer und weckt ihn nlit Schreckensmfen aus tiefem Schlafe.

„Jesus Maria! Die Dalila, gnä" Herr!"

„Was ist denn los?"

„Kommen nur der Herr Lieutenant gleich in den Stall! Die anue Dalila, die Carnaille!"

Zubovits wirft sich in seine Kleider und stürzt in den Stall . . .

Da steht sie, die Dalila, auf die hunderttausende gewettet waren! Da steht sie erbärmlich da, mit Drüsen faustdick und niest und pruscht! Ein Anblick des Jammers! Influenza im höchsten Grade! Just noch einen Schuß Pulver werth . . .

Halb verzweifelt eilt Zubovits spornstreichs zu»» Regimentscommandeur, der selbst die Sache in die Hand genommen und die internationalen Verhandlungen geleitet hatte. Der Oberst setzt, nachdem ihm Zubovits die Geschichte vorgetragen, ein verteufelt ernstes Gesicht auf, streichelt seinen Bart und sagt endlich langsam und bedächtig: „Ja, mein lieber Lieutenant, da kann ich Ihnen nur einen Ruth geben: gehen Sie nach Afrika zurück, und verschwinden Sie irgendwo in der Wüstenei! Hier sind Sie ein verlorener Mann! Ich kenne Sie und habe zu Ihrer Ehrenhaftigkeit das unbedingteste

Vertrauen. Aber die Dutzende von Anderen, die sich in Berlin und London
und Paris mit großen Beträgen an der Wette betheiligt und die bei der
Gelegenheit Ihren Namen zum ersten Mal gehört haben, — was werden die
dazu sagen? Wettende verstehen keinen Spaß, wie Sie wissen. Schnöde
Betrügereien gehören ja gerade beim Nennsport leider nicht zu den Selten-
heiten. Dem Verdachte, daß Sie Ihr Pferd krank gemacht haben, werden
Sie nicht entgehen. Und was das für Folgen für Sie haben wird, brauche
ich Ihnen nicht zu sagen. Deshalb wiederhole ich Ihnen: verschwinden
Sie, tauchen Sie unter, gehen Sie nach Afrika zurück!"
Mit diesen: wohlgemeinten Nathe war aber unserem jungen Lieutenant
durchaus nicht gedient. Schon wollte er sich mit dem Gedanken befreuuden,
der Sache den denkbar radikalsten Abschluß zu geben, als ihm plötzlich ein-
siel, daß er durch einen Zufall die besondere Tüchtigkeit eines Pferdes,
das einein seiner Bekannten gehörte, kennen gelernt hatte. Zubovits hatte
nämlich im Sommer in Liesing gewohnt. Er hatte da gemerkt, daß all-
nächtlich zwischen 12 und 1 vor seinem Nachbarhause ein Neiter angesprengt
lani, der nach kürzerer oder längerer Nast im Hause wieder dauonritt, in
der Richtung auf Wien, woher er gekommen war. Mii dein geübten
Blicke des Kenners hatte Zubovits nun das Pferd als das Stangenpferd,
das zum Viererzug eines seiner Bekannten in Wien gehörte, erkannt. Jetzt
interessirte ihn die Sache, und er stellte bald fest, daß das prächtige Thier,
das am Tage viel angestrengt wurde und seinen Dienst musterhaft ver-
richtete, in jeder Nacht vom Stallburschen, der seinen Schatz in Liesing be-
suchte, heimlich geritten wnrde. Dabei war die Stute in so tadellos frischem
Zustande geblieben, daß ihr kein Mensch die Strapazen der Extratouren
durch Nacht und Wind anmerken konnte.
An dieses Thier dachte nun unser Reitersinann in seiner großen Be-
drängnis;. Er begab sich sofort zum Besitzer, wurde mit ihm schnell handels-
eins und erstand für 599 Gulden die Stute Caradoc.
Er hatte das Pferd sorgfältigst geprüft, es entsprach allen seinen Er-
wartungen. Das Training war sehr einfach. Er ritt es in den folgenden
Tagen regelmäßig und sehr lange, aber ohne es besonders anzustrengen,
in mäßigstem Tempo, und brachte es täglich in drei, vier verschiedene Ställe,
um es den Gewohnheiten der heimatlichen Umgebung zu entfremden. Die
Caradoc fühlte 'sich bei diesem beständigen Wechsel zuerst auch gar nicht
behaglich. Sie verlor ihren gesegneten Appetit. Aber nach ein paar Tagen
fraß sie wieder, daß es eine Freude war, und hatte sich im Handumdrehen
aus der ruhigen Seßhaftigkeit ihrer bisherigen Existenz an die immer
wechselnden Neuheiten des zigeunerhaften Nomadenthums gewöhnt. Zubovits
war ganz beruhigt, als er an einem hellen Octobertage auf seiner
Caradoc gemächlich gen Westen trabte.
Er blieb täglich 18 Stunden ini Stattel. Ei' ^versorgte das Pferd
allein. Er ließ keinen Menschen heran. Er allein fütterte, tränkte und

striegelte es. Er machte zwei Stunden am Tage Rast und vier Stunden in der Nacht. Er schlief täglich etwa vier bis fünf Stunden. Er wandte nicht das geringste künstliche Mittel an, um das Pferd anzuregen und aufzufrischen. Er selbst genoß während des langen Rittes nur wenig, und das Wenige auf die einfachste Art zubereitet: ein paar Spiegeleier, ein kleines Stück gebratenes Fleisch, — das war Alles! Kein Tropfen alkoholhaltiger oder spirituoser Getränke netzte seine Lippen, kein Tropfen Bier, Cognac oder Wein; auch Kaffee gönnte er sich nur in seltenen Fällen, er trank eigentlich immer nur klares Wasser.

So ritt er denn beharrlich seinem Ziele entgegen. Die Caradoc war und blieb in denkbar bester Verfassung, und er selbst hielt sich, wenn sich während der letzten Tage der Mangel an Schlaf auch in einer allmählich etwas empfindlichen und peinigenden Weise bemerklich machte, ganz rüstig und wacker. Erst in der allerletzten Nacht, wenige Kilometer vor Paris, wurde er vom Fieber durchrüttelt, und eine tödtliche Mattigkeit überfiel ihn. In diesen: Zustande traf ihn ein französischer Cavallerie-Offizier, der ihm entgegengeritten war. Zubovits, der aus Angst, daß mit der Caradoc irgend etwas vorgenommen werden könne, bisher keinen Augenblick von seiner Stute gewichen war, vertraute sie jetzt dem französischen Kameraden an und machte eine etwas längere Rast als gewöhnlich. Aber er fühlte sich wenig gestärkt. In Folge der übergroßen Anstrengung war er von quälenden Hallucinationen verfolgt worden. Er rappelte sich indessen gewaltsam auf und stieg zun, letzten Mal in den Sattel.

Auf dem kurzen Wege bis Paris kamen ihm nun zahlreiche Ccwalcaden zu seiner feierlichen Einholung entgegen und begrüßten ihn mit fröhlichen Zurufen. Er ließ die Caradoc im Schritt gehen; als er aber sein Ziel vor Augen sah, setzte er sie in Trab, und mit gewaltigen Sähen unter dröhnenden Hurrahrufen der Tausende, die sich versammelt hatten, um den Ankömmling aus Wien zu bewillkommnen, passirte die prächtige Stute mit ihrem schneidigen Reiter die dnrritzrs 6n trous. Zubovits hatte zwölf Tage und achtzehn Stunden gebraucht, um den Weg von Wien nach Paris zurückzulegen.

So müde er war, er konnte sich doch den Ovationen der begeisterten Sportsmen nicht entziehen. Man schleppte ihn in den Club, und da nahm er die erste gehörige Mahlzeit: er schlürfte zwölf Dutzend Austern, die er mit den« entsprechenden Quantum Sect befeuchtete. Vis ein Uhr Rachts blieb er mit seinen neugewonnenen Freunden zusammen. Dann legte er sich aufs Ohr. Es war ein Mittwoch früh. Für den folgenden Tag war ihm zu Ehren ein Bankett veranstaltet worden. Er konnte daran leider nicht theilnehmen, da er, nach siebenunddreißigstündigem Schlummer, während dessen man ihn: etliche Male Champagner mit Ei eingeflößt hatte, erst am Donnerstag 'Nachmittag 5 Uhr erwachte. Im Traum war er unausgesetzt weiter geritten.

Und die gute Caradocs Sie schlief genau so gut und gerade so fest
wie ihr Herr. Der lange Weg hatte sie freilich ermüdet, aber ihrer stählernen
Natur nicht das Geringste zu Leide gethan. Noch acht Fohlen hat sie als
beglückte Mutter nach dem berühmten Distanzritte das Leben geschenkt. Nach
dem sechsten Fohlen, deren jedes für 5000 Gulden verkauft wurde, ging sie
in den Besitz des Grafen Andrassr» über, eines Bruders des berühmten
Staatsmannes, der 20000 Gulden dafür zahlte. Dem gebar sie noch zwei
prächtige Fohlen. So hatte sie denn, die für 500 Gulden gekauft worden
war — abgesehen von: Wettgewinn —, ihrem Herrn 50000 Gulden ein-
gebracht: 30000 Gulden waren für ihren Nachwuchs, 20000 für sie selbst
gezahlt worden. Und Alles das verdankte der glückliche Reiter den leicht-
sinnigen Streichen eines verliebten Stallburschen.

Im Jahre 1885 erlag sie der Ausübung ihrer Mutterpflicht, im elften
Jahre nach dem famosen Distanzritt, betrauert von ihrem alten und neuen
Herrn. Ihr Andenken aber lebt fort bei Allen, die je um den Turf sich
gekümmert haben.

Also erzählte uns in seiner polyglotten Darstellungsweise der Honved-
Rittmeister Feodor von Zubovits, als wir Abends beim Thee in der
Kajüte des „Ettore" gemüthlich rauchten. Da ssilug die Glocke an, die
Maschine stellte ihre Thätigkeit ein, wir sahen uns überrascht an. Was
war das?

Wir stiegen an Deck, und vor uns strahlten !in langen Reihen'die
elektrischen Lichter vom nahen Ufer her. Die rothen und gninen wiesen
die Einfahrt in den Hafen. Wir waren vor Brindisi angelangt. Man
hatte dem „Ettore", den man wegen seiner schwächlichen Maschine gehänselt,
wiederum Unrecht gethan. Das tüchtige Schiff hatte die drei Stunden
der Verspätung bei der Abfahrt eingeholt und die Fahrt, für die fahrplan-
mäßig 37 Stunden angefetzt sind, in 34 zurückgelegt. Es war gerade
10 Uhr, als die Brücke an's Quai gelegt wurde.

Da wir einen zweistündigen Aufenthalt halten, stiegen wir an's Land
und durchstreiften!die dem Hafen nächstliegenden Straßen, die sehr gut
elektrisch beleuchtet waren. In der Mhe der Landungsbrücke trieben sich
Zeitungsjungen und stiegende Buchhändler, die keine Classiker verkauften,
herum; außerdem allerhand Gesindel, namentlich halbwüchsige Burschen mit
höchst confiscirten Spitzbubengesichtern, die sich unverschämt an uns heran-
drängten und mit verdächtige:» Zwinkern uns alle möglichen verlockenden
Anerbietungen machten. Weder durch Grobheit noch durch Nichtbeachtung
ließen sich die lästigen Vengel entmnthigen. Das furchtbare Geschlecht der
Nacht heftete sich an unsere Sohlen nnd folgte nns auf Schritt und Tritt,
wohin wir unsere Schritte auch lenken mochten.

Wir traten in eine schmutzige Osteria und tranken in defecter Gesell-
schaft ein Glas Landwein. Ein paar unappetitliche Kerle vergnügten sich mit
reizlosen Weibern und sangen Gassenhauer. Die Jungen, die vor der
Thür geduldig gewartet hatten, blieben bis zur Brücke unsere steten Be-
gleiter. Sie wurden nicht müde, uns in rübrend winselndem Ton um ein
paar Soldi anzubetteln. Kurz nach Mitternacht brüllte die Maschine ihr
mißlautendes Getute hervor, und wir dampften ab.
An Bord waren inzwischen starke Veränderungen vor sich 'gegangen.
Es waren etwa fünfzehn bis zwanzig Passagiere erster Klasse — so Männlein
wie Weiblein — hinzugekommen, und niit der intimen Zwanglosigkeit, die
bisher geherrscht hatte, war es nun aus. Auch die zweite Klasse und das
Zwischendeck hatten in Vrindisi starken Zuwachs erfahren. Es waren da
u. A. acht bis zehn junge Italiener an Bord gestiegen, die sich in Athen
als Freischärler anwerben lassen wollten, um wider den Halbmond zu
kämpfen. Der Eine von ihnen war direct vom Velociped herabgesprungen,
um in den heiligen Krieg zu ziehen. Es war ein hübscher, frischer junger
Mann, in sauberem, ja sogar ein bischen koketten: Nadfahrercostüm. Im
Gegensätze zu den meisten seiner Genossen schien er den ^begünftigteren
Ständen anzugehören und jetzt als Passagier des Zwischendecks seine erste
Vorschule in den Strapazen und Entbehrungen des Kriegs, die seiner
harrten, durchzumachen. Zufälliger Weise begegnete ich ihm etwa acht Tage
später wieder in Athen. In der kurzen Zeit hatte er sein Aeußeres völlig
vernachlässigt. Er sah ganz verwildert aus. Wir Hatten an Bord des
„Ettore" einige Worte mit einander gewechselt, und er erkannte mich auf
den ersten Blick, gerade wie ich ihn sofort wieder erkannt hatte. Aber er
wandte den Kopf ab, und ich hatte die bestimmte Empfindung, daß er sich
wegen seines verluderten Aussehens ein bischen schäme.
Auch einige höhere Offiziere der regulären griechischen Armee waren
an Bord des „Ettore" gekommen, daruntei ein Oberst, ein ernster, schweig-
samer Mann, der im Auftrage seiner Regierung umfangreiche Pferdeankäufe
gemacht hatte. Mit diesem und seinem Begleiter, einem noch sehr jugend-
lichen Major, verwickelte sich unser Honved-Nittmeister sofort in ein ungemein
lebhaftes Gespräch über die Chancen des Kriegs, aus dem für den Unbe-
teiligten mit voller Evidenz hervorging, daß dieser Krieg, den die Griechen
geradezu herbeisehnten, durch und dnrch volksthümlich war, und daß in
diesem Augenblick jede Regierung, ja die Dynastie selbst friedliche Velleitäten
mit ihrer Existenz hätte zahlen müssen.
Am anderen Margen um 10 Uhr hielten wir vor dem öden Sant
quaranta an einem kahlen Hügel der albanischen Küste. Der Ort, der
in früheren Zeiten, wie die bedeutenden Ruinen einer mächtigen vonetiani-
schen Festung bekunden, strategisch große Wichtigkeit gehabt haben muß, gilt
jetzt als nichtig. Die Griechen haben diese Meinung freilich nicht getheilt
und seitdem das armselige Nest bcnnbardirt. Es bestand nur noch aus vier

oder fünf Häusern. Die gewaltige Festungsmauer mit hohem Thurm war gut erhalten. Wie es jetzt aussieht, weiß ich nicht. Auf dein Gipfel des Berges stehen malerisch die Ruinen der alten Citadelle, die dereinst einen am Gelände gelegenen, im Jahre 1848 uon den Türken „gründlich devastirten" und seitdem verlassenen und verfallenen Weiler beherrscht hat. Von diesem Neste aus, das seine einzige Bedeutung: der Hafen Albaniens zu sein, theuer hat bezahlen müssen, stießen vier bis fünf Boote an unser Schiff, die mit abenteuerlichen Gestalten überfüllt waren. Es waren wilde Männer mit einigen Weibern, die auch nicht sehr zahm aussahen — die ersten unverfälschten Typen des Orients: Muselmänner und Rajahs, Türken, Griechen, Albanesen, Montenegriner in einem bunten Durcheinander, die Trachten uon Schmutz starrend, alt und zerlumpt, aber in Schnitt und Farbe von schöner malerischer Wirkung, Kerle in der Fustanella, die früher weiß gewesen war, mit umwundenen Beinen, andere im Ueberwurf aus grobein grauen Filz oder iu kurzen Mänteln aus langzottigem Schaf- und Ziegeufell. Von der Menge hatten sich, soweit es die räumlichen Verhältnisse gestatteten, einige mohamedanische Weiber in ihren bauschigen Gewändern, mit halb verdeckten« Gesicht, etwas abgesondert. Die eine Hälfte, die man sah, genügte dem Anspruchslosen und erweckte nicht das geradezu stürmische Verlangen, auch die andere zu sehen.

Unter diesem buntscheckigen Gewühl von allerhand wunderlichen Menschenkindern fielen die Montenegriner durch die edle Bildung ihrer charakteristischen Köpfe, ihre schlanke, elastische Gestalt und den Prunk ihrer goldverbrämten Tracht besonders auf. Freilich waren die Kleider alt, schäbig, verschossen und geflickt, aber in dem farbigen Plunder war doch eine unleugbare Eleganz. Die Türkeu bildeten die überwiegende Mehrheit, und das jetzt ganz gefüllte Zwischendeck glich einem Kornfelde mit üppig wuchern- den Mohnköpfen. Ueberall sah man interessante Gruppen. Hier spielte« Albanesen mit schmutzigen Karten, dort nahmen andere ihre frugale Mahlzeit ein': rohe Zwiebel uud Knoblauch mit grobfchrotigem, harten,, grauem Brot. Viele lagen auf deu Dielen. Sie hatten ihre Bagage, Decken und Kisten unter die Köpfe geschoben uud schliefen in unbequemster Lage fest wie die Säug- linge. Auf einer großen Tonne saß mit übergeschlagenen Beinen ein alter Türke — eiu edler Charakterkopf, ruhig und vornehm, mit dem Ausdruck überlegenen Dünkels. Das unruhige Treiben um ihn her ließ ihn völlig gleichgültig. Er las den Koran und erhob keinen Blick von den uns so merkwürdig erscheinenden Schriftzeichen. Wenn er auch gerade fo dürftig und unsauber gekleidet war wie alle Anderen, so war es doch nicht der erste Beste. Der um deu Kopf geschlungene grüne Turban bekundete, daß er entweder seine Abkunft vom Propheten herleiten konnte oder mit der heiligen Karawane nach Mekka gepilgert war.

Wir verlieren nun die Küste nicht mehr aus den Augen. Die Land- schaft wird immer lieblicher und reizvoller. Die Hügel, die sich in sanft

geschwungenen Wellenlinien vom lichten Himmel abheben, sind mit üppigen Bäumen bestanden und wie mit weichen: grünein Plüsch überzogen. Wir dampfen am Leuchtthurm auf dem malerisch aus dein stillen Meere auf-ragenden Felsen Tignoso vorüber, und bald darauf, kaum anderthalb Stunden nach unserer Abfahrt von Santi quaranta, halten wir vor Corfu.
Es ist ein entzückender Anblick, die helle, fröhliche Stadt, bespült vom blauen Wasser und eingebettet im frischen Grün aller denkbaren Schatti-rungen: vom hellsten Graugrün der Oliven- und Mandelbäume bis zum fast schwarz wirkenden Grün der feierlich düsteren Cyvressen. Und droben thront majestätisch die aus dem Felsen ausgehauene Citadelle, stolz und uneinnehmbar wie Ehrenbreitstein und Königstein, — wohl gerüstet, wie man versichert, — aber ohne Soldaten.
Vom Landungsplatze sind ein paar Dutzend kleine Boote abgestoßen, und sobald der „Ettore" die Brücke herabgelassen hat, stürzt wie eine Geierschar eine wilde Horde von schmierigen Kerlen und Bengeln aufs Deck, die sich zu allen möglichen Diensten erbieten: Ueberfahrt nach der Insel, Führung, Beherbergung, Verkauf von Photographien, von Oliven-stöcken und schlechten Cigaretten. Man muß geradezu handgreiflich werden, um sich dieses unsagbar zudringlichen Geschmeißes zu erwehren.
Wer auf Corfu, wie wir, nur ein paar knapp bemessene Stunden verwenden kann, der nehme einen Wagen und fahre nach dem Aussichts-punkt, „Kanone" genannt, weil keine Kanone mehr dasteht. Man kommt da zunächst durch einen Theil der Stadt, der einen fröhlich verbummelten Eindruck macht, und rollt dann die schöne lange Esplanade entlang, deren Pflasterung und geschmackvolles Gitter an die frühere Herrschaft der ordent-lichen Engländer gemahnen.
Aus unvergleichlich reizenden Gärten, die in üppigster Vegetation prangen, blicken freundliche und elegante Villen hervor. Ihre Namen, wie Villa Alkinoos, Villa Nausikaa, Villa Demodokos «., rufen die Er-innerung an die lieblichste Legende des hellenischen Alterthums wach. Wenn auch die Gelehrten noch darüber streiten, ob Corfu mit dem gepriesenen Eiland der Phäaken, Scheria, identisch ist oder nicht, so kann man sich doch auf alle Fälle kaum eine Landschaft denken, die sich mit dem Schauplatz der entzückenden Episode ans der Odyssee besser deckt als diese sonnige Insel mit den weitumschauenden Hügeln nahe am Wasser und den herrlichen Oelbäumen, wie sie in dieser Kraft und Fruchtbarkeit nicht ein zweites Mal auf Erden zu finden sind. Hier hausten sicherlich die Heißgeliebten der Götter „abgesondert im wogenrauschenden Meere", und hier entbrannte das kindliche Herz der lilienarmigen Jungfrau in zarter, ach! nicht be-lohnter Liebe für den herrlichen Dulder Odysseus, auf den Athene „von dem

Scheitel ringelnde Locke», wie der Purpurlilien Blüthe" herabgegossen hatte.
Ja, es sind dieselben Gärten, wie sie vor drei Jahrtausenden die Seele
des schwergeprüften Irrfahrers gelabt hatten:
.Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmcl,
Voll balsamischer Birnen, Kramte» und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und rothlich gesprenkelter Achsel.
Diese tragen beständig und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer ,uxh Winter; vom linden Weste gefächelt,
Blühen die'Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte:
Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel,
Trauben auf Trauben erdunteln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.
An dem Ende des Gartens sind immer duftende Beete
Voll balsamischer Krauter und tausendfarbiger Blumen."
Jedes Wort dieser liebevollen Homerischen Schilderung Scherias
trifft auf Corfu zu!
Unser Weg, der etwas steigt, führt an heiteren Gelände« vorüber,
die mit Orangebäumen dicht bestanden sind. Aus den dunklen Zweigen
glühen die goldenen Früchte hervor. Prächtige Oliven, Palmen, Cedern,
Datteln und Cactus umsäumen die Straße. Auf den grünen Wiesen
weiden große Heerden langzottiger Schafe und Widder mit starken ge-
schwungenen Hörnern und stolzen: Vließ. Hie und da sieht man auch
fette vergnügte Ferkel sich auf dem Boden herumwälzen. Sie sehen hier
beinahe reinlich aus.
Von der „Kanone" hat man einen weiten Ausblick auf die malerische
Citadelle, auf das herrlich blaue Wasser mit dem kleinen feierlichen
schwarzen Cyvresseneiland, das dem genialen Böcklin, wenn nicht als
Modell, so doch sicherlich als Anregung zu seiner „Todteninsel" gedient hat.
Auf den bewaldeten Höhenzügen, die das landschaftliche Bild abschließen,
sieht man vereinzelte menschliche Niederlassungen, die sich mitunter auch zu
kleineren Weilern zusammenschließen; und in der Ferne leuchtet in grellem
Weiß der großartige Sommervalast hervor, den die Kaiserin von Öster-
reich, eine begeisterte Freundin Corfus, sich erbaut hat: das Achilleion.
Seitdem dieser Prachtbau vollendet ist, hat die Kaiserin, die in früheren
Jahren alljährlich diefen lieblichen Fleck Erde aufsuchte, unerklärlicherweise
die Phäakeninsel nicht wieder besucht. Im Park des Achilleion hat auch
Heinrich Heine, der Lieblingsdichter der Kaisenn, die Ehrung gefunden,
die ihn» in der Heimat bis jetzt versagt geblieben ist: ein Marmorbild,
umrahmt von Duccavalmen, Aloesträuchen und Mandelbäumen.
So kurz mein Aufenthalt in Corfu auch sein mußte, so tief hat sich
doch das anmuthige freundliche Bild in meine Seele eingeprägt. Es that
mir leid, als der Zeiger der Uhr mich zur beschleunigten Rückkehr an
Bord des „Ettore" zwang.

Die Dampfer kommen zu einer recht unbequemen Stunde, so gegen fünf Uhr Morgens, vor Patras, dem Haupthafen der griechischen Westküste an. Die meisten Reisenden verlassen hier das Schiff, um die Bahn über den Isthmus von Korinth nach Athen zu nehmen, — auch diejenigen, die über Athen hinaus, nach Constantinopel oder weiter fahren wollen, denn sie gewinnen da einen vollen Tag, den sie auf eine, wenn auch nur flüchtige Durchwanderung Athens doch jedenfalls viel zweckmäßiger verwenden können, und ersparen die Beschwerden des großen Umwegs zur See, um Morea herum, — eine Fahrt, die namentlich im Süden, beim Cav Matapan, wo das Meer immer ziemlich stürmisch ist, oft recht lästig sein soll. Außerdem ist es auch eine Geldersparniß.

Der Zug von Athen verläßt Patras vor acht Uhr Morgens. Durch die freundliche Vermittelung eines in Patras ansässigen Deutschen, der mir auch alle Scheerereien wegen der Zollabfertigung abgenommen, hatte ich ein kleines Halbcoup6 für mich allein bekommen und mich darauf eingerichtet, während der etwa neunstündigen Bahnfahrt, die nur bevorstand, den Schlaf nachzuholen, den ich in der vergangenen Nackt versäumt hatte. Aber es blieb beim guten Vorsah. Das entzückende, wechselvolle Bild, das sich auf der ganzen Strecke, besonders in den ersten Stunden, am Golfe von Korinth, mir darbot, hielt mich wach und bannte mich durch seinen Zauber. Die Bahn läuft von Patras bis zum Isthmus hart an: Ufer des Golfs entlang. Berge in den pittoreskesten Linien, in duftigsten und zartesten Farben ziehen an uns vorüber, und das tief-tiefblaue Wasser, das am Strande mitunter in schaumigem Gischt aufspringt, bleibt nnser treuer Begleiter. Der Liebreiz dieser Contonren, dieser Farbenrausch, diese überschwängliche Freudigkeit hat etwas vollkommen Berückendes. Man muß auf Reisen gehen, um es so recht zu empfinden, wie ungleich die Natur ihre Gaben vertheilt hat, wie stiefmütterlich wir armen Teufel im Norden von ihr behandelt werden. Unser Blick wird nicht müde, hinüber zu schweifen zu den bewaldeten Höhen in rosig goldigein Dunst und hinabzugleiten auf den glatten warmblauen Wasserspiegel, der hier und da von breiten dunklen, fast schwarzblauen Streifen durchzogen wird und an seiner köstlichen Umrahmung sich zu zartem Resedagrün auflichtet. Es ist eine Farbenpracht, wie sie die Sonne in unserem nördlichen Deutschland nur an besonders begünstigten Tagen bei ihrem Aufgange und bei ihrem Scheiden vor unseren entzückten Blicken hervorzaubert.

Bei der Ueberfahrt über die Landesenge von Korinth — jedem Normaldeutschen klingen da die Schiller'schen Verse in die Ohren — habe ich mich vergeblich nach „Poseidons Fichtenhain", auf den mich der sonst so verläßliche „Meyer" lüstern gemacht hatte, umgesehen.

Die Landschaft bleibt zwar auch hinter Korinth noch reizend. Aber der Höhepunkt ist nun doch überschritten.

An den größeren Stationen hat sich viel Volk versammelt. Es ist

Sonntag. Die Bauern haben ihre schönsten Gewänder angelegt; und hier wird der weiße Faltenrock, der knapp bis an's Knie reicht, noch viel getragen. Vor den: Wagen, in dein Freischärler sitzen, staut sich die Menge auf. Und wenn der Zug sich in Bewegung setzt, ertönt lauter Zuruf, der schließlich in die kampffrohe Losung des Tages: „Es lebe der Krieg!" austlingt. „Es lebe der Krieg!" .. Ja, damals war noch kein Blut geflossen!

Da plötzlich fehen wir, nachdem wir Eleusts verlassen haben, in der Ferne in bergiger Umgebung einige Höhen aufragen, die sich stolz von den anderen abzulösen scheinen i zunächst den mächtigen Pentelikon, dann die felsige Pyramide des Lnkabettos, auf dessen Spitze eine Kapelle errichtet ist. Und bald darauf steigt ein Hügel von eigener Gestaltung aus Schnrren und Geröll, scheinbar geradlinig vor uns auf, oben wie mit dem Lineal abgeplattet. Auf dem Plateau erhebt sich ein zerfallener Tempelbau von ergreifender, ja überwältigender Wirkung. Durch die Abstände zwischen den hohen Säulen, die jetzt im Lichte der schon ziemlich tiefstehenden Sonne in mildem Grau leuchten, und durch die breiten Lücken, die die langsam verwüstende Zeit und die schnellere Verwüstuug menschlicher Brutalität gerissen haben, strahlt in heißem Blau der wolkenlose Himmel. Es ist der Parthenon auf der Akropolis.

Von ehrlichen Leuten, die Griechenland bereist hatten, habe ich mir erzählen lassen, daß ihnen die Akropolis mit ihren Ruinen, die uns die Blüthezeit der höchsten menschlichen Cultur, des goldenen schönheitstrunkenen Zeitalters vor die Stelle führen, eine starke Enttäuschung bereitet hätte. Ich stehe da vor einem nnlösbaren Mthsel. Ob ich es besonders glücklich getroffen habe? Luft und Licht waren in der That göttlich. Mich überkam bei diesem Anblick eine Stimmung, die ich bei meiner angeborenen Scheu vor Ueberschwänglichkeit nicht einmal anzudeuten wage. Ich merkte kaum, daß sich der Zug verlangsamt hatte und in Athen, der ersten Etappe meiner Reise, hielt.

Die Straßen und Plätze waren in dieser späten Nachmittagstunde leidlich, wenn mich durchaus nicht ungewöhnlich belebt; und es war obenein noch ein Sonntag. Und als ich später, nach dem Essen, so etwa gegen zehn Uhr, das Hstel verließ, — das Hötsl clß Ik Vranäs Lretüßiw ist, beiläufig bemerkt, wohl das beste und behaglichste des ganzen Orients — um ziellos die mir fremde Stadt zu durchwandern, fand ich Alles öde und still. Man merkte, daß fast die ganze Jugend, die wie überall, so gewiß auch hier, zu vorgerückter Abendstunde ausschwirrt uud das Hauptcontingent der angenehmen Nachtschwärmer bildet, die Hauptstadt verlassen hatte und unter Waffen an der thessalisch-macedonischen Grenze stand.

An dem weiten Platze vor dem Schlosse — dem in jüngster Zeit als Schauplatz der Volksdemonstrationen vielgenannten Verfassungsplatze —

waren zwar die großen Caf6s noch zieinlich besucht, aber draußen ließ sich kaum noch ein Mensch blicken. Ich folgte dem Geleise der Pferdebahn, die nach meiner Berechnung doch nach einein belebteren Verkehrspunkt führen mußte. Ich ließ so und so viele Wagen leer an mir vorüberfahren. Es wurde immer öder und stiller. Meine Schritte hallten unheimlich durch die finsteren und menschenleeren Gassen. Alle Häuser waren dunkel, alle Laden geschlossen. Da nahm ich denn den nächsten Pferdebahnwagen, der mir entgegenkam, und fuhr stillbeglückt wieder nach meinem H8tel zurück. Die Stadt war wie ausgestorben. Ich citirte unwillkürlich die ersten Verse aus „Hermann und Dorothea".

So kirchhofsruhig wie an diesem ersten Abend wirkte Athen an den folgenden Tagen nun freilich nicht. Es ging sogar manchmal recht lebhaft zu. Es war unmittelbar vor der Kriegserklärung, und das Kriegsfieber war zu einer Art von Parorysmus ausgeartet. Aber auch in den stürmischsten Stunden gingen die Wogen weniger hoch, als ich bei dem heißblütigen Temperament des Südländers vorausgesetzt hatte. Das garstige Lied, das politische Lied trübte mir in keiner Weise den stillbehaglichen Genuß an all den freundlichen und gewaltigen Schönheiten, die die ruhmreichste Vergangenheit vor unserer Phantasie neu beleben. Viele davon sind erst in jüngster Zeit aus Schutt und Trümmerhaufen wieder an's Licht der Sonne gefördert, und man kann sagen: fast täglich lohnen herrliche Erfolge die unverdrossene Mühe der archäologischen Schatzgräber.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier den nochmaligen Versuch eiuer Schilderung all der Schönheiten, die Athen birgt, zu unternehmen. Eine wissenschaftliche Abhandlung, die auf Belehrung irgend welche Ansprüche erheben dürfte, könnte, und ein Handbuch für Vergnügungsreisende möchte ich nicht schreiben. Die finden überdies in Meyers Neisebüchern „Tücki und Griechenland", die ich in allem Wesentlichen als zuverlässige Führer bewährt gefunden und schätzen gelernt habe, alles Wissenswerthe. Ohne Prätensionen will ich erzählen, was ich gesehen habe, und wie ich es gesehen habe, — etwa so wie ich mich mit einen: befreundeten Reisegefährten entweder bei der Betrachtung selbst, oder Abends, wenn wir das, was uns der Tag gebracht hat, überdenken und beplaudern, aussprechen würde.

Ich will nlir einreden, beim Abschiede habe mir ein Freund gesagt: „Lassen Sie unterwegs von sich hören. Ich weiß, daß die Akropolis schon vor Ihnen entdeckt und schon recht oft in ihrer archäologischen, künstlerischen und landschaftlichen Bedeutung geschildert worden ist; ich weiß auch, daß Sie das Dionnsostheater nicht ausgegraben haben, aber gleichviel! Schreiben Sie mir, wie Sie die Dinge, Land und Leute gesehen haben, und wie alles das in ehrlicher Unbefangenheit auf Sie gewirkt hat." Möchte mir

der Leser die Kühnheit, ihn so ohne Weiteres als teilnehmenden und wohlgesinnten Freund anzusehen, nicht verübeln.
Am unmittelbarsten, anschaulichsten und vielleicht auch am eindrucksvollsten tritt uns das Bild der dahingegangenen Pracht, wenn sie hier, im Mittelpunkte der attischen Grüße, auch viel beredtere und großartigere Zeugen hinterlassen hat, in der alten Gräberstraße entgegen.
Wir haben die Hermesstraße, eine der Hauptverkehrsadern der neuen Stadt, die fast geradlinig vom Bahnhof auf den Verfassungsplatz mit dem Königsschlosse führt, verlassen. Sie ist heute, um diese Stunde des Frühnachmittags besonders belebt. Kleine Häuflein Freiwilliger, die eine starke Escorte von Müßiggängern, meist blutjungen Burschen, begleitet, kommen uns entgegen. Zahlreiche Flüchtlinge aus Kreta, an ihrem schlanken, hohen Wuchs, der edlen Gesichtsbildung und dem malerischen Schnitt der dunkelfarbigen Kleidung leicht kenntlich, schlendern gemächlich daher und bleiben gaffend vor jedem größeren Schaufenster stehen. Alles gemahnt uns an das unruhige Treiben des Tages, an die jüngsten Ereignisse und beschäftigt unseren Geist mit dein, was der kommende Tag bringen mag.
Nur wenige Schritte, und die lärmende Gegenwart ist wie zerstoben.
Und alles Leben ist dahin . . .
Wir sind allein auf einem weiten, tristen Felde, unter längst Abgeschiedenen, selbst abgeschieden von Allem, was uns eben noch bewegt hat. Das Wetter ist unfreundlich geworden. Ein scharfer Wind peitscht wirbelnd dichte graue Staubwolken auf. Der Boden ist uneben, höckerig. Wo er nicht von Geröll, von zertrümmerten Säulen und zerbrochenen Gefäßen, von Marmorstücken und Thonscherben bedeckt ist, wuchert das Unkraut hoch auf. Alles ringsum ist grau und freudlos. Alles trauert wie in Sack und Asche.
Aus diesem trüben Untergrund ragen nun, bald in größeren, bald in geringeren Abständen von einander, willkürlich in ihrer Lage und Richtung, Denkmäler auf, schmucklose und kostbare. Hier stehen einfache Mannorschreine, in bescheidenster Ornamentik, mit Inschriften, die zum Theil verwittert, zum Theil aber auch noch in aller Schärfe erhalten sind. Die eine kündet uns, daß in diesem steinernen Sarge die Schwester des Alkibiades zu ewiger Ruhe gebettet ist. Dort sind künstlerische Monumente errichtet, gewöhnlich Basreliefs mit überlebensgroßen Gestalten in schlichter Umrahmung, von zwei einfachen Säulen oder Pfosten eingefaßt und mit einem schlichten Giebel in flachem Dreieck des Tempeldachs gekrönt, lediglich ein anspruchsloser Nahmen für die bildliche Darstellung im Hauptfelde.
Meistens sind es zwei Figuren, die Verstorbene und die ihr Nächstftehende: der Vater, die Mutter, der Gatte, eine Freundin. Die Composition ist fast immer dieselbe: eine sitzende Figur, — das ist die Abgeschiedene, — reicht einer stehenden, der Ueberlebenden, die Hand zum traurigen Abschiede. Manchmal sind auch Mehrere ernste und ergriffene Zeugen des schmerzlichen Vorgangs. Dann will auch das treue Hündchen,

das sich wedelnd an die Scheidende drängt und auf eine letzte Liebkosung zu warten scheint, nnter den Freunden nicht fehlen.
Die ineisten dieser Arbeiten rühren gewiß nicht von ersten Meistern her, sondern gerade wie die liebreizenden Tüpferbildchen aus Tanagra wohl mehr von vorgeschrittenen Kunsthandwerkern. Aber aus allen spricht das feinste künstlerische Empfinden, ein hoher Sinn für das Edle, Schlichte und Treue. Die Haltung der Gestalten, der Ausdruck der Köpfe, der Faltenwurf der Gewandung — Alles ist so wahr, so ohne alle Pose und Phrase, so naiv und rein, wie es nur der wahrhaft künstlerisch Begabte sieht, empfindet und wiederzugeben vermag.
Einzelne dieser Bildwerke haben aber auch einen absolut großen Kunstwerth; namentlich an eines habe ich eine unauslöschliche Erinnerung bewahrt. Links (vom Beschauer) sitzt auf einem Stuhl mit geschwungenen Beinen ein wunderschönes Mädchen in der prangenden Fülle der Jugend. Ein leichtes durchsichtiges Gewaud umwallt in zarten Falten die herrliche Gestalt, ohne sie zn verhüllen. Sie hat den Kopf ein wenig geneigt und betrachtet ernst und aufmerksam einen Schinuckgegenstand, wohl einen Ring, den sie dein offenen Kästchen entnommen hat und zwischen Daumen und Zeigesinger hält. Gewiß ein theueres Angedenken, das sie jetzt, da sie den Freuden des Daseins auf immer zu entsagen hat, — denn von den Leiden dieser Welt hat die blühende Jungfrau gewiß nicht viel erfahren — bittere Wehmuth in ihr weckt. Das Schmuckkästchen wird ihr von einem anderen, stehenden jungen Mädchen hingehalten, das kleiner und zierlicher und wohl auch noch jünger als sie ist. Vielleicht ist's ihre kleine Schwester, vielleicht ihre beste Freundin, vielleicht auch ihre Lieblingsdienerin. Die wohlerhaltene Giebelinschrift nennt uns den Namen der Verstorbenen: Hegeso, eine Tochter des Prorenos. Ein feierlicher, weihevoller Ernst ruht auf diesem Bildwerke. Da ist Nichts von heuchlerischer und feiger Selbstbelügung, nichts „Trostreiches", wie menschliche Schwäche es zu nennen liebt, kein „Blinzeln nach dein Jenseits". Es ist der tieftraurige Abschied für immerdar, dessen Traurigkeit man hinzunehmen hat — wohl oder übel.
Mit diesem Grabdenkmal hat ein anderes im Nationalmuseum zu Athen aufgestelltes eine so auffällige Aehnlichkeit, daß man ohne allzu große Vermessenheit wohl auf denselben Meister — hier darf das Wort gebraucht werden — als auf den Urheber dieser beiden Bildwerke schließen darf. Auch hier steht eine weibliche Gestalt mit geöffnetein Schmuckkästchen vor einer sitzenden, die mit schwermüthigem Ausdrucke auf die Juwelen blickt. Beide Mädchen sind von entzückender Anmuth; auf diesem ist die Stehende nur viel größer und reifer als auf dem Denkmal in der Gräberstraße.
Nein als Kunstwerk betrachtet steht das Grabmal des Museums, das im Piräus gefunden worden ist, vielleicht sogar über der Hegeso. Die Haltung der Unbekannten ist wohl noch freier, das Gesicht noch feiner im Ausdruck durchgebildet, der sich in der duftigen Gewandung scharf abzeichnende Leib

noch reizvoller. Und doch ist die Wirkung hier in den Mauern des Museums, als ein Bildwerk unter vielen gleich-, mehr- oder minderwerthigen, viel geringer als das Bildwerk der Hegeso auf dem grauen, mit Trümmern besäeten Felde unter freiem Himmel. Das steht eben da, wohin es gehört, da, wo es der Bildner sich gedacht hatte. Und daß man auch Kunstwerke nicht ungestraft der heimatlichen Stätte entreißen, sie verpflanzen und aus Gottes freier Luft in das dumpfe Gefängniß der Museen einsperren darf, das wird uns erst später noch recht klar werden, wenn nur den Eindruck, den die nach England geschleppten und im British Museum zur Schau gestellten Friese des Parthenon auf uns gemacht haben, mit der Wirkung der Platten vergleichen, die zun: Glück noch an Ort und Stelle geblieben sind.

In der Kunst, die Museen mit wirklichen, Genüsse zu besuchen, habe ich es trotz jahrzehntelanger Uebung und redlichem Bemühen über das Stadium des Anfängers nicht hinaus gebracht. Die Massenhaftigkeit der hier angesammelten und selbst bei denkbar geschmackvollster Anordnung doch immer unsinnig und zweckwidrig aufgestellten Kunstschätze erdrückt mich. Die Wirkung des einen bewundernswerthen Werkes wird vom anderen übertrumpft und vernichtet; schließlich wird mir von alledem „so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum"; wie gerädert schleppe ich mich nach Hause und bringe von einem ersten Besuche dieser Massenanhäufung kaum etwas Besseres heim, als das Bewußtsein des reisenden Engländers: da war ich auch! Erst wenn ich aus eigener Erfahrung oder durch einen verständnißvollen Kundigen weiß, was Alles ich nicht zu sehen brauche, wenn ich mich auf Auserwählte zu beschränken vermag, — erst dann gewährt mir das Museum wirkliche Freude.

Im Athener Natiunalmuseum sind außer dem eben erwähnten mehrere Grabdenkmäler von großer Schönheit. Die beiden, die auf mich einen besonders tiefen Eindruck gemacht haben, weichen in der Composition von denen in der Gräberstraße etwas ab. Auf beiden befinden sich die dargestellten Gestalten in stehender Haltung. Auf dem einen sehen nur die noch junge Gattin, eine hohe, schlanke Figur, vom Gatten scheiden, auf desse» Antlitz der Ausdruck tiefen, aber mannhaft ertragenen Schmerzes geprägt ist. Auf dem anderen !den trauernden Vater und seinen im Frühling des Lebens dahingerafften Sohn. Es ist wohl das schönste von allen. Der Jüngling, ein Bild lebensfrischer Kraft, gebaut wie ein ^Avoll, steht angelehnt da, in ruhiger Entschlossenheit. Hart neben ihm hockt auf einer Stufe ein kleiner Junge-, auf die hochgezogenen Kniee hat er die (Mögen gestützt, der Kopf mit geschlossenen Augen ruht auf den beiden Händen — ohne Zweifel der jüngste Sproß der Familie, die den Tod des Sohnes beweint. Anf ihn, den Todten, hat der Alte mit lang herabwallendem Haupthaar und vollem Bart den tieftraurigen Blick gerichtet. Sein langer Mantel fällt fast bis auf den Knöchel herab. Den Saum des Kleides beschnobert der starke Windhund des Verschiedenen. Der Alte hat die Linke auf einen Stab gestützt, während er

die Rechte trübselig sinnend an den Mund führt. Das Ganze ist rührend schlicht und wahr und so schön in der künstlerischen Durchführung, daß selbst vorsichtige Kunstkenner keinen Anstand nehmen, es dem großen Skopas zuzuschreiben. Ist es nicht von ihm, so ist es von einem Seinesgleichen und könnte jedenfalls von ihm sein, ohne ihm zur Unehre zu gereichen.

Hätte mein liebenswürdiger Gastfreund und feinsinniger Führer, General Kokides, dem ich für Alles, was er für mich in Athen gethan hat, gar nicht dankbar genug sein kann, mich auf dieses Kunstwerk nicht besonders aufmerksam gemacht und nicht dafür gesorgt, daß ich beim Durchwandern des Museums in der Betrachtung von Unwesentlichem meine Empfangsfreudigkeit nicht erschöpfte, so wäre ich vielleicht auch an diesem Meisterwerke, das beinahe alle anderen aufwiegt, achtlos vorübergegangen. Es hebt sich durch kein äußerlich auffälliges Merkmal von seiner Umgebung ab. Es hat dieselben Größenverhältnisse, ist aus demselben Stoff gefertigt und steht mit der laufenden Nummer versehen, in Reih' und Glied mit vielen anderen. Wie schön es ist, erkennt man erst bei langer liebevoller Betrachtung. Aus dem Bette des annseligen Ilissos hat man es herausgefischt. Wie viel großartiger wäre die Wirkung, wenn man seine Stätte in der Gräberstraße hätte ermitteln und es dort wieder aufstellen können. Da, im großen Todtengarten, inmitten der geborstenen Säulen, des staubigen Unkrauts, der anderen Denkmäler in tempelförmiger Einfassung, der schilderhausartigen Baulichkeiten, die dereinst mit längst verschwundenen Bildern geschmückt waren, — da war sein Platz! Auf diesem hügeligen Boden, wo auf höchstem Postament der mächtige Marmorstier steht, der mit müthend gesenktem Kopf den verhaßten Gegner aufzunehmen und in die Luft zu schleudern sich anschickt; wo die riesige Hündin in Stein gehauen, auf dem Grabe ihres Herrn trauert — hier zu Füßen der Akropolis, von deren Höhe die Trümmer der Propyläen und des Parthenon auf diese Trümmer ihrer Zeitgenossen herabschauen.

Einen fast unheimlichen Eindruck macht ein wohl auf dein höchsten Punkte des Todtenfeldes auf schlecht behauenen Steinblock gestelltes Kolossalstandbild. Ein Weib in reiferen Jahren, bis zum Hals bekleidet, nur der Unterarm ist bloß. Sie sitzt auf einem Polster. Die Gewandung ist sehr schön. Die ganze Statue ist prächtig erhalten. Nur die rechte Hand fehlt. Und der Kopf ... am Halse wie abgehackt! Diese mächtige, hochthronende Gestalt, kopflos, wie sie so dasitzt und alles das, was um sie her und unter ihr ist, zu beherrschen scheint — wie sich die Contouren dieser Verstümmelten scharf vom grauen Himmel abheben — es hat etwas wirklich Gespensterhaftes! Hätte sie nicht die Ehrwürdigkeit des Alterthums, so könnte man sie in ihrer Kopflosigkeit für ein symbolisches Denkmal der jetzigen Regierung halten. <««,«,!,.» «rül°i s°ig».,

«loiistllntlnoptl. Im Mol 1897.

^^^n«!ü^Ü>

f)aris nach der Belagerung
und während des Commune-Aufstandes.

von

<5H. Veiling.

— Wien, —

(schlich.!

aulhelden, Streber, verbummelte Studenten, die auf die Obrig-
keit losschimpften und mit der Aufrichtung der socialen Republik
das Ende all' des Jammers und die Möglichkeit, Rache an
den Deutschen zu nehmen, verkündeten, fanden überall willige Zuhörer,
begeisterte Anhänger.

Der Franzose, leichtgläubig von Natur, ist leicht für eine Idee ein-
zunehmen, ist sie zum Schlagwort geworden, so helfen keine Vernunftgründe
mehr, ihn von der fixen Idee zu heilen, er ist wie hypnotisirt und läßt
sein Leben für seine Idee.

So war es mit dem Boulcmger-Nummel, so jetzt mit der Anbetung
des Zaren, von dem sie Nichts erhielten, als die Zusicherung, den Frieden
beschützen ;u vollen, mährend sechs Milliarden französisches Geld dem arg
zerrütteten russischen Credit wieder auf die Beine halfen.

Doch ich wollte ja nur persönliche Erlebnisse schildern und gerathe
dabei unwillkürlich auf das politische Gebiet. Zurück also nach Paris in
den letzten Tagen des Februars 1871.

Die dumpfe Schwüle, die damals in Paris herrschte, wurde uoch
vermehrt durch die Nachricht, welche die Pariser wie ein Donnerteil traf,
baß die verhaßten Preußen ihren Einzug in Paris halten sollten. Bis
jetzt hatten die Pariser nur ihre Kanonen donnern hören, gesehen hatten
sie keine, höchstens die Neugierigen, die vor die Thore gestürmt waren, um
dort einige Schildmachen anzustarren, oder einige arme Teufel, die bei den

UM Paris stattgefundenen Gefechten gefangen genommen worden und wie der dosnk ßi-»8 in großem Triumph durch alle Straßen geschleppt'worden waren. Nun sollten bei 80 000 Mann in Paris einziehen und daselbst drei Tage verweilen.
Man wollte es anfangs nicht glauben, daß eine französische Regierung diese Entweihung der geistigen Hauptstadt der Welt zugeben könne, aber schließlich mußte man sich mit der Thatsache abfinden, daß am 1. März die Vorhut der Deutschen, aus bayerischen Regimentern bestehend, im Loig äs Loulo^ns erschien und endlich ein endloser Strom von deutschen Kriegern sich durch den ^ro ös triompds über die 0d»mp8 N1^8S8, den Tuilerien- garten, bis zum Louvre heranwälzte und auf dem ganzen langen Wege campirte.
Das waren in der That bange Momente! Ueberall wurden Trauer- fahnen ausgesteckt, die Hausthore geschlossen, die Statuen verhüllt mit schwarzen Schleiern, während die besonnenen Leute unter den Parisern es vermieden, sich auf die Straße zu begeben. Theater und Vergnügungsorte waren ausnahmslos geschlossen.
Ohne mich in die Gefahr zu begeben, wollte ich doch durch den Augen- schein mich über die Haltung der Bevölkerung unterrichten, bestieg daher in der ins äs8 8aint8-pörs8 den vom Odson nach Clichy verkehrenden Omnibus, um vom luftigen Sitz oben auf der Imperial meine Beobachtungen anzustellen. Dieser Omnibus fuhr nämlich auf feiner Route gewöhnlich durch die beiden den Louvre und die Seitenflügel der Tuilerien ver- bindenden großen Thore quer über den Louvrehof oder pl»ss 6u 0»rou88sl nach der rus 6s Tivoli.
Als wir aus der rus <ls8 8«,int8-pörs8 auf den Quai am linken Seineufer ankamen, fahen wir am anderen Ufer längs der am Louvre vorüberziehenden Quaistraße diese von einer fchwarzen Menschenmenge be- deckt. Auf der gerade zum Carousselthore führenden Brücke angelangt, bemerkten wir, während der Omnibus nur mühsam im Schritt sich durch die angesammelte Menge Bahn brach, durch die hohen eisernen Thorgitter, die ich zum ersten Male geschlossen sah, hellblau uniformirte Soldaten mit dem Raupenhelm auf dem Carousselplatz zwischen den Gewehrpyramiden auf- uud abwandeln. Das waren jedenfalls bayerische Soldaten, bei deren Anblick mein Nachbar auf dem Omnibus wüthend die Fäuste ballte, ein dröhnendes: „0 l68 oanni1!s8!" ausstoßend.
Da die Durchfahrt versperrt war, so mußte der Omnibus rechts ab- schwenken und durch die dichtgedrängte Menge längs der Quaistraße an der Seitenfront des Louvre vorbeifahren, aus dessen Fenstern im ersten Stock preußische Offiziere, Cigarren rauchend, in aller Gemüthsrube auf die mild aufgeregten drohenden Menschenmassen unter sich herabblickten. Ein wildes Geheul, von drohenden Fäusten begleitet, tönte ihnen entgegen, die un-

flächigsten Schimpfworte wurden ihnen in's Gesicht geschleudert, ohne daß
sie eine Miene verzogen. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß ihr
Gesichtsausdruck höhnische Freude verrieth, aber gerade ihre stoische Ge-
lassenheit reizte die Menge fast bis zum Wahnsinn. Wie nun, wenn ein
einziger in dieser nach Tausenden zählenden Menge den wahnwitzigen Ge-
danken gefaßt hätte, eine Revolverkugel hinaufzuschicken? Die Folgen lassen
sich nicht ausdenken; denn ein einziger Druck auf den Telegraphen-
Apparat in den Tuilerien hätte genügt, um die gräßlichsten Repressalien
hervorzurufen. Während der ganzen Zeit des Verweilens der preußischen
Truppen in Paris waren sämmtliche Kanonen der Paris umgebenden
Forts auf die Stadt gerichtet, und der Anfall eines Irrsinnigen auf einen
preußischen Offizier hätte unsägliches Elend zur Folge gehabt.
So viel hatten die Pariser doch gelernt, daß sie sich zu keinen Thal«
lichkeiten hinreißen ließen. Dagegen übten sie Volksjustiz an einigen Dirnen,
welche sich in den OlininpZ Ni^8s8 zu wenig patriotisch gegen die Deutschen
gezeigt und sich zu ihnen gesellt hatten; man riß ihnen die Kleider vom
Leibe und jagte sie mit Stockhieben durch die Straßen. Glücklicher Weise
dauerte der Aufenthalt der Deutschen in Paris nur ungefähr 48 Stunden
bis zum Abschluß des Präliminar-Friedens.
Die Pariser Nationalgarde hatte unterdessen, unter dem Vormunde,
die nicht ausgelieferten Kanonen vor den Preußen zu retten, dieselben auf
die Vntts 6s Nontniartrs, einem der verrufensten Viertel von Paris ge-
schafft und nach dem Abzug der Preußen auch dort behalten, anstatt sie
der Negierung auszuliefern.
Man stritt darüber in den Zeitungen hin und her, doch dachte man
Anfang März nicht daran, daß an diesen Kanonen der Bürgerkrieg sich
entzünden sollte.
Meine Lage wurde indessen immer peinlicher, von Tag zu Tag drückte
mich die gezwungene Unthatigkeit; meine einzige Hoffnung beruhte noch auf
der Rückkehr aus der Gefangenschaft des mir befreundeten Generals, dem
es ein Leichtes war, vom Unterrichtsminister meine Versetzung in ein
anderes Lyceum zu erlangen. Endlich am 16. März Abends traf er mit
seiner Familie in Paris ein. Des anderen Tages war es mir nicht
möglich, ihn zu sprechen, da er zum Präsidenten Thiers nach Versailles
wichtiger Conferenzen halber sich begeben hatte. Am 17. Abends sagte
mir seine Gemahlin, ich möchte des anderen Tages vor 8 Uhr zu ihrem
Gatten kommen, da er wahrscheinlich nach 8 Uhr wieder auf dem Wege
nach Versailles sich befinden würde.
In der That stand ich schon um halb acht Uhr vor dem Portier des
Hauses, wo der General wohnte, und frug, ob er mich empfangen könne.
Der Portier, der mich wohl kannte, antwortete ganz verlegen, der General
sei nicht zu Hause. Ich bat, mich zu dessen Sohne zu führen, da ich doch
um diese Stunde nicht zur Generalin gehen konnte. Er sei auch nicht zu

Hause, war die Antwort. Das war nun verdächtig. Erzürnt stellte ich
dem Portier vor, daß ldie Generalin selbst nur diese Stunde bestimmt
habe, und ich, als Freund des Hauses das Recht hätte, die Wahrheit zu
erfahren . . .
Da rückte der gute Mann endlich mit der niederschmetternden Nach-
richt heraus, um 11 Uhr Nachts seien wichtige Depeschen gekommen,
Adjutanten hätten die Nachricht von einem Aufstande in Montmartre ge-
bracht, wo man zwei Generäle umgebracht habe, während die Truppen sich
den Aufrührern angeschlossen halten; auf diese Nachrichten hin habe der
General anspannen lassen und sei mit seiner Frau, seinen zwei Söhnen,
der Tochter und deren Gouvernante auf- und davon gefahren. Alles liegen
und stehen lassend, wohin, wisse er selbst nicht.
Auf diese Weise erfuhr ich die Kunde von dem Aufstande der
Commune, der von den Flammen der gemeuchelten Stadt beleuchtet, im
Blute untergehen sollte.
Ich stand zuerst wie betäubt, konnte die schreckliche Nachricht nicht
glauben, denn Alles um mich herum war so still, so alltäglich, daß es gar
nicht zu denken war, daß drüben am rechten Ufer der Seine Mord und
Todtschlag herrschen sollten. Um Gewißheit zu erlangen, wagte ich mich
hinüber, fand aber auch dort bei den Tuilerien, vor dem Elys6e noch Alles
ruhig; nur gegen das liöwl 6s vills, das Nathhaus, drängten sich Schaaren
von Nationalgarden, und die Aufregung wuchs immer mehr an. Beim
Thurm St. Jacques stieß ich schon auf eine in der Eile aus Pflaster-
steinen hergelichtete Barricade, über die ich durchaus keine Lust verspürte,
hinwegzukommen.
Ich kehrte wieder in mein ruhiges Quartier in der ru« cke Lille
zurück, mit dem festen Entschluß, diese Herenküche zu verlassen und anderswo
das Ende abzuwarten. Borher jedoch wollte ich mich versichern, ob es
noch möglich sei, Paris zu verlassen, und begab mich deshalb durch den
Tuileriengarten nach dem Westbahnhofe, gewöhnlich „6g,re 8t. I^xai-ß"
genannt.
Riesige Placate, auf weißem Papier gedruckt, das sonst ausschließlich
nur für behördliche Ankündigungen verwendet werden durfte, machten den
Parisern bekannt, das Heil sei ihnen erstanden durch die neue Regierung,
deren Häupter aber derzeit noch nicht bekannt waren.
Die Neugierigen drängten sich um diese Placate, deren Entzifferung
den Meisten Spaß zu inachen schien; im Allgemeinen nahm man die ganze
Geschichte nicht sehr ernst, wie die Ausrufe und Commentare bewiesen, mit
denen das Publicum die Lectüre der Ankündigung begleitete.
Im Tuileriengarten war es leer und öde, keine Troupiers, die mit
den Bonnen scherzten, keine Kinder, auch die Bäume noch alle kahl, nur
der Baum vom 19. März, l'nrdro 6u 19. m»r8, zeigte schon seine weißen
Vlüthen.

Man weiß, daß an diesem legendären Kastanienbaum, dem vierten
in der Reihe, in der großen Allee rechts, die Tradition haftet, daß er als
der erste von allen Bäumen des Tuileriengartens Blüthen treibe und zwar
am 19. März, und der Volksglaube schreibt diese frühzeitige Bluthe dem
Blute zu, das unter diesem Baum vergossen worden und ihn gedüngt habe,
da daselbst bei zweihundert Schweizergarden im Revolutionsjahr 1791
massacrirt worden seien.
Es herrschte auch damals so milde und warme Luft, als befände
man sich im Monat Mai. Welcher Contrast zwischen der Oede und Schwer-
muth dieses Gartens und dem Leben und Treiben auf der parallellaufenden
Rivolistraße, wo man eben im Begriff war, die zwischen dem Garten und
dem Marine-Ministerium während der Belagerung errichtete und dann
wieder beseitigte Varricade wieder aufzurichten.
Ich kam nichtsdestoweniger unangefochten bis zum Vahuhofe, über-
zeugte mich, daß die Züge nach Levallois-Perret und die der Gürtelbahn
in Betrieb waren, und zögerte nun nicht, nach Hause zurückgekehrt, das
Nöthigste einzupacken, einen Wagen zu bestellen und mit der Familie Paris
zu verlassen. Mein Ziel war Nueil, an: Fuße des berühmten Mont
Valerien gelegen, woselbst ich bei einem Freunde in dessen Wohnung
einen sicheren Unterschlupf für einige Zeit zu finden hoffte.
Es kommt mir nicht in den Sinn, eine Geschichte des Pariser
Eommune-Aufstllndes schreiben zu wollen, sie ist zur Genüge bekannt, und
bessere Federn haben seine Entstehnng, seinen Verlauf und fein Ende auf-
gezeichnet. Ich beschränke mich darauf, nur persönlich Erlebtes, persönliche
Eindrücke wahrheitsgetreu zu schildern.
In Nueil wohlbehalten angekommen und von meinem Freunde bestens
aufgenommen, war es mein Erstes, mich nach dem Aufenthalte meines
Generals zu erkundigen. Ich sage mit Absicht „mein General", denn nun-
mehr beruhte meine ganze Existenz, meine Zukunft auf feiner Intervention
beim Minister; ich mußte ihn alfo, koste es, was es wolle, aufstöbern, und
sollte er sich vergraben haben. Ich dehnte meine Wanderungen bis nach
Meudon, St. Cloud, Versailles aus, leider vergebens. Aber interessant waren
diese Wanderungen jedenfalls, denn überall, überall bemerkte man die
Spuren des Krieges. Als ich von Vongival, eigentlich von Malmaifon
nach Versailles wanderte, betrat ich fo recht das Revier, wo im Walde
die letzte Schlacht vom 19. Januar gewüthet hatte. Die Villa, wo die
Fürstin Metternich knapp vor dem Kriege die Geburt ihres dritten, letzten
Töchterleins erwartet hatte, stand öde, zerschossen, total verwüstet da.
Einige Tage vor Ausbruch des Krieges war ich dahin auf Besuch ge-
kommen und hatte damals die prächtige Einrichtung, die idyllische Lage des
Schlößchens an der Seine, gegenüber von: berühmten Schlosse Malmaifon
der Kaiserin Iosephine, bewundert. Und jetzt hatten Malmaifon und das

Landhaus der Fürstin das gleiche Schicksal erfahren. Beide waren in diesen Trümmern nicht mehr zu erkennen.
Man sah noch die in der Eile aufgeworfenen Verhaue, die gefällten Väume, hie und da Tornister, zerbrochene Waffen; man sah die Spuren der Kugeln in den Bäumen und konnte genau bemerken, wie weit die Franzosen in ihren: ersten Anprall gegen Versailles gekommen waren, bis sie die Deutschen, durch rechtzeitigen Succurs unterstützt, zurückschlugen und damit die Uebergabe von Paris und das Ende des Krieges herbeiführten.
Es siel mir auch auf, daß in Versailles größere Theuerung herrschte als in Paris, mußte ich doch ein weiches Ei mit 2 Franken im Restaurant bezahlen. Versailles war überfüllt mit den dahin geflüchteten Parisern und dem Beamtenpersonal sämmtlicher Ministerien; dazu kam noch, daß alle aus Teutschland entlassenen Kriegsgefangenen dort concentrirt und in neue Regimenter eingetheilt wurden; das sonst so stille Versailles war nicht wiederzuerkennen.
Doch alle meine Bemühungen, den General im Ministerium des Krieges oder im Präsidentenhntel zu erfragen, waren vergebens. Ich kam sogar auf die Idee, er möchte im Fort oben im Mont Valörien sein, und ging geradenwegs in die Festung hinauf. In gewöhnlichen Zeiten hätte ich mich ernstlichen Unannehmlichkeiten durch einen solchen Versuch ausgesetzt, unter den damaligen Verhältnissen aber riskirte ich nicht viel. Die Communards in ihrem ersten Freudentaumel hatten es übersehen, die Festung, die für sie einen unschätzbaren Werth gehabt hätte, zu überrumpeln.
Als sich am dritten Tage eine Deputation der neuen Communeregierung beim Eommandanten der Festung meldete und von ihm die Uebergabe forderte, bedeutete er ihnen, sie sollten so schnell wie möglich verduften, sonst würden die Kugeln der Besatzung ihnen eine Vegleitungsmusik aufspielen, die sie sobald nicht vergessen dürften. Seither hatten die Pariser keinen Versuch gemacht, sich des Mont Valerien zu bemächtigen. Und doch wäre es ihnen noch verlMnißmäßig leicht gewesen, dieses Paris beherrschende Fort in ihre Gewalt zu bringen, denn nach einem Gespräche zu schließen, das ich mit einer Schildmache anknüpfte, konnte der Commandant nicht mit Sicherheit auf seine Leute zählen. Es erhellte nämlich aus dem, was mir dieser Posten und später noch ein Corpora! erzählten, daß man das Gerücht ausgestreut hatte, die neue Negierung schaffe das Militär überhaupt ab und sende die Leute in ihre Heimat zurück. Wer kann mit Sicherheit behaupten, daß bei solchen Aussichten die bethörte Garnison nicht mit den Communards fraternisirt hätte, wie die Regimenter in Paris selbst, wenn die Nationalgarden wirklich angerückt wären. Zum Glücke fehlte den Anführern in Paris die Einsicht und — der Muth.
Meine Nachforschungen indeß nach dem Aufenthalte des Generals blieben auch hier ohne Erfolg. Ich wandte nun meine Schritte nordwärts gegen Vougiual und St. Germain. In ersterem Orte bemerkte ich, daß

die Häuser hier, wie auch die äußersten Häuser von Nueil vielfach auf der Südseite von Kugeln durchlöchert waren. Ich konnte mir das nicht erklären, denn die Kugeln mußten doch von feindlicher Seite, also von Norden her, die Häuser getroffen haben. Rueil, am Fuße des Mont Valerien gelegen, war ja von den Preußen gar nicht besetzt worden, und nach dem Waffenstillstände, wo sie Nueil und den Mont Valerien besetzten, konnten sie unmöglich die Häuser bombardirt und geplündert haben.

Mein Freund erklärte mir später das Näthsel; die Plünderung hatte lange vor der Belagerung durch die Franctireurs stattgefunden. Wie man weiß, hatte Trochu und die provisorische Negierung den Vefehl gegeben, alle Brücken rings um Paris zu sprengen, alle Vorräthe nach Paris zu schaffen, kurz um Paris eine Wüste herzustellen, um den Preußen die Möglichkeit zu nehmen, sich zu verproviantiren. Die mit der Ausführung dieser Verordnung betrauten Franctireurs unterzogen sich dieser Pflicht mit gründlichem Eifer, sie räumten so sorgfältig auf, daß Nichts blieb als die nackten Mauern. Die Löcher in den Mauern auf der Nordseite rührten ebenfalls von französischen Kugeln her, von den Bastionen und von: Mont Valerien herab schoß «»an darauf los, ohne viel zu zielen. Man möchte fast sagen, sie schössen mit Kanonen auf Spatzen.

In den Feldern vor Bougival sah man viele tiefe Löcher in der Erde, in manchen sah man noch Fetzen von Teppichen und Vorhängen, in einem sah ich sogar einen vergoldeten Lehnstuhl. In diesen Löchern saßen oder hockten die preußischen Vorposten, in Teppiche eingewickelt, auf Lehnstühlen, und auf diese armen Teufel hatten es die französischen Artilleristen vom Mont Valerien besonders abgesehen.

Trostlos war wirklich der Anblick der ganzen, sonst so lieblichen Gegend zwischen Nueil und St. Germain. Wohin das Auge blickte. Nichts als Verwüstung, von den drei Brücken, die sich auf diefer Straße über die in Krümmungen dahinfließende Seine führen, ragten nur die Trümmer der Pfeiler aus dem Wasser hervor, während die Eisenbestandtheile der Brücken theils bis tief in's Wasser herabhingen, theils gespenstisch in die Luft ragten. Häufig war die Straße von großen Gräben, von Bäumen versperrt, die, von Kugeln zerschmettert oder mit Absicht gefällt, quer über dem Weg lagen. Und der blaue Himmel lachte über mir, milde Frühlingslüfte wehten über die verwüstete Gegend hin, und gerade dieser Gegensatz der frühlichen, wiedererwachenden Natur mit dem zerstörungswüthigen Treiben der Menschen füllte das Herz und den Sinn mit tiefster Traurigkeit.

Erst gegen St. Germain zu, das außerhalb Schußweite liegt, hörte die Verwüstung auf, und konnte man wieder mit Thüren und Fenster versehene Häuser bemerken, die sonst überall ringsum Paris einsäumten.

Was war natürlicher, als daß die später nach dem Abzüge der Deutschen in ihre Häuser zurückkehrenden Bewohner diese für den entsetzlichen Zustand derselben verantwortlich machten, sie zu Barbaren stempelten

und alle Greuel der Verwüstung auf ihr Conto setzten. Haben sie ja sogar den Brand des Schlosses von St. Cloud, das bekanntlich von den Bomben des Mont Valerien zerstört wurde, der deutschen Barbarei in die Schuhe geschoben, wie ja überhaupt das Unglaublichste geglaubt wurde. So z. B. versicherte mir ein biederer Landmann in der Nähe von Bougival, die Deutschen würden die Franzosen nie besiegt haben, wenn ihnen die Russen nicht zu Hilfe gekommen wären; er selbst habe mit eigenen Augen mehrere russische Regimenter bei der Belagerungsarmee gesehen. Dem Manne solchen Unsinn auszureden, wäre vergebliche Mühe gewesen.

Wie schon einmal gesagt, haben nicht die Preußen die Umgegend von Paris verwüstet, sondern die Schnuren der Franctireurs auf Gebot der Negierung. Später freilich, während des harten Winters, holten sich die deutschen Truppen ihr Feuerungsmaterial, wo sie es fanden, und so kam es, daß Thüren und Fensterrahmen, Bretterbuden und Dachbalken, ja sogar Möbel das Nivouacfeuer unterhielten.

Ich war frühzeitig von Rueil aufgebrochen, um nach St. Germain zu gelangen, da man nur zu Fuß dahin gelangen konnte. Die Brücken waren ja gesprengt, und man mußte in Kähnen über die Seine fahren.

Schon in Nueil hatte ich lebhaften Kanonendonner in der Richtung von Paris gehört, und diese Kanonade hielt den ganzen Vormittag an, so daß ich nicht anders dachte, als daß die Lommunards auch mit den Deutschen angebunden hatten. Auskunft konnte mir Niemand geben, so blieb ich in Ungewißheit, bis ich in St. Germain ankam. Mein erster Gang daselbst war zum Telegraphen-Amt. Mit großem Avlomb frug ich daselbst, ob keine Depeschen für den Herrn General X. eingetroffen seien. Der Beamte erwiderte mir, es seien ihm bereits davon zwei zugestellt worden. Diese Antwort war der erste Lichtstrahl in meiner Betrübniß, sie gab mir die Sicherheit, daß ich den so lange Gesuchten und Ersehnten in St. Germain finden würde.

Um nun zu erfahren, wo er wohne, fragte ich, wann die letzte Depesche eingetroffen sei, worauf ich die Antwort erhielt, der Briefträger fei vor zehn Minuten nach dem kavillcnn. llsnri IV. gegangen, um die Depesche zu übergeben, er müsse sie jetzt schon übergeben haben. Das genügte mir-, im Sturmschritt eilte ich auf die berühmte Terrasse von St. Germain, woselbst der ?avi11au Usuii IV. steht, und erkundigte nüch, wo ich den General X. sprechen könne. Man wies mich in den Speisesaal, woselbst ich ihn mit seiner Familie beim Frühstück fand. Nach einer herzlichen Begrüßung und eingeladen, am Frühstück theilzunehmen, wurde ich von allen Seiten mit Fragen über das Schießen bestürmt, das man ununterbrochen seit früh Morgens auch in St. Germain vernahm. Ich konnte darauf leider keine Antwort geben, da ich ja nicht von Paris kam, sondern von Nueil, und man dort ebenfalls keine Kunde von den Vorfällen in Paris hatte.

Nach Beendigung des Mahles schritt der General mit mir auf die
Terrasse und breitete auf dem Steingeländer derselben einen Plan von
Paris mit Umgebung aus und suchte sich nach dem Schall der einzelnen
Kanonenschläge Rechenschaft zu geben, wo eigentlich geschossen wurde. „Da,
hören Sie," sagte er, „das unregelmäßige Schießen, das sind sicher die un-
geschickten Communards; jetzt, jetzt, hören Sie, jetzt schießen die Preußen,
das ist ihre Artillerie, ich kenne sie, habe ich sie doch bei Reichshofen und
bei Sedan genügend kennen gelernt." Er glaubte also an ein Artillerie-
gefecht zwischen den Preußen und den Communards. Die Aufklärung
über dieses vermeintliche Bombardement sollte mir erst der andere Tag
bringen, als ich selbst nach Paris zurückkehrte. Es wurde in der deutschen
Armee der Geburtstag des Kaisers Wilhelm gefeiert, und deshalb gab jedes
der von den Preußen besetzten Forts der Reihe nach 100 Salutschüsse ab,
was freilich eine ganz erkleckliche Anzahl von Schüssen ausmachte und die
Pariser so recht dringlich an die Anwesenheit der Deutschen vor ihren
Thoren mahnte.

Der kleine Vorfall in St. Germain zeigt aber, daß auch ein in
hundert Schlachten grau gewordener General sich in Bezug auf Kanonen-
donner irren kann. Er hatte jedoch Wichtigeres mit mir zu besprechen.
Bei seiner überhafteten Flucht aus Paris in der Nacht vom 18. März
hatte er wichtige Brieffchaften, sowie mehrere Equipirungsgegenstäude mit-
zunehmen vergessen, und er fürchtete, das? erstere in die Hände der Com-
munards fallen könnten, wenn diese sein Palais besetzten. Er wandte sich
an mich mit der Bitte, ihm diese wichtigen Documente aus Paris zu
holen, bezeichnete mir den Ort, wo ich sie finden würde, und gab mir den
Schlüssel zur Lade. Ich bin überzeugt, daß der General nicht im Ent-
ferntesten daran dachte, daß er mir eine geradezu lebensgefährliche Ex-
pedition zumuthete, ein Militär nimmt es in solchen Dingen nicht genau;
ich übersah jedoch klar die Gefahr, konnte aber das Ansuchen nicht ablehnen,
hing doch meine Zukunft von dem Wohlwollen dieses Mannes ab. Ich
sagte also zu, kehrte nach Rueil zurück, packte wieder ein und fuhr mit
der Familie unbeanstandet in die rus cko I^ills zurück. Des anderen
Tages früh Morgens begab ich mich' in's Palais des Generals, um mich
meines Auftrages zu entledigen; wie groß war aber mein Schrecken, als
ich durch die halbgeöffnete Thüre im Vorhofe die Gewehrpyramiden der
Communards sah, wahrend diese selbst im Hofe herumlungerten. Ich suchte
so schnell wie möglich das Weite, denn man hätte mich unzweifelhaft fest-
genommen, wenn ich hineingegangen wäre. Nun war guter Ruth theuer.
Ich selbst konnte nicht hinein, das stand fest; ich mußte alfo trachten, mit
irgend Jemandem vom Dienstpersonal im Hause selbst in Verbindung zu
treten und durch ihn die gewünschten Papiere herausschnmggeln zu lassen,
— wenn sie nicht schon confiscirt waren.

Ich begab mich zu diesem Zweck in eine dem Palais gegenüber-

liegende NiLinßrie, (Alt Milchladen, wo man auch Milchkaffee trink!) und beobachtete von dort aus das Hnusthor. Als nach langem Warten endlich der Portier herauskam, ging ich ihm nach, holte ihn in der nächsten Straße ein, gab ihm die nöthigen Instructionen mit dem Schlüssel und bedeutete ihm, mir Alles Abends in meine Wohnung zu bringen, sich aber ja geschickt anzustellen und keinen Verdacht zu erregen. Er sagte mir, daß die im Hause postirten Nationalgardisten ziemlich anständige Leute seien und sich bis jetzt begnügt hätten, das Haus zu übermachen, ohne es zu durchsuchen; er würde den Auftrag gewiß gut ausführen. Richtig, gegen zehn Uhr Abends kam der Portier mit einem kleinen Felleisen, in dem das Gewünfchte verschlossen sei.

Gleich des anderen Tages in der Frühe war ich auch schon am Bahnhofe, fpähte aufmerkfam umher, ob man nicht das Gepäck revidire, oder einen Passirschein verlange. Da Nichts von alledem geschah, so nahm ich getrost mein Billet und stieg in den Zug.

Ich saß in einem Coupö zweiter Klasse an der Wagenthür, neben mir eine dicke, behäbige Bürgersfrau und gegenüber drei junge Leute, die später eingestiegen waren. Der Zug setzt sich in Bewegung, und wir fahren im mäßigen Tempo vielleicht fünfzehn Minuten, als er plötzlich in der Nähe der äußeren Festungsmauer stille steht. Ich beuge mich zun: Fenster hinaus, um zu sehen, was vorgeht, und bemerke zu meinen: Entsetzen einen Schwann Nlltionalgarden, die sich anfchicken, die Wagen zu visitiren. Wenn man bei mir die Papiere «nd Effecten des Generals fand, so war ich ein verlorener Mann, ich wäre auf kurzem Wege füsilirt morden.

In meiner Todesangst beuge ich mich so weit wie möglich zum Fenster hinaus und schiebe mit dein rechten Fuße die unter dem Sitz befindliche Reisetasche soweit als möglich gegen die Mitte des Eoupös in der Hoffnung, die Röcke meiner Nachbarin würden das todbringende Felleisen verdecken. Endlich reißt ein siebzehn- bis achtzehnjähriger, unbärtiger Vursch in Nationalgardenuniform die Wagenthür auf und schreit mit Stentorstimme: „pas ä'arm68, oito^sns, p»8 äs luunitionz", (leine Waffen, keine Munition, Bürger!) und dabei, um einen Einblick unter die Holzbank zu bekommen, streckt er die Hand aus, vor meinen Beinen vorbei, als ob er die Röcke meiner Nachbarin bei Seite schieben wollte. Diese nahm aber die Sache schief in der Meinung, er wolle ihr in die Waden kneifen; sie hebt die Hand drohend auf und apostrophirt den angehenden Marssohn mit etlichen saftigen Schimpfnamen, indem sie ihm zugleich eine ausgiebige Maulfchelle antrug. Trotz meiner schrecklichen Lage konnte ich mich nicht enthalten, zu lachen, wobei mir die drei übrigen Reisegefährten fecundirten, so daß der neugebackene Nationalgardist, empört, seine Würde verkannt zu sehen, wüthend die Wagenthür zuschlug. —

Ich war gerettet! Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich meiner Retterin um den Hals gefallen, aber ich durfte mir Nichts merken lassen

und so dankte ich ihr nur im stillen Herzen für den mir erwiesenen Dienst.
In St. Germain wurde ich selbstverständlich mit offenen Armen empfangen und erhielt die Versicherung, daß meine Versetzung in ein anderes Gymnasium baldigst angeordnet würde. Beruhigt trat ich den Mckweg an, um in Paris auf diese günstige Entscheidung zu warten.
Doch Tag um Tag verging in tödtlicher Ungewißheit, die Commune hatte ihre anfängliche Harmlosigkeit immer mehr abgestreift und ihren wahren Charakter geoffenbart, die Schreckensherrschaft des Pöbels, der keine Gesetze kennt.
Es war für einen anständig gekleideten Mann mit Gefahr verbunden, sich auf der Straße zu zeigen. Mir wenigstens ist es nicht weniger als drei Mal vassirt, von betrunkenen Nationalgardisten angehalten und mit Vorführung vor den Maire des Arrondissements bedroht zu werden. Es mar nämlich die Verordnung erschienen, daß alle Männer unter vierzig Jahren sich znm Raticmalgardendieust zu melden hätten. Dies gab diesen Strolchen das Recht, jeden bürgerlich gekleideten Mann, der noch nicht graue Haare hatte, anzuhalten und zum Dienste zu pressen. Ich war zum Glücke mit dem Schweizer Gesandten, der damals auch die Deutschen bei der französischen Regierung vertrat, gut befreundet, und feiner Vermittlung verdankte ich einen Paß, der mich als Schweizer Bürger legitimirte.
Sobald ich nun angehalten wurde, zeigte ich diesen deutsch geschriebenen Paß, den natürlich Keiner lesen konnte, vor dem sie aber großen Respect hatten.
Ueberhaupt erfreuten sich die Deutschen in Paris unter der Commune viel größerer Bewegungsfreiheit als vorher; die Herre» Communards waren klug genug, nicht den Zorn der vor den Thoren der Ostseite drohenden deutschen Kanonen herauszufordern, und gaben auch in der That nie Grund zu einer Klage wegen Mißhandlung oder Ermordung deutscher Staatsangehöriger, wie ich solche niit eigenen Augen im Februar noch gesehen.
Ich kann nicht umhin, auf diesen Vorfall zurückzukommen, dem ich kaum acht Tage nach meiner Rückkehr in Paris als unfreiwilliger Zuschauer beigewohnt habe.
Bei meiner Abreise von Paris nach Italien im August war mir ein Necessaire aus Silber auf dem Süd-Bahnhofe abhanden gekommen oder gestohlen worden. Ich begab mich daher nach meiner Rückkehr dort in das Bureau der gefundenen Gegenstände, das im Parterre mit Aussicht auf die Straße liegt. Während ich dort mit dem Beamten nach dem verlorenen Gegenstande unter den vorhandenen Effecten suche, hören wir von der Straße her ein furchtbares Gejohle und sahen alsbald eine Menschenmasse sich einherwälzen, in deren Mitte wir einen von Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten umgebenen Einspänner bemerkten. In dem Wagen saßen oder vielmehr lagen zwei mit Blut überströmte Menschen in zerfetzten Kleidern, deren blonde Haare und rüthlicher Bart auf deutsche Ab-

stammung schließen ließ. Auf unser Befragen theilte man uns mit, es seien preußische Offiziere, die sich in Civil in die Stadt hatten schmuggeln wollen, wahrscheinlich um zu fpioniren, seien aber erkannt und nach Gebühr vom entrüsteten Volke behandelt worden. Leider habe der nahe Wachtposten die arg Mißhandelten in Schutz genommen, sonst war es wohl um sie geschehen. Das erzählte ganz ruhig ein anständig aussehender Herr als etwas Selbstverständliches. Man kann sich daraus aber eine Vorstellung machen, wie gefährlich es damals für Deutsche war, in Paris sich bemerkbar zu machen.

Aber wenn auch auf dieser Seite sich die Gefahr gemindert hatte, fo stieg dieselbe auf der anderen Seite dnrch die Zuchtlosigkeit der Menge, die sich Alles erlauben zu dürfen glaubte. Noch sehe ich das ehrwürdige Hotel äß vills, das schöne Pariser Rathhaus, wo so viele geschichtlich denkwürdige Ereignisse sich vollzogen hatten, das nun aber eher einer Kaserne glich, als dem Sitze der obersten Regierungsbehörden. Ueberall auf den Stiegen, Gängen, in den prachtvollen Sälen entweder Nassermann'sche Gestalten oder komödiantenhaft aufgeputzte sogenannte Generäle, Obersten, Commandanten, die ihre Vornirlheit und Gemeinheit mit handbreiten Goldborten zu verdecken suchten. Alles war Militär, Jeder trug das Käppi mit mehr oder weniger Goldstickerei. Wohin der Fuß trat, war Schmutz und Unrath, von Reinigung keine Rede; nie hätten sie auch Zeit dazu gefunden, sie muhten ja über Thiers, Mac Mahon und die Versailler schimpfen und, um sich vom Schimpfen zu erholen, auf Regiments-Nnkosten sich besaufen. Auf den Fensterbrüstungen sah man Communards mit ihren Weibern sitzen, die Beine außerhalb der Fenster in der Luft baumelnd. Auf dem Platze vor dem Rathhause waren Kanonen aufgefahren, da konnte man auf den Kanonenläufen rittlings sitzend, jene Megären beobachten, welche später als pßtroleuFLF, zu deutsch als Mordbrennerinnen, eine so große Rolle beim Brande der Tuilerien, des Nathhauses und der anderen öffentlichen Gebäude spielten. Man tonnte da wirklich mit Schiller sagen: „Wehe, wenn sie losgelassen". Der Anblick dieser verlotterten Weiber war das Gräßlichste, was die Commune dem Auge bieten konnte.

Es war gefährlich geworden, eine den jetzigen Gewalthabern, die mit ihren rothen Schärpen in den Ministerien und Regierungsgebäuden paradirten, entgegengesetzte Meinung zu haben, denn man täusche sich nicht, es war nicht allein das Gesindel, das für die Commune schwärmte und für sie sein Blut vergoß, auch das Kleinbürgerthum, der echte Pariser spieisi-, den die Versailler Negierung durch ihre kluge Verordnung, daß alle seit der Belagerung gestundeten Wechsel, alle rückständigen Miethzinse sofort zu bezahlen seien, aus dem Häuschen gebracht hatte, auch er war der schönen Communeregierung dankbar, daß sie einfach decretirte, Schulden seien bis auf weitere Verfügung nicht zu bezahlen.

Das eiste Blut war am Vendomeplatz Il»l 22. März geflossen, woselbst die von Nergeret befehligten betrunkenen Rotten in die dicht gedrängten Reihen der' unbewaffneten Friedensdemonstranten hineinschossen. Die Demonstranten zerstoben in alle Winde und trugen die Schreckenskunde in alle Stadtviertel von Paris. Zwanzig Todte blieben auf dem Pflaster liegen. Nun wußte man, daß es mit der Commune bitterer Ernst war.
Alles war jetzt begeistert für die Commune, als die aus den Wahlen vom 26. hervorgegangenen Mitglieder des Centralcomitös am 28. auf der mit rothen Fahnen drapirten und mit Blumen geschmückten Tribüne erschienen, umgeben von ihrem goldslrotzenden Offiziersstab, während auf dem Platze vor dem Nathhause und in den naheliegenden Straßen über hundert Bataillone Vürgerwehr 6n varaäs in der Sonne ihre Bajonette blitzen ließen. Wer das hundeittausendstimmige „vivo la commune" hat erbrausen hören, der wird über den Taumel und den Enthusiasmus der Pariser während des Aufenthaltes des Zaren in der französischen Hauptstadt nicht sonderlich verwundert sein. Ein Schlagwort, eine kecke Initiative, Witz und Geist reißt den Pariser zu überschwänglichem Enthusiasmus hin, das leichtlebige Volk giebt sich den ersten Eindrücken hin, ohne sich viel mit den Folgen seiner Handlungen in der Zukuuft den Kopf zu zerbrechen.
Das Volk wurde auch gründlich bearbeitet durch die zahllosen neuen Zeitungen, die wie Giftpilze aus dem Boden schössen. Es ist unmöglich, höhern Blödsinn zu verzapfen, als man im ?ör6 vucd,68N6 lesen konnte, aber leider ist es ja nicht in Paris allein so, daß man blödsinnige Behauptungen eher glaubt, als vernünftige.
Schon war es unmöglich geworden, Paris zu verlassen, ohne einen vom berüchtigten Polizeipräfecten Raoul Rigault unterfertigten Pafsirschein vorweisen zu können. Herein durfte man, hinaus nicht. Jede Post-Verbindung hatte aufgehört, und man erfuhr nur durch die verlogenen Zeitungen hier und da Etwas über die Vorgänge außerhalb Paris.
Meine Lage war geradezu unerträglich geworden, von Tag zu Tag hoffte ich auf irgend eine Nachricht vom General, der ganze April mar verflossen, ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft. Im Gegentheil, die Lage wurde immer drückender; die Versailler Negierung hatte allen Ernstes die Belagerung von der Ostseite begonnen; die Pariser spotteten jedoch ihrer Anstrengung, wußten sie sich doch von der Westseite durch die deutschen Truppen geschützt, die dem Kampfe unthätig und fchadenfroh zusahen.
Auch der Mont Valerien gab nunmehr im Brummbässe seine Stimme im Kanonenconcert ab und überschüttete die gegen Westen gelegenen Stadttheile mit Geschossen. Das kümmerte aber die Pariser sehr wenig, sie waren von der großen Belagerung her an's Schiehen gewöhnt, und der Tag und Nacht andauernde Kanonendonner störte ihren Schlaf in keiner Weise. So sah ich, als ich eines Tages in den L!iamp8 ^Ivz68 spazieren

ging, die Alleen voll von Spaziergängern, die Bonnen mit den Kindern
den Spähen des Guignol (Pariser Wurstel) lauschend, als plötzlich unweit
des Industrie-Palastes eine Vombe krachend auf dem Pflaster zerplatzte,
nachdem sie einen Gascandelaber zerschmettert hatte. Es war wohl ein
allgemeines Rennen, Netten, Flüchten; aber nach einer Viertelstunde war
Alles wie zuvor, und Gassenbuben boten den Vorübergehenden Bomben-
splitter zun: Kaufe zwei Sous das Stück. Ich muß aufrichtig gestehen,
daß ich damals verdammt wenig Interesse für die Sache der Commune
hatte, im Gegentheil mich brachten diese fortwährenden Siegesbulletins der
Communards zur Verzweiflung, Ich faßte den Entschluß, um jeden Preis
den General von meiner Lage brieflich in Kenntniß zu setzen. Auf meinen
Streifereien längs des Semeufers hatte ich bemerkt, daß die kleinen
Personendampfer unbehelligt durch die Austerlitzbrücke hindurch bis zur
Brücke von Bercy fuhren, woselbst bereits die deutschen Wachtposten standen.
Dort, so dachte ich mir, muß doch wohl wieder die Post functioniren; ich
werde also bis dahin fahren und dort meinen Brief an den General auf-
geben. Des anderen Tages niit meinem Brief, den ich auf der Brust
verwahrte, bestieg ich das b»t6nu'inonobs, den Propeller, und fuhr fluß-
aufwärts an ^otrs V2M6, dem ^»räin 6s8 ?Iante8 vorbei, als plötzlich
das Schiff vor dem ?ont d'Hu8tsrIitx sich gegen das rechte Ufer wandte,
woselbst ich einen Haufen Nationalgardisten gewahrte. Alle Passagiere
mußten aussteigen, vor dem Commandanten des Trupps vorbeidefiliren,
unter der Brücke durchgehen, um dort ein anderes Schiff behufs weiterer
Beförderung nach Eharenton zu besteigen. Es wurde mir ganz schwül zu
Muthe mit meinem fatalen Brief auf der Brust; wenn man mich visitirte,
so war ich sicher, erschossen zu werden. Ich nahm meinen ganzen Muth
zusammen, möglichst unbefangen zu scheinen, zündete in aller Eile noch
eine Cigarette an und ging anscheinend ganz sorglos über den Landungs-
steg. Dort empfing mich der Offizier mit den Worten: „Sie gehören
noch zur Nationalgarde, Sie haben noch keine vierzig Jahre", worauf ich
lächelnd erwiderte, daß ich mich durch seine Meinung sehr geschmeichelt
fühlen würde, wenn ich ein Frauenzimmer märe, aber abgesehen davon,
daß ich über vierzig Jahre hätte, fei ich nicht französischer Staatsbürger,
und wies ihm meinen Schweizerpaß vor. Dann fragte er mich, was ich
in Eharenton zu suchen hätte; in meinem Landhause nachsehen, ob es noch
auf demselben Flecke steht, war die Antwort; worauf er ein kurzes ,,?288e2'-
ausstieß, so daß ich den anderen Passagieren durch die Brücke folgen
konnte. In Eharenton gab ich meinen Brief auf, der auch richtig an seine
Adresse gelangte, ohne daß jemals die ersehnte Antwort den Weg zu mir
gefunden hätte. Man konnte ja von Versailles nach Paris kommen, aber
nicht umgekehrt von Paris nach Versailles fahren.

Unterdessen wird es aber von Tag zu Tag ungemüthlicher in Paris,
trotz der verschiedenen Spectakelstücke, die von der Communeregierung

inscenirt werden, um das liebe Publicum zu unterhalten und dessen Aufmerksamkeit von ihren Gemaltthaten abzulenken, als da sind die Verhaftung der Geiseln, insbesondere des Erzbischofs Dorbop, die Verfolgung der Priester, die Niederreißmig des Hauses des verhaßten Präsidenten Thiers und der Vendömesäule ?c. Dagegen veranstaltete man ein Autodafe am Luulßvarä Volt»ir6 zu Füßen der Statue des Philosophen, nicht um Ketzer zu verbrennen, beileibe, sondern um feierlichst eine Guillotine zu verbrennen, „die der Tyrann Thiers hat neu anfertigen lassen". Sie konnten ja leicht das mörderische Instrument entbehren, hatten sie doch die noch mörderischeren Chassepotkugeln zu ihrer Verfügung. In den Sälen der Tuilerien giebt es Concerte, in den Kirchen debattiren die verschiedenen Clubs, wobei die Sacrisleien in Kneipen verwandelt werden. In den Schaufenstern der Kaufläden sah man Caricaturen so schamloser Art, daß ein Kanonier hätte darüber erröthen müssen. In dem Frauenzimmerclub in der Kirche Saint Jacques wurde über Gott, die Religion, die Ehe debattirt. Die Bürgerinnen beschlossen die Abschaffung all dieses Blödsinns, die Ehe zudem wurde als ein Attentat auf die guten Sitten gebrandmarkt. Uni ihren antireligiösen Gefühlen Ausdruck zu geben, hatten sie den Weihwasserkessel mit Tabak angefüllt, den Hochaltar zum Schenktisch erkoren, dem Muttergottesbild die Uniform einer Marketenderin angezogen und eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt.

Zur Zeit der großen Revolution, während Nobespierres Schreckensherrschaft, konnte es nicht anders gewesen sein; die Eommunards äfften nur in Worten und Thaten dieses Vorbild nach.

Doch genug von diesen Gräueln, die Jeden, der sie miterlebt, gründlich von socialen Anwandlungen heilen mußten.

Wir waren schon im wunderschönen Monat Mai, Alles duftete und blühte in der Natur, ja sogar die Föderirten zeigten Neigung zur Sentimentalität, sah ich doch mehrere Bataillone vom Fort Issn zurückkehren, die in die Läufe ihrer rauchgeschwärzten Gewehre blühende und duftende Fliederbüsche gesteckt hatten — nur ich war der Verzweiflung nahe, da sich keine Hilfe, keine Aussicht zeigte, dem drohenden Verderben zu entgehen. Meine Hilfsquellen waren nahezu erschöpft; ich mußte um jeden Preis dieser qualvollen Situation ein Ende machen, wollte ich nicht verhungern. Ich beschloß, auf jede Gefahr hin selbst nach Versailles zu gehen, um dort die Entscheidung über mein Schicksal herauszufordern.

Es gelang mir, einen Bäckern,elfter, der tagtäglich zweimal zwischen St, Denis und Paris verkehrte, um Vrod und Lebensmittel in die Stadt zu führen, mich, als seinen Gehilfen verkleidet, auf seinem Wagen mitzunehmen, da er einen Passirschein für zwei Personen besaß und die Wachen am Thore, wie er selbst sagte, es nicht so genan nähmen. So fuhr ich denn am 19. Mai ohne Anstand aus der unheilbringenden Stadt hinaus nach St. Denis und von dort zu Fuß in langem Bogen durch die

Ebene bis zum Moni Valörien, dessen Bomben über meinein Kopfe hinweg zur Stadt sausten; schlug dann den schon Ende März einmal zurückgelegten Weg durch den Wald von Versailles ein und kam dort zu Tode erschöpft gegen Mittag an.
Vor Allem suchte ich den General auf, auf dein meine ganze Hoffnung beruhte und auf den ich um so mehr rechnen zu können glaubte nach dem Dienste, den ich ihm erwiesen.
Er war soeben vom Frühstückstische aufgestanden und empfing mich sogleich, trotzdem er im Begriffe war, einer militärischen Conferenz beizuwohnen. Ich setzte ihm mein Anliegen auseinander, betonte meine Nothlage und bat ihn, mir Nath zu ertheilen. Seine kurze, knappe Antwort war der Zusammenbruch aller meiner Hoffnungen, der Ruin meiner ganzen Existenz. In solchen Zeiten, sagte er, müsse Jeder für sich sorgen. Das Vaterland sei in Gefahr, und die Pflicht, es zu retten, gehe über Alles. Es sei unmöglich, bei der jetzigen Sachlage persönliche Angelegenheiten zur Sprache zu bringen. Ich möge übrigens beim Unterrichtsminister vorsprechen, vielleicht könne dieser mir Hoffnung auf die Zukunft geben.
Ich wußte genug. Meines Bleibens war nun nicht mehr in Frankreich, welches auch mein Schicksal in fremden Landen fein mochte. Mein Entschluß mar rasch gefaßt. Ich kehrte nach St. Denis zurück und fuhr von dort nach Comniögne, woselbst Prinz Albert von Sachsen als Commandant des 3. Armeecorps sein Hauptquartier hatte. Ich hatte nämlich in früheren Jahren in Turin die Erziehung des Neffen des sächsischen Prinzen geleitet, nämlich des Herzogs von Genua, dessen Mutter eine sächsische Prinzessin und die Schwester des Prinzen Albert war. Diesen hatte ich bei einem seiner Besuche seiner Schwester in Italien am Lago Maggiore kennen gelernt.
Der deutsche Fürst empfing mich in den, prunkvollen Schlosse, das vor Jahresfrist noch das tolle Treiben des Napoleonischen Hofes gesehen hatte, mit herzerquickender Liebenswürdigkeit. Ich schilderte ihm die Hoffnungslosigkeit meiner Lage, theilte ihm den Entschluß mit, Frankreich zu verlassen und bat ihn, mir zu diesem Zweck dadurch behülflich zu sein, daß er mir zwei Empfehlungsschreiben mitgeben wolle, das eine an den fogenannten Präfecten von Paris, Raoul Nigault, behufs Erlangung eines Passirscheines, das andere an die Vahnverwaltung der Ostbahn behufs freier Fahrt für mich und meine Familie nach Straßburg.
Mit der größten Liebenswürdigkeit erklärte er sich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, meinte jedoch, da ich jedenfalls besser Französisch verstände als er und seine Adjutanten, so möchte ich beide Empfehlungsbriefe gleich selbst redigiren, was sofort geschah. Er meinte dann, daß der Brief an Naoul Nigault keine Wirkung haben werde, mir im Gegentheil fchaden

könnte. Ich beruhigte ihn aber in dieser Hinsicht, denn nach meinen Erfahrungen hatten die Communards einen gewaltigen Nespect vor den Deutschen, und eine Empfehlung von so hoher Seite würde dem Selbstgefühl des aufgeblasenen Wichtes unendlich schmeicheln. Wir sprachen sodann über die Vorkommnisse in Paris, ich übergab dem Prinzen mehrere Pariser Zeitungen und konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, warum die deutschen Truppen all diesen Gräueln so gleichmüthig zuschauten, während es in ihrer Macht lag, dem ganzen Spuk mit einem Schlag ein Ende zu machen. Der Prinz entgegnete, das; vor Allem die deutsche Regierung von keiner Seite aufgefordert worden fei, zu interoeniren, und dann fei jeder Tag, den der Bürgerkrieg länger dauere, ein Gewinn für die deutsche Sache und eine Schwächung für die französische. Er befragte mich auch über die Streitkräfte und die militärischen Hilfsmittel, über welcbe die Commune verfüge, doch konnte ich ihm hierüber nur ganz unzulängliche Auskunft geben, da ich mich um derlei Sachen nie gekümmert hatte.

Mit einem herzlichen Glückwunsch für mein künftiges Wohlergehen entließ mich der Prinz; ich mußte aber noch eine Fluth von Fragen aller Art von Seiten der Adjutanten über mich ergehen lassen, bevor ich das Schloß verlassen konnte. Ueber St. Denis kehrte ich dann wieder nach Paris zurück.

Dort vor dem Thore trat mir fo recht grell der Unterschied zwischen deutschen, und französischem Wesen vor Augen. Herüben ein strammer hochgewachsener Garde-Grenadier in tadelloser Uniform, gemessen auf und abmarschirend, dort am Thore ein zerlumpter, schmutziger, kleiner Knirps in Nationalgardeuniform, am Schilderhaus lehnend, gähnend, das Gewehr neben sich stehend und aus einer Gipspfeife rauchend, mit einem Worte ein getreues Abbild der Lnmvenwirthschaft der Commune.

Nach Hause zurückgekehrt, theilte ich meiner Frau meinen unabänderlichen Entschluß, Frankreich zu verlassen, mit, stieß jedoch diesmal auf keinen so energischen Widerstand wie bei Beginn der ersten Belagerung. Die Unannehmlichkeiten (so nannte sie die Gräuel der Commune), denen man jetzt in Paris ausgesetzt war, hatten ihren Sinn weniger patriotisch und gefügiger gemacht.

Ich hatte nur mehr ein Gefühl, fort, fort von dieser wahnwitzigen, blutrünstigen Stelle und der noch größeren Zahl von Feiglingen, die sich diese Blutherrschaft gefallen ließ. Am selben Abend ging es an's Einpacken des Nöthigsten. Des anderen Tages schon meldete sich bei mir ein Beamter der Ostbahn, um mir eine Freikarte nach Straßburg zu überreichen auf Grund der Empfehlung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Sachsen. Jetzt blieb mir noch die schwierigere Aufgabe, den Passirfchein von dem gefürchteten Despoten Rigault zu erlangen. Zu diesem

Zwecke begab ich mich in die Höhle des Löwen, in die Präfectur. Ich
hatte mich jedoch sehr getäuscht in meiner Meinung, leicht Zutritt zu diesem
ehemaligen verbummelten Studenten zu erhalten. Als ich auf den ?ovt
nßuk kam, stand von dort bis über den ganzen Platz schon eine lange
Reihe von je zwei Personen angestellt, die zu demselben Zwecke wie ich
gekommen waren, nämlich um einen Passirschein zu erhalten. Zu beiden
Seiten der Reihe standen Nationalgardisten, um die Ordnung aufrecht zu
erhalten. Anstatt irgend einem Schreiber die Ausfolgung der Passirscheine
zu überlassen, hatte der Bürger Rigault sich das selbst vorbehalten, wahr-
scheinlich kitzelte es seinem Stolz, Taufende vor sich als Bittsteller erscheinen
zu sehen.

Die neuen Machthaber nahmen es mit den Vureaustunden nicht so
genau, brachten sie doch meistens die Nächte in wilden Orgien zu, so daß
sie sich erst früh zu Nette legten. Es war deshalb auch fchon Mittag,
ehe die ersten eingelassen wurden, und um zwei Uhr hieß es, die Audienzen
feien beendigt. Ich hatte feit neun Uhr geduldig auf dem Pflaster gestanden
und gewartet, und nun sollte all diese Mühe umsonst gewesen sein? Ich
drängte mich vor, ging geradewegs durch das Thor und die Stiege hinauf.
Mein sicheres Auftreten imponirte offenbar den Nationalgardisten, denn sie
ließen mich ungehindert durch. Oben rief ich im Vorzimmer einen wüst
ausfehenden Keil, der als Huissier fungirte, zu, ich müsse augenblicklich
mit dem Bürger Naoul Rigault sprechen; ich hätte Wichtiges mit ihm zu
verhandeln; als ob ich keinen Widerspruch duldete, übergab ich ihm meine
Visitenkarte, mit welcher er auch hinter der Thür verschwand. Nach fünf
Minuten fchon kehrte er mit dem ausgefertigten Passirschein zurück mit
dem Bemerken, der Bürger lasse sich entschuldigen, er sei jetzt durch wichtige
Geschäfte verhindert, mich zu empfangen. Das Schreiben des fürstlichen
Commandanten des III. Armeecorps hatte das Wunder bewirkt, daß er
mir, ohne mich gesehen zu haben, den Passirschein zuschickte. Leider war
ich dadurch auch der Gelegenheit beraubt, eine so berüchtigte Persönlichkeit
von Angesicht zu Angesicht betrachten zu können. Unter den Mordbrennern
von Paris nimmt er jedenfalls die hervorragendste Stelle ein.

Nun gab es kein Halten mehr. Des andern Tages zog ich mit
meiner Familie wieder zum Thore hinaus, durch dieselbe karte ä'^Ile-
M.1FN6, durch welche ich nach Ueberwindung so vieler Hindernisse Anfangs
Februar eingezogen war, und bestieg in Pantin den Zug, der mich meiner
neuen Heimat entgegenführen follte. Daß ich gut daran gethan hatte,
mit folcher Eile Paris den Rücken zu kehren, bewies die Folge. Schon
zwei Tage nachher drangen die Versailler Truppen durch die ?orw 6s
la NuLtw in Paris ein, concentrisch gegen das Herz der Stadt vor-
dringend. Die Luv äs I^ills, wo ich wohnte, läuft parallel mit der
Seine und war bei ihrem Ausgang in die liue Lon»part6 stark ver-
barricadirt.

Es tobte ein ziemlich heftiger Kampf in der Straße, der den Versailles viele Opfer kostete. Um nun zur Varricade ohne Blutvergießen zu gelangen, schlugen die Versmller auf der linken Häuserreihe Löcher durch die Feuermauern und drangen so langsam aber sicher von Haus zu Haus vor. Die Eommunards aber, welche Lunte gerochen halten, gössen Tonnen Petroleum in die der Varricade zunächst liegenden Häuser, um durch den Brand derselben die Versailler am Vordringen zu hindern. Unter diesen Häusern befand sich auch das, welches ich mit meiner Familie bewohnt hatte. Mit Schaudern denke ich daran, was aus uns geworden, wenn wir geblieben wären. Erschossen oder verbrannt.

M"^
.^>M"

M.'^^s

Mythologie und Völkerkunde.

Oh. Achelis.

— Vlümen. —

I>> ist der ewig unvergängliche Ruhm der neueren Sprachwissen-
schaft, daß es ihr gelungen ist, in die nebelumsponnenen An-
fange des arischen Urvolks, von denen keine schriftliche oder
monumentale Ueberlieferung auf unsere Tage gekommen ist, ein klärendes
Licht geworfen und uns mit der Geschichte der Sprache zugleich eine Ent-
wicklung der religiösen, mythologischen und rechtlichen Ideen, wenn auck
nur in allgemeinen Unirissen, gezeichnet zu haben. Mag auch über Einzel-
heiten ein heftiger Kampf nnter den betheiligten Fachgenossen bestehen, die
Thatsache dieser Erschließung jener großartigen, umfassenden Perspective
bleibt durch diese Controversen — ich erinnere nur an das heikle Problem
des Ursihes unserer prähistorischen Vorfahren — unberührt. Es lag auch
in der Natur der Sache, daß man geneigt war, die Züge diefes Bildes
unbedenklich zu verallgemeinern und z. B. aus jener Analyse der ältesten
indogermanischen Vorstellungen den Typus des primitiven menschlichen
Mythus überhaupt zu gewinnen, ohne weitere Mcksicht auf andere ethno-
graphische Gruppen in der Völterfamilie. So konnte es kaum ausbleiben,
daß diese Reconstruction, von einem gewissen idealen Zug getragen, jene
Zustände in einer farbenprächtigen Beleuchtung erscheinen ließ, mit der die
Schilderung der modernen Anthropologen von den« Charakter der Naturvölker
seltsam contrastirte. Insbesondere gilt das von der angeblichen Natur-
auffassung, die meist in dem Lichte einer zarten dichterischen Anem-
pfindung gefeiert wnrde, als Resonanzboden für recht comvlicirte ästhetische
und ethische Regungen. Uni sich diesen Standpunkt zu vergegenwärtigen.

mutz man einen Blick in die Untersuchungen werfen, mit denen seiner Zeit epochemachende Forscher, wie Adalbert Kuhn, Max Müller u. A. die Principien der Sprachwissenschaft in die Mythologie einführten. Sprachliche Metaphern sollten den Anfang des mythischen Processes gebildet haben, wie schon in dichterischer Bezeichnung die Strahlen der Sonne als Rosse und im Hinblick auf ihre versengende Gluth als Pfeile aufgefaßt seien. Denn die Vorfahren Homers, ruft Max Müller aus, werden nicht solche Idioten gewesen sein, um die Sonnenstrahlen wirklich für Nosse oder für Pfeile zu halten, und doch ist er gezwungen, eben den Dichtern selbst die volle Naivetät, den phantastischen Wahnsinn, welchen er der älteren Entwicklungsstufe erspart wissen möchte, zuzuschreiben*). Vs ist das ein Zeichen dafür, daß die sprachliche Untersuchung allein zur Lösung des Problems kaum ausreicht, so wichtig und unentbehrlich auch ihre Hilfe bis zu einem gewissen Grade sein mag-, hier muß eine breitere Forschung mit noch umfassenderen» Material einsetzen, nämlich die vergleichende Völkerkunde. Orientiren wir uns zunächst ganz über die Bedeutung der sprachlichen Vorarbeit. Wenn man mich fragen würde, erklärt Müller etwas emphatisch, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im neunzehnten Jahrhundert in Bezug auf die alte Geschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit V^U8 II — I^?H.L ----- Griechisch LI^I^LN ----- Lateinisch ^IirilNL - Altnordisch 1?K. Man bedenke, was diese Gleichung besagt. Sie besagt nicht nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten, wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, welche längst aufgehört hat, Staunen zu erregen, so unglaublich sie auch Anfangs klang — sondern sie besagt und beweist auch, daß sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeit lang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einen Namen, welcher Himmel ----- Vater bedeutet. Ein Gelehrter, der sich auf die See der alten Geschichte und namentlich der alten Religion und Mythologie hinauswagt, ohne diese kurze Gleichung stets vor Augen zu haben, ist ebenso hilflos wie ein alter Seefahrer ohne einen Compaß; er mag manchen Sturm überstehen, am Ende aber muß er doch Schissbruch leiden. (Anthropolog. Religion S. 80.) Ja man kann es vollauf verstehen, wenn derselbe Gelehrte an einem anderen Orte versichert, daß, „so oft ich über die religiösen, mythologischen und sittlichen Ideen uncivilisirter Völkerstämme und über das Licht, welches sie über dunkle Capitel der arischen oder semitischen Religion, Mythologie oder Ethik verbreiten, zu schreiben wagte, ich stets vorher einen bestimmten Einblick in ihre Sprache zu gewinnen oder mich des Beistandes sachkundiger Gelehrten zu versichern suchte, um vor einem völligen Fehlgehen bewahrt zu bleiben, wenn ich mir auch alle-

*) Vgl. Max Müller. Essays II. 10 ff. und Wundt, Echil S. 51 ff.

zeit der dünnen Eisdecke, auf die ich mich wagte, auf's Peinlichste bewußt
blieb"*). (Natürl. Religion S. 495.) Diese Veranlassung, um nicht zu
sagen, Nothwendigkeit sollte bei dem tagtäglich anwachsenden ethnologischen
Material nicht ausbleiben; mußte doch schon Max Müller von den Zulu-
märchen und Fabeln Akt nehmen, die den deutschen, durch Grimm ge-
sammelten auf ein Haar glichen, und ebensowenig tonnte er sich, wie er
offen bekennt, des unwiderstehlichen Eindruckes einer völligen Gleichartigkeit
bei den entsprechenden polynesischen und indianischen Sagen und Mythen
erwehren. Es darf wohl als charakteristifcher Umstand angeführt werden,
daß der große Sprachforscher das äußerst gehaltreiche Buch von Gill, U^ds
»nä 8ouß8 troin tns 8outli ?aeitio, London 1876, mit einer längeren
Einleitung herausgab. Zwar hält er auch jetzt an der wesentlich formalen
Behandlung fest, wenn er z. V. schreibt: Als man fand, daß fast jedes
Volk, ob nun civilisirt oder uncivilisirt, etwas Aehnliches besaß, und daß
diese verschiedenen Mythologien die überraschendsten Übereinstimmungen
aufwiesen, konnten sich die Philosophen der Annahme nicht entschlagen, daß
die Mythologie nothwendig in der menschlichen Natur begründet sein müsse,
daß in all der Unvernunft, die unter dem Namen Mythologie geht, doch
auch einige Vernunft liegen müsse. Den Grund entdeckte man in der
Sprache, in ihrer natürlich voranschreitenden Entwickelung von den Wurzeln
zu Worten, in den: Zwange, Wurzeln, die menschliche Tätigkeiten be-
zeichneten, zur Benennung der auffallendsten Erscheinungen der objectiven
Welt' verwenden zu müssen, vielfach auch darin, daß die ursprüngliche Be-
deutung solcher Namen vergessen wurde. Die Mythologie, welche zuerst
gleichsam Wahnsinn zu sein schien, der über das Menschengeschlecht in einer
bestimmten Periode seiner Entwicklung gekommen war, ist jetzt als unver-
meidliche Entwicklungsstufe in dem Wacksthum der Sprache und des Denkens
— denn die beiden sind immer untrennbar — erkannt worden. Sie
repräsentirt, was wir in der Geologie eine metamorvhische Schicht nennen
würden, eine durch vulcanische Ausbrüche der darunter liegenden Felsmassen
herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig
geschichteten Sprache. Es ist metamorphische Sprache und Denken, und es
ist die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerstreuten Frag-
menten dieser mythologischen Schichte die Reste von organischem Leben, ver-
nünftigem Denken und dein ältesten religiösen Sehnen des menschlichen
Herzens zu entdecken. (Natürl. Religion S. 498.) Aber trotz seiner aus-
gesprochenen und nur zu begreiflichen Vorliebe für die rein etymologische
Untersuchung des zuständigen Materials ist er doch, wie schon angedeutet,
unbefangen genug, nicht auch den Werth einer allgemeineren Perspective zu

*) Vgl. T. Brinton's gleichlautende Aeußerungen in seinem uorzüsslichen Werk, auf
das wir später »och zurückkommen werben: ^meiiean. Nsro-^htlls. ?üilaäe1^luu 1882,
2. 204.

verkennen. Für die Anhänger dieser völkerpsychologischen Richtung (so heißt
es weiter) ist die Mythologie eine nothwendige Entwicklungsstufe, die der
Mensch überall in der Welt durchmachen muß. Sie suchen daher nicht
nur da nach Analogien, wo der gemeinsame Ursprung von Völkern und
Sprachen, die bestimmte Mythen mit einander gemein haben, erwiesen ist,
sondern auch da, wo eine solche Verwandtschaft allein Anschein nach nicht
möglich ist. Sieht man der Sache tiefer auf den Grund, so läßt es sich
wohl nicht verkennen, daß diese Erweiterung des ursprünglichen Stand-
punktes psychologisch geradezu unvermeidlich war. Die Sprachwissenschaft
nämlich kann schwerlich, ohne sich selbst untreu zu werden, über die Sphäre
der einzelnen ethnischen Gruppen herausgreifen, innerhalb deren sie, eben
je nach dem Grade der inneren Verwandtschaft der betreffenden Idiome
untereinander, die Giltigkeit von Gesehen zu erweisen sucht. Darüber
hinaus vermag sie höchstens einige farblose allgemeine Beziehungen der
Lautäußerungen zu den Vorstellungen und Ideen zu bestimmen, wobei aber
schon der feste Untergrund der verläßlichen Erfahrung für die Untersuchung
nicht unbedenklich erschüttert zu werden beginnt. Mit anderen Worten: die
Sprachen sind ganz und gar Solitärproducte*) bestimmter Völkergruppen,
aus denen der geistige Entwicklungsgang der menschlichen Vernunft über-
haupt nicht in oouoreto erschlossen werden kann, da die ethnographische
Eigenart sich überall als hemmende Schranke für eine derartige allgemeine
Deduction erweist. Hier setzt nur gerade die durch keine derartige Fessel be-
engte Perspective der vergleichenden Völkerkunde ein, die, und zwar gerade bei
den stammfremdesten Völkerschaften, eine überraschende Uebereinstimmung in
mythologischen Ideen mit Evidenz nachgewiesen hat. Hier erst, auf diesem
durch keine topographischen und kulturhistorischen Rücksichten eingeschränkten
Gebiete finden wir die Umrisse des so häufig verfehlten allgemeinen
Menschlichen aufdämmern, weil eben erst die moderne Ethnologie uns das
echte Modell des 2uiuo 8aoisn8, das so lange Zeit ein täuschendes
Vlendwerk einer eitlen Philosophie war, kennen gelehrt hat**).

Ohne uns in eine langathmige Definition der Völkerkunde einzulassen,
dürfen wir wohl auf leidliche Zustimmung rechnen, wenn wir es als ihre
Aufgabe bezeichnen, den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts von den
dürftigsten Ansätzen an nach allen Richtungen geistigen Schaffens in organi-

*) Bergt, übei diesen Punkt Post, Einleitung in das Studium der ethnolog. Juris-
prudenz, S. 26, Oldenburg 1886.

**) Auf die Icrthiimer und Mißgriffe, um nicht zu sagen, Voreiligkeiten der Lin»
guistil, meist hervorgerufen durch Fehlschlüsse aus bloßen phonetischen Uebcreinstimmnngen,
legen wir lein vrincivielles Gewicht, obwohl solche Thorheiten nicht selten sich unverdient
lange erhalten haben. So wurde z. B. die indianische Gottheit Vota« (bei den Mayas) mit
dem germanischen Wotan in unmittelbare Beziehung gebracht oder selbst von einem Hum-
boldt als eine Ableitung von Odin oder Buddha erklärt (vgl. Nrinton, ^meiie.-!» Hera-
Hl.vtK« S. 2l2 und Max Müller, Natiirl. Religion S. 440 ff.).

schem Zusainnrenhange zu verfolgen. In dieser socialpsychologischen Perspective, wie sie schon den ungefähren Umrissen nach der scharfsinnige Voltaire ahnte, erscheinen alle spateren, in der geschichtlichen Überlieferung firirten ethnischen Eigenthümlichkeiten, ja der Typus der sonst durch eine Kluft von einander geschiedenen Rassen wie ausgelöscht, besonders wenn es sich um die primitive Structur mythischer und religiöser Gedanken handelt, um die Urelemente unserer Weltanschauung. Es ist deshalb so bezeichnend, daß man Anfangs, als diese seltsamen Analogien von allen Seiten des Erdballs zusammentrafen, nur um eine Erklärung zu ermöglichen, auf die abenteuerlichsten Entlehnungs-Hypothesen verfiel. Unter den Indianern sollten sich Reste der verlorenen israelitischen Stämme vorgefunden, auf den polynesischen Eilanden die zweifelhaften Kushiten Elemente der Genesis verbreitet haben u. s. w., bis der einzig richtige kritische Gesichtspunkt firirt wurde, für alle solche geographische Übertragungen einen genauen Beweis zu verlangen. Selbst Forscher, die in erster Linie dieser Anschauung des Wltergedankens, um einen bekannten Bastian'schen Ausdruck zu gebrauchen, abgeneigt sind, wie z. B. der treffliche Fr. Nadel, können doch nicht umhin, Angesichts des überwältigenden Materials der socialpsychischen Perspective — wie sie übrigens, um ein anderes Gebiet zu berühren, auch höchst charakteristisch in rechtlichen Ideen und Einrichtungen hervortritt — eine gewisse Berechtigung einzuräumen. So erklärt er: Wenn wir höher steigen, so kommen wir zu jenen mythologischen Entwickelungen der Götter- und Seelenlehren und der Kosmogonien, welche Pflanzen vergleichbar, deren Same der Wind verträgt, überall, wo Menschen sind, gleich in Grundgedanken, aber auch erstaunlich ähnlich in Einzelheiten aufsprießen und oft wuchernd sich entfalten. Gerade wie bei den Pflanzen erstaunt uns diese Aehnlichkeit um so mehr, je schwankender, reicher und dabei aus vielen Einzelheiten sich zusammensehend ihr Aufbau, je n«hr an Größe, Masse, Wuchs sie mit dem Himmelsstrich sich abändern, um nur um so fester die Eigenartigkeit der Form festzuhalten. Die Übereinstimmungen und Aehnlichkeiten sind auf diesem Gebiet so häufig, daß selbst Beobachtern, welcbe gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der ^ine Sagensammlung des Amazonengebietes anlegte, fand sofort die Schwaneniungfrau, den Werwolf, das Überholen im Wettlauf eines schnellen Thieres (Hirsch) durch ein langsames (Schildkröte) heraus. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Zleek einen im ,Neineke Fuchs in Afrika' dargestellt hat. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge zu beachten: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Theil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung. Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können, und man mag dann allein an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weit entlegenen Gebieten glauben. Wenn einst eingehende

Forschungen nachweisen sollten, daß neben der Armuth an materiellen Gütern der Reichtum an Gedanken in Märchen und Sagen bei den Buschmännern überraschend sei, so würden mir darin nichts Erstaunliches sehen. (Anthropogeographie II, 718.)

Dies Problem ist von so ausschlaggebender Bedeutung, daß wir notgedrungen noch Etwas dabei verweilen müssen. Schon Peschel betonte gegenüber der Zerrissenheit des Menschengeschlechts die Thatsache der geistigen Einheit, die sich dein unbefangenen Beobachter des Volkerlebens unwiderstehlich aufdrängt, mit ganzein Nachdruck: Auf dieselben Gedanken oder auf dieselben Wahnbilder sind die Bewohner von vier Welttheilen gerathen, und wir können dies Zusammentreffen nur auf eine doppelte Weise erklären: Denn entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämmtlichen Spielarten unseres Geschlechtes noch eine engere Heimat bewohnten, oder sie haben sich selbstständig entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdkreis. Ist das Letztere wahrscheinlich, dann gleicht sich das Denkvermögen aller Menschenstämme bis auf seine seltsamstell Sprünge und Verirrungen (Völkerkunde S. 27). Läßt man mithin die so wie so recht strittige Frage nach dein sogenannten Ursih der Menschheit bei Seite, so bleibt nur die andere Möglichkeit einer ursprünglichen psychischen Gleichartigkeit übrig, eine Annahme, die Altmeister Bastian als zwingende Notwendigkeit für die ethnologische Forschung höchst anschaulich entwickelt: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt dnrch die Gleichartigkeit und Übereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten unter ihren totalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur local bedingte Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn fmppirt, vom Zufall zu sprechen, aber der stets wiederholte Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Coincidenzen, lind bald war, wie immer, der „geheime Vautrieb" bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Übertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf dein so schlüpfrigen Gebiet, wie dem psychischen. Jetzt in Folge des sich theilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so als nicht mit subjectiver Absicht, sondern rein objectiu gewonnen auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Continenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen (oder localen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden schafft ein gleiches Wachs-

thuinsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Nonnen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Scandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwaldes, um diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dein Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes festzustellen sowohl für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, wie für die religiösen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirte« Wachsthumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen. (Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen, S. 8.)

Das gilt nun in erster Linie von den großen mythischen Gedantenschöpfungen, die geradezu kosmopolitisch genannt werden können, und die Zusammenstellungen, welche Bastian von diesen alle räumlichen, zeitlichen, topographischen und kulturhistorischen Schranken überspringenden Parallelen giebt*), sind geradezu verblüffend. Nicht niinder ist dieser Typus aber auck, z. V. bei einein so anscheinend bloßer Laune unterworfenen Gegenstand wie den Masken zu beobachten, die man auch nicht letzten Endes, wie mit vollen» Recht der treffliche N. Andr6e bemerkt, mit dein bloßen Wanden« aus einem angeblichen Centralpunkt erklären kann. Letzterer kann dann endgiltig nur auf ein einziges Individuum zurückgeführt werden, in dessen Gehirn die erste Conception der Masken entstand. X, ein egyptischer Priester zur Zeit der so und so vielten Dynastie, erfand die Maske. So ungefähr würde die Wandertheorie im Verfolg sich gestalten, wenn der historische Beweis zu erbringen wäre, und die Möglichkeit darf nicht geleugnet werden. (Ethnographische Parallelen. N. F. Leipzig 1889, S. 108.)

Auch hier erscheinen solche Uebereinstimmungen, so gesetzmäßige Züge trotz aller Variationen im Detail, daß gleichfalls für diese primitiven Anfänge des Kunstsinnes ein bestimmtes organisches Wachsthum unverkennbar ist. Daß trotzdem gelegentlich eine Übertragung und Entlehnung stattgefunden hat, daß z. V. Motive indischer Kunst sich in Indonesien wiederfinden und vielleicht auch noch weiter gewandert sind, wird dadurch nicht berührt, nur muß jeder Zeit, wie schon früher angedeutet wurde, ein entsprechender inductiuer Beweis für eine solche Wechselwirkung verlangt werden.

*) Vgl. z. B. Ethnische Elementargedanlen, II, 225, wo sich neben den Buddhisten und Nrahnmnen die Mann, die Finnen, die Tlinlitcn, Guineer u. s. w. auf ein und dem« selben geistigen Niveau zusammenfinden, oder „Zur Lehre vom Menschen" (Berlin 1893) II, 29, wo die Analogien zwischen polynesischer und indianischer Mythologie erörtert weiden.

widrigenfalls wir es mit einer bloßen Vermuthung, die an sich Nichts besagt, zu thun haben.

Haben wir somit den Standpunkt der Völkerkunde ganz im Allgemeinen firirt, so würde es sich in zweiter Linie darum handeln, die Structur der Mythologie wenigstens ihren allgemeinen Zügen nach zu bestimmen. Es bedarf wohl keines besonderen Beweises, daß wir selbst unter diesem Vorbehalt dazu nicht im Stande sind, wir würden Seiten füllen, und es wäre noch kein Ende abzusehen. Dagegen können wir wohl den Entwickelungsgllng und die Hlluptgegenstände des mythologischen Bewußtseins in aller Knappheit skizziren, wobei wir natürlich von jeder zeitraubenden Polemik von vornherein absehen. Ebenso sei gleich am Anfang bemerkt, daß für die concrete ethnologische Auffassung Religion, Mythologie und Cultus ein untrennbares Ganze bilden, das man nicht einigen speculativen Definitionen und dialektischen Erörterungen zu Liebe zerstören sollte. Ein nicht geringer Theil der müßigen Controversen über die angebliche Religionslosigkeit der Naturvölker ist in der That nur aus dein Umstände entstanden, weil man ganz einseitig gewisse sittliche Momente betonte und dem gegenüber solche Punkte, wie Opfer, Vorstellungen über die Seele, über ein künftiges Leben u. s. w. völlig außer Acht ließ. Da es mit der Moral der Naturvölker bekanntlich seine besondere Bewandtniß hat und gerade hier die unglaubliche Einseitigkeit unseres landläufigen Urtheils recht unverblümt sich zu erkennen giebt, so wäre es wirklich sonderbar, wenn sich dieser Gegensatz zu unseren ethischen Normen nicht auch in den höchsten religiösen Ideen bemerkbar machen sollte*). Außerdem darf man nicht vergessen, in welch fragmentarischem Zustande uns die meisten Mythologien der Naturvölker überkommen sind, und wie wenig wir häusig in der Lage sind, zu entscheiden, was priesterliche Speculation ist, und was originales Product des betreffenden Volkes selbst; von dieser niederen Mythologie, wie man sie wohl genannt hat, wissen wir leider nur allzu wenig.

Wenn wir in der Zergliederung dieses psychologischen Processes mit den erhabensten theogonischen und tosmogonischen Ideen beginnen, so ist das z. B. ein Beweis für das Schwergewicht, das für unsere Untersuchungen ein hergebrachtes philosophisches Schema besitzt. Fragt man sich nämlich ganz unbefangen, ob das naive Bewußtsein eines Naturmenschen oder etwa eines Kindes mit diesen abstracten Operationen und Factoren seine Orientirung in der Welt anfängt oder höchst wahrscheinlich anheben würde, so kann man nur ein unumwundenes Nein darauf antworten. Es ist in der That doch kein Zufall, fondern entspricht einem tieferen psychologischen Gesetz, wenn die Missionare bei ihren häufig allerdings nicht sehr geschickten Katechisirungen in Betreff des schwerwiegenden Problems der Weltschöpfung

*) Vgl. dazu die Ausführungen von Vrinton, .Vm«ri«zn Hsm-üvUiZ p. 23 und UM» ot tw Nsv Woi-16, p. 3N9 ff,. 315,

meist einen» verständnißlosen, stumpfen Erstaunen begegneten; es liegt eben begreiflicher Weise außerhalb ihres geistigen Gesichtskreises. Trotzdem treten uns in den meisten Religionen der Naturvölker, bei denen aber auch, wie schon angedeutet, priesterliche Dialektik mit im Spiele gewesen, unzweifelhafte, mehr oder minder verhüllte Anklänge mono- oder henotheistischer Art entgegen. Wie die Polynesier (die freilich auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe geistiger Entwicklung stehen) den erhabenen Schöpfer Himmels und der Erden Tangaloa*) oder Takaroa verehren, bei all ihrer Hinneigung zu einer Evolutionslehre, so begegnen wir bei den nordamerikanischen Indianern dem geheimnißvollen Manito**) oder bei den hoch cultivirten Incas Visacocha***) oder bei den Zulus den ewig alten Utulunkulu. Das ursprüngliche Motiv dieser Ideenuerbindung scheint aber die überall auf Erden zu beobachtende und noch weit in die Zeiten vorgeschrittener Cultur hineingreifende uralte Ahnenverehrung gewesen zu sein, wie sie sich ja auf dem fruchtbaren animistischen Nährboden, selbst innerhalb der kleinen primitiven Stammesgenossenschaften, von denen höchst wahrscheinlich jede weitere sociale Differenzirung sich abzweigte, ganz natürlich entwickeln mußte. Es ist unseres Erachtens aber höchst bezeichnend, daß überall, wo nicht ein schärferes Nachdenken eingreift oder eine ernstere Auffassung sich geltend macht, diese höchste Spitze der Himmlischen gleichsam in den Wolken verschwindet, unnahbar für die Bitten und Flehen der gewöhnlichen Sterblichen. Die Odschi an der Westküste Afrikas versichern das ebenfo feierlich für ihren Gott Nyankupong, wie die Polynesier von Tangaloa; deshalb hält sich der gemeine Mann, um der Noth des Daseins zu steuern, an die Dil minui-uni ßontiuiu, an die ihm vertrauten und fürsorglichen Heiligen, die auch in außerchristlichen Landen nicht fehlen.

Für das Stadium aber des mythologischen Bewußtseins, das wir allen Analogien nach für die primitiven Naturvölker anzunehmen haben, kann von einem klar erkannten, scharf formulirten Monotheismus keine Rede sein, vielmehr kann man mit Tylor nur sagen: Die Lehre, an der niedere Nassen festhalten, ist ein Polytheismus, der in der Oberherrschaft einer höchsten Gottheit gipfelt. Hoch über der Lehre von den Seelen, von den göttlichen Alanen, von den localen Naturgeistern, von den großen Wasser- und Elementargottyeiten lassen sich in der wilden Theologie bald verzerrt, bald majestätisch gewisse Schattenbilder der Borstellung von einem höchsten

*) Vgl. dazu Bastian, Heilige Sage bei Polynesier, S. 11 ff., Moerenhont, Vo)-»F«8 l»ux ile« du Uranä Ooöau I, 419, Fornandcr, Ib.« ?c>1)-u«8i,n raee I, 221 nnd eine Schrift des Verfassers „Ueber Mythologie u. Cultus von Hawaii", Braunschweig 1895, S. 9 ff.

**) Vgl. dazu Brinton, UMg ot tlio No»- ^ort<3, p, 53 ff.

***) Vgl. Brinton, H,merie»!i H«io-Nvt,b.3. S. 174 ff.; die hohe Vollendung dieses Gottesbegriffes glaubte man (nach Brinton mit Unrecht) nur aus christlicher Uebntragung ableiten zu lönnen.

Wesen unterscheiden, welche durch die Geschichte der Religion hindurch mit wachsender Stärke und zunehmendem Glänze zu verfolgen sind (Anfänge der Cultur II, 33).

Neben diesem »nächtigen Ahnencult (dessen animistische Bedeutung seltsamer Weise ein so völlig rationalistisch-nüchternes Volk wie die Chinesen übrigens bis auf den heutigen Tag in seinem vollen Umfang bekanntlich anerkennen*), macht sich gleichzeitig die ebenso allgemein menschliche Naturverehrung geltend, von der die vergleichende Sprachwissenschaft meist in ihren Erörterungen auszugehen pflegt. War doch vielfach schon die wirtschaftliche Existenz der Völker, namentlich wo sie Ackerbau trieben, von dem Stande der Gestirne abhängig, eine Thatsache des unmittelbaren praktischen Lebens, die längst vor dem so viel mißbrauchten dichterischen Anempsinden der elementaren Gewalten sich die Beachtung des Naturmenschen erzwungen hatte. Wie wenig dieser landläufige Maßstab einer symbolischen oder gar allegorischen Naturauffassung für die Naivetät eines mythenschaffenden, aber trotzdem daran mit unverbrüchlichem Glauben hartnäckig festhaltenden Bewußtseins paßt, hat noch jüngst v. d. Steinen unter seinen brasilianischen Waldkindern am Schingü erfahren und mit köstlichem Humor dargestellt**).

So sehr man auch immerhin mit Natzel den in allen Mythologien wiederkehrenden Gegensatz des Himmels und der Erde als einen Weltmythus bezeichnen kann (Völkerkunde I, 54), so ist dem gegenüber doch nicht zu vergessen, daß schon aus psychologischen Gründen das Plötzliche, das mit ungeahnter Wucht Hereinbrechende einen tieferen unauslöfchlicheren Eindruck auf die lebhafte Phantasie der „Wilden" macht. Gewitter, Meteorfälle, vulkanische Eruptionen, von Katastrophen wie Erdbeben und Sintfluthen ganz abgesehen, finden sich deshalb in allen großen mythologischen Schöpfungen***). Es ist deshalb aller Beachtung werth, wenn Schwartz gerade auf diesen Zusammenhang hinweist und dabei auch die volle Nealität dieses naiven Glaubens gegenüber einem hochgesteigerten, feinsinnigen, auf bewußter Illusion beruhenden Naturcultus betont. Es ist keine auf dem Doppelsinn des

*) Vergl. darüber neuerdings das interessante Werk von Lamairesse, 1'empirs edinois et 1« bcnKläliizms en Odius st so. Hübst. ?»l!8 1893, p»^. 355 ff,

**) Unter den Naturvölkern Central.Nrasiliens, Verlin 1894, S. 353 ff.

***) Auf die allbekannten Veispielc des indogermanischen Sagenkreises über den Sonnenmythus brauchen wir hier wohl nur hinzudeuten; bemerlenswerthcr ist es, daß auch die indianischen Traditionen genau dasselbe Detail bieten: Wunderbare Geburt des Sonnenhelden, Kampf mit seinem Vater, Untergang und Versprechen einstiger Rückkehr u. s. w. (vergl. Vrinton, ^menoZu llsio-A^tbg, p. 43 ff., 54, 90 :c.). Auch die vielfach noch als speciell arisch bezeichneten Erzählungen über den Raub des Feuers sind un° gemein weit verbreitet, so z. B. bei den Polynesien« in den interessanten Mauimythen enthalten (vergl. Bastian, Heil. Sage, S. 209 ff. und Grey, ?oI?QS8iÄN luxtbuloß? ?. 20 ff.). Sofern damit der Anfang einer höheren Entwicklung gegeben ist, der Gott mithin als Culturheros erscheint, kommen wir noch auf diesen Punkt zurück (vergl. noch Schwarß, Prähistorisch-anthropologische Studien, Berlin 1884, S. 505 ff.).

Wortes beruhende Darstellung der Natur, wenn der sich schlängelnde Blitz als Schlange, der heulende Sturm als Hund oder Wolf, der dröhnende Donner als Hufschlag himmlischer Donnerrosse, der brüllende als das Brüllen eines himmlischen Stieres galt, oder wenn in den Regenströmen des Gewitters der Himmel als ein Meer erschien, der hin- und herschießende Blitz als ein Fisch, welcher den Feuerfunken verschluckt u. s. w., sondern für den Glauben waren Alles dies Realitäten, wie die irdischen, die sich nur durch das Wunderbare, Zauberhafte, Geheimnißvolle und Gewaltige von diesen unterschieden, die aber eben dadurch nur um so mehr die Phantasie anregten und geeignet waren, Gegenstände des Glaubens zu werden. (Prähistor.-anthropol. Studien, S. 104.) So entschieden der frühere euhemeristische Standpunkt eines stachen, poesielosen Rationalismus zu verwerfen und jetzt auch wohl ziemlich allgemein verlassen ist (vergl. noch für Amerika Brinton, ^.iu.srio»u «., S. 35), so sehr muß man sich hüten, wie schon früher angedeutet, in den umgekehrten Fehler einer complicirten Symbolisirung zu verfallen, die nach allen Gesetzen psychologischer Entwicklung erst das Resultat einer verhältnißmähig sehr weit vorgeschrittenen Gesittung ist. Die zweite unendliche Fundgrube für die mythenbildende Kraft der Menschen ist ihr Verhältniß zur Thierwelt, eine Beziehung, deren Innigkeit uns blasirten Culturmenschen schon bis auf einen kleinen Rest völlig abhanden gekommen ist. Die über die ganze Welt verbreitete Thiersage gründet sich auf diese uralte Anschauung, deren unmittelbare Naioetät wir nachträglich durch einen sehr unangebrachten romantischen Nimbus von Grund aus verfälscht haben. Wie gesagt, uni den richtigen Standpunkt zu gewinnen, muß man sich aller eingewurzelten ästhetischen Axiome entäußern und die Welt des Scheins für baare Wirklichkeit nehmen. Vor allen Dingen dürfen uns die Thiere nicht mehr durch eine tiefe Kluft von uns getrennt erscheinen, sondern (etwa in dem Sinne der modernen Descendenztheorie) als völlig wesensverwandt und nur durch graduelle Stufen unterschieden. Der erfahrene Reisende und Beobachter der Stämme niederer Gesittung, v. d. Steinen, bemerkt mit Recht: Wir sagen, der Eingeborene anthropomorphisirt in seinen Märchen, er läßt die Thiere reden und handeln wie Menschen. Das ist von unserein Standpunkt aus richtig, aber wenn wir glauben wollen, er statte die Thiere nur zu dem Zweck, eine hübsche Geschichte zu erzählen, mit menschlichen Eigenschaften aus, so wäre das ein gewaltiges Mißverstehen, es hieße nicht mehr und nicht weniger, als ihm all sein Glauben und Wissen megdisputiren. Sein Glauben: denn in die wunderbaren Geschichten, die er von den Thieren berichtet, setzt er dasselbe Vertrauen, wie jeder überzeugte Christ in die Wunder der Bibel; sein Wissen: denn er könnte die ihn umgebende Welt ohne seine Märchenthiere ebenso wenig begreifen, als der Physiker die Kraftcentren ohne Stoffatome — Li parv» liest «olnpousre ma^nis. Wir müssen uns die Grenzen zwischen Mensch und Thier vollständig wegdenken. Ein beliebiges Thier kann klüger

oder dümmer, stärker oder schwächer sein, als der Indianer, es kann ganz andere Lebensgewohnheiten haben, allein es ist in seinen Äugen eine Person genau so, wie er selbst, die Thiere sind wie die Menschen zu Familien und Stämmen vereinigt, sie haben verschiedene Sprachen wie die verschiedenen Stämme, allein Mensch, Jaguar, Neh, Vogel, Fisch, es sind Alles nur Personen verschiedenen Aussehens und verschiedener Eigenschaften. Man braucht nur ein Medicinmann zu sein, der Alles kann, so kann man sich von einer Person in die andere verwandeln, so versteht man auch alle Sprachen, die in, Walde oder in der Luft oder im Wasser gesprochen werden. Der tiefere Grund für diese Anschauung liegt darin, daß es noch keine ethische Menschlichkeit giebt; es giebt nur ein Schlechtsein und ein Gutsein in dem groben Sinne, daß man Anderen Unangenehmes oder Angenehmes zufügt, aber die sittliche Erkenntniß und das ideale, weder durch Aussicht auf Lohn, noch durch Furcht vor Strafe geleitete Wollen fehlt ganz und gar. Wie follte da eine unübersteigliche Kluft zwischen Mensch und Thier angenommen werden? (Unter den Naturvölkern, S. 351.) Es ist der Gipfel aller Thorheit, wenn man auch jetzt noch behauptet hat, die Auffassung der Thiere in den bekannten, überall auftauchenden Fabeln und Märchen sei lediglich ein geistreiches Spiel mit Metaphern und Allegorien gewesen, für das jeder Glaube an eine reale Persönlichkeit gefehlt habe. Schon der über die ganze Erde verbreitete Thierdienst (von dein indianischen Totemisinus*) noch ganz abgesehen) mit all seinen Ausläufern (so die uralte Vorstellung von der Verwandlung der Menschen in Thiere, von den Werwölfen, den Vampnren u. s. w.) straft diese Ansicht Lügen; wie zäh übrigens noch ein hoch cultivirtes Volk an dieser ursprünglichen Anschauung festhalten kann, beweist u. A. der egnptische Thierdienst**). Zu demselben Ergebniß gelangt man, wenn man sich erinnert, mit welch religiösem Nimbus einzelne Thiere ganz besonders umwoben waren, so vor Allem die Schlange, die meisten großen Raubthiere, die noch jetzt häusig nur unter Beobachtung aller möglichen Ceremonieu gejagt werden, und endlich die Vögel, die nicht blos als Götterboten eine Rolle spielen, sondern öfter direct als Incarnationen der Himmlischen angesehen werden. Es versteht sich endlich von selbst, daß erst unter dieser Voraussetzung die bekannte Lehre von der Metempsychose oder der Seelenwanderung, die ja besonders in Indien und Egvpten unter den Händen

*) Vergl. Vrinto», U)-tu« ol tw New N'oM, p. 104 ff. Freilich ist für den Totemismus auch ein mächtiger socialer Zusammenhang unverkennbar, indem der Ausdruck als solcher ein Clan»Abzeichen bedeutet (Max Müller, Anthropol. Religion, S. 409); auch hier berührt sich, wie so oft im Völterlcbeu, Religion und Recht (vergl. Köhler, Ursprung der Mlusinensage, Leipzig 1895, S. 37 ff. und Post, Grundriß der ethnrl. Jurisprudenz).

**) Vergl. lm Allgemeinen Lubbock, Anfänge der Ciuilisation II, 221, Livpcrt, Culturgeschichte II, 403 ff. und eine ausführliche Untersuchung von Bastian, Das Thier in seiner mytholog. Bedeutung. Zeitschrift für Ethnologie I, 45 ff. und 158 ff.

einer herrschsüchtigen Hierarchie zu einer entsetzlichen Bedrückung der Gemüther führte, ihre volle psychologische Erklärung findet. Ja, hier knüpft? der Ahnencultus wieder an die Vorstellungen von dem Schicksal der abgeschiedenen Seele insofern an, als gerade der Stammvater sich häufig in ein Thier verwandelte, das nun fortan göttliche Verehrung genoß, um so, wenn auch nur in einem Abbilde, den Seinen nahe zu sein. Der Begriff nämlich der Vernichtung, ja des Todes als eines einfachen chemischen, natürlichen Processes ist dem naiven Bewußtsein, wie aus unzähligen Beispielen bekannt, schlechterdings unzugänglich. Man ist somit durch die Documente der Völkerkunde zu der Annahme gezwungen, daß die Lehre von der unabhängigen Fortdauer der Seele von dem Körper und von jeglicher materieller Umhüllung erst ein Product viel späterer Ertenntniß ist- jedenfalls fehlt ihr auf den primitiven Stufen der für unseren Glauben so charakteristische sittliche Zug, der dem naiven Egoismus des Menschen, der sich mit allen Fibern an die Form irgend eines individuellen Daseins klammert, erst eine höhere Weihe verleiht (vergl. Tylor, Anfänge der Cultur II, 2).

So wird die ganze Natur, von dem einfachen Holzklotz des Fetisckanbeters*) durch alle Stadien der religiös-mythologischen Entwickelung hindurch bis zu der umfassenden Verehrung der Himmelskörper und der Sonne im Besonderen, in den Bereich der unendlich schaffenslustigen Phantasie des Naturmenschen gezogen, und auch hier beginnen sich schon, trotz aller ethnographischen Variationen im Einzelnen, die großen Umrisse eines organischen psychologischen Wachsthums zu zeigen, das für eine künftige vergleichende, die ganze Menschheit umfassende Mythologie der Ausgangspunkt und zugleich das Ziel der Forschung sein wird. Wir haben schon früher bemerkt, daß wir von vorne herein darauf verzichten müssen, hierüber in eine nähere Erörterung einzutreten, allein eine Beziehung, die so recht deutlich das Bindeglied zwischen Neligion und Mythologie bildet, und wo andererseits der so eminent wichtige sociale Factor für diesen Proceß sich geltend macht, können wir nicht wohl übergehen, das ist die Incarnation der Götter als Culturheroen. Sobald die untersten Stufen roher Gesittung verlassen werden, begegnen wir bei den meisten Völkern diesen typischen Erscheinungen, welche unzweideutig den intellektuellen Fortschritt ausnahmslos an die Entdeckung des Feuers**) knüpfen, als des Culturelements p»r exoel-

*) Vgl. darüber das sorgfältige Weil von Fr. Schultze, Leipzig 1871; Bastians Iugendschrift San Salvador (Bremen 1859) enthält übrigens eine reiche Fundgrube für eingehendere Uiitersuchungen, außerdem seine neuere Schritt: Der Fetisch (Berlin 1884) und etwa Lipvert, Culturgeschichte II, 363 ff.

") Wir lassen hier die heikle Frage der sog. Erfindung des Feuers, die anfänglich wieder in linguistischen Kreisen viel zu speculativ behandelt wurde — so in der belmmteu Schrift von Ad. Kuhn über die tzerabkunft des Feuers — absichtlich bei Seite; auch die Völkerkunde hat noch unter diesem Druck zu leiden, wie v. d. Steinen nicht ohne Humor

lsne«, der sich dann auf allen technischen Gebieten mächtig bekundet.
Es mag genügen, auf einige, dem gewöhnlichen indogermanischen Sagen-
kreise ferner liegende Beispiele zu verweisen. In den so interessanten poln-
nesischen Überlieferungen begegnen wir neben den anerkannten Göttern
höherer Ordnung dein Sonnenhelden Maui, der den Menschen das Feller
bringt und damit alle weiteren technischen Künste, um ihr anfänglich dürftiges
Dasein zu verbessern. Wie überall gelingt das nur durch Lift, wider den
Willen der auf ihre Macht neidischen Himmlischen, und so ist denn Maui
der wahre Culturheros, der populäre Held, der durch seine Intelligenz (die
sich auch in manchen burlesken Till Eulenspiegel-Streichen bekundet) über
alle Feinde den Sieg davonzutragen versteht. Genau derselben Idee be-
gegnen wir ill Amerika; bei den nordamerikanischen Indianern ist es
Menabozho oder Michabo, bei den Mericanern Quetzalcoatl, bei den Mayas
Itzamna und Kutulcan, bei den Peruanern (Quichua) Viracocha, nur daß
hier, was in der polynesischen Tradition mehr verhüllt ist und nur ge-
legentlich durchbricht, diese Gestalt häufig mit der obersten Gottheit geradezu
identisicirt ist, als Schöpfer' und Regierer der Welt. Sein Interesse an
dein Fortschritt der Menschen, sagt Brinton, war derart, daß er persönlich
unter den Vorfahren des Volkes erschien und ihnen die nützlichen Künste
lehrte, ihnen Mais gab und andere Pflanzen', sie in die Mysterien
ihrer Religion einweihte, die Gesetze bestimmte, welche ihr sociales Leben
ordneten, und nachdem er sie auf diese Weise auf den Weg zu ihrer eigenen
Vervollkommnung brachte, sie verließ, ohne den Tod erlitten zu haben,
sondern in geheimnißvoller Art ihren Blicken entschwand. Deshalb wurde
allgemein an seine einstige Rückkehr geglaubt, (^msi-ican 2sro-Hl^tli8
p. 27.) Auch hier ist es hoffnungslos, durch irgend eine fictive Uebertragung
der Ideen das Räthsel zu lösen; es ist vielmehr unwiderleglich festgestellt,
daß wir es hier mit einem völlig authentischen Glauben der Eingeborenen
zu thun haben, alle Parallelen aus den arischen, egnptischen und semitischen
Sagenkreisen beweisen, daß hier keine Entlehnung vorliegt, sondern das
organische Wachsthum allgemein menschlicher Ideen, die überall demselben
Nährboden entspringen, der gleichgestimmten Phantasie des Homo 8kpieu8,
die im Angesicht der großen elementaren Naturerscheinungen mit psychologi-
scher Nothwendigkeit zu denselben Bildern gelangt*).

an Peschel nachgewiesen hat (Naturvölker S. 22? ff.). Auch sollte man nicht vergessen,
dah hier, wie sonst, verschiedene Wege nach Rom führen und es sehr schwer gegenwärtig
auszumachen ist, welche der verschiedenen Methoden in der That die ursprüngliche gewesen
ist (vgl. im Allgemeinen Schurtz, Völkerkunde, S. 35).

*) Ein besonders charakteristischer Zug mag noch beiläufig angeführt sein, der mit
dem Hervorbrechen der Sonne aus der Dämmerung zusammenhängt, das ist die jungfräu-
liche Geburt des Heros, wie sie den Peruanern nicht minder bekannt war, wie den alten
Ellyptern (Nrinton ^nwi-iLüll p. 84 u. x. 90 ff.). Dah aber keine geschichtlichen Elemente
in Naturmythen gesucht werden dürfen, gilt heutzutage als ziemlich allgemein zugestanden,

Wie bereits früher angedeutet, gehört Religion, Mythologie und Cultus
nach ethnologischer Auffassung untrennbar zusammen; gerade für den Natur-
menschen bildet der weitläufige Apparat des Cultus mit seinen verwickelten
Ceremonien, Opfern, Fasten u. s. w. den Hauptpunkt seiner religiösen Welt-
anschauung. Schon der überall auf seine Macht und Bedeutung eifersüchtige
Priesterstand sorgt dafür, daß von den Einzelnen, wie vom Stamme und
Staate diesen Obliegenheiten die gebührende Aufmerksamkeit zu Dheil wird.
Wir können hier nun nicht die verschiedenen Sphären der religiösen Ver-
ehrung (den Stein-, Baum-, Wasser-, Erd-, Feuer-, Thiercultus und andere
Formen) schildern, sondern wir beschränken uns nothgedrungen auf einige
Bemerkungen über die verschiedenen psychologischen Elemente des Cultus.
Derselbe zerfällt in Gebet, Gelübde, Opfer, die alle drei ziemlich allgemein
verbreitet sind. Wie in hochgesteigerten Culturen dein Worte eine mythisch-
speculatiue Rolle zufällt (so bei den Indern, Juden, Persern und Egyptern),
wie das richtige gedächtnisimäßige Lernen des „Wortes" die verlangte officielle
Rechtfertigung des Glaubens enthält, so begegnen wir schon Anfängen dieser
Art auf den niederen Entwickelungsstufen, wo es sich um Mehrung des
Cigenthums, Schädigung des Feindes u. A. handelt. Biel ausgedehnter ist
freilich die Wirksamkeit der Fasten und Gelübde, die von den westafrikani-
fchen Quirilles und Mokisso bis hinein in das Juden- und Christenthum
den häufig recht blutig-ernsten Hintergrund des Cultus bilden. Es ist nicht
zu verkennen, das; gerade hierin ein nicht unerhebliches ciuilisatorisches
Mittel liegt, wie denn selbst die rohesten Stämme, welche das Hirn aus
de« Köpfen der noch lebenden Schlachtopfer saugen, wie die Iagas, sick
willig solchen Prüfungen unterziehen. Besonders in den so weit verbreiteten
Geheimbünden, welche — wie die mittelalterliche Vehme — die mangelnde
staatliche Justiz ersetzen, entfaltet sich dies System der' Kasteiung und
mannhaften Bewährung zu feiner vollen Höhe: diese gewöhnlich bei erlangter
Altersreife vollzogenen Pubertätsweihen haben ihren letzten historischen Aus-
läufer im bekannten Ritterschlag. Der stärkste Druck aber wird auf die
Gottheit durch das Opfer ausgeübt, indem dasselbe auf Grund eines regel-
rechten Vertrages eine bestimmte Gegenleistung von der anderen Seite er-
zwingt. Dieser Gedanke tritt, wie das durch die verschiedensten Beispiele*)
erwiesen ist, am augenscheinlichsten im Fetischismus, dieser Urzelle der religiösen

obwohl sich Niinton beschwert, daß diese (iinsicht für die Behandlung der amerikanischen
Sagen noch nicht durchgedrungen sei (a. ll. O. S. 35).

*) Einen sehr drastischen Fall erzählt Bastian, wo es sich um den Nachweis ein«
Ticbstahls handelt: .Der arme Gott schien mir seine Berühmtheit etwas theuer cilauft
zu haben, denn er erhielt schon im Voraus unbarmherzige Schläge, damit er ja nicht die
Sache auf die leichte Achsel nähme. Nachdem der Zauberer sich in de» clllltiiten Zustand
prophetischen Hellsehens gearbeitet hatte, verkündete er den Zuschauern mit dem Tone
zweifelloser Besnmmtheit, daß sie das Messer am nächsten Morgen an der Seite des
Fisches finden würden! (Tan Salvador S. 61.)

Entwickeluug, zu Tage, am schrecklichsten und widerwärtigsten für unser Gefühl in den Menschenopfern, die ja auch leider bei den hoher ciuilisirten Völkern (man denke nur an die Schlächtereien der Mericauer!) nicht fehlen. Erst eine spätere Zeit erfand dafür einen symbolischen Ersatz, wie die Vrahmanen statt der wirklichen iDpfer Figuren aus Mehl und Butter bereiteten oder in Mexico man aus den Bildern von Teig daß Herz herausnahm, den Figuren den Kopf abschnitt und die zerlegten Stücke verzehrte, aber unter dieser allegorischen Hülle scheint der furchtbare Ernst des ursprünglichen Verfahrens noch deutlich hindurch. Dem Priester aber, als dem ofsiciellen Vertreter der göttlichen Macht, fällt schon in seiner Eigenschaft als Zauberer und Medicinmann überall die entscheidende Rolle zu, und ohne seine Persönlichkeit ist die Entwickelung der niederen religiösen Stadien völlig undenkbar; es ist jedoch ethnologisch ganz unstatthaft, nach Art des beschränkten Nationalismus im vorigen Jahrhundert über diesen Stand mit dem Verdict Betrüger und Charlatane den Stab zu brechen, wenn man auch andererseits ruhig sagen darf, daß die Orthodorie, als deren offtcieller Repräsentant überall der Priester gilt, stets der geschworene Feind eines gesunden Fortschrittes gewesen ist.

Wir haben uns begreiflicher Weise bei der unendlichen Fülle des Stoffs mit einer knappen Skizze begnügen müssen, aber so viel ist hoffentlich klar geworden, daß eine umfassende und völlig erschöpfende Mythologie, die auch zugleich die Gesetze des darin zum Ausdruck gelangenden geistigen Schaffens feststellt, erst auf dem Grunde der Völkerkunde sich entfalten kann*). Es möge uns gestattet fein, diese Ueberzeugung zum Schluß durch eine Ausführung des hochverehrten Altmeisters der Ethnologie, der in dem vorigen Jahre seinen 70. Geburtstag feierte, Bastian in seinem viel zu wenig gewürdigten Iugendwerk über San Salvador zu beleuchten: Ihre allzu große Gelehrsamkeit macht die Mnthologen gewöhnlich unachtsam gegen das Nächstliegende, sie lassen die Natur unbeachtet und sehen, wie man zn sagen pflegt, den Wald vor Bäumen nicht. Die Eultur des Westens hat nie jene Warnung des chinesischen Weisen beachtet, daß es zu früh sei, den Himmel erforschen zu wollen, bevor die Erde gekannt sei: Wenn man die Avestas und Vedas studirt, um den weitverbreiteten Feuercultus zu erklären, so darf kaum erwartet werden, die unendliche Verschiedenheit individueller Ansichten je auf eine für Alle gleichmäßig genügende Einsicht zurückzuführen. Der Student unseres Nordens steckt seine Lampe mit einem Streichholz an, breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich ans und sucht nun Phat in Hephästos, zieht Vergleichungen zwischen Vesta, Behram und Agni. Das heißt meiner Ansicht nach die Sache am Ende, statt am

') W ist übrigens bezeichnend, daß auch Max Müller, angeregt nohl durch die Ausbeute englischer Forscher in dem weiten Colonialgebiet, diese ethnologische Perspective unumwunden würdigt (vgl. Natürl. Nel. 3. 484).

Anfang beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächst, das; Streichhölzer eine sehr inoderne Erfindung sind, daß im Alterthum die Erzeugnng des Feuers mit den höchsten Schmierigkeiten verbunden war, wie sie noch jetzt unter Wilden stundenlange Porbereitungen erfordert? Der Lucifer, der uns so zur Gewohnheit geworden ist, daß wir nie daran denken, dmÄber zu denken, gehörte einst zu dem Mysteriösesten der Wunder, zu den Wundern, die eine nm so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gemüth ausüben mußten, da von dem Eintreten desselben alle Bequemlichkeiten nicht nur, sondern auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders in kalten Kegenden, ab-hingen. Hieraus wird sich leicht verstehen, weshalb überall das heilige Feuer in den Cavellen leuchtete, weshalb ihm seine Hüter bestellt waren und sein Cultus in die Unordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Verrichtung des Privatlebens eingriff. Hier haben wir eine fest um-schriebene, sichere Anschauung, die nicht durch die subjectiuen Gedankenopera-tionen eine? Philosophen geschaffen ist, sondern die mit Notwendigkeit aus den einfachsten Verhältnissen des untersten Naturzustandes emporgewachsen ist und hat emporwachsen müssen, eine Anschauung, die wegen des mit ibr verknüpften materiellen Interesses zugleich den durchgreifendsten Eindruck auf die stumpfsinnigsten Barbaren hat machen müssen, uud die uu« graduell, mit der Verfeinerung und Ausbildung desselben, sich auch selbst zu immer feineren uud geistigeren Auffassungen abklären wird. Umschreibt und desinirt die Mythologie mit Genauigkeit die Verhältnisse, in denen das Leben der Naturvölker verläuft, die Eindrücke, die sie von ihrer Umgebung erfahren müsse», die Anregungen, die ihnen durch gegenseitigen Ideenaustausch ge-worden sind, so wird die Psychologie daraus uach feststehenden Gesetzen die Neligionsbegriffe, die sich entwickeln mußten, ableiten und die gegenseitige Controle bei den Wissenschaften die Richtigkeit ihrer Nesultate verbürgen. (San Salvador S. 342.)

Au5 „öagesse" von j)aul Derlaine.
Nebertragen
Sigmar Mehring.
— Verlin. —
^)m lhiinmclsblau, hoch iiber'm Dach.
lDelch' friedlich schweigen!
Im Wipfellaub, hoch über',» Dach,
welch' sanftes Neigen!
weich zittert dnrch den liimmcl dort
Des Glöcklcins Klingen.
wehmüthig tönt r>om Wipfel dort
Des Oöaleins 5inaen.
Mein Gott, «nein Gott, ist diese Welt
^oll Friedensliebe!
Nur fernher hallt in diese Ivel!
Das 3tadtgetriebe,
Und Du, was ward aus Dir, dein jetzt
Nichts bleibt als Klagen,
was ward aus Dir, « sage jetzt,
In jungen Tagen?
II.
schwere Mattheit traf
Auf mein düstres Leben:
Meine Hoffnung — schlaf,
schlaf — mein letztes streben.
Meine Welt erbleicht,
stumpf wird mein Empfinden,
Schmer; und Freude weicht —
Trauriges Entschwinde» I
Line fremde Hand
wiegt nach Ammenwcise
Mich — am Grabesrand,
wiegt mich leise, leise . ,
^

^

Der König.

Allegorische Dichtung unter theilweiser Zugrundelegung des Undinenstoffes.

von

Fritz Oliven.

— Verlin, —

Oersoncn,

Der Schmied.
Die Frau des Schmieds.
Ihre Tochter.
Ein funges Mädchen.
Der Schneider,
Der Hauptmann der UXiche.
Der König,
Kiibleborn, der Geist des Wassers,
Ilndine. sein Oftegekind.
Der Vertreter des Hochlandes,
Der Vertreter des Tieflandes.
Der superkluge, ein Rath des 2<önigs,
Der Priester,
Edle des tandes, Rätbe, Volk, wachen, Oagen und Oerfoneu des Brautzuges.

Grt und Zeit der Handlung liegen im Ungewissen.

der ein Fluhbl» in'z land lzinem fütii!, D» Fluh, durch unleiirdilch, wasserznsutir au» !>er Grott» «»,

!.. 3cene.

Ilönlg:

Friscb, Rinder! Ein paar Karren lehn, darauf!
Und Aeste, Fachwerf, Nlätter! was Ihr habt!
Und kittct's gut mit 5and und Mörtel aus.
Damit der alte Feind, der Geist des Wassers,
Nicht wiederum durch dieses schwarze loch
In unsre guten Felder gurgelnd ströme!
— 's webt ein unsaubrer Geist aus dieser Höhle!
Ruft einen Oriester bei, daß er ibn banne!

vol»)

Ihr Andern aber dankt den ew'gen Göttern,
Daß sie Euch diesmal gnädig noch behütet!
verstärkt den Damm und stellet wachen aus!
^orgloS'Unthät'gen fehlt der Schutz der Götter.
Ver Vertreter des «Tieflands:
Da nützt kein Damm, da helfen keine wachen,
verschließt die Grotte! lenkt den Fluß ins Meer!
Er bringt mehr Schaden als Gewinn! und schwer
Ist's mit dem Element halb Part zu machen!
Ver Vertreter des Hochlands:
3o laßt ihm seine Freiheit ganz und gar!
Das Hochland dankt dem Fluß allein sein Vrot!
Und Wohlstand, selbst verbunden mit Gefahr,
Ist zehnmal besser, als geschützte Noth!
Ver Vertreter des Tieflands:
Auf sich'rem Grunde nur kann Wohlstand nützen!
Ver Vertreter des Hochlands:
Man kennt des Flachlands flache Selbstsucht schon!
Wer Vertreter des lTieflands-
Die Ebnen sind des Wohlstands stärkste stützen!
Ver Vertreter des Hochlands:
Das Hochland steht am treuesten zum Thron!
Ver llatll des llönias l>'>s> zu diesem)-
Entscheidet, Fürst, den Zwiespalt Eurer Knechte!
Der beste Richter ist, wer schnell entschieden.
Ein Rönigswort, und wär's selbst nicht das rechte.
Gewährt Euch Ruhm und Eurem Volke Frieden!
Ver König:
Gebt Raum! Der Priester!
Ver Priester
Ich banne Dich, unreiner Geist des Wassers,
Ich banne Dich mit frommen Zaubersprüchen,
Ich banne Dich mit Vpfern und Gebet
von diesem heiligen Nezirk hinweg!
Ver llsnig:
Hinweg mit Dir! Dein Zauberspruch ist schlecht.
Er bannt das Vöse mit dem Guten!
IZum volle-,
Das Wasser, Freunde, ist von jenen Mächten,
In deren Hand stets Heil und Unheil ruhten,

1
was uns die schwachen Tropfen segnend brächten,
Zerstörten sie als wildgeschwoll'ne Fluthe»,
»ich selber stärkend, wirke» sie zun» schlechten,
»ich selber opfernd, wirken sie zum Gute»,
Nur auf ihr eignes »ein verzichtend,
»i»d sie erhaltend, sonst vernichtend,
lind wie vernichtend Wasser wirkt der König,
Der seiner Macht, nicht der des Volkes denkt,
Er schenket oft dein lande wenig,
wenn er sich selbst auch Ruhm und Anseh'n schenkt!
Nach eignem Glück zu trachten d'rum entwöhn' ich
Mein streben, das nur Eure Wohlfahrt lenkt.
Und segnend, wie der Tropfen aus der Wolke,
will ich ein König sein nur meinem Oolkc!
Rein Machtspruch d'rum und keine schnelle Chat
»oll diesem wicht'gen »treit ein Eudc machen!
Mein Volk sei frei und lenke frei den »taat,
Es sei sein eigner ßerr in seine» »ache»!
Erfragt der weisen und der Mächt'gen Rath.
Doch höret auch die Armen und die schwachen:
Und «Luren Wille» als Gesetz verkünd' ich,
Ich harre Eures »pruchs! Mei» I?olk ist »iü»dig!
Hiner «>,ß dem VolNe:
l)abt Ihr's gehört? Das Volk ist mündig!
Gin Gleiß:
Ein Wort, so inhaltsschwer, wie klar und bündig!
Hin Iünnllny:
Ruft aus mit mir: lang' soll der König leben!
Und lang' die Freiheit, die er uns gegeben!
!,I>l>« Pols entflin! sich noch der S!c>l» z„. Der «5nig bleib! allein zurü!?,)
2. 3«ne.
VII llnmg <sm„end):
lang' leb' die Freiheit! — Mög' sie ewig währe»!
Gb wohl das Volk es ganz verstehen kan»,
Daß das das Veste, was ich ihm gewähren.
Das höchste ist, was ich ihm bieten kann?!
Das Glück nicht, das ein Zufall uns erzwungen.
Das u»verdie»t ein »chicksal uns gebracht —
Das; wir dies Glück uns selbst errungen,
Das ist's, was uns «»sterblich macht!

Das ist der Gottheit schönste »pende:
5ie gab dem Menschen nicht bestelltes land,
5ie legt' ihn» einen ?paten in die l^and
Und damit sein Geschick in seine Hände.
Und dieser kehre Hab' der König Acht,
Der, eingesetzt in irdische Vezirke,
Das Oolkswohl mehrend, nicht die eig'ne Macht,
Der Gottheit Werke nacherschaffend wirke!
Ein Volk, das diese Lohe frei erstiegen,
Das fürchtet nicht der Elemente Kraft!
was blind zerstört und blind erschafft.
Das muß beseeltem willen unterliegen!
Nicht Kraftentfaltung, frei» bewußtes -trebe»,
wohlthun heißt schaffen und Veglllcken leben!
Drum will ich muthig alles leid ertragen,
Im Kampf des öinnes gegen die Gewalten
Getreulich meines hohen Amtes walten —
Und dennoch möcht' ich manchmal fast verzagen! —
IIuni Tempil zewon!»)
V, der Du 3inn und Kraft rereinst,
Zeig' einen Ausweg mir in meiner Noth:
wie kann ich siegreich frei mein Volk erhalten?
wo führt der weg des lebens?
Stimme miß dem «üempel:
Durch den Tod!
Uönig:
sprich mehr! wie soll ich Dich rerstehn?
Stimme:
Es müssen edle Menschen untergeh»,
Damit aus ihrem Vpfertod dereinst
Geläuterte Geschlechter auferstehn!
Nur ein gewisses Glück ward Luch geschenkt.
Auf dieses Maß seid Ihr beschrankt.
D'rum wird es niemals Dir gelingen,
Den Menschen neues Glück zu bringen.
Doch kannst Du Deinen Cheil den Andern geben:
Ein Großer stirbt, daß viele Kleine leben. —
Tritt ein und schaue nie Geschautes hier!
Nönig:
Um diesen Preis! Ich folge Dir!

Zeigst Du mir Frieden, besser heut als morgen.
Zeigst Du mir Kampf — wohlan, ich bin bereit.
Die Kräfte, die in uns verborgen,
Zum Ausdruck bringt sie die Gelegenheit!
I<3e!>! in den Tempel.)
2. öcene.
lUndine und der Veist d« Wasser, (Rlbleborn) »ls Wanderer.)
»ind wir nun da?
Das ist das land!
Undlne:
llüljlelillrn:
wir sind am Ziel!
llndine:
Ach viel, ach viel,
Unendlich viel möcht' ich davon sehen,
Möchte hier stunden und Cage stehen!
<Veiruch!en>'>
Möchte die Felder und grünenden Auen
Und die Wälder und Verge beschauen!
wünschte, dies Alles wäre mein eigen!
(plötzlich Vorwurf»»»!!-)
Doch Ihr wolltet auch Mensche» mir zeigen!
sagtet doch, dieses land sei bewohnt!
lllWeboiN <Hr««I>ch)!
Glaube blos nicht, daß es sonderlich lohnt!
lVegu!ig,nd->
Menschen sind gar trübe Geschöpfe,
leidige Wichte, armselige Tröpfe!
Können nicht schwimmen und können nicht schweben!
Rönnen nicht einmal im Wasser leben!
Müssen sich mühen und müssen sich plagen
I?on jung an bis zu spätesten Tagen!
Müssen als Kinder ans leinen schon gehen,
Daß sie als Männer Etwas verstehen!
Müssen als Männer Vrot erwerben.
Daß sie als Greise nicht kiungers sterben!
Naben als Greise sie, was sie begehren.
^5ind sie zu schwach, um es zu verzehren!
UnlNNe (noch einigem Nachdensen! -
Aber, Ihr habt es mir doch versprochen!

llühlehllin:
Hab' ich schon jemals mein wort gebrochen?
will Dil auch diesen Wunsch ja erfüllen,
Finde blos thöricht Deinen willen!
Siehst Du, Undinchen, Du paßt nicht hierher.
Hast ja das weite, unendliche Meer,
Kannst Dich an seinen leuchtenden Schätzen,
An seinen Wundern und wogen ergehen!
Zieht's Dich denn garnicht zum Meere zurück?
Fehlt Dir denn Etwas an Deinem Glück?
wohnst in der prächtigsten f>erlmuttcrgrottc!
Sitzest am Tisch mit dem Meeresgotte,
Ißt von den schönsten Muscheltablettchen.
Schläfst in dem weichsten Algenbettchen!
Vhne Hoffen und ohne Vangen,
Vhne Fürchten und ohne verlangen,
Frieden im Herzen und Vlumen im Haar,
lebst Du noch manches glückselige Jahr!
Unblne llcidenlchafMch^
Vheim, Ihr versteht mich nicht recht!
Und Ihr könnt mich auch nicht verstehen!
Denn — — ich bin nicht aus Eurem Geschlecht!
lllüljleboin lzullt schmrizlich bcii-offen zurück!,
llndine l'lourig!-
laßt nur — nun ist es ja geschehen!
's hat mir ja fast das Her; gebrochen
Und mir geraubt mein bischen Glück!
llndinc lwie oben)^
laßt nur — jetzt ist es ja ausgesprochen.
Und das geht nicht mehr zurück!
wo die Wasserlilie blüht
Und sich der Fluß mit dem See vereint.
Hat mir's verrathen der Erlenfrau lied!
Ach, ich Hab' damals so viel geweint!:
„war ein Menschenkind, Dein lieb Miitterlcin.
Ist gesprungen mit Dir in den See hinein.
Undinchen, armes Undinchen!
Und im Frühling, da war mein laub so frisch.
Und da saß sie mit ihm im Lrlengebüsch,
Undinchen, armes Undinchen!
Und im Sommer, da war mein laub verdorrt.
Und da war der Herzallerliebste fort,
Undinchen, armes Undinchen!

Und im wmtcr, da war mein laut» voll »chnee,
Da ist sie gesprungen mit Dir in den 5ee,
Und dann lag sie so bleich, ganz tief unten dort,
Und dann nahm sie Dein armes »eelchen mit fort,
Undinchen, armes Undinchen!"
(Nach einer pause schluchzend:)
Vheim, das bat meine Mutter gethan!
Itühleuoin:
Glaub' mir, Rind, sie that wohl daran!
Hast auch nicht gar so viel verloren:
Nur Zum Kampf zwischen Vösem und Guten,
Nicht zum Glück ist die 5ecle geboren, —
Gluck giebt's nur in der Tiefe der Fluten!
Das bat auch Deine Mutter erfahren,
Hat Dir wollen den Ramvf ersparen;
Ha» sich selber den Tod gegeben,
Daß Du magst ohne 5cele leben!
Hat Dich der Lide abgeschworen,
5o hast Du Deine 3eele verloren!
Undlne l?>5y!>chii
Und wie kann man eine 5eele erringen?
Uuhlevorn lüchselzuckendl -
Mußt eine gute That vollbringen!
llndine:
Vheim, Nichts weiter? Und muß man nicht mehr?
NÜHleUllN lächelnd,:
Kindchen, schon das ist unendlich schwer!
Mußt Dich an einen Menschen fetten,
«Line Menschcnseele von Schuld erretten!
Mußt ihm Dein Allerbestes geben,
Herzblut und Glück und Liebe und leben!
Mußt für ihn dulden mit ew'ger Geduld —
Tugend für 5ünde und 5ühne für Schuld. -
Hast Du ihm jahrelang treulich gedient,
5einc 5chuld durch Unschuld gesühnt,
Dann gehst Du ein zun, ewigen leben,
<Lr muß Dir seine 9eclc geben!
Undlne:
Und was wird mit ihn,, den ich gerettet?
UWeborn:
<Lr wird zur ewigen Ruh' gebettet,
Wird zu Wasser, zu luft, zu licht,
Vder zu ^taubl

(Abbrechend:)
Doch das kümincrt uns nicht!
(Aufstehend :)
Komm, wir haben zu lang' schon verzogen.
Und mich gelüstet's wieder nach wogen!
Fühle nur, wie die 5o»ne brennt,
land ist ein schlechtes Element,
laß uns fliehen mit eilendem Fuß!
Undlne
bei Sonne zu und sinkt ini! ueiklürtem Gcsich! und Zefolleien tuenden aus die «nie-)
Vheim! Vheim! Ich thu's! Ich thu's!
UÜIjlcbllril (erschreck,):
Rindchen, was ist Dir? Du bist ja von binnen!
-5tehe doch auf! was willst Du beginnen?
llndlNe (beaeister!):
Ewig leben oder sterben,
will mir eine ^eele erwerben!
MljleuoiN <zor„!«)i
Fort von hier, sag' ich! lind nimm Dich in Acht!
llnbine ("»schlösse,!) i
Vheim, hier endet Eure Macht:
Gebietet dem Meere, dem scelenlos'kühlen,
Nicht im Reiche der Geister, die denken und fühlen! —
(pause)
Ich aber Hab' meine Heimat gefunden,
Nicht völlig ist mir die ^eele geschwunden.
Der Wunsch und das lehnen sind mir geblieben,
Die süße Inbrunst nach leben und lieben.
Die hat mich niemals und niemals verlassen:
Mitten unter den wunschlosen, blassen
Wesen, die meines Gleichen mir schienen,
packte mich heißes verlangen, zu dienen,
schmerzen zu suchen und Freuden zu meiden,
(leidenschaftlicher!)
Mich zu opfern, zu dulden, zu tragen, zu leiden!!! —
(Pause,,
lebt wohl nun, Vheim, und grüßt mir das Meer
Und den Fluß und die Freunde und zürnt nickt zu sehr
Dem armen Nndinchen, das lieblos Euch scheint,
weiß ja, wie gut Ihr es mit mir gemeint,
lebt wohl nun, Vheim! Es mußte gescheh»!
Ich aber will zu den Menschen gehn,

Vis mich einer in seiner kiütte läßt ruhn;
Dem will ich so Gutes und liebes thun.
Vis daß ich an seiner liebe erwärmt —
Vder das Schicksal sich meiner erbarmt! —
KÜHIeÜNIN ls>e long« betrachtend, wehmüchig.iionitch) ^
Derloren! — Zehend von Vlindheit umfangen! —
In's Reich der Seelen übergegangen! —
Gewisses Glück vertauscht gegen schein! —
wie herrlich muß doch die ?eele sein,
wie köstlich der Lohn, der dem Menschen winkt.
— wenn die bloße Hoffnung (auf Undine sehend) solches vollbringt!
Du sprachst wahr, Nndine! liier endet mein Recht,
Denn wisse: — ich hasse das Menschengeschlecht
Mit dem Feuergeist und der Ameisenkraft,
Das, mir trotzend, Evklopenwerke erschafft!
Dies Doppelwesen von schwäche und Macht.
Das die Urkraft der Elemente verlacht!
laß sie leben im Aether, im raumlosen licht!
Doch die Erde, die gehört ihnen nicht!
Die gehört dem Wasser, das rauscht.
Und dem Feuer, das brennt,
Dem starken, den, fühllosen Element.
Jahrhunderte Hab' ich um sie gerungen.
lind ich werde nicht rasten, bis sie bezwungen,
lind kann die Kraft dem Geiste nicht wehren,
5o wird Luer Geist sich selber verzehren!
Glaubt mir, gezählt sind ture Tage.
Noch hält sich Schuld und 3ühne die wage,
Vald bezwingt Luch die eigene Fehle,
Dann endet das irdische Reich der öeele!
Dann verschlingt das anheimgefallene Gut
Die große, die unbarmherzige Fluth!
Dann bestattet das Wasser die Körper zur Ruh'.
Dann zerstattert die 3eele. dann endest auch Du!
<A»f Undine i)
Du willst für sie leben, Du willst ihnen dienen?:
Du leidest für sie, und Du stirbst mit ihnen!!!

H. 5cene.

Vtl UÜNilI lherooilrelend),
3var' Deine Flüche, finst'rer Gott!
(Z„ Undine:) lind Du,
Die hoffnungsfroh verwandten Wesen nahte.
3ollst schönen Jutrauns schönen lohn hier finden:
was opferfreud'ge Menschenliebe kann,
Das biet' ich Dir als Gastherr und Veschützer!

Uühlebnin:
Umsonst suchst Du dem Schicksal abzutrotzen,
was ihm verfiel nach ewigem Gesetz!
Ilönla,:
Das Schicksal, das uns unverschuldet traf,
Mit reinem »treben muthig zu bekämpfen,
Ist edler Menschen hohes Recht!
Mhlcullrn:
Das Schicksal kennt kein Recht, kennt nur Gesetze!
Uünig:
Gerechtigkeit nur heiligt ein Gesetz!
Ein ungerechtes Schicksal kann uns wohl
Zerschmettern, aber niemals beugen,
Kann uns besiegen, doch nicht überzeugen!
Und solche Reinheit hemmt des Schicksals lauf.
Nühleborn:
Gewalt'ge Triebe regst Du in mir auf!
wie gerne möcht' ich dieses zarte Rind,
Das mir vor Allem lieb und theuer ist.
Erretten vor des Schicksals rauher Macht,
vor mir, der ich ein Theil des Schicksals bin!
Aus diesem Zwiespalt wächst mir ein Entschluß,
Der Deiner stolzen ^ecle würdig ist:
Ich will Undine Deiner kmt vertrauen.
Nun schütze sie, wenn Du's im Stande bist,
Run zeige, was Menschenliebe vermag!
Und kannst Du sie nur einen einzigen Tag
vor Menschenselbstsucht und Erdenpein,
Durch Menschenliebe vor ^chicksalsgcfahren,
vor Göttern und Geistern und Menschen bewahren.
Dann soll dieses Land mir heilig sein.
Dann will ich Dir und Deinem Volke dienen
Und will verzichten auf mein altes Recht:
Ein freies und ein mächtiges Geschlecht
Erblüh' zum lohn um Dich und um Undinen!
Doch reicht Dein Vpfermuth, Dein stolzes wort
Richt aus, um Schutz und Rettung zu verleihn,
Dann ist's geschehn, dann muß Undine fort,
vergeh», verwehen!
(Drohende Doch nicht sie allein!
wohlan, es sei!
N«n<ll:

Mihleborn:
^?o mag der Kampf beginnen!
lH°r sich -)
<ks fällt nicht schwer, in diesem pact zu siegen!
<Schmcr;Iich auf Undine!»!?«>>)
wenn auch verlierend, werd' ich doch gewinnen.
Und dennoch wünscht' ich fast, zu unterliegen!
Ita„gsiim ob)
5. 3ce»e.
Nun ist er fort! Nun sind wir ganz allein!
verlaß mich nicht! Mich schreckt die Einsamkeit!
König:
Hast Du ein Werk, wirst Du nicht einsam sein!
Doch furcht' ich fast. Dein Vorsatz tbut Dir leid.
Du blickst nicht mebr, wie erst, vertrauensvoll! —
llndine:
Ach. etwas bangsam ist mir doch zu Mntb.
Du warst, o Herr, zu mir so gnädig-gut.
Daß ich nicht weiß, wie ich Dir danken soll!
Du dankest mir, wenn Du Dich selber schützest,
wofür Du mir, ich Dir dann Dankes weiß,
wenn durch uns Veide Du dem Volke nützest,
?o ist's ein dreifach schöner Dankespreis!
UnlXne:
Ach Herr, vor Dir mö'cht' es mir noch gelinge».
Doch sag', wie soll ich in dem fremden land
Des fremden Volkes liebe mir erringen.
Da seine Art mir völlig unbekannt!
llön,,:
Am besten fäbrt, wer stets sich offen giebt,
was liebenswürdig ist, das wird geliebt!
Undine:
Nein, Herr, zu frcundlich>lcicht sind Deine lehren,
Ich muß zu andern, Wesen mich bekehren.
Denn andre Art geziemet andern ländern!
«önlg:
^ei, wie Du bist! ^?ei besser, als Du warst!
Doch sei nicht anders! Gliche nicht zu streben
Nach einem Vorzug, der Dir nicht gegeben:

Ein jeder Mensch beruht auf Eigenart,
Er soll sie bessern, aber nicht verandern!
lpause.)
Hein, von den Menschen siirchtc nicht Gefahr!
Vedcnk! Ein Tag ist eine kurze Frist,
In der dem schwächste» Menschenkind sogar
Ein schwerer Vorsatz leicht zu halten ist!
Rann ich Dich vor dein Element nur schützen —
lllntllNr (freudig einfallend)-
m Herr, wie freu' ich mich, hier selbst zu nütze»!
Ein Vischen Zauberei ist mir geblieben:
Ein kleines wort, aus diesen 3tein geschrieben.
Damit verschließen wir der Grotte Rand!
(Thu!, wie sie sog!,)
?o frommt uns Alles doch, was wir gelernct!
?o lang nicht Menschenhand den 3tein entfernet,
3o lange bleibt das Element gebannt!
3o haben wir denn unsre Vsticht gethan!
Jetzt können wir auch an uns selber denken!
lind willst Du mir nur etwas Zutrau'» schenken,
2o soll das Vand, das uns als Kampfgenossen
vereint, uns auch als Menschenpaar umschlingen! —
Du bist ja ganz in hohes Roth gegossen!
Könnt' der Gedanke so in Wallung bringen.
Daß auch dies Glück dem Menschen eigen sei?!
IlNdtne Werlcham!)-
Ach Herr, selbst bei den ernst'sten Dingen
Denkt doch das Weib noch manches nebenbei!
llünill:
Nun wohl! Der Mann denkt Eines nach dem Andern!
wiewohl es hier nicht eben nöthig war:
Darf Pflicht und Liebe eines Weges wandern,
3ind sie gewiß das best>geeinte paar!
llndine:
Fast trau' ich diesem schönsten Zufall nicht:
Uns wird das höchste Glück zur höchsten Pflicht!
««„ig:
3o laß uns nicht allein dies Glück genießen,
Zu meinem Volke führe ich Dich hin!
Es soll Dich doppelt freudig heut begrüßen:
Als Schützling und als Königin!

UlllNne <nach einer pause elwaz schmeimüihi») ^
V Herr, in all den vielen lagen
Hab' ich so schönes nicht gesehn!
Und würde heute noch mein Glück zerschlagen.
Und müßt' ich wieder von Dir gehn,
Und würde Alles dann zu Ende sein:
5o dürft' ich mich von Rechtens nicht beklagen!
Ich lebt' genug, um niemals zu bereu'»!
(Seide ob,)
volks°5cene.
lins« giuppieen sich - Der Snpecllnge, ein lla!!> d« Rönig«, 2 veüreter de« Hochland«, I v«r!i»<«l
lins« in der Miüe besetz! in> laufe der folgenden Scenc nnbemerl! die wache den Platz um die 0?roüe>
Cln Vertreter deß tzochl«nbZ <:» den anderen):
Paßt auf, daß das kein gutes Ende nimmt:
Die Menge tobt, wir werden überstimmt!
Vertreter t>e§ Deflandß <»chselz»ck,>,di-
's ist ein Gedanke, den ich völlig schätze:
Der Mehrzahl vortheil nur schafft die Gesetze!
i. Vertreter deß tzoHlsndß:
Nein, nein, höchst ungerecht ist solche Wahl:
Die Stellung gilt Nichts mehr, es gilt die Zahl!
2. Vertreter des Vochlanlill (z»m »»»>,):
's ist unser Untergang, wenn Ihr's erwägt!
Das Hochland wird ja völlig brachgelegt!
«llth laraerlich):
Was kümmert mich denn Luer kleines weh?!
Das Factum läßt mich kalt, mich kränkt nur die Idee!
lt>!>5 voll beobachte! die Gruppe 1
Ver Schmled:
^eht, wie die edlen lierr'n die Köpfe recken!
Die Hecken sicherlich ein silänchcn aus —
wenn sifaff' uud Grundherr bei einander stecken,
Dann schaut für uns gewiß nichts Gutes 'raus!
lllltli stocirend zu den Anderen) -
Das ganze Oolk kann nicht regieren.
Der König muß der König sein,
Die Menge sieht's am Ende selber ein,
Ich will es gleich ihr klar vor Augen fuhren!
iwill da« Doll baranqnlren)

Ver Mrlestei lH» zurückhailendii
Nein, edler Herr, das war' verhängnisvoll!
Das Völkchen ist jetzt »och begeisterungstoll,
Man darf's in diesen» Zustand nicht erregen!
laßt sich nur erst den gröbsten Jubel legen,
Und glaubt mir altem Menscherkenner,
wenn erst die Menge ihren willen hat,
Kriegt sie die süße last bald selber satt:
Man wälzt sie ab, man wählt Vertrauensmänner!
Mit wen'gen läßt sich leichter unterhandeln,
Man sucht Vereinbarungen anzubandeln,
Man bietet vortheil! — schlägt auch das nicht ein,
3o sät man Zwietracht, bildet man siartei'n,
Und bald ist Alles wiederum dein» Alten,
Nur daß jetzt wir die Macht in Händen halten,
Die ehedem des Königs war, —
Nein, solchen Umschweif hass' ich ganz und gar,
Der logik nur soll sich die Menge beugen,
Nur logik soll sie überzeugen.
Da steht Ihr nun und jubelt, tobt und tollt,
Als hätt' er Luch gegeben eitel Gold —
Und hat doch nur die Freiheit Luch geschenkt!
was ist denn Freiheit, wenn Ihr's überdenkt!?
Ein wörtchen ist's von rednerischem Prunk
Und übersetzt heißt es — Verantwortung.
Ein Schwert, von trügeiischzweischneid'gem Schliff,
Im besten Falle — ein Vegriff,
<!>«» t?oll wild ungeduldig, dei «och !ühl! Mi! Iliuniphiiender Spiyiinbigle!» f«i!,>
laßt mich das spröde wort noch weiter schleifen!
was ist Vegriff? — Kann man begriffe greifen?!
Vilß Vaw lmurr,',
Einer:
Der ist ja dumm! laßt den doch geh»!
Ein Zweiter:
was kann von Freiheit der versteh,!!
Ein VKtter:
kiat sie die Schranze je entbehrt?
Und der will schätzen ihren werth —
Vrl Schmied lst°!z o°l,ie>end>i
Den nur zur Noth die Majestät
— Und der gemeine Mann verstcbt!

Vaj Voll!:
vivat der »chmied! Der gab's nicht schlecht,
wir halten fest an unser»! Recht,
Uns macht es frei. Luch bringt es schmerz,
Der König nur hat für sein Volk ein kierz!
was rufen die? was giebt's denn dort?
's kommt aus der 3tadt, es pflanzt sich fort,
wie Vrandruf geht's von Mund zu Munde!
sin junges Mädchen <«i,iyl i,«»n?licnt,>:
Nabt Ihr gehört die neuste Runde?
Die Dienerschaft im schloß hört' ich's erzählen:
Der König will noch heute sich vermählen!
«ufe von hinten:
k»abt Ihr'? gehört? Die neu'ste Neuigkeit?
lüufe von vorn:
wir wissen'? schon!
Von ollen Hellen:
Der König sreit!
Vertreter oeß Ticflanoß z»m Priester:
5agt. iviird'gcr l^err, vernahm» Ihr davon schon?
Priester zum vlllth:
üabt Ihr's gewußt?
«2th:
Ich? Keinen To»!
Vertreter dcß yochlandg:
Da? ist so recht sein eigener Geschmack!
Uns sagt er Nichts! Nun naht der jüngste Tag!
Schmied:
Das freut von ßerzen mich, daß das geschah!
Nun ist der König uns erst doppelt nah!
Eint FlllU lsich hriandrzngend^
was steht Ihr da und staunt und schaut?
wie sieht sie aus? wer ist die Vraut?
Line Andere:
3ag', hast Du sie von Augesicht gesehn?

«5lne Vritte:
Sag', ist sie jung?
Gine Vierte:
lind ist sie schön?
Ändere-
Sie ist wohl stolz und ist von hohem Stand?
Ändere:
Aus welcher Stadt ist sie? Aus welchem land?
Vaß Mädchen:
Das Alles weiß ich selbst nicht so genau!
Doch sprach ich gerade ihre Kammerfrau.
Die sagt, sie sei noch jung und kaum erblüht.
Auch schön, doch nicht, wie man es östers sieht.
Am Hofe selbst ist Keinem sie bekannt.
Fremdländisch ihre Art und ihr Gewand.
Doch ist sie nicht, wie Fürstcntöchter sind,
Man sagt, sie sei ein armes Fischerkind.
Dem König muß besonders sie gefallen.
Sonst hätt' er sie nicht auserwählt vor Allen.
Auch soll ihr Antlitz voller liebreiz sein.
Doch in den Augen liegt ein todter Schein,
Man blickt hinein, wie in den tiefsten See,
Doch spiegelt sich Nichts d'rin. nicht tust, noch weh,
Als hätte man in einen See geblickt.
In den die Sonne ihren Strahl nicht schickt.
Auch spricht sie selten nur ein leises Wort.
Als könnte mit der Sprache sie nicht fort.
Nur wenn sie ihren Vlick Zum König hebt.
Dann wird ihr Antlitz hell, ihr Aug' belebt.
Aus ihrem Vlick strahlt lieb' und Zuversicht.
Und Herzensgute ist es. was sie spricht.
Auch hat die Zofe heimlich mir vertraut,
<Ls sei merkwürdig bei der jungen Vraut,
So weiß wie Marmor wäre die Gestalt,
Die Haut nicht menschlich-warm, nein eiseskalt.
Kurzum, man spricht bei Hofe Allerlei,
Sogar, daß sie nicht wie von Menschen sei,
Nein, etwa wie ein Feen, und Nircnkind,
Und was noch mehr derlei Gerüchte sind!
Vie Frau drß Schmiedes l'n!,><,,i
Ein Nixenkind! Habt Ihr's gehört,
Sie hat den jungen König gar bethört,

Am Ende ist sie eine Hexe gar
Und bringt dem Fürsten und dem land Gefahr!
Ich sag' Euch, Freunde, seid auf Eurer Hut!
Ein Nirenkind! Das macht noch böses Vlut!
Ver Schmied dachend)!
Das' paßt zu meiner Alten ganz genau!
Der Frauen größter Feind ist stets die Fra»!
<Zu den MH»n°ln-1
Habt Ihr von Nirenkindern je gehört?
sagt, seid Ihr Männer? seid Ihr aufgeklärt?
Und nehmt selbst an, sie soll von Niren stammen!
<Iu l>cm MHdchen)
Du hast doch selbst sie gütig uns genannt!
Nun wohl! so zaubert sie uns Glück in's land!
Und, Freunde, wer wird ungesehn verdammen!?
<ZU dem machen)
Und baldigst, denk' ich. werden wir sie sehn?
Mädchen:
Ja, doch! Im schlösse geht die Kunde,
Grad' eben hier und noch zu dieser stunde
soll die Vermählung vor sich gehn.
Es war der jungen Fürstin erste Vitte,
wir sollen Zeugen sein bei diesem schritte.
Der König willigt' nur zu gerne ein,
Das ganze Volk soll heut sich mit ihm freun.
Und gerade hier, an dieser stelle,
Dicht bei der Grotte, an der (yuelle
soll Hand sich Hand zum ew'gen Vunde reichen.
<Vehe!mmßo»lI>
Der Hof sieht darin wiederum ein Zeichen —
Schmled:
Recht so! Und redet Ihr schon von symbolen,
so ist der Vlatz gewiß doch gut erkoren,
Wo unsre junge Freiheit ward geboren,
Ihr jungen Mädchen sollt uns Vlumen holen.
Der Platz soll heut im schönsten schmucke prangen,
Nekränzet ihn mit Duft und Vlüthen schnell,
Es ist ja unsre Grotte, unser Vuell:
Hier wollen wir das Königspaar empfangen!
wache:
Zurück und feinen schritt!

Schmied (zornig-erstaunt):
Vei meiner 3eel',
Der Kerl sperrt »b!
Andrer:
Lr sperrt uns aus!
Viitter ^
verschließt dem Herren sein eignes Haus!
wer gab Dir's Recht dazu?
wache:
Königs Vefehl!
Ihauutmann der Wache <°«r!re,end):
Nein, Königs Wunsch, den er ans Herz Euch legt,
Doch ward mir fein Vefehl so scharf je eingeprägt.
Die Gründe läßt der König bald Luch hören —
Dort naht er selbst. Lr mag es Luch erklären!
(Der Vrautzug erschein!. An der Spitze der König und Undine, Mustl, Umzug, ?er König und Und!»» nehmen aus erhöhtem Platze unweit der Grotte Stellung. Die Ldlen lins«, etwa; abgesondert v»«
Vertreter des Hochlands
(halb zu den kdlen, hall, zu dem volle, ironisch) i
Das heißt, die Sache bleibt wie ehedem,
Die Namen ändert man. nicht das System!
Das Volk wird sich's schon richtig übersetzen.
<Iu den Edlen:)
Hier ist der Vunkt, den Hebel einzusetzen!
Vel Schmied (zum volle beschwichtigend):
wollt Ihr vertrau'», müßt Ihr vertrauen schenken!
laßt «Luch nicht Hetzen! Haltet klar der Sinn!
Schneide! (sich mißtrauisch abwendend):
Allein, die Sache giebt zu denken!
Gin Körnchen Wahrheit liegt darin!
Lin HNädchen:
Seht. Vater, seht! wie stolz der König schaut!
Bürger:
Und wie bescheiden blickt die junge Vraut!
Seht nur, vor allem Volk küßt sie der König!
Vei «ach <s?ö»t!sch,:
von einer Jauberfürstin hat sie wenig.
Ich möchte nach den mäßigen Allüren
Sie eher auf ein Fischeikind taxiren.
Ver Schmied:
Das ist so für die Herr'n erwünschte Veute!
Die sieht nicht aus, als würde sie durch steuern
Den luxus und den Vrunk bei Hof erneuern.
Ist eine Königin für arme leute!

Seine Frau «w«ü,end)-
laß Dir nur auch von ihr den Sinn bestricken!
Ich sage Vir, 's liegt was in ihren Vlicken.
Als hätt' sie'5 schon so Manchem angethan!
Vuln (»on hinten)-
Seid still, der König hebt zu reden an!
UöM:
Mein treues Volk, geliebte Untertanen,
Zum zweiten Mal seit kurzer Zeit
Tret' ich zu Luch an diese Stätten hin,
Die noch an ernste stunden uns gemahnen,
Zu diesmal froherer Gelegenheit.
Ihr wißt, ich hegt' es lange schon im Sinn.
Und dahin ging mein ernstes Streben,
Dem Volke eine Königin,
Den, lande eine Mutter bald zu geben.
Denn finden auch des Volkes große Schmerzen
Vewegten Widerhall in meinem Herzen,
So unterschätz' ich's nicht und weiß genau,
Die kleinen leiden heilt allein die Frau. —
Nun wohl! Die ich gesucht in bangen Stunden.
Hab' ich durch Zufalls Fügung heut gefunden.
Ich wählte lange, prüfte kühl,
Vefragte Herz und Auge und verstand.
Sie billigten die Wahl, und Hand in Hand
Mit ihnen rieth mir freudig das Gefühl,
Lin bess'rer Prüfstein noch, als die Lrfahrung.
So ward's gewiß mir, ward zur Offenbarung,
Und schneller fast, als ich's zu deuten weiß.
Zog liebe mich in ihren Zauberkreis. —
Ich seh', mein Volk heißt meine Wahl willkommen.
So sei sie Luch und mir zu Nutz und Frommen!
(In den »bseiis stehenden «Lblen.)
Auch Euch gilt dieser Wunsch, erlauchte Herren!
Doch seh' ich fast erstaunt, Ihr steht von fern.
Lu'r Platz ist hier! So tretet vor uns hin.
Zu huldigen der jungen Königin!
Du, Priester, nahe, ohn' verweilen
Dem Vund die heil'ge weihe zu ertheilen!
Seht nur, die Heiren machen saure Mien'!
's fällt ihnen schwer! 's kommt ihnen bitter an!
Sie sehn auf sich und auf den Priester dann,
Li soll sie aus der heikle» läge zieh».
Jetzt kommt's zum Ausbruch! wird er sich bequemen?
Li fügt sich doch! — Mich sollt' es Wunder nehmen!

Plllster lehrfnrch!,uoll, unmerklich ironisch, »ortreleno) ^
Du tadelst, mein gnädigster He« und König,
Daß Deiner Wahl wir, froh wie sonst, nicht huld'gen.
Das Unerwartete mag uns entschuld gen.
Ich selbst, gesteh' es, war bestürzt ein wenig.
Das war nicht recht, und meine Pflicht erfüll' ich,
Denn Du befiehlst — und wir gehorchen willig.
Dein hoher Vater, edler Herr und König,
In dessen Dienst ich lange mich beflissen.
ließ seine Wahl uns gnädig vorher wissen —
Er gab auf unfern treuen Rath ein wenig.
Dies ließ uns die Gewohnheit heut vermissen.
Doch, ich gesteh', es war nicht recht und billig:
Denn Du befiehlst — und wir gehorchen willig.
Es sprach das Volk, erlauchtester Gebieter,
von Deiner hohen Vraut gar mancherlei,
von ihrer Abkunft und von Zauberei.
Und dies verwirrte etwas die Gemüther.
Vald wird sich's ja als Unwahrheit enthüllen,
wir prüfen nicht, wir dienen Deinem willen.
Zwar hätten wir uns, mein erhabener Fürst,
Auf Dein vorhcr'ges Wort berufen können:
Freiheit im Handeln Jeglichem zu gönnen,
— wie Du Dich gnädig noch erinnern wirst —
Doch stützen wir auf dieses Recht uns nicht.
Denn, was Du wünschst, ist uns Vcfehl und Pflicht!
3o laß uns denn zur heil'gen Handlung schreiten.
Du weißt, mein Fürst, es heischt ein heil'ger Vrauch
Der Ahnen — »nd Du ehrst ihn sicher auch —
Zum weiheact das Wasser dieses (yuclls.
Nun seh' ich heut zuerst seit allen Zeiten:
<kin 3tein verschließt den heil'gen Fels.
Vefiehl, das Hinderniß hinwegzuräumen,
Und laßt uns dann beginnen ohne Räumen!
VlÜNlss (bestimm! und merklich eroiüer! zum Priester! -
Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit.
Doch dieser (yuclle Vann wird nicht gebrochen!
Noch hat das Volk darüber nicht gesprochen!
Drum soll für heute innre Frömmigkeit
Ersetzen, was uns mangelt an Symbolen,
schickt Voten aus! ^5ie sollen anderweit
Vuellwasser uns zur Weihehandlung holen!
(Volen nl,,)
VoM:
Der Priester traf des Königs wunde stelle!
was ist es mit der Grotte, mit der (Yuelle?!

Ändere:
Die Königin hat ihre Hand dabei,
's ist lug und Trug und eitel Zauberei!
was soll uns dieses seltsame Gebahren?
Dritte:
wir wollen's wissen! wollen es erfahren!!!
llNl! ine ll>eri>ol!«!»id)-
Ihr lieben Menschen, hört mich freundlich an!
Ich kann's und will's nicht länger Euch verschweigen:
Ihr hörtet recht, ich bin kein Menschenkind.
Doch meine Mutter war ein irdisch lveib.
Und darum trieb mich Sehnsucht zu den Menschen.
Und Zuflucht suchend kam ich zu Luch her.
Denn mich bedrängt derselbe Feind, wie Euch:
Der Geist des Wassers, der mich einstmals schützte,
verfolgt mich jetzt mit feinem schweren Grimm
Und Mes das, weil ich die Menschen liebte.
?o nah' ich «Luch als schntzling und Veschiiher, —
Denn wißt, der 3tein, der diese Grotte schließt.
verschließt den Eingang auch dem Geist des Wassers!
verzeihet d'rum der frommen Zauberei.
Und griff ich ein dadurch in Eure Rechte,
Und war dies Fehl, so fehlt' ich nur aus liebe.
M. nehmet niemals diesen ?tein von hinnen!
Vefolgt Ihr dies, so wißt Ihr mir es Dank.
wo nicht, ist's mein und Euer Untergang!
Dort „ahn die Voten, laß» das Fest beginnen!
i. Bote <z»i! «««»>«):
Vestürzt, o Herr, kehr'n Deine Diener wieder:
Der Felsenqnell, zu dem Du mich gesendet.
Er ist versiegt, kein Tropfen rinnt hernieder!
2, Twte-
Umsonst Hab' ich mich rings umher gewendet.
Die Vrunnen und Eisternen blieben leer.
Kein wasserlanf, kein Vächlein rieselt mehr!
I. Vllte:
von Durst'gen sieht die Vuellen man umringen.
Das ganze land ertönt von lauter Klage.
3ie opfern, abzuwenden diese Vlage.
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Vlll»:
V Unheil über Unheil, das uns droht,
Erst konnten wir der Fluth nicht wehren.
Jetzt müssen wir das heil'ge Naß entbehren!
womit verschulden wir die neue Noth?
Vertreter deZ ynchlsndß:
Ihr seht der Königin Werk sich schnell erfüllen:
3ie hat den Geist des Wassers fortgebannt.
Das Tiefland reichte freudig ihr die Hand,
Nun kommt der Götter Rache über's land!
was wollt Ihr mehr? Ihr habt ja Euren willen!
Priester:
Ihr habt Euch freventlichen Spiels vermessen
Und meinen frommen Rathschlag stolz verachtet,
Vedenkend nur des Tieflands Interessen,
Habt Ihr der Elemente Macht vergessen!
Nun sehet zu, damit Ihr nicht verschmachtet!
Vllln:
Das Tiefland trägt die Schuld an unserer Noth!
Ihr habt verstopft des Wohlstands (yuellcn!
Und fehlt' es früher manchmal uns an Vrot:
Jetzt wird der Durst dem Hunger sich gesellen!
Schneider täglich,:
V steht, den 3tein zu heben, unfern Fürsten:
Mir dorrt der Schlund! Ich meine zu verdursten!
Schmied <w«chend zum Schneider):
Elender wicht, halt' Dein Gelüst im Zaum,
Du trankst ja erst vor einer stunde kaum!
Du schliirft'st, ich sah's, 'nen halben Eimer wein!
Schneider:
Ach. Freund, schon der Gedanke macht mir Vein,
Hör' ich nur Wassermangel nennen,
3pür' ich den Durst schon in der Kehle brennen!
Koni,:
V, harret aus! V, habt Geduld,
Mich trifft der Vorwurf, mich die Schuld!
Ich bin's, der diesen Kampf entfacht!
Ich kenne wohl der Elemente Macht!
Doch habe ich auch auf mein Volk gebaut.
Auf seine liebe, seine Kraft vertraut!
Der Kampf ist hart, doch währet er nicht lang',
V. harrt nur aus bis Sonnenuntergang!

Dann seid Ihr aller Noch enthoben!
Dann habt Ihr herrlich»schönen !5ieg errungen,
Das Element in Euren Dienst gezwungen.
Dann werdet Ihr mein kühn' Veginnen loben!
Und endet nicht bis dahin Eure Pein,
5o will ich nicht mehr Euer König sein!
Vcr Schmied:
Das ist ein Wort, das uns'res Königs werth!
Ein schuft, wer nicht zu seiner Fahne schwört,
wer mit mir ist, der tret' auf meine ^eite.
Ein kurzer, schwerer Kampf und reiche Veute:
Das ist ein Ziel, das mich begeistert.
Und wer die wen'gen stunden sich nicht meistert,
verdammt, der ist nicht werth so hoher Gnade,
Und, wenn er d'raufgeht, ist's fürs tand kein schade!
nlufe dun «cht? «den <« «scheint»)
Vüien auß dem tzochlandr:
Zu Hilfe! Hilfe! Eilt zur Hand!
Im Hochwald droben tobt der Vrand!
Der wind steht auf die Dörfer zu!
Die ersten Häuser griff's im Nu!
Rein Wasser gicbt's, den Vrand zu unterdrücken!
Schmied:
3o laßt das Feuer uns ersticken!
Einer auß der GelIengiuPpe der Hochländer
3elbstsücht'ger Tropf, sei auf der Hut!
Hier geht's um unser Hab' und Gut!
Doch freilich, fremdes Unglück läßt Euch kalt!
Erbrecht die Grotte! Vraucht Gewalt!
«Dräng« mi! seinen Anhängern »uf den Schmied ein, der ihm den weg
Mach' Platz, dickhäutiger Gesell!
wir wollen Wasser, r>or zum Vuell!
<wm den Schmied fortstoßen.)
Schmied «chläg! ihn zu Voden>:
Nimm das!
<Iu den Anderen i)
wer wagt's und nimmt Gewalt in'n Mund?
Den schlag' ich todt, wie einen tollen Hund!
wer auch nur das Gesicht verzieht.
Den streck' ich nieder, ich, der »chmied!

wer untersteht sich von Gewalt zu reden,
wo Freiheit freisteht einem Jede»?
Und wird Euch jetzt der Muth schon knapp,
3o tretet vor und stimmet ab!
3tehn bleibt, wer mich und wer den König liebt,
Der Fürst soll sehn, daß es noch Männer giebt!
Vie Tnchtei des Schmieds la»,°mi°5, weinen»:
V Vater, Mutter, Vater, kommt nach Haus!
Das kleine Schwesterchen liegt todtenkrank,
Ein heißes Fieber schüttelt ihm die Glieder,
Es liegt und stöhnt und klagt nur: „Gebt mir Wasser!"
Und wir, wir haben keins. G kommt nach Haus!
Und, Nachbar, Euer Weib und Euer Kind,
Und Eures, Nachbar, und auch Dein's und Dein's,
Das halbe Dorf erfaßte schon die 3euche.
Und Alle, Alle rufen: Gebt uns Wasser!
Schmied <mi! IhlHnen in den Augen seine lochler küssend):
Mein armes Rind, geh' nur allein nach Haus!
Ich schwur dem König, und ich harre aus!
Vei Vorfallest,: auß deß Schmied? Grupue
<;um Schmied) i
Du sündigst, Freund, durch Deinen starren 5inn,
wir gaben uns re Habe freudig hin,
wir schreckten vor Entbehrung nicht zurück.
Doch sag', was nützt uns 3ieg und künft'ges Glück,
Sahl'n wir als Kaufpreis uns'rer Kinder leben!?
IIum v°!t>)
wer stimmt dafür, den 5tein noch nicht zu heben?
(Allel bleib! stumm,)
Ein Jeder schweigt, und Keiner ist dagegen!
wir sind nicht ruhmlos, Freunde, unterlegen!
Nur überirdische Macht band uns die Hände.
Nun fort zum Vuell und macht der Noth ein Ende!
<volf auf den Tuell zu,)
tIndine (angstuoll) I
Mein Fürst, Geliebter, laß es nicht gescheh'n!
Du schwurst, zu helfen, bcizusteh'n mir Armen,
V schütze mich und Hab' Erbarmen
Und laß mich elend nicht zu Grunde geh'n!
lXönig:
Geliebtes Kind, zerreiß' mir nicht mein Herz,
Ich fühle doppelt, doppelt Deinen schmerz,
Mein eignes teben gab' ich für Dich hin
Und leide zwiefach, weil ich machtlos bin!

Ich muß des Volkes Wohl und Ivel, bedenken.
Das Volk allein kann Dir Öllösung schenken.
Mich hält die harte Pflicht in eh'rnen Retten,
Das Volk ist frei! Das Volk nur kann Dich retten!
HlndlNe idie sich händeringend l>»r die Machen und den Vnell ge>
Neil! bat):
Ihr guten Menschen, laßt mich nicht verderben!
verstoßt mich nicht ins finstre Codtenreich!
Denn wenn ich sterbe, muß ich doppelt sterben,
Mir winkt kein Zweites leben mehr wie Euch!
V, laßt mich nur ein Weilchen noch auf Erden.
Zerstört nicht meinen jungen kierzensbund!
Ich mache Eure Kinder Euch gesund!
Ich will Euch Eure ßäuser neu erbauen!
Ich Hab' zu Eurer liebe solch' vertrauen,
laßt mein vertrauen nicht Zu Schanden werden!
Ich will Euch tausendfach ja wiedergeben,
was Ihr so schwer jetzt zu entbehren meint!
Nur laßt mir noch dies junge leben.
Das mir so schön und, ach! so kurz erscheint!
Weiber »uß dem Vowe:
Kört nicht auf sie! verfallt nicht ihrer Macht!
Denkt Eurer Weiber, Eurer kranken Kinder!
3ie hat das Elend über's tand gebracht!
Durch Müßigstehn macht Ihr sie nicht gesünder!
Fort mit dem ?picß, mit dem der Kerl uns droht!
Nehmt Knüttel, steine! schlagt die 3öldner todt!
Ver Vertreter des Hocylandß
<zur Menge):
Zurück!
<Iu den Soldaten:)
Die wachen vor! Zieht blank! Nant ein!
lvie Soldaten drängen d!e Mengezurülf)
3o recht! 3chlagt die Empörer kurz und klein!
IIum König:>
Du siehst nun, Fürst, wohin die Freiheit führt,
Vefiehl, wie's für den König sich gebührt!
Die Menge lenkt man nur mit Hieben!
Nun zeigt sich'?, wer Dir wahrhaft treu geblieben!
Vefiehl! wir decken Dich mit unserm leib!
<«« tritt für lnrze Zeit Nrche ein; der PI»!, nor der «rotte bleibt frei)
llönilI lzu den Soldaten)!
Gebt Raum, Soldaten! Nieder mit den Waffen!
IIum Vertreter d« Hochland«:)
Ich kenne besser eines Königs Pflichten!
Darf ich das Volk zu Grunde richten.
Um Rettung mir und meinem Weib zu schaffen?!

IIu Undine, die sich ängstlich an ihn gellamniee! h«!, »röstend)
vielleicht, daß es sich noch zum Guten wende!
«Zu Allen)
Und wäl's auch mein und war's Undinens Lüde,
Zuerst mein Volk! Und dann mein Weib!
ülndlne <°«zweifel!),
Wehe! wehe! was hast Du gethan?
Hast mich verstoßen, preisgegeben!
Hast gemordet mein junges leben!
Hast mir die Seele, die Seele geraubt,
Und ich Hab' so fest an Dich immer geglaubt!
Siehst Du sie winken? Siehst Du sie nah'n?
Tausend Gestalten?
lnisionör:>
wollen mich greifen, wollen mich fassen!
Die schattenblaffen.
Die geisterkalten.
Hast Dein Wort nicht gehalten!
Hast mich verlassen!
Hörst Du ihn zürnen, hörst Du ihn grollen.
Den Meergeist? Hörst Du die wogen rollen?
«Li streckt den Arm nach mir aus,
Zieht mich hinab in sein kaltes Haus!
<Lr kommt auf leisen Sohlen,
Kommt mich zu holen!
winket mir. drohet, gebietet mir Armen!
Hat kein Erbarmen!
Niemals vergiebt er!
(Sich an ihn slammeind i)
Schütze mich! Rette mich! Halte mich!
Einzig Geliebter!
Aber nein! Du kannst nichts gegen ihn.
Kannst mich jetzt nicht mehr schützen und retten,
Hieltest Du gleich mich mit tausend Ketten,
würde Dich mit in die Tiefe nur ziehn!
Und ich will Dich doch nicht verderben!
Ist ja genug, daß ich muß sterbe»!
Nein, Du mußt nicht so traurig sein,
Vald ist's vorbei ja mit aller Pein!
Nur noch ein Weilchen, dann ist's überwunden.
Habe mich fast schon darein gefunden.
Dann versinkt der böse Stein,
Tragt mich hinab zu lieb Mütterlein!
lieg' dann an ihrer Seite begraben!
Dan» könnt Ihr wieder am Wasser Luch labe»,
Vraucht nicht mehr fürchten das Nizenkind!
Dacht' nicht, daß Mensche» so grausam sind,

H00 Fritz Oliven in Verlin.
weil sie doch eine 3eele haben!
Dachte, Menschen sei'n ohne 3ünden,
Zeien so gut wie die Himmlischen fast,
weil Du mir doch erzählet hast,
Daß sie Recht und Unrecht empfinden!
siehst Du Geliebter, fast freut es mich nun.
Daß Du mich nicht zum Menschen gemacht.
Hätt' es nicht über's k»erz gebracht.
Einen« Andern so wehe zu thun.
will den Geistern und Riren erzählen.
Daß sie besser als Menschen sei'n;
weil sie sich nicht am Vösen freu'n.
Glaube jetzt fast, auch sie haben Seelen!
wenn das Vuellchen die Aecker durchstießt,
segnend die fruchtbaren Maaten begrüßt.
Dann fühlt es Freude, empfindet tust,
tiabe das nur nicht zu schätzen gewußt!
wollte mich nicht dabei bescheiden,
Ach, wie schwer muß ich dafür leiden!
Oorbei, vorbei! Auch dies Glück ist verscherzt:
Du rufst mich, Vheim! Ich bin bereit!
war ja glücklich für kurze Zeit!
wie Du mich geliebt, wie Du mich geheizt.
will die Erinnerung ins kierz versenken.
Vleibt mir ein Gedanke, sc will ich dran denken,
Und bleiben mir Thränen. so will ich weinen.
Und darf ich's, will ich Dir im Traum erscheinen.
Nur einen Kuß noch, Geliebter! Gebt Raum!
V< es war ein schöner, vergänglicher Traum!
3ie verschwimmt wie ein schein,
wie ein »chattenbild.
Es senkt sich der 3tein,
Und das Wasser quillt!
lieil unserm König!
llöni,:
Es senkt sich der 3tein! was zaudert Ihr lang?
Das Wasser quillt, und ich will keinen Dank!
Nllllt l»" der Vuelle) -
Das Wasser rieselt, das Wasser quillt!
Es füllet die Grotte, es wächst und schwillt!
Aus der Erde dringt es mächtig empor,
Aus jedem Felsen strömt es hervor,
von allen Vergen kommt es gerannt!

Der König. Hy^
Im Meer drängt sich Welle an Wogenkamm,
Es drückt herein, es zerreißet den Damm!
Zurück! Zurück! Die Fluth bricht in« tand!
verschlingt uns're Aecker, verzehrt unser Gut!
llÜllleÜOIN (>ri!t riesengratz «uz dem Sinlergrundel'
Das ist die Schuld! Das ist die Fluch!
Jetzt ist das land mit den Menschen allen
Und mit allem teben dem waffer verfallen!
Vrecht herein, ihr Geister, in's Land der Seelen,
Ihr dürft bei Undinens Vegräbniß nicht fehlen!
Nur Du bleibst übrig! Du trotzest der Zeit,
Ein unvergänglich Denkmal der Vergänglichkeit!
König:
Halt ein. Erbarmungsloser, halte ein!
Noch ist's zu früh! Noch ist der Sieg nicht Dein!
Unbill'ger Kamvfesweise zeih' ich Dich,
Mein Volk besiegtest Du, nicht mich!
Ich zahle seine Schuld Dir an Undinen!
was Völker fehlen, können Rön'ge sühnen!
Nimm an als Vpfer für des Volkes Fehle
Das Höchste, was ich Hab', nimm meine Seele!
was ihr, lebendig wirkend, nicht gelang.
wirkt sie durch frei gewählten Untergang!
Dem Sieger sollte der Vesiegtc dienein
Ich bin bereit! Ich folge Dir zugleich!
Du ziehst mich nach Dir in Dein kühles Reich,
Im Code ein' ich mich mit Dir, Undine!
Sei unser Untergang das heil'ge Vand,
Das Seelenlose einet und Velebte!
Das ist das höchste Ziel, das ich erstrebte,
So leb' ich segnend weiter meinen» land!
wir sterben nicht, wir wechseln nur den Vrt,
Es lebt das Gute in und durch uns fort!
Unsterblich noch im Sterben war mein Streben!
Ihr Andern aber geht — zu leben!
(Die wüster verrinnen clllmHhlichi der plotz UNI die Grolle, lluf dem der Rönig steht, IM» sich in eine Voll»

Die Zielbewußten.

von

tzarrn Va^bery.

— Vreslau. —

!>'ie Viude fiel ihm von den Aussen. Um ihn brodelten die Morgennebel und zogen in langen weihen Fetzen um das Mstein, und unten lllss die Welt Trüben tauchte die Tonne über den fernen Gebirgszug und färbte die Nebel rosenroth. Es war bitter kalt, und er hauchte sich in die Hände.

Da brauste auf dem schmalen Steg ein seltsam Geführt heran mit Windeseile. Ein Rad war es, beflügelt anf beiden Seiten mit mächtigen Adlerschwingen, und darauf stand ein iuugcs Weib, im Wiud flatterte ihr das faltige rothe Geluond. 3lls sie die Ttelle erreicht hatte, wo er stand, schoß sie ihm einen lichten heißen Nlick zu: .Halt an!" rief sie hell, nud das Rad stand still, die Mtiche legten sich.

„Willst Du mit?" fragte sie.

„Wohin?"

„Frage nicht, steig' ans!"

Nasch sprang er zu ihr hinauf, und es ging weiter im Tturm. Sie schrie hell, das; das Echo vom Gestein sprang, nnb schlang ihren Arm um seinen Nacken. Da überlief es ihn glühend, und er küßte ihre Lippen und schrie jauelizend in den brausenden Wind.

Vorwärts ging es, rasend über die Felsen ohne Weg. Plötzlich gähnte es tiefschwarz «nter ihnen, ein donnerndes Wasscrtoben scholl herauf, und der Vodcn war verschwunden. Er scliloß die Angcn, dann setzte das Nad wieder krachend auf den harten Stein, aber es gab kein Besinnen, unaufhaltfam ging es weiter.

„Was war das?" fragte er, ohne die Augen zu öffnen.

„Ein Abgrund."

„Sind wir hinüber?"

„Längst!"

„Und wird das Rad auch aushalten?"

Sie lachte nur. — „Hier!" sagte sie nach einer Weile und reichte ihm einen Zweig.

„Lorbeer! — Wo hast Tu ihn her. mitten in der ^ohrt?"

„Nimm ihn nud frage nickt, er gehört Dir."

Er schwang den blühenden Ast in der Luft. Drüben sah er die Sonne bluiroH nnteigehen.

„Ft es schon Abend?"

„Äalb. Der Tand ist gleich abgelaufen," und sie wies auf das Stundenglas das sie in der Rechten hielt.
„Schon Abend? Aber wir sind doch nur kurze Zeit gefahren." Sie sagte Nichts und blieb ernst.
Das Rad ging jetzt langsamer einen Hügel hinauf; balo konnte man die einzelnen Spelchen erkennen, dann hielt es still.
„Steig' ab, wir sind da!"
„Wo?"
„Dort, der Wagen mit den Rossen — siehst Du? Dort steige ein."
„Und wohin fahre ich?"
„Dieselbe Straße weiter."
„Und wer bist Du?"
„Die Jugend!" — Dann schwang sie sich auf das Rad und brauste den Hügel wieder hinab; in der Ferne hörte er noch ihren hellen Schrei. Er rief ihr nach, aber der Wind nahm den Schall und trug ihn mit sich.
Von drüben rief ungeduldig der Lenker des Gespannes. Er stieg ein. Anfangs ging es rasch, denn die Straße war gut, und als sie über den Hügel waren, stand die Sonne wieder hoch im Mittag. Die Rosse griffen kräftig aus, aber es ging n'cht halb so rasch wie auf dem Flügelrade. Die Straße zweigte sich: rechts führte sie durch den Wald, links durch die heiße sandige Mäche. Der Lenker bog links ein.
„Warum fährst Du nicht rechts? Es ist dort viel schöner."
„Ja, aber der Weg ist schmal und wenig benutzt, auch sind tiefe Gräben an den Seiten."
„Und davor hast Du Angst?"
„Man kann nicht wissen!" — Dann ging's durch das heiße Land.
Am Weg stand ein Lorbeerbaum, schon von W.'item hatte er ihn gesehen. Er wollte sich einm Zweig davon brechen, aber es machte Mühe während der Fahrt. Und als er ihn glücklich in der Hand hielt, war das Blattgrün lange nicht so frisch und saftig, wie das am Morgen.
Allmählich gingen die Pferde langsamer.
„Warum fährst Du nicht schneller?" —
„Es geht nicht, die Thiere sind verbraucht."
„So lass' sie doch eine We!Ie ruhen." —
„Wir dürfen nicht rasten."
„Aber das ist ja greulich, das Getrottc!" —
Der Lenker zuckte die Achseln. Dann steige doch aus und geh' zu Fuß!"
Das thllt er. „Wo geht der Weg?" fragte er noch.
„Hier die Straße hinauf. Wenn da? Gebirge herantritt, den Iteig rechts hinauf bei dem ausgetrockneten Quell."
„Und wo komme ich dann hin?" —
Er zuckte wieder die Achseln. „Ich bin nie weiter gefahren." —
Er stieg aufwärts; so brauchte er sich doch wenigstens nicht in dem Wagen schütteln zu lassen; außerdem war die Sonne jetzt im Sinken und brannte nicht mehr so heiß. Aber die Straße war verzweifelt lang, und allmählich wurde er müde. Kein Wunder, die langsame Wagenfahrt hatte ihn matt gemacht. Jetzt wurde ihm auch der Lorbeer lästig, den er bei sich trug, und er warf ihn achtlos an den Weg.
Dann kam der versiegte Quell und der Steig, den der Wagenlenter bezeichnet.
Herr Gott, war das steil und steinig: doch was half es, er mußte hinauf. Während des Aufstiegs kam es ihm vor, als käme Jemand hinter ihm her, aber er konnte Niemanden sehen, und auf seinen Ruf kam leine Antwort.
Und endlich, endlich war er oben. Auf den ersten Mick erkannte ei die Stätte: es war der Platz, an dem ihn die Jugend mit auf ihr Rad genommen. — Dort hinten

HÖH k»any Oosbeig in Vreslau.

sank die Sonne und färbte die Wolkcnschicht tief vnrvuin; der Abendwind strich lühl durch sein Haar, und droben um die Zocken logen wieder die rosa Nebel; aber er war todtmüde und hatte keinen Ann mehr für die Schönheit der Landschaft.

Was nun? fragte er sich und sah sich um, wo er ein Lager für die Nacht finden tonne; da hörte er hinter sich einen harten Schritt auf dem Stein: eine dunkle Gestalt tnm den Berg herauf, den Steig, den er gekommen; also hatte er sich doch nicht getäuscht. Als sie näher war, erkannte er sie: der Tod.

„Kommst Tu mich holen?"

Er nickte.

„Und wohin?"

„Das weiß ich nicht!"

„Wie, das weißt Tu nicht? Und ich bin den ganzen Tag geeilt, zu Oefährt und zu Fuß, und soll jetzt nicht einmal wissen, wohin?" —

Der Tod grinste. „Ich bin berufen, Euch abzuliefern, zn weiter Nichts."

„lind wem? Wo?"

„Dort drüben an jener Fclskante."

„Was liegt dahinter?" —

„Weih ich's? — So oft ich an den Rand trete, verlieren meine Augen die Kraft zu sehen, und ich bin blind. — Aber mache nicht Umstände, denn ich muß heute noch Viele geleiten. Komm, dort ist die Platte, wir sind schon da. Hier ist der äußerste Rand, siehst Tu Etwas?"

„Nichts!" -

„Ich auch nicht. — Toch nun tritt noch einen Fuß vor, so. Ich stampfe dreimal mit dem Fuß, dann thust Tu den nächsten Schritt allein, sonst muh ich Dich stoßen. — Eins — z>rei — drei!" Und der Tod stand an der Kante und lachte höhnisch.

ÄU«. .Deutsche Helden »u« der Zeit ssalsel Wilhelm« de« Großen
»«Im, Deutsche« Veilllglhuu« «onn H 8°, ^°°°"'
^llustrirte Bibliographie.
^"Wfr.k"^"^""^. ^.H" Kaiser Wilhelms »es Gronen. Ernstes nnd
Heiteres ans der vaterländische,! ftesch chte. Von Haus ss deiner ^„/^ '.
Mten Künstlen.. Äerli.i. Deutsches Ve?laMm.fFonä<c Co ^^"'"" °°"
^^.^"^ Hhrlümdert Kaiser Wilhelms I. (1797-1897) in den aroken Wldberr,»
Staatömanner,! und den Tapferen ans dem Volke, durch dem, Über Gm ^
U^..^^^'^ 5''?"c iw Dienste des VatH.bes die W^
stamme und die Große des Hohenwllemhanses vorbereitet und herbeiae führt wurb7 .
^" "°«e nahe ,.'V^t!rn3m7d
uor leaenoe ^jeit. M soll ein Heldenbnch ,ein. wie das n aleichem Verlane ei's<5ie,i<',w
i^/?7^."'^^' ^^ "°"'b°n". das Thaten der Tapferkeit ^
^In.^.^^^" bestimmt war, - aber in viel .oeiterem äi.we.i ,,^ innere
^dÄ.»7K..vr 3ch Zchtln^I^VL^UN
und kurzen Biograph^ Suchers Schar,ch°rsts. Gneisenans und Yorks ^araktenst.ken
,.- c.-. -^^^"^" bevorzuat dabei — dem populären Charakter des Wertes aemnü
cH^3i?Nst'^' ke!" """ i" buchst»^
yoiicrni ^innl. wahr i,t, den Heine einmal meint, d. h. den Werth der Wanrbeit ^,'ins
NN^./rni7'^!ussihnmge,i "e Persönlichkeit im Nie iVNus?r
«,2 acmiae .inqe ruckt. In die <-childeruna der genannten leitenden Männer sind dann
27*

einzelne Züge der persönlichen Tapferkeit und Aufopferung schlichter Kämpfer ciugeflochten und auch eine — soweit es der Nahmen der (nnzel-Biographie zuläßt — zusammenhängende Darstellung des Verlaufs der »rohen Kriegscreignifse mit der Schilderung der Leistungen und der Individualität des betreffenden Feldherrn oder Staatsmannes verwoben. —

Wim; Wilhelm von Preußen,
«u«: „Deutsche Helden au« bei Zeit Kaisei Wilhelm« de« «r°«en,
Veilw, Deutsche« Nellogshou« Vong Hi Lo,
An der Spitze der Helden ans dem Freiheitskriege — nach einer Schilderung der <!icinnisse von der großen französisckien Revolution bis zu den Jahren der preußischen Schmach und der Wiedererhebung Preußens — steht, wie billig, Prinz Wilhelm von Preußen, „der .Held von Blli°sui-Aube", dessen in einem hier zuerst veröffentlichten Briefe an seinen Vruder Karl gegebener Bericht über die Schlacht in Facsimile-Reproduction nebst dem Portrait des jugendlichen Prinzen eine sehr interessante und erwünschte (s-rgänzung zu dem Te^te bilden.

«»«: .Deutsche Helden »»« der Zeit ssoilei Wilhelm« de« Großen.'
«eilin, Neulich«» Veila^lhou« Vong H Co,

Man wird bei Beurtheilung des Textes — die natürlich bei dem vorliegenden
Material keine abschließende sein lann, — sich den Zweck des Unternehmens vor Augen
halten müssen: den Ton des objectiven und tühl prüfenden Historikers wird man nicht
von einem Werte verlangen, das sich an das Volk wendet, das der vaterländischen Be-
geisterung Nahrung zuführen uud iu den Spiegelbildern einer großen Vergangenheit den
künftigen Geschlechtern mahnende Muster und Beispiele zur Nacheifcrung aufstellen will.

llu«: .Deutsche beiden llu« bei Zeit Külsei Wilhelm« de« »loßen,"
»enin, Neutlchel Leilogzhcül« Vong H: llc>.
Tas schließt nicht aus, daß auch der Fachmann in diesem Werte manches Inter-
essante finden .wird; namentlich in den illustrativen Beigaben, den Facsimiledmckeu, de»
Äleproductionen von Tocumcutcu, Proclmnatwueu ?c. So enthalten die ersten Hefte
außer dem schon erwähnten Briefe des Prinzen Wilhelm einen gleichfalls bisher :ioch
nirgends veröffentlichten Brief Jahns in Fmsimilediuck, ferner eine getreue Nachbildung
des Schill'schen Ausrufes „Au die Tcutschen". —

Von Interesse sind fernei die verschiedenen Caricaturen Napoleons, darunter eine farbige, die ihn als Nußknacker darstellt, wie er sich an der harten Nuß Leipzig die Zähne ausbeißt. Ferner finden wir in den Heften zahlreiche Zeichnungen mW Neprobuc- tionen von Bildern bekannter Schlachtenmaler thcils in Holzschnitt, theils in Phototypie. Hervorgehoben seien die Bilder „Aniu? 1813" von Otto Nrausewetter: „Napoleon läßt beim Rückzug der Großen Armee seine Fahnen verbrennen" <1812) von A. von Kossllk: „Nheinübergang der schlesisclM Armee bei Land" von W. Camphausen: „Napoleon in der Schlacht bei Waterloo" von G. Bleibtreu: „Gneisenau verfolgt die fliehenden Franzosen nach der Schlacht bei Belle Alliance" von G. Bleibt«»; „Ansprache des Generals von Zlork an die Ostpreußischen Stände in Königsberg" von Otto Brausewetter, endlich eine noch wenig bekannte aus dem Jahre 1836 stammende Zeichnung von Adolf Menzel: „Victoria",, eine Darstellung des Abends nach der Völlerschlacht. — Außerdem ist jedem Hefte ein farbiges Bild beigegeben. —

Das Werk wird vollständig 15 Lieferungen i 0,50 Ml. umfassen, alle 14 Tage erscheint ein Heft. —1—.

'

Bibliographische Notizen.

Tic «ibelungen in Vayreuth. Neue Bayreuth« ^nfaren von Ferdinand Pfohl. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Meißner.

Die neuen Bayreuthei Fanfaren wenden sich nicht an die Parteifcmatiter, sondern an das große Publicum, das Wagner und seine Werke hochschätzt und bewundert und sich »veder durch ungesunde Verhimmelung auf der einen Seite noch durch unmotinirte Bei« bammungsuriheilc auf der anderen beirren läßt. Der Verfasser unterwirft die vor« jährigen Bayreuth« Festspiele einer eingehen- den witzigen und objectiven Kritik, die viel- leicht hier und da verschmwfen, bei ruhig Denkenden aber entschiedenen Anklang finden wird. Was Pfohl über Lilly Lehmann, die ebenso viel geschmähte, wie bewunderte Bayrcuthcr Briinnhilde, sagt, wird in der Villa Wahnfried schwerlich gebilligt werden, und seine Bemerkungen über die Bayreuth« Stilschule weiden bort viel böses Blut machen, aber anderwärts wird man ihm für seinen ehrlichen Wagemuth und für seine ungeschminkte Aussprache aufrichtig dankbar sein. — Den zweiten Theil des Buches bilden die Bayreuthei Fanfaren aus dem Jahre 189!. die sich mit „Parsifal". „Tristan und Isolde" und den „Meister» singem" iu ähnlicher Weise beschäftigen, wie das vorliegende Buch mit dem „Ring des Nibelungen". ed.

Vlustlalischc «fssahs von Dr. G. von der Pfoibten. München, C. H. Neck» sche Verlagsbuchhandlung.

Unter obigem Titel hat der Verfasser, der als Privotdocent an der Münchener Universität wirkt, vier Aufsätze herausgegeben, die für den Fachmann nicht gerade Neues bringen, den zahlreichen Musikfreunden des Laienpublicums aber vielfache Belehrung in anregender und bequem verständlicher Form bieten. Die vier Essays „Kunst und Dilettantismus, .Grundlagen der Gesangskunst", „Leonore im Fidelio und Elsa im Lohengrin" und „Weber und Schumann als Zchriftsteller" sind durchaus objcctiv ge» halten und zeichnen sich durch elegante, nie unnöthig in's Breite gehende Diction, gesundes Urtheil, sowie durch scharfe und zielbewußte Kritik aus. Viel Behcrzigenswcrthes enthalt namentlich der erste Aufsatz, der die größere Hälfte des Buches einnimmt; was v. d. Pfordten über Musikunterricht, Erlangung und Handhabung des Kunsturtheils, sowie Wer da« Wesen und die Bedeutung des Dilettantismus sagt, verdient nicht nur gelesen, sondern vielmehr gründlich studirt zu werden. ed.

hauSschatz moderner Kunst. Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Die immer mehr zur Geltung und zur Anwendung gelangenden photomcchanischen Vervielfältigungsweiscn, bereu Bevorzugung durch die Treue der Wiedergabe und die technischen Borthcile sich zur Genüge erklärt und rechtfertigt, mag von manchem Künstler und Kunstfreunde mit getheiltem Empfinden betrachtet werden, wenn er auch ihre Un« entbehrlichtcit, nachdem sie einmal in die Erscheinung getreten sind, nicht leugnen kann und selbst sie sich unter Umständen nutzbar machen wird. Er wird — und vielleicht nicht mit Unrecht — fürchten, daß hier wieder der künstlerischen ThäligKii ein «rück Terrain durch eine mechanische Arbeitskraft geraubt wirb: wie denn ja auch z. B. ein zunehmendes Verdrängen des künstlerischen Holzschnitts durch die Photographie in unseren illustrirten Zeitschriften mit Bedauern zu constatiren ist. Aber was die Kunst auf der einen Seite verliert, gewinnt sie sicher auf der anderen Seite. Die Photographie hat auch der Portraitmalerei wesentlichen Schaden zugefügt; aber in der Hauptsache doch nur jener Portraitmalerei, die geschäftsmäßig dem Mafsenbedürfniß mehr oder miiwer handwerksmäßig zu genügen bestrebte; die Portraitmalerei als Kunst im höchsten Sinne

ist dadurch nicht berührt worden. Die
mechanischen Verfahren geben gerade der
Kunst einen gewissen Impuls, um so ein-
bringlicher zu offenbaren, was sie vermag
im Gegensatz zu jenen; sie haben das Ver-
ständniß für das eigentliche Wefen der
Kunst, die weit Höheres bietet, als die bloße
treue Wiedergabe eines Objects, geschärft
und verallgemeinert. Selbst der einfache
Laie muß empfinden, daß die beste uud
lebenswahrste Photographie unendlich hinter
einem Lmbach'schen Bildniß zurückbleibt —
und die Kunst muß in dem Bestreben sich
zu behaupten und dos zu leisten, was la«?
vollkommenste mechanische Verfahren nicht
vermag, ihrer Aufgabe im höchsten Sinne
gerecht werben. Tasselbe gilt von den
künstlerischen Repiobuctionsweisen gegenüber
den vhotomechllnischen. Wir glauben, daß
mit der theilweiscn Zurückdrängung der
ersteren durch die letzteren die Wcrthschatzunss
jener nur noch mehr steigen wird. Das
Individuelle, das ei» Kupferstich, eine
Mdirung, ein Holzschnitt vor der Photo-
graphie voraus hat, giebt ihnen einen Neiz,
für den sich das Verständnih mehr und mehr
Bahn brechen wird.

So findet auch die lange Zeit vernach-
lässigte Nadirung immer zahlreiäicre Freunde,
sowohl unter den Künstlern, wie auch unter
dem lunstfreundlichen Publicum; sowohl zu
sclbstständigen Originalschöpfungcn, wie izur
Wiedergabe bedeutender Kunstwerke wird
sie in steigendem Maße herangezogen. Ein
Untenuhmen, das geeignet ist, der Rabiruug
in weiteren Kreisen Freunde zu werben,
ist der von der Gesellschaft für verviel-
fältigende Kunst in Wen herausgegebene
Hausschatz, der zu ungewöhnlich billMiu
Preise hervorragende Kunstwerke von Meistern
wie Böcklin, Defregger, Feucrbach, Grützner,
Fr. August von Kaulbach, Liebermann.
Gabriel Max, Schindler, Schleyer, Schwind,
Uhde u. A. in guten Radimngcn von
Bürckncr, Halm, Hecht, ssraustopf, Krüger,
Unger, Woernle u. A. bietet. Zu der
Eigenart der verschiedenen Künstler kommt
hier noch die verschiedene Eigenart ihr r
Interpreten, die jeder in seiner Weise die
farbigen Originale nur durch die beiden
Gegensätze von Licht und Schatten wieder-
zugeben sich bemühen und auch hier durch
die Strichführung und nuancenreiche Ab»
schattiruug die malerische Wirkung der Vor-
lage nach Möglichkeit wiederzugeben suchen.
So liegt in solchem Blatte immer eine
doppelte künstlerische Leistung vor, — ein
Vorzug, der bei der Gleichförmigkeit der
photomechanischen Reproduction fortfällt. —

Der Hcmsschatz modenier Kunst, über
den der diesem Hefte beigegebene Prospect
Näheres mittheilt, wird 20 Lieferungen
mit je 5 Blatt Radirungen im Format
30:40 om umfassen. Jede Lieferung kostet
nur 3.00 Mk. (^ ö. W. fl. 1,80), so daß
auf das einzelne Blatt nur 0.60 Ml.
kommen: ein Preis, der eine weitere Ver-
breitung des „tzausschatzes" eNvarten läßt.—
Dem letzten Hefte soll ein Text mit
kurzen Biographien sämmtlicher vertretenen
Künstler beigegeben weiden. —1—
»ünstler»Manographien. In Verbindung
mit Andern herausgegeben von H. Knack»
fuß. Verlag von Velhagen KKlasing,
Bielefeld und Leipzig.
Die Geschichte der klassischen und modernen
Kunst in einer Sammlung erschöpfender,
reich illustcirter Monographien dem Publicum
zu bieten, ist die löbliche Absicht dieses
Unternehmens. Man kann sich beim Durch-
blättern der bereits erschienenen Bände in
der That des freudigen Erstaunens nicht
erwehren. Für einen verhältnißmäßig doch
sehr gelingen Preis wird dem Kunstfreund
hier eine willkommene, in ihrer Art prächtige
Gabe entgegengebracht. Es ist bereits eine
große Anzahl von Bänden erschienen, und
allenthalben muß die schöne, geschmackvolle
Ausstattung unfern Beifall finden. Nicht
alle dies: Werklein haben übrigens Meister
Knackfuß selbst zum Verfasser, sondern in
einem seiner Mitarbeiter, Adolf Rosenberg,
tritt eine unterstützende Kraft, die man sich
gern gefalle» läßt, uns entgegen. Nofenberg
hat den Watteau, der erst fpät zum Gegen-
stand wissenschaftlicher Forschung gemacht
wurde, sowie auch Bertel Thorwaldsen nicht
ohne Geschick behandelt.
Man mag im Allgemeinen viel gegen
das Unternehmen, das eine Kunstgeschichte
in Einzeldarstellungen auflöst, vom princi-
piellen Standpunkt einzuwenden haben.
Darnach richtet sich aber das Publicum
nicht, und es thut gut daran. Denn mehr
als auf einen systematischen Unterricht kommt
es doch in der Kunst zunächst auf ein
unbefangenes Liebhaben an, ein feineres
Verständnis; wird durch das auf die persön-
lichen Momente im Anfang gerichtete Lieb»
haberthum mehr und mehr durch andauernde
Beschäftigung mit einer großen Anzahl
liebgewordener Kimstlergestalten erweckt und
entwickelt. Als eine wünschenswerthe Er-
gänzung dieser Sammlung stellt sich, wie
wir schlichlich noch hervorheben müssen, eine
zusammenfassende Allgemeine Kunstgeschichte
von H. Knackfuß und Max G. Zimmer»

mann im gleichen Verlage dar. Der erste Band (bioschirt 8, gebunden 10 Marl) enthält Alterthum und Mittelalter.

Wir hoffen, durch diese Veranstaltung gewinnt die bildende Kunst mehr verstiindnißuolle Freunde. Möge zunächst die einzelne Gestalt liebevoll herausgegriffen werden. Jedes Einzelne deutet auf einm allgemeinen Zusammenhang; ist das Interesse für die Person einmal geweckt, so wird endlich auch die Theilnahmc an der ganzen Sache nicht ausbleiben. II. I..

Geschichte des Theaters in seinen Veziehungcn zur Vntwickclung der dramatische» Dichtkunst. Erster Band: Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Von Gustau Körting.

Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh.

Im Gegensatz zu einer Geschichte des Dramas, wie sie uns vor Allem in jenem gewaltigen, fleißigen Werke des mit feuriger Rednergabe ausgerüsteten Klein entgegentritt, stellt sich uns hier eine Geschichte nicht des Dramas, sondern des Theaters vor Augen. Es soll darin, wie der Verfasser bekennt, namentlich dargelegt werden, wie Theater und Drama sich beständig gegenseitig beeinflußt haben, bald iu föidclndcr, bald in hemmender Weise. Es soll ein dreitheiliges Weil weiden. Das Theater der Griechen und Römer liegt als erster Band vor, im zweiten soll das Theater des romanischen und des germanischen Mittelalters, im dritten das Theater der Neuzeit zur Sprache kommen. Die Darstellung ist eine klar gemeinverständlich gehaltene. Ter gelehrte Apparat wirkt nicht störend, da der Verfasser demselben am Schlüsse jedes Bandes eine befondere Stelle gewiesen. Uebersichtlichkeit und Klarheit sind die leitenden Gesichtspunkte der Arbeit.

Daß sich die Darstellung auf das Thcaterwefen der europäischen Völker beschränkt, bedarf nicht der Entschuldigung. Die Entwickelung des Schauspielwesens und der dramatischen Kunst bei den Culturvöltern Europas läßt sich in der That unabhängig von moigenländischen Strömungen als geschlossenes Ganze einheitlich für sich als Thema hinstellen. Diese Beschränkung kräftigt die einheitliche Durchführung des Werkes. 2. I,.

Abhandlungen zur Gcinndheitslchre der 3ee!e und der Nerven. Heft 2. „Arbeit und Wille" von Dr. E. Halle» vorden, Priuatbocent in KonisMeia. — Wiirzburg. A. Stubcr (C. Kabitzfch).

Wie bereits bei der Besprechung des
1. Heftes hervorgehoben worden ist, beab-
sichtigt der Verfasser, eine neue, auf klinische
Psychologie oder Personenkunde, wie er diese
jetzt nennt, bllsirte Disciplin: „Die Seelen»,
gesundheitslchre — Psychohygiene" — zu
begründen. Da das 1. Heft einzelne inter-
essante Darlegungen enthielt, konnte man
Wohl auf eine weitere EntWickelung im
2. Heft gespannt sein. Der Verfasser ist
jedoch in diesem Heft, von dem er sagt
(T, 28), daß es unter dem Zeichen der
psychologischen Kategorie der Gefühle, des
Gemüths steht, unter sehr häufigem Citiren
uon Kant, mehr iu's philosophische Fahr-
wasser gcrathen und bedient sich dabei zum
Thell eines derartig schwülstigen Stils, oaß
die Ausdrucksioeise mitunter ebenso schwer
verständlich wie tomisch klingt. — Zum
Beweise hierfür seien mit Rücksicht auf den
hier verfügbaren Raum zwei Sätze beliebig
herausgegriffen.
S. 22 heißt es: „Das in der gebildeten
Gesellschaft zu hörende Wort psychologisch,
wie interessant!' bedeutet entweder, dah es
sich um eine Schmutzgeschichte handelt;
meistens daß sittliche oder auch, daß gesell-
schaftliche, keineswegs psychologische Fragen
zur Erörterung stehen; oder es ist nur die
eine der beiden üblichen Mcthod.n, Sach-
uutenntniß zu verbergen, gegenüber der
Concurrenzmethode für denselben Zweck,
welche darin besteht, aus wissenschaftlichen,
aber irgend welchen Redensarten geräusch-
voll und klingend, womöglich — wenn der
Betreffende von Hoffnung auf Sect beseelt
ist — mit Pathos Sätze zusammenzustellen
und in Lungen- und Kehlkopf-Arbeit, bis-
weilen turnerisch, als Voctäinpfer des
Schema F thätig zu sein. Diese Ianit-
schamipsychologie, so möchte ich sie nennen
— denn das ist sie auch in anderem Sinne
— habe ich vielfach in Plaidoyers gehört."
S. 2!), wo davon die Rede ist, daß Wille
als centripetale Empfindung auch Abarten
von Lust- und Unlust-Betonung an und für
sich, also Willenslust und Willensunlust
darbietet, heißt es in einem weiteren
Satze: „Je nach Empfindnngsspecifität, Ver-
hältnissen, Person, Milieu, nehme ich die
nervöse Energiemenge und -spannung der
fraglichen Centralzellen als physiologische
Bedingung der fraglichen Empfindung, auch
des Willens, nur insoweit an, als die
Centralzellen (-- Dampfkessel) ihre Energie
an Manometerzellen (Schaltzellen?) centri»
pctal mittheilen, denn erst die Manometer-
zellen (wie am Dampfkessel, aber beide

Manometer, nämlich Tnick- und Wassei-
standsmanomcter in sich vereinigend) dienen
nach der auf sie übertragenen 1. Eneigic-
aullntität und -spannung der svecifischcn
Empfindung und 2. nach der Proportion
von Quantität, Spannung und Widerstand
(i:u:v) auch der Lust- und Unlust-
betonung." —
Wir glauben nicht, daß durch derartige
geschraubte Darstellungen, wie solche das
2. Heft reichlich enthält, der zu fundirenden
„neuen Disciplin" gedient sein wird. Auch
mit mancher der am Schluß des Heftes,
in zum Theil recht schwülstiger Form, auf-
stellten Thesen tonnen wir uns nicht be-
freunden. Geradezu curios lauten aber
These 60 und 61 (S. 47), in denen es
heißt: „Allen, welche Waffen tragen
(Beamten, Offizieren, Soldaten, Schutz-
leuten (u. s. w.) ist entweder jeder Altohol-
genuh grundsätzlich zu verbieten, oder es
muß (sei es mit, sei es ohne Altoholverbot)
das Waffentlllgen nicht nur außerhalb des
Dienstes, sondern auch im Dienste allemal
dann, wenn die Waffen nicht zu Waffen-
Übungen gebraucht werben, aufhören, min-
destens erwächst den Militärärzten die
Pflicht, alle Soldaten und Offiziere, be-
sonders jüngerer Jahre, auf Alloholwirtung
in's Auge zu fassen und die nicht resistenten
Persönlichkeiten zu melden."

X.

„2>>hll«plev". Eine Land- und Wald-
gesckichte von Valeska Gräfin
Äethusy - huc. Carl Meißner, Dresden
und Leipzig.

Gräfin Bethusy (Moritz v. Reichenback)
ist eine talentvolle und fleißige Schriftstellerin,
der es an Erfolg nicht fehlt. Ihre eigent-
liche Domäne ist der Salon, in dem sie
wohl zu Hause ist und dessen zwischen Wahr-
heit und Schein pendelndes Wesen sie treff-
lich zu zeiämen weiß. Hin und wieder be»
giebt sie sich, einem, wie es scheint, unwider-
stehlichen Zuge ihrer gesunden Natur folgend,
auf das Gebiet der Schilderung des unteren
Voltslebens ihrer obeischlesijchen Heimat,
bock, nicht mit Glück. Sie ist entweder nicht
tief genug in das Seelenleben des Voltes
eingedrungen, oder es muthet sie zu wenig
an, um sie zu ernsterer psychologischer Ent-
wickclnng anzuregen; jedenfalls bleibt ihre
Feder auf diesem Felde skizzenhaft, ja hin
und wieder oberflächlich und unfertig. Dies
merkt der aufmerksame Leser auch in der
vorliegenden Erzählung, welche nicht zu dem
Besten gehört, ivas Gräfin Bethusy ge-
schaffen hat. V. I.

Deutsche Privat-Vibliothelen. Der
Herausgeber des „Verzeichnisses' von
Privat-Bibliotheken", G. Hedeler
in Leipzig, wird dem soeben erschienenen
eisten Band (Amerika) noch in diesem Jahre
den dritten Band (Deutschland)
folgen lassen. Um diesen wichtigen Theil
möglichst vollständig zu gestalten, lichtet
derselbe an alle Besitzer hervorragender
Büchersammlungen die Bitte, ihm, soweit
nicht bereits geschehen, Angaben über
Nändezahl, Souderrichtung und
sonstige Einzelheiten ihrer Bücher-
bestände zur unentgeltlichen Be»
Nutzung zu senden. Bei den im eisten
Bande kürz beschriebene!! 601 amerikanischen
Privlltbibliotheken fanden Sammlungen von
unter 3lXX) Bänden nur dann Aufnahme,
wenn hoher Werth, Seltenheit?c. dies recht-
LlnLeLUN8«ne Ltwüer. Leznreeduuz nueli ^U8^»ul Her IleHactlon vorben»lte».
8««1« unÄ ü«iv«n. I. Arbeit un<I ^VMe,
ler80nenIiUnHe »Her Iiiinisede ?8ve!>»!o8ie
?ur NrunHiezuu» Her rsvenonv^iene von
llr, D, N»!!ervurHeu. Nett3. Wilr^dulg, H,
8tub«r'8 Ver!»z,
H,<Usi, ^ VorreHe unH Lrue!,8tUc!ie. Line
poetiücke üusterkarte, I^nluiilurt ». Ä,,
c«mi88iou8 Veriuss voll Uedr, 8tl>uHt.
>!iu8trirte8 Lrnteuen «ervirt voll einem
?rovinni»,Ien, 2Uric>!, VerI»L8-ziui»lin tt,
8e!>»beiit?.),
^u» li«uH«n 2nl»ll«ll. üine N»Id,non»t'
anritt. 18»?, Ilelt 3. 4, 5, «, 7. 8tult-
Mrt, Veut8e!>e Veri»«8 ^U8t2lt,
Hu» tili,M«Ii»ill IlllQQl»»». 2llriel>, Veriuß»-
ölnMuiu <^, 8c!ia!)eli!!i),
L»,lnb«i7fl«l', I<»H°/I^, ?oiiti»el>e 8eur!lten von
1873 b>8 1892, «I>e8»mmelt« 8ciiritten von
I^uHvizi UamderMr L»nH V,) Leriln, Ilo8en-
dllum H N»,rt,
2lbU«>tll«Il cl«i V«»»u>tIlU«l»tnr ck«» In-
«n<i H»«I»i>H««. Kr, 1011 l,!8 1023,
lwlle 2,<8, Otto NeuHei.
2»<s»»I»v»lr^, /^. von, ^u« be»«3ten leiten,
Koveüen uixl 8Kiüüen. 8.—W, l'uusenH,
Lerlin, Verein Her Luenerlreuncle, 8eim!i ^
lirunH. ».
Lli«t»«cli»el iw!»«!ieli 8ouiU«i un<! I«tt«,
17ss—180L, Uei^uLLeßedell unH erläutert
von ^Vilne!,» rwlit«, I, L»nH. 8tutl8»rt,
^!. L, llutw'8el>e LuenImuHiunss,
üi»u», ?»ul, U»n», Dine «ociwie Nientunß »uz
Her NriinH»nss8?,eit Heü veuwelieu Ileielie«.
I^eipuw. V«ri»ss von ?rieHri«u ^uu8ll,
DUdsIl, Il»il», 8^!iUe!ite »'eizen, ««Hielite.
2Ur!e>>, Verwz; <!e« 8eli»'e!«er liAuentieim,
^u«r«I, 2ÄNAIÄ, l!e«e!>iel>te Her en»!i8<:nen
Lltterutur von ii,reu ^nliinssen d>8 »ul Hie

neueste Xeit. ziit einem ^»imuss i Ueseulclite
Her I.!tter»tur KorHumerill»«. Vierte vöiii^
neu dearneitete HulwM, Ilett I, I^eiplig,
^, L»e<!eKer.
ünlf«l, N!il»iÄ, V!i!!»m 8ii»Iie«pe»re, Nu
IIkuHdueuiew, !Iit eiueui ^nn«nss: Der
M>?»ll V,'aun, I^einniL, ^u!w8 Loeäelier,
<n««». L»!iH IV. 8»c!8,Ii5>nu« unH 8»cillle
fertigten oder wenn es sich um bedeutendere
Specilllsammlungen handelte. Aehnliche
Begrenzung ist auch für die Bearbeitung
des dritten Bandes uöthig. Neben Vücher-
sammlungen littciarischei und allgemeiner
Richtung weiden im Privatbesitz befindliche
beachtenswerthe wissenschaftliche und tech-
nische Fachbibliothelen berücksichtigt. Für
die Allgemeinheit dürfte die Zusammen-
stellung, deren Benutzung ein jedem Band
beigegebencs Sachregister erleichtert, auch
insofern Interesse bieten, als dieselbe dazu
beitragen kann, daß wichtige im Privatbesitz
befindliche und daher wenig bekannte Büchcr-
schätze für litterarische und wissenschaftliche
Forschungen mehr als bisher zu Nathe
gezogen werden. Besitzer werthvoller
Bibliotheken sollten die Mühe einer
kurzen Mittheilung nicht scheuen.
Le«e^uuß im IN, ^»IiruuuHert. Von Werner
Loinbllrt, ?role88«r »n Her Univerzit«t
Lre^Illu. Lern, 8t«Uer H Cie^ vornuli8
^. 8!edert.
?»b«r cln?»n», r,'»po!eon8 ?eiH«UF in I?U83i»nH
von 1812, llit e». 10) ssro88en VolibUHer-
t»lein unH einer ^UL»!,i Kleinerer I!in8tr»-
tione». I.ielerunZ2—5, I«!i>«iz, H. 8onmiHt
K C Uüutlier.
?«u«^b»,<^i, ^»»«IiQ, Li» Ven»iic!>tn>88, Viert«
Hulill^e mit neu deardeitetein Vel?,eie!!nl8,'<
«einer VelKe unH einer liiotogrilvUre »»el>
einem in Her Kßl. ?in»!iotlieii ^u üUnciieu
oelinHIlene» 8eib8tKiIHn!88. >Vien, Veri»K
von (!»r! OeroiH« 8odu.
?i»oliei, H,aolt, LiiHer »»8 ^»Mn. Illuztrirt
von k. Iluiienoerzer unH ^!. Lalir, ilit einer
X»ite von ^»Mu. Lerün, Ceorss LonHl,
?il«<Ini»lln, ^1tl«H, ?be«ter, 2, .Xun»ge,
Lerün, ÜN8enI>»um 6: II»rt,
<I«iu«i, ?»ul, ^Viineim ü»2be, Line V,'I!rHi'
^in8 «einer MeutunLen. I^eiu^i^, Vlüieim
I^rieHrieii,
Ne,s!I«Il»tt«, v«l, I^ittewriselie NoimtZ-
80>,rift. IN. ,I»nrF. <I8N7,> K«, 7, ürlurt,
üHu»rH llno^,
N»!t>«, H»», I'r»u zie«ee!i, üiue vori^elueute.
Lerlin, Ueorg Loi»!i.
^U!Ä«iUu» !?e«m>meite Vic!,tun8«n. !>'eu
Hurcii^ezeliene unH vermelirte .>»8Md« in
«vei LünHeu, Mt bioLr»pl!i8enel üinleituuz,
Her»u8«eßeden von LertliolH I^itluiunn,
II. L»»3, Ltuttzurt. c«tl»'«e!,e Uuci,imnH!lluz
K'»>:nloisser,